Allgemeine deutsche Biographie

Bd.: 17

Leipzig 1883

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Siebenzehnter Band.

Krabbe — Lassota.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Neudruck der 1. Auflage von 1883

DUNCKER & HUMBLOT / BERLIN 1969

1. Auflage 1883
2., unveränderte Auflage 1969

Gedruckt 1969 bei fotokop Wilhelm Weihert, Darmstadt
Printed in Germany

Krabbe: Kaspar Franz K., katholischer Geistlicher und Schulmann, geb. am 20. October 1794 zu Coesfeld, † am 4. April 1866 zu Münster. Nachdem er in seiner Vaterstadt das Gymnasium absolvirt hatte (das ganze Lehrerpersonal desselben bildeten damals drei Geistliche), studirte er 1810—17 in Münster Philosophie und Theologie und wurde am 24. April 1817 zum Priester geweiht. Von 1817—23 war er Kaplan in Borghorst, 1823—28 Pfarrer in Recklinghausen, 1828—45 Regierungs- und Schulrath bei der Regierung, 1841 bis 1845 auch Schulrath bei dem Provincialschulcollegium in Münster. 1844 wurde er von der dortigen theologischen Facultät honoris causa zum Doctor promovirt; in demselben Jahre wurde er Domherr, 1858 Domdechant. Im J. 1848 vertrat er den Wahlkreis Kempen in der Nationalversammlung zu Berlin, 1852—58 den Wahlkreis Münster in der zweiten Kammer. Im October und November 1848 nahm er auch als Theologe seines Bischofs, J. G. Müller, an den Berathungen der deutschen Bischöfe zu Würzburg Theil.

K. ist mit großem Eifer für die Hebung des Volksschulwesens im Münsterlande thätig gewesen, hat sich dabei aber immer bemüht, den Grundsatz, daß die Volksschule Sache der Kirche sei, zur Geltung zu bringen. Auch seine schriftstellerischen Arbeiten beziehen sich meist auf das Schulwesen: „Leben Bernard Overbergs“, 1831 (3. Aufl. 1864); „De obligatione parochi instruendi juventutem saltem in rebus fidei et morum et de scholis parochialibus“, 1842; „Statuta synodalia dioecesis Monasteriensis“, 1849; „Geschichtliche Nachrichten über die höheren Lehranstalten in Münster“, 1852; „Wem steht das Eigenthum der vormaligen Jesuitengüter, bezw. das Recht zu, sie zu verwalten und zu den stiftungsmäßigen Zwecken zu verwenden?“ 1855; „Ist die katholische Kirche in Preußen durch Staatszuschüsse bevorzugt?“ 1855 (anonym) ꝛc. 1846 bis 1866 gab K. das „Monatsblatt für katholisches Unterrichts- und Erziehungswesen“ heraus.

Ein jüngerer Bruder, Anton K., geb. am 27. Januar 1809 zu Coesfeld, † am 4. August 1878 zu Münster, der 1830—32 zu Münster Theologie studirte, sich dann aber dem Archivwesen zuwandte, 1839—48 Assistent bei dem Provincialarchiv, von 1848 an Domwerkmeister in Münster war, hat eine kleine Schrift über die „Einführung des Christenthums im Münsterlande und das Leben des hl. Ludgerus“, 1841, und mehrere Aufsätze in Zeitschriften, meist über die Geschichte des Domes zu Münster, geschrieben.

Aus dem Leben eines Schulmannes (Selbstbiographie) aus dem handschriftlichen Nachlasse des sel. Domdechanten Krabbe, in dem Münster'schen Sonntagsblatt, 1879, Nr. 8 ff. Raßmann, Nachr. von Münster. Schriftst. S. 187 u. N. F. S. 128. Reusch.

Krabbe: Otto Carsten K., geb. zu Hamburg am 27. December 1805 und auf den Schulanstalten seiner Vaterstadt vorgebildet, studirte seit Ostern 1826 in Bonn und Berlin Theologie, dort mit Lücke, Sack, Nitzsch und Brandis in näherer Beziehung, hier von Schleiermacher freundlich aufgenommen, vorzüglich aber im innigsten Anschluß an Neander. Nachdem er ein letztes Semester in Göttingen zugebracht, promovirte er daselbst am 4. April 1829 zum Doctor der Philosophie auf Grund einer gedruckten Dissertation „De codice canonum qui Apostolorum nomine circumferuntur“. Nach Hamburg zurückgekehrt, ließ er in demselben Jahre seinen aus einer gekrönten Preisschrift hervorgegangenen „Historisch-kritischen Versuch“ über die apostolischen Constitutionen erscheinen und brachte die nächsten Jahre, neben fleißigem wissenschaftlichen Weiterstudium und häufigem Predigen, mit sehr gesuchtem Privatunterricht zu. Am 5. September 1833 zum Professor der biblischen Philologie am Johanneum berufen, veröffentlichte er außer einigen Programmen („Quaestionum de Hoseae vaticiniis specimen“, 1836; „Ecclesiae evangelicae Hamburgi instauratae historia“, 1840) seine beiden ersten größeren Schriften: „Die Lehre von der Sünde und vom Tode“, 1836, und die „Vorlesungen über das Leben Jesu“, 1839. Erstere erwarb ihm den Ruf in die durch Sartorius' Abgang erledigte Professur zu Dorpat, dem er jedoch nicht Folge leistete; letztere das Berliner Ehrendiplom eines Doctors der Theologie bei Anlaß des märkischen Reformationsjubiläums am 1. November 1839. Mit dem Wintersemester 1840 trat K. in diejenige Stellung ein, in welcher er seinen Lebensberuf erfüllen sollte: in das theologische Ordinariat und das damit verbundene neubegründete Amt eines Universitätspredigers zu Rostock. Außer seinen Vorlesungen über systematische und praktische Theologie einschließlich der Leitung des homiletischen Seminars, neben welchen K. auch zwei Decennien lang regelmäßig über Kirchengeschichte las, widmete er sich mit dem hingebendsten Eifer den allgemeinen Interessen der Universität, deren Rectorat er sechs mal bekleidete, deren Geschichtsschreiber er wurde, zu deren prächtigem Neubau den Anlaß zu geben ihm vergönnt war. Und ebenso übte er auch in weiteren Kreisen für die mecklenburgische Landeskirche eine eingreifende, auferbauende Wirksamkeit, für welche ihn auch bald seine Berufung in die theologische Prüfungscommission, seine Mitredaction des „Mecklenburgischen Kirchenblattes“ (von 1844—1847), seine Theilnahme an der Schweriner kirchlichen Conferenz im J. 1849 und sein Eintritt in das Consistorium (1851) in erhöhtem Maße verpflichteten wie unterstützten. In seiner theologischen Richtung anfänglich dem positiven Biblicismus eines Neander und Nitzsch zugethan, — welchen er auch gegen einen Angriff J. Wiggers' in dem Schriftchen „Bemerkungen über die Stellung der Apologetik zur heiligen Schrift“, 1842, vertrat —, wuchs K. allmählich immer entschiedener in die confessionelle Bestimmtheit des kirchlich-lutherischen Bekenntnisses hinein. So trug er wesentlich dazu bei, die aus dem Rationalismus erwachende Landeskirche in Mecklenburg-Schwerin auf ihren rechtlich ungebrochenen lutherischen Bekenntnißgrund zurückzuführen und auf demselben neu zu beleben. Auch bei den Werken der inneren und der Heidenmission, wie solche seit den 40er Jahren von Rostock aus wirksame Anregung im Lande fanden, war und blieb K. bis an sein Ende aufs Lebhafteste betheiligt. — Bei großer persönlicher Milde, welche ihm leicht die Herzen gewann, war er, wo es für seine Ueberzeugung einzustehen galt, von ebenso unbeugsamer Entschiedenheit des Charakters, wodurch er auch denen Respect einzuflößen wußte, die diese Ueberzeugung nicht theilten. Wie er seiner ganzen Art und Entwickelung nach auch politisch mit „Alt-Mecklenburg“ aufs Innigste zusammengewachsen war, so konnte er gegen die neueren politischen Entwickelungen nur in einem Gegensatze stehen, mit welchem er auch öffentlich nicht zurückhielt (s. u.) Einen ähnlichen Gegensatz war er auch auf

theologisch-kirchlichem Gebiete durchzukämpfen berufen in dem Baumgarten'schen Streit, bei welchem er durch das von ihm verfaßte Rostocker Consistorialerachten sich den heftigsten Angriffen fast von allen Seiten ausgesetzt sah, ohne sich auch nur im Mindesten in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Pflichtmäßigkeit des Geschehenen beirren zu lassen. — Von einer selten ausgebreiteten Gelehrsamkeit, welche nicht blos alle Gebiete der Theologie, sondern auch manche angrenzende, ja selbst nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Theologie stehende Gebiete umfaßte, hat K. sich litterarisch mit Vorliebe historischen, kirchenhistorischen und kirchenrechtlichen Arbeiten zugewandt. Es sind „Die evangelische Landeskirche Preußens und ihre öffentlichen Rechtsverhältnisse", 1849; „August Neander, ein Beitrag zu seiner Charakteristik", 1852; „Die Universität Rostock im 15. und 16. Jahrhundert", 2 Theile, Rostock 1854; „Aus dem kirchlichen und wissenschaftlichen Leben Rostocks", 1863; „Heinrich Müller und seine Zeit", 1866; „David Chyträus", 1870. Von kleineren Publikationen, außer einer Anzahl einzelner Predigten, die Rectoratsreden: „Der christliche Staat und seine Aufgaben in der Gegenwart", 1866; „Ueber den idealen Beruf der Universitäten", 1870; „Der Mangel philosophischer Studien, die wissenschaftliche Signatur unserer Zeit", 1870; die Vorträge „Savonarola", Berlin 1862; „Kaiser Karl V. und das Augsburger Interim", Rostock 1872; außerdem die durch den Baumgarten'schen Streit veranlaßten umfänglichen Schriften: „Ueber das in der Sache des Professors Dr. B. erforderte und abgegebene Erachten des großherzoglich mecklenburgischen Consistoriums", Schwerin 1858, und „Das Bekenntniß der lutherischen Kirche und die in Sachen des Professors Dr. B. abgegebenen Gutachten der theologischen Facultäten zu Göttingen und Greifswald", Berlin 1859; endlich sein letztes Zeugniß „Wider die gegenwärtige Richtung des Staatslebens im Verhältniß zur Kirche", 1873. — K. war zweimal verheirathet. Seine erste Frau Elfriede geb. Voigt starb bald nach seiner Uebersiedelung nach Rostock (1842). Nach siebenjährigem Wittwerstande trat er zum zweiten Male in die Ehe mit Albertine geb. Heuffemann. Sonst immer von ausgezeichneter Gesundheit, hatte K. in den letzten Jahren an einem schmerzlichen Unterleibsübel zu leiden, welches ihn rascher, als vermuthet ward, dahinraffte. Er starb am 14. November 1873.

Vgl.: Zum Gedächtniß des Dr. O. C. Krabbe. Rede am Sarge desselben gesprochen von Dr. Joh. Bachmann, sowie die Nekrologe in: Mecklenb. Kirchen- und Zeitblatt 1873, Nr. 25. Allgem. evang.-lutherische Kirchenzeitung 1874, Nr. 6. Evangelische Kirchenzeitung 1874, Nr. 20.

Joh. Bachmann.

Krabinger: Johann Georg K., Bibliothekar und Philolog, geb. am 16. Juli 1784 in Oberbergkirchen bei Ampfing in Altbaiern, † am 16. Mai 1860. Da er schon als Knabe gute Anlagen zeigte, ließ ihn sein Vater, ein Zimmermann, in der Klosterschule zu Gars unterrichten, wo er bis 1799 verblieb. Seine Studien vollendete er auf dem Gymnasium und Lyceum zu München, worauf er die Universität zu Landshut bezog, wo er sich unter Ast dem Studium der Philologie widmete. Nach seinem Abgang von der Universität brachte er sich in München mit Privatunterricht durch, bis er im J. 1817 als Hilfsarbeiter an der Bibliothek verwendet wurde, zunächst um die zahlreichen im letzten Decennium erworbenen lateinischen Handschriften zu katalogisiren. Eine definitive Anstellung erhielt er 1820 als Scriptor, von welcher Stelle er noch bis zum ersten Bibliothekar vorrückte, bis er im J. 1857 nach 40jähriger Dienstzeit in den wohlverdienten Ruhestand trat. Als Bibliothekar zeichnete er sich durch die größte Berufstreue und durch die Gediegenheit aller seiner Arbeiten aus; den Benutzern der Bibliothek war er ein kundiger Leiter und Rathgeber, der alle

billigen Wünsche mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit befriedigte. Auch als Mensch erwarb er sich durch die Geradheit und Offenheit seines Charakters einen allgemein geachteten Namen. — K. war ein tüchtiger Kenner der alten Sprachen, besonders des Griechischen; als Herausgeber und Uebersetzer von mehreren Schriftwerken der späteren Gräcität und von griechischen und lateinischen Kirchenvätern hat er sich viele Verdienste auf einem nur wenig angebauten Felde erworben. Seine erste noch etwas schwache Arbeit, eine Uebersetzung des Romans Daphnis und Chloë von Longos (Landshut 1809, dazu eine Ergänzung 1811 auf den bekannten Fund von P. L. Courier) wurde von seinem Lehrer Ast eingeführt; hierauf folgten Xenophon's v. Ephesus „Anthia und Habrokomas", übersetzt mit kritischen Anmerkungen (München 1820); „Synesii Cyrenaei Calvitii encomium", Textesrecension, mit deutscher Uebersetzung 1834, dessen „Aegyptische Erzählungen über die Vorsehung" griechisch und deutsch, 1835. „Synesii opera omnia", Landshut 1850, von welcher kritischen Ausgabe wegen Mangels an Theilnahme leider nur ein erster Band erschienen ist. „Gregorii Nysseni oratio catechetica et or. funebris in Meletium episc. Antiochenum", 1835, „Eiusdem de anima et resurrectione dialogus", 1837, „Eiusdem de precatione orationes V", 1840, alle drei Werke in Text und lateinischer Uebersetzung. „Basilius des Großen auserlesene Homilien übersetzt und erläutert", 1839. „Cyprian's auserlesene Schriften übersetzt und erläutert", 1848. „Cypriani libri de cath. eccl. unitate, de lapsis et de habitu virginum", 1853. „Ambrosii de officiis ministrorum libri III", 1857. „Augustini enchiridion de fide, spe et caritate", 1861. „Bernardi Claraevallensis libelli de diligendo deo et de gratia et libero arbitrio", 1842, „Eiusdem de consideratione libri V", 1845. „Eclogae illustrium poetarum latinorum recentioris aetatis", 1835. Als der bekannte Abbé Gaume mit dem Vorschlage hervortrat, die auf Schulen gelesenen Classiker durch Kirchenväter zu ersetzen, trat K. mit festem Muthe in einer akademischen Rede „Die classischen Studien und ihre Gegner" (München 1853) als Schutzredner der Studien seiner Jugend auf, und zwar gerade mit Zeugnissen aus den Kirchenvätern selbst.

Neue Münchener Zeitung, Abendblatt Nr. 123 S. 490, 1860. Augsburger Allgem. Zeitung 1860, Nr. 140 S. 2329 ff. Halm.

Kracht: Isaak v. K., geb. 1547 als Sohn des Bartholomäus v. K. und der Sophie v. Schlieben, diente seit seinen Jünglingsjahren bei der Reiterei und machte die Kriegszüge nach Ungarn und 1576 nach Frankreich mit. Von 1586 bis 1591 verwaltete er in kurfürstlichen Diensten die Hauptmannschaft zu Belzig und zog 1592 wieder nach Ungarn, wo er mehrere Jahre hindurch zu Felde lag. Während der Belagerung von Ofen wurde er dem Prinzen Johann Georg als Hofmeister beigegeben und geleitete dann diesen Prinzen zurück nach dem Rheine, wo K. bei den Reichstruppen als Kriegszahlmeister und Mustercommissarius angestellt wurde. Im J. 1601 ward er Hauptmann der Aemter Zechlin, Wittstock und Lindow und 1610 Oberst über 2000 Pferde; auch wurde er zum Kreisdirector des Kreises Kalau von den Niederlausitzer Ständen gewählt. K. starb am 2. October 1617; seine Gattin, mit welcher er 12 Kinder zeugte, hieß Eva v. List.

(König,) Biograph. Lexikon, II. S. 322. Ernst Friedlaender.

Kracker: Johann K., Kupferstecher, geb. am 20. October 1823 zu Nürnberg, besuchte die Kunstschule von Raindl und bildete sich zum Kupferstecher bei Geißler, ging 1853 nach München über, wo er bis in die letzten Jahre seines Lebens blieb, dann übersiedelte er nach Krailing (bei Planegg im Würmthale), wo er am 5. September 1879 starb und seinem Wunsche gemäß auch begraben wurde. Zu Kracker's nicht sehr zahlreichen größeren Arbeiten gehören eine Madonna (mit dem Christkind und einer Taube) nach Andreas Mayer (1859); die

„Madonna amabilis“ nach Schraudolph (1864) und sein Hauptwerk „Das Gastmahl der Generale Wallenstein's“ nach F. Scholz, ein Stich, welchem (68 Centimer breit und 40 Centimer hoch, ohne Plattenrand) K. in den Jahren 1869 bis 1873 seine beste Kraft widmete, bis der mittellose, durch den fortwährenden Kampf mit dem Dasein ringende Künstler, völlig erschöpft, krank zusammenbrach; Julius Thäter, welcher ihm immer mit Rath und That zur Seite stand und nach dessen Ableben Professor J. L. Raab legten die letzte Hand an die Platte, welche wol glänzende Anerkennung, aber kaum den verdienten Erfolg fand. Königin Victoria von England ehrte den deutschen Künstler durch Verleihung einer goldenen Verdienstmedaille, dagegen reducirten sich die großen Erwartungen, welche K. auf die Bestellungen der deutschen Kunstvereine gesetzt hatte, auf ein sehr bescheidenes Maß. Kleinere Blätter lieferte K. für Buchhändler und andere Aufträge, z. B. nach A. Kraus („Vier Heiligen-Figuren“), G. Fortner, Julius Frank („Engel“; „Morgen und Abend“), Julius Schnorr und das Frauenbildniß nach Paris Bordone in der Münchener Pinakothek.

Vgl. Beil. 256 Allg. Ztg., 13. Sept. 1879. Kunstvereinsbericht für 1879 S. 73. A. Apell, Handbuch, 1880 S. 222.

Hyac. Holland.

Kraft: Adam K., weltberühmter Nürnberger Bildhauer, muß, wie aus seinem Selbstporträt am Fuße des Sacramentshäuschens in der Lorenzkirche zu Nürnberg, welches ihn als einen etwa 45jährigen Mann darstellt, sich ergibt, um das Jahr 1455 zu Nürnberg geboren sein. Zu gleicher Zeit wurden auch Peter Vischer, der berühmte Erzgießer und Sebastian Lindenast, ein geschickter Kupferschmied, geboren. K. wuchs mit ihnen auf und blieb sein Leben lang enge mit ihnen befreundet. Wer sein Vater gewesen, ist nicht bekannt. Auch über seinen Lehrmeister und seinen Bildungsgang wissen wir nichts. Aus seinen Arbeiten, in welchen Architektur und Sculptur mit gleicher Meisterschaft und oft in so enger Verbindung miteinander, daß das Eine von dem Anderen nicht zu trennen ist, behandelt sind, ergibt sich, daß er aus der Hütte der gewöhnlichen Steinmetzen hervorgegangen, die Baukunst handwerksmäßig erlernt und daß er dann, wol wesentlich durch eigene Kraft, von einem einfachen Steinmetzgesellen, von der Architektur durch die Ornamentik zu figürlichen Darstellungen übergehend, zu einem Bildhauer sich ausgebildet und allmählich zu jener Höhe sich emporgearbeitet hat, welche er in seiner besten Zeit einnahm. K. hat sein Leben als einfacher Bürger, ruhig in seiner Werkstatt arbeitend, zugebracht. Seine Werke erzählen seine Lebensgeschichte. Doch ist er bei seiner fleißigen Arbeit nicht reich geworden, hatte vielmehr mit Sorgen zu kämpfen. K. scheint zwei Mal verheirathet gewesen zu sein, jedoch keine Kinder gehabt zu haben. Er besaß ein eigenes Haus, auch einen Garten in der Lodersgasse. Er starb im J. 1507, Neudörffer sagt im Spital zu Schwabach, was jedoch wenig glaubhaft erscheint. Wo er begraben liegt ist nicht bekannt. K. stand in jüngeren Jahren in näherer Beziehung zu dem älteren Hans Behaim (Bd. II S. 274), Stadtmaurer, später seit 1503 Anschicker in der Prunt, welcher als solcher alle öffentlichen Bauten in der Stadt auszuführen hatte. K. schmückte Behaim's sonst sehr einfache Bauwerke mit ornamentalen und figürlichen Reliefs. So sind das kleine Nürnberger Wappen an der Ecke des Unschlitthauses vom J. 1491, das reich ornamentirte Wappen über dem Portal der in den Jahren 1494—95 als Kornhaus erbauten, jetzt sogenannten Kaiserstallung auf der Burg, das auf die Bestimmung des Hauses bezügliche figürliche Relief über dem Portal des Waghauses vom J. 1497 und das mit den drei, von einem Schriftband umschlungenen Nürnberger Wappen geschmückte Tympanon im Portal des heutigen Mauthgebäudes vom J. 1498 sämmtlich Arbeiten Kraft's. Nach einer urkundlichen Nachricht soll K. auch

„eine steinerne Stiege und andere Arbeit“ in dem Hause des Peter Imhof (Tucherstraße 20), d. h. die durchbrochene Brüstung der Säulenhalle im Hofe desselben gefertigt haben. Ganz ähnlich, daher wol ebenfalls von K. ist die Brüstung in dem Hofe des Hauses Adlerstraße 21, in welchem sich ein vortrefflich componirtes Relief, die Anbetung des soeben geborenen Christuskindes durch Joseph, Maria und einige Engel darstellend und zwei reich ornamentirte Wappen befinden. Von K. ist ferner wol auch das kleine Relief, Josua und Kaleb tragen die Riesentraube, an der Façade des Hauses Bindergasse 20 und das Relief mit Darstellung der thronenden Madonna über dem Portal des v. Forster'schen Hauses, Hauptmarkt 11, sowie das kleine Relief, zwei Engel halten einen Kranz, innerhalb dessen das Monogramm Christi angebracht ist, über der Thür und vier Schlußsteine mit den Zeichen der Evangelisten in einem gewölbten Gange im ersten Stock des Hauses Winklerstraße 5. Das Hochrelief, St. Georg den Drachen tödtend, an der Façade des später Paumgärtner'schen Hauses, Theresienstraße 23, ist durch Neudörffer als Kraft's Arbeit beglaubigt. Auch berichtet Neudörffer, daß K. an den Häusern des Andreas Imhof bei St. Lorenz (Königsstraße 24 und 25) „alle Zierrat und Bildwerk im Inneren und Aeußeren mit gebranntem Leinen“, d. h. in Terracotta, ausgeführt habe. Leider ist davon nichts mehr erhalten als eine Console im Hofe und eine kleine Figur mit den Wappen der Familien Imhof und Muffel, jetzt in der Sammlung Felix zu Leipzig. Auch gehört zu den älteren Arbeiten Kraft's das figurenreiche Relief mit einer Darstellung des jüngsten Gerichts über der Schauthür der Sebalduskirche, wie die Inschrift angibt eine Stiftung des gelehrten Arztes und Archäologen Dr. Hartmann Schedel, zum Gedächtniß an dessen 1485 verstorbenen Verwandten Dr. Herman Schedel. Nachdem K. durch diese und ähnliche Arbeiten als tüchtiger Bildhauer sich bewährt hatte, erhielt er auch größere Aufträge. Zunächst fertigte er von 1490—1492 das Grabmal der Familien Schreyer und Landauer, bestehend in einem großen, figurenreichen Relief mit Darstellungen mehrerer Scenen aus der Leidensgeschichte Christi auf landschaftlichem Hintergrunde zwischen zwei Strebepfeilern am Aeußern des Ostchors der Sebalduskirche und bald darauf ein zweites Grabmal für die Familie Landauer, welches im Kreuzgange der Schottenabtei St. Aegydien aufgestellt wurde, nach dem Brande des Klosters von 1696 aber in die vom Feuer verschont gebliebene Tetzel'sche Kapelle gebracht wurde, woselbst es, vielfach beschädigt, noch heute sich befindet. Es ist ein großes Hochrelief, in dessen oberem Theil Maria in betender Stellung unter zwei Engeln die eine Krone über sie halten, zwischen Gott Vater und Christus und in dessen unterem Theile Betende dargestellt sind. In Composition wie Ausführung sehr ähnlich ist das Pergenstorfer'sche Grabmal, ursprünglich im Kreuzgange des Augustinerklosters, jetzt seit 1816 in der Frauenkirche. Es ist ebenfalls ein Hochrelief mit architektonischer Umrahmung, in dessen Mitte Maria mit dem Christuskinde in Lebensgröße dargestellt ist. Hinter derselben halten zwei fliegende Engel den faltenreichen Mantel der Mutter Gottes über der unten knieenden Gruppe von Betenden und über ihrem Haupte zwei fliegende Engel eine Krone. Etwas einfacher ist das Grabmal der Familie Rebeck, früher im Kreuzgange der 1809 abgebrochenen Dominicanerkirche, jetzt seit 1816 ebenfalls in der Frauenkirche. Auf einem einfachen schlanken Pfeiler ruht ein Relief, in welchem die Krönung Mariä durch Gott Vater und Christus in der im späteren Mittelalter typischen Weise dargestellt ist. — Das größeste, berühmteste und populärste aller Werke Kraft's ist das Sacramentshäuschen an einem Pfeiler des Chors der Lorenzkirche, eine Stiftung des Hans Imhof, Kirchenpflegers von St. Lorenz, ausgeführt in den Jahren 1493—1500. Dasselbe ist im Wesentlichen eine neben dem Kirchenpfeiler schlank aufsteigende, mehr als 19 Meter

hohe Thurmpyramide von sehr glücklichen, eleganten Verhältnissen und reichster decorativer Ausbildung. Unterhalb einer den Fuß des Bauwerks umgebenden Brüstung befinden sich in knieender Stellung die drei lebensgroßen Porträtstatuen der Verfertiger dieses Werkes, des Meisters Adam K. und seiner zwei Gesellen. Dieses Gebäude ist von einem überwältigenden und verwirrenden Reichthum an architektonischen und ornamentalen Formen und plastischem Schmuck. Und Alles ist bis in die letzten Einzelheiten hinein in feinem Sandstein ausgeführt und mit einer unglaublichen Sorgfalt, Sauberkeit und Liebe behandelt. Es scheint dem Meister besondere Freude gemacht zu haben, Schwierigkeiten der Technik zu schaffen und sie zu überwinden. Viele Fialen z. B. sind nicht nur spiralförmig gebogen, sondern zugleich auch um ihre eigene Axe gewunden. Sie sind aus einer großen Anzahl kleiner Stückchen Sandstein zusammengesetzt, welche auf starken Drath gezogen und untereinander durch Blei verbunden sind. Bei dieser Art der Zusammenfügung, die natürlich nicht allgemein bekannt ist, darf man sich nicht wundern, daß die Sage sich gebildet hat, K. hätte das Geheimniß besessen Steine zu erweichen, zu formen und dann wieder zu erhärten.

An dieses Sacramentshäuschen schließt sich eine zweite große Arbeit Kraft's, „die Ketzel'schen Stationen". Martin Ketzel nämlich, ein Nürnberger Patrizier, war zweimal, 1468 und 1472, im Gefolge deutscher Fürsten im heiligen Lande und war in Jerusalem zur Stiftung von sogenannten Stationsbildern, d. h. eines Cyclus von bildlichen Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi und speciell seines Ganges nach Golgatha angeregt worden. Er nahm in Jerusalem, von dem angeblichen Hause des Pilatus ausgehend, die Maße der Entfernungen jener von frommen Christen ihm bezeichneten Stellen, an welchen dem zur Richtstätte geführten Erlöser, der Sage nach, besondere Zufälle begegnet sein sollen, in der Absicht diesen Leidensweg Christi in seiner Vaterstadt möglichst treu nachbilden und mit Darstellungen der entsprechenden Ereignisse schmücken zu lassen. Und in der That bestellte er bei K. sieben Reliefs mit Darstellungen der erwähnten Scenen (Fälle) und ließ dieselben auf pfeilerartigen Unterbauten neben dem Wege von dem Thiergärtner Thor nach der Vorstadt St. Johannis in den von ihm in Jerusalem abgemessenen Entfernungen und als Schluß dieses 1150 Schritte langen Weges einen Calvarienberg aufstellen. Es sind figurenreiche Hochreliefs aus grobem Sandstein von ungefähr 1,3 Meter Höhe und 1,7 Meter Breite. K. zeigt sich in ihnen ganz auf der Höhe seiner künstlerischen Thätigkeit. Die Compositionen sind klar gegliedert und vortrefflich abgewogen; die Figuren lebendig und mit vollem Verständniß durchgebildet, sind keineswegs ideal, sondern naturalistisch, kurz und derb in den Verhältnissen und in der damaligen Nürnberger Tracht; die Gestalt Christi ist durch einfache Gewandung und schlichten Adel des Ausdrucks ausgezeichnet. — Ein den Stationen sehr ähnliches Hochrelief befindet sich jetzt als Altaraufsatz an einem der Pfeiler der Sebalduskirche. Gleichzeitig mit den beschriebenen größeren Werken führte K. auch noch eine Anzahl kleinerer Arbeiten aus. Dazu gehören die schöne Madonna an dem Hause Bindergasse 1, früher „der gläserne Himmel" genannt, die Madonna am Aeußeren der Tetzel-Kapelle bei St. Aegydien, die beiden Statuen weiblicher Heiligen an dem Hause Königsstraße 68 und „Die Verkündigung Mariä" vom Jahre 1504 an dem Hause Winklerstraße 24. Für das letzte größere Werk Kraft's gilt die aus 15 überlebensgroßen Figuren bestehende Darstellung der Grablegung Christi in der Holzschuher'schen Grabkapelle auf dem Johanniskirchhofe. K. ist höchst wahrscheinlich auch der Autor jenes großartigen Entwurfs zu einem Tabernakel über dem Sarge des heiligen Sebald, welcher in der Originalzeichnung auf Pergament vom Jahre 1488 noch erhalten ist und welcher der Ausführung in Bronce durch Peter Vischer und seine Söhne ursprünglich zu Grunde gelegen hat.

K. ist, wie erwähnt, aus der Bauhütte hervorgegangen. Er hat die schulmäßige Architektur erlernt, hat sie stets mit vollem Verständniß und meist sehr elegant behandelt, hat sich mit dem Erlernen jedoch nicht begnügt, sondern hat die überlieferten Formen selbständig weiter entwickelt, hat die an Willkürlichkeiten schon reiche spätgothische Baukunst in malerisch decorativer Richtung noch weiter ausgebildet und ist dabei nicht selten so weit gegangen, daß darunter nicht nur die Klarheit der architektonischen Idee und Composition leidet, sondern daß auch dem Material zuweilen schon Gewalt angethan wird. Das Sacramentshäuschen in der Lorenzkirche z. B. würde ohne Zuhülfenahme von Eisen gar nicht zusammenhalten. Diese constructiven Unmöglichkeiten fielen schon Kraft's Zeitgenossen auf und es bildete sich die lange Zeit für wahr gehaltene Sage, die architektonischen Theile des Sacramentshäuschens wären nicht aus Stein gehauen, sondern aus einer flüssigen, später hart werdenden Masse gegossen, was jedoch keineswegs der Fall ist. Seine Consolen unter den Statuen sind mit Vorliebe mit nicht tragenden Figuren, oft ganzen Gruppen, Menschen oder Thieren, in vielfach verschlungenen Stellungen geschmückt. Seine Fialen erscheinen schon zuweilen als Baumäste; seine Blumen und Blätter sind sehr kraus, kohlartig. — In seinen rein plastischen Arbeiten dagegen ist K. maßvoll. Die Compositionen seiner Reliefs sind klar und leicht verständlich. Trotzdem sie sehr hoch sind, oft mit mehreren Figuren hintereinander, die vorderen oft ganz vollrund, haben sie stets Haltung. Die Ausführung der menschlichen Gestalt zeigt volles Verständniß. Die Bewegungen sind richtig und lebendig. Der Ausdruck ist wahr und charakteristisch, oft sehr innig und ergreifend. Der Meister hat in den Gegenstand seiner Darstellung sich mit ganzem Gemüthe versenkt und er schildert mit einer Herzlichkeit, welche um so ergreifender wirkt, als er durchaus naiv und kunstlos in seinen Anschauungen alles Pathetische sorgfältig vermeidet. Er ist Naturalist; seine Darstellungen tragen stets das Gepräge des Bürgerlichen. Seine Gestalten sind kurz, etwas untersetzt. Seine Gewänder leiden zwar an der bekannten fränkischen Manier, daß die Falten vielfach scharf gebrochen und unmotivirt sind; doch ist diese unschöne Eigenart bei K. sehr gemildert. In technischer Beziehung stehen Kraft's Sculpturen sehr hoch. Seine Führung des Meißels ist eine sehr sichere, gewandte. — Dem allgemeinen Gebrauche des Mittelalters entsprechend waren die meisten architektonischen und wol alle plastischen Arbeiten polychrom bemalt. K. ist der letzte Bildhauer des Mittelalters in Nürnberg. Nach seinem Tode hielt die Renaissance daselbst ihren siegreichen Einzug und durchdrang mit ihrem Geiste die überlieferten, allmählich absterbenden Formen.

Neudörffer's Nachrichten von Nürnbergischen Künstlern, herausgegeben von Lochner (Wien 1875). Wanderer, Adam Kraft und seine Schule (Nürnberg 1869). Bergau, Adam Kraft in Dohme's Kunst und Künstler (Leipzig 1877).

R. Bergau.

Kraft: Friedrich Karl K., Philolog und Schulmann, 1786—1866, wurde am 28. Januar 1786 in Niedertrebra bei Eckartsberga in Thüringen als Sohn eines Predigers geboren. Nachdem er die lateinische Schule zu Kloster Donndorf von 1798 an durchgemacht, kam er 1800 nach Schulpforta, wo er sich Ilgen's besondere Zuneigung erwarb. 1806 bezog er die Universität Leipzig, um dort Theologie und Philologie zu studiren, kehrte aber bereits 1809, jetzt als Hauslehrer in der Familie des Rector Ilgen, nach Schulpforta zurück. Im December 1810 wurde er als dritter Lehrer an das Hennebergische Gymnasium in Schleusingen, dann im September 1816 in die gleiche Stellung am Domgymnasium in Naumburg a. d. S. berufen und im October 1820 zum Director des Gymnasiums in Nordhausen ernannt. Der gute Ruf, den diese Anstalt

unter seiner Leitung erworben, lenkte nach Gurlitt's Tode die Aufmerksamkeit des hamburgischen Scholarchates auf ihn; im August 1827 wurde er zum Director und Professor des hamburgischen Johanneums erwählt und trat dieses Amt im December an. Die mit der Anstalt verbundenen Realklassen wurden auf seinen Antrag 1834 unter eine besondere Direction gestellt und 1837 ganz vom Johanneum getrennt; K. behielt von da an nur die Leitung der Gymnasialabtheilung, der „Gelehrtenschule", bei. In dieser Stellung ist er bis Ostern 1861, wo er in den Ruhestand trat, verblieben. Er starb am 6. Februar 1866 in Hamm bei Hamburg. — K. war ein überaus gelehrter Philologe, namentlich auf dem Gebiete der lateinischen Wortkunde; sein großes deutsch-lateinisches Wörterbuch, welches zuerst 1821 erschien und viele Auflagen erlebte, ist von anerkanntem Verdienste; ebenso sein Real-Schullexikon, welches er mit Corn. Müller zusammen herausgab. Ein Verzeichniß seiner zahlreichen, zum Theil auch theologischen Schriften bietet das hamburgische Schriftstellerlexikon 4, 168—173. — Nicht denselben Erfolg wie durch seine gelehrte Thätigkeit, für die es ihm an Ehren nicht fehlte — er wurde 1827 hon. causa Dr. phil. in Halle, 1830 bei Gelegenheit des Reformationsfestes Dr. theol. von Leipzig —, hatte K. in seiner amtlichen Hamburger Wirksamkeit. Eine gewisse Weichheit seines Wesens ließ ihn den während der dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts gegen die Gymnasialbildung vielseitig gerichteten Angriffen, die besonders in Hamburg zeitweilig einen hohen Grad von Heftigkeit erreichten, nicht immer den energischen Widerstand entgegensetzen, der erwünscht gewesen wäre; während die Realschule, die nach ihrer Trennung vom Johanneum bald in einen gewissen Gegensatz zu diesem trat, sich des Beifalls des größeren Publikums erfreute, hatte K. den Schmerz, die Schülerzahl seiner Anstalt zeitweise auf eine bedenkliche Minderzahl zusammenschmelzen zu sehen. Es ist ihm hoch anzurechnen, daß er auch unter so ungünstigen Verhältnissen den Muth nicht verlor und die ihm anvertraute Schule glücklich durch die Zeiten der Bedrängniß hindurchführte, deren Ende er selbst noch zu erleben das Glück hatte.

Kraft, Chronik des Hamb. Johanneums 1860/61. Hamb. Schriftstellerlexikon IV, 168 ff. R. Hoche.

Krafft: Georg Wolfgang K., geb. den 15. Juli 1701 in Tuttlingen, † den 12. Juni 1754 in Tübingen. 1710 in die Bebenhausener Klosterschule aufgenommen, ging er 1717 in diejenige zu Blaubeuren über und bezog 1722 die Universität Tübingen, wo er nach weiteren drei Jahren den Magistergrad erwarb. Sein Landsmann Bilfinger verschaffte ihm eine Lehrstelle am Gymnasium zu St. Petersburg. Zugleich ward er zum Adjuncten der russischen Akademie ernannt, zu deren wirklichem Mitgliede er 1730 vorrückte. 1731 zum Professor der Mathematik befördert, übernahm er 1734 die Professur der theoretischen und experimentellen Physik und 1738 das Ephorat der Gymnasien. Im gleichen Jahre ernannte ihn die Berliner Akademie zu ihrem Mitgliede. Im J. 1744 erfolgte seine Berufung an die heimische Hochschule Tübingen, wo er eine segensreiche Wirksamkeit als Lehrer entfaltete. Zahlreiche Dissertationen aus jener Periode sind unter seinem Präsidium abgehalten worden. Was seine litterarischen Arbeiten anbetrifft, so vertheilen sich dieselben gleichmäßig über Astronomie, Physik, Meteorologie und reine Mathematik und beweisen durchaus die Kenntniß und den Scharfsinn des Verfassers. So löste er zuerst (Acta Petrop. 1756) das schwierige Problem vom berganrollenden Doppelkegel. Die „Institutiones geometriae sublimioris", welche 1753 zu Tübingen herauskamen, waren vor dem Erscheinen der Kästner'schen Compendien das einzige einschlagende Werk, aus dem strebende Studirende in Deutschland Bildung schöpfen konnten. — Krafft's Sohn Wolfgang Ludwig (s. u. S. 20) hat sich als Astronom einen Namen gemacht.

Neues gelehrtes Europa, 12. Thl. — Brucker's Bildersaal, 6, II. — Hamburgisches Magazin, 16. Bd. — Meusel, Lexikon.

Günther.

Krafft: Hans K. (Crato), Buchdrucker zu Wittenberg im 16. Jahrhundert. Geboren, wie er selbst in seinem Drucke „Psalterium" (vgl. unten) angibt, zu Usingen in der Wetterau, in welchem Jahre ist nicht bekannt, gilt er wo nicht als ein jüngerer Bruder, so doch als ein naher Verwandter von Melanchthon's Freund Johann Crato v. Krafftheim (Bd. IV S. 567), der unseren K. nach dem Tode des Buchdruckers Georg Rhau (vgl. d.) nach Wittenberg gezogen haben mag. Wenigstens wurde ihm, obgleich noch mehrere nicht namenslose typographische Werkstätten daselbst bestanden, vor allen Anderen der Druck der meisten Melanchthonischen Schriften zugewiesen. Aus seinem äußeren Leben wissen wir, daß er seit 1567 Mitglied des Wittenbergischen Rathscollegiums war, welche Stelle er bis 1576 bekleidete und daß er, weil nach 1577 unter seinem Namen kein Buch mehr erscheint, wol in diesem Jahre gestorben ist. Seine Thätigkeit als Drucker begann mit dem Jahre 1549 und die Zahl der bis zu seinem Tode gelieferten Preßerzeugnisse beläuft sich auf 111, theilweise in wiederholten Auflagen, welche sich sämmtlich durch reine, große und splendide Lettern und ungemein sauberes Papier auszeichnen. Von diesen benennen wir: „Melanthonis loci theologici", 1555, 1559, 1563, 8°; „Dav. Chytraei narratio in Genesin", 1561, 8°; „Operum Melanthonis Pars II", 1562, Pars III, 1563, Fol.; „Melanthonis epistolae selectiores aliquot", 1565, 8°; „Psalterium (hebraice) per M. Hier. Opitium". Am Ende: „Impressum per manus Johannis Cratonis, qui natus est in vrbe Nassoviae, Usingae", diese Schlußschrift jedoch nicht in lateinischer, sondern hebräischer Sprache, 1566, 8°; „Avenarii Lexicon hebraeum", 1568, 4°; „Thucydidis hist. de bello Pelop.", 1569, Fol.; mit einem sowol kaiserlichen als französischen Privileg, welches letztere wol das einzige ist, das einem Wittenbergischen Drucker ertheilt wurde; „Catechesis Lutheri, germanice, latine, graece et ebraice edita", 1574, 8°. Sein Bildniß findet sich bei Roth-Scholtz, Icones II, 8. Im Gebrauch seiner Insignia war er sehr veränderlich: bald ein Schild, in welchem eine Schlange sich um ein Kreuz aufwärts windet mit unten befindlichem Monogramm, bald der Evangelist Johannes und daneben die Anfangsbuchstaben seines Namens, bald (1559) der Apostel Petrus mit dem Schwert und wiederum die heilige Dreifaltigkeit mit ihren Attributen, wobei die Engel die Passionszeichen in Händen tragen; vgl. auch Lempertz, Bilderhefte zur Geschichte des Buchhandels, 1859. Nach seinem Tode setzten seine Erben „Haeredes Cratonis" das Geschäft bis 1587 fort und aus ihrer Werkstätte („Hans Krafft's Erben") ging u. A. eine der am häufigst vorkommenden Ausgaben der „Siebenhundert vnd funfftzig Deutscher | Sprichwörter ... Durch Johan. Agricola ...", 8°, hervor, jedoch ohne alle Druckverzierungen, mit denen die Ausgaben dieses Buches seitens anderer Drucker in der Regel versehen sind. Im J. 1587 tritt Zacharias K. (Crato) auf; sein Name erscheint jedoch nur bis 1589 auf Drucken. Unter den fünf aus seiner Officin hervorgegangenen Büchern verdient Erwähnung: „Biblia Ebraica", 1587. 4°. Als Insigne führte er 1576 den Simson, der den Löwen zerreißt, mit der Umschrift: Deus fortitudo mea, wol eine Anspielung auf den aus dem Griechischen hergenommenen Namen „Crato". Ihm folgte der Magister Hans K. (Crato) der jüngere von 1590—1614. Beide waren, was jedoch nicht völlig sicher ist, Söhne des älteren K., auch druckten sie eine Zeitlang (bis 1589) gemeinschaftlich. Wie lange aber dieser letztere die Druckerei besessen habe, läßt sich nur annähernd bis zum Jahre 1597 bestimmen, weil seitdem öfters Druckwerke die Signatur tragen entweder:

„Ex officina Cratoniana“, oder auch seit 1606 mit dem Beisatze „per Johannem Gormanum“ und 1614 und 1615 unterzeichnet dieser allein und zwar „typis Joh. Gormani“. Wahrscheinlich hatte dieser letztere der Krafft'schen Druckerei eine Zeitlang als Pächter oder Factor vorgestanden und erwarb später dieselbe zu Eigenthum. Unter den in des Magisters Crato Officin gedruckten Büchern, 40 an der Zahl, sind hervorzuheben: „Grammatica Melanthonis“, 1596, und „Virgilius cum Mel. scholiis“, 1598. Gorman führte als Insigne ein hebräisches Wort in Wolken, darunter den heiligen Geist in Gestalt einer Taube und auf beiden Seiten J. G. als die Initialen seines Namens. Die Krafft'sche Officin von 1549—1614 zählt zu den vorzüglichsten des 16. Jahrhunderts, denn fast alle Bücher derselben sowol in deutscher als lateinischer und hebräischer Sprache, auch nach dem Tode des älteren K., zeichnen sich durch schönes Papier und sauberen Druck aus und es gingen auch der Quantität nach aus ihr mehr Drucke hervor als in jeder der früheren zu Wittenberg, weshalb auch ein älterer Bibliograph nicht mit Unrecht die Bemerkung macht, diese Druckerei heiße nicht unbillig die „Krafft'sche“, weil in derselben so viele „Kräfte“ thätig gewesen wären. Als Buchhändler oder Buchführer für den älteren K. (auch für den Buchdrucker Laurentius Schwenck zu Wittenberg 1558—1571) werden genannt Conrad Ruelius 1556—1561 und 1563 für dieselben Samuel Seelfisch Bockförer tho Wittenberch (dieser sowie C. Ruelius waren unter allen Wittenbergern Verlegern die bedeutendsten), für die Erben der erstere sowie sein Bruder Johann Ruelius 1593, für Johann K. den jüngeren: Magister Johannes Ruhelius und 1602 für denselben: Zacharias Schurerius bibliopola et ejus socii; 1607—1608 für denselben Paul Helwig Buchführer. Außer diesen Verlegern der Druckwerke der Krafft'schen Officin sind im 16. Jahrhundert zu Wittenberg noch einige andere Buchhändler bekannt geworden, von denen die bedeutendsten waren: Moritz Goltz, Christoph Schramm und Barthol. Vogel. Dieser, geboren zu Wolkenstein, erhielt 1534 den alleinigen Bibelverlag, starb am 13. April 1569 ebenfalls als Rathsherr und Bugenhagen hielt seine Leichenrede. Wahrscheinlich stammte der Leipziger Buchhändler Barthel Vogel von ihm ab.

P. Gottl. Kettner, Histor. Nachrichten von dem Rathscollegium zu Wittenberg, S. 113 ff. Zeltner, Leben des Hans Lufft, S. 11 ff. Geßner, Buchdruckerkunst, II. 142, IV. 228—229. Eichsfeld, Relation vom Wittenberg. Buchdr.-Jubilaeo, S. 131—149. Knauth, Ann. typogr. Lusat. super. Baumgarten, Nachr. v. merkw. Büchern, V. 301. Kirchhoff, Gesch. d. d. Buchhandels, I. 151. J. Franck.

Krafft: Hans Ulrich K. (von Dellmensingen), geb. am 25. März 1550, † am 21. Februar 1621, gehörte einem der ältesten Patriciergeschlechter Ulms an, welches sich in Gemeinde- und Kirchenämtern um seine Vaterstadt hochverdient gemacht hat. Wie sein Ahne Lutz K., unter dessen Regiment der Bau des Ulmer Münsters begann, so war auch sein Vater Hans K. Bürgermeister, starb aber als Aelterer des Raths im J. 1577. Er selbst, zum Kaufmannsstand bestimmt, widmete seine Dienste zuerst dem Handelshaus des Hieronymus Imhof zu Augsburg, welcher ihn behufs Erlernung der französischen Sprache nach Lyon und dann in Geschäften auf drei Jahre nach Florenz gehen ließ. Dort erweckten Landsleute, die aus Alexandria zurückkamen, in ihm die Lust „orientalische Lande“ zu besuchen. Um nun dieses Ziel seiner Wünsche besser zu erreichen, trat er über in den Dienst des Augsburger Hauses „Melchior Manlich und Mitverwandte“, welches ein Comptoir in Marseille hatte und von dort aus sieben eigene Schiffe beschäftigte. Auf einem der letzteren fuhr K. nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Marseille den 2. September 1573 nach dem Orient ab, um gemeinsam mit anderen Angestellten jenes Hauses, die schon dort

weilten, den Factoreigeschäften in Tripolis und Aleppo vorzustehen. Zuerst gab ihm ein zweimaliger Aufenthalt in Cypern Gelegenheit, die Zustände dieses Eilands im Beginn der Türkenherrschaft kennen zu lernen. Dann beschäftigte ihn in Tripolis das Aus- und Einladen der Kauffahrer seines Hauses, in dem Hauptemporium Aleppo (Sommer 1574) der Umsatz der Waaren unter lebhaftem Geschäftsverkehr mit anderen abendländischen Kaufleuten, mit Syrern, Armeniern, Persern und Juden. Aber kaum war er von seiner ersten Reise in diese Binnenstadt nach dem Hafenplatz zurückgekehrt, so traf die Nachricht von dem Bankerott der Manlich ein; auf Antrag der Hauptgläubiger des Hauses wurde K. mit zwei anderen Vertretern desselben gefangen gesetzt und nachdem die beiden letzteren gestorben waren, blieb er als einzige Zielscheibe für die Plackereien der Gläubiger und für die Erpressungen seiner Gefängnißwärter zurück. Während K. einerseits durch gewisse Fertigkeiten und Kenntnisse den Orientalen zu imponiren und dadurch sein Loos zu erleichtern wußte, wurde andererseits durch die gottvertrauende Ausdauer und die unerschütterliche Ehrenhaftigkeit, welche er im Unglück bewies, die Achtung wesentlich erhöht, deren sich K. bei den in Tripolis und Aleppo angesiedelten Italienern (Venetianern) und Franzosen von Anfang an um seiner Biederkeit, Offenheit und Jovialität willen erfreut hatte. Den aufopfernden Bemühungen dieser Kaufleute sowol als der Curatoren des Manlich'schen Hauses gelang es endlich, die Gläubiger zufrieden zu stellen und das Ende der dreijährigen Schuldhaft (1574—1577) herbeizuführen. Nun eilte K. zurück nach Marseille (Ankunft am 19. October 1577) und sah endlich auch die deutsche Heimath wieder (Winter 1578—79). Hier eröffnete sich ihm ein neuer befriedigender Wirkungskreis, indem er bei dem Großhändler Hans Richter in Troppau als Buchhalter eintrat (1582—85), wodurch er reichliche Gelegenheit erhielt, sich auch in Schlesien, Böhmen, Galizien und Ungarn umzusehen. Doch zog es ihn endlich nach der freien Reichsstadt zurück, welcher er entstammte, und gerne widmete er seine fernere Lebenszeit ihrem Dienst in der Stellung als Pfleger (Administrator) des Territoriums, welches die Stadt von den Grafen von Helfenstein erworben hatte. Am 14. November 1587 bezog er seinen Amtssitz Geislingen, wo man noch einzelne Spuren seines gedeihlichen Wirkens verfolgen kann; im J. 1619 legte er durch das Alter geschwächt das Amt in die Hände seines Sohnes Raimund, um die letzten zwei Jahre seines Lebens in Ulm zu verbringen, wo er gestorben ist. So geschäftsvoll das Pflegeramt gewesen war, hatte er doch Zeit gefunden, noch im höheren Alter, aber mit merkwürdig treuem Gedächtniß einen Bericht von seinen Erlebnissen niederzuschreiben, welcher am 24. August 1616 abgeschlossen wurde. Schon vorher war das Publikum unterrichtet worden über die Ergebnisse der Reise des Augsburger Doctors Leonhard Rauwolff, welcher sich als designirter Arzt für die Manlich'schen Factoreien im Orient mit K. zu Marseille eingeschifft hatte und in brüderlicher Freundschaft mit ihm verbunden blieb. Auf sein Buch konnte K., wo es sich um syrische Landesprodukte handelte, ruhig verweisen und sich auf Nachträge und Ergänzungen beschränken, aber für die Schilderung des Charakters, der Sitten und Bräuche der Bewohner stand K. die reichere Lebenserfahrung, die vielseitigere Bekanntschaft mit Menschen aller Klassen und eine für seine Zeit recht vorurtheilsfreie Anschauung zu Gebot. Das interessante Werk, dessen Reiz durch die anschauliche, witzige Diction und den treuherzigen Ulmer Dialect noch erhöht wird, ist erst im J. 1861 im Druck erschienen; was Prälat Schmid daraus im Schwäbischen Magazin zur Beförderung der Aufklärung, herausgegeben von Joh. Kern, Bd. II (Ulm 1787), S. 649 ff. mitgetheilt hatte, war wol nur Wenigen zu Gesicht gekommen.

Reisen und Gefangenschaft H. U. Krafft's aus der Orig.-Hdschr. hrsg. v. K. D. Haßler (Biblioth. des Lit. Vereins), Stuttg. 1861. — Ein deutscher Kaufmann des 16. Jahrh. H. U. Krafft's Denkwürdigkeiten, bearb. v. A. Cohn, Gött. 1862. — Weyermann, Neue Nachrichten von Ulmer Gelehrten und Künstlern, S. 242 ff. — Haid, Ulm mit seinem Gebiet (Ulm 1786), S. 630 f. — Klemm, Die Stadtkirche zu Geislingen (Geislingen 1879), S. 16 f., 33, 37, 51 f. — Die Gedenktafel im Ulmer Münster, auf welcher Krafft's Todestag zu lesen war, ist verloren, aber die Inschrift hinlänglich bezeugt durch Frick's Münsterbeschreibung (Ausg. v. Haffner 1766, S. 95) und durch mehrere Ulmer Handschriften (nach gütiger Mittheilung von Prof. Veesenmeyer), deren eine außerdem den Ort des Todes feststellt.

Heyd.

Kraft: Johannes K., ein Original als Schulmann und Schriftsteller, geb. zu Herborn 1658 und † daselbst 1731. Fast bis zur Hochschule ausgebildet, verließ er das Pädagog seiner Vaterstadt, wurde Schreiber in der Pfalz, dann Soldat, machte dann weite Reisen und fand endlich als Schulmeister in seinem Vaterlande, dann in Wetzlar ein Unterkommen, bis er 1709 an das Präceptorat der Herborner lateinischen Schule berufen wurde. Als ein speculativer Kopf hatte er seine wunderbaren Erlebnisse in Reimen beschrieben. Seine Gabe, in lateinischer wie deutscher Sprache zu improvisiren, brachte ihn auf die Schriftstellerei. Seine Schriften, welche ganz den Volksgeist seiner Zeit athmen, der auf Lufterscheinungen und Vorbedeutungen Gewicht legt, wodurch sie psychologisches Interesse gewinnen, s. bei Steubing, Topogr. d. Stadt Herborn, Marb. 1792, S. 222 f. Cuno.

Kraft: Johann Melchior K., war geboren den 11. Juni 1673 zu Wetzlar in der Wetterau, wo sein Vater ältester Schöffe und Rathsverwandter war. Nachdem er erst die Schulen der Vaterstadt besucht, kam er 1688 auf das paedagogium illustre in Gießen bis 1690. Den folgenden Winter brachte er wieder im elterlichen Hause zu und wurde in der Zeit von dem Pastor Schulze, der Privatdocent an der Universität Wittenberg gewesen war, in philosophicis unterrichtet. 1691 bezog er die Universität Wittenberg und promovirte hier 1693 zum Magister. Er reiste dann nach Hamburg den berühmten Lic. Edzard in rabbinicis zu hören. Dieser rieth ihm indeß lieber eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Die Gelegenheit dazu bot sich bald dar, nämlich bei dem Pastor Wattenbach in Barlt in Dithmarschen. Jedoch verweilte er hier nur zwei Monate, da er in derselben Stelle zu einem Herrn Luden, der ein Privatgelehrter war, in Altenwörden ging, dessen Söhne er nachher auf die Universität Kiel begleitete. Hier hörte er wieder Vorlesungen, besonders bei den Professoren Dr. Christoph Frank, der ihn auf Spener aufmerksam machte, bei Opitius, Reyher, Seb. Kortholt. Hierauf, 1696, nahm er wiederum eine Hauslehrerstelle an bei dem General Rantzau auf Puttlos. Nach einem Jahr siedelte er von hier nach Hamburg über, Frühjahr 1697, in Dr. Willich's Haus und gab verschiedentlich Privatunterricht. Darauf aber ward er Hofmeister eines jungen Herrn v. Oppenbusch, mit dem er erst dreiviertel Jahr in Lübeck lebte, dann in Bremen und weiter. Währenddeß erhielt er auf Vorschlag des Landraths und Amtmanns Fr. v. Rantzau zu Gottorf die Vocation des Herzogs Friedrich zum Compastor in Süderstapel in der Landschaft Stapelholm in Schleswig-Holstein. Obwol er keine besondere Neigung zu diesem Amte spürte, glaubte er doch dieser Vocation sich nicht entziehen zu dürfen. Er nahm sie an. Er ward von dem fürstlichen Generalsuperintendenten Dr. Muhlius examinirt und ordinirt 1698. Er schreibt selbst von seinem dortigen Aufenthalt, daß er „unter Gottes Verhängniß dort

viel ausgestanden.“ 1705 ward er zum Pastor in Schwesing ernannt, kam aber nicht zum Antritt dieses Amtes, indem er ungefähr gleichzeitig durch den Geheimrathspräsidenten Magnus v. Wedderkop zum Prediger in Sandesneben im Lauenburgischen berufen ward, welches er vorzog. Doch schon nach drei Jahren ward er zum Compastor in der Stadt Husum vocirt und am 24. Juni 1709 daselbst introducirt, 1712 ward er zugleich zum inspector scholae und bald nachher zum Hauptpastor daselbst bestellt. 1736 wurde er zum Consistorialrath und Mitglied des Oberconsistoriums auf Gottorp ernannt. Er starb am 22. Juli 1751.

K. war ein gelehrter Theologe und hat sich durch Schriften vielfach bekannt gemacht. Zuerst erschien seine „Disp. de vita aeterna“, Wittenb. 1692. Dann nahm er eifrig Theil an den theologischen Streitigkeiten seiner Zeit, namentlich in Schleswig-Holstein. Er schrieb: „Die gerettete Unschuld zweier hochfürstlichen holsteinischen Generalsuperintendenten Sandhagens und Muhlius wider die falschen Beschuldigungen des königlichen Generalsuperintendenten Dr. Schwarz“, 1702, und unter dem Pseudonym Krato, „Wahrer Bericht von den schleswig-holsteinischen Kirchenstreitigkeiten und Spaltungen, entgegengesetzt Dr. Schwarz, ein Tractat von den chiliastischen Vorspielen“, 1705; „Nothdringende Anrede an Dr. Schwarz wegen des offenbaren Unrechts so derselbe ꝛc.“, 1709. Auch beschäftigte ihn sehr die Geschichte der deutschen Bibelübersetzung. Dazu erschien von ihm: „Diss. de emendandis et corrigendis quibusdam in Dr. J. F. Mayeri historia versionis Germ. Bibliorum Dr. M. Lutheri etc.“, 1704; „Prodromus historiae versionis Germ. Bibl., d. i. vorläufige Anzeige und Abhandlung der in die teutsche Sprache übersetzten Bibel“, 1714; „Continuatio“, 1716; „Zweifacher Anhang, Nachricht von der 1534 in Wittenberg gedruckten verteutschten Bibel Luther's“, 1735. Ferner erschien von ihm: „Das anderthalbhundertjährige Jubeljahr der evangelischen Kirche“, 1717, und das für die Specialkirchengeschichte wichtige: „Zwiefaches zweihundertjähriges Jubelgedächtniß alß 1) von der A. 1522 zu Husum durch Herrmann Tasten angefangenen evangelischen Reformation, 2) dem A. 1522 von Luthero übersetzten und in solchem Jahr zweimal zu Wittenberg edirten Neuen Testamente. Nebst einer zulänglichen Kirchen- und Schulhistorie der Stadt Husum“, 1723. Sein Hauptwerk ist aber: „Ausführliche Historie vom Exorcismus“, 1750. Er hatte, wie der gedruckte Katalog ausweist, sich eine ausgezeichnete Bibliothek gesammelt.

Vgl. Autobiographie in zweihundertjähr. Jubelgedächtniß, S. 209 ff. Molleri Cimbr. litt. II. 431. Laß, Husumsche Nachr. 1. Forts. 243.

Carstens.

Krafft: Johann Gottlob K., Consistorialrath, Superintendent und Pfarrer zu Köln am Rhein, wurde am 11. October 1789 zu Duisburg geboren, wo sein Vater reformirter Pastor, sein Großvater mütterlicherseits Joh. Gottlob Leidenfrost, ein bekannter Mediciner, Professor an der Universität war. Er besuchte das Gymnasium unter dem Rector Nonne und von 1808—1811 als Theologie Studirender die in ihren letzten Zügen liegende Universität zu Duisburg, welche trotz ihrer vom damaligen französischen Gouvernement beinahe völlig vernachlässigten Verhältnisse doch einige ausgezeichnete Lehrer (wie A. W. Möller, Fr. A. Krummacher ꝛc.) und eine Anzahl trefflicher Schüler hatte. (Nachweis einiger derselben in Evertsbusch, Theol. Arbeiten V, 130.) Der kleine Kreis von Alters- und Berufsgenossen gab innerhalb der beschränkten häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse, welche den Besuch einer auswärtigen Universität nicht gestatteten, doch eine Fülle geistiger Anregungen. Schon im J. 1811 kam K. als reformirter Prediger nach dem Dorfe Schöller bei Elberfeld, welche Stellung Muße zu Studien darbot. Ein Kreis einiger von edler Begeisterung erfüllten jüngeren Gelehrten schloß sich damals eng aneinander; wir nennen aus dem-

selben: Kohlrausch, damals Vorsteher einer weiblichen Bildungsanstalt zu Barmen, Verfasser der Teutschen Geschichte für Schulen; Strauß, Pastor zu Ronsdorf, später Oberhofprediger zu Berlin, Verfasser der vielgelesenen „Glockentöne. Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen" (3 Bdchn. 1814—1819, 7. Aufl. 1868); A. Rauschenbusch, Verfasser von Lehrbüchern und Historiker; Fr. Franz Gräber, Pfarrer zu Düssel, später langjähriger Präses der rheinischen Provinzialsynode und Generalsuperintendent zu Münster; J. A. Küpper, Pfarrer zu Mettmann, später Generalsuperintendent der Rheinprovinz. K. gab sich in diesen Jahren hauptsächlich einer ästhetischen Richtung hin und arbeitete an der von Kohlrausch redigirten Zeitschrift „Aehrenlese" und dem westphälischen Archiv. Der große politische Umschwung seit der Schlacht von Leipzig 1813 machte den ästhetischen Studien ein Ende und gab die mächtigsten Impulse, um an der Erneuerung des deutschen Vaterlandes und der evangelischen Kirche insbesondere thätig mitzuarbeiten. Schon im J. 1814 wurde K. nach der damals soeben von der französischen Herrschaft freigewordenen Stadt Köln als reformirter Pastor berufen und bald nach der preußischen Occupation (im J. 1815) als Mitglied des neugebildeten Consistoriums für die damalige Provinz Jülich-Cleve-Berg (die nördliche Hälfte der jetzigen preußischen Rheinprovinz) angestellt. Die mannigfachen Arbeiten für die neue Organisation der evangelischen Kirche in dieser Provinz, die Gründung mancher Vereine zur Belebung der Gemeindethätigkeit, treue Seelsorge in der ihm anvertrauten Gemeinde, wozu auch noch bis zum J. 1819 die Mitsorge für die Militärgemeinde kam, angestrengte homiletische Thätigkeit und lebhafter amtlicher und freundschaftlicher Briefwechsel, alles dies verzehrte bald die Kräfte, welche schon 1815 durch ein Typhusfieber, das sich K. in den großen Militärlazarethen zu Köln zugezogen hatte, geschwächt waren, sodaß bereits am 5. Januar 1830 ein durch seelsorgerlichen Besuch bei einer Kranken entstandenes Nervenfieber seinem irdischen Leben im 41. Jahre ein Ende machte, zum größten Schmerz der ihm mit seltener Liebe anhangenden Gemeinde und der gesammten evangelischen Kirche seiner Heimath. Herausgegeben wurden von ihm während seines Kölner Aufenthaltes: „Die Einheit der protestantischen Kirche, dargestellt in den Lehren derselben vom göttlichen Worte und der christlichen Kirche", 1817; „Erbauliche Schriften für Gefangene" (an deren Loos K. besonderen Antheil nahm), religiöse Tractate, ein Katechismus 2c. Nach seinem Tode erschienen 2 Bände Predigten, herausgegeben von den Collegen im Amte Dr. Bruch und Jacobi (Enkel des Philosophen), Köln 1830. Vor der Sammlung findet sich eine kurze Biographie, verfaßt von dem Bruder August K. — Ueber die Persönlichkeit Krafft's hat sich in schöner Weise Oberconsistorialrath Nitzsch ausgesprochen in der von ihm und Sack herausgegebenen Monatsschrift für die evangelische Kirche in Rheinprovinz und Westphalen, 1843, 204 ff. Der noch vorhandene, meist noch ungedruckte Briefwechsel Krafft's mit seinem Bruder Dr. K. zu Erlangen, sowie mit Sack, Kohlrausch, Ehrenberg, Strauß, Bischof Roß, E. Moritz Arndt (mit letzterem war K. in patriotischer Hinsicht und in Beziehung auf die Gründung der evangelischen Gemeinde zu Bonn in Verbindung) und vielen anderen Zeitgenossen bietet manches Interessante für die Zeit von 1813—1830 dar. Carl Krafft.

Krafft: Johann August K., Genremaler, Zeichner und Radirer, geb. am 27. April 1798 zu Altona, Sohn eines Kaufmanns, erst zum Handel bestimmt, ging aber, schon in den Anfangsgründen der Kunst unterrichtet, 1820 nach Dresden, um an der Akademie unter Hartmann die Historienmalerei zu pflegen, benutzte jedoch wenig die dortigen Hülfsmittel, indem er lieber im Freien nach der Natur studirte und zeichnete. Im J. 1824 kam er nach München, wo er zwischen Historienmalerei und Genre schwankte, übrigens schon 1825 nach Wien zog. Hier machte K. mit seiner scharfen, durch ein bewundernswerthes

Gedächtniß unterstützten Beobachtungsgabe, zahllose Studien nach dem Leben, zeichnete türkische und ungarische Typen, wanderte aber bald bleibend nach Rom, wo er das römische Volk und seine Gebräuche, sein Leben und seine Charaktere mit solchem Glück studirte, daß er dieses bald in aller Frische, Unmittelbarkeit und Wahrheit wiederzugeben verstand. Hier malte er 1828 eine packende Scene (tanzende Masken) „Aus dem römischen Carneval", worauf er auch sich selbst, mit Pinsel und Palette aus einem Fenster schauend, anbrachte (das Original von Thorwaldsen erworben und jetzt in dessen Museum in Kopenhagen; lithographirt von Ad. Kittendorf); eine kleine Radirung darnach fertigte K. 1829 für Waiblinger's „Taschenbuch aus Italien und Griechenland" (1830), wo das Bildchen auch lebendig geschildert ist. K. starb schon 1830 in Rom; meine Bemühungen, den Tag und Monat zu erfahren, blieben vergeblich. Die Notiz in Nagler's Künstlerlexikon (VII, 156, wo unser Maler noch im J. 1836 als lebend aufgeführt ist), man habe während Krafft's Aufenthalt in München (welcher 1824 auf 1825 nur kurze Zeit währte), viele schöne Bilder von seiner Hand, Historien- und Genrestücke im Locale des Kunstvereins ausgestellt gesehen, beruht auf einer Namensverwechselung, da dieser Künstler gar nie Mitglied dieses Vereins war und die Kataloge auch kein Werk von seiner Hand verzeichnen. Krafft's Porträt hat L. Gruner in Wien gezeichnet.

Vgl. Andresen, Die deutschen Maler-Radirer, Leipzig 1867. II, 345 bis 356. Seubert 1878, II, 371. Hyac. Holland.

Krafft: Johann Christan Gottlob Leberecht K., Pfarrer der deutsch-reformirten Gemeinde und Professor der reformirten Theologie an der Universität Erlangen, war der Mann, von welchem eine tiefer eingreifende und nachhaltige Auffassung der Gemüther in specifisch-christlichem Sinne ausging und der dadurch der eigentliche Regenerator der lutherischen Landeskirche Baierns in dem 2. und 3. Decennium dieses Jahrhunderts in biblisch-christlicher Weise wurde. Seinen bedeutenden Einfluß hatte K., obwol weder seine Begabung im Allgemeinen, noch seine Rednergabe eine glänzende genannt werden konnte, abgesehen von der Gunst der Zeit, wesentlich zwei Momenten zu verdanken: dem Eindruck seiner lauteren Persönlichkeit und den lediglich in der heil. Schrift gegründeten Anschauungen. Was Professor Dr. Stahl auf der Generalsynode in Berlin sagte, daß K. der apostolischste Mann gewesen sei, dem er je in seinem Leben begegnet, bestätigen alle, welche ihn gekannt haben. Wie er auf der Kanzel zugleich Lehrer war, so war er auf dem Katheder zugleich Seelsorger und Prediger. An seinen Namen knüpft sich zugleich die Belebung des Sinnes für die Heidenmission und der Dinge, welche heute zum Gebiete der innern Mission gerechnet werden. Er ist ein Mitbegründer des bairischen Bibelvereins, der eigentliche Vater des noch bestehenden Reckenhofer Rettungshauses; er war der Mittelpunkt eines christlichen Kreises, durch den weithin biblische Anschauungen verbreitet wurden. Erst in späterer Zeit, als das kirchlich-confessionelle Element das christliche bei mehreren seiner Schüler überwucherte, worüber er sich selbst noch kurz vor seinem Tode tief und schmerzlich berührt äußerte, und er die rabies theologorum durch mehrere seiner eigenen Schüler kennen lernte, betonte er das reformirte Element mehr. Niemals jedoch wurde er, wie ihm nachgesagt wurde, ein Prädestinatianer im Sinne Calvin's. — K. war am 12. Septbr. 1784 in Duisburg geboren. Seine Eltern waren der Pastor Elias Christian Krafft in Duisburg und Johanna Ulrike, geb. Leidenfrost. Als er 13 Jahre alt war, starb sein Vater; der Wittwe fiel die Erziehung der 8 Waisen um so schwerer, als die damalige Kriegszeit viel Noth und Entbehrung in jene Gegenden brachte. Dadurch hatte K. eine sehr schwere Jugend. Nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt besuchte er drei Jahre lang die daselbst in dürftigster Weise noch bestehende Universität, an welcher er nur mit der armseligen

Nahrung des Vulgär-Rationalismus gespeist wurde. Seine Candidatenjahre brachte er von 1806—1808 als Hauslehrer in Frankfurt a. M. zu, kam daselbst mit den Kreisen in Berührung, welche sich um den Arzt de Neufville und Fr. von Meyer gebildet hatten. Dann wurde er als Pastor nach Weeze, einem kleinen Dorfe zwischen Cleve und der holländischen Grenze berufen und durch kaiserl. französisches Decret, d. d. St. Cloud 16. Septbr. 1808 bestätigt. Hier verheirathete er sich am 26. Febr. 1811 mit Kathar. Wilhelm., Tochter des Pastors Neumann in Cleve, aus welcher Ehe 5 Kinder entsprossen sind, von denen 3 den Vater überlebt haben, 2 verheirathete Töchter und ein nach dem Tode des Vaters zum Katholicismus convertirter, noch als Beneficiat lebender Sohn. Im Frühjahre 1817 als Pfarrer an die deutsch-reformirte Gemeinde Erlangen berufen, wurde er am 3. August desselben Jahres als solcher eingesetzt. Bei der 300jährigen Gedächtnißfeier der Reformation wurde er von der theologischen Fakultät Erlangen zum Doctor philos. creirt und am 6. Decbr. 1818 auf Antrag des Senates zum außerordentlichen Professor der reformirten Theologie ernannt. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem Tode trotz sehr bescheidenen Gehaltes. Er hatte nämlich als Pfarrer 1000 fl. und als Professor 300 fl. jährliches Einkommen. Trotzdem nahm er nie, auch als seine Vorlesungen sehr stark von reichen und armen Studenten besucht wurden, einen Pfennig Collegiengeld, streng nach dem Ausspruche: „Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch", so sehr ihm dies auch von Amtsgenossen verübelt wurde. Von 1818—1824 hatte K. nur wenige Zuhörer, mehrmals hatte er ein Colleg über Pastoraltheologie angekündigt, ohne daß er dasselbe lesen konnte. Seine exegetischen Vorlesungen waren sehr schwach besucht, weil er damals unter den Studenten für einen „Mystiker" galt. Mit dem Wintersemester 1824 wurde es jedoch anders; von da an wuchs sein Einfluß von Jahr zu Jahr unter den Studenten wie unter der Bürgerschaft. Freilich ging dies nicht ohne Kampf vorwärts. Einer seiner geistlichen Vorgesetzten stand an der Spitze seiner Gegner, mit welchen K. bis Mitte der dreißiger Jahre zu kämpfen hatte; dann aber war der Sieg seiner Sache entschieden. Von da an jedoch regten sich die confessionellen Streitigkeiten, in Folge deren die Reformirten aus dem Missionsvereine und aus den Synoden der Lutherischen ausgeschieden wurden. Mit tiefem Weh wurde Krafft's Herz darüber erfüllt, das ihn bis an sein Lebensende nicht mehr verließ.

In wissenschaftlicher Beziehung hielt es K. für seine Lebensaufgabe, seine biblische Dogmatik auszuarbeiten und in immer vollendeterer Weise vorzutragen, was auch in den späteren Jahren geschehen ist. Im Druck ist jedoch wenig von ihm erschienen, er hatte keine rechte Freudigkeit dazu. Nach der im Jahre 1818 in Nürnberg erschienenen kleinen Abhandlung „De servo et libero arbitrio", welche durchaus nicht prädestinatianischen Inhaltes ist, hat er „Sieben Predigten über Jesaia 53"; „Vier Predigten über 1. Korinther 1, 30" herausgegeben, in welchen die biblisch-reformirte Rechtfertigungslehre im Gegensatze zur rationalistischen Auffassung eingehend und klar behandelt ist. Dann gab er auf vielseitiges Verlangen einen Band Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres heraus, welcher in 3. Auflage zuletzt im J. 1845 erschienen ist. Sein Schwiegersohn Oberconsistorialrath Dr. von Burger gab nach Krafft's Tode dessen „Chronologie und Harmonie der vier Evangelien" nach Collegienheften heraus, ein treffliches Büchlein, dem man die nüchterne und gewissenhafte Arbeit ansieht. Derselbe Herausgeber versprach auch 1848 die „„Dogmatik" Krafft's erscheinen zu lassen, ohne jedoch bis zur Stunde dieses Versprechen gelöst zu haben. Eine Eigenthümlichkeit hatte noch K., die nicht übergangen werden soll. Er konnte sich nie dazu entschließen, sich abbilden zu lassen, weshalb kein Bild von ihm vorhanden ist. Wahrscheinlich hing dies damit zusammen, daß er, der vielgesuchte Mann,

nie persönliche Anhänger gesucht, noch auch nur geduldet hat, daß sich solche um ihn zu schaaren versuchten oder sich gar nach seinem Namen nennen wollten. Mit großer Geschicklichkeit und geflissentlichem Ernste wußte er jegliche Art von persönlichen Huldigungen von sich ferne zu halten. Er hätte gefürchtet, sich dadurch schwer an der Ehre seines Gottes zu versündigen. In seinem Familienleben fehlte es an Kreuz nicht. Am 12. Novbr. 1833 starb seine Lebensgefährtin; ein halbes Jahr später ein 19jähriger Sohn als Student. Endlich kam auch für ihn, den durch seine Einfachheit in der Lebensweise und Hauseinrichtung sich auszeichnenden Mann, die Stunde des Heimgangs. Nach 12jährigem Wittwenstande erlag er einer dreimonatlichen Krankheit am 15. Mai 1845 im 61. Lebensjahre.

Herzog, Realencyklopädie, Bd. VIII. Das Wiedererwachen des evangelischen Lebens in der lutherischen Kirche Baierns. Von Dr. G. Thomasius, Erlangen 1867. Evangelisch reformirte Kirchenzeitung von O. Thelemann und E. Stähelin, 18. Jahrgang, 1868. Heft Juli und August.

Haenchen.

Kraft: Isaak Christian K., wurde am 5. Febr. 1727 zu Büdingen in der Wetterau geboren, wo sein Vater, Johann Henrich K., Conrector war. Nach dem Tode desselben erzog ihn seine Mutter, eine Tochter des Pfarrers Johann Daniel Appel zu Bönstatt in der Wetterau. Da die Mittel zum Studiren nicht reichten, ging er im J. 1747 nach Crefeld, um seinen Unterhalt durch Unterrichten zu gewinnen; von hier aus besuchte er Tersteegen in Mühlheim und trat zu diesem in ein enges Freundschaftsverhältniß. Besonders machten aber die Vorträge des Jakob Chevalier aus Amsterdam auf ihn einen großen Eindruck, so daß er nun selbst ein „Erweckter“ wurde. Schon Wittwer, bezog er mit dem einzigen überlebenden Sohne im J. 1760 die Universität Duisburg, um Theologie zu studiren und machte dann im J. 1761 zu Ruhrort sein Candidatenexamen. In demselben Jahre noch ward er Lehrer an der lateinischen Schule zu Orsoy; am 4. Mai 1762 ward er daselbst zum Rector erwählt. Im folgenden Jahre wurde er Rector zu Goch im Herzogthum Cleve, und in dieser Stellung, in welcher er auch mitunter zu predigen hatte, scheint er bis zu seinem Tode verblieben zu sein. Im J. 1764 verheirathete er sich zum zweiten Male; von allen Kindern blieb ihm aber nur der eine Sohn aus erster Ehe, Friedrich, erhalten. Unter vielerlei äußeren Leiden und selbst Nahrungssorgen sprach er seinen kindlichen Glauben und seine Liebe zum Heilande in einer Reihe geistlicher Lieder aus, die in drei Sammlungen (1751, 1771 und 1784) erschienen und in den Kreisen der Erweckten am Niederrhein vielfach Verbreitung fanden. In Gemeindegesangbücher scheinen sie keine Aufnahme gefunden zu haben, obschon (nach Koch) mehrere dessen wohl werth gewesen wären. Er starb im J. 1791 (oder später?).

Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f. 3. Aufl. 6. Bd. S. 69—77 (nach Kraft's handschriftlichem Tagebuch). l. u.

Kraft: Kaspar K. (Crapht), Buchdrucker zu Wien um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Wann er geboren, ist nicht bekannt, sein Geburtsort jedoch war Ellwangen in Schwaben, wie dies die Schlußworte eines 1555 durch Michael Zimmermann zu Wien veröffentlichten Druckes „Liber sacrosancti Evangelii“ bezeugen: „Caspar Craphtus Elvangensis Suevus characteres tyros ex Norici ferri acie sculpebat“. Es geht zugleich aus dieser Anzeige unzweideutig hervor, daß K. nicht eigentlicher Buchdrucker sondern vielmehr Stempelschneider und zwar ein sehr vorzüglicher müsse gewesen sein, wie dies wiederum ein anderer Zimmermann'scher Druck desselben Jahres „Syriacae linguae . . . Prima elementa“ an seinem Ende rühmend mit den Worten hervorhebt; „Casparo Craphto in-

geniosas operas praebente". Ueber seine übrigen Lebensverhältnisse sowohl im Allgemeinen als seine Thätigkeit als Formschneider insbesondere fehlen alle Nachrichten. Nachdem er um das J. 1552 als Geselle mit Michael K., der vermuthlich sein Bruder war, in der Druckerei des Aegidius Aquila zu Wien gearbeitet hatte, verband er sich 1556 mit dem Drucker Raphael Hofhalter (Bd. XII, 569). Doch war diese Verbindung nur von kurzer Dauer und wenigstens für K. keine sehr fruchtbare, denn es ist bis jetzt nur ein einziger Druck bekannt geworden, der 1556 aus ihrer gemeinschaftlichen Presse hervorging, während K. für sich allein noch längere Zeit theils in Wien, theils in Ungarn eine reiche Thätigkeit entfaltete. Nach 1556 erscheint in den typographischen Annalen der Name „Kraft" weder als Drucker mehr noch als Gehülfe einer verwandten Thätigkeit, während allerdings ein jedoch gänzlich von ihm verschiedener „Hans K." als Buchdrucker schon seit 1549 in Wittenberg gearbeitet hatte (vgl. d.). Das durch Caspar K. und Hofhalter gemeinschaftlich gedruckte Buch führt den Titel: „Der Christlich vnd Gewaltig Zug in das Hungerland" (Ungarland) . . . beschrieben durch Wolfgang Schmälzl" . . . 1554; vgl. über diesen Dichter, eine Art österreichischen Hans Sachs, Joh. Mar. Wagner, Oesterr. Dichter des XVI. Jahrh. (im 25. Jahrgang des Serapeum), 1864.

Maittaire III. P. 2. p. 652. Schelhorn, Beitr. zur Erläuter. d. Geschichte S. 173 und dessen Sammlung für d. Gesch. I, 1. Denis, Buchdruckergeschichte Wiens S. 523. 527. 531. 533. J. Franck.

Krafft: Peter K., Geschichtsmaler, geb. am 17. Septbr. 1780 zu Hanau, † am 28. Octbr. 1856 zu Wien, war der Sohn eines geschickten Emailleurs in Hanau und erhielt von der fürstlich hessischen Zeichenakademie, die er durch 10 Jahre besuchte, die erste künstlerische Bildung. Wiederholt durch Preise ausgezeichnet, reiste K. im März 1799 nach Wien, suchte sich unter H. Fügers Leitung in der Malerei zu vervollkommnen und reiste Anfangs des Jahres 1802 mit Schnorr von Karolsfeld nach Paris, wo ihn die Werke des Malers Louis David, die damals auf Künstler wie auf Napoleon gleich bezaubernd wirkten, in hohem Grade fesselten. Den dort gewonnenen Eindrücken gab sich K. vollständig hin und pflegte mit Begeisterung die classische Richtung des Meisters. Durch die Gunst des jüngsten Bruders des Kaisers, Lucian Bonaparte, für den er zahlreiche Bilder copirte, fand er ausreichend Beschäftigung und auch Gelegenheit mit der vornehmen Welt des ersten Kaiserreiches in Berührung zu treten. Die strenge, doctrinäre Schule David's, der sich der Künstler angeschlossen, wurde entscheidend für dessen ganze Richtung. Im J. 1806 nach Wien zurückgekehrt, widmete sich K. zunächst dem Porträtfache (in Oel und Miniatur), da den Wiener Kunstkreisen die französische Richtung nicht zusagte und der Künstler daher keine Anregung fand, sein bedeutendes Talent in größeren Aufträgen zu zeigen. K. fand hier nur an Erzherzog Johann einen warmen Gönner, in dessen Begleitung er wiederholt Reisen in die Alpen unternahm und zu dessen Popularität er dadurch nicht wenig beitrug, daß er den Prinzen als steirischen Schützen, einsam eine Alpenspitze erkletternd, darstellte: ein Bild, das durch Höfel's Grabstichel in weiteren Kreisen bekannt wurde. Erst im Jahre 1813 gelang es K. seinen Ruhm zu begründen. Unter dem mächtigen Eindruck der Befreiungskriege malte er das große, 9 Fuß hohe und 11 Fuß breite Bild „Abschied des österreichischen Landwehrmannes von seiner Familie", gegenwärtig in der Belvedere-Gallerie und stellte dasselbe in einer eigenen Holzbude auf der Bastei aus. Die Wirkung des Bildes war eine außerordentliche. Bisher waren die akademischen Wiener Historienmaler jedem modernen Stoffe ängstlich aus dem Wege gegangen, und hatten sich nur für religiöse oder allegorische Stoffe begeistert. Dieser Griff in das moderne Leben, die Darstellung eines Mo-

mentes, das alle patriotischen Gemüther tief bewegen mußte sowie die Macht der Composition waren überwältigend, so gering auch der malerische Effect blieb, worauf eben die David'sche Schule kein Gewicht legte. Die Akademie der bildenden Künste ernannte K. in Folge dieses Bildes noch im J. 1813 zu ihrem Mitgliede. Angeeifert durch den großen Erfolg, versuchte sich der Künstler in anderen ähnlichen Stoffen. Er vollendete 1815: „Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern“ und den „Sieg bei Leipzig“, 1820 die „Rückkehr des Landwehrmannes aus dem Befreiungskriege“ (im Belvedere), 1822 die „Krönung des Kaisers Franz I.“ für das Pesther Nationalmuseum, später die drei Fresken mit Scenen aus dem Leben des Kaisers für den Audienzsaal der kaiserlichen Hofburg. Daneben schuf er in dieser Zeit auch Werke nach älteren, zum Theil antiken Stoffen und zahlreiche Porträts, die aber gegenüber den ersteren weit in den Hintergrund treten. Im J. 1823 wurde K. zum Professor an der Akademie der bildenden Künste und im J. 1828 aus der eigensten Initiative des Kaisers Franz I. zum Director der kaiserl. Belvedere-Gallerie ernannt. Auch in dieser Eigenschaft blieb der Künstler der von ihm eingeschlagenen Richtung treu und verherrlichte geschichtliche Ereignisse und Charakterzüge aus dem Leben des von ihm hochverehrten Kaisers. Zu diesen Gemälden gehören: „Graf Nikolaus Zriny v. Szigeth“, für das ungarische Nationalmuseum, „Kaiser Franz empfängt eine Wittwe in der Audienz“ (1837), „Erzherzog Karl mit seiner Suite in der Schlacht bei Aspern“ (1838), „Zusammenkunft der Alliirten nach der Schlacht bei Leipzig“ (1839), „Kaiser Franz fährt 1811 einen Mann auf dem Laxenburger Teiche“ (o. J.) und „Kaiser Franz begleitet die Leiche eines armen Mannes zu Baden bei Wien“ (1854). Unter den übrigen Bildern sind in weiteren Kreisen bekannt geworden: „Ossian“, „Manfred“, „Hermann und Dorothea“ und seine Scenen aus Tasso's befreitem Jerusalem. Eine große Zahl seiner Bilder wurde von Rahl, Scott, Stöber in Kupfer gestochen. Krafft's Bedeutung als Künstler beruht auf der Composition und der Wahl der Stoffe. Durch seine Anregung wandten die österreichischen Künstler auch der neueren Geschichte ihre Aufmerksamkeit zu und durch die Wahl der modernen Stoffe und ihre Darstellungsweise brach K. dem Wiener Genrebild die Bahn. Die größte Schwäche in Krafft's Bildern ist, daß sie trocken und kühl in der Behandlung und ohne großen Farbenreiz sind. Als Galleriedirector strebte er die Verbesserung des Katalogs an, dessen Herausgabe er seinem Sohne, dem Orientalisten Albrecht K. übertrug; in Folge von dessen frühzeitigem Tode besorgte R. v. Eitelberger die Redaction des ersten Bandes.

C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon XIII, 106. Rudolf v. Eitelberger's Ges. Kunsthistorische Schriften I, 61. K. Weiß.

Krafft: Wolfgang Ludwig K., Astronom, geb. den 25. August 1743 zu St. Petersburg, gest. ebenda den 20. Novbr. 1814 (beide Daten alten Stils). Er war ein Sohn des bekannten Mathematikers G. W. Krafft (s. o. S. 9), mit welchem er als Knabe von einem Jahre aus der russischen Kaiserstadt in das heimische Tübingen übersiedelte. Er studirte daselbst, erwarb 1764 den philosophischen Magistergrad und folgte 1767 einem Rufe als Professor der Astronomie an die Petersburger Akademie, in welcher Stellung er bis zu seinem Ende verblieb. Im J. 1769 ward er nach Orenburg am Ural gesandt, um den Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe zu beobachten. 1772 unterstützte er, in Verbindung mit Lexell und J. A. Euler, den berühmten Vater des letzteren bei der Neubearbeitung der „Theoria motus lunae“, welche dereinst den Preis des englischen Parlamentes errungen hatte. Denselben Gegenstand behandelt der „Essai sur les tables lunaires d'Euler“ in den Nova Acta Petropolitana von 1788. Eine große Anzahl von Aufsätzen, welche K. in den verschiedenen

von der russischen Akademie ausgehenden Sammelwerken veröffentlichte, bezieht sich dagegen mehr auf physikalische als auf astronomische Fragen; er behandelt darin z. B. die erdmagnetischen Elemente, die Theorie des Elektrophors, den Canton'schen Leuchtstein, die Attraktion der Sphäroide, die achromatischen Linsengläser und das Pendel. Der reinen Mathematik ist der anscheinend zu wenig gewürdigte „Essai sur les nombres premiers" (Nova Acta, 1802) gewidmet.

Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, 1. Band, S. 1310 ff. — Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 474. 644. Günther.

Krag: Andreas K., geb. 1558 in Ripen (auf der jütischen Westküste Schleswigs), † am 8. Juni 1600 in Kopenhagen, fand nach dem frühen Tode seines Vaters Pflege und Unterstützung durch den Propst Mulenius und den Superintendenten Matthiä, mit welch letzterem, da derselbe Bischof von Seeland geworden, er nach Kopenhagen ging (1569); dort erhielt er den Vorbereitungsunterricht und wirkte auch einige Zeit als Lehrer an einer der niederen Schulen, dann aber (1580) bezog er die Universität Wittenberg, wo er zwei Jahre verweilte und die Magisterwürde erlangte; indem er sich nun zum Studium der Medicin wandte und dabei Gelegenheit fand, als Begleiter einiger adeliger Studirender zu reisen, besuchte er zunächst Tübingen, dann Basel, Straßburg, Genf und schließlich Montpellier, wo er am 1. August 1585 den medicinischen Doctorgrad erwarb. Von dort nach Kopenhagen zurückgekehrt, trat er (noch 1585) als Docent an der Universität auf und erhielt 1587 eine Professur für Pädagogik, welches Fach er 1589 mit dem der Mathematik und 1590 mit jenem der Physik vertauschte. Von nun an warf er sich in seinen Studien hauptsächlich auf die Verbindung der Alchimie mit der Arzneimittellehre und schädigte hierbei durch häufige Destillationsversuche seine Gesundheit, so daß er einem Brustleiden erlag. Er schrieb „Rameae scholae et defensio Petri Rami" (1582), worin er in heftiger Polemik gegen den Tübinger Physiker Liebler die anti-aristotelische Richtung des Petrus Ramus weitschweifigst vertheidigte, dann „Aristotelica et Ramea de insidiosis sophistarum simulationibus institutiones breves" (1583), d. h. einen kurzen Auszug aus der aristotelischen Schrift Sophistici Elenchi und desgleichen aus des Ramus Bearbeitung derselben; aus der gleichen Begeisterung für Ramus ging hervor: „Horatii ars poëtica iuxta Rami dialecticam resoluta" (1583). Dem dankbaren Andenken an seine medicinischen Studien zu Montpellier ist gewidmet „Laurea Apollinea Monspeliensis" (1586), worin er auf Grundlage des Galenus und Hippokrates (nicht aber des Avicenna) sich über Aderlassen, Giftwirkungen, Ernährung, Unterleibskrankheiten, Epilepsie u. s. f. äußerte, zugleich aber viele ramistische gegen Aristoteles gerichtete Thesen einflocht (dieselben erschienen auch als „Theses de artium principiis", 1593); seiner erwähnten Lieblingsrichtung gehören an: „Epistolae de chymicis remediis" (1600). Auch gab er heraus seines Freundes Jac. Matthiä „Doctrina de concionandi ratione" (1589), sowie desselben „Praelectiones in Joëlis prophetiam" (1589). Außerdem wird erwähnt, daß er den platonischen Dialog Parmenides mit Anmerkungen (1598) veröffentlicht habe.

Joh. Moller, Cimbria literata, Vol. I, p. 312 f. Vinding, Regia Academia Havniensis, p. 154 ff. Prantl.

Krah: Johann Gottlob K., war zu Störmthal unweit Leipzig am 25. Juli 1735 geboren, und ist am 25. Octbr. 1810 gestorben. Sein Vater war ein Schneider; es gelang indeß, den Sohn in die Landesschule Pforta zu bringen, worauf er seine Studien in Leipzig machte; hier erwarb er sich den Grad eines Magisters der Philosophie. Im J. 1763 wurde er Pfarrer zu

Prießnitz in der Ephorie Borna. Dieses geistliche Amt ließ ihm, da die Muttergemeinde nicht mehr als einige Hundert Seelen zählte, und die nahe Tochtergemeinde Elbisbach noch weit kleiner war, immerhin schöne Muße zu litterarischen Arbeiten. Er ließ in den Jahren 1768 und 1769 einige Aufsätze in satirisch-moralischen Wochenschriften erscheinen. Dagegen erschienen 1775 und 1789 einige kleine Bücher aus seiner Feder. Das erste hat den Titel: „Neue geistliche Lieder zur Unterhaltung der Privatandacht, nebst Nachahmungen einiger alten Kirchenlieder", Altenburg 1775. Die eigenen Dichtungen, 24 an der Zahl, sind ganz nur subjective Ergüsse, ohne tieferen Gehalt und höheren Schwung. Die Vorrede nimmt durch ihre Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit für den Mann ein. Er hat ein Gefühl davon, was es ist um ein ächtes und gerechtes Kirchenlied, er beschreibt dasselbe als die laute Stimme der Kirche selbst, als ein Stück öffentlichen Glaubensbekenntnisses ꝛc. Um so mehr ist zu verwundern, daß er es gewagt hat, einige dieser alten Kirchenlieder „nachzuahmen" oder umzudichten. Es sind neun dergleichen Lieder von ihm modernisirt, z. B. Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort, Wenn mein Stündlein vorhanden ist (statt dessen: „Wenn meine Zeit dahin nun ist"), Christus der ist mein Leben ꝛc. Die spätere Schrift ist: „Prüfung der Urtheile über die gewöhnlichen Todesarten, nebst geistlichen Liedern", 1789. In der Abhandlung selbst, S. 1—80, widerlegt er das Vorurtheil, als sei ein sanfter Tod ein sicheres Unterpfand der Seligkeit, hingegen ein schmerzhafter Tod ein Beweis göttlichen Zorngerichtes. Auf die Abhandlung folgen 11 von ihm frei gedichtete geistliche Lieder, sämmtlich neu, verglichen mit dem Büchlein von 1775; den Schluß bilden wieder, wie dort, Nachahmungen alter Kirchenlieder, deren 6 hier modernisirt erscheinen, S. 107—118. Nicht nur diese Umdichtungen sondern auch die frei gedichteten geistlichen Lieder sind seit geraumer Zeit vergessen und verschollen.

Lechler.

Krahe: Johann Lambert K., Historienmaler, geb. 1712 zu Düsseldorf, † daselbst 1790. Sohn armer Eltern, fand er an dem Oberstlieutenant Mayer einen Gönner, der ihn dem Grafen von Plettenberg empfahl, welcher ihn mit nach Italien nahm. Dort gerieth er nach des letzteren Tod in hülflose Lage, bis ihn ein Jesuit beauftragte, Heiligenbilder für Indien zu malen. Nebenbei suchte er sich durch eifrige Studien nach den Antiken, nach berühmten Bildern und den Besuch der Schulen der Maler Benefiale und Subleiras weiter auszubilden, bis ihm die Akademie von St. Luca ihre Thore öffnete. Nun gewann er einflußreiche Bekannte, von denen der Cardinal Valenti ihn 1755 dem Kurfürsten von der Pfalz empfahl, welcher ihn beauftragte, die Gemäldegallerie in Düsseldorf zu ordnen und als er dies zur höchsten Zufriedenheit vollführt hatte, ebenso 1784 die Münchner Gallerie. K. hatte auch hervorragenden Antheil an der Gründung der Düsseldorfer Akademie, deren erster Director er wurde. Er bildete die Schüler mit großer Gewissenhaftigkeit und sein steigender Ruf als Lehrer führte der Anstalt selbst viele Ausländer zu. Als ausübender Künstler galten ihm Raffael und die Antiken als — freilich unerreichte — Muster. Er liebte ruhige und liebliche Gegenstände darzustellen und war darin nicht frei von Sentimentalität. Sanftes Licht, gemäßigte Schatten und die Vermeidung kräftiger Farben geben seinen Bildern eine süße Harmonie, aber auch etwas Wirkungsloses und Mattes. Hervorzuheben sind sechs Altarblätter in der Jesuitenkirche zu Mannheim, ein Deckengemälde in der kurfürstlichen Bibliothek und eine schlafende Maria in der Gallerie daselbst, vier Deckengemälde im Schloß Benrath bei Düsseldorf und mehrere Bilder religiösen Inhalts. Nach ihm hat Joseph Fratrel sein Bildniß, den Traum Josephs und eine heilige Familie in Rembrandt's Geschmack geätzt, ebenso er selbst den Raub der Sabinerinnen.

In den letzten Lebensjahren wurde er durch ein Augenleiden an der Ausübung seiner Kunst behindert.

Nagler, Künstler-Lexikon. M. Blanckarts.

Krais: Friedrich Julius K., Dichter, wurde am 29. Novbr. 1807 zu Beilstein in Württemberg geboren, durchlief die Lateinschule seiner Vaterstadt, das niedere evangelisch-theologische Seminar Blaubeuren (als Mitglied derselben Promotion mit Vischer, Strauß, G. Pfizer u. A.), das Stift in Tübingen, und lebte von 1833 an als Pfarrer an mehreren Orten Württembergs, zuletzt in Oferdingen bei Tübingen, wo er am 30. Novbr. 1878 starb. — K. war als Dichter weltlicher und geistlicher Poesien nicht unfruchtbar. Befreundet mit Uhland, Kerner, Ottilie Wildermuth u. A., zeigt er sich in seinen Gedichten als ein minder hervorragendes Mitglied der jüngeren schwäbischen Dichtergeneration, in seiner religiösen Lyrik so ziemlich in Albert Knapp's Fußstapfen gehend. Es gelang ihm manches fließende, gemüthlich warme und angenehme Gedicht, und besonders nach der formalen Seite ist seine Poesie nicht ohne Mannigfaltigkeit; aber das Meiste ist aus zweiter Hand, und es fehlt nicht an schwachen Produkten. Werke (wohl nach eigener Angabe) in Brümmer's Dichterlexikon; den dort aufgezählten ist noch beizufügen: „Den Kämpfern im Krieg und Sieg der deutschen Einheit 1870 und 1871. Vaterländische Gedichte", Tübingen 1877.

Hermann Fischer.

Krakewitz: Albrecht Joachim von K. oder Krackewitz, wurde am 28. Mai (7. Juni) 1674 als Erstgeborener und daher Erbherr auf Gevezin bei Neubrandenburg im damaligen Herzogthum Mecklenburg-Güstrow geboren, schon vor der Geburt hat ihn seine Mutter, Elisabeth v. Engel, dem geistlichen Stande gewidmet, das väterliche Haus scheint eins der „stillen", aber doch orthodoxen im Lande gewesen zu sein. Nach Ablauf seiner Reise- und Studienjahre, seines Verweilens namentlich in Kopenhagen (hier auch am Hofe) und Leipzig, erklärte er sich in Rostock unter Quistorp energisch gegen den neuen Pietismus als einen Zuwachs des Reiches der Finsterniß. 1699 berief ihn Herzog Friedrich Wilhelm zum Professor der orientalischen Sprachen und der Katechese in der philosophischen Facultät zu Rostock, worauf er in demselben Jahre als Dr. theol. promovirte und darauf sich mit Dorothea Margaretha von Voß vermählte. Schon 1700 trat er gegen Spener's Schwiegersohn D. Adam Rechenberg in dem Streit über den Endtermin der Gnadenzeit in einem deutsch geschriebenen Tractat hervor, worin er sich auch gegen den verstorbenen Großgebauer (Allg. d. Biogr. IX, 750) wegen terministischer Irrthümer kehrte. Gehalt scheint er in den ersten Jahren nicht erhalten zu haben, mit den Theologen gerieth er in Streit, weil er theologische Collegien ankündigte, ja sie verdächtigten ihn selbst des Pietismus, zumal weil er auch Theologie deutsch las. Der Herzog verlieh ihm auf sein Drängen nach Gehalt die Superintendentur zu Parchim, aber er lehnte sie ab, um weiter lesen zu können. Den Angriffen auf seine Rechtgläubigkeit suchte er durch eine Bescheinigung der Rostocker Universität zu begegnen, sie brachen aber wieder los, als er 1704 öffentliche Vorlesungen über Dr. M. Luther's Katechismus deutsch ankündigte, und namentlich als er in einer Streitschrift gegen Christianus Democritus (Konrad Dippel, Allg. d. Biogr. V, 249) Vorschläge zu einer Union zwischen Lutheranern und Reformirten machte, die etwa mit den Ansichten des Pacificus Verinus (Löscher) übereinstimmten. 1707 hatten ihn Mitglieder der theologischen Facultät eines unsittlichen Lebenswandels wider die Wahrheit denuncirt, im Processe, den er einleitete, siegte er ob, aber eine im selben Jahre erfolgte Berufung der schwedisch-pommerschen Regierung als Prof. theol. lehnte er dennoch ab, trotz der gewährten Entlassung durch den Herzog, der ihn dann endlich am 3. Mai 1713 zum Prof. theol., Con-

storialrath und Superintendenten des mecklenburgischen Kreises ernannte. Am 17. Juni 1715 ließ Karl XII. ihm eine Vocation zum Generalsuperintendenten von Schwedisch-Pommern auf Präsentation der Stände ausfertigen, und K. forderte von dem inzwischen zur Regierung gelangten Karl Leopold seine Entlassung. Wegen der Occupation Pommerns im nordischen Kriege zog sich indessen seine Uebersiedelung nach Greifswald hin bis 1721. In dieser Zwischenzeit verfaßte er 1717 den nur nominell von sämmtlichen Superintendenten abgefaßten mecklenburgischen Landeskatechismus, der 1718 erschien und (mit Ausnahme von Rostock und Wismar) noch heute gültig ist. Erst 1879 erklärte ein Pastor Kahsel ihn in einzelnen Sachen für nicht orthodox, wurde aber vom Oberkirchenrath zum Widerruf gezwungen. Bezeichnend ist, daß K., wie der gesammte mecklenburgische Clerus, gegen die Gewaltschritte und das ärgerliche Leben Karl Leopolds kein Wort verlor, aber gegen eine Besteuerung der Geistlichkeit und der Pfarrhufen energisch opponirte, was der pommersche Pastor Lic. theol. Dalmer zu Rakow noch 1862 durchaus lobenswerth fand. Während der dänischen Occupation Pommerns hatte inzwischen diese Regierung den von seinen Collegen des Pietismus beschuldigten Greifswalder Professor H. Brandanus Gebhardi (Allg. d. Biogr. VIII, 481) 1716 zum Vice- und 1719 zum wirklichen Generalsuperintendenten Pommerns ernannt, auch seine Einführung trotz Krakewitz' Machinationen durchgesetzt. Nach dem Frieden aber und der Rückgabe von Neu-Vorpommern und Rügen an Schweden befahl der König Friedrich I. (von Hessen-Kassel) sofort die Einführung von K., die auch am 25. Mai erfolgte. Seine Entlassung von Karl Leopold fällt in die Zeit der scheuslichen Hinrichtung des Geh. Raths v. Wolffradt, zu der ein Schreiben in Krakewitz' Sache den Vorwand lieh, und der etwas späteren barbarischen Schlächterei von Dömitz. K. selbst, damals Rector, sah sich daher veranlaßt, die Acten im Universitätsarchiv zu Rostock zu deponiren, wo sie jetzt aufgefunden sind; seine mecklenburgische Entlassung erhielt er erst am 22. Juli und schied am 24. feierlich von der Universität Rostock. In Pommern wurde er als Generalsuperintendent zugleich Procancellarius und Professor Primarius der Universität Greifswald, Präsident des Consistoriums, Stadtsuperintendent, Landpropst, Pfarrer zu St. Nicolai und Pleban zu Gütschow. Er war ein in der Form milder, zum Durchgreifen nicht geeigneter, aber doch zäh festhaltender Charakter. Die seine Amtszeit füllenden meist erbärmlichen Zänkereien der Geistlichen und der Universitätstheologen konnte er daher nicht bändigen, namentlich der Prof. Jeremias Papke denuncirte ihn immerfort aufs neue, bald wegen vermeintlichen Pietismus, bald anderer Dinge; so verbiß man sich auf den von der Regierung verbotenen sog. elenchus nominalis, die Calvinisten &c. von der Kanzel zu verfluchen, obwohl der König eben erst vom Calvinismus zum Lutherthum übergetreten war. Daß Hörige, die ihrem Herrn entliefen, nicht zum Abendmahl zuzulassen seien, bis sie zu ihrem Herrn zurückkehrten, wußte er factisch aufrecht zu erhalten, wider den Willen der Regierung; doch trat er den Herrschaften gegenüber für Schonung der Bauern auf. Als Universitätslehrer war K. schon in Rostock beliebt und einflußreich gewesen, die Predigten waren nach dem Geschmacke der Zeit, aber frei von Gezänk; entschieden lutherisch-orthodox, doch nicht ohne daß der Spener'sche Pietismus ihnen einen bestimmten Anhauch verliehen hätte. Schon in Mecklenburg hatte er mit den Superintendenten ein Gesangbuch zu Stande gebracht, für Schwedisch-Pommern stellte er 1722 eins zusammen, das nach Anhörung der Stände 1723 eingeführt wurde und noch jetzt in Gebrauch ist neben dem Kirchen- und Hausgesangbuche von 1858. Für Pommern besorgte er eine erneuerte und erweiterte Ausgabe des Katechismus des David Gigas, der nun als „Krakewitz'scher“ oder „Pommerscher Katechismus“ bekannt wurde, dessen

Durchführung aber erst nach Krakewitz' Tode gelang; das Volk wollte nicht 8 Schill. (58 Pf.) ausgaben, da der „Gigaster" nur höchstens 4 Schill. (29 Pf.) kostete. In Bezug auf klerikale Ansprüche war er natürlich das Kind seiner Zeit, ebenso gegenüber dem Glauben an Hexen, deren Verbrennung auch er forderte. Er starb am 2. Mai 1732; seine Gegner belferten ihm noch nach, wie damals üblich. In neuester Zeit ist man häufig auf sein Wirken zurückgekommen.

C. E. F. Dalmer, Lic. theol. und Pastor zu Rakow, Sammlung etlicher Nachrichten aus der Zeit und dem Leben des D. Albr. Joach. v. Krakewitz, Stralsund 1862; wo seine Schriften und eine reiche Litteratur. Die Acten wegen seiner Entlassung wird Prof. Dr. J. Bachmann herausgeben. S. dessen Gesch. d. evang. Kirchengesangs in Mecklenb. Krause.

Krakewitz: Barthold von K., lutherischer Theolog und Generalsuperintendent von Pommern, stammte aus einem der ältesten Rügischen Rittergeschlechter, dessen Mitglieder schon 1193, 1231—41 als Zeugen unter Jaromar I. und Wizlaw I., sowie als Besitzer von Krakow bei Tribsees und mehrerer Güter auf Wiztow vorkommen, und war 1582, als der Sohn von Victor von K. und Katharina von Osten, einer Tochter Bartholds von Osten, zu Presenzke, einem alten Familiensitze auf Wittow, geboren. Nachdem er die Gymnasien zu Magdeburg, Lüneburg und Stettin besucht hatte, studirte er seit 1599 Philosophie und Theologie und beschloß, wahrscheinlich gegen den Willen seiner Familie, sich dem geistlichen Berufe zu widmen. Wenigstens lassen seine 1602 bis 1603 gehaltenen Reden, welche den Adel der Sittlichkeit und die Frage: ob sich das theologische Studium für einen Adlichen schicke, betreffen, auf einen solchen Widerstand schließen. Er setzte dann seine Studien noch in Rostock fort, wo er sich im Predigen übte und auch die Neigung seiner späteren Gatlin Margarethe, einer Tochter des Kaufmanns Joachim Jäger, gewann. Seine Gelehrsamkeit, seine Gabe zu predigen, sowie sein tüchtiger Charakter erwarben ihm die Gunst des pommerschen Herzogs Philipp Julius in so hohem Grade, daß er ihn nach Friedrich Runge's Tode (1604) schon zum pommerschen Generalsuperintendenten bestimmte, obwol die Universität die älteren Geistlichen Bartholomäus Battus und Alexander Runge für diese Stelle vorschlug. Der Herzog glich diese Frage dadurch aus, daß er Battus fürs erste zum Vertreter von K. und auf Wunsch des Rathes von Greifswald zum Stadtsuperintendenten bestätigte, seinen Günstling jedoch zur weiteren Ausbildung mit einem Reisestipendium versah. In Folge dessen besuchte K. 1606 Wittenberg und die süddeutschen Universitäten, um die dortigen Theologen kennen zu lernen, und gab zugleich sein Buch über die Ehe gegen den Jesuiten Robert Bellarmin heraus, dann 1607 heimgekehrt und in Rostock zum Dr. theol. promovirt, trat er sein Amt, als Generalsuperintendent, Präsident des Consistoriums und Professor der Theologie, in Greifswald an, und hielt eine Rede über Dr. M. Luther's Leben, sowie eine Synode, in Folge welcher auch, gegen den Willen des Rathes, die Stadtsuperintendentur mit seinem geistlichen Oberamte vereinigt wurde. Während er seine theologische Laufbahn mit einer Streitschrift gegen den Katholicismus begann und auch schließlich beendete, war die Mitte seines Lebens dem Kampfe gegen die Reformirten gewidmet, deren Uebergewicht er, in Folge des Uebertritts des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg 1614, auch für Pommern befürchtete. Eine Reihe polemischer Aufsätze, theils im Allgemeinen gegen den Calvinismus, theils gegen die Lehre vom Abendmahl und von den guten Werken gerichtet, ließ er in den Jahren 1614—36 erscheinen und veränderte auch die Statuten der theologischen Facultät in diesem Sinne, indem er (1623) die Concordienformel unter die Bekenntnißschriften aufnahm. In der Exegese ist sein 1619 erschienener Commentar zum

Hosea, in der Dogmatik mehrere Schriften über das Wesen Christi, sowie eine Reihe von Predigten und Aufsätzen zur praktischen Theologie von Bedeutung, während mehrere Parentalien pommerscher Herzoge und Räthe, sowie eine Schrift über die Insel Rügen (1622) für die pommersche Specialgeschichte Werth haben. Wie in der Kirche die Predigt, übte er auch fortgesetzt die Disputationen und akademischen Reden, namentlich 1617 zur hundertjährigen Feier der Reformation, und bei den herzoglichen Landtagsabschieden, sowie bei der Kirchenvisitation im J. 1621. Sein Eifer für die lutherische Kirche brachte ihn auch in Verbindung mit mehreren lutherischen Fürstenhäusern, indem er 1618 den Besuch des Landgrafen Moritz von Hessen empfing und 1624 eine Einladung nach Dresden annahm. Mit dem Tode seines Beschützers Philipp Julius am 6. Febr. 1625, verlor sein Leben zugleich den äußeren Frieden, indem sich bald darauf die Schrecken des dreißigjährigen Krieges über Pommern und Greifswald verbreiteten, in Folge dessen er auch am 7. Februar 1630 seine erste Gattin Margaretha Jäger, mit welcher er 23 Jahre verheirathet war, durch den Tod verlor. Sein eifriges Predigen gegen den Katholicismus, seine Feier der Augsburgischen Confession (1630) zogen ihm hohe Contributionen und Strafexecutionen des Commandanten J. L. Perusius zu, und veranlaßten auch dessen Befehl, daß die Geistlichkeit zu Schanzarbeiten und anderen Leistungen, bei der Belagerung durch die Schweden, gezwungen werden sollte. Nach Perusius' Tode (1631) begrüßte K. den König Gustav Adolf bei seinem Einzug, nahm 1634 das Vermächtniß des Amtes Eldena an die Universität entgegen, legte aber, nach dem Tode des letzten Herzogs Bogislaw XIV. (1637), da Pommern von Schweden besetzt war, alle seine Aemter nieder und zog sich mit seiner zweiten Gattin, Regina Schwarz, nach seinem Gute Drigge auf Rügen zurück, um dort sein Alter in Ruhe zu beschließen. Die schwedische Regierung bewog ihn jedoch sein Amt wieder anzunehmen, unter der Bedingung, daß ihm sein Schwiegersohn Mevius Völschow als Vertreter zur Seite gestellt wurde, jedoch starb er schon in demselben Jahre am 7. Novbr. 1642 zu Drigge, nachdem er kurz zuvor sein Buch „Ad beatam ex hac vita emigrationem“ herausgegeben hatte, und wurde in der Nikolaikirche zu Greifswald bestattet, wo auch sein Wappen mit dem Panther, und sein Bildniß in ganzer Figur, in prachtvollem Renaissancerahmen aufgestellt ist. Von seinen 6 Söhnen standen 3 in Militärdiensten; einer, Joachim, war von 1635—38 Professor der Ethik und Geschichte in Greifswald, † 1642 als Professor in Soroe in Dänemark; von dem fünften, Albert, stammte Barthold auf Gevezin in Mecklenburg angesessen, und von diesem **Albrecht Joachim** v. K. (s. o.).

J. G. Balthasar, Samml. z. Pom. Kirchenhistorie II, 657—88. Kosegarten, Gesch. d. Univ. I, 231. 288. Daehnert, Catal. bibl. I, 1082 ff. Biederstedt, Leben Pom. Gelehrt. ꝛc. 99. Pyl, Pom. Geschichtsdenkmäler V, 41 ff.

Pyl.

Kramer: **Mauritius** K., geb. am 27. Febr. 1646 zu Ammerswort bei Meldorf in Niederdithmarschen, studirte vom J. 1666 an zu Jena und ward dann im J. 1670 Diakonus und 1679 Pastor zu Marne in Süddithmarschen, als welcher er am 22. Juni 1702 starb. Er war ein eifriger Gegner des Pietismus und warnte seine Gemeinde vor demselben in einer Schrift, die den Titel hat: „Nothwendig erachtete christliche Warnung vor dem ungeschmackten Quäcker-Quarcke“ (Hamburg 1688). Bleibendere Bedeutung hat er als Dichter geistlicher Lieder, deren er 89 unter dem Titel: „Heilige Andachten“ (Glückstadt 1683) herausgab, welche theilweise mit neuen Melodien vom Organisten Hinrich Krohn in Marne und andern versehen sind. Knapp nennt K. „einen

lieblichen, innigen Dichter", und Rambach sagt, daß seine Lieder wegen ihrer Herzlichkeit und fließenden Schreibart eine größere Verbreitung verdient hätten, als ihnen zu Theil geworden sei. Vielfach legte er bekannte weltliche Melodien seinen geistlichen Liedern unter, wie Neukranz und andere schon vor ihm gethan; in der Vorrede zu der genannten Ausgabe rechtfertigt er dieses Verfahren weitläufig. Nur die beiden seiner Lieder, die Freylinghausen in den zweiten Theil seines Gesangbuches (1714) aufnahm: „Gott, gieb einen milden Regen" und „Gott lebet noch und stirbet nicht", scheinen überhaupt weitere Verbreitung gefunden zu haben. In neuerer Zeit ist sein Lied: „Meine Seele, laß Gott walten" ins Hamburger Gesangbuch von 1842 aufgenommen.

Rotermund zum Jöcher, Bd. 3, Sp. 803. — Moller, Cimbria literata I, S. 114. — Rambach, Anthologie, Bd. 3, S. 302 ff. — Winterfeld, Der evangelische Kirchengesang, Bd. 2, S. 502 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl. 5. Bd. S. 370 ff. l. u.

Kramer: Wilhelm K., Ohrenarzt, geb. 1801 zu Halberstadt, † am 7. Decbr. 1876 zu Berlin, war der Sohn eines vielbeschäftigten Arztes. Er studirte in Berlin und nach Beendigung seiner Studienzeit in Wien und Paris, woselbst er sich vorzugsweise zunächst der Psychiatrie zuwandte. Nach Berlin zurückgekehrt hatte er als Assistent von Horn Gelegenheit, sich durch allseitige Ausübung klinischer Thätigkeit eine allgemeine medicinische Bildung anzueignen. — Darauf erfaßte er mit außerordentlichem Eifer das Studium der Ohrenheilkunde, welcher er als praktischer Ohrenarzt und fruchtbarer Schriftsteller fast 50 Jahre lang bis an sein Ende treu blieb. Eine Lehrthätigkeit hat K. nicht ausgeübt. Sein Hauptwerk ist das bereits im J. 1836 erschienene „Lehrbuch der Ohrenkrankheiten", welches 1849 in zweiter Auflage herauskam. Kramer's großes und bleibendes Verdienst um die praktische Ohrenheilkunde besteht vor Allem darin, daß er zu einer Zeit, wo die physikalischen Untersuchungsmethoden kaum Eingang in die Medicin gefunden hatten, dieselben mit großer Energie und Consequenz auf das Gehörorgan anwandte und somit den Grund legte zu einer wissenschaftlichen objectiven Untersuchung des Ohres. Weniger ins Gewicht fallend ist hierbei die von ihm verbesserte Untersuchung des äußeren Ohres mittelst des alten gespaltenen Ohrenspeculums als die methodische Untersuchung des mittleren Ohres vermittelst des Katheters und der Auscultation, die Einführung der Sonde durch den Katheter und die mit allem Nachdruck betonte örtliche Behandlung der ohne Perforation des Trommelfells einhergehenden Ohrenkrankheiten mit Katheter und Luftdruck. — Nicht weniger erfolgreich wirkte er durch seine Schriften, in denen er — zuweilen mit zu scharfer Kritik — auf Grund sorgfältiger historischer Forschung die Ohrenheilkunde vom Charlatanismus und Mysticimus säuberte und hierdurch dieser Disciplin, welcher das ärztliche Publicum ein nur zu berechtigtes Mißtrauen entgegentrug, eine geachtete Stellung verschaffte. — In der zweiten Periode seiner Wirksamkeit (mit dem Ausgang der fünfziger Jahre) machte sich bei K. ein bedeutender Rückschritt bemerkbar, indem er sich gegen die neueren Fortschritte der modernen Otologie auf dem Gebiete der Physiologie, der pathologischen Anatomie, der Untersuchungsmethoden ablehnend verhielt, und dabei so weit ging, daß er die Arbeiten eines Helmholtz und Toynbee bemängelte. Zeugniß hierfür ist unter den meist polemischen Schriften aus der letzten Zeit seines Lebens namentlich die im J. 1873 erschienene Arbeit „Die Ohrenheilkunde der letzten 50 Jahre. Zur Erinnerung an seine med.-chir. Doctor-Promotion im J. 1823". Lucae.

Kramer: Wolfgang Christoph K., Buchdrucker zu Lauban in der Ober-Lausitz. Sowie die oberlausitzische Stadt Zittau die Buchdruckerkunst erst

im J. 1586 erhielt (vgl. Sartorius, Nikol.), so gelangte dieselbe auch nach Lauban erst spät, und zwar im J. 1684. K. war vorher Buchdrucker zu Colditz in Sachsen und druckte daselbst verschiedene Schriften, von denen eine seiner ersten war: „Johnes Bienen-Büchlein“, 1684, 12; er starb jedoch schon 1689. Ueber sein Vorleben ist nichts bekannt geworden, aber als ein naturhistorisches Curiosum versäumen seine Biographen nicht, zu erwähnen, daß „weil ihm in seinem Leben das Herz immer auf der rechten Seite geklopfet, die Aerzte nach seinem Ableben mit seinem Leichnam eine Sektion vorgenommen und wirklich gefunden hätten, daß sein Herz ihm auf der rechten Seite gelegen sei“. Nach dem Tode des K. wechselte die von ihm zuerst begründete Werkstätte sehr häufig ihre Besitzer. Zuerst übernahm Michael Hartmann, Buchdrucker zu Zittau dieselbe und setzte über sie als Verwalter seinen Stiefsohn Joh. Gottfr. Dehne, der sie aber 1691 zum Eigenthum erwarb. Weil dieser jedoch das Geschäft vernachlässigte, übernahm die Officin 1697 wieder Hartmann und ließ sie bis 1700 durch Factoren versehen, unter welchen Joh. Christian Stremel der letzte war, der ob seines Wohlverhaltens endlich die einzige Tochter des Hartmann zur Ehe und als Mitgift die Druckerei erhielt (vgl. Sartorius, Nik.). Als aber Stremel nach Zittau als Buchdrucker übersiedelte, gelangte die alte Kramer'sche Offizin nochmals in andere Hände, indem sie von Nikolaus Schill käuflich erworben ward. Dieser, geboren den 7. Novbr. 1680 zu Sundhausen im Fürstenthum Gotha, erlernte seine Kunst 1694—1702 zu Gotha bei Christoph Reyher (Geßner, Buchdruckerk. II, 48), wanderte 1703 nach Dresden und conditionirte hier in der Joh. Riedel'schen Hofbuchdruckerei, dann 1708 nach Bautzen, wo er bei Gottfr. Gottlob Richter arbeitete und in demselben Jahre nach Lauban, wo sein Druckerherr anfänglich Joh. Christ. Stremel war, dessen Officin er 1710 käuflich übernahm. Auch besaß er seit 1716 eine zweite Druckerei zu Freystadt in Nieder-Schlesien und führte diese zuerst durch seinen Bruder Joh. Andreas Schill als Factor, der später als Hofbuchdrucker zu Arnstadt Verwendung fand und Schill verlegte das Filial 1719 nach Sorau in der Niederlausitz. Er starb den 5. Septbr. 1759. Von seinen Drucken, deren bis 1740 gegen vierzig seine Pressen verlassen hatten, verdienen Erwähnung: „Gottl. Kranz, historia Ecclesiastica“, 1796. 4.; „Joh. Arndt's Bücher vom wahren Christenthum“, 1737 und dessen „Paradieß-Gärtlein“, 1738 (in 2 Auflagen, jede von 6000 Ex.); „Der einfältige Bauernglaube“ von Aug. Pfeiffer, 1739. Außer diesem lieferte er einige in böhmischer oder slavonischer Sprache geschriebene theologische Schriften. Nach Schill's Tode gelangte die ursprünglich Kramer'sche Officin nochmals an einen Fremden, Gottlob August Scharf. Dieser, geb. den 1. August 1727 zu Löbau, hatte die Buchdruckerkunst in Schill's Werkstätte erlernt, wurde dann dessen Factor und 1756 dessen Tochtermann. Er starb im Februar 1803.

Knauth, Annal. typogr. S. 79—85. Otto, Lexikon d. Oberlausitz. Schriftsteller und Künstler II, 331. III, 141. Geßner, Buchdruckerk. II. 72 bis 73. III, 301—302. J. Franck.

Kraemer: Friedrich Erich August K., Theolog und Schulmann, 1785 bis 1845, wurde in Bleckendorf bei Egeln im Herzogthum Magdeburg als der Sohn eines Predigers am 21. Juni 1785 geboren. Nach dem Tode des Vaters kam er 1798 auf das Pädagogium zum Kloster U. L. Fr. in Magdeburg, später auf die lateinische Hauptschule des Hallischen Waisenhauses; 1803 wurde er Stud. theol. in Halle. Nach Beendigung seiner Studien war er einige Jahre an verschiedenen Orten seiner Heimath Hauslehrer, ging dann 1808 nach Hamburg, wurde hier Candidatus Ministerii und gründete, nachdem er in Kiel zum Dr. phil. promovirt war, eine Lehranstalt für Knaben, welche sich bald großen

Rufes erfreute. 1825 wurde er als Professor am Johanneum angestellt, übernahm 1834 die Specialdirection der mit dieser Anstalt verbundenen Realabtheilungen und wurde sodann 1837, nachdem diese als selbständige Realschule vom Johanneum gänzlich getrennt waren, zum ersten Director der neuen Schule erwählt. In dieser Stellung hat er mit besonderem Segen bis zu seiner Emeritirung (1844) gewirkt; er starb am 22. Januar 1845. Seine zahlreichen kleinen Schriften, meist Predigten und Schulreden, hat sein Sohn Gustav Adolf († 1849 als Arzt in Hamburg) 1845 gesammelt und herausgegeben.

Biographie in den „Gesammelten Schriften“, S. 5—22. Gedächtnißrede von Röpe im Progr. der Hamb. Realschule 1846, S. 22—25.

R. Hoche.

Krämer: Heinrich K. (Institoris), Dominicaner, Ketzerinquisitor und Hexenrichter. Ueber seine Lebensverhältnisse ist nur Weniges bekannt. Im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts treffen wir ihn als Inquisitor in Deutschland. Als solcher veröffentlichte er gegen den Abenteurer Erzbischof Andreas von der Krajina (Crainensis), der unter dem Namen eines Cardinals von San Sisto damals in Basel ein Concil zu versammeln versucht und den Papst Sixtus IV. vor dasselbe citirt hatte, unter dem Datum „Schlettstadt am 10. August 1482“ die Flugschrift: „Epistola contra quendam conciliistam archiepiscopum Craynensem et adversus citationem et libellum infamiae, quem contra Sixtum IV. edidit“ (Hain Nr. 9235 f., auch handschriftlich in der Münchner Hofbibliothek nach Halm catal. codd. lat. II, II, Nr. 1832). Als Hauptaufgabe ihres Amtes scheinen jedoch K. und sein Genosse, Jakob Sprenger, die Verfolgung der Hexen angesehen zu haben, mit deren Aufsuchung und Bestrafung damals geistliche und weltliche Gerichte sich zu überbieten suchten. Um dem vielfach laut gewordenen Widerspruche gegen ihre Competenz zu begegnen, begaben sich beide im J. 1484 nach Rom, wo sie vom Papst Innocenz VIII. die vom 5. December jenes Jahres datirte Hexenbulle „Summis desiderantes affectibus“ erwirkten. Wahrscheinlich gehört auch die erste gedruckte Ausgabe des Malleus maleficarum dem J. 1484 an. (Hain zählt Nr. 9238 ff. bis zum J. 1496 neun verschiedene Ausgaben, von denen die ersten nicht datirt sind. Die späteren Drucke, s. bei Gräße, Lehrb. der allg. Litteraturgeschichte II, II, 401 f. und Trésor II, 425, Soldan-Heppe, Gesch. der Hexenprocesse I, 276. Eine ausführliche Analyse des Inhalts gibt Roskoff, Gesch. des Teufels II, 227 ff.). Sowol K. als Sprenger werden als Verfasser genannt, doch wird dem Sprenger der Hauptantheil an dessen Abfassung zugeschrieben. Nach den hier entwickelten Grundsätzen, welche jedoch weit über den Inhalt der Bulle hinausgehen, gingen sie zu Werke, Sprenger in den Rheingegenden, K. in Oberdeutschland. Ueber die Thätigkeit des Letzteren im besonderen dürften sich in den Archiven der einzelnen Diöcesen Oberdeutschlands ohne Zweifel genauere Angaben finden, doch ist bisher nur Weniges bekannt geworden. Nach der actenmäßigen Darstellung Ludwig Rapp's in seiner Schrift: „Die Hexenprocesse und ihre Gegner aus Tirol“ (Innsbruck 1874) erschien K. in der Diöcese Brixen bereits in der zweiten Hälfte des folgenden Jahres. Er wurde vom Bischofe und dem Erzherzoge Sigismund freundlich aufgenommen. Allein, nachdem am 14. October 1485 die Untersuchungen begonnen hatten und durch mehrere Tage fortgesetzt worden waren, wurde der Bischof mit dem Gange derselben so unzufrieden, daß er bereits Mitte November und neuerdings am Aschermittwoch 1486 an K. schrieb, er möge sich baldigst aus seiner Diöcese entfernen und in sein Kloster zurückkehren. In biographischer Beziehung ist folgende Aeußerung des Bischofs in einem gleichzeitigen Schreiben an den Pfarrer von Innsbruck beachtenswerth: „Ich finde in des Papstes Bullen, daß er (K.) bei vielen Päpsten

ehevor Inquisitor gewesen ist (vielleicht früher in einer mehr untergeordneten Stellung, denn nach Quetif et Echard, Script. O. Pred. I, 858 und 880 wurde K. erst nach dem Tode des Gerhard von Elten, der 1480 noch lebte, dem S. als College beigegeben); er scheint mir aber vor Alter ganz kindisch geworden zu sein . . . Seine Geistesschwäche tritt in seiner Practica offen an den Tag". Die Inquisitoren ließen sich jedoch nicht entmuthigen. Am 6. November 1486 erlangten sie vom neuerwählten römischen Könige Maximilian einen Schutzbrief und im Mai 1487 eine Approbation der theologischen Facultät zu Köln für ihren „Hexenhammer". — Im J. 1495 wurde K. von seinem Ordensoberen nach Venedig gerufen, um dort anläßlich einer von den Theologen in verschiedenem Sinne beantworteten Streitfrage über die heilige Eucharistie zu disputiren. K. hielt bei dieser Gelegenheit mehrere Predigten und schrieb theils damals, theils in Folge einer ähnlichen Controverse mit einem Augsburger Prediger mehrere theologische Abhandlungen, welche nebst drei Predigtcyklen über den gleichen Gegenstand 1496 zu Nürnberg gedruckt wurden, nachdem einzelne Theile davon bereits separat erschienen waren (vgl. Hain, Rep. bibliogr. Nr. 9232 ff.). Der Titel der ganzen Sammlung: „Tractatus varii cum sermonibus plurimis contra quatuor errores novissime exortos adversus divinissimum Eucharistiae sacramentum". K. nennt sich hier: Lector ecclesiae Salzburgensis et haereticae pravitatis inquisitor. Auf Bitten eines venetianischen Edelmannes ließ er 1499 zu Venedig einen „Tractatus adversus errores D. Antonii Roselli Patavini de plenaria potestate pontificis" drucken. Sein letztes Werk war der 1501 zu Olmütz gedruckte „S. Rom. ecclesiae fidei defensionis clypeus adversus Waldensium seu Pickardorum haeresim certas Germaniae Bohemiaeque nationes inficientes" in der Form von Predigten. Er soll damals in Mähren und Böhmen sein Amt ausgeübt haben. Die gewöhnliche Annahme, daß er das zuletzt genannte Jahr nicht lange überlebt hat, wird durch die oben citirten Worte des Bischofs von Brixen über Krämers Altersschwäche noch wahrscheinlicher

Vgl. Quetif et Echard, Scriptores ord. Praed. I, 896 f. Soldan, Roskoff, Rapp und Grässe a. a. O. Bei Soldan auch S. 267 ff. 283 f. Fabricius, Biblioth. med. et infim. Lat. (Patav 1754) III, 222 f. Cave-Wharton (ed. Basil. 1744) p. 222. Ueber seine Predigten s. Cruel, Gesch. d. deutschen Pred. im Mittelalter. 537. Stanonik.

Krammer: Franz K., katholischer Theologe, geb. 1744 zu Gajar im Preßburger Comitate, † am 22. Oct. 1818. K. machte seine theologischen Studien in Wien, wurde 1771 Professor der Kirchengeschichte in Raab, 1781 Professor der Dogmatik und Patristik in Ofen, später in Preßburg, 1796 Domherr und Stadtpfarrer in Preßburg, 1802 Domherr in Gran. Er veröffentlichte „Institutiones historiae literariae theologiae", 3 Theile 1783—87, dann gegen eine 1791 in Ungarn verbreitete Schrift „Schediasma de sola salvifica ad trutinam rationis et revelationis expensa", — eine scharfe Bekämpfung des Satzes, daß die katholische Kirche die alleinseligmachende sei, — zunächst ein „Examen schediasmatis de sola salvifica" in 2 Heften, 1791, dann bis 1818 in 6 Abtheilungen eine ausführlichere, gelehrte, aber confuse und in schlechtem Latein geschriebene Widerlegung unter dem Titel: „Fragmenta historico-dogmatica de christiani solius salvifici dogmatis fundamento", wovon 1857 J. A. Binterim und J. Deby eine mit Zusätzen vermehrte deutsche Uebersetzung unter dem Titel „Von der alleinseligmachenden Kirche" in 4 Theilen herausgaben.

Wurzbach, Biogr. Lex. XIII, 126. Masliaux, Litt.-Ztg. 1820, Nr. 55. Tübinger Theol. Quartalschr. 1857, 460. Reusch.

Kramolin: Joseph K., Maler, geb. zu Nimburg in Böhmen 1730, † zu Karlsbad Anfang des Jahrhunderts, kam entsprechend seiner Neigung frühzeitig in die Lehre zu einem Prager, aus der Jesuitenschule hervorgegangenen Maler, der ihm die zeitgemäße flotte Praxis in der Wand- und Tafelmalerei beibrachte, die K. dann auch mit Aufsehen erregendem Geschick übte, so daß ihn die Patres der Gesellschaft Jesu für sich zu gewinnen suchten, endlich 1758 zum Eintritte als Laienbruder zu bewegen wußten. Nach der 1773 erfolgten Aufhebung des Jesuitenordens überging K. in das Cistercienserstift in Ossegg, wo er fortgesetzt sich in der Malerei bethätigte, wie die Fresken des Capitelsaales, Scenen aus der Ordensgeschichte darstellend, mehrere noch in den Klostergängen vorfindliche Oelgemälde, sowie für umliegende Kirchen ausgeführte Bilder nachweisbar machen. Dlabacz berichtet über einen 1799 erfolgten Besuch Kramolin's in Prag, wo derselbe eingehend die dortigen Kirchenbilder, namentlich die Fresken von Maulportsch in der Strahöwer Bibliothek nach ihrer Technik studirte. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Karlsbad. — Fresken von K. aus dem Jahre 1780 befanden sich in der Kirche zu Hohenbruck (im östlichen Böhmen); aus 1785 in der Pfarrkirche zu Wegstadtl; Oelgemälde kamen in die Barbarakirche zu Lestiborsch, eine Anzahl aus aufgehobenen Jesuitenkirchen in die Gemäldesammlung am Strahow, darunter: „Das letzte Abendmahl Christi", „Ein Crucifixus", „David", „Abrahams Opferung Isaak", „Der egyptische Joseph", „Johannes Bapt.", „Magdalena", „Lazarus", „Stephan der Märtyrer" und „St. Hieronymus", ferner das Bildniß des Strahöwer Prälaten, Wenz. Jos. Mayer.

Wenzel K., der jüngere, 1799 zu Nimburg verstorbene Bruder des Vorigen, dessen die Chronisten als eines sehr geschickten Historienmalers gedenken, ohne jedoch anzugeben, welchen Weges er sich dazu aufhob, da er nach ihrer Angabe seine Vaterstadt nicht verließ, malte vorwiegend nur biblische Darstellungen. Das Werk, welches bis in die Neuzeit seinen Namen in Erinnerung hielt, mit dem Ausbau des Prager St. Veitsdomes aber verschwindet, ist das kolossale, aus 1771 datirende, den Triumph der Kirche darstellende Freskogemälde an der nördlichen Abschlußmauer des in seinem früheren Ausbaue unterbrochenen Domes.

Nagler, N. allg. K.-L. Tschischka, Kunst- u. Alterth. in d. österr. Kaiserstaate. Dlabacz, Künstl.-Lex. Rudolf Müller.

Kramp: Christian K., Mathematiker, geb. den 10. Juli 1760 in Straßburg, † den 13. Mai 1826 in Straßburg. In seiner Vaterstadt genoß derselbe den ersten Unterricht und ebenda beendete er seine Universitätsstudien, welche in erster Linie der Medicin gewidmet waren. In Straßburg begann er auch zu prakticiren, doch siedelte er schon im Alter von 28 Jahren als Arzt nach Paris über und ward alsdann 1794 als Physikus und Lehrer der Geburtshülfe für das Fürstenthum Zweibrücken nach Meisenheim versetzt 1796 ward er zweiter Physikus in Speier. Während seiner Wanderungen hatte K. nicht aufgehört, sich litterarisch bekannt zu machen; seiner Dissertation „De vi vitali arteriarum addita nova de febrium indole generali conjectura" (Straßburg 1786) folgte ein Lehrbuch der Geburtshülfe und ein „Versuch, die Sterblichkeitstafeln durch einfache Gleichungen zu bestimmen" (Leipziger Magazin 1787). Schon hieraus ist ersichtlich, daß K. stets exacte Methoden auf die Heilkunde anzuwenden suchte, wie denn Hindenburg auch von ihm erzählt, er habe die Physiologie des Blutumlaufes mathematisch und experimentell zu fördern gestrebt. Unter diesen Umständen, da Mathematik und Naturforschung ihn mehr und mehr anzogen, dachte er daran seinen alten Beruf aufzugeben, und nahm die Professur für Physik und Chemie an der Centralschule zu Köln an. Schließlich ward er ordentlicher Professor der Mathematik an der Universität seiner Vaterstadt und Correspondent der Pariser Akademie.

Mit den großen Geometern, welche während dieser Zeit an der Akademie wirkten, stand K. ausnahmslos auf freundschaftlichem Fuße. Seine Leistungen sind äußerst mannichfaltiger Natur. Er lieferte u. A. eine erweiterte und abgerundete Theorie der Kettenbrüche (Nova Acta Acad. Mogunt., 1799), bestimmte zuerst den Schwerpunkt des sphärischen Dreieckes (Hindenburg's Archiv, 2. Bd.), erfand eine neue genäherte Auflösungsmethode für Zahlengleichungen („Equations des nombres“, Köln 1820) und verhalf der von Hindenburg reformirten combinatorischen Analyse zu raschen Fortschritten. Hauptsächlich vervollkommnete er die sogenannte Facultätenrechnung und machte von dieser eine geistvolle Anwendung auf die Berechnung des in der angewandten Mathematik so häufig auftretenden Integrales von $e^{-t^2} dt$. Gerade diese Untersuchungen erwiesen sich ihm nützlich, als er an die Lösung eines Problems ging, in welchem er selbst ausgesprochenermaßen die Hauptaufgabe seines Lebens sah, nämlich eine genaue Vorausbestimmung der astronomischen Strahlenbrechung. Seine „Analyse des réfractions astronomiques et terrestres“ (Leipzig und Straßburg 1798) bezeichnet denn auch in der That einen wesentlichen Fortschritt; unter Anderem ist darin die Construction eines neuen, zweckentsprechenden Manometers gelehrt. Erwähnung verdient nicht minder die zweibändige „Geschichte der Aerostatik“ (Straßburg 1784—86), in welcher jedoch nicht blos historische, sondern auch alle auf das Gleichgewicht und die Bewegung der Luftballons bezüglichen Fragen erörtert werden. Endlich wandte K. auch noch auf die mathematische Seite der Mineralogie großen Fleiß. Im Vereine mit Bekkerhin gab er eine „Krystallographie des Mineralreiches“ (Wien 1793) heraus. Die beiden Abhandlungen „Geometrische Analysis des Krystalles Hyodon“ (Hindenburg's Archiv, 2. Bd.) und „Sur la double refraction de la chaux carbonatée“ (Abhandl. d. Straßb. Societät, 1811) sind wesentlich dazu bestimmt, eine von derjenigen Hauy's abweichende Krystallphysik zu begründen. — In Kramp's Briefen, deren eine gute Anzahl vorliegt, spricht sich durchweg ein großes Selbstvertrauen, wo nicht eine gewisse Ruhmredigkeit aus, jedoch wird im Hinblick auf die vielen bedeutenden Schöpfungen des unermüdlichen Mannes darüber hinweggesehen werden können.

Meusel, G. T. — Zahlreiche Briefe und Originalmittheilungen in Hindenburg's „Archiv“ und dessen „Sammlung combinatorisch-analytischer Abhandlungen“. Günther.

Krane: Friedrich Wilhelm Karl Theodor Maria Freiherr v. K., preußischer Oberst und hippologischer Schriftsteller, am 14. November 1812 zu Hamm in Westfalen geboren, wurde, früh verwaist, zuerst von Jesuiten für den geistlichen Stand erzogen, kam dann in das preußische Cadettencorps und aus diesem 1830 in das vierte Kürassierregiment, nahm 1865, durch schweres körperliches Leiden genöthigt, als Commandeur des von ihm formirten 2. Schlesischen Dragonerregiments Nr. 8 seinen Abschied und starb am 29. August 1874 zu Münster in Westfalen. Krane's Bedeutung liegt in seiner litterarischen Thätigkeit auf dem Gebiete der Pferdekunde und des Reitdienstes. Als im J. 1843 eine Commandirung als Landwehr-Escadronsführer ihn nach Hirschberg im Riesengebirge geführt hatte, wo der harte Boden ihm die praktische Beschäftigung mit dem Pferde, welche bis dahin sein ganzes Interesse in Anspruch genommen hatte, verleidete, begann er sich mit der Hippologie theoretisch zu beschäftigen. Gewöhnung an scharfes, logisches Denken, zu welchem der bei den Jesuiten genossene Unterricht den Grund gelegt hatte, klare Ausdrucksweise in Wort und Schrift und ein bedeutendes Zeichnentalent kamen ihm bei seinen Studien und den auf

Grund derselben von ihm veröffentlichten Arbeiten zu Statten. Sein erstes Werk war eine in vielen Auflagen durch den landwirthschaftlichen Provinzialverein zu Münster herausgegebene „Beurtheilung des Pferdes beim Ankauf“, diesem folgte 1856 „Dressur des Reitpferdes“, eine Schrift, welche bestimmt war auf eine feldmäßigere Gestaltung der damals gebräuchlichen Ausbildungsmethode hinzuwirken, dann 1860 „Pferd und Wagen“, die Gesammtheit der Pferdekenntniß umfassend, darauf die 1875 in dritter Auflage erschienene „Anleitung zum Ertheilen eines systematischen Unterrichts in der Soldatenreiterei“ und zuletzt unter dem Titel „Anleitung zur Ausbildung der Cavallerieremonten“, ein auf streng wissenschaftlicher Grundlage ruhendes Lehrbuch, die Bewegungs- und die Dressurlehre umfassend, im Auftrage des Kriegsministeriums geschrieben, ein Werk von epochemachender Bedeutung. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte K. sich mit belletristischen Arbeiten, meist geschichtlich-militärische oder sportliche Stoffe behandelnd. Es erschienen: „Aus der Säbeltasche eines alten Cavalleristen“, „Reiter und Jäger“ und „Der Kapitän, Erlebnisse eines westfälischen Edelmannes“, sämmtlich mit Beifall aufgenommen.

Militär-Wochenblatt Nr. 4, Berlin 1875. Poten.

Kranner: Joseph A. K., Baukünstler, geb. zu Prag am 13. Juni 1801, † zu Wien in der Nacht vom 19. auf den 20. October 1871, zeigte in frühester Jugend schon die Anlagen für jenes Baufach, in welchem sein Name kunstgeschichtliche Bedeutung gewann. Das zehnte Kind des im besten Ansehen stehenden kaiserlichen Hof-Bau- und Steinmetzmeisters, Johann Ludwig K., dessen Heim in einer bereits vom Urgroßvater her datirenden baugewerblichen Arbeitsstätte bestand, war hier auch alles darnach beschaffen, dem geistig regen und körperlich kräftig entwickelten Knaben für seine Berufsneigung Vorschub zu leisten. Aus der Normalschule in das ständische Technikum übergegangen, in diesem bald zum vorzüglichen Constructionszeichner herangebildet, dabei unter Anleitung des tüchtigen Fachmanns Ludwig Kohl (Bd. XVI, 428) dem Studium der Bauformen nach ihrer kulturgeschichtlichen Entwickelung obliegend, damit zugleich auf die in Prag reichlich vorhandenen Werke mittelalterlicher Baukunst hingeleitet; inzwischen aber auch der väterlichen Werkstätte als Steinmetz- und Baueleve angeschlossen, ergab Alles das eine Summe von Wissen und Können, mit welcher der mittlerweile zum Recken herangewachsene junge K. nach dem herkömmlich gewerkmäßigen „Freisprechen“ getrost in die „weite Welt“ ausziehen konnte; zunächst nach Wien, um in der akademischen Bauschule die ihm fehlenden höheren Curse durchzumachen. Nach diesem erst, 1822, trat er die in Aussicht genommene längere Studienreise an. Venedig allein schon erschien ihm „als ein Reich voll Wunderbauten“. — In Rom bald nach seiner Ankunft den jener Zeit dort eine Art von Colonie bildenden deutschen Romantikern eingereiht, hing damit wol auch die Absicht eines dauernden Aufenthalts in der Siebenhügelstadt zusammen. Für den momentanen Ernst dessen spricht wenigstens der Widerstand, den er dem Wunsche des Vaters nach baldiger Heimkehr entgegensetzte und zwar mittels der Erwiederung: „Lieber in die päpstliche Garde eintreten als jetzt heimkehren.“ — Zu registriren sind hier noch die nach der Insel Sicilien und nach Neapel unternommenen Studienfahrten des „Prager Herkules“. Dieser ihm von den Genossen gegebene Name knüpfte zunächst an die muthvolle Vertheidigung gegen eine Rotte von Briganti, die ihm den Weg nach Girgenti verlegten; des weiteren wegen der drastischen Bestrafung von vier Offizieren in Neapel — die sich's in einer Osteria herausnahmen, dem in seiner Gewandung etwas vernachlässigten Künstler den Zutritt zu ihrem Tische zu verwehren — dadurch, daß er sie unter Scherzworten bündelförmig umfaßte, ins Freie trug und hier zur Capitulirung zwang mit der Bedingung, daß sie fortan zur Besiegelung des Friedens ihm einen Krug

Wein leeren halfen, was denn auch unter Heiterkeit und Evviva's geschah. Zur Zeit auch in trautem Verkehr mit dem in Rom weilenden berühmten Neuschateler Genremaler Leop. Robert, wußte ihn dieser durch Schilderung der in Frankreich zu findenden herrlichen Bauwerke aus dem Mittelalter früher als es in der Absicht Kranner's lag zur Hinreise zu bewegen. Ueber Marseille und die seitwärts gelegenen baulich bedeutenden Städte gelangte er Anfang October 1824 nach Paris, „wo ich fast mehr zu lernen fand wie in Rom". „Schon die oberflächliche Umschau in den verschiedenen, meist trefflich geleiteten Bauwerkstätten ließ mich erkennen, an was es mir noch fehlte." — „Ohne Verzug ließ ich mich dingen und ließ mich je nach Erkenntniß vom Nutzen bald als Steinmetz, bald als Bautechniker verwenden." Gleich große Bedeutung legte K. dem bei, was er in der baugewerblichen Central-Abendschule noch erlernte, wo er mit Demonstration verbundenen Vorträgen über Steinschnitt und Steinbau anwohnte, „durch die mir erst das Wesen der Gothik richtig erschlossen wurde". — Einem neuerlichen Andrängen des Vaters endlich folgend, trat er den Heimweg an über Straßburg, entlang der Rheinlande, durch Franken auf München, wo schon die Markirungen der großartigen Kunstpläne des Kronprinzen Ludwig sichtbar, und viele in Mitthätigkeit gesetzte römische Studiengenossen ihm die Versuchung dazubleiben nahe legten. Doch vor der Hand fruchtlos, wie seine Ankunft in Prag im Herbste 1826 zeigt, wo ihn sogleich ein Bauauftrag begrüßte. — Der österreichische Staatskanzler Fürst Clemens Lothar Metternich hatte selben Jahres die Herrschaft Plaß mit dem einst berühmten Cistercienserkloster käuflich erworben und beschlossen im Gefriede desselben für sich und seine Familienglieder eine Gruft zu errichten. Zu dem Zwecke galt es einen Umbau der zopfigen, noch in der Klosterzeit, 1703, errichteten Friedhofskirche, für welchen eben K. ersehen war. Wohl an Ort und Stelle zur Ueberzeugung gekommen, daß ihm dieses Erstlingswerk, bei der Gebundenheit an ein altes Grundgemäuer, bei überdies vom Bauherrn knapp bemessenen Mitteln, kaum zu Namen bringe, ging er doch im Bewußtsein errungener Selbständigkeit froh ans Werk. Allerdings auch ahnungslos, daß diese zu erbauende Gruftkirche, bei minder günstigem Walten der Vorsehung, durch einen Sturz zum Grabdenkmale für ihn werden konnte. Die athletische Natur Kranner's siegte indeß auch über die bedenklichen Folgen dieses Falles und trotz nothwendiger Verquickung mit widerstrebenden Grundformen stand der äußerlich stilistisch correcte Umbau zum bestimmten Termine, 9. August 1828, zur vollen Zufriedenheit des Fürsten fertig. — Das Jahr 1828 brachte übrigens durch das Ableben des greisen Vaters eine totale Verschiebung seiner bisherigen Verhältnisse. Angewiesen den väterlichen Besitzstand zu übernehmen, hieß es diesen auch zeitgemäß ändern. Wichtig vor Allem erschien ihm das Einführen einer rationelleren Steinbearbeitung nach französischer Methode, die soweit als thunlich und zulässig der Menschenhand die Maschine beiwirken läßt. Schon nach wenig Monden arbeiteten, zu allgemeinem Staunen, nicht blos die Steinbohr- und Steinschneidemaschine, sondern auch der Steinhobel. Unversehen war aber K. mit der Thätigkeit dieser mechanischen Gehilfen über den Umfang des väterlichen Werkhauses hinausgekommen und genöthigt worden den weiteren Betrieb in eine geräumigere Werkstatt zu verlegen. Unter dem 18. November 1830 erhielt er das Zeugniß der Befähigung für „eine Baumeisterstelle in der königlichen Hauptstadt Prag"; unter dem 19. August 1833 das „Bürgerrecht zum Betriebe des Baumeisterrechtes" und unterm 2. März 1835 nach „probehältiger" Verfertigung des auferlegten Meisterstückes die behördliche Anerkennung als „Steinmetzmeister der k. k. Hauptstadt". Ersten Gebrauch von letzterer Concession dürfte er wol für das noch im Jahre der Verleihung ihm aufgetragene Denkmal gemacht haben, das von Seite Oesterreichs bei Kulm zur Erinnerung an den Sieg

von 1813 errichtet ward. Gleichzeitig trat K. in Prag als Baumeister auf. Der durch humanes Wirken ausgezeichnete Universitätsprofessor Dr. Alois Klar unternahm den Bau einer Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Böhmen, auf der Prager Kleinseite. K. mußte dafür freilich einen älteren Plan zu Grunde legen, durfte ihn aber namentlich im Baue der dem Versorgungshause angeschlossenen Kapelle modificiren. Der für 300 Pfleglinge bestimmte, 1836 fundirte Gesammtbau erhielt seinen Abschluß durch die am 9. October 1844 erfolgte feierliche Einweihung. Nicht genug anzuerkennen ist, wie erfolgreich K. bei dieser Gelegenheit auf die Mitwirkung der bildenden Kunst Bedacht nahm und die in Prag gänzlich außer Beachtung gekommene Freskomalerei wieder zur Geltung brachte. Initiative dafür gab ihm der Nebenauftrag für die Errichtung von 14 Passionssäulen (den sogenannten „Kreuzweg") auf dem Laurenziberge zu Prag, die auf seinen Betrieb mit Fresken geschmückt wurden, welche die Münchener Maler Joh. Bapt. Müller und Jos. Holzmaier nach Compositionen von Jos. Führich ausführten. Behufs allgemeiner Neubelebung der Freskomalerei im ganzen Lande verständigte er sich aber zugleich mit dem Kunstakademiedirector Kadlik und beorderte dieser daraufhin die Akademiker Wilhelm Kandler und Anton Lhota für die Unterrichtnahme in der Freskotechnik bei den genannten Münchener Künstlern, in weiterer Folge für die Uebernahme jener Fresken, die eben K. in das Project der Versorgungshauskapelle aufgenommen hatte, mit deren Ausführung auch thatsächlich die Wandmalerei im Lande wieder zu Ehren und weitreichender Aufnahme gelangte. Gleich wirksamen Vorschub leistete er der Plastik, in der sich zur Zeit schon die Brüder Max über die Alltäglichkeit erhoben; Joseph Max erhielt Auftrag für das große Sandstein-Hautrelief am Vordergiebel des Gebäudes — die Heilung des blinden Vaters Tobias vorstellend; Emanuel M. den für das Marmorstandbild, St. Raphael, am Hochaltare. — Angesichts eines solchen mächtigen Dranges nach umfassender Kunstthätigkeit sieht man mit um so schmerzlicherem Bedauern, wie ein mit ganzer Begeisterung erfaßtes und prächtig skizzirtes Project, das eines stilgemäßen Umbaues der östlichen Façade des Prager Rathhauses, abgelehnt und dafür ein anderes adoptirt wurde von einem der Gothik vollständig unkundigen Architekten. War es auch eine Genugthuung, daß sich ein allgemeiner Protest gegen diese stillose Verunstaltung erhob, daß sogar nach wenig Jahren der Abbruch und abermalige Umbau — durch K. — bewerkstelligt werden mußte, so blieb doch während der Zwischenzeit seine Thatkraft niedergehalten. Nur allmählich erstarkte sie wieder, angemessen dem Umfange der Aufgabe, die ihn dabei zugleich als Architekten und noch mehr als Steinmetzmeister in Anspruch nahm, da ein Haupttheil der Arbeit letzterem zufiel. Neuerdings auf die Theilnahme der Plastik bedacht, wußte K. den figuralen Schmuck der also neugestalteten Façade diesmal ausschließlich Jos. Max zuzuwenden. Inzwischen fanden die eben so rasch wie solide ausgeführten Steinarbeiten der Kranner'schen Werkstätte immer allgemeinere Beachtung, die zu größeren Aufgaben führte. So für das 1844 durch Professor J. G. Gutensohn im Rundbogenstil in Marienbad erbaute Gotteshaus und die vom Architekten Wagenknecht reconstruirte gothische Marienkirche in Turnau. Für ersteres hatte K. 14 Chorsäulen nebst dem Hochaltare aus böhmischem, das Tabernakel aus carrarischem Marmor zu liefern; für die andere war ihm Zeichnung und Ausführung der reichverzierten Altäre übertragen. — Seinem unausgesetzten Drängen nach Wiederaufnahme einer kunstwürdigen, der glorreichen Bauperiode Peter Arlers (s. Bd. IX S. 275) anschließenden Baurichtung hatten sich mittlerweile auch der Historiograph Franz Palaczky, Maler Jos. Hellich und der angehende Architekt Hermann Bergmann angeschlossen. Der also angeregten Bewegung aber auch zu entsprechendem Verständnisse und zur Nachhaltigkeit zu

3*

verhelfen, organisirte er unter Beistand der Genannten eine archäologische Section, mit der Bestimmung, durch Flugschriften wie durch Herausgabe eines Werkes über die Alterthümer Böhmens für ihre Werthherkenntniß in den weitesten Kreisen zu wirken. Gute Frucht dieser Vereinigung waren zunächst die von Erasmus Wocel und Hellich herausgegebenen „Archäologischen Blätter“ und die von denselben gemeinschaftlich redigirten „Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde“ (Prag, bei Kronberger und Rziwnatz, 1845), ein Werk, das sogleich, noch vor seinem öffentlichen Erscheinen, bei der vom 29. August bis 1. September 1844 in Prag stattfindenden internationalen Architektenversammlung verdiente Würdigung fand. — Für K. selbst resultirte aus dieser mit einer fachlichen Ausstellung verbundenen Versammlung, an der sich die namhaftesten Architekten und Kunstforscher Oesterreichs, Deutschlands, aus Frankreich, England &c., im Ganzen ihrer 150, betheiligten, eine Anerkennung, wie sie kaum ehrenvoller sein konnte. Lebhafteste Würdigung erfuhr insbesondere noch sein mitausgestellter, in allen Details prächtig durchgeführter Entwurf für einen monumentalen gothischen Brunnen. Bezeichnend für die im Kreise gewiegter Fachgenossen rasch gewonnene Sympathie war das ihm beim Abschiedscommerse vom Kunsthistoriker Franz Kugler unter jubelnder Zustimmung beigelegte Prädikat der „Säule der Versammlung“ und seine einhellige Wahl in den Vorstand des nächstjährigen Architektentages. Wie K. durch diese Wirksamkeit überhaupt Popularität gewann, so wurde auch fürder nicht leicht in Richtung auf monumentale Kunst etwas ohne seinen Beirath geplant. Er hatte schon Theil an der vom kunstfreundlichen Domcapitular Wenz. Pessina gefaßten Idee der Restauration sammt dem Ausbaue des Prager Domes; seiner Hinleitung ist es zu danken, daß vom ständischen Landesausschusse 1845 die Errichtung des herrlichen monumentalen Brunnens am Franzensquai in Prag decretirt wurde. Ueberdies charakterisirt sich das Werk als eine der schönsten Blüthen wiedererwachenden Prager Kunstlebens im Laufe der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, vornehmlich durch das einträchtige Zusammenwirken Kranner's mit Jos. Max, welchem der figurale Theil zukam. — In der Hauptgestalt ein schlank aufstrebender, gothisch reichgegliederter, mit einer Doppelkreuzblume gekrönter Obelisk von 23 Meter Höhe, dessen obere Hälfte zugleich den nach vier Seiten offenen Baldachin bildet für die innen angebrachte Reiterstatue Kaiser Franz I., indeß seine Basis von dem im Octagon gehaltenen Brunnenbecken umgürtet ist. Aus dieser Umgürtung erhoben sich 17, theilweise mittelst Bogen verbundene Bilderstühle, welche eben so viele, die „Praga“ und die (damals bestandenen) 16 Kreise des Landes versinnbildende Figuren tragen. An den vier Baldachinpfeilern, die für sich in Fialen auslaufen, sind noch je zwei Bilderstühle angefügt für acht allegorische Figuren: Wissenschaft, Kunst, Frieden, Ueberfluß, Ackerbau, Bergbau, Gewerbe und Handel vorstellend. Umfangen ist das Ganze von einer sternförmig angelegten, durchbrochenen Brustwehr mit Vorstufe. In den architektonischen Haupttheilen sammt den Figuren noch vor den Ereignissen des Jahres 1848 fertig, hielten diese doch die Schlußarbeiten und feierliche Enthüllung hin bis zum 30. Mai 1850. — Unter den vielen über das Werk veröffentlichten Urtheilen umschreibt den Werth desselben am bündigsten das von dem äußerst strengen Richter über moderne Gothik in den 1854 bei Sommer in Wien erschienenen Heften „Gothische Briefe“ (2. Brief S. 56) niedergelegte in den Worten: „Dem Ganzen ist ein Verständniß des Stiles in dem, worauf es hauptsächlich und auch im Einzelnen ankommt und des richtig abgewogenen Verhältnisses zwischen Beiden aufgeprägt, wie man es bisher wenig anderen neugothischen Architekturversuchen nachsagen kann.“

Anschließend erhielt K. den Auftrag für das auf Befehl Kaisers Franz Joseph in Temesvar „zu immerwährendem Preise der heldenmüthigen Treue“,

mit welcher 1849 die kaiserliche Besatzung diese königliche Freistadt und Festung gegen das Insurgentenheer vertheidigte, zu errichtende Denkmal, das er abermals in Gemeinschaft mit Jos. Max ausführte. — Formähnlich dem Prager, erhebt sich dieses Denkmal von der achteckigen Grundfläche und gleichförmigem Sockel als reich ornamentirte gothische Spitzsäule, unter deren Baldachin (Tabernakel) die imposante, $2^1/_2$ Meter hohe Hauptfigur, die „Treue", steht. Auf vier mit dem Sockel architektonisch verbundenen Consolen fußen die trefflich charakterisirten Personifikationen der Soldatentugenden: der „blinde Gehorsam", die Wachsamkeit", die „Aufopferung" und die „Tapferkeit". Angemessen der Grundform sind am Fuße des Denkmals acht phantastische, die revolutionären Elemente versinnbildende Thiergestalten angebracht. Zur Vollendung kam das Werk im Herbste 1852. Das im Modell fertige, dritte, vereint auszuführende Monumentalwerk, welches die Prager uniformirten Bürgercorps, zur Erinnerung an die heldenmüthige Vertheidigung Prags gegen die Schweden unter Königsmark 1648, durch die mit den bewaffneten Bürgern vereinigten Studenten zu errichten vorhatten, kam nicht zu Stande. Das Modell, in einer auf 10 Meter Höhe berechneten gothischen, schön gegliederten Denksäule bestehend, zeigte im Abschlusse, mit einer von fünf Thürmchen überragten Burg, auf dem Plateau derselben die Gestalt eines Prager Kämpen aus der Zeit der Schwedenbelagerung, begriffen in der Abwehr des heraldisch gekennzeichneten schwedischen Löwens. Graf Franz Thun, d. Z. Kunstvereinsleiter, suchte dieser von den Bürgercorps wieder fallen gelassenen Absicht, die Errichtung eines Constitutionsmonumentes zu unterstellen und forderte Namens des hierfür gebildeten Comité's K. zum Einbringen eines Entwurfes — „allenfalls in Gemeinschaft mit Freund Max" — auf. Einverständlich mit diesem entwarf also K. einen gothisch construirten, im Mittel überhöhten Unterbau, bestimmt für das Standbild der „Bohemia", an dessen vier Flanken sich organisch verbundene Sockel für Gestalten, die Aufhebung der Robot, die Preßfreiheit, Gleichstellung von Edelmann und Bauer vor dem Gesetze personificirend, befanden. Aber auch dieses Project scheiterte, und zwar ganz besonders an der geringen Opferwilligkeit der Feudaladeligen für die Illustration einer Staatseinrichtung, die ihre gewohnten Vorzugsrechte beschränkte. Zu berühren bleibt hier noch ein ferneres, zu negativem Erfolge führendes Planen des so kraftvoll für eine bessere Kunsteinrichtung wirkenden Kranner. Aus der freiheitlichen Bewegung des Jahres 1848 entwuchs in Prag u. A. auch ein „Katholikenverein", der jedoch bald aus der anfänglich religiösen Färbung in die tschechisch-nationale überschlug. Schon mit dieser angethan, entschied sich der Verein für den Bau einer Kirche zu Ehren der Slavenapostel Cyrill und Method in der Vorstadt Karolinenthal. K., in erster Reihe aufgefordert ein Project einzureichen, legte in der That ein solches für die Comitésitzung am 1. Mai 1851 vor und fand dasselbe wegen seiner überaus glücklichen Lösung allgemeinen Beifall. Blos eines der Comitémitglieder — der später vielgenannte Parteiführer Dr. Ladislaus Rieger — nahm Anstoß daran, daß das Project den „germanischen" Stil zur Schau trage; ein Bauwerk zu Ehren der Slavenapostel beanspruche von selbst die Herstellung im „slavischen Stile", als solchen erkenne er jenen, welchen die Apostel „mitbrachten". Und vergeblich blieb die von anderer Seite gegebene sachmännische Definition, wie wenig sich der angeblich von den Aposteln mitgebrachte, jedenfalls „byzantinische" Stil als „slavischer" bezeichnen lasse. Kurz, die Opposition gegen das „germanische" Project Kranner's gewann das Uebergewicht und der Auftrag ging nach allerlei Parteiquerzügen durch das Eingreifen des Cardinal-Erzbischofs Fürst Friedrich zu Schwarzenberg an den Wiener Architekten Professor Karl Rößner über, der die Kirche im romanischen Stile erbaute. — Die unter solchen Umständen erfolgte Entziehung einer seinem Wesen

und Streben vollkommen angemessenen Aufgabe wirkte auf K. nachhaltig niederdrückend, ja verhängnißvoll, insofern er dadurch gewissermaßen national proscribirt und vom erfolgreich betretenen Reformwege abgedrängt wurde. — Resignirt zog er sich in seine maschinensurrende Werkstätte zurück und ließ Vorrath machen in Grabsteinen, Tischplatten, Wandkleidungen, Stallbecken und Wasserröhren aus Marmor, um aber dabei auch materiell noch in die größte Gefährdung zu kommen. Graf Franz Thun inzwischen — vor Ende 1850 — von seinem Bruder Leo, derzeitigem kaiserlich österreichischen Staatsminister für die neucreirte Stelle eines Referenten für Kunstangelegenheiten nach Wien berufen und mit der Reorganisirung der dortigen veralteten Kunstakademie betraut, berief periodisch bewährte Männer der in der Akademie vereinigten Kunstfächer zur Prüfung der behufs jener Reorganisation entworfenen Grundzüge an seine Seite. So kam auch K. Anfang Juli 1851 an die Reihe, um nicht allein über die endgiltige Organisation der Architekturschule, sondern über die dem Polytechnikum vorarbeitende Realschule sein Votum zur Geltung bringen zu können. — Unzweifelhaft lag darin zugleich die Absicht, den durch die widerwärtig gewordenen Prager Verhältnisse lahm gelegten Künstler in einen neuen Wirkungskreis überzuleiten, denn im Uebergange dahin wußte es Graf Thun auch noch zu veranlassen, daß K. mit dem inzwischen zum Bauingenieur im Handelsministerium avancirten Herm. Bergmann und dem Prager Chemieprofessor Karl Balling für die Berichterstattung über die Londoner Industrieausstellung entsendet wurde. K. benutzte diese Mission außerdem, einzelne seiner Pläne nebst einer Collection kunstgewerblicher Fabrikate seiner Werkstätte jener Ausstellung zuzuführen. Letztere wurden prämiirt; in Anerkennung ersterer ernannte ihn die „Gesellschaft großbritannischer Architekten" zum correspondirenden Mitgliede. — Wieder zu einer geeigneten Fachthätigkeit zu gelangen, übernahm er 1852 einen Theilbau der von der Regierung angeordneten Karstbahn, und zwar den Tunnelbau Nr. 6, wobei er mit Beihilfe seiner verbesserten Steinbohrmaschinen eine für jene Zeit wahre Riesenaufgabe löste. Während der winterlichen Arbeitspausen in Wien trat K. abermals in Concurrenz für eine im gothischen Stile in der Vorstadt Breitenfeld zu erbauende Kirche, die ebenfalls zu keinem Bauerfolge, wol aber dazu führte, ihn für Wien als exacten Gothiker zu beglaubigen. In Rückwirkung dessen geschah es auch, daß er nach den Beschlüssen des Baucomité's der zum immerwährenden Danke für die Errettung des Kaisers Franz Joseph aus der Mörderhand Libenyis (18. Februar 1853) zu errichtenden Votivkirche — vom 22. October 1855 und 12. October 1856 — zum Mitgliede der Bauleitung dieser Kirche, in weiterer Folge zum Baumeister derselben ernannt wurde. Das Baucomité, an dessen Spitze Erzherzog Ferdinand Maximilian (Bruder des Kaisers) stand, beschloß von vornherein einen Bau gleichartig jenen der Zeit höchster Entfaltung kirchlichen Lebens, also der Blüthezeit der Gothik, ins Leben zu rufen. Dadurch endlich nach langer und harter Prüfungszeit an dem ihm gebührenden Platze entfaltete K. auch in Wahrheit ein der Blüthezeit der Gothik gleichartig künstlerisches Wirken und half ein Werk schaffen, das seinem Namen neben dem des plangebenden Architekten, Heinrich Ritter v. Ferstel, für alle Zeit einen Ehrenplatz in der Kunstgeschichte Oesterreichs sichert. — Der Bau, auf verhoffte ausreichende milde Beiträge am 24. April 1856 fundirt, unterlag wiederholt eintretenden Stockungen, so daß 23 Jahre bis zur Schlußsteinlegung und Einweihung verstrichen. K., dem es nicht gegönnt war den glanzvollen Abschluß dieses neuzeitig bedeutendsten Monumentalwerkes gothischen Stils zu erleben, hatte indeß doch, so weit es seiner bedurfte, daran mitgewirkt. Welchen Werth diesem Mitwirken der Nächstbetheiligte — Ritter v. Ferstel — zuerkannte, beweist am deutlichsten sein K. gewidmeter Nachruf (s. u.). — So weit eben die

erwähnten Baupausen freie Hand verschafften, finden wir K. thätig für Herstellung der gothisch stilisirten Steinarbeiten am Polak'schen Hause am Franz-Josephs-Quai in Wien, in der Mitarbeit am van der Nüll'schen k. k. Opernhause, des weiteren an dem schönen Unterbau für das Reiterstandbild „Erzherzog Karl", nach dessen Enthüllung der Monarch K. das goldene Verdienstkreuz mit der Krone verlieh, ihn auch mit Ausführung der Piedestale für das Prinz Eugen und Feldmarschall Schwarzenberg-Monument beauftragte und nach deren Vollendung ihm den Franz-Josephsorden zuerkannte. Theil nahm er ferner am Henzi-Denkmal zu Ofen insoweit, als er den von anderer, in Gothik wenig geübten Hand gezeichneten Entwurf stilgemäß corrigirte und die Details für den Eisenguß vorbildete. Arbeiten höheren Werthes von ihm sind der schöne gothische Baldachin des Hochaltars nebst Kanzel und Taufbecken in der nach dem Plane von Johann Georg Müller von 1848—1861 erbauten Alt-Lerchenfelder (Wiener Vorstadt-) Kirche. — Noch umfangreicher wirkte er mit am Bau der gothisch zierlichen, nach Plänen des kaiserlichen Oberingenieurs Hermann Bergmann 1866 vollendeten St. Elisabethkirche in der Vorstadt Wieden. Außer der Bauleitung war ihm das Fertigstellen sämmtlicher Steinarbeiten, welche den reichen architektonischen Schmuck der Kirche bilden, übertragen. Eine durchaus selbständige Bauaufgabe erwuchs für K. des Weiteren aus dem obenerwähnten Karstbahnunternehmen, das den zeitweiligen Aufenthalt in Triest sowie die Bekanntschaft mit dem Bankier Revoltella nach sich zog. Dieser betraute ihn nämlich mit dem auf seiner nächst der Stadt gelegenen Besitzung in Absicht genommenen Baue einer Gruftkirche. Nach dem Wunsche Revoltella's im romanischen Stile gehalten, dadurch mit ausgedehnten, zur Aufnahme von Fresken geeigneten Wandflächen versehen, wußte auch K. die Ausführung solcher zu bewerkstelligen. Ueberhaupt schon seit Längerem für diese Maltechnik interessirt, studirte er sie dermals während seines wiederholten Verweilens in Venedig an den dortigen Werken der alten Meister ganz besonders. Mißtrauisch geworden gegen die in der Neuzeit, namentlich in München angewandte Freskotechnik wegen ihrer vielfach zu Tage getretenen Uebelstände suchte er zurückzuleiten auf die bei den Wandmalereien in Pompeji und auch von den alten Italienern, wie Giotto u. A. benutzten Vortheile, resultirend aus einer derartigen Kalkmörtel- und Stuckunterlage, aus welcher ein hinreichend und gleichmäßiger Tropfsteinüberzug vorquellend die obenaufliegende Farbenschichte vollkommen binde. Damit entfiel, wie er nachzuweisen wußte, die ohnehin vielfältig nachtheilige Vermischung der Farbe mit Kalk. Die zu verwendenden Farben blieben zwar dieselben, wie man sie sonst zum Freskomalen verwendet, nur daß sie auf weißem Grunde und ohne Kalkbeimischung ganz nach Art der Aquarellmalei aufgetragen wurden. Als erstes Versuchsfeld für die angedeutete Reformtechnik wurde nun die für Revoltella erbaute Kapelle St. Pasquale auf Monte Ferdinandeo bei Triest benutzt, und gewann K. für die Anwendung derselben den ebenso liebenswürdigen als tüchtigen jungen Künstler, Jos. Math. Trenkwald, späteren Director der akademischen Malerschule in Wien, welcher von 1864—65 die Apsis, Kuppel und Eingangshalle mit trefflich im Geiste Giotto's gehaltenen Malereien schmückte. Durch denselben kam die Technik auch noch im großen Saale des Wiener neuen akademischen Gymnasiums, wie in der Apsis der Karolinenthaler Kirche zu Prag in Anwendung und basirte K. darauf und auf die weiteren durch die Maler Meixner, Sequenz und Wieger erfolgten Versuche seine 1868 an die Münchener Jahrbücher für bildende Kunst eingesendete Abhandlung „Ueber Freskomaltechnik".

Nach einer Andeutung an früherer Stelle regte schon in den 40er Jahren der Domcapitular Pessina die Idee für den Ausbau des Prager St. Veitsdomes an. Auf seinen Betrieb, unter Mitwirkung von K. und des Grafen Franz Thun,

constituirte sich auch ein Dombauverein, dessen Wirksamkeit jedoch auf Wunsch des Fürsterzbischofs Schwarzenberg sistirt blieb, bis nach vollständiger Sicherung des ebenfalls auf freiwillige Beisteuern von Seite der Patrioten berechneten Baues der Karolinenthaler St. Cyrill- und Methodikirche. Demnach mit der Promulgirung seiner Statuten hingehalten bis 1857, bedurfte es immer noch des Zuwartens bis zum Jahre 1859, in welchem am 22. Mai, bei einem Stande von 204 Mitgliedern, die erste constituirende Vereinsversammlung tagen konnte. Graf Franz Thun wurde zum Präses gewählt und damit Signal gegeben für das gute Gedeihen des geplanten Werkes. Die hiernach genommene Fühlung mit hohen und höchsten Personen wie mit der Bevölkerung führte rasch zur Ueberzeugung allgemein vorhandener Opferwilligkeit, so daß in der zweiten Vollversammlung des nächsten Jahres (20. October 1860) schon Präses Thun, den, wie er ausführte, „fast europäische Berühmtheit genießenden Landsmann, Architekten, Bau-, Maurer- und Steinmetzmeister Kranner" für die Bauleitung in Vorschlag bringen, am 11. April 1861 das Decret der Ernennung zum „Dombaumeister" überreichen konnte. K. verzichtete in seltener Uneigennützigkeit vorläufig auf jede Renumeration. Erst 1863 ward ihm auf Antrag des Grafen Thun ein Jahresgehalt von 2000 Fl. gesichert, wofür K. gehalten blieb wenigstens alle sechs Wochen einmal die Arbeiten am Dome persönlich zu inspiciren und die erforderlichen Verfügungen zu treffen für seinen Substituten, Steinmetzmeister Karl Swoboda; für den Gang der Arbeit blieb maßgebend die schon bei Uebernahme der Bauleitung, 1861, abgegebene Erklärung Kranner's, daß dieser Wiederaufnahme des durch Jahrhunderte unterbrochenen Baues unbedingt die Sicherstellung und Restaurirung der schadhaften Theile vorangehen müsse. Als dringend nothwendig erwies sich vor Allem die Unterfangung und Reparatur der Strebepfeiler des Chores, die sich gesenkt und vom Gewölbe losgelöst hatten. K. erklärte zugleich diese Restaurationsarbeiten auf Grundlage der ihm von der Statthalterei zugekommenen Pläne und Ueberschläge der k. k. Baudirection und unter Controlle derselben nicht übernehmen zu können. Die Dombaudirection erwirkte denn auch, daß die Statthalterei mit Erlaß vom 20. Mai 1862 dem Dombaumeister die selbständige Leitung und Durchführung der sämmtlichen hierzu erforderlichen Arbeiten nach seinen Plänen und Ueberschlägen zusprach. — Die Bauthätigkeit begann bei einem durch Mitgliederbeiträge und Spenden zusammengeflossenen Vermögen von 24 795 fl. 19 kr.; ihm voran ging die Errichtung der Bauhütte mit dem von K. aus Wien mitgebrachten Wolfsgruber als Parlirer. Die Restaurationsarbeiten waren bis zum Frühjahre 1862 soweit fortgeschritten, daß die Unterfangung der Strebepfeiler und der Abschlußmauern von vier Kapellen des Chorumganges bewerkstelligt werden konnte. Anschließend daran wurde erst die Restaurirung der sämmtlichen nördlich gelegenen Seitenkapellen incl. der Sacristei und Außenseite bis zur Höhe des Seitenschiffes, dann die der Südseite, einschließlich des in seiner Construction vielbewunderten Stiegenhauses vorgenommen. Ermuthigend für ein so gründliches Vorgehen wirkte besonders die von Jahr zu Jahr wachsende Theilnahme. Kaiser Franz Joseph gewährte aus dem Staatsschatze vorläufig auf die Dauer von fünf Jahren eine jährliche Subvention von 100 000 fl., Kaiser Ferdinand eine solche von 5000 fl. Dazu fanden sich Donatoren ein für die innere Ausschmückung nach historischen Adelsnamen benannter Kapellen durch Glasmalereien oder stilgemäße Altäre 2c. Unermüdlichen Fleißes beschuf demnach K. nebenbei noch alle mit diesen Widmungen verbundenen Zeichnungen, überwachte sowol die Durchführung der Glasmalereien, wie aller übrigen kunstgewerblichen für die Innenräume bestimmten Arbeiten, unter welchen vornehmlich die für die sogen. Kronkammer nächst der St. Wenzelkapelle Prachtwerke sind. Im J. 1865 überging die Leitung

der Bauhütte an Kranner's Sohn Johann, der bis dahin schon als Bauzeichner und Rechnungsführer in Verwendung stand, wodurch allem Anscheine nach noch größere Einheit des Wirkens zu Stande kam. K. selbst strebte dann auch weit entschiedener der Hauptaufgabe zu und legte noch im genannten Jahre als Resultat vieljähriger Studien der Direction die wohldurchdachten Planskizzen für den Domausbau vor, welche von der „Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung historischer Baudenkmale" in Wien unter dem 1. Mai 1866 die anerkennendste Beurtheilung fanden. „Die große Unregelmäßigkeit, welche durch den Thurm und die Wenzelkapelle in der Grundrißanlage hervorgerufen wurde, sei hier in der geistreichsten Weise ausgeglichen und würde die Ausführung dieser Grundidee jedenfalls ein einheitliches Bauwerk von der wundervollsten Wirkung schaffen." — Der Generalversammlung vom 31. Mai 1867 legte K. schon das vollständige Project für den Ausbau des Domes vor, „ein Project", — wie der Directionsbericht sagt, — „welches an Schönheit und Genialität der Conception, wie der Durchführung nach dem Urtheile aller bisher vernommenen Fachmänner hinter dem Grundrisse in keiner Weise zurücksteht." Das Urtheil der vorgenannten Centralcommission hierüber lautete: „Der nun in seinem vollen Umfange durchgeführte Entwurf des Dombaumeisters Kranner zu dem Ausbau des St. Veitsdomes in Prag verdient in jeder Hinsicht als eine Kunstleistung ersten Ranges bezeichnet zu werden." . . . „Eine sinnvollere und zweckentsprechendere Lösung dieser überaus schwierigen Aufgabe ist kaum denkbar." — Zu bemerken bleibt, daß K. den Ausbau eines zweiten Thurmes nicht in Absicht nahm, dafür den einen bestehenden zu einer Hauptzierde des Baues gestaltete. — In Fortsetzung der äußeren Restaurationsarbeiten wurde 1868 die Gleiche erreicht, am 30. Mai die letzten zwei Fialen aufgesetzt, noch im Herbste der stilgemäße Dachstuhl des Hauptschiffes vollendet und die Eindeckung mit Schieferplatten von zweierlei Farbentönen soweit gefördert, daß am 26. November die feierliche Aufstellung des den Abschluß der Dachfirstkrönung bildenden vergoldeten Kreuzes erfolgen konnte. Im Inneren gedieh die Renovation bis zur vollständigen Beseitigung aller stilwidrigen Zuthaten späterer Perioden, sowie der alten Tünche, zur Vorbereitung für die von K. in Vorschlag gebrachte Polychromirung, um deren willen er noch eine specielle Reise nach Verona, Ravenna und Assisi unternahm, um sich volle Gewißheit zu verschaffen, in welcher Weise die Alten bei ihren *mustergiltigen Kirchenbauten* die Polychromie zur Anwendung brachten.

Doch gleich einem verdüsternden Schatten ging das Ableben des Grafen Franz Thun (22. November 1870) dem Kranner's voraus. Thun und K. wirkten innigster Eintracht an der großen Aufgabe, ersterer war es zuvörderst, welcher die kühnen und geistvollen Entwürfe und Pläne des letzteren der Ausführung zuführte. Die Gefahr für die weitere Durchführung derselben erschien um so größer, als am 20. October nächsten Jahres die von der Spitze des wunderbar construirten Treppenthürmchens am südlichen Pfeiler des Domquerschiffes herabwallende schwarze Flagge den Tod des Dombaumeisters signalisirte, des Meisters, der ausgestattet mit seltenen Geistesgaben, angeregt vom lebhaftesten Wissensdrange, mit rastloser Thätigkeit und Ausdauer aus der niederen Berufssphäre des Handwerks sich zu der bedeutenden Stellung eines in der Künstlerwelt hochgeachteten, weit über die Grenzen seines engeren Heimathlandes bekannten Meisters der Baukunst, insbesondere der gothischen, emporarbeitete. Und es läßt sich sagen, daß wie die früheren, seit 1842 unternommenen Vorstudien für den Ausbau des Prager Domes ihn ganz eigentlich vorschulten für die Bauleitung der Votivkirche, diese ihm die vielseitige Praxis verlieh für die Eignung als Dombaumeister. Schwer dürfte es daher sein zu entscheiden, welche Aufgabelösung die größere, die verdienstvollere sei. Es fallen dabei nach einer Seite hin die Worte des

Nachrufs, den der Architekt der Votivkirche, Ritter v. Ferstel, K. widmete, gewichtig in die Wagschale: „Kranner's gründliche Kenntnisse, seine große praktische Erfahrung und seine Begeisterung für mittelalterliche Baukunst waren für die richtige Instandsetzung des Baues entscheidend. Die Einrichtung der Bauhütte, die Organisirung des Regime, die Untersuchung über die zu wählenden Steingattungen ... sind zunächst als Kranner's Verdienst zu bezeichnen; bei seiner gediegenen Praxis, in welcher er lebhaft an einen Meister des Mittelalters erinnerte, stand ich ihm anfangs in diesen Fragen nur wie ein gelehriger Schüler zur Seite. ... Er verfolgte die Durchführung und Wandlungen in meinem Plane mit der Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit eines wohlwollenden Kritikers, so daß ich ihm mit gutem Recht manche wichtige Verbesserung des Planes beimessen muß. Es ist ein kleiner Tribut der Dankbarkeit den ich dem wahren Freunde zolle, wenn ich sage, daß sein Einfluß auf mein künstlerisches Wirken sich nicht nur auf dieses Werk beschränkte, sondern daß er mir auch bei meinen sonstigen Arbeiten, wo ich mir seinen Rath erbat, auf das freundlichste stets fördernd zur Seite stand. In rein technischen Fragen, deren mir so viele im Laufe der Zeit sorgenvolle Stunden bereiteten, fand er so häufig eine einfache und richtige Lösung. ... Seiner Verdienste um den Kirchenbau noch speciell gedenkend muß ich hervorheben, daß K. mit der Gründung unserer Bauhütte eine wirkliche Schule für das Steinmetzhandwerk geschaffen hat. Er bildete darin eine Anzahl tüchtiger Kräfte heran, deren Leistungen sich mit denen jeder anderen Schule messen können. ... Auch die Ausführung des Ornamentes und der Figuren durch die Steinmetzen wurde durch ihn eingeführt. ... Am Tage vor seinem Scheiden bezeichnete er denn auch allen Grundes die Zeit des Wirkens an der Votivkirche „als die lichtvollste seines Lebens“. — Andererseits charakterisirte der Dombauverein-Präses sein Wirken in den Worten: „Unter Kranner's Leitung und nach seinen Anordnungen ist der Dom in dem schon sichtlichen Verfall nicht nur aufgehalten, sondern in seiner äußeren Erscheinung wieder verjüngt worden; schmuck und ursprünglich reinen, echt gothischen Charakters steht derselbe wieder vor uns und für künftige Jahrhunderte die Tradition der großen schaffensreichen Kunstperiode Karls IV. weitertragend. Ueberkommt uns im Ueberblicke all der von seiner Hand für das unternommene Werk geschaffenen Pläne, Entwürfe und Details schon das Staunen über die auf dieses eine Object schon aufzuwendende riesige Arbeitskraft, so wächst dieses Staunen mehr und mehr im Hinblicke auf seine thatkräftige Leitung zur Durchführung all der Entwürfe und Pläne, die ja doch sich noch weitaus umfangreicher zeigt im Hinblicke auf seine Mitwirkung am Gelingen der Votivkirche, auf sein, diesen beiden Hauptströmungen seiner Thatkraft voraus- und beigehendes Wirken.“ — Der ganze Eindruck, den der von Natur aus ungewöhnlich groß gestaltete, kräftig gebaute Mann machte, war auch darnach, ihn für bedeutendes, die Alltäglichkeit überragendes Schaffen bestimmt zu halten. In Uebereinstimmung mit der Gestalt war sein wuchtiger ausdrucksvoller Kopf mit dem dunklen krausen Haare, den lebhaften von dichten Brauen überschatteten Augen, der wohlgeformten breitgesattelten Nase und dem zum Ausdrucke der Milde wie des Ernstes gleichgefügen, von stets kurz gehaltenem Barte umrahmten Munde. Dem schlichten Wesen entsprach der schlichte, gewöhnlich dunkelblaue Anzug, der (am Bauplatze) seinen Abschluß erhielt in einem breitkrämpigen, schmiegsamen grauen Hute. — Die Innenseite seines Wesens kennzeichnet genauestens wieder das für den Dombau gegebene Regulativ: „1. Ueberall die möglichst zweckmäßige Haushaltung und thunlichste Sparsamkeit bei der Verwendung der disponiblen Mittel eintreten zu lassen, um mit möglichst geringem Aufwande möglichst viel zu leisten; 2. es als unumstößliches Princip zu betrachten, daß sich bei allen Restaurationsarbeiten alter Baudenk-

male, daher auch bei den jetzt obliegenden, stets gewissenhaft auf die bloße Wiederherstellung des früheren Bestandes zu beschränken; jede Abweichung von demselben und jede sogenannte Verbesserung aber mit aller Sorgfalt, Pietät und Selbstverleugnung zu vermeiden sei und daß alle neuen Herstellungen dort, wo solche wegen gänzlichen Mangels an Anhaltspunkten über den früheren Bestand, oder weil es sich eben um den Fortbau handelt, einmal unerläßlich sind, wenigstens streng im Geiste und im Stile der alten Theile gehalten werden müssen; 3. endlich dahin zu streben, daß unsere Arbeiten an dem Dome auch für den Aufschwung der Baugewerbe im Lande möglichst fruchtbar sein mögen, und daß auch alles Material, dessen wir bedürfen, in unserem Lande erzeugt und, wo immer thunlich, nur aus demselben bezogen werde.“ Begraben wurde die Hülle Kranner's auf dem alten Friedhofe auf der „Schmelz“ bei Wien. Die Ruhestätte ziert ein nach Ritter v. Ferstel's Zeichnung von Steinmetzen der Votivkirche ausgeführtes, in gothischem Stile gehaltenes Monument, unter dessen Baldachin die Porträtbüste des Verewigten vom Bildhauer Feßler angebracht ist. Zum Nachfolger Kranner's als Dombaumeister wurde Architekt Jos. Mocker berufen, der auch getreulich sich den von seinem Vorgänger gegebenen Directiven anschloß.

Handschriften der Familie. Eigene Aufzeichnungen. Jahrbücher des Prager Dombauvereins. Gothische Briefe. Wien 1854.

Rudolf Müller.

Krantz: Albert K., berühmter Theologe und Geschichtschreiber am Ausgange des Mittelalters, wurde vor der Mitte des 15. Jahrhunderts zu Hamburg (nicht zu Bamberg) geboren; die Familie war eine angesehene; sein Vater bekleidete mehrere Aemter in städtischen Diensten, unter anderem das des Herrenschenken. Im J. 1463 wurde er zu Rostock unter dem Rector Henricus van dem Werdere inscribirt; hier und in Köln studirte er zunächst Jurisprudenz und wandte sich dann der Theologie und der Geschichte zu. Er unternahm darauf zu seiner weiteren Ausbildung größere Reisen, auf welchen er auch noch andere Universitäten besuchte; in Mainz und in Perugia soll er sich akademische Grade erworben haben. Wir finden ihn dann als Docent in Rostock, hier war er im J. 1482 Rector und im J. 1486 Decan der philosophischen Facultät; bald hielt er auch theologische Vorlesungen und im J. 1490 ward er Doctor der Theologie. Obschon er so schnell die höchsten akademischen Ehren erlangte und als Docent sich eines großen Rufes erfreute, nahm er doch einen im J. 1492 aus seiner Vaterstadt an ihn ergehenden Ruf zum lector primarius am Dom, mit welcher Stellung ein Canonicat und der Genuß einer praebenda maior verbunden war, an und siedelte im J. 1493 nach Hamburg über. Schon während seines Aufenthaltes in Rostock war er mehrfach als Bevollmächtigter für politische Verhandlungen thätig gewesen; so war er z. B. im J. 1489 als Syndikus der Städte Lübeck und Hamburg zur Theilnahme an den Compromißverhandlungen, durch welche die Streitigkeiten zwischen den mecklenburgischen Herzögen und der Stadt Rostock beendigt werden sollten, nach Wismar entsandt worden. In Hamburg nahm seine politische Thätigkeit größere Dimensionen an; so wurde er in den ersten Jahren (1494—1499) mehrfach im Dienste der Stadt mit größeren Gesandtschaften betraut, die ihn unter anderem nach Köln, Brügge und Frankreich führten; und vom J. 1500 an scheint er mit seiner theologischen Stellung am Dom die eines ständigen Syndikus der Stadt Hamburg verbunden zu haben. In dem genannten Jahre übertrugen ihm auch der König Johann von Dänemark und der Herzog Friedrich von Holstein in ihren Streitigkeiten mit den Dithmarschen die schiedsrichterliche Entscheidung. Als er im J. 1508 die Stelle des Decans des Domcapitels erhalten hatte, drang er bei Geistlichen und Mönchen streng auf die Einhaltung der kirchlichen Observanzen und stellte eingerissene

Mißbräuche ab; zweimal (1508 und 1514) hielt er dann auch Kirchenvisitationen, bei welchen er namentlich bei den einzelnen Kirchen der Diöcese auf die Erhaltung und bestimmungsmäßige Verwendung der Kirchengüter sein Augenmerk richtete. — Krantz's kirchliche und theologische Stellung ist durchaus die vorreformatorische, obschon er sich der Erkenntniß des in der Kirche herrschenden Verderbens nicht verschließt. Die sichtbare Kirche in ihrer gegliederten Hierarchie ist ihm die Spenderin des Heils; aber er dringt dabei doch auf eine innere Aneignung der Gnadengaben der Kirche. So ist es denn völlig verständlich, daß er trotz seiner entschiedenen Verwerfung aller häretischen Richtungen, z. B. eines Wiclef und Huß, doch in dem Auftreten Luther's gegen Tetzel etwas Berechtigtes erblickte, dem er seine Zustimmung nicht versagen konnte, obschon er das Vorgehen Luther's für ein aussichtsloses hielt. So wird nämlich das Wort zu verstehen sein, welches er nach beglaubigter Ueberlieferung gesprochen hat, als er während seiner letzten Krankheit, wenige Tage vor seinem am 7. December 1517 erfolgten Tode von Luther's Thesen hörte: „Bruder, Bruder, gehe in deine Zelle und sprich: Gott sei mir gnädig" (frater, frater, abi in cellam et dic: miserere mei, Deus). — Bei der Nachwelt ist K. besonders als Geschichtschreiber berühmt geworden. Während seines Lebens erschienen von ihm außer einigen grammatischen und philosophischen eine Reihe theologischer und kirchlicher Schriften; aus seinem Nachlaß wurden vier umfangreiche historische Arbeiten, die „Vandalia", die „Saxonia", die „Dania" und die „Metropolis", herausgegeben und erschienen dann theilweise bis in 17. Jahrhundert hinein in mehrfach wiederholten Auflagen. Sie beruhen auf umfassenden Studien, für welche er schon von früh an auf seinen Reisen Archive und Bibliotheken durchforschte. Daß sie vielfach einen compilatorischen Charakter tragen, hängt wol damit zusammen, daß er nicht immer die letzte Hand an sie gelegt hatte. Hat er oftmals seine Quellen wörtlich aufgenommen, wie sich aus einer Vergleichung mit denselben ergibt, so darf er deshalb um so weniger für einen Plagiator gehalten werden, als nicht ersichtlich ist, was er selbst bei längerem Leben würde haben drucken lassen; zunächst hat er diese Werke sich zu seinem eigenen Gebrauche angelegt und es fehlt nicht in ihnen an Beweisen eingehender kritischer Forschung und Bearbeitung der ihm vorliegenden Quellen. Unläugbar haben aber seine Werke zur Verbreitung einer Kenntniß der Geschichte und Kirchengeschichte des nördlichen Deutschlands und des Nordens sehr viel beigetragen und sind wegen seiner Urtheile über Begebenheiten und Zustände, die bis in seine Zeit hineinragten, noch heute werthvoll. Insbesondere gilt das von der Metropolis, um derentwillen man ihn nicht mit Unrecht einen zweiten Adam von Bremen genannt hat; sie kann als eine Fortsetzung der klassischen Gesta hammaburgensis ecclesiae pontificum dieses Magisters angesehen werden.

Vgl. (Nic. Wilckens), Leben des Albert Krantz, Hamburg 1722, 2. Aufl. 1729. — Joh. Molleri Cimbria literata, I. p. 315 s.; III. p. 376 ss. — Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart, Bd. IV, S. 178 ff. — Otto Krabbe, Die Universität Rostock im 15. und 16. Jahrhundert, Rostock 1854 (an den im Register genannten Stellen, namentlich S. 224 ff.). — Herzog u. Plitt, Theologische Realencyklopädie, 2. Aufl., Bd. VIII, S. 261 ff.; hier findet sich unter Anderem der Nachweis über die Glaubwürdigkeit und den Sinn des angeführten Ausspruches von K. über Luther. — Ein im Wintersemester 1539 auf 1540 zu Wittenberg immatriculirter Albert Krantz aus Hamburg wird ein Neffe oder Großneffe unseres K. gewesen sein.

Bertheau.

Kranz: Gottlob K., Schulmann und Historiker, geb. den 24. Febr. 1660 in Haugsdorf bei Lauban (Oberlausitz), † den 25. Decbr. 1733 in

Breslau. Sohn eines lutherischen Pfarrers suchte er seine erste wissenschaftliche Vorbereitung in Lauban, machte dann aber seine akademischen Studien in Helmstädt und Leipzig (hier besonders der Rechtswissenschaft zugewandt) und wurde 1684 vom Herzoge Sylvius Friedrich an die neu errichtete Classis selecta in Oels berufen. Aber bereits 1685 trat er als zweiter Präceptor in das Elisabeth-Gymnasium zu Breslau ein, wurde 1688 Quintus, 1700 Prorector, wie er auch als Bibliothekar dieser Anstalt diente. Im J. 1709 erhielt er die Inspection der übrigen evangelischen Schulen der Stadt. Die Akademie der Wissenschaften in Berlin nahm ihn unter ihre Mitglieder auf. Er galt als tüchtiger Historiker, der nur nicht immer unparteiisch zu sein schien; in seiner kirchlichen Richtung hielt er entschieden zu Wittenberg und war deshalb ein Gegner des Thomasius wie der Pietisten. Als Christian Wolff 1705 dritter Professor an dem Elisabethanum werden sollte, widersetzte sich K. der Anstellung des noch jungen Mannes, der doch in dieser Anstalt seine historischen Vorträge gehört hatte, weil er in ihm einen kühneren Denker scheute. — K. hat geschrieben: „Memorabilia Bibliothecae publicae Elisabeth. Vratisl.“ (1699, 4.); „Compendium historiae civilis“ (1709), das mehrmals später mit Fortsetzungen erschienen ist, und zahlreiche Schulprogramme. Auch Conring's Commentarii de scriptoribus XVI post Ch. n. saeculorum sind von ihm mit Erläuterungen und Zusätzen (1727) herausgegeben worden. Dagegen ist seine „Historia ecclesiastica“ erst nach seinem Tode (1736) von Gemeinhard besorgt erschienen.

Vgl. Otto, Lexikon der Oberlausitz. Schriftsteller I, 221 ff. Leißnig, Versuch einer Geschichte des Gymnasiums zu Oels (1841). Rehm, Gesch. des Gymnasiums zu Oels (1860). Reiche, Gesch. des Gymn. zu St. Elisabeth in Breslau I (1843). H. Kaemmel.

Krantz: Martin K. (Crantz), einer der drei Deutschen, welche 1470 zuerst die Buchdruckerkunst in Paris einführten. Als in Folge des blutigen Aufruhrs in Mainz, der wegen der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles daselbst 1462 sich erhoben hatte, die Buchdruckergesellen nach allen Richtungen geflohen waren, war wenige Jahre später ein Deutscher, Johannes a Lapide (Bd. XII S. 379) Rector der hohen Schule zu Paris. In Frankreich und namentlich in Paris hatte bis dahin der Verkauf gedruckter Bücher mit den größten Hindernissen zu kämpfen gehabt, sie wurden als Ausgeburten einer schwarzen, einer Teufelskunst verschrieen, und Fust, welcher den Pariser Markt damit bezogen hatte, mochte sich glücklich schätzen, durch die Flucht dem Ketzergericht zu entgehen. Alle Mittel wurden versucht, dem Buchdrucke den Zugang in die Hauptstadt und dadurch in ganz Frankreich zu verwehren. Dennoch wagte es Joh. a Lapide, mit der deutschen Kunst vertraut und in Verbindung und einverstanden mit Wilhelm Fichet, einem Collegen an der Sorbonne, allen Vorurtheilen und Gefahren Trotz zu bieten. Er berief nämlich 1469 drei seiner Landsleute nach Paris, um durch sie daselbst die Buchdruckerkunst einzuführen. Es waren dies Martin K., Michael Freiburger von Colmar (de Columbaria) und Ulrich Gering (auch blos Ulricus, cognomento Gering) von Constanz und diesen wies er, wie man annimmt, Wohnung und Platz für ihre Officin im Gebäude der Sorbonne selbst an. K. und seine beiden Landsleute begannen sofort ihre Arbeit und legten sich den Namen „Societas fratrum Allemanorum“ (Gesellschaft der allemanischen Brüder) bei, hierdurch auf gleiche Weise sich selbst und ihr Vaterland ehrend. Leider fehlen über die äußeren Lebensverhältnisse des K. sowohl als des Freiburger alle und jede Nachrichten und selbst französischen Schriftstellern ist es bis jetzt nicht gelungen, diese Lücke auszufüllen, während über jene des Gering die Quellen reichlicher fließen. Nach Denis, Bücherkunde I, 120 sollen die drei Freunde zu Straßburg ihre Kunst gelernt haben. Die ersten Werke

aus der Presse der alemannischen Brüder erschienen im J. 1470 und von da bis einschließlich 1473 waren bereits 16 Bücher gedruckt worden und das Wohlgefallen der Pariser Gelehrten an diesem Unternehmen war so groß, daß die drei Drucker bereits 1474 das Indigenat in Frankreich erhielten. Die Urkunde hierüber findet sich in Catalogue de la bibliothèque du Duc de la Vallière abgedruckt (T. III, p. 341) und wir lassen sie ihrer Wichtigkeit wegen und weil nur wenigen Lesern diese Quellenschrift zugänglich sein möchte, hier auszüglich folgen: „Loys par la grace de Dieu Roi de France. Savoir faisons que nous avons reçu humble suplication de nos bien amis Michiel Friburger, Udalric Guering et Martin Grantz (sic) du pais d'allemaigne contenant qu'ils sont venus demourer en nostre Royaume puis ancien temps en la pour lexercice de leurs ars et mestiers de faire livres de plusieurs manières d'escriptures en mosle et autrement et de les vendre en ceste nostre ville de Paris . . ." und schließt: „Donnes a Paris au mois de Fevrier l'an de grace mil quatre cent soixante quatorze . . ." Das erste gedruckte Buch der drei „Brüder" war: „Gasparini Bergamensis Epist. opus. Praemissa est Guillermi Ficheti ad Joann. Lapidanum . . . epistola" o. J. (jedoch zuverlässig 1470). Diesem folgten von 1475 (aus dem J. 1474 hat sich bis jetzt kein Erzeugniß ihrer Presse gefunden) bis einschließlich 1477, bis wohin sie gemeinschaftlich arbeiteten, noch weitere 14 Drucke, unter welchen sich besonders: „Guil. Duranti Rationale div. offic." (1475 die 13. Aprilis), „Jacobi de Voragine aurea legenda" (1475. 1. Sept.) und die „Biblia latina" auszeichnen. Das letzte in Gemeinschaft besorgte Buch ist: „Jac. Magni Sopholoquiens", 1477. Die ersten aus ihrer Officin hervorgegangenen Werke hatte der gelehrte Rector Fichet entweder selbst ausgearbeitet oder doch zum Abdrucke vorbereitet. Ihre Werkstätte, welche sich, wie bereits erwähnt, in dem Collegium der Sorbonne befand „apud inclytam Sorbonam", hatten sie 1476 außerhalb dieses Collegiums in ein Haus der Jakobs- oder Sorbonnestraße verlegt, welches das Schild (intersignium) „Zur goldenen Sonne" führte (Franc. de Platea, Tract. de usuris . . . Impr. in sole aureo" 1476), wobei es jedoch immer noch eine Streitfrage ist, ob anfänglich die Druckerei wirklich, wie ältere Bibliographen annehmen, in dem Gebäude der Sorbonne selbst oder nur in der Nähe in einem der Sorbonne gehörenden Hause sich befunden habe. Denn beispielsweise wiederholt auch Joh. Froben sehr oft, daß er „apud inclytam Basileam" gedruckt habe und selbst gute Lateiner wie Petrus Mosellanus und Joh. Reuchlinus drücken sich eben so aus. Der erstere sagt in seiner Praef. ad Aristoph. Plutum: „Nostra vero memoria tum plerique principatum imprimendi tenent, et imprimis apud inclytam Basileam hoc jam strenue molitur Jo. Frobenius" und der letztere in einer Epistola ad Jac. Fabrum: „Joh. Lapidanum, Theologiae Doctorem, in Grammaticis apud inclytam Sorbonam audivi". Zu Ende des J. 1477 verließen sowohl K. als auch Freiburger wieder Paris und kehrten nach Deutschland zurück und mit ihrer Abreise erlosch auch die Gesellschaft der „alemannischen Brüder" und in den Jahren 1478 und 1479 druckte Gering (s. Bd. VIII, S. 785) allein (der erste solcher Drucke ist datirt vom 23. Januar 1478). Was K. und Freiburger bewogen, nachdem sie doch erst drei Jahre zuvor das Indigenatsrecht in Frankreich erhalten hatten, nach Deutschland zurückzukehren, entzieht sich völlig der Erhebung, wie auch ihr fernerer Lebensgang eben so dunkel ist. Aber es liegt die Vermuthung nahe, daß die Ursache ihrer Heimkehr in der schon bald nach ihrer Ankunft in Paris sowie an anderen Orten Frankreichs durch Landsleute sowohl als durch Franzosen verbreiteten Druckerpresse die Veranlassung dazu gegeben habe, wie denn schon 1482 nach Schöpflin, Vindic. p. 104 abermals zwei Straßburger Drucker, Marcus Reinhart und Nikolaus Philippi von

Bensheim nach Paris ausgewandert waren. Denn das Beispiel der drei ersten Typographen blieb natürlich bei dem geistreichen und technisch gewandten Volke der Franzosen nicht verloren, und während schon 1473 neben den fratres alemanici unter dem Deutschen Peter Caesaris oder Keysere (vgl. Bd. XV S. 696) eine zweite Druckerei, der im folgenden Jahre auch Johann Stol sich anschloß, in Paris im Hause „Zum grünen Blasebalg" thätig war, druckte auch in demselben Jahre zu Lyon als erster Drucker Guillaume le Roi (König) ein „Compendium Lotharii", und bis zum Schluß des 15. Jahrhunderts wurden in dieser Stadt gegen 240 Bücherdrucke von ungefähr 40 Typographen ausgeführt; in Paris selbst aber gab es um 1510 schon mehr als 20 Officinen.

Chevillier, Orig. de l'Imprimerie de Paris I. c. 2—3. Hist. de l'Académie royale des inscript. et belles lettres IV, 484 et suiv. Crevier, hist. de l'université de Paris IV, 326. Maittaire, Ann. typ. I, 42. Chr. Wolfii Monum. typ., Hamb. 1748. II, 254. Lambinet, Orig. de l'imprim. Par. 1870. (Walchner), Die allemannischen Brüder, Freib. 1824. S. 14 ff.

J. Franck.

Kranzberger: Joseph K., Historienmaler, geb. am 10. Juli 1814 zu Regensburg, kam frühzeitig nach München, wo er seine Studien an der Akademie begann und alsbald als einer der talentvollsten und vielversprechendsten Schüler, von Cornelius sowohl zur Anfertigung der Cartons wie auch bei der Ausführung derselben in Fresko bei dem Bildercyclus für die Ludwigskirche verwendet wurde. Selbständig malte K. ein Altarblatt für den Regensburger Dom und das Mittelbild („Christi Geburt") eines von Sr. königl. Hoh. dem Herzog Maximilian in Baiern für die Oelbergkapelle zu Jerusalem gestifteten Altares. Dann ging K. im November 1840 mit Ulrich Halbreiter, Claudius Schraudolph, Jos. Wurm u. Anderen nach Athen, um in der königlichen Residenz daselbst einen großen Fries mit Scenen aus den griechischen Freiheitskämpfen (und zwar nach Schwanthalers genialen Entwürfen) in Fresko zu malen. Mit allem Aufwand seines reichen Talents und unermüdlichen Fleißes entledigte er sich dieses Auftrages und erwarb die Anerkennung aller Kunst-Freunde und Kenner, insbesondere Sr. Maj. König Otto's, welcher ihm auch das, die Auferstehung Christi darstellende Hochaltarblatt in der Hofkapelle übertrug. Während K., trotz seiner Sehnsucht nach der Heimath, den ehrenvollen Auftrag übernahm, erlag er schon am 26. Novbr. 1844 dem Fieber. K. besaß auch musikalische Gaben und insbesondere eine treffliche Stimme, er gehörte mit Ruepprecht, Halbreiter und Thomas Guggenberger zu dem Quartett, welches ehedem zu Ende der dreißiger Jahre im Palais des Herzogs Maximilian excellirte.

E. Förster, Beschreib. von München. 1858. S. 82 ff. Sepp, Ludwig Augustus, 1869. S. 112 und 213. Reber, Gesch. der neueren Kunst, 1876. S. 334. Kunstvereins-Bericht für 1844. S. 61.

Hyac. Holland.

Kräpelin: Karl K., geb. am 5. Octb. 1817 in dem Städtchen Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin. Nachdem er sich eine tüchtige Gymnasialbildung angeeignet hatte, vertauschte er auf der Universität Berlin das anfangs beabsichtigte Studium der Theologie mit der Musik und bildete sich unter der Leitung Rungenhagens für den Gesang aus. 1839 wurde er als Opernsänger und Schauspieler am Hoftheater zu Neu-Strelitz engagirt und blieb in dieser Stellung, bis im J. 1848 der Großherzog Georg anläßlich einer Petition seiner Unterthanen die Bühne schließen ließ. Nunmehr sah sich K., der als eine tüchtige, für die Oper, wie für das Schauspiel gleich gut verwendbare Kraft gegolten hatte, bei der Unsicherheit der Bühnenverhältnisse aller Orten dazu genöthigt, als Musiklehrer in Neu-Strelitz eine neue, ungleich bescheidenere Existenz sich zu gründen. Es

folgten Jahre schwerer Kämpfe ums Dasein, in denen ihn jedoch der ihm eigene frische Lebensmuth und gemüthvolle Humor nicht verließ, bis durch das Erscheinen der ersten Werke seines großen Landsmannes Fritz Reuter seiner Kunst und seinem Leben eine völlig neue Richtung gegeben wurde. In dem von ihm (1849) mitbegründeten „Sonnabend-Verein in Neu-Strelitz", der den Zweck verfolgte, „durch Weckung und Anregung des Sinnes für das Gute, Wahre und Schöne zur Entwickelung und Hebung des geistigen und geselligen Lebens unter seinen Mitgliedern beizutragen", hatte K. an den Festabenden häufig declamatorische Vorträge, Vorlesungen aus Shakespeare und anderen Dichtern mit großem Beifall gehalten; seit dem Erscheinen der „Läuschen un Rimel's" (I, 1853. II, 1859) erfreute er nun seine Zuhörer häufig durch den Vortrag des einen oder anderen dieser heiteren anspruchslosen Dichtungen in plattdeutscher Mundart. Am 6. Febr. 1860 wohnte Fr. Reuter einem Festabend in Neu-Strelitz bei; hier lernte der Dichter zuerst seinen geistvollen Rhapsoden kennen und schloß mit ihm den Freundschaftsbund fürs Leben. Der ungetheilte Beifall, den der Vortrag von „Hanne Nüte" und „Olle Kamellen" I (1860) auch in weiteren Kreisen seiner Heimath fand, ließ in K. allmälig die Idee reifen, auch an anderen Orten, wo das niederdeutsche Idiom noch gepflegt wird, mit Vorlesungen aus den Werken Fritz Reuter's öffentlich aufzutreten. In den Weihnachtsferien 1863 kündigte er die erste derartige Vorlesung in Hamburg an, nicht ohne große Besorgniß, ob der Versuch auch wol gelingen würde. Der Erfolg der ersten Abende überstieg indessen weit seine Erwartungen; er mußte in Folge des großen Andranges zu seinen Vorlesungen seine Ferien auf drei Wochen ausdehnen und statt des anfangs beabsichtigten Cyclus von drei Abenden deren 12 veranstalten. Sein zweiter Besuch galt der Universität Rostock (in den Weihnachtsferien 1863/64); auch hier erntete er den reichsten Beifall; erhielt aber nach dem ersten Cyclus von 4 Abenden die Erlaubniß zur Eröffnung einer zweiten von der Polizeidirection nicht wieder, weil seitens der Theaterdirection eine Beschwerde eingegangen war, daß Kräpelin's Vorlesungen dem Besuch des Theaters zu viel Abbruch thäten. In den Osterferien 1864 war er in Stettin und im Herbst 1864 zum zweiten Male in Hamburg als Reuter-Vorleser thätig; der Erfolg war derartig, daß er sich nunmehr entschloß, dem neugeschaffenen Beruf sich vollständig zu widmen. Seit dem J. 1865 blieb er bis an sein Lebensende als Recitator der hervorragendsten Schriften Fr. Reuter's unablässig thätig und hat als solcher, wie O. Glagau in seinem verdienstlichen Buch über „Reuter und seine Dichtungen" (2. Aufl. Berlin 1875) schreibt, „den eigentlichen Ruhm des Dichters begründet". Ganz Norddeutschland, besonders die Städte an der Ost- und Nordseeküste, wo das Plattdeutsche seine Heimath hat und noch jetzt vielfach gepflegt wird, wurde im Laufe der Zeit in den Bereich seiner eifrigen Propaganda für die Dichtungen seines Landsmannes und Freundes gezogen. In den letzten Jahren seines Lebens wurden auch mitteldeutsche Städte, z. B. Leipzig und Dresden von ihm häufiger besucht, und sein Plan, allmälig auch in Süddeutschland festen Fuß zu gewinnen, würde wol zur Ausführung gebracht sein, wenn nicht der Tod seiner weiteren Wirksamkeit ein Ziel gesetzt hätte. Im November des J. 1881 erkrankte er inmitten seiner Thätigkeit an einem Herzleiden und starb am 8. August 1882 in Potsdam. — Wie K. der erste Reuter-Vorleser war, so ist er auch, verglichen mit später aufgetretenen Concurrenten, unbedenklich als der weitaus genialste, als nahezu vollendeter Künstler auf seinem Gebiete anzusehen.

Vgl. O. Glagau a. a. O. S. 163, und meinen Artikel „Der Reuter-Apostel" im „Neuen Blatt", Jahrg. 1877, Nr. 51 u. 52 (wiederabgedruckt im „Salon", Jahrg. 1880). C. Fr. Müller.

Krapf: Johann Ludwig K., evangelischer Missionar und Ostafrikareisender, geb. am 11. Jan. 1810 in Derendingen bei Tübingen, † am 27. Nov. 1881 in Kornthal. Seine Eltern waren wohlhabende Bauersleute von altem Schrot und Korn. Ludwig war etwa 11 Jahre alt, da mißhandelte ihn ohne allen Grund der Dorfschneider so, daß er ein halbes Jahr krank darniederlag. In dieser Zeit beschäftigte er sich viel mit der Bibel und andern Andachtsbüchern. Wenn er, was er gerne that, den Leuten auf dem Felde biblische Geschichten lebhaft erzählte, sagten sie: „der Ludwig wird noch Pfarrer werden“. Und die Umstände entwickelten sich so, daß es wirklich in gewissem Sinne dazu kam. Der Vater brachte selber den 13jährigen Sohn in die Lateinschule des nahen Tübingen. Er machte durch seine Begabung und Fleiß so rasche Fortschritte, daß er noch in dem nämlichen Jahre 1823 eine Classe überspringen konnte. Er behauptete immer den ersten Platz, und Jedermann hatte eine Freude an ihm. Von Religion war in der Schule wenig die Rede, und kam es einmal dazu, so war es der armselige Rationalismus, K. aber suchte mehr und grub tiefer. Neben dem Studium der alten Klassiker zog ihn besonders die Geographie an. Beim Durchblättern eines Atlas fielen seine Augen auf Ostafrika, das große Werk von Bruce über Abessinien, das er durchlas, fesselte ihn sehr. Wer hätte damals gedacht, daß gerade jenes Stück Erde der Schauplatz seiner Reisen und Arbeiten werden würde? Der Gedanke, die weite Welt zu sehen, bewegte ihn damals und nachher mächtig. Eines Tages las der Rector in der Schule eine kleine Schrift über die Mission unter den Heiden vor und befahl den Schülern, in drei Tagen darüber einen Aufsatz zu liefern. Noch nie hatte K. über die Mission etwas gehört. Jetzt wurde ihm mit einem Male klar, daß die Mission das Ziel sei, welches Gott für ihn im Auge habe. In einer Vakanz reiste er im J. 1826 nach Basel, um sich zum Missionsdienste zu melden. Er war natürlich zu jung, um in das Missionshaus aufgenommen zu werden, aber der edle herzliche Inspector Blumhardt hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er mit demselben in inniger Verbindung blieb. Der Jüngling betrieb eifrig seine Studien und wuchs auch am innern Menschen. Im Frühjahr 1827 kam zu seiner Freude der Ruf zum Eintritt ins Basler Missionshaus. Sein Vater geleitete ihn selber nach Basel. Weil der junge Mensch, von Idealen geleitet, meinte, hier werde er lauter vollkommene Menschen finden und selber Riesenschritte in der Heiligung machen, und das nicht so fand, verlor er die Freudigkeit zum Missionsdienste. Was ihn noch darin bestärkte, war das eigentlich verbotene Lesen mystischer Schriften einer Madame Guyon, eines Jakob Böhme. Er bat um seine Entlassung und erhielt sie auch. In Derendingen trat eine Ernüchterung ein, er verwarf in einem Briefe an Burkhardt jene mystische Erregung, er habe verkehrt und in heftiger Eile gehandelt. Im J. 1829 machte er sein Abiturienten-Examen und bezog die Universität Tübingen um Theologie zu studiren. Die trockene Wissenschaft einiger Professoren genügte ihm nicht. Die Bekanntschaft mit Oetinger's und Michael Hahn's Schriften hielten ihn jedoch beim Studium der Theologie. Im Jahre 1834 hatte er seine theologischen Studien vollendet, was nun? Sein alter Sinn zur Missionssache wachte wieder mächtig in ihm auf, aber er ließ sich nun in einigen Gemeinden als Vikar verwenden und ward auch Hauslehrer bei einem Pfarrer. Bei einem Besuche in Stuttgart traf er einen seiner lieben Freunde von Basel her, den Missionar Fjelstädt, der ihm den Missionsberuf dringend an das Herz legte und er ließ sich leicht überreden. So fand das Ende seines Lebensganges wieder den Anfang. Er trat wieder ins Basler Missionshaus. Im J. 1836 ließ der Secretär der kirchlichen Missionsgesellschaft von England ihn fragen, ob er als Missionar nach Abessinien gehen wollte. Schon am Anfange

des folgenden Jahres finden wir ihn auf der Reise dahin. In Malta traf er den Missionar Gobat, den späteren Bischof von Jerusalem, welcher eben aus Abessinien gekommen war, und ihm nützliche Winke für seine Reise und die Arbeit in Abessinien gab. Nach einigen heftigen Stürmen kam er in Alexandrien an und sah auf einem Sklavenmarkte in Kairo den herzdurchschneidenden Jammer Afrika's. Erst im Herbste konnte er abreisen und benutzte die Zwischenzeit, sich mit dem Vulgär-Arabischen bekannt zu machen, was ihm bei seiner Sprachengabe leicht gelang. Unter den größten Schwierigkeiten drang er in Abessinien ein, unterstützt von 60 Abessiniern, welche ihm der Missionär Isenberg entgegengesandt hatte, der zu seiner Freude an Krapf einen Mitarbeiter erhielt. Sie hatten ihren Aufenthalt in Adoa, der Hauptstadt von Tigre. Hier herrschte der Fürst Ubin, der sich bisher den Missionaren freundlich bezeigt hatte; er wurde aber von der Priesterschaft und den Großen, zuletzt noch von einem römischen Priester so bestürmt, daß er endlich den Befehl an die Missionare erließ: „Stehet auf und geht in euer Land zurück". „Wir trauern gemeinsam über den Verlust unserer Mission" schrieb K. damals. Während Isenberg und ein anderer Mitarbeiter Blumhardt sich nach Aegypten zurückzogen, entschloß sich K. nach Schoa, der südlichen Provinz Abessiniens zu reisen, wo ein wohlgesinnter König Sahela Selassin regierte. Im Januar 1839 ging er mit Isenberg, welcher seinen Freund nach Schoa begleiten wollte, dorthin. Der König nahm sie freundlich auf. Während Isenberg zurückkehrte, begleitete K. den König auf einem Kriegszuge gegen die feindlichen Galla, deren Bekehrung unserm K. besonders am Herzen lag. In Ankober, der Hauptstadt Schoa's, begann er nun eine Schule, die nach und nach Anklang fand, aber die wilden Galla hatte er für seine Missionsthätigkeit mehr im Auge, als die erstorbene abessinische Kirche. Ihre schöne Sprache studirte der Sprachenmann gründlich, und übersetzte bald die Evangelien und den Römerbrief in ihre Sprache (über die Galla lese man das „Gallabüchlein" von K. F. Ledderhose mit einem interessanten Aufsatze Krapf's über „die Galla-Nation", 3. Aufl., Basel bei C. F. Spittler). Er fühlte sich zu den heidnischen Galla hingezogen, die wohl eher das Wort vom Kreuz annähmen, indem „die abessinischen Christen es nur noch in ihren hölzernen oder eisernen Kreuzen kennen, während ihr Herz Eisen geworden ist", sagt er. Vergeblich war jedoch seine Arbeit unter den Abessiniern nicht. Der König schätzte seine Dienste so, daß er ihm das Silberschwert verlieh, wodurch er den Rang eines Gouverneurs erlangte. Damals entschloß er sich, mit Rosine Dietrich von Basel in Kairo in den Ehestand zu treten, und zwei Mitarbeiter mitzunehmen. Die Reise war eine durch Schicksale aller Art ausgezeichnete. Während seiner Abwesenheit bestürmten die Priester den König von Schoa, den Missionaren die Erlaubniß zur Rückkehr zu verweigern, indem sonst das Volk vom Glauben seiner Väter abfallen werde. Auch ein Franzose gewann in diesem feindseligen Sinne Einfluß auf den König, so daß dieser wirklich die Missionare ausschloß. Krapf's litterarische Thätigkeit fand in Europa Anerkennung. Er hatte seltene und unbekannte äthiopische Handschriften gesammelt und der gelehrten Welt zugänglich gemacht. Im J. 1842 ernannte ihn die Tübinger Universität zum Doctor der Philosophie. Unerschüttert in seinem Glauben an den endlichen Sieg der Mission beschloß er nun den Versuch, im Süden der Ostküste Afrikas festen Fuß zu fassen, um von dort aus die Galla, die sich bis zum Aequator hinabziehen, zu erreichen, und ihre Sprache verstand er ja.

Im Januar 1844 landete er auf der Insel Sansibar, wo der Sultan Said Said, der ein großes Stück beherrschte, residirte. Er, und der englische und amerikanische Consul zeigten sich sehr zuvorkommend. K. stellte dem Sultan seine Erlebnisse in Abessinien mit Offenheit dar, und freute sich, von demselben

alle Hülfe zu erhalten. Obwol der Sultan ihn vor den Galla warnte, so entschloß sich der eifrige Missionar dennoch, ins Innere zu denselben einzudringen. Wußte er doch, daß, wenn die Boten des Evangeliums dem Islam nicht zuvorkommen, dieses Ungeheuer, wie er ihn nennt, die Galla und andere Völker Afrikas verschlingt. Er kam nach der Insel Mombas. Hier traf er heidnische Wannika, und es kam ihm der Gedanke, gerade diese Insel zu einer Anfangsmission für diese Küste zu erwählen, und hier die weit verbreitete Suahili- und Kinika-Sprache zu erlernen, und Ausflüge in das noch unbekannte Innere von Ostafrika zu machen und das Evangelium zu verkündigen. Es gab keine Grammatik und kein Wörterbuch dieser Sprachen, aber mittelst des Arabischen überwand er die Schwierigkeiten und brachte es bald so weit, daß er mit Hülfe eines Eingeborenen die Uebersetzung des ersten Buches Mosis beginnen konnte. Hier ergriff ihn und seine Frau das Fieber, er hatte den Schmerz, sie zu verlieren und bald nachher sein Töchterlein neben ihr Grab zu betten.

Im Juni 1846 traf der längst erwartete Mitarbeiter Joh. Rebmann von Gerlingen in Württemberg bei ihm ein. Während K. ein Mann von Beweglichkeit und weitaussehenden Gedanken eine ganze Kette von Missionsstationen von Mombas quer durch Afrika bis zum Niger im Westen in seinem Geiste sah, beschloß der ruhige Rebmann, sich an einem Orte bleibend niederzulassen. Das hoch und gesund gelegene Wanikdorf Rabbai Mpia wurde als Missionsniederlassung erwählt. Die Häuptlinge ertheilten willig die Erlaubniß. Diese Willigkeit war schon eine Frucht der Krapf'schen Arbeit. Vom Fieber geschwächt konnten die beiden Männer kaum ihr Ziel erreichen und mußten sich eine nothdürftige Hütte und eine solche größere für den Gottesdienst selber bauen. Es waren tief versunkene Heiden, diese Wanika, an denen diese Männer zu arbeiten hatten. An Treue ließen sie es nicht fehlen, und die Treue wird endlich belohnt. Sie merkten wirklich, daß es ein Stück vorwärts ging. Ueber dem Kleinen vergaß K. nicht das große Ganze, das ihm vor der Seele schwebte. Er, sowie Rebmann machten von Zeit zu Zeit Reisen in das früher gänzlich unbekannte Innere Ostafrikas. Auf einer Reise in das Dschaggaland im Jahre 1848 entdeckte Rebmann den 18000 Fuß hohen Schneeberg Kilimandscharo, und im Juli desselben Jahres besuchte K. südwestlich von Mombas das Land Usambara oder Usambala. Er hat diese und andere Reisen in seinem 2bändigen Werke: „Reisen in Ostafrika" ausführlich beschrieben. Es ging durch eine Wüste, und sie hatte für ihn viel Anziehendes. Etliche Gepäckträger begleiteten ihn, und obwohl er ein paar Mal in Lebensgefahr gerieth, so lief die Reise doch glücklich ab. Am 10. August erschien er vor Kmeri, dem König von Usambara, der ein verhältnißmäßig gutes Regiment führte, und legte ihm die Absicht seines bisherigen Wirkens dar. Der König willigte freundlich ein, einen Missionar aufzunehmen. Als K. zurückgekehrt war, fand er den ihm zugesandten Missionar Erhardt und einen europäischen Diener, der aber leider vom Fieber ergriffen, nur zu bald starb. Die Wanika sahen jetzt zum ersten Mal eine christliche Leichenbestattung. 1849 wollte K. noch weiter ins Innere vordringen. Er wählte als Ziel das Land der Wakamba, nämlich Ukambani. Den ersten Häuptling hatte er an der Küste bereits kennen gelernt. Im November machte er sich mit einer Anzahl von Wamba und Suaheli auf den Weg. In großer Wassernoth entdeckte er endlich den Fluß Zawo. Wie erquickt waren sie jetzt! In dem Wakambagebiet staunten alle den Mann des großen Wassers an und wollten alles sehen und betasten, was er trug und an sich hatte. Sie benahmen sich achtungsvoll und hörten ihm gerne zu. Nach einer Reise von vier Wochen traf er bei dem Oberhaupte Kiwoi ein, der es sich zur Ehre rechnete, daß ihn ein Europäer besucht habe. Er und seine Großen richteten

viele Fragen über Europa an K., und er benutzte die Gelegenheit, ihnen das Evangelium zu verkündigen. Er konnte sich aber nicht entschließen, mit Kiwoi an den Danafluß zu reisen, besonders da er sich nicht ganz wohl fühlte. Auf dieser Reise sah er zum ersten Mal den Schneeberg Kenia, der auch 18000 Fuß hoch war. Auf der Rückreise hatte er Wasser genug. Am 21. December traf er wieder mit seinen Mitarbeitern in Rabbai Mpia zusammen.

Zur Stärkung seiner Gesundheit hielt er eine Reise nach Europa für nöthig. Nach einer Abwesenheit von 13 Jahren und nachdem er noch vorher eine Küstenfahrt bis zum Kap Delgado gemacht hatte, kam er im Sommer 1850 gerade zu den Basler Festen, die ihn sehr erquickten. Württemberg und namentlich seine Heimath Derendingen wurden natürlich nicht vergessen. Ueberall war Freude. In England fand der durch seine Entdeckungsreisen berühmt gewordene Mann selbst in den höchsten Kreisen, bei dem Prinzen Albert, bei dem Minister Palmerston, bei dem Erzbischof von Canterbury und andern großes Interesse. Von größerer Wichtigkeit für den Missionar war die freundliche Aufnahme, welche seine Vorschläge für die ostafrikanische Mission bei seinem Komité fanden. Gedruckt sollten werden seine Grammatik und Wörterbuch in Kisuaheli, das Evangelium in Kikamba, und drei deutsche Missionare so wie drei deutsche Mechaniker sollten im Januar mit ihm ziehen. Die Fortführung seiner Idee eines Missionsnetzes quer durch Afrika wurde damit in Angriff genommen. Der Gedanke, Kolonien anzulegen und die Arbeit zu theilen, indem sie für K. und Rebmann zu viel war, leitete sie. Seine Schriften wurden in Tübingen gedruckt. In Berlin erwies man ihm viel Ehre, Friedrich Wilhelm IV. und die Königin, Alexander von Humboldt, welcher seine Opposition gegen die entdeckten Schneeberge fallen ließ, der bewährte Geograph Ritter und andere freuten sich seiner Bekanntschaft. „Es war der Ehre zu viel", schreibt der bescheidene Mann. Am 3. April 1851 langte die ganze Karawane in Mombas an. So hoffnungsreich der Anfang sich anließ, so sehr stimmten die nun erfolgenden Umstände seine Aussichten herab. Er mußte erfahren, wo viel Köpfe, da viel Sinne. Namentlich war ein Widerstreben bei dem Einen und Andern gegen die englische Kirche. K. hatte einen vorwärts eilenden Geist, während Rebmann und Ehrhardt sachte gehandelt haben wollten. Sie hatten während der Abwesenheit Krapf's nicht weit von Rabbai Mpia in Kisulubini Missionswohnungen gebaut, um an der Küste einen festen Sitz zu haben, während K. mit Missionar Pfefferle nach Ukambani gehen sollte. Aber Tod und Krankheit, sowie Meinungsverschiedenheiten hielten die Sache auf. K. schreibt damals glaubensmuthig: „Afrika muß durch die Mission erobert werden eine Missionskette muß zu Stande kommen zwischen Ost und West, und ob Tausende von Streitern fielen zur Linken und Zehntausende zur Rechten. Das habe ich im Heiligthum des Herrn gelernt". In diesem Sinne unternahm er auch seine letzten Reisen in den Jahren 1851 und 1852. Der Tod des Missionars Pfefferle, der ihn nach Ukambani begleiten sollte, um dort eine Missionsstation zu gründen, veranlaßte keinen Aufschub, sondern mahnte ihn zur Eile. In Yata, einer gesund gelegenen Gegend, sollte die Station angelegt werden. Mit 30 Wanika machte sich K. im Juli auf den Weg, es schlossen sich noch etwa 100 von der Küste zurückkehrende Wakamba an. Es war ein gefährlicher Weg. Sehr lebhaft schildert K. diese Reise in seinem Werke. In Kitui nahm ihn sein Freund Kiwoi freundlich auf, er wollte den Reisenden an den Danafluß und an andere Orte führen. In der Nähe des Flusses wurden sie von Räubern überfallen und Kiwoi erschlagen. Und K. selber entkam nur mit knapper Noth. Die Rückreise, auf der ihm der Tod drohte, erfolgte unter großer Mühseligkeit, er kam in traurigem Zustande an, ein Bild menschlichen Elends. „Was ich ausgestanden habe, kann ich nicht recht sagen", erklärte er seinen Freunden, zu denen bereits ein Gerücht

von seinem Tode gedrungen war. Das sah er aber ein, daß vor der Hand in Jata noch keine Missionsstation eingerichtet werden könne. Und doch verließ er im Februar 1852 Mombas, um womöglich in Usambara eine Station zu gründen. Den König dieses Gebiets Kmeri, kannte er. Mit zwei Söhnen des Königs welche er traf, machte er die Reise Berg auf Berg ab. Die Aufnahme bei dem Könige war eine sehr gnädige, er überließ dem Missionar auf seinen Wunsch den Berg Tongun in der Nähe des Panganiflusses zu einer Missionsansiedelung. Der König sah darin nur einen äußeren Nutzen. Zurückgekehrt trat K. wieder die Arbeit unter seinen Wanika an und sie trug auch Frucht, freilich nicht in dem Maße, wie er es wünschte.

Ehe wir den in seiner Gesundheit tief geschwächten Dr. K. in seine Heimath zurückbegleiten, müssen wir uns doch seine und seiner Mitarbeiter Verdienste um die Aufschließung Ostafrikas vergegenwärtigen. Geographisch und in Beziehung auf Völkerkunde sind die Verdienste bedeutend. Auf mannigfaltige Weise war den Missionaren die Gewißheit geworden, daß ein ungeheueres Wasserbecken im Innern vorhanden sein müsse. In diesem Sinne machten sie eine Karte, die zuerst 1856 im Calwer Missionsblatt erschien und dann auch von der geographischen Gesellschaft in London veröffentlicht wurde. Dieses afrikanische „Binnenmeer" der Missionare wurde von vielen Seiten als ein Hirngespinnst leichtgläubiger, einfältiger Menschen verspottet. Aber sie hatten ja ihre Kartenskizze nur als Muthmaßung und mit dem Zwecke zu weiteren Forschungen entworfen. Und wie glänzend wurden sie gerechtfertigt, als die königl. geographische Gesellschaft die Expedition der Kapitäne Burton und Speke veranlaßte, um den Thatbestand zu erforschen. Man muß den interessanten Bericht dieser Männer über die Entdeckung der Seen lesen, um sich über die Verdienste Krapf's und seiner Mitarbeiter dankbar zu freuen. Was ist inzwischen Großes in Afrika geschehen!

Um Weihnachten 1853 kam K. in sehr geschwächtem Zustande in Württemberg an, und im folgenden Jahre erstattete er seinem Komité Bericht von der Rabbai-Mission. Gegen die Aufhebung derselben stimmten die meisten Mitglieder, sie schickten sogar noch einen weiteren Missionar dahin. Da sich Krapf's Gesundheit gebessert hatte, nahm er den Auftrag an, mit dem Chrischonabruder Flad zu dem König Theodoros von Abessinien zu reisen, der auf Bischof Gobat's Anregung Handwerker in sein Reich aufnehmen wollte. Das Unternehmen gelang, aber K. konnte nicht daran denken, nach Ostafrika zu reisen und in die dortige Mission wieder einzutreten. Zurückgekehrt ließ er sich in Kornthal nieder, aber er sollte noch keine Ruhe haben, da er, obwol leiblich geschwächt, noch immer stark und beweglich im Geiste für sein Lebensziel, die Ausbreitung des Reiches Gottes unermüdlich thätig war. In der Nähe Basels auf einem Hügel steht ein der h. Chrischona geweihtes Kirchlein. Dieses hatte der glaubens- und liebesthätige Spittler von Basel, welcher fast alle christlichen Anstalten in und um Basel gegründet hatte, erworben, um daselbst hauptsächlich junge Handwerker für Zwecke des Reiches Gottes zu bilden. Er nannte das Werk Pilgermission, und es sind bereits von dort aus hunderte von Zöglingen ausgegangen, welche in der weiten Welt zerstreut im Segen wirken. Für dieses Werk wollte er gerade den Dr. K. als Inspektor gewinnen, und derselbe ließ sich auch zu diesem Amte bestimmen. Er hatte sich inzwischen zum zweiten Male verheiratet. Eine noch lebende Tochter war die Frucht dieser Ehe. Im J. 1859 zog er mit Sack und Pack nach dem schweizer Dorfe Riehen, das am Fuße des Chrischonahügels liegt, und scheute sich nicht, so weit seine Kraft reichte, immer den Hügel zu besteigen um den Zöglingen Unterricht zu ertheilen. Doch nach einem Jahre löste sich wegen der Kränklichkeit seiner Frau das Verhältniß und er zog sich wieder

nach Kornthal zurück, blieb aber ein sehr thätiges Mitglied des Komité, indem er einen wöchentlichen Halbkreuzer-Verein errichtete, wodurch er reiche Beiträge für die Pilgermission sammelte. Er nannte diese Kasse sein Oelkrüglein und es füllte sich zu seiner Freude immer wieder, besonders in Württemberg, in welchem er auf gewisse Kreise großen Einfluß ausübte. Doch er war zu sehr Missionar, um sich mit Geldsammeln allein zu begnügen. Er selber konnte nicht mehr ins Missionsfeld nach Afrika, aber that zu Hause Alles, um dort das Evangelium zu fördern. Und doch begleitete er, als der Ruf der englischen Methodistengesellschaft an ihn erging, zwei ihrer Missionare nach Ostafrika und hielt sich dort 16 Monate auf. Er gründete die Station Ribe, sein Grundsatz war, wie er selber sagt: „Die Station muß angefangen werden und sollte ich zu Grunde gehen". Er und die beiden englischen Missionare erkrankten am Fieber. Sie erholten sich und der eine, Wakefield, brach von Mombas nach Ribe auf, um die Mission zu beginnen. Das Werk gelang und K. reiste wieder nach Kornthal zurück. Aber noch einmal sollte er nach Afrika kommen, in dem er so viel gelitten hatte und an dem doch sein Herz hing. So große Hoffnungen König Theodoros von Abessinien anfangs erweckt hatte, so tief sank er zuletzt und war ein blutdürstiger Tyrann geworden. Er hatte sich an englischen Unterthanen vergriffen und sie gefangen gesetzt. Die englische Regierung war deshalb gezwungen, zur Befreiung der Gefangenen und zur Herstellung ihres Ansehens einen Kriegszug gegen Theodoros zu unternehmen. Der richtige Dolmetscher, der zum Verkehre absolut nöthig war, war Dr. K., welcher die abessinischen Landessprachen verstand. Der Höchstkommandirende Lord Napier wünschte den in England wohlbekannten K. zum sprachkundigen Dolmetscher und landeskundigen Berather. K. nahm trotz seines Alters und seiner geschwächten Gesundheit den Ruf an, da die englische Regierung alle seine Bedingungen erfüllt hatte. Nach einer ergreifenden Abschiedsfeier in Kornthal mit Zurücklassung seiner leidenden Gattin und seines Töchterleins, schloß er sich einer Abtheilung des englischen Heeres in Sula an. Es kann hier dieser glücklich geführte Feldzug, der mit der Befreiung der Gefangenen und dem Selbstmorde des Theodoros endigte, nicht geschildert werden. Leider konnte er den Feldzug nicht bis zum Ende mitmachen, indem die Hitze des Tages und die Kälte der Nächte auf seine Gesundheit so nachtheilig einwirkte, daß er zurücktreten mußte, doch hatte er das Wichtigste geleistet, nämlich dem Heere in das Land hineingeholfen. Er verließ nun Abessinien für immer. Ein schwerer Schlag traf ihn in Kornthal, indem ihm nach schweren Leiden die zweite Gattin von der Seite genommen wurde. Im folgenden Jahre 1869 trat er zum dritten Male in die Ehe und fand für seinen Lebensabend eine gute Pflegerin, und für das verwaiste Töchterchen eine treue Mutter.

Er lebte nun ganz besonders den Druckarbeiten, welche er zum Dienste der Mission in verschiedenen afrikanischen Sprachen abgefaßt hatte. Weil diese Bücher in der Druckerei der Pilgermission auf Chrischona gedruckt wurden, so kam er mehrmals auf einige Zeit auf den ihm bekannten Hügel und war jeder Zeit ein angenehmer Gast daselbst. Afrika konnte er nicht vergessen. Es gereichte ihm zu innerer Erquickung, als erfreuliche Nachrichten von dem dortigen Missionsfelde eintrafen, auf welchem er scheinbar fast umsonst gearbeitet hatte. Besonders gedieh Ribe, das er hatte gründen helfen, gar erfreulich. Als sein Mitarbeiter Rebmann nach 29jährigem Missionsdienste zurückkehrte und mit gutem Gewissen bezeugen konnte, daß das Christenthum im Herzen des Volkes Wurzel geschlagen habe, war das für den greisen K. wahrhaft herzstärkend. Die Wanika können ihren Korafa, wie sie K. nennen, nicht vergessen, denn er habe ihnen das Buch (das Wort Gottes) in ihre elenden Hütten hineingetragen. Bei

solchen Nachrichten schlug das Feuer in dem alternden Missionar oft hell auf, daß er sagen konnte: „Wenn ich nur noch zehn Jahre jünger wäre, ich ginge wieder nach Afrika“. Und es schien mitten in den siebenziger Jahren wirklich dazu zu kommen, indem die kirchliche Mission wünschte, daß er nach Mombas gehen, die dortige Kolonie stärken und die Bibel in die Suahilisprache übersetzen möchte, so weit sie noch nicht übersetzt war. Er stand am Scheidewege, obwol der Arzt es nicht für wahrscheinlich erklärt hatte, daß er die Strapazen überwältigen werde. Als aber von seinem früheren Mitarbeiter Wakefield Nachricht kam, daß er mit der Bibelübersetzung in die Suahili-, Kinika- und Gallasprache stark beschäftigt sei, so war es ihm klar, daß er jetzt zu Hause bleiben dürfe. Noch im December 1880, als er vom Vorwärtsschreiten der Mission in Ostafrika, besonders auch im Gallalande hörte, schrieb er: „Ach wie gerne würde ich zurückkehren, wenn ich nicht zu alt und zu schwach wäre!“ Es war kein Wunder, daß besonders das erfreuliche Eindringen unter die ihm an das Herz gewachsenen Galla ihn in einem Briefe zu dem Rufe veranlaßte: „Victoria! Halleluja!“ In Schoa arbeiten zwei Pilgermissionen, und diese arbeiteten zur Freude unseres greisen Missionars unter den Galla. Aber über dem Blicke in die Ferne vergaß er nicht, die geistlichen und kirchlichen Bewegungen in der Nähe zu beachten. Sein Urtheil darüber ist jeder Zeit ein maßhaltendes.

K. war ein Mann der That und des Gebets. Seine ehemaligen Mitarbeiter können dies nicht genug hervorheben. Er war ein bedeutender Mensch, aber in seiner Demuth trug ers nicht zur Schau. Die sprachlichen Arbeiten Rebmann's, der im October 1876 in Kornthal starb, übernahm K., aber weil sie in Folge eines Schiffbruchs lange im Wasser gelegen hatten, so athmete er daraus ungesunde giftige Ausdünstung ein und erkrankte heftig. Ueberhaupt kamen noch in diesen letzten Jahren zum Theil schwere Krankheitsfälle über ihn. Nach seinem Tode fand man ein Blatt Papier, auf das er am 18. August 1880 unter andern niedergeschrieben hatte: „Nachdem ich jetzt meine sprachliche Aufgabe erfüllt habe, muß mein Blick vor Allem auf mein inneres Leben gerichtet sein, daß ich eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens habe und behalte“. Noch den Tag vor dem Adventsfeste des Jahres 1881 arbeitete er an einer im Druck befindlichen sprachlichen Arbeit ohne eine Spur von Unwohlsein zu fühlen. Missionar Flad besuchte ihn, K. sprach mit Ergriffenheit von der Nähe der Zukunft Christi und arbeitete noch bis Abends 9 Uhr an seinen Correkturbogen, hielt auch eine kräftige Abendandacht, verabschiedete sich von seiner kranken Gattin und die sorgsame Tochter geleitete ihn noch zum Schlafzimmer. Als er am Morgen des folgenden Tages, des Adventfestes, zur gewöhnlichen Zeit nicht erschien, und bei verschlossener Thüre keine Antwort erfolgte, erfüllte die Seinen eine bange Ahnung. Man stieg von Außen durch das Fenster in sein Schlafgemach und fand ihn todt vor dem Bett knieend. So hatte ihn der Herr, dem er treulich gebient hatte, ohne Schmerz in das himmlische Vaterland geführt.

Die Hauptquelle ist: Reisen in Ostafrika von J. L. Krapf. 2 Theile, Kornthal und Stuttgart 1858, und das mit Liebe geschriebene Buch: Dr. Ludwig Krapf, weil. Missionar in Ostafrika. Ein Lebensbild aus unseren Tagen von W. Claus, Basel 1882. Ledderhose.

Kratter: Franz K., Dramatiker, geb. 1758 zu Oberdorf am Lech, † am 8. Novbr. 1830 zu Lemberg in Galizien; studirte zunächst in Dillingen Philosophie und Theologie, dann die Rechte in Wien, wo er nachmals als Secretär angestellt war. In der gleichen Eigenschaft kam er 1791 nach Lemberg und führte dort von 1800—1819 mit Bulla, dann bis in die Mitte der 20er Jahre mit dem Schriftsteller Kaminski die Direction des Theaters, ohne dabei von besonderem Glücke begünstigt zu werden. In der letzten Zeit

seines Lebens war K. Gutsbesitzer. Seine litterarische Thätigkeit eröffnete er mit dem Gedicht „Der Augarten in Wien" (Wien 1782), dem er die Schriften „Gespräch von Liebe und Glückseligkeit" (ebd. 1784), „Das Freimaurer-Auto-da-fé in Wien" (ebd. 1786), die Aufsehen erregenden „Briefe über den jetzigen Zustand Galiziens" (ebd. 1786), „Bescheid an einige Professoren an der Lemberger Universität" (ebd. 1786) und „Philosophische und statistische Beobachtungen, vorzüglich die österreichischen Staaten betr." (Leipz. 1787), wie auch die Romane „Der junge Maler am Hofe" (Wien 1785) und „Das Schleifermädchen aus Schwaben" (Frkft. 1793) folgen ließ. Mehr als diese Arbeiten haben ihn seine bühnengerechten, dichterisch aber unbedeutenden Dramen bekannt gemacht. In A. W. v. Schlegel's Sonett aus der Triumph- und Ehrenpforte für den aus Sibirien zurückkehrenden Theaterpräsidenten, heißt es u. A.:

„Und wie ein Jeder kann, so sei'r ihn Jeder:
Du kratz' das Herz mit Höllenfratzen, Kratter."

Am meisten Aufsehen erregte von seinen Dramen das „fürstliche Familiengemälde" „Das Mädchen von Marienburg" (Frkft. 1795), das vielmals mit Erfolg über die Bretter ging, am Wiener Hoftheater von 1793—1848 allein 133 mal. Außerdem sind von ihm die Lustspiele „Die Kriegskameraden" (Wien 1791) und „Der Brautwerber", die Schauspiele „Der Vicekanzler" (Wien 1795, später umgearbeitet unter dem Titel „Der Weise im Unglück"), „Der Friede am Pruth" (Frkft. 1799, die Fortsetzung des Mädchens von Marienburg), „Eginhard und Emma" (ebd. 1799), „Die Familie Klinger" (ebd. 1802), „Die Sklavin von Surinam" (ebd. 1803), „Athenais" (Gegenstück zum Mädchen von Marienburg), „Der Blutzins an die Mauren", „Bruder Franz von Paula", „Der Mohrenkönig"; das ländliche Gemälde „Das Octoberfest"; endlich die Trauerspiele „Die Verschwörung wider Peter den Großen oder Menzikoff und Natalie" (Frkft. 1795, von der deutschen Gelehrten Gesellschaft in Mannheim 1790 preisgekrönt), „Die Pflegesöhne", „Sebastian der Unächte" und „Appius, der Dezemvir". Eine vollständige Sammlung von Kratter's Dramen erschien unter dem Titel „Schauspiele" (Frkft. 1795—1804).

Vgl. u. A. den für die Bibliogr. seiner Dramen wichtigen Brief an Tieck (Holtei, Briefe an Ludwig Tieck II, 214 ff.), der die Angaben der lexikalischen Werke ergänzt und berichtigt. Joseph Kürschner.

Kratz: Johann Philipp K. (eigentlich Cratz), Graf von Scharffenstein, Freiherr zu Riesenburg, Ritter, römischer kaiserlicher Majestät Kämmerer, bestallter Oberst und Generalwachtmeister. Eine jener Soldatennaturen, wie sie das Kriegs- und Lagerleben der Epoche des 30jährigen Krieges so vielfach hervorgebracht. Kühn und verwegen, in den Mitteln nicht wählerisch, hart und grausam gegen die Besiegten, ohne politische Ueberzeugung, heute den kaiserlichen Fahnen, morgen den baierischen Farben folgend, endlich wenn größerer Vortheil winkt, ins schwedische Lager übertretend, Aventurier, wie sie in jener Zeit nicht selten waren und deren Leben häufig, so auch im vorliegenden Falle tragisch abschließt. Das Geburtsjahr ist unbekannt, er scheint aus einer im Rheingau begüterten Familie abzustammen. Am 20. October 1624 erhält K. die kaiserliche Bestallung auf 500 Arquebusier-Pferde, am 28. December 1631 jene zum Oberstfeldwachtmeister. Zu Anfang des J. 1632 (am 6. Januar) wendet sich Oberst K. an den Herzog von Friedland, der für den Kaiser ein neues Heer aufstellte, um Nachsicht und Wiedergewährung der herzoglichen Gnaden. Er fühlte sich bei Wallenstein nicht besonders gut angeschrieben und dies wol aus dem Grunde, weil dem Herzoge während seiner Commandoführung mannigfache Klagen über das zügellose Betragen der Kratz'schen Truppen zugekommen waren. Am 15. Januar antwortet ihm der Herzog, daß er bei „fernerer Handhabung

der Disciplin und Ordnung sich alles Guten zu versehen habe" und dieses Schreiben wurde, da der Aufenthalt des Oberst K. nicht bekannt war, an General Gallas expedirt. Letzterer schickte dasselbe, sowie die, auf Wallenstein's Verwendung, von Wien erhaltene Bestallung für K. zum Generalfeldwachtmeister, nicht ab, da er in Erfahrung gebracht, daß derselbe inzwischen in kurbaierische Dienste getreten sei und ein Commando in der Oberpfalz führe. Auf diese Nachricht hin vergab der Herzog von Friedland das Kratz'sche Regiment anderweitig und beauftragte Maradas, einen anderen Oberst zur Führung des Truppencommandos nach Oberösterreich abzusenden. K. scheint sich daher zu Ende des J. 1631 und Anfang 1632 nach zwei Richtungen verwendet zu haben, bei Wallenstein und bei Kurbaiern, und da ihm die baierische Anstellung früher kam und wegen seines Verhältnisses zum Friedländer wol auch mehr conveniren mochte, nahm er dieselbe an. Er meldet zwar als baierischer Generalfeldzeugmeister aus Weyden am 3. Februar an Maradas, von seiner Ernennung zum Commando in Oesterreich ob der Enns nichts gewußt zu haben, auch habe er bei Graf Tilly bereits seine Resignation auf seine Charge angemeldet gehabt und da er keine Antwort vom Herzoge erhalten, habe er sich in baierischen Dienst begeben. Im Mai 1633 commandirt K. in Ingolstadt und wendet sich durch Feldmarschall Aldringen erneuert an Wallenstein mit der Bitte, ihm wieder seine Gewogenheit zu schenken, worauf ihm in ungnädigster Weise bedeutet wurde, denn der Herzog schreibt ihm aus Gitschin am 16. Mai „warumb sich der Herr desselben angenommen, zumaln Ihm bemeldetes Graf Kratzen natur und eigenschafft mehr als zu viel bekandt, nicht wenig wunder nimptt". Die Meinung des Generalissimus war nur zu wohl begründet, denn zur selben Zeit unterhandelte K. schon wegen Uebergabe der Festung Ingolstadt mit Herzog Bernhard, man sagt für die Würde eines Feldmarschalls habe er wollen die Festung übergeben, die faktische Durchführung verhinderte wol nur Aldringen's Nähe. K., der seinen Offizieren verdächtig geworden, entfernte sich unter dem Vorwande einer Reise nach Wien, ging aber zu den Schweden nach Schlesien. Am 26. Juni 1633 ist der Herzog von Friedland schon informirt und ordnet die Confiscation seines Vermögens und seiner Güter für den kaiserlichen Fiskus an, welche anderweitig vergeben werden. K. commandirt nun an der Seite des Graf Thurn die schwedischen Kriegsvölker. Bei Nördlingen (6. September n. St. 1634) nimmt ihn der Kroatenrittmeister La Fontana gefangen und führt ihn nach Wien. Es wurde zwar von schwedischer Seite versucht, die Auswechselung des Bischofs von Regensburg, der in Würzburg in Haft saß, gegen Feldmarschall K. zu erlangen, man ging aber in Wien auf diesen Vorschlag nicht ein, die Untersuchung gegen den hochverrathsschuldigen Offizier ward angestrengt, das Todesurtheil war bereits gefällt, er sollte am nächsten Tage hingerichtet werden, da gelang es ihm in der Nacht vom 16./26. Mai des J. 1635 zu entfliehen. An der schlesischen Grenze von Palffy-Husaren wieder ergriffen, nachdem er sich tapfer vertheidigt und 4 Husaren getödtet hatte, am 25. Mai (4. April) 1635 nach Wien eingebracht, ward der Proceß von neuem aufgenommen, und am 6. Juli n. St. 1635 fiel sein Haupt im Rathhaus zu Wien durch Henkershand. Zwei Brüder des Enthaupteten waren in kaiserlichen Diensten vor dem Feinde geblieben, zwei Söhne dienten zur Zeit seines Todes noch in der Armee.

Akten des k. k. Kriegsarchivs und der Registratur des k. k. Reichskriegsministeriums in Wien. Hallwich, Wallensteins Ende, 1. u. 2. Bd., Leipzig 1879. K. A.

Kratzenstein: Christian Gottlieb K., Naturforscher, geb. zu Wernigerode am 30. Jan. 1723, † zu Kopenhagen den 6. Juli 1795. Aus einer schon

zu Anfang des 16. Jahrhunderts bei und in Wernigerode ansässigen Handwerkerfamilie, arbeitete sich Thomas Andreas K., von 1707—26 Quintus an der städtischen Oberschule, Verfasser eines wiederholt aufgelegten biblischen Spruchbuchs, der dann in die unmittelbaren Dienste der Stadt trat, den Titel eines Bürgermeisters erlangte und 1763 von den Geschäften zurücktrat, zu einer angeseheneren bürgerlichen Stellung empor. Seinen 4 Söhnen ließ er eine sorgfältige Erziehung angedeihen. Joh. Andreas K., der älteste, geb. am 13. Juni 1718, widmete sich der Juristerei und setzte des Vaters Dienste für das öffentliche Wohl der Vaterstadt fort; den zweiten, Martin Friedrich K., geb. am 1. Decbr. 1720, seit 1744 Conrector im thüringischen Saalfeld, begegnen wir unter den Dichtern des pietistisch-wernigerödischen Sängerkreises. Der jüngste, Joh. Heinrich K., geb. am 6. Juli 1726, der sich schon einen größeren Namen machte, studirte, wie sein ältester Bruder, die Rechte, wurde Lehrer an der Hochschule zu Helmstedt, wo er außerdem auch höhere amtliche Würden bekleidete. Er schrieb mehreres, darunter seine originellen „Institutes du droit civil pour les dames“, worin er für die gelehrte Bildung, Docentur und überhaupt für die Emancipation des weiblichen Geschlechts eintrat. Die beabsichtigten, in ähnlicher Weise zu bearbeitenden Pandekten für das schöne Geschlecht traten jedoch nicht an die Oeffentlichkeit. Den Ruhm der Familie begründete aber Thomas Andreas' vorletzter Sohn, der am 2. Februar 1723 getaufte und, wie wir aus den Acten der Leopoldinischen und denen der Petersburger Akademie erfahren, am 30. Januar d. J. geborene Christian Gottlieb K. Die von ihm besuchte wernigerödische Lateinschule, auf welcher der Vater selbst mit Treue und Erfolg wirkte, hat entschieden viel zur frühzeitigen Entwickelung des begabten strebsamen Jünglings beigetragen Mochte sich im Princip manches gegen die zu vielerlei in ihren Plan aufnehmende fünfclassige Schule sagen lassen, mochte sie mittelmäßig oder schwach begabte Schüler zu wenig fördern: gewiß ist, daß sie durch die persönliche Anregung des Rectors und Conrectors Schütze, Vater und Sohn, durch die ausgesprochene Absicht, verschiedenen Neigungen der Schüler durch Nachhülfe und Unterstützung gerecht zu werden, eine ganze Reihe von Talenten frühzeitig entwickelte, die als Schriftsteller, Professoren, Dichter und Beamte eine ehrenvolle Stelle in unserer Litteratur gewannen. Einen besonderen Sporn bot noch das persönliche Interesse, welches der regierende Graf Christian Ernst und sein Sohn der Schule und der Wissenschaft entgegenbrachten. Die treffliche gräfliche Bibliothek wurde aufs bereitwilligste Lehrern und geförderteren Schülern zur Benutzung dargeboten und K. hat es mehr als einmal mit aufrichtigem Danke ausgesprochen, wieviel er der Bibliothek und dem Grafen verdankte. Schon als 17jähriger Schüler sehen wir ihn denselben Wissenschaften ergeben, in deren Pflege er dereinst seinen Ruhm begründen sollte. Am 2. Mai 1740 handelte er in einer öffentlichen Redeübung von den wunderbaren Entdeckungen in der Naturwissenschaft, der Physik und Mechanik. Sechs Jahre später erfreute er den für diese Wissenschaft sich sehr interessirenden Erbgrafen Heinrich Ernst durch Experimente mit der Elektrisirmaschine. Die akademischen Studien machte er seit Ostern 1742 zu Halle. Durchschlagenden Einfluß aber hatte auf ihn der zu Göttingen lehrende Reformator der Naturwissenschaft, Haller, auf den er schon durch die fast jährlich von Haller unternommenen Harz- und Brockenausflüge aufmerksam geworden sein mußte. Im Wetteifer mit einigen gleichstrebenden Commilitonen förderte sich K. in seinen Wissensgebieten bald soweit, daß er schon als Student in einer französisch geschriebenen Abhandlung „Théorie de l'élévation des vapeurs et des exhalaisons“ den ersten von der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Bordeaux ausgesetzten Preis über den schon im gereiften Alter stehenden jenaischen Professor Hamberger davontrug. Ruhig und würdevoll benahm er sich, als sein

eifersüchtiger Mitbewerber ihn als Plagiator und betrügerischen Anmaßer einer ihm nicht gebührenden Auszeichnung darzustellen suchte. Nachdem K. im Jahre 1746 zu Halle mit zwei heilkundlichen und elektro-physischen Abhandlungen die Würden eines Magisters und Doctors der Physik gewonnen hatte, wurde er als Lehrer der Physik an der Universität angestellt. Schon damals erlangte der junge Mann einen solchen Ruf, daß ihm eine Stelle als Akademiker für Mathematik und Mechanik zu St. Petersburg angetragen wurde, die er auch annahm. Bei der Richtung, welche Rußland seit Peter dem Großen auf das Seewesen genommen hatte, wandte sich K. in Petersburg auch der betreffenden Seite der Wissenschaft zu, und wir staunen, mit wie verschiedenen bezüglichen eigenen Erfindungen und Verbesserungen er in einer öffentlichen Rede am 6. Sept. 1751 hervortreten konnte. Er sprach über ein neues Instrument zur Bestimmung der Polhöhe, das auch bei nebeliger Witterung zu gebrauchen sei, über ein neues und leichtes Verfahren, den Seekurs zu bestimmen, über einen vervollkommneten Gebrauch der Magnetnadel und über eine verbesserte, auch im Sturm zuverlässige Schiffsuhr. Zur Prüfung und weiteren Ausbildung dieser nützlichen Erfindungen wurde K. auch Gelegenheit auf Reisen geboten, deren er eine aus dem weißen Meere um Skandinavien und eine größere nach Sibirien machte. Daneben versäumte er aber auch andere Zweige der Wissenschaft, z. B. die Heilkunde, nicht, die er besonders — und mit überraschendem Erfolge bei einzelnen Kuren — durch Anwendung der Elektricität zu fördern suchte. Höchst anziehend und merkwürdig ist es für den Fachmann, K. über das sinnige Nachdenken und Beobachten, das ihn zu so verschiedenen Entdeckungen führte, berichten zu hören. Nachdem er seit Mitte 1748 in St. Petersburg gewirkt hatte, wurde K. durch Rescript vom 25. Mai 1753 als Professor der Experimentalphysik an die Universität Kopenhagen berufen. Das akademische Organ meldet, daß am 20. September „der berühmte Herr Chr. G. K. in der Landeshauptstadt ankam. Während er auswärtiges Mitglied der Petersburger Akademie blieb und auch in verschiedenen Akademien und gelehrten Gesellschaften Deutschlands, Schwedens und Portugals Ehrenmitglied wurde, wurde er schon im J. 1753 als actives und in der Folge sehr thätiges Mitglied der Kopenhagener Akademie aufgenommen und 1768 Ausschußmitglied für naturwissenschaftliche Prüfungen. Seit dem 15. Octbr. 1753 begannen seine Vorlesungen über sein eigentlichstes Arbeitsfeld, die Experimentalphysik. Aber bei seinen umfassenden und gründlichen Kenntnissen und seiner aufopfernden Hingebung geschah es bald, daß er bei irgend einem Mangel oder Behinderung von Professoren in den betreffenden Fächern über alle möglichen Fächer der Naturwissenschaft: Chemie, Thier-, Pflanzen- und Gesteinskunde, Metallurgie, Physiologie und über alle Zweige der Heilkunde und Heilmittellehre las. Aus den mannigfaltigsten Zweigen der Naturwissenschaft, einschließlich Astronomie und besonders Mechanik, finden sich merkwürdige Beobachtungen in Kratzenstein's zahlreichen Schriften. Seine Vorlesungen über die Experimentalphysik wurden nicht nur in der Universität, sondern auch privatim vor einer großen, theilweise aus den höchsten Kreisen gebildeten Zuhörerschaft gelesen. Seine studentischen Zuhörer sammelte er auch einmal wöchentlich zu anregenden und belehrenden Disputationen um sich. Bei der Anschaffung der Instrumente brachte er ansehnliche Geldopfer und stiftete nachher nicht nur seinen Apparat der Universität, sondern auch den meist aus seinen Vorlesungen über die Experimentalphysik gewonnenen Erlös von 12000 Reichsthalern. Sein Vortrag blieb nicht nur in der ganzen Manier, die üblichen Witze nicht ausgeschlossen, der eines deutschen Professors, sondern der ein so reiches Wissen beherrschende Gelehrte eignete sich auch sein Lebtage nicht die dänische Sprache an. Noch aus den letzten Lebens-

jahren Kratzenstein's (um 1790) berichtet sein ihn verehrender Schüler und Gehülfe, Steffens, wie er in einem komischen Gemisch, halb deutsch, halb dänisch, gesprochen habe. Seine Schriften erschienen entweder lateinisch, zuweilen auch französisch, mehr aber deutsch. So wurden seine Vorlesungen über die Experimentalphysik sechs Mal in deutscher, zwei Mal in lateinischer und erst ganz spät 1791 ein Mal in dänischer Sprache herausgegeben. Da K. die Struensee'sche Periode und damit den nationaldänischen Umschwung der Stimmung zu Ungunsten des Deutschen erlebte, so konnte es ihm nicht an Kämpfen und schiefen Beurtheilungen fehlen, wenn auch seine außerordentlichen Verdienste ihn mehr als andere schützen mußten. Sehr mußte es ihn kränken, daß der Text, den er blos auf besondere Nöthigung zu dem großen Regensuß'schen Conchylienwerke geliefert hatte, weil er in Hofkreisen nicht gefiel, nachdem schon einige Abzüge gemacht waren, verworfen und dem Hofdrechsler Spengler und Hofprediger Cramer die Abfassung eines neuen aufgetragen wurde, wobei man doch Kratzenstein's System und Bestimmungen benutzte. Ein paar Abzüge mit dem ursprünglichen Texte sind erhalten. Ein Candidat der Theologie, Thura, der freilich später wegen seiner rabbulistischen Angriffe auf Regierung und Reichsverfassung zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt wurde, klagte K. der Gottlosigkeit an, nannte ihn den Simon Magus der Gegenwart, der sich unterfange, Mirakel zu machen, dagegen die Wunder der heiligen Schrift als natürliche Wirkungen der Natur zu erklären. Seine physikalischen Experimente erklärte er als Gaukeleien und Taschenspielerkünste. Bedarf das thörichte Gerede wider die mit sorgfältigster Berechnung unternommenen Experimente überhaupt keiner Widerlegung, so geht aus Kratzenstein's eigenen Aufzeichnungen sein frommer Sinn und seine vertrauensvolle Hoffnung auf die Gnade seines Gottes und Schöpfers zur Genüge hervor. Die auf den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaft gemachten Beobachtungen und Entdeckungen Kratzenstein's können hier nicht alle aufgezählt werden. Gleich seine früheste Lehre vom Aufsteigen der Dünste und die „Kratzenstein'schen Bläschen" behaupten noch jetzt ihre Stelle in der Physik. Als praktischer Mechaniker arbeitete K. an einer Maschine, welche die menschliche Stimme nachahmen sollte und schon vier Silben deutlich wiedergeben konnte. Das Instrument wurde der Petersburger Akademie gesandt. Wie weit er vorschauend in die Entwickelung der Wissenschaft blickte, zeigt seine Schrift „L'art de naviguer dans l'air". Schon ehe die Montgolfier mit ihren Entdeckungen auftraten, hatte K. sich mit der Idee der Luftschifffahrt getragen, und als sie dann verwirklicht ans Licht trat, suchte er sie durch mathematische und physikalische Beweisführung zu begründen und auszubilden. Er weist nach, wie Segel zur Lenkung des Luftschiffs unbrauchbar seien, wie diese aber durch Schaufelräder bewirkt werden könne. Er glaubt vorauszusehen, daß die Luftschifffahrt für Zwecke der Kriegsführung mit Erfolg werde verwandt werden. Die sonst im Lobe sparsamen Göttinger gel. Anzeigen rühmen auch die Schrift und ihren Verfasser. Am lautesten verkündet dessen Lob Bd. LXIV. S. 119 f. von Nikolai's Allgem. Bibliothek — damals das tonangebende kritische Organ: „Was bisher nur ein theures physikalisches Spielwerk gewesen ist, das sucht der scharfsinnige Verfasser mit allem Ernste gemeinnützig zu machen; er hält es für den menschlichen Verstand sehr demüthigend, daß wir die größten Erfindungen dem Zufall zu danken haben, und ist mit sich unzufrieden, daß ihn seine eigenen theoretischen Versuche noch nicht zu der Entdeckung geführt hatten". So sehr lebte er in der Entwickelung der Naturwissenschaft, so bestimmt sah er eine ununterbrochene Kette neuer Erfindungen voraus, daß, als er hochbetagt, die Uhr in der einen Hand, sein letztes Ständlein gekommen sah, er ganz kurz vor seinem Verscheiden gegen seinen Schwiegersohn (K. war zwei Mal verheirathet)

sich äußerte: er wünschte wol, fünfzig Jahre nach seinem Tode noch ein Mal aufwachen zu können, um die bis dahin erreichten Fortschritte seiner Wissenschaft überblicken zu können. — Wir können hier nicht alle anerkennenden Urtheile, wie sie sich z. B. in Fischer's Geschichte der Physik, bei Oersted u. a. finden, über Kratzenstein's Erfindungen und wissenschaftliche Bedeutung anführen. Nur ein paar Worte des anerkannt tüchtigen Professors der Physiologie Panum zu Kopenhagen, der gleichzeitig mit der vorliegenden Uebersicht wieder auf den im allgemeinen zu sehr vergessenen Forscher aufmerksam gemacht hat, mögen zum Schluß noch angeführt werden. Er äußert von Kratzenstein's Vorlesungen, daß er die Physik und Chemie als theoretische und praktische Lehrfächer auf der Kopenhagener Hochschule eingeführt und sowol in diesen Wissenschaften, als in der Physiologie und Heilmittellehre neue Bahnen gebrochen habe. Von seiner gesammten wissenschaftlichen Bedeutung urtheilt derselbe Gelehrte: „Ich glaube, daß man bei näherer Bekanntschaft mit seinen Arbeiten erkennen muß, daß K. nicht nur ein tüchtiger und scharfsinniger Experimentator, sondern auch ein wirklich genialer Mann und seiner Zeit voraus war. Man wird das erkennen, wenn man bedenkt, welche Probleme es waren, mit denen er sich beschäftigte. Man wundert sich zu sehen, wie er — — auf eine in der That erstaunliche Weise Gedanken entwickelt hat, die man gewöhnlich Physikern unserer Zeit, namentlich Helmholtz, König und Esselbach zuschreibt. So hat er schon die Meinung aufgestellt, daß der Laut und das Licht so mit einander übereinstimmen, daß man ebensowol von Lichtoctaven, als von Lautoctaven reden und daß man den Laut ‚sichtbar machen kann', so daß wol einmal mit der Zeit die Rede davon sein könne, eine Augenmusik auszuführen, und daß man, indem man die Laute auf eine bestimmte Weise einen Widerhall geben ließe, Vocallaute nachahmen könne." — Drei Mal wurde K. — in den J. 1744, 1782 und 1784 — von den Akademien zu Bordeaux, St. Petersburg und Lissabon durch Preise und Ehrendenkmünzen ausgezeichnet und für verschiedene gelehrte Gesellschaften und Zeitschriften lieferte er Arbeiten. Es gibt drei in Kupfer gestochene Bildnisse von K., eins in 8° von J. Haas im J. 1758 gestochen in halber Figur vor einer Luftpumpe, ein zweites in Folio von P. Haas 1781 nach einer Zeichnung von Ibsen; das dritte ist eine verjüngte Reproduction des vorigen vor Bd. V von Iversen's Sammlung 1782.

Benutzt sind außer Kratzenstein's Schriften Kirchenbücher und Specialschriften der gräfl. Bibliothek zu Wernigerode. Sehr zum Danke verpflichtet ist der Verfasser Herrn Etatsrath Dr. L. Müller in Kopenhagen, dem Nachkommen von Kratzenstein's Tochter, der in liebenswürdigster Weise reiche Mittheilungen aus der dänischen Litteratur und besonders aus Familienpapieren zur Verfügung stellte. Während Meusel, Keßler u. a. nicht in Betracht kommen, ist noch in Poggendorff's Biogr.-litterar. Wörterbuch Artikel Kratzenstein zu vergleichen. Vorzüglich hat in neuester Zeit in Dänemark Prof. P. L. Panum in Kopenhagen wieder auf Kratzenstein aufmerksam gemacht zuerst in seiner Geschichte der medicinischen Fakultät zu Kopenhagen: Bidrag til Kundskab om vort medicinske Fakultets Historie (1648 bis 1766), Kjøbenhavn 1880, p. 72—102. Hier findet sich auch von S. 73 bis 76 die bisher vollständigste Zusammenstellung von Kratzenstein's Schriften. Der Unterzeichnete in d. Zeitschr. d. Harzver. f. Gesch. u. Alterthskde. XIV (1881), S. 133—160 u. 178. Ed. Jacobs.

Krauchenberg: Georg Freiherr v. K., hannoverscher Generalmajor, zu Celle, wo sein Vater Hofgerichtssecretär und Garnisonauditeur war (wahrscheinlich am 12. Juni) 1776 geboren, trat am 3. März 1793 in das zehnte Regiment Prinz von Wallis leichte Dragoner und nahm mit demselben an den

Feldzügen der J. 1793—95 in den Niederlanden Theil. So unglücklich der Ausgang dieser Kämpfe für die Verbündeten war, eine so vortreffliche Schule des Vorpostendienstes waren sie für den jungen Reiteroffizier. K. boten sie schon früh Gelegenheit durch Kühnheit und durch geschicktes Erfassen und Benutzen des Augenblicks sich hervorzuthun. Nur ein, vom militärischen Standpunkte allerdings nicht zu rechtfertigender Zug mag hier erzählt werden. Als im Juni 1794 die Franzosen zur Belagerung von Ypern schritten, befand er sich, damals noch nicht Offizier, als Ordonnanz des österreichischen Commandanten, Generalmajor v. Salis, in der Festung. Er sah ein, daß diese sich nicht lange halten und daß er dann Gefangener werden würde. Ehe daher die Einschließung sich vollzog, ritt er, bei den eigenen Vorposten sich für den Ueberbringer von Depeschen ausgebend, davon und kam glücklich zum Regiment, während seine Kameraden der Kapitulation anheim fielen. In weiteren Kreisen wurde sein Name 1803 bekannt, wo er, unbeirrt durch die schwächlichen Maßnahmen und Verhaltungsregeln der Regierung und seiner höchsten militärischen Vorgesetzten, sich dem Einrücken der Franzosen in das Kurfürstenthum mit dem Säbel in der Faust widersetzte. Am 2. Juni in der Nähe des Forsthauses Weberkuhle beim Dorfe Borstel zwischen Nienburg und Sulingen mit einem Piket hinter einer Feldwache des Lieutenant Ernst v. Linsingen aufgestellt, erfuhr er, daß dieser, welcher erhaltenem Befehle gemäß dem Feinde als Parlamentär entgegengeritten war, als Gefangener zurückgehalten sei. Er vereinigte daher Linsingen's Truppe mit der seinigen, nahm eine passende Aufstellung, fiel im geeigneten Augenblicke die im Vormarsche geblieben französische Avantgarde an und warf sie blutig zurück. Dies wiederholte sich noch zwei Mal, bis stärkere befreundete Kräfte herankamen, wodurch seine eigene Macht zum Handeln aufhörte. Dem unerschrockenen K. brachte dieses mannhafte Eintreten für die Ehre der hannoverschen Waffen, als er nach der am 5. Juli abgeschlossenen Artlenburger Convention in Hamburg im Theater erschien, eine stürmische Beifallsbezeigung des versammelten Publicums ein und, als bei der gleich nachher beginnenden Errichtung der englisch-deutschen Legion die Rücksichtnahme auf das Avancement Anderer seine Anstellung zu verzögern drohte, wurde er auf König Georgs III. Einschreiten zum Rittmeister im ersten leichten Dragoner-, später ersten Husarenregimente ernannt. Schon im J. 1807 bei Lord Cathcart's Expedition nach Seeland verstand er es, diese Gunst zu rechtfertigen. Bei einer gelegentlich der Einschließung von Kopenhagen dem Regimente nach außerhalb aufgetragenen Recognoscirung führte er die Avantgarde. Nachdem der von ihm vorgeschlagene Plan, einen nach der Feste Friedrichswerk bestimmten Munitionstransport aufzuheben, fehlgeschlagen war, erhielt er die Einwilligung des Commandirenden zu seiner Bitte, die Einnahme der Feste selbst, deren Besatzung großentheils aus Freiwilligen bestand, versuchen zu dürfen. Am Frühmorgen des 19. August überrumpelte er demzufolge eine vor dem Orte aufgestellte Abtheilung und glückte es ihm durch den Führer derselben den Commandanten auf die Vorspiegelung hin, daß er 10 000 Mann hinter sich habe, zur Kapitulation zu veranlassen; 800 Mann, Geschütze und vieler Kriegsvorrath fielen in des Siegers Hand. Seine Leistungen in den Kämpfen auf der Peninsula, an denen er von 1809—13 Theil nahm, erhöhten seinen Ruf; sein Benehmen im Gefechte bei Gallegos am 4. Juli 1810 „erregte die Bewunderung" des Brigadegenerals Crawford, wie dieser amtlich schreibt; auf Wellington's Vorschlag erhielt er zum Lohne das Brevet als Major und bei seiner im J. 1813 erfolgten Versetzung auf den Kriegsschauplatz im nordwestlichen Deutschland wurde er von letzterem Feldherrn dem Oberbefehlshaber der englischen Truppen, Herzog von York, ganz besonders empfohlen. In Folge hiervon dem Stabe des Kronprinzen

von Schweden zugetheilt, wohnte er mit diesem dem letzten Theile des Feldzuges in Holstein bei und befand sich dann bei der Blokade von Antwerpen. Während der Schlacht bei Waterloo war er detachirt. 1816 mit dem dritten Husarenregiment der Legion, welchem er seit 1813 angehörte, in den hannoverischen Dienst zurückgetreten, ward er bald darauf Commandeur desselben, vertrat seine Garnisonstadt Nordheim in der allgemeinen Ständeversammlung, ward später aus besonderem Vertrauen Inspecteur der Cavallerie und starb am 14. Mai 1843 zu Hannover als Commandeur der ersten Cavalleriedivision. Im Juni 1832 wurde er „in Anerkennung der von ihm im Felde bewiesenen Klugheit, Tapferkeit und Ausdauer“ in den Freiherrenstand erhoben, eine in seinem Vaterlande sehr seltene Auszeichnung.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 21. Bd., Jahrg. 1843. Poten.

Krauer: Franz Regis K., geachteter Lehrer und Litterat. — Um Pflege der deutschen Sprache und Einführung der aufblühenden deutschen Litteratur in der katholischen Schweiz haben sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts insbesondere die zwei Exjesuiten P. Franz Regis K. und P. Joseph Ignaz Zimmermann verdient gemacht. — K. stammte aus einer angesehenen Bürgerfamilie der Stadt Luzern und ward am 5. Juli 1739 daselbst geboren. Nach erhaltener Vorbildung am Jesuitencollegium der Vaterstadt trat er schon 1756 zu Landsberg in Baiern in diesen Orden. Die ersten Jahre seines Wirkens brachte K. als Magister und Professor in Gymnasien der oberdeutschen Jesuitenprovinz zu. Zum Priester geweiht, kam er im Herbst 1768 als Professor des Untergymnasiums nach Solothurn, im Herbst 1769 als Professor der Rhetorik nach Luzern, wo er auch nach Aufhebung seines Ordens 1773, gemeinschaftlich mit seinem Freunde Zimmermann, viele Jahre Rhetorik und Poesie lehrte. Begeistert für die Werke des classischen Alterthums, wußte der geistreiche Mann seine Schüler lebendig in den Geist desselben einzuführen. Die begabtesten seiner Zuhörer sammelte er zu einem besonderen Kränzchen in seiner Wohnung, in welchem er sie, nicht selten auf recht originelle Weise, zum fruchtbaren Lesen der Alten anleitete, wobei die edle Sprache, die Mittel des geistigen Schaffens und die Kunst vollendeter Darstellung nachgewiesen und in mannigfache Anwendung gebracht wurden. Eine Frucht dieser Studien ist seine Uebersetzung der Aeneis (1783) im Versmaße des Originals, vielleicht der erste derartige Versuch. Daneben machte er seine Schüler auch mit den Erzeugnissen der neueren deutschen Litteratur bekannt und wußte, gemeinschaftlich mit Zimmermann, regen Sinn dafür und überhaupt für allgemeine Bildung zu wecken, so daß aus ihrer Schule für die katholische Schweiz die bedeutendsten Männer in Staat, Kirche und Wissenschaft hervorgingen. Seine „Oden“ in antikem Versmaße (Zimmermann's freundschaftliche Musen, Solothurn 1773) erinnern an seine österreichischen Ordensgenossen Denis, Mastalier, Haschka. In seinen dramatischen Dichtungen mit Zimmermann wetteifernd, suchte K. Scenen aus der schweizerischen Geschichte zur Hebung vaterländischer Gesinnung in poetischem Gewande vorzuführen. Aus denselben sind zu nennen: „Herzog Berchtold von Zähringen“ (1778), „Kaiser Albrechts Tod“ (1780), „Oberst Pfyffer“ (1783), „Die Grafen von Toggenburg“ (1784), „Die Mordnacht von Luzern“ (1787), „Julia Alpinula“ (1792). Der hochverdiente Mann starb am 5. Oct. 1806, nachdem er wenige Monate vorher zum Chorherrn am Collegiatstifte St. Leodegar in Luzern befördert worden.

J. L. Aebi, Kurze Geschichte der Lehranstalt Luzern, 1856.

F. Fiala.

Krauer: Heinrich K., schweizerischer Staatsmann, geb. 1755 zu Neuenkirch, Kanton Luzern, † am 25. Januar 1827 zu Rothenburg. K., der Sohn

eines kleinen Landwirths, trat 1790 mit schwachen Vorkenntnissen in das Gymnasium zu Luzern, wo er bald zu den besten Schülern zählte. Sein Studiengang und die warme Fürsprache des Seckelmeisters F. Balthasar (Bd. II, 32), bewogen die Regierung zu einem Stipendium, das ihm ermöglichte, die Universitäten Pavia und Heidelberg zu besuchen, um daselbst Medicin zu studiren. In Pavia gewann er die Theilnahme des berühmten Tissot, den er in einer Ode feierte. Nach Vollendung seiner Studien bereiste er unter vielen Entbehrungen einen großen Theil Frankreichs und Englands, kehrte dann nach Hause zurück und bemühte sich, jedoch vergeblich, um die Professur der Philosophie. K. begann nun seine ärztliche Praxis im Bade Knutwyl, siedelte dann aber nach Rothenburg über. Als in der Schweiz die Revolution losbrach, und die aristokratische Regierung von Luzern unter dem Einflusse der von Frankreich her drohenden Ereignisse den 31. Januar 1798 abdankte, in der Hoffnung, damit das Land vor der äußern Kriegsgefahr zu bewahren, war K. ein vielbeschäftigter Badearzt. In den Senat der helvetischen Regierung gewählt, schloß er sich den entschiedenen Unitariern an. Als Mitglied der Consulta nahm er auch Theil an den Verfassungsberathungen in Paris. Nach Einführung der Mediationsacte wurde er Mitglied des Kleinen Rathes und 1805, nach dem Tode des Schultheiß Krus (s. diesen), Schultheiß, der erste ab der Landschaft, welche höchste Würde des Landes er bis 1814 mit V. Rüttimann (s. diesen) bekleidete. Als die Mediationsregierung in Luzern den 16. Febr. 1814 durch die gleiche Fraction fiel, welche daselbst die Revolution von 1798 eingeleitet hatte, kehrte er zum ärztlichen Berufe zurück. Im J. 1819 wurde er Mitglied des neugebildeten Sanitätscollegiums und im gleichen Jahre auch wieder in den Großen Rath gewählt, ebenso vertrat er bis zu seinem Tode, der den 25. Jan. 1825 durch einen Schlagfluß erfolgte, den Kanton als Gesandter auf den eidgenössischen Tagen. Mit tüchtiger Fachbildung und vielseitigem Wissen verband K. eine genaue Kenntniß von Land und Volk. Probität und eine seltene Uneigennützigkeit waren die auszeichnenden Eigenschaften seines Charakters. Als ihm nach dem Sturze der Mediationsregierung eine Pension aus den geheimen Geldern angeboten wurde, schlug er dieselbe aus und kehrte ärmer als zuvor zu seinem ärztlichen Berufe zurück. Von einfacher Lebensweise und tadellosem Wandel, im Umgange leutselig, aber auch etwas pedantisch, erfreute er sich bis an sein Lebensende der allgemeinsten Popularität. K. ist auch Verfasser einiger kleinen politischen Gelegenheitsschriften. Die Ode auf Tissot findet sich in: Sentimenti d'aff. d. studenti di medic. v. Tissot. Pavia 1783.

Nekrol.: Ed. Pfyffer, Biogr. Skizze von H. Krauer, Altschultheiß in Luzern, Luzern 1827. — Sein Porträt in der Porträtgallerie der Bürgerbibliothek daselbst. Schiffmann.

Krauer: Johann Georg K., schweizerischer Dichter und Naturforscher, Sohn des späteren volksthümlichen Luzerner Schultheißen J. G. K., ward 1792 im Dorfe Rothenburg geboren, vollendete seine Studien in Luzern und an der Universität Freiburg, ward praktischer Arzt und 1825 Professor der Naturgeschichte am Lyceum in Luzern. Im J. 1831 seiner Professur entlassen, wirkte er als Arzt im Dorfe Schongau, wo er am 3. Oct. 1845 starb. — K. ist bekannt als Verfasser der Schriften „Prodromus florae Lucernensis" (1824), „Ueber den Nutzen des Naturstudiums" (1831), „Vergißmeinnicht auf das Grab des verblichenen Schultheißen Eduard Pfyffer" (1835), insbesondere durch seine „Gedichte" (2 Bdchen., 1836), von denen namentlich sein „Gruß an das Rütli" zum vielgesungenen schweizerischen Nationalliede geworden ist. F. Fiala.

Krauer: Nivard K., Erzieher und Schulschriftsteller. — Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts hat sich die Cistercienserabtei St. Urban im

Kanton Luzern große Verdienste um die Volksbildung der katholischen Schweiz erworben. Es geschah dieses unter den Aebten Benedict Pfyffer von Altishofen (1768—81), Martin Balthasar von Luzern (1781—87) und Karl Ambrosius Glutz-Ruchti von Solothurn (1787—1825). Die Seele dieser Bestrebungen war der praktische Schulmann P. Nivard K. Derselbe, 1747 in Luzern geboren, erhielt den Taufnamen Karl Rudolf Fidelis. Seine erste Bildung erwarb er sich an der Primarschule und am Jesuitencollegium der Vaterstadt. Schon im 18. Jahre trat er 1765 ins Noviciat der Abtei St. Urban und erhielt den Klosternamen Nivardus; am 11. Novr. 1766 legte er die feierlichen Ordensgelübde ab. Nachdem er die theologischen Studien in seinem Kloster vollendet, empfing K. 1771 in Luzern die Priesterweihe. Zuerst als Lehrer an der Klosterschule thätig, verwaltete er 1779 und 1780 die Pfarrei St. Urban und das Amt des Subcustos. Als Abt Benedict den Entschluß faßte, eine Normal- oder Musterschule in seinem Kloster zu errichten, ertheilte er K. und drei anderen tüchtigen Ordensmännern den Auftrag, sich mit der Normalmethode des Abtes Felbiger und den Normallehrbüchern desselben in allen Theilen bekannt zu machen. Im J. 1781 wurde die Normalschule eröffnet; K. war ihr Director, und wenn ihm auch 1783 die Verwaltung der Pfarrei St. Urban wieder übertragen wurde, blieb er die leitende Seele der Anstalt, welche, die erste Lehrerbildungsschule der deutschen katholischen Schweiz, lernbegierige Jünglinge, Männer, auch Geistliche von allen Seiten anzog und bald als eigentliche Musterlehranstalt galt. Im Anschluß an dieselbe wurden namentlich in den Kantonen Luzern und Solothurn und im Fürstbisthum Basel vielfach Normalschulen errichtet, die ihren Leiter und Lehrer von St. Urban empfingen. Für diese Normalschulen verfaßte K. eine Reihe von Lehrbüchern mit großem praktischem Geschick; mehrere derselben erschienen in neuen Auflagen bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts und bildeten die Grundlage auch der neueren schweizerischen Lehrmittel. Hervorzuheben sind insbesondere das „A-B-C oder Namenbüchlein nach Anleitung der Normalschule in St. Urban" (neueste Auflage 1819), das „Lesebuch in zwei Abtheilungen mit biblischer Geschichte, Glaubens- und Sittenlehre und Lebensregeln für Kinder" (3. Aufl. 1808), „Katechismus der katholischen Religion" (neueste Auflage 1849), „Muster und Beispiele zur Schreibübung für die Jugend" (2. Aufl. 1803), „Neues Rechenbuch zum Gebrauch der Jugend" (neueste Aufl. 1825). In seinem „Methodenbuch" (1786) gibt K. an, nach welchen methodischen Grundsätzen und Kunstgriffen er den Unterricht überhaupt und in jedem Unterrichtsfache insbesondere ertheilt wissen will. So mangelhaft die fast ausschließlich das Gedächtniß in Anspruch nehmende Methode in mancher Beziehung war, so bezeichnete sie doch für die damalige Zeit einen großen Fortschritt; sie gab zum ersten Mal bestimmte Vorschriften und brachte System in den Unterricht. So wurde K. durch seine Schulschriften und die Normalschule der Begründer der neueren Schule und der hochachtungswerthe Vorarbeiter Pestalozzi's und P. Girard's für einen großen Theil der katholischen Schweiz. Die Normalschule fand zwar 1785 eine Unterbrechung, wurde aber 1799 als Lehrerbildungscurs wieder eingeführt, und der würdige K., welcher 1787 Adjunct des Statthalters auf dem St. Urbanischen Schlosse Herdern, 1789 Pfarrer von Pfaffnau, 1794 Subprior des Klosters geworden war, wieder zum Director berufen. Er starb aber schon am 8. Sept. 1799.

Küttel, P. Nivard Krauer, Conventual zu St. Urban (O. Hunziker's Geschichte der schweizerischen Volksschule, Bd. I, S. 233—248).

F. Fiala.

Kraus: Anton K., Historienmaler, geb. 1838 zu Bamberg, besuchte in Nürnberg die Gewerbschule und Rothbarts Atelier, um sich in der Lithographie auszubilden; gleichzeitig strebte er als Zögling der Kunstschule, den Grund zu einer höheren Ausbildung zu legen. Sein hervorragendes Talent leuchtete schon damals aus einer Reihe von Zeichnungen, welche das „Stadtthor" in den verschiedenen Beziehungen zum menschlichen Leben vorführen (auch 13 Blätter in Holzschnitt). Im J. 1861 kam K. nach München und wurde von M. Schwind in dessen Schule genommen, wo er sich in vielversprechender Weise entwickelte und, mit reicher Erfindungsgabe ausgestattet, vielfache Compositionen zur deutschen Geschichte begann z. B. „Aus der Burggrafenzeit Nürnbergs" (in drei Abtheilungen); „Konrad II. unterdrückt einen nächtlichen Aufstand zu Ravenna"; die „Einnahme von Pavia"; „Einholung des Papstes Benedict VII. durch König Heinrich II. zu Bamberg"; „Rudolf von Habsburg und der Priester"; „Heinrich und sein Lehrer Bischof Wolfgang von Regensburg"; „Heinrich nimmt die Leiche Kaiser Otto's III. bei Polling in Empfang" rc. Sein erstes Oelbild, welches 1866 im Münchener Kunstverein erschien, stellte einen durch den Wald reitenden „Minnesinger" dar und war von so glücklicher Stimmung, daß es Graf Schack für seine Gallerie erwarb. Dann folgte 1867 eine sorgfältig ausgeführte Cartonzeichnung mit einem Stoffe aus dem Sagenkreise des Bamberger Doms: „König Stephan I. auf der Freithe" und in gleicher Weise (nach Schwind's Vorbild farbig untertuscht) die schöne Composition „Streiter Gottes", wozu ihn J. V. Scheffel's „Ekkehard" (Ueberfall des Klosters St. Gallen durch die Ungarn) angeregt hatte. Sich coloristisch weiter zu bilden, trat K. 1868 in Piloty's Malschule und erwarb bald eine glänzende Technik, rasch folgte ein „Geheime Correspondenz" betiteltes Bild (1869); „Julie beim Eremiten" (1870); eine „Familien-Scene" und die „Zähmung der Widerspenstigen" (1871). In Folge dieser seiner Leistungen erhielt K. ein Stipendium von bedeutendem Betrage, um sich durch eine längere Studienreise in Italien weiter zu bilden, wurde aber leider schon am 30. Juli 1872 zu Olevano durch einen Blutsturz hinweggerafft. K. war ein originelles, poetisches, phantasiebegabtes Talent, welches sich gerne in romantischen Stoffen erging, ebenso aber auch den Bedürfnissen der Gegenwart und der neuesten Zeitgeschichte mit gleicher Geschicklichkeit gerecht wurde. So entwarf K. Erinnerungsblätter an die Turnerfeste 1860 und 1862, zeichnete Projecte für das Kunstgewerbe, z. B. eine Petroleumlampe (1865), ein Diadem, dargebracht von Kunst, Wissenschaft und Poesie als Huldigung für die Schauspielerin Janauschek (1866); den Festzug des Salzburger Volksfestes (1867); die Ankunft der ersten französischen Gefangenen im Münchener Bahnhof (1870). Auch lithographirte er mehrere kriegerische Scenen aus den J. 1866 und 1870 und malte religiöse Stoffe, z. B. vier deutsche Glaubensapostel (gestochen von J. Kraker) rc. Vieles aus seinem Nachlaß kam in das kgl. Kupferstich- und Handzeichnungscabinet, eine schöne Folge auch in Maillinger's Bilderchronik (1876, 3. Bd. S. 107 ff.) und mit dieser Sammlung in den Besitz der Stadt München.

Vgl. Kunstvereinsbericht für 1872, S. 73 f. Hyac. Holland.

Kraus: Christian Jakob K., geb. am 27. Juli 1753 in Osterode bei Hildesheim, † in Königsberg in Preußen am 25. August 1807, Sohn eines städtischen Chirurgen, hatte sich der Leitung einer trefflichen Mutter (Tochter des Bürgermeisters Buchholz) zu erfreuen, welche ihn nach den Grundsätzen des weit verbreiteten Pietismus erzog; er besuchte die Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt und mag wol damals durch übertriebene nächtliche Anstrengung den Grund zu einer ihm bleibenden Reizbarkeit gelegt haben. Im Herbst 1770 ging er zum Universitätsstudium nach Königsberg, wo ein mütterlicher Onkel

Pfarrer war, und besuchte hauptsächlich die Vorlesungen Kant's, welcher bei einer Disputation auf ihn aufmerksam gemacht, ihn zu sich rief und dann als Lehrer in das Schlippenbach'sche Haus empfahl (1773), sowie auch später (1777) in den geselligen Kreis bei Graf Kayserling einführte. Um jene Zeit (1774) knüpfte K. eine innige und lebenswierige Freundschaft mit Hans Jak. v. Auerswald, dem nachmaligen Curator der Universität (s. Allgem. d. Biogr. Bd. I, S. 645), und kam auch in näheren Umgang mit Hamann; im J. 1779 aber ging er als Begleiter eines adelichen Studirenden über Berlin nach Göttingen, wo er noch bei Heyne, Schlözer und Feder hörte. Da er ebendort die Nachricht erhielt, daß ihm in Königsberg eine Professur angetragen sei, erwarb er sich im Herbst 1780 in Halle die philosophische Doctorwürde, worauf er zum ordentlichen Professor der praktischen Philosophie und der Cameralwissenschaften in Königsberg ernannt wurde. Zum Antritte dieser Stelle (Ostern 1781) schrieb er „De paradoxo, edi interdum actiones voluntarias homine ipso non invito solum, verum adeo reluctante", d. h. über die unfreiwillig-freiwilligen Handlungen oder über den bestrittenen Spruch „Coactus volui". Er hielt täglich vier Stunden Vorlesungen, indem er neben den philosophischen und staatswirthschaftlichen Fächern auch über Homer, über Plato und über Shakespeare las; und nicht nur hierdurch, sondern auch in Folge einer gewissen Zaghaftigkeit kam es, daß er, während er unablässig arbeitete, doch weniges veröffentlichte. Neben einer kleinen Schrift „Der geistliche Abentheurer Freiherr v. Mortczinni" (1784), trug er sich einige Jahre mit dem Plane eines ausführlichen Werkes über die Zigeuner, welches aber nie vollendet wurde; auch eine unter dem Titel „Ueber den Pantheismus" geschriebene Recension über Herder's Ideen z. Phil. d. Gesch. (1787) schickte er wol an Jacobi, ließ sie aber nicht drucken (er suchte darin den Begriff eines absolut Realen dadurch zu begründen, daß außerdem Existenz ein Prädicat ohne Subject wäre, und bemühte sich gegenüber dem Spinozismus, die „Kraft" von dem „Sein" und ebenso von diesen beiden die „Wirkung" zu unterscheiden). Hingegen zwei andere Recensionen kamen zur Veröffentlichung, nämlich eine gegen Meiners, welcher in seinem „Grundriß der Geschichte der Weltweisheit" (1786) sich wegwerfend über Kant geäußert hatte (Jenaische Allg. Litt.-Ztg. 1787), und eine zweite über Ulrichs „Eleutheriologie", wobei K. (ebend. 1788) sich an den Kantischen Begriff der intelligiblen Freiheit, jedoch wol nicht ohne Mißverständnisse, anschloß; auch seine Vorlesungen über „Moralphilosophie" zeigten neben seinen Bemerkungen über die unwillkürlichen psychischen Vorgänge manche Rückwendung zur Leibniz-Wolff'schen Auffassung und stützten sich grundsätzlich im Anschlusse an die Engländer auf die Urtheile des sittlichen Tactes betreffs Billigung oder Mißbilligung (worüber Herbart als Herausgeber dieser Vorlesungen natürlich sehr vergnügt war); desgleichen war eine andere Vorlesung „Encyklopädische Ansicht einiger Zweige der Gelehrsamkeit" im wesentlichen nach Sulzer und Eschenburg gearbeitet. Ueberhaupt wendete sich K. allmälig von Kant ab, indem er demselben nur bezüglich der Auffassung des Raumes und der Zeit treu blieb, im übrigen aber in der theoretischen Philosophie einem gewöhnlichen Skepticismus zu huldigen begann; ja sogar von der Tischgesellschaft Kant's zog er sich zum Bedauern desselben zurück. Es war ein praktisches Gebiet, nämlich das der Staatswirthschaft, zu welchem ihn nun in stets höherem Grade seine Neigung hinüberlenkte, nachdem er bereits 1786 zwei kleine Schriften „Ueber den Frachthandel" und „Ueber das Seesalz-Monopol" verfaßt hatte. Durch eingehende Studien war ihm die Verwandtschaft klar geworden, welche in den letzten Grundsätzen zwischen Adam Smith und David Hume besteht, und sowie er aus des letzteren Essays and treatises 23 politische Capitel in deutscher Uebersetzung veröffentlichte (1790), so verfolgte er nun die durch ersteren ge-

gebene Anregung in einer Menge von Einzelfragen; auch in seinen Vorlesungen vertrat er seit 1794 Finanzwissenschaft, Polizeiwissenschaft, Handelswissenschaft, Gewerbkunde und Landwirthschaft. Aus dieser Richtung gingen seine späteren kleinen Schriften hervor: „Ueber den Aufkauf“ und „Ueber Weizenausfuhr“ (1801), „Ueber die Aufhebung der Privat-Unterthänigkeit“ (1802), „Ueber Leinwandhandel“ und „Ueber Getreide-Verkehr“ (1805), „Ueber die Klagen über Geldmangel“ (1805), „Die Mittel der Bezahlung der französischen Kriegsschuld“ (1807), wozu aus dem Nachlasse noch „Staatswirthschaftliche Bemerkungen“ und „Staatswirthschaftliche Briefe von 1799—1802“ kamen. Seit 1802 begann er an einem Lungenübel zu leiden, welchem er nach 5 schmerzvollen Jahren erlag.

Vermischte Schriften über staatswirthschaftliche, philosophische und andere wissenschaftliche Gegenstände von Christian Jakob Kraus. Nach dessen Tod herausgegeben von Hans v. Auerswald, 8 Bde., 1808—19 (der 5. u. 6. Bd. sind von Herbart besorgt); der 8. Bd. ist „Das Leben des Prof. Christ. Jak. Kraus aus den Mittheilungen seiner Freunde und seinen Briefen dargestellt von Johannes Voigt“. Gottl. Krause, Beiträge zum Leben von Christ. Jak. Kraus (1881). Prantl.

Kraus: Felix Ritter v. K., Dr. med., Generalstabsarzt des k. k. österreichischen Heeres, geb. 1805 zu Hennersdorf in Schlesien, † am 28. Februar 1875 zu Wien. K. wurde nach den üblichen medicinischen Studien am 1. März 1825 Unterarzt, in demselben Jahre zum höheren Curse in die (militär-medicinische) Josephsakademie einberufen, daselbst am 23. März 1831 zum Dr. med. graduirt und zum Oberarzte befördert. Am 25. Febr. 1832 rückte er zum Regimentsarzte auf, 1850 zum wirklichen Stabsarzt, 1854 zum Leiter der Sanitätsdirection bei der dritten Armee, 1855 zum Oberstabsarzte erster Classe und am 1. Febr. 1865 zum Chef der 14. Abtheilung im Kriegsministerium, von welchem hohen Posten K. nach der aufreibenden Thätigkeit des Feldzugs 1866 am 1. März 1867 freiwillig geschieden ist. K. ist einer der bedeutendsten Militärärzte, welche den Sanitätsdienst des österreichischen Heeres geleitet haben. Die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt lenkte er zunächst auf sich durch die Beantwortung der akademischen Preisfrage „Ueber Darmgeschwüre bei nervösen Fiebern“, für welche ihm 1836 der Preis zufiel, und durch seine Abhandlung „Eigenthümlichkeiten und Krankheiten der Armee“, welche 1841 als gekrönte Preisschrift herausgegeben wurde. Ferner schrieb er 1854 die „Anleitung zum praktischen Militärsanitätsdienste im Felde“, 1858 „Die systematische Darstellung des Militärsanitätsdienstes“ ꝛc. und 1861 „Das Kranken-Zerstreuungssystem“. Zu Kraus' schriftstellerischer Befähigung gesellte sich in hohem Grade das organisatorische Talent. Feinfühlig und scharfsinnig, wie er war, wurde er frühzeitig ein tiefer Kenner des österreichischen Militärsanitätswesens, dessen Mängel er nach unten und oben in seltenem Freimuthe bekämpfte und mit einer unerschöpflichen Arbeitskraft beseitigen half. Sein dauerndes Verdienst bleibt es, daß er die Einheit in der sachlichen Ausbildung der Militärärzte anbahnte, der Krankenbehandlung unter Zelten zuerst das Wort sprach und der Krankenzerstreuung zur durchschlagenden Anerkennung verhalf. An seinem Grabe rief den Angehörigen Kraus' der Erzherzog Albrecht zu: „Er war gleich ausgezeichnet als Arzt, wie als Mensch und Staatsdiener. Ich theile Ihren Schmerz“.

Vgl. Allgemeine militärärztliche Zeitung, Wien 1875, Nr. 10.

Frölich.

Kraus: Franz Anton K. (auch Krauß, Krause genannt), von armen Eltern geboren am 19. Februar 1705 in dem nahe bei Ulm gelegenen Dorfe

Söflingen, wo von jeher allerhand Künstler zu Hause waren (nicht in Augsburg, wie Fiorillo und Lipowsky u. a. anführen), † zu Maria Einsiedeln in der Schweiz den 29. Juni 1752, lernte in Augsburg und war in seiner ersten Jugend Zimmermaler, bis man glücklicher Weise auf seine nicht geringen Fähigkeiten aufmerksam wurde und er durch Vermittelung eines vornehmen Gönners nach Venedig in die Schule des Joh. Bapt. Piazetta kam. Er ahmte die Art seines Meisters, zu dessen besten Schülern er mit Joh. Heinr. Tischbein jedenfalls zählte, bis zur Verwechselung nach und soll denselben mit der Zeit sogar übertroffen haben, verfiel aber dabei auch in dessen Fehler. Gleichwol darf er immer noch unter die bedeutenderen Meister des 18. Jahrhunderts gerechnet werden und verdient der absoluten Vergessenheit, in die er, wie so manche Maler der Zopfzeit beinahe gerathen, entrissen zu werden. Seine Zeichnung, besonders bei Händen und Füßen, ist sehr gut, sein Pinsel leicht, seine Züge fest, sein Colorit kräftig, aber viele seiner Gemälde sind, wie schon angedeutet, allzu schwarz gehalten und nachgedunkelt, wodurch er denselben mehr Kraft zu geben vermeinte; auch ist sein Colorit manchmal, wie bei Piazetta, etwas gelblich in Folge der zu vielen Verwendung von Auripigment und Beergelb, woher es auch kommt, daß manche seiner Gemälde sich nicht gut erhalten, sondern frühzeitig verbleichen und absterben. Von dieser Eigenthümlichkeit ließ er sich, eigensinnig, wie er war, trotz mancher Vorstellungen nicht abbringen; auch überschätzte er sich neben Unterschätzung anderer zuweilen gerne und hatte — ein verkanntes Genie — kein besonderes Glück. Er zählt — übrigens kein ungünstiges Zeugniß für ihn — zu den Malern, deren Werke mehr im Auslande als in der Heimath zu suchen sind. — Von Italien aus ging er nach Frankreich und zwar zuerst gen Paris, wo er nicht wenig malte, zog aber wieder von dannen, weil er die ihm gebührende Anerkennung nicht zu finden glaubte und wandte sich nach Langres, wo damals noch ein künstlerisches Leben herrschte und er einige Altargemälde lieferte, in der Hauptsache aber sich aufs Porträtfach verlegte, in welchem er mit Leichtigkeit und in allen Manieren, vorzüglich in Pastell arbeitete. Er fand viele Beschäftigung in den Schlössern bei Langres, mit der Zeit in der ganzen Champagne und der Franche-Comté, wo man vielfach noch die Spuren seines künstlerischen Schaffens finden kann. Dann ging er nach Dijon, wo er u. a. den Capitelsaal der leider während der Revolution beinahe ganz zerstörten Karthause mit sieben Scenen aus dem Leben der hl. Jungfrau ausmalte; sein Gemälde „Magdalena am Tische Simons des Pharisäers“ im Refectorium daselbst gilt als sein Meisterstück. Er fand aber seine Rechnung nicht dabei; verheirathet, wie er war, zog er arm, verschuldet, nach Lyon, wo er in der Notre-Dame-Kirche wieder Gelegenheit zur Ausführung eines umfassenden Werkes fand. Hier traf ihn der Ruf des Fürstabtes Nicolaus II. von Einsiedeln, welchem er 1745 nach einigem Aufenthalte in Bern folgte. Zuerst malte er in Einsiedeln gleichsam auf Probe das Blatt des Patrociniumsaltars binnen 6 Monaten um ca. 500 fl., welches zur Zufriedenheit ausfiel. Sodann entwarf er, zugleich in der Bildhauerei und Bildschnitzerei erfahren, zu Anfang des J. 1746 ein Modell für den Umbau des Chors; und am 6. April desselben Jahres schloß der Convent mit ihm einen Vertrag, wonach er den unteren Chor sammt Statuen und Bildern, Stuccatur- und Marmorarbeit und neben freier Station um 18000 fl. zu malen hatte. Außerdem wurden ihm für die Ausmalung des oberen sogen. Psallirchores 1000 fl. nebst entsprechender Gratifikation zugesagt. K. konnte natürlich die vielseitige Aufgabe nicht allein bewältigen und schloß zu diesem Behufe alsbald Separatverträge mit anderen Meistern ab, auf die er unter Vorbehalt der Oberleitung einen Theil des Werkes übertrug. Er machte sich durch tüchtige Schüler, namentlich durch Cölestin

Birchler und Nicolaus Weiß von Einsiedeln unterstützt, alsbald rüstig an seine Aufgabe, die größte seines Lebens und nahm zunächst die Fresken im neuen (unteren) Chor in Angriff, wo er zu Anfang Augusts 1746 bereits ein Stück, „Das Paradies“, im September desselben Jahres ein weiteres, „Sodoma“, trefflich fertig gestellt hatte. K. war aber viel kränklich und beim besten Willen nicht im Stande, die Ausmalung des Chores zu Ende zu führen; so mußte er denn 1748 eine fremde Hand zu Hülfe nehmen, welche er in dem bekannten Schnellmaler Balthas. Riepp von Kempten fand. Dieser erledigte dann auch seine Arbeit, bei welcher er hellere und lebhaftere Tinten anwandte, nicht blos in kurzer Zeit, sondern auch zur größten Zufriedenheit sowol von K., als der Conventualen. Kraus' Leiden (Wassersucht) steigerte sich immer mehr; im December 1748 rang er mit dem Tode, genas aber auf einmal wieder, als die Noth am größten. — Zum Danke malte er für die Kirche in dem nahegelegenen Willerzell ex voto das den hl. Joseph darstellende Altarblatt. Seine wunderbare Genesung machte ihm neuen Muth und er malte rascher wie sonst, das riesige Choraltarblatt, die „Aufnahme Marias in den Himmel“, „so schön und kunstreich“, wie die zeitgenössischen Annalisten rühmen, wobei man nur bedauerte, daß es al fresco und nicht auf Leinwand gemalt war. Dieses Riesengemälde ist aber leider so gut wie nicht mehr erhalten; es wurde 1858 beinahe ganz von P. v. Deschwanden neu gemalt; blos eine Skizze des Originals ist noch im Stiftsarchive aufbewahrt. Daran hatte er indeß noch nicht genug, sondern malte gleich darauf in den Psallirchor das jetzt ebenfalls restaurirte Altargemälde „Christus am Kreuz“, ein herrliches Bild in mächtigen Dimensionen. Der gesammten übernommenen Aufgabe aber, insbesondere der Ausmalung des oberen Chores vermochte er, wie er wol einsah, krankheitshalber nicht mehr gerecht zu werden und so kam es, daß ihn auf einmal wieder die alte Wanderlust ergriff und er im Herbst 1749 nach Wien ging; dort wollte er noch ein Bild für den Rosenkranzaltar in Einsiedeln malen, ohne indeß dazu zu gelangen. Unerwartet kehrte er im April 1752 todtkrank nach Einsiedeln zurück, um hier seine Tage zu beschließen. Nur die Skizze zu dem — hernach durch Weiß ausgeführten — Gemälde vermochte er noch zu fertigen und die Madonna und das Jesuskind zu zeichnen. Dann legte er sich hin zum Sterben, viel zu frühe für seine Familie und die Kunst; begraben liegt er in der Benedictuskapelle auf dem Friedhof zu Einsiedeln. — Das Maß seines künstlerischen Könnens und Wissens ist jedenfalls der neue Chor der Stiftskirche zu Einsiedeln, da er nicht nur die architektonische Leitung, sondern auch die malerische, decorative und theilweise plastische Ausschmückung übernommen hatte.

Programm der Lehr- und Erziehungsanstalt zu Einsiedeln „der Stiftsbau“ das. von Dr. A. Kuhn, O. S. B., 1881 und handschriftliche Mittheilungen ebendaher. P. Beck.

Kraus: Georg K., der bedeutendste deutsche Chronist Siebenbürgens im 17. Jahrhundert, ist den 17. Sept. 1607 in Hermannstadt geboren, wo sein Vater, Adam K., ein „wohlvermögender“ Kaufmann war, der großen Handel nach Wien trieb. Auf der Rückreise von hier wurde dieser mit seinen Frachtwagen schon nahe der Vaterstadt von streifenden Horden des Fürsten Gabriel Bathori überfallen, geplündert und so verwundet, daß er 16 Tage darauf starb. In diese Zeit, da „des Tyrannen“ Bathori Zügellosigkeit in dem überwältigten Hermannstadt ungehindert schaltete, gehen des Knaben früheste Erinnerungen zurück; er konnte nie vergessen, wie (1611) „des Fürsten Trabanten“ auf gefangene deutsche Soldaten in den Gassen der Stadt „nach dem Ziel“ geschossen, während andere geschleift oder mit Rossen zerrissen wurden, der Büchsenmeister auf dem großen Ring an das geladene „Stück“ gebunden und weggeschossen,

ein Führer von Adel vom Rathsthurm gestürzt wurde. Auch das Vermögen des Vaters ging durch die plündernden Truppen Bathoris fast ganz verloren; doch sorgte der Stiefvater, Kaufmann Gregor Stamp für eine gute Erziehung des Knaben, der 1622 nach Klausenburg zur Erlernung der ungarischen Sprache geschickt wurde und nach zweijährigem Aufenthalte hier seine Gymnasialstudien in Hermannstadt endigte. Das J. 1626 brachte er in der Kanzlei des fürstlichen Protonotars Stephan Kassai zu, die Hälfte des folgenden bei dem kaiserlichen Rath von der Schran in Wien. Nach solcher Vorbereitung zog K. 1627 mit Gabriel Bethlens Geleits- und Empfehlungsbrief über Venedig, wo er in dem, mit dem Fürsten in vielfacher Handelsverbindung stehenden reichen holländischen Kaufherrn Daniel Nys einen freundlichen Förderer fand, nach Padua. Hier studirte er die Rechte „bis in das dritte Jahr" zugleich mit einem Landsmann, den Gabriel Bethlen unterstützte, Johann Horvath de Palocz, und erweiterte, getragen von Erinnerungen an das classische Alterthum, seine Menschen- und Länderkenntniß durch einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Rom, sowie durch weite Reisen bis nach Neapel und Sicilien, wo er den Aetna brennen sah, ja selbst bis nach Malta. Die schwere Pest, welche 1630 in Oberitalien wüthete, nöthigte ihn zur Heimkehr, die er durch Dalmatien, über Wien und Kaschau, den Gefahren des Meeres wie des Krieges glücklich entkommend, vollzog; im Sommer 1631 langte er in Hermannstadt an. Hier begann er ein Handelsgeschäft und besuchte in der Führung desselben wiederholt die Walachei, bis er 1646 zum Rathsschreiber von Schäßburg berufen wurde, wo Verwandte seiner (zweiten) Gattin in einflußreichen Aemtern standen. In dieser Stellung ist K. bis zu seinem Tode geblieben, der Stadt und des Stuhles Schäßburg, deren Bürger und Beamter er nun war, häufiger Vertreter auf den unheil- und sturmvollen Landtagen und — oft nicht ohne Lebensgefahr — in anderen schweren Wirren jener schweren Zeit, in der hier „der unüberwindlichste türkische Kaiser alle seine Feinde unter die Schärfe seines Säbels beugte", die Nationen des Landes selbst sich in Krieg und Frieden fast fortwährend feindlich gegenüberstanden, und in 20 Monaten drei Fürsten einen gewaltsamen Tod fanden. In so bösen „Zeitläuften" wurde dem warmen Freund seines Volkes und seiner neuen Heimathstadt der Werth der Geschichte doppelt klar, die nach „dem weisen Heiden Cicero" ein Zeugniß der Vergangenheit, ein Licht der Wahrheit und eine Meisterin des Lebens sei, auch eine „Unterweisung und Vorbereitung zu allen politischen Geschäften", die da lehre, „wie man sich in allen Sachen recht schicken und alle zufälligen Veränderungen und alterationes des Glücks und Unglücks mit Geduld, Mannheit und tapferem Gemüth ertragen solle". In dieser Ueberzeugung begann K., nachdem er bereits früher, vorangegangenen Amtsgenossen folgend, chronikalische Aufzeichnungen gemacht, aufgefordert von „etlichen fürsichtigweisen Herren und guten Freunden" im J. 1650, vielleicht auch schon früher, sein großes Werk: „Ueber etliche, in Siebenbürgen und dessen umliegenden benachbarten Ländern geschehene denkwürdige Geschichten, so ab anno 1608 weiter gelaufen". Es schließt an seine, unter dem Namen „Tractatus rerum, tam bellicarum quam aliarum, ab anno 1599 usque 1606 inclusive in Transsilvania interventarum", früher geschriebene deutsche Chronik jener Jahre an (sie ist veröffentlicht in den, vom Grafen Joseph Kemény — Klausenburg 1839 — herausgegebenen „Deutschen Fundgruben der Geschichte Siebenbürgens"), umfaßt die Zeit von 1608, dem Regierungsantritt Gabriel Bathoris bis zum 1. Mai 1665, und erzählt im wesentlichen „was unser Land Siebenbürgen, Ungarland, Walachei und Moldau betrifft", nicht ohne gelegentlich auch aus Polen, Deutschland, selbst aus England seinen Lesern bedeutsames mitzutheilen, doch vorzugsweise und am ausführlichsten immer auf „unseres

armen, nunmehr sehr verwüsten und verheerten Vaterlandes geschehene Dinge" eingehend. Die Arbeit, von tiefer Wahrheitsliebe getragen, gründet sich zunächst auf des Verfassers eigene Erfahrungen und Erlebnisse, auf ein werthvolles, ihm zu Gebot stehendes Urkunden- und Actenmaterial — sehr zahlreiche Originalien sind der Chronik beigeschlossen — auf mündliche und schriftliche Mittheilungen von zeitgenössischen Zeugen, für deutsche, schwedische, polnische Verhältnisse auf deutsche Quellen und Hülfsmittel, die er sich zum Theil aus Wien, auch „nicht mit geringen Unkosten" verschaffte. Seines Zeitgenossen Johann Bethlen „Vier Bücher siebenbürgischer Geschichte von 1629—1663" (Rerum Transsilvanicarum libri IV, Cibinii 1663), hat er verständig benutzt, nicht selten erweitert und ergänzt. Mit scharfem Blick für die, jene Zeit bewegenden großen geschichtlichen Mächte, namentlich auch die gegenreformatorischen Bestrebungen in Ungarn hat er ein feines Verständniß auch für das, was das Leben im Kleinen erhält, für gute Verwaltung, gerechtes Gericht, treuen Haushalt; nach seiner Bildung und Lebensstellung den führenden Patricierkreisen seines Volkes angehörig und die tiefe Abneigung dieser gegen den „vulgus", „das gemeine Pöbel", „Herr Omnes", den „aufwegigen, schwärmenden, unordentlichen" Haufen selbst nie verhehlend, führt er in eindringlichster Weise auch den „Herren" ihre Pflicht zu Gemüthe, für der Gemeinde und des Volkes Wohl gewissenhaft und opferwillig zu sorgen. Mit köstlichem Humor an geeigneter Stelle nicht selten den dunkeln Ernst jener grausamen Jahre mildernd, überragt das inhaltvolle Zeitbuch des Schäßburger Rathschreibers nicht nur durch den Reichthum seines Stoffes, sondern auch durch die in ihrer edeln Natürlichkeit immer reizende und spannende Darstellung alle ähnlichen Werke des Landes weithin. Unter dem Titel: Siebenbürgische Chronik des Schäßburger Stadtschreibers Georg K., 1608—65, ist die Arbeit, vom Ausschuß des Vereins für siebenbürgische Landeskunde herausgegeben, von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien in 2 Theilen in den Oesterreichischen Geschichtsquellen (erste Abtheilung: Scriptores, Bd. III. 1862, Bd. IV. 1864) veröffentlicht worden. — K. starb den 26. Jan. 1679.

Georg Binder, Stellen und Auszüge aus einem ungedruckten Zeitbuch des Schäßburger Notarius G. Kraus in A. Kurz, Magazin für Geschichte Siebenbürgens, II. Bd., Kronstadt 1846. Karl Fabritius, Die Schäßburger Chronisten des 17. Jahrhunderts — als Einleitung zu: Siebenb. Chronik von G. Kraus in den Oesterreichischen Geschichtsquellen, Scriptores III, Wien 1862. G. D. Teutsch.

Kraus: Georg Melchior K., Maler, Zeichner und Kupferstecher, ist am 26. Juli 1737 zu Frankfurt a. M. geboren. Nach ausreichender Vorübung im Zeichnen unter Anleitung von Johann Heinrich Tischbein in Kassel lebte er von 1761—1768 zu seiner weiteren Ausbildung in Paris, wo er in den Gemälden eines Boucher und Jean Greuze diejenigen Elemente fand, deren Einfluß auf seine künstlerische Selbsterziehung ihm ersprießlich schien. Nach einer Studienreise in die Schweiz und das nördliche Deutschland wurde seit dem Jahre 1774 der Verkehr mit Goethe für ihn von folgenreicher Bedeutung. Der junge Dichter empfand in jener Zeit der inneren Bewegung den Trieb, dem Künstler, dessen weltfroher Sinn ihn erheiterte, sich anzuschließen. K. leitete Goethe's sammelnde Kunstliebe zur praktischen Uebung an und verstand es durch Vorlage von Ansichten aus Weimarischen Landen und von Bildnissen hervorragender, dort lebender Persönlichkeiten die Berufung Goethe's nach Weimar zu erleichtern. In „Dichtung und Wahrheit" (Buch XX) wird K. rühmend erwähnt: „Er bildete sich — sagt Goethe — an der Gesellschaft zur Gesellschaft und wußte gar zierlich häusliche freundschaftliche Vereine porträtmäßig darzustellen. Nicht weniger glückten ihm landschaftliche Zeichnungen, die sich durch reinliche Umrisse, massen-

haite Tusche, angemessenes Colorit dem Auge freundlich empfahlen; dem inneren Sinne genügte eine gewisse naive Wahrheit und besonders dem Kunstfreunde sein Geschick, Alles, was er selbst nach der Natur zeichnete, sogleich zum Tableau einzuleiten und einzurichten. Er selbst war der angenehmste Gesellschafter ... der Thätigste und zugleich der Bequemste aller Sterblichen." Seit 1775 in Weimar ansässig, malte K. am 14. Juli 1776 das Bildniß Goethe's nach dem Leben, welches Chodowiecki radirte und darnach Schwerdgeburth stach. Er begleitete im J. 1784 seinen Freund auf einer zu landschaftlichen Darstellungen anregenden Harzreise. In seinem künstlerischen Wirkungskreise durch Goethe's willjährige Theilnahme stets gefördert, wurde K. im J. 1780 zum Director der neu begründeten herzoglichen freien Zeichnenschule in Weimar ernannt, eine der ersten Anstalten ihrer Art in Deutschland, welche auf die allgemeine Geschmacks- und Kunstbildung erheblichen Einfluß übte. Seine vielseitige Begabung verwerthete K. in zahlreichen Landschaften, Conversationsstücken und Bildnissen, in Oelgemälden wie in Aquarellen, in Zeichnungen und Radirungen. Häufig werden seine schweizerischen Bauernstuben und seine Darstellungen zu Wieland's Oberon (1788) erwähnt. Nach ihm haben A. Levasseur, A. de Buigne, F. Hubert, Boyez jr. u. A. in Kupfer gestochen. Am bekanntesten sind seine kleinen radirten und zum Theil colorirten Folgen von Ansichten und mehrere Einzelblätter, namentlich die Ansichten der Wartburg, des Parkes und Schlosses zu Weimar, des Jagdschlosses zu Wilhelmsthal bei Eisenach und der Umgegend von Jena, Ilmenau, Allstedt und Rudolstadt. Er zeichnete auch viele Porträts für Wieland's Teutschen Merkur und lieferte Abbildungen von deutschen und anderen Nationaltrachten in 6 Heften, bewährte sich gelegentlich auch als Decorateur für das Theater des Herzogs Karl August. Seit 1786 übernahm K. die Leitung des artistischen Theiles des von F. J. Bertuch begründeten Journals des Luxus und der Moden. In den letzten Lebenstagen durch die Plünderung und den Brand seines Hauses nach der Schlacht bei Jena schwer geschädigt und erschüttert, starb K. zu Weimar im Hause Bertuch's als herzoglich sachsen-weimarischer Rath und Mitglied mehrerer auswärtiger Akademien am 5. November 1806.

Vgl. Allg. Deutsche Bibliothek, 19. Bd., 1. Stück, 1776. — Journal des Luxus und der Moden, Januar 1807, mit Porträt F. Jagemann pinx. G. Müller sculp. — Nagler's Künstler-Lexikon. — Weimars Merkwürdigkeiten einst und jetzt von A. Schöll. Weimar 1857. S. 92—93. — Goethe's Werke. 22. Thl. Dichtung und Wahrheit. Mit Einl. u. Anm. von H. v. Loeper, III. 417, 427; IV. 97 ff., 217—220. Berlin, G. Hempel. — Goethe und die freie Zeichnenschule zu Weimar von G. Th. Stichling in Weimarische Beiträge zur Literatur und Kunst. Weimar 1865. S. 32—49. — Kunst und Künstler in Frankfurt a/M. von Dr. Fr. Gwinner. Frankf. a/M. 1862. S. 323—325. — Die Goethe-Bildnisse von Dr. H. Rollett. Wien 1881. S. 51—54. v. Donop.

Kraus: Johann Ulrich K., Kupferstecher, geb. 1645 zu Augsburg, Sohn des Schreiners und Architekten Johann Jakob K., der sich Stetten zufolge auch auf das Formschneiden und Radiren legte und seinem Sohn Unterricht ertheilte. K. hielt sich lange in Wien auf. Er scheint sich ursprünglich nach seinem Landsmanne Melchior Küsell gebildet zu haben und besonders stark wirkte der 8 Jahre ältere geistreiche und feine französische Stecher Sebastian Le Clerc auf ihn ein. Eine zierliche Ausarbeitung charakterisirt seine Blätter, die sehr zahlreich sind und alles Mögliche darstellen: Historie (so eine im J. 1700 herausgegebene Bilderbibel), Porträts, besonders aber Zeitbilder und Prospecte, welche letzteren sehr schön ausgeführt zu sein pflegen; wir nennen daraus das Innere der Peterskirche, Schloß Schönbrunn, Ansichten aus und bei Nürnberg,

Ansichten vom Heidelberger Schlosse. Das Erfindungstalent unseres Radirers war ganz achtbar, doch hat er auch viel nach anderen Meistern copirt. K. starb 1719 in seiner Vaterstadt.

Johanna Sibylla K., Tochter des Melchior Küsell, geb. 1746 zu Augsburg, Kupferstecherin, heirathete den obigen Johann Ulrich K., worauf sie ihre frühere Bezeichnung J. S. Küslen in J. S. Kraussin (Kräussin, Kraussen) umwandelte. Sie unterstützte ihren Gatten im Kupferstechen und lieferte gleichfalls recht fein behandelte Blätter; besonders hat sie viel copirt. Sie starb 1717 zu Augsburg. W. Schmidt.

Kraus: Johann K., Jesuit, geb. am 22. Mai 1649 zu Eiche in Böhmen, † am 18. März 1732 zu Gitschin. K. wurde am 30. September 1668 Jesuit, war eine Zeit lang Professor in Prag und wirkte dann 12 Jahre als Prediger in Glatz und Sagan. Außer Predigten u. dgl. hat er gegen 60 polemische Schriften gegen die Protestanten in deutscher Sprache drucken lassen, zum Theil veranlaßt durch das zweite Reformationsjubiläum, auch „Controverspredigten für alle Sonntage des Jahres“, 1714. Für seine Manier sind schon die Titel seiner Schriften charakteristisch, z. B. einer Schrift gegen den protestantischen Theologen Val. E. Löscher: „Der hinkende Löscher, welcher das unverloschene Licht der katholischen Lehre durch 24 Löschhörnel seiner ungegründeten Schrift (abgewiesener Demas genannt) vergeblich zu erlöschen und zu vertilgen gesucht hat, mit seinen krumm und lahmen Consequenzen nach Hause gewiesen“, 1715.

de Backer, Bibliothèque. Reusch.

Krause: Heinrich K., protestantischer Theologe, geb. am 2. Juni 1816 zu Weißensee bei Berlin, † ebendaselbst am 8. Juni 1868. Einer bäuerlichen Familie entsprossen, lag er, hauptsächlich von Neander angezogen, seit 1834 zu Berlin theologischen Studien ob und legte am 7. April 1845 sein Licentiatenexamen ab. Zum theologischen Doctor hat ihn 1864 honoris causa die Züricher Facultät ernannt. Da ihm hinsichtlich seines Wunsches, sich in Berlin zu habilitiren, Schwierigkeiten, besonders von Seiten Twesten's, bereitet wurden, trat er im Juli 1848 in die Redaction der „Zeitschrift für die unirte evangelische Kirche“ ein und gab seit October 1851 das kirchliche Volksblatt „Der Protestant“ heraus. Beide Blätter mußten aber der „Protestantischen Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland“ weichen, welcher K. im Verein mit seinen Berliner Freunden Eltester, Jonas, Sydow u. A. seit 1854 bis zu seinem Tode die ganze Kraft seines reichen und muthigen Geistes widmete. Auch an dem seit 1848 bestehenden Unionsverein und dem 1864 gegründeten Protestantenverein war K. von Anfang an betheiligt. Vorübergehend war er 1861—63 auch Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses.

Vgl. H. Späth, Protestantische Bausteine. Leben und Wirken des Dr. theol. Heinrich Krause (Berlin 1873). Holtzmann.

Krause: Johann Gottfried K., Theologe und Dichter geistlicher Lieder, wurde am 29. Juni 1685 zu Greußen im Schwarzburgischen geboren, wo sein Vater damals Rector war. Mit 17 Jahren kam er auf das Augusteum zu Weißenfels und bezog sodann im J. 1704 die Universität Leipzig, von wo er 1707 nach Jena ging. Nach beendigten Studien wurde er Hauslehrer und dann im J. 1717 Diaconus zu Weißenfels. Von hier ward er im J. 1721 als Superintendent und Pastor primarius nach Dahma berufen, in welcher Stellung er dann auch den Titel eines Sachsen-Querfurt- und Weißenfels'schen Kirchenraths erhielt. Im J. 1746 ward er als Generalsuperintendent nach Lübben berufen; ehe er diese Stelle aber antrat, starb er am 25. September 1746 plötzlich am Schlage. Eine Sammlung seiner geistlichen Lieder gab er im J. 1716 unter dem Titel: „Poetische Blumen bei Freuden und Trauerfällen“, Langen-

salza 1716, heraus. In der dritten Auflage des Langensalza'schen Gesangbuches, die im J. 1719 erschien, befinden sich im zweiten Anhange auch sieben mit seinem Namen bezeichnete Lieder. In Dahma hat er ein Gesangbuch herausgegeben, das kurz vor seinem Tode vollendet ward und von welchem der Superintendent Joh. Theophilus Horwein im J. 1764 eine zweite Auflage (zu Wittenberg erschienen) herausgab; auch in dieses Dahma'sche Gesangbuch nahm K. eigene Lieder auf. (Daß schon ein früheres Dahma'sches Gesangbuch, das Koch a. a. O. nennt und in den Jahren 1719 und 1720 erschienen sein läßt, von K. besorgt sei, scheint eine irrige Angabe zu sein; hier mag eine Verwechslung mit dem genannten Langensalza'schen Gesangbuch vorliegen.) Einige seiner Lieder haben sich auch noch später in Gemeindegesangbüchern erhalten.

Wetzel, Analecta hymnica II, S. 450 ff. — Rotermund zum Jöcher, Bd. III, Sp. 825 f. — Rambach, Anthologie, Bd. IV, S. 240. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds, 3. Aufl., Bd. V, S. 525 f. l. u.

Krause: Jonathan K., Theologe und Dichter geistlicher Lieder, wurde 5. April 1701 zu Hirschberg in Schlesien geboren, besuchte vom J. 1716 an das Elisabethgymnasium in Breslau, bezog im J. 1718 die Universität Leipzig und ging dann 1723 nach Wittenberg, wo er Magister wurde. Nachdem er sodann an mehreren Stellen als Hauslehrer gewirkt hatte, ward er Prediger zu Polgsen im schlesischen Fürstenthum Wohlau (nach Koch, s. u., wäre er hier nur Hauslehrer bei einem Herrn v. Nostiz gewesen) und kam dann im J. 1732 oder 1733 (nach Koch 1728) als Diaconus nach Probsthayn im Fürstenthum Liegnitz und ward von hier aus im J. 1739 Pastor in Liegnitz; im J. 1741 ward er ebenda Superintendent und Assessor des Consistoriums. Er starb hier plötzlich am Schlage den 13. December 1762. — K. hat eine Reihe geistlicher Lieder gedichtet, von welchen einige eine weitere Verbreitung gefunden haben. Die erste Sammlung seiner Lieder erschien zu Hamburg im J. 1732 unter dem Titel: „Die zum Lobe Gottes eröffneten Lippen der Gläubigen in heiligen Liedern über die ordentlichen Sonn- und festtäglichen Evangelia", mit einer Vorrede von Erdmann Neumeister, der ihnen ein großes Lob ertheilt. Eine zweite Sammlung, in der den Liedern über die Evangelien auch solche über die Episteln hinzugefügt sind, erschien zu Lauban 1739 unter dem Titel: „Gnade und Wahrheit Gottes in Christo Jesu"; hier findet sich zuerst sein Lied: „Hallelujah, schöner Morgen, schöner als man denken mag", ein vortreffliches Sonntagsmorgenlied, das auch in neueren Gesangbüchern wieder Aufnahme gefunden hat.

Wetzel, Analecta hymnica II, S. 54 ff. — Rotermund zum Jöcher, Bd. III, Sp. 830. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds rc., 3. Aufl., Bd. V, S. 494 f. — Bode, Quellennachweis über die Lieder des Hannoverschen ... Gesangbuches, Hannover 1881, S. 100. — Die Daten aus Krause's Leben weichen bei den genannten Schriftstellern mehrfach von einander ab und mögen deshalb auch im obigen nicht immer genau sein. l. u.

Krause: Karl Christian Friedrich K., geb. am 6. Mai 1781 in Eisenberg (in Sachsen-Altenburg am Thüringerwald), † am 27. September 1832 in München, Sohn eines geistlichen Lehrers, erhielt den ersten Unterricht an der Bürgerschule seiner Vaterstadt, besuchte dann (1792) die Klosterschule in Donndorf, hierauf (1794) das Lyceum in Eisenberg, und, nachdem sein Vater Pfarrer in Nobitz geworden (1795), das Gymnasium zu Altenburg. In seinen Knabenjahren war er körperlich zart und kränklich, indem er mit Augenleiden, Kopfschmerzen und selbst epileptischen Anfällen zu kämpfen hatte, geistig aber war er früh entwickelt und zeigte eine sinnige Hingabe an die Natur, sowie eine hohe Begabung zur Musik, so daß er schon im 7. Jahre im Clavierspiele mehr als Gewöhnliches leistete. Im Herbste 1797 bezog er die Universität Jena, um

Theologie zu studiren, hörte aber mit größerem Eifer philosophische und mathematische Vorlesungen; in den ersteren fühlte er sich von Fichte und Schlegel sehr angezogen, Schelling aber gefiel ihm weniger. Bereits damals zeigte er einen ihm nachmals stets anhaftenden Mangel an haushälterischem Ordnungssinne, sowie an Fähigkeit sich in die äußeren Verhältnisse zu finden; er stürzte sich durch unnöthige kostspielige Anschaffungen in Schulden, zu deren Bezahlung er seinen Vater in Anspruch nehmen mußte. Den philosophischen Doctorgrad erwarb er am 6. October 1801 und machte hierauf auch das übliche Candidatenexamen, obwol er entschlossen war, die theologische Laufbahn aufzugeben. Im März 1802 habilitirte er sich als Privatdocent mit einer Abhandlung „De philosophiae et matheseos notione et earum intima coniunctione“ und hielt nun unter reichlichem Zuspruche der Studirenden Vorlesungen über Mathematik, Logik, Naturrecht, Naturphilosophie und über das System der Philosophie. Alsbald (Juli 1802) verheirathete er sich ohne den Willen seiner Eltern mit der Tochter eines Eisenberger Weinhändlers, Amalie Fuchs, welche jedoch aus ihrem väterlichen Vermögen keinerlei Zuschuß erhielt, und somit zog, da auch diese Gattin des häuslichen Sinnes entbehrte, in Bälde die Noth ein, welche auch stete Begleiterin des Hauses blieb, zumal da im Laufe der Zeit aus der Ehe 14 Kinder hervorgingen. Die schriftstellerische Thätigkeit begann K. mit „Grundlage des Naturrechts“ (1803), dann „Grundriß der historischen Logik“ (1803), d. h. eine eigenthümliche tief durchdachte, aber in abstoßendster Sprache geschriebene Entwickelung der Kategorien, hierauf „Grundlage eines philosophischen Systems der Mathematik“ (1804), „Die Factoren und Primzahlen von 1—100000“ (1804) und „Entwurf des Systems der Philosophie, 1. Abtheilung: Anleitung zur Naturphilosophie“ (1804). Da im J. 1804 die bekannte Glanzperiode der Universität Jena zu Ende ging, indem mehrere hervorragende Lehrer anderweitigem Rufe folgten, nahm auch bei K. die Zahl der Zuhörer merklich ab, und nachdem derselbe im Sommer 1804 aus Verstimmung gar nicht gelesen hatte, siedelte er in der Absicht, zurückgezogen zu philosophiren, ohne Amt und ohne Subsistenzmittel mit Frau und zwei Kindern nach Rudolstadt über, von wo er im April 1805 nach Dresden umzog, um Kunststudien zu betreiben. Dort hatte er wol einigen Erwerb durch Unterricht in der Musik und durch Privatvorlesungen, war aber doch in der Hauptsache auf seinen Vater angewiesen, welcher für ihn zwei Drittel seines jährlichen Einkommens opferte. Eine seit 1806 begonnene nähere Bekanntschaft mit dem Freimaurerorden, in welchem er 1807 den Meistergrad in der Loge „zu den drei Schwertern“ erlangte, war für ihn in vieler Beziehung folgenschwer. Zunächst faßte er im März 1808 in festerer Form den Gedanken eines „Menschheitsbundes“, welcher sich auch auf die Menschheit der übrigen Planeten und sonstigen Weltkörper erstrecken sollte, und indem er in Napoleon ein passendes Werkzeug zur ersten anfänglichen Realisirung dieser Idee erblickte, wobei vorerst ein Concordat aller christlichen Parteien abgeschlossen werden könne, beabsichtigte er eine Schrift „Der Weltstaat durch Napoleon“ zu veröffentlichen, beschränkte sich aber vorläufig auf ein „System der Sittenlehre“ (1810), d. h. eine maurerische Ethik, woneben er für sein Ideal durch ein „Tagblatt des Menschheitlebens“ zu wirken suchte, welches jedoch nach einem Vierteljahre zu erscheinen aufhörte. Große geistige Anstrengung verwandte er einerseits auf „Das Urbild der Menschheit, vorzüglich Freimaurern gewidmet“ (1811, 2. Aufl. 1851) und andererseits auf die geschichtlichen Untersuchungen „Die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurer-Brüderschaft“ (1811, 2. Aufl. 1820), worin er sowol manche traditionellen Annahmen als unberechtigt zurückwies, als auch über die geheimnißvolle Symbolik sich unbefangen äußerte. Darüber erhob sich in den Logen ein gegnerischer Sturm und K. wurde aus dem Orden ausgestoßen. Zu gleicher

Zeit (1811) wurde er durch Ennemoser (s. Allg. D. Biogr. Bd. VI S. 150) mit dem Mesmerismus bekannt gemacht und verübte selbst mehrere magnetische Curen, wodurch er aber seine eigene Gesundheit schädigte. Die Mißlichkeit der äußeren Lage veranlaßte ihn wieder an einen festeren Lebensplan zu denken, und indem er seit 1812 seine schwärmerischen Ideen über Napoleon zurückgelegt hatte, richteten sich seine Blicke auf Preußen. Im December 1813 zog er mit Familie nach Berlin, wo er sich noch in demselben Winter mittelst der Abhandlung „De scientia humana et de via ad eam perveniendi“ als Privatdocent habilitirte; dort gründete er die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache und faßte die vorläufige Idee des von ihm sogenannten „Urwortthums“, d. h. eines neuen Wörterbuches. Da sich aber die Hoffnung gänzlich zerschlug, an die Stelle des im Januar 1814 gestorbenen Fichte zu kommen, kehrte er nach vier Semestern wieder von Berlin nach Dresden zurück (November 1815). Hier beschäftigte er sich neben dem Studium des Sanskrit und des Persischen mit seinen Projecten betreffs Pasilalie und Pasigraphie, womit die Veröffentlichung zweier Schriften zusammenhing, nämlich „Ueber die Würde der deutschen Sprache“ (1816) und „Ausführliche Ankündigung eines neuen vollständigen Wörterbuches oder Urwortreichthumes der deutschen Sprache“. Vom April bis September 1817 machte er mit dem vermöglichen Fabrikanten Tamnau eine Reise nach Italien bis Neapel und zurück über Lyon und Paris; nach der Heimkehr aber befanden er und seine Familie sich in einer wahrhaft hilflosen Lage, so daß ihre Nahrung nur in trockenem Brote bestand, während auch der Vater für die zahlreichen Köpfe nicht mehr hinreichend Unterstützung schaffen konnte; doch arbeitete K. rastlos an seinem „System der Wissenschaften“ und hielt auch Privatvorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft (1823, gedruckt 1829). Erklärlicher Weise suchte er wieder eine geregelte Lehrthätigkeit zu erlangen und nach verschiedenen Umfragen siedelte er im August 1823 mit Frau und 12 Kindern (zwei waren unterdessen gestorben) nach Göttingen um, wo er durch Vertheidigung von 25 philosophischen Thesen sich abermals als Docent habilitirte. Nur von H. v. Thorbecke, dem nachmaligen holländischen Minister, wurde er freundlich aufgenommen, die übrigen Amtsgenossen verhielten sich mindestens spröd gegen ihn, da auch sein Haushalt, in welchem sichtlich unaufhörliche Noth waltete, einen ungünstigen Eindruck machte. Jede Aussicht auf Anstellung als Professor zerschlug sich immer wieder, wobei allerdings die alte Feindschaft des in hohen Kreisen einflußreichen Freimaurerordens mitwirken mochte. Obwol er häufig mit asthmatischen und nervösen Anfällen zu kämpfen hatte, hielt er um des Unterhaltes willen womöglich täglich fünf Stunden Vorlesungen, in welchen erfreulicher Weise die Zahl der Zuhörer allmählich zunahm und außerdem ertheilte er Privatunterricht in Musik. Daneben war er fruchtbar in Veröffentlichung seiner bisher in der Stille durchgearbeiteten philosophischen Ueberzeugung; es erschienen: „Abriß des Systems der Philosophie, 1. Abtheilung Analytische Philosophie“ (1825); „Vorlesungen über das System der Philosophie“ (1825); „Darstellungen aus der Geschichte der Musik“ (1827); „Abriß des Systems der Logik“ (1828); „Abriß des Systems der Rechtsphilosophie“ (1828) und die erwähnten „Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft“ (1829, eine 2. Auflage hiervon unter Benutzung des Nachlasses erschien unter dem Titel „Erneute Vernunftkritik“, 1869). Nun aber brach abermals ein Mißgeschick über ihn herein. Mit dem Neujahrstage 1831 hatten Studentenunruhen begonnen, welche gegen zwei Vertreter der Regierung gerichtet waren und schließlich zu einem heftigen Einschreiten militärischer Gewalt führten; dabei aber waren mehrere Zuhörer Krause's betheiligt und unter diesen am lebhaftesten Freiherr v. Leonhardi, welcher schon im vorhergehenden Jahre wegen Beleidigung des Professors Wendt relegirt worden war, und Ahrens

(später als Rechtsphilosoph bekannt), welchem es gelang sich durch die Flucht Weiterem zu entziehen, sowie Plath (nachmals Schwiegersohn Krause's), welcher Jahre lang im Gefängnisse schmachtete. Die Regierung faßte Argwohn gegen K. selbst und wurde hierin bestärkt, als derselbe wiederholt Geldsendungen erhielt (sie waren aus dem Nachlasse der in Eisenberg gestorbenen Schwiegermutter Krause's), indem man hierin Unterstützungen seitens des im Juli 1830 entstandenen Pariser Revolutionscomité's vermuthete. Somit wurde K. am 9. März 1831 vor die Universitäts-Gerichts-Deputation geladen, wobei es schließlich, während ihm nicht das geringste Vergehen nachgewiesen werden konnte, dazu kam, daß er am 13. April versprach, zu Pfingsten Göttingen verlassen zu wollen, wogegen ihm die Regierung 200 Thaler Reisegeld und ein Zeugniß über „freiwillige" Abreise zusicherte. K. zog nun nach München, wo er bei der Akademie der Wissenschaften eine Anzahl mathematisch-philosophischer Abhandlungen einreichte, um auf Grund derselben eine Honorarprofessur zu erlangen; Schelling aber als Präsident der Akademie erlaubte den betreffenden Vortrag nicht und erklärte sich auch als Mitglied der philosophischen Facultät der Universität gegen die Aufnahme Krause's. Außerdem hatte die hannöverische Polizei an den für solche Dinge empfänglichen bairischen Minister Fürsten Wallerstein Mittheilungen über die ihr verdächtig erschienene Persönlichkeit Krause's gemacht, und die Folge hiervon war, daß demselben am 17. März 1832 ein Ausweisungsdecret zugestellt wurde. Allerdings wurde dieses auf Fürsprache des Professors der Philosophie Franz v. Baader durch hohe Vermittlung wieder zurückgenommen, aber K., welchen seine früheren körperlichen Leiden wieder befallen hatten, war durch die erneute Aussichtslosigkeit gänzlich gebrochen und erlag, nachdem er im Sommer noch im Kainzenbade bei Partenkirchen Heilung gesucht hatte, nach der Rückkehr von dort plötzlich einem Schlagflusse. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse erschienen später (herausgegeben theils von Leonhardi, theils von Ahrens oder Anderen): „Die absolute Religions-Philosophie" (1834—36); „Die Lehre vom Erkennen und von der Erkenntniß" (1836); „Abriß der Aesthetik" (1837); „Anfangsgründe der Theorie der Musik" (1838); „Die reine oder allgemeine Lebenslehre und Philosophie der Geschichte" (1843); „Vorlesungen über psychische Anthropologie" (1848). Jüngst wurden aus dem Nachlasse Krause's von P. Hohlfeld und A. Wünsche herausgegeben „Vorlesungen über Aesthetik" (1881) und „Die Dresdener Bildergallerie in ihren hervorragendsten Meisterwerken" (1883). Mag man über Krause's praktisches Ungeschick und mancherlei Fehlgriffe urtheilen, wie man wolle, so hat er doch jedenfalls in einer wahrhaft reinen selbstlosen Hingabe an seine Ideen gearbeitet und geduldet; sowie er überhaupt ein offener, treuer, bescheidener und liebreicher Mann war, so fühlte er sich stets von allem Reinmenschlichen innigst begeistert. In seiner philosophischen Anschauung besaß er von Schelling her einen theocentrischen Standpunkt, verband aber hiermit eine Verwerthung der Methode Fichte's, und er wird immerhin als der bedeutendste selbständige Schellingianer bezeichnet werden müssen. Sein System gliedert sich in einen analytischen Weg, welcher vom menschlichen Selbstbewußtsein zum Absoluten aufsteigt, und einen synthetischen Weg, welcher von da abwärts durch die rationelle Theologie, dann Psychologie, Naturphilosophie (diese im Anschlusse an Oken) und Anthropologie zur philosophischen Religionslehre führt, worauf die von ihm sogenannten formalen Wissenschaften, nämlich Mathematik, Logik, Aesthetik, Ethik und Rechtslehre folgen, um in der Philosophie der Geschichte den letzten Abschluß zu finden. Während er so in der That ein allseitiges System entwickelte, verscherzte er einerseits selbst sich einen nicht unverdienten Erfolg dadurch, daß er in Folge seiner Schrulle des Sprachpurismus in einer unverständlichen Terminologie schrieb (es ist dem Leser

doch zu viel zugemuthet, wenn er sich in die von K. beliebte Bedeutung von Worten einstudiren soll, wie z. B. „Orwesen, Malwesen, Omwesen, Satzheit, Richtheit, Faßheit, Seinheitureinheit, Vereinselbganzwesenninnesein, Wesensorumlebselbstschauen" u. dgl.). Andererseits aber kam hinzu, daß K., wol nicht ganz ohne eigenes Verschulden, niemals eine eigentlich amtliche Stellung einnahm, und kaum dürfte die Meinung irrthümlich sein, daß Krause's Philosophie, wenn sie sich einer derartigen staatlichen Unterstützung erfreut hätte, wie dieselbe dem Hegelianismus und auch dem Herbartianismus thatsächlich zu Theil wurde, wahrlich in gleichem Grade über gar viele Lehrstühle verbreitet gewesen wäre. Trotzdem weist der Kraustanismus neben einer kleineren Gemeinde Gleichgesinnter in Deutschland auch weitere Erfolge in Belgien und in Spanien auf.

H. S. Lindemann, Ueberſichtl. Darstellung des Lebens und der Wissenschaftslehre K. Chr. Fr. Krause's und dessen Standpunktes zur Freimaurerbrüderschaft (1839). A. Procksch, K. Chr. Fr. Krause, ein Lebensbild nach seinen Briefen dargestellt (1880). Ueber Krause's Philosophie s. außer den geschichtlichen Werken Erdmann's und Zeller's Tiberghien, Exposition du système de Krause (1844). Paul Hohlfeld, Die Krause'sche Philosophie in ihrem geschichtl. Zusammenhange u. in ihrer Bedeutung f. d. Geistesleben d. Gegenwart (1879). Rud. Eucken, Zur Erinnerung an K. Chr. Fr. Krause (1881). Alfr. Cleß, Das Ideal der Menschheit (1881). Br. Martin, K. Chr. Fr. Krause's Leben, Lehre und Bedeutung (1881). Rosenthal in „Europa" 1882 Nr. 16 f. Prantl.

Krause: Karl Friedrich Theodor K. Obschon K. in den letzten Decennien seines thatenreichen Lebens vorwiegend dem Medicinalwesen in Hannover vorstand, muß derselbe doch in der Reihe der Anatomen und Physiologen der guten alten Schule seinen Platz finden. Die anatomischen Specialarbeiten Krause's, die Abfassung des vorzüglichen Handbuches der menschlichen Anatomie, sowie seine Thätigkeit als Lehrer der Anatomie und Physiologie an der chirurgischen Schule zu Hannover sichern ihm eine hervorragende Stellung unter den besten Anatomen seiner Zeit. K. wurde am 15. December 1797 zu Hannover als das fünfte Kind des damaligen Rectors am städtischen Gymnasium dortselbst, des 1828 in Göttingen gestorbenen Superintendenten Johann Christian Heinrich K. geboren. K. verdankte in erster Reihe seinem Vater seine klassische Bildung und anfängliche Bestimmung zum Philologen. K. war das Urenkelkind jener bekannten Doctorin Dorothea Christiane Erxleben, geb. Leporin, welche 1742 die Aufsehen machende Schrift „Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studiren abhalten" ꝛc., verfaßt hat. K. brachte seine Jugendzeit in Idensen, wo sein Vater Pastor wurde, zu und mit den Klassikern in der Tasche mußte er dort das der Pfarrei beigegebene Oeconomiegut mit beaufsichtigen. 1812 besuchte er zu Hannover das Gymnasium und schon während des Besuches als Primaner machte er eingehende Studien in der dortigen anatomischen Anstalt und konnte 1814 als Eleve in dem unter Wedemeyer stehenden Militärhospital in Hannover und 1815 als Unterwundarzt in die hannoversche Armee eintreten. K. machte den Feldzug mit und mußte nach der Schlacht von Waterloo noch längere Zeit in den Militärhospitälern von Brüssel und Antwerpen Dienste leisten. Als der Feldzug beendet war, ging er mit Urlaub und Fortbezug seiner Militärgage nach Göttingen, und immatrikulirte sich dort am 10. Mai 1816 mit gleichzeitigem Eintritt bei C. J. M. Langenbeck als Specialassistent. Langenbeck, welcher K. in sein Haus aufnahm, übte einen nachhaltigen Einfluß auf denselben aus, denn von dieser Zeit an wurde die Anatomie sein Lieblingsstudium. Neben Langenbeck waren es in der Physiologie Blumenbach, in der Pathologie Himly und in der Geburtskunde Osiander, Männer von großer

Bedeutung, welche den begabten Jüngling vielseitig anregten. Im 22. Jahre erhielt er auf Grund eines vorzüglichen Examens und der Abhandlung „Ueber die Function der Thymus" sein Doctordiplom. Schon in dieser Schrift Krause's ist eine Richtung vertreten, welche von der speculativen Denkart der damaligen Forscher auffallend abweicht. Die nüchterne Würdigung der Thatsachen steht bei ihm oben an. Schon bei seiner Niederlassung als praktischer Arzt in Hannover beginnt gleichzeitig eine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit; er übersetzte eine Abhandlung von Moreau: „Versuch über die Resection der Extremitäten cariöser Gelenke mit einer Vorrede von Wedemeyer" (1821). Dieser Schrift reihte sich eine andere chirurgische Arbeit: „Bemerkungen über die Gefahr des Ausziehens großer Blasensteine" ꝛc. von H. Earle unmittelbar an (Langenbeck's neue Bibliothek für Chirurgie, 1821, Bd. III S. 347). Im J. 1821 erhielt K. die Leitung der unter einem General-Vaccinations-Comité stehenden öffentlichen Impfanstalt für das Königreich Hannover, welche Stellung er bis 1833 beibehielt. 1822 übertrug man ihm die Stelle eines Landchirurgus des großen Physikatbezirkes Hannover. Mit der Uebernahme dieser Stellung dehnte sich seine Praxis in bedeutendem Grade aus und noch mehr, als er 1827 Landphysikus und 1853 Obergerichtsphysikus wurde. Die anatomische Thätigkeit Krause's begann schon 1820, indem der damalige Hofmedicus Heine ihn zum Prosector an der chirurgischen Hochschule in Hannover wählte; trotzdem der junge Prosector einige Zeit hindurch allgemeine Chirurgie und specielle Therapie las, wendete er sich doch immer mehr der Anatomie zu und erhielt 1829 die Professur für Anatomie und Physiologie an der genannten Schule. Nachdem diese Anstellung erfolgt war, heirathete er die Tochter seines Lehrers und Gönners Heine. Die in den weiteren Jahren ausschließliche Beschäftigung Krause's mit der Anatomie brachte eine Anzahl von Arbeiten einschlägigen Inhalts an die Oeffentlichkeit. Er lieferte eine Beschreibung der näheren Beziehungen der Musculi ischiocavernosi zu den Schwellkörpern des Penis; in diese Periode fällt auch die werthvolle Untersuchung über die Gestalt und die Dimensionen des Auges. Bei dieser Untersuchung wurden zum ersten Mal mit Hilfe sorgfältig ausgedachter Methoden die Dimensionen und Krümmungsflächen des menschlichen Auges, welche für optische Zwecke so wichtig sind, näher bestimmt, eine Arbeit, welche die Aufmerksamkeit der Anatomen und der Physiologen auf den exact forschenden jungen Gelehrten lenkte. Trotzdem K. nach dem Tode Heine's (1833) durch Arbeiten noch bedeutender, als es bislang der Fall war, belastet wurde, erschien doch in dem angegebenen Jahre der erste Theil seines Handbuches der menschlichen Anatomie (Hannover bei Hahn), ein Buch, welches in allen Beziehungen eine Originalarbeit genannt werden muß. Die damalige Zeit war arm an anatomischen Lehr- oder Handbüchern. Die Schriften von Rosenmüller und Hempel bewegten sich fast allein in den Händen der Studirenden. Da erschien denn eine prunklose Beschreibung aller Systeme des menschlichen Körpers, welche an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Noch gegenwärtig haben die Mittheilungen Krause's, besonders jene über Gewichte und Maße des ganzen Körpers sowol, als auch seiner einzelnen Theile, vollgiltigen Werth. In diesem Buche wurde auch zum ersten Male mitgetheilt, daß das Herz quergestreifte Muskelfasern besitze. Sowol die makroskopische als auch die mikroskopische Beschreibung der Gewebselemente fand hier einen klassischen Ausdruck. Während in demselben einerseits so manche Kapitel in Folge trockener Beschreibung einen monotonen Charakter erhalten haben, ist doch andererseits durch kurze und klare physiologische Bemerkungen und topographisch-anatomische Angaben das Ganze belebt und interessant gemacht. In dem Handbuche Krause's ist die topographisch-anatomische Richtung mit klarem Bewußtsein festgehalten und hierdurch ist auch

ausgedrückt, daß diese Arbeit die Aufgabe haben soll die Aerzte gründlich anatomisch durchzubilden. Im J. 1841—43 erschien die zweite Auflage dieses Buches, in welcher gesagt wurde, daß dasselbe nach eigenen Untersuchungen und mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfniß der Studirenden, der praktischen Aerzte, Wund- und Gerichtsärzte verfaßt sei. Eine Anzahl neuer Beobachtungen sind in demselben aufgenommen, so das Vorhandensein acinöser Drüsen in dem Fornix conjunctivae; die einzelnen Schichten der Retina mit ihrer Ganglienlage erfahren hier eine sorgfältige Beschreibung; die Existenz von Ganglien in dem Orbiculus ciliaris wird constatirt und die Ansichten von dem Vorkommen peripherischer Endschlingen an den Sinnes- und anderen Nerven finden eine entschiedene Bekämpfung. Alle diese Angaben Krause's, welche sich auf eigene Untersuchungen stützten, fanden mit Hilfe der bedeutend verbesserten Untersuchungsmethoden der Neuzeit von den verschiedensten Seiten volle Bestätigung. Kaum ein Jahr nach Herausgabe dieser Auflage erschien von K. abermals eine höchst werthvolle Originalarbeit: „Physiologische Untersuchungen der menschlichen Haut", welche eine Zierde des von R. Wagner redigirten Handwörterbuchs der Physiologie darstellt; mit dieser Abhandlung trat K. auch in die Reihe der experimentellen Physiologen und der Histologen ein. Da lag es denn auch nahe, daß deutsche Universitäten einen so ausgezeichneten Forscher zum Lehrer zu gewinnen suchten. Den Berufungen, welche von Tübingen und Dorpat an K. gelangten, gab er keine Folge, theils weil die Regierung von Hannover Alles aufbot, um ihn an der Spitze des Medicinalwesens zu erhalten, theils weil seine Frau ihren Geburtsort zu verlassen keine Neigung hatte. Die Erhaltung Krause's in Hannover wurde denn auch für dessen Lebenszeit dadurch erreicht, daß man ihn zum Dirigenten des Ober-Medicinal-Collegiums im J. 1852 ernannte. Aber schon 1851 war er in der Lage die ihm nach Langenbeck's Tod angetragene anatomische Professur in Göttingen abzulehnen. Auf seinen Schüler Kohlrausch, welchem nach Aufhebung der chirurgischen Schule in Hannover (1851) die Leitung der anatomischen Anstalt übertragen wurde, wirkte K. ebenso vortheilhaft ein, wie auf seinen Sohn Wilhelm, dessen derzeitige Stellung in Göttingen durchaus nicht entsprechend ist den sehr hervorragenden Leistungen, welche derselbe als Anatom und Histologe aufzuweisen hat. Die nach 1866 in Hannover eingetretenen neuen Verhältnisse mußten auf einen Mann, der für sein engeres, ihm lieb gewordenes Vaterland mit seinen besten Kräften gearbeitet hatte, verstimmend einwirken; er betrauerte den Verlust der Unabhängigkeit Hannovers, leistete jedoch später einen neuen Eid, hielt sich aber von jenem engherzigen, einseitigen Treiben so Vieler in diesem Lande ferne. Am 8. Juni 1868 starb K., der von Fürsten und wissenschaftlichen Corporationen hoch geehrt worden war, an den Folgen von Gefäßerkrankungen. Als gewissenhafter Forscher, als anregender Lehrer, als trefflicher verdienstvoller Leiter des Medicinalwesens im ehemaligen Hannover und als ein Ehrenmann im privaten und öffentlichen Leben wird er in der Geschichte immer genannt bleiben.

(Mit spezieller Berücksichtigung einer von seinem Sohn veröffentlichten Biographie.) Rüdinger.

Krause: Wilhelm August Leopold Christian K., angesehener und einflußreicher Marinemaler, geb. in Dessau den 27. Februar 1803. Den ersten Unterricht im Zeichnen ertheilte ihm in seiner Vaterstadt der Kupferstecher Karl Wilhelm Kolbe, der sogenannte Eichen-Kolbe. Mit Unterstützung des Herzogs von Dessau begab er sich im J. 1821 nach Dresden, wo er angeblich um Friedrich's künstlerische Anleitung bat. Durch Vermittlung seines Freundes Gärtner fand er im J. 1824 Aufnahme und Beschäftigung im Atelier von

Gropius in Berlin, der ihn in der Decorationsmalerei unterwies. Neben seinen malerischen Studien wirkte K. fünf Jahre lang als Sänger am Königstädtischen Theater daselbst. Seit 1827 als Gehülfe von Wach thätig, machte er im folgenden Jahre ohne Vorstudien an der See die ersten Versuche in der Marinemalerei, deren günstiger Erfolg ihm in den Jahren 1830 und 1831 ergiebige Studienreisen nach der Insel Rügen und nach Norwegen gestatteten. Spätere Ausflüge nach Holland (1834), Belgien und der Normandie (1836) und endlich ans mittelländische Meer bildeten den Abschluß seiner Lehr- und Wanderjahre. Das Grundprincip seines künstlerischen Schaffens, das in der Schilderung der See und ihres Lebens ein vorwiegend autodidactisches Bemühen kennzeichnet, ruht in der strengen Durchbildung der Form, die auch in der sorglichen Darstellung der Staffage zur Geltung kommt, in der Einfachheit und Correctheit des Vortrags, der bei lebendiger und poetischer Naturauffassung des Meisters die wechselvollen Licht- und Lufterscheinungen, das Farbenspiel im Wasser in warmen, wenn auch häufig schwerfälligen Tönen wiedergibt, auf die effectvolleren Reize eines strahlenden Colorits dagegen Verzicht leistet. Die Vorzüge seiner Bilder lassen ihn als feinsinnigen Beobachter und als maßvollen Realisten von bleibender Bedeutung erscheinen. Seit 1832 Mitglied der Akademie und königlicher Professor zu Berlin, starb K. am 8. Januar 1864.

Vgl. Katalog der königl. Nationalgalerie zu Berlin von Dr. Max Jordan, 5. Aufl., 2. Theil, 1880. Mittler & Sohn. — Die Berliner Malerschule 1819—1879. Studien und Kritiken von Adolf Rosenberg. Berlin 1879.

v. Donop.

Krauseneck: Wilhelm Johann K. (von dem ihm in Folge der Verleihung des schwarzen Adlerordens im J. 1840 zustehenden Adelsprädikate hat er keinen Gebrauch gemacht), preußischer General der Infanterie, am 13. October 1775 zu Bayreuth, wo sein Vater Proceßrath war, geboren, trat 1791 als Artilleriecadett auf der Plassenburg in den Dienst seines Heimathlandes, fand, als letzteres bald darauf an Preußen kam, wegen seiner Fertigkeit im Aufnehmen und Zeichnen Verwendung als Ingenieurgeograph bei den preußischen Truppen, denen er 1794 in der Pfalz gute Dienste leistete, war dann als solcher bei den Vermessungsarbeiten in den neu erworbenen polnischen Landestheilen thätig und erhielt endlich 1797 eine Anstellung als Premierlieutenant in der ostpreußischen Füsilierbrigade, trat aber erst 1800 in den praktischen Dienst. 1806 Compagniechef geworden, focht er in dieser Eigenschaft 1807 in West- und Ostpreußen und erwarb im Gefecht bei Wackern (8. Februar) den Orden pour le mérite, auch gebrauchte ihn sein Brigadechef, General v. Stutterheim, vielfach zu Generalstabsgeschäften. Bei der Reorganisation der Armee wurde er auf Scharnhorst's, der ihm wohl wollte, Vorschlag Major bei der Artillerie; man beabsichtigte dieser Offiziere zuzuführen, welche weniger technische Kenntnisse als Verständniß für die taktische Verwendung der Waffe hätten — sehr gegen Krauseneck's Wünsche, welcher nach drei Monaten (Juni 1809) auf sein Bitten als Commandeur des leichten Bataillons beim Regiment Garde wieder zur Infanterie kam. Daneben wurde ihm 1811 der Befehl über sämmtliche leichte Truppen (noch 3 Bataillone und 1 Husarenregiment) der brandenburgischen Brigade übertragen. Auch sonst wurden seine Dienste für die Ausbildung seiner Waffe, welcher sein Hauptinteresse zugewendet war, vielfach in Anspruch genommen, so war er unter Scharnhorst an der Ausarbeitung des Exercierreglements für die Infanterie von 1812 der Hauptbetheiligte. Als der Krieg mit Rußland bevorstand, übertrug ihm der König „aus besonderem Vertrauen" den Posten eines Commandanten von Graudenz, der einzigen Festung, über welche der Monarch frei verfügen konnte. Hier

verhielt er sich gegen die Anforderungen der Franzosen ebenso ablehnend, wie er York gegenüber sich weigerte, vor des Königs offener Erklärung, gegen jene Partei zu nehmen; auch der Betheiligung der Bürgerschaft an dem von Stein berufenen Landtage trat er entgegen. Als seine Mission erfüllt war, erbat er Verwendung bei der Armee, kam in Blücher's Hauptquartier und nahm an den Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen theil. Dann wurde er, mit Gneisenau wenig harmonirend, in das schlesische Gebirge gesandt, um dort eine Landesbewaffnung zu organisiren, bald darauf aber nach Schweidnitz versetzt, aus welcher Festung ein bedeutender Waffenplatz gemacht werden sollte. Als der Gang des Krieges dies hatte überflüssig erscheinen lassen, wurde er nach Böhmen berufen und sollte in seiner Heimath Franken eine Insurrection ins Werk setzen. Baierns Zutritt zu den Verbündeten machte diese Absicht gegenstandslos und K. erhielt nun, seit einiger Zeit Oberstlieutenant, Anfangs October das Commando einer Brigade unter Tauentzien, welcher Wittenberg einschloß. Ehe es hier zu entscheidenden Thaten kam, erhielt er Befehl sich zum General v. Kleist zu verfügen; Krankheit verzögerte aber seine Reise und als er Mitte Februar in Frankreich eintraf, war die ihm bestimmte Brigade durch starke Verluste so zusammengeschmolzen, daß sie als solche nicht mehr existirte. Er fand wieder in Blücher's Hauptquartier Verwendung, für la Fère Champénoise erhielt er das eiserne Kreuz 1. Klasse. Nach dem ersten Pariser Frieden wurde er Commandant der Bundesfestung Mainz, was er, unter verschiedenen österreichischen Gouverneuren sich sehr bewährend, bis 1821 blieb, dann Commandeur der 6. Division in Torgau und 1829 Chef des Generalstabes der Armee. Selbst eine durch und durch praktische Natur, war er bestrebt diesen möglichst praktisch zu gestalten und alles von demselben fern zu halten, was ihn als eine Gelehrtenzunft erscheinen lassen konnte; steter Wechsel der Persönlichkeiten zwischen Generalstab und Armee sollte dazu mitwirken; daneben förderte er Landesvermessung und kriegsgeschichtliche Arbeiten. Fruchtbringend war seine Thätigkeit namentlich bei den Uebungsreisen des Generalstabes und bei den größeren Truppenübungen; die für die Ausführung der letzteren maßgebenden Gesichtspunkte stellte er in einer 1840 der Armee mitgetheilten Vorschrift zusammen. Seine Weltanschauung war eine antike, sein politisches Glaubensbekenntniß ein freisinniges; an den Verhandlungen des Staatsrathes, zu dessen Mitgliede er im October 1837, gleich nachdem der Präsident desselben, Herzog Karl von Mecklenburg, gestorben war, ernannt wurde, fand er daher kein Behagen. Seine Gesinnung war eine echt deutsche, sie trat daher bei den Verhandlungen in Betreff der Anlegung der Bundesfestungen Ulm und Rastatt zu Oesterreichs Ansprüchen in Gegensatz, welche von Knesebeck unterstützt wurden. Der Antheil, den er an der Vervollständigung von Preußens Vertheidigungssystem gehabt hat, bringen mit seinem Namen benannte Festungswerke in Königsberg in Erinnerung. Die Märzbewegung von 1848 erfüllte ihn mit Hoffnungen. Er befürwortete damals das Zurückziehen der Truppen aus Berlin, gewahrte aber bald den begangenen Mißgriff und rieth schon im Juni zu nachdrücklichen Maßregeln. Bereits 1842 hatte er den Abschied erbeten, da er sich den Anforderungen des Dienstes nicht mehr für gewachsen hielt, sein Freund Boyen hatte die Erfüllung des Gesuches damals vereitelt, 1847 wiederholte er seine Bitte ebenso vergeblich, im Gegentheil sollte er im April 1848 „das ehrenvolle Joch“ — wie der König schrieb — des Kriegsministers auf sich nehmen. Das Bewußtsein, den mit diesem und auch mit dem von ihm bekleideten Posten verbundenen Anforderungen nicht mehr genügen zu können, war aber zu mächtig; er bat von Neuem um seine Entlassung und erhielt sie am 9. Mai mit einer Pension von jährlich 4000 Thaler. Nach und nach immer schwächer geworden, starb er zu Berlin am 2. November 1850.

Eine weitschweifige Lebensbeschreibung ohne Namen des Verfassers (Major v. Felgermann) erschien 1851 zu Berlin; einen Auszug daraus mit einigen Zusätzen enthält das Beiheft zum Militär-Wochenblatt für Januar bis März 1852, Berlin. Poten.

Kraushaar: Otto K., ein werthgeschätzter Componist und Kritiker, dessen Urtheil niemals durch andere Rücksichten als durch die der Kunst beeinflußt war, wurde am 31. Mai 1812 in Kassel geboren. Sein Vater, der Hofrath K. in Kassel, erkannte früh die Anlagen seines Sohnes zur Musik, sorgte aber dafür, daß er sich nicht nur eine hohe Schulbildung aneignete, sondern wußte ihn auch später zu bestimmen sich auf den Universitäten umzusehen, wo er Mathematik, Philosophie und Naturlehre studirte. Zum Lehrer in der Musik konnte ihm der Vater keinen besseren wählen als den damals am Kasseler Hoftheater angestellten Moritz Hauptmann, der dann später das Cantorat in Leipzig erhielt. Seine ersten Compositionen erschienen im J. 1834 bei Schlesinger in Berlin und erwarb sich vor allen ein Rondo in G-dur, op. 2, ganz besondere Anerkennung. Ihnen folgten dann etwa noch 40 weitere Compositionen. Im J. 1838 erschien in Kassel seine erste theoretische Schrift: „Construction der gleichschwebenden Temperatur ohne Scheibler'sche Stimmgabeln auf musikalische Instrumente.“ Als dann Hauptmann im J. 1842 nach Leipzig versetzt wurde, hatte K. sich bereits einen solchen Ruf als Theoretiker erworben, daß er die Schüler Hauptmann's übernahm und bald ein gesuchter Lehrer ward. Auch um die Bildung des musikalischen Geschmackes des Publikums sowie um die ausübenden Musiker selbst erwarb er sich große Verdienste durch seine klare, gründliche und unparteiische, aber stets humane Beurtheilung künstlerischer Leistungen. Er entwickelte darin eine ungeheure Thätigkeit und wir finden seine Kritiken nicht nur in Kasseler Zeitschriften, sondern in der Allgemeinen musikalischen Zeitung, der Wiener allgemeinen Musikzeitung, der Rheinischen, den Signalen, sowie in der Hamburger und Wiener Theaterchronik. Seinen hinterlassenen Aufzeichnungen gemäß beläuft sich die Anzahl seiner musikalischen Abhandlungen und kritischen Aufsätze auf 558. Auch als praktischer Musiker suchte er zu wirken, indem er mit seinem Freunde, dem Hofkapellmeister Bott, die Direction der Kasseler Singakademie übernahm und später einen Kirchengesangverein gründete, welcher den Zweck hatte die ältere Gesangsmusik, ähnlich dem Berliner Domchor, durch öffentliche Aufführungen zu pflegen und bekannt zu machen. Im J. 1853 eröffnete er einen Cyclus öffentlicher Vorlesungen über Musik, die er bis zum J. 1856 fortsetzte, bis ihn sein angegriffenes Sehorgan zur Schonung zwang. Sein größeres theoretisches Werk, von dem er 1852 ein Fragment drucken ließ unter dem Titel „Der accordliche Gegensatz und die Begründung der Scala“ fand zwar große Anerkennung, doch stieß es auch auf manchen Widerspruch. Trotzdem das Werk im Manuscript fertig war, fand es keinen Verleger, und der Tod, der ihn am 23. November 1866 ereilte, schnitt die Hoffnung gänzlich ab es je gedruckt zu sehen.

Vgl. Augsburger Allgemeine Zeitung 1867, Beil. 120.

Rob. Eitner.

Krauß: Johann Baptist K., geb. zu Regensburg 1700, † als Fürstabt von St. Emmeran daselbst am 14. Juni 1762. Er hat sich einen wenig rühmlichen Namen erworben durch eine Reihe von in der Stiftsdruckerei gedruckten anonym erschienenen Schriften, welche, über den westfälischen Frieden handelnd, die Duldung der Protestanten bekämpfen, dem katholischen Landesherrn das Recht der Reformation zuschreiben u. dgl., in so maßloser Weise, daß ihm von Seiten des kaiserlichen Hofes nach Moser's Mittheilung geboten wurde, seine Publikationen einzustellen. Verdienstlich ist der von ihm besorgte Druck des Katalogs der reichen Stiftsbibliothek, Angabe der Schriften 2c.

Légipont IV. 646. Hist. gen. Ben. II. 20. Moser, Neueste Bibl. des teutsch. Staatsr., 294; Neueste Gesch. d. deutsch. Staatsr., 67. Pütter, Litt., II. 159. Meine Gesch. III. 1 S. 193. v. Schulte.

Krauß: **Philipp** Freiherr von K., geb. in Lemberg am 28. März 1792, der Sohn eines, bei Acquirirung von Galizien dahin eingewanderten österreichischen Beamten, trat nach beendeten Rechtsstudien in den Staatsdienst und zwar zunächst bei dem Lemberger Fiskalamt, sodann bei dem galizischen Landesgubernium. In Folge seines rastlosen Eifers und einer sich schon frühzeitig kundgebenden ganz außerordentlichen Arbeitskraft machte er mit einer bei Personen, denen nicht hohe Geburt zu statten kam, außergewöhnlichen Raschheit die hierarchische Stufenleiter durch, so daß er schon im J. 1823 den Posten eines Gubernialrathes erlangte, in welcher Eigenschaft er durch Regelung der galizischen Grund- und Gebäudesteuer und des überaus verwickelten Finanzwesens des gewesenen Herzogthums Warschau, endlich durch Entwerfung des Planes und der Statuten für das, sohin im J. 1841 in Leben getretene ständische Bodencreditinstitut sich allgemeine Anerkennung erwarb. Im J. 1826 im Alter von 34 Jahren zum Hofrath der k. k. allgemeinen Hofkammer ernannt, ward er insbesondere mit der Reform des Zollwesens betraut, bewirkte in dieser Stellung die Umgestaltung der Grenz- und die Organisirung der neuen Finanzwache, und wurde Verfasser der Zoll- und Monopolsordnung und des Strafgesetzbuches über Gefällsübertretungen, die im J. 1835 Gesetzeskraft erlangten, für welch' letztere Arbeit er durch die Verleihung des St. Stephansordens ausgezeichnet wurde. Zu Ende des J. 1840 wurde K. als staatsräthlicher Referent in den Staatsrath berufen, in welcher Stellung er bis zu seiner am 6. Juli 1847 erfolgten Ernennung zum zweiten Präsidenten des galizischen Guberniums (an der Seite Franz Stadions) verblieb, und während dieser Zeit, soweit die zerfahrenen Zustände des Staatsrathes solches überhaupt möglich machten, die auf Reformen gerichtete Thätigkeit Kübeck's thätig unterstützte. Krauß' Stellung an der Spitze der galizischen Landesverwaltung dauerte indessen nicht lange. Gleich nach dem Ausbruch der Märzrevolution wurde er am 2. April 1848 auf den durch den Rücktritt Kübeck's erledigten Posten eines Finanzministers nach Wien berufen, nachdem er noch früher im Vereine mit Stadion durch Erwirkung einer ausgedehnten Amnestie rücksichtlich der politischen Verbrechen, und durch die kundgemachte Aufhebung der Robot und aller sonstigen unterthänigen Leistungen und die unentgeldliche Ablösung aller Urbarial- und grundherrlichen Zehntbezüge die in Galizien sehr gefährlich bedrohte Ruhe vor weiteren Störungen bewahrt hatte. Die Situation zur Zeit, in welcher K. an die Spitze des Finanzministeriums trat, war eine wahrhaft verzweifelte. Die Märzbewegung, unter welcher das alte Regierungssystem innerhalb weniger Tage zusammenbrach, hatte alle Bande des Gesetzes und der Ordnung gelöst. Die Lombardei und sehr bald darauf Ungarn waren thatsächlich aus dem Verbande mit der Monarchie getreten. Die Steuern gingen in Folge der herrschenden Anarchie in allen Ländern sehr unregelmäßig und mangelhaft ein, während gleichzeitig der Krieg in Italien und späterhin in Ungarn die Finanzen in ganz außerordentlicher Weise in Anspruch nahm. Das allgemeine Mißtrauen in die finanzielle Lage äußerte sich durch einen stürmischen Anlauf gegen den Metallschatz der Nationalbank, der bis Ende Juni 1848 von 65 auf 22 Millionen Gulden geschwunden war, und durch ein rapides Steigen des Silberagio. Um letzterem entgegenzuwirken, wählte man das ganz nutzlose und verkehrte Mittel eines Verbotes der Gold- und Silberausfuhr (2. April 1848), welchem bald darauf am 22. Mai eine Beschränkung der Baarzahlungen auf 25 Gulden für die Person, sohin am 31. Mai die gänzliche Einstellung der Umwechslung der Banknoten und die Einführung des Zwangskurses für die Noten der Bank folgte. Unter solchen Umständen, und da bei dem gesunkenen

Cours der Staatspapiere (auf 83 Prozent) an eine Finanzoperation nicht zu denken war, blieb dem Finanzminister kein anderes Mittel übrig, als für die laufenden Bedürfnisse den Credit der Nationalbank in Anspruch zu nehmen. Mit dem Ausbruch der October-Revolution erreichte die gespannte finanzielle Lage ihren Höhepunkt. Das Ministerium Doblhoff war in Folge derselben zusammengebrochen. Sämmtliche gewesene Minister, mehr oder minder persönlich bedroht, waren verschwunden. Nur K. blieb während der ganzen Dauer der Belagerung Wiens und bis auf den letzten Tag, wo die Erstürmung der Stadt durch Windischgrätz stattfand, auf seinem Posten, und vereinigte in sich die Leitung sämmtlicher Ministerien. Seine Lage war in diesen qualvollen Tagen eine der eigenthümlichsten und gestaltete sich für seine eigene persönliche Sicherheit eminent bedrohlich. Er that einerseits sein Möglichstes, um noch einen Schein gesetzlicher Autorität zu retten, und mindestens durch sein Verbleiben in der Mitte der belagerten Stadt die öffentlichen Cassen und Sammlungen, so wie die Nationalbank vor der täglich drohenden Plünderung durch den bewaffneten Pöbel zu schützen; anderntheils mußte er den revolutionären Gewalten zur erfolgreichen Vertheidigung der Stadt gegen Windischgrätz Pulver und Salpeter aus den ärarischen Vorräthen und die erforderlichen Geldmittel zur Bezahlung der bewaffneten Volkshaufen aus den Staatscassen anweisen, und sich fortgesetzt bei den Negotiationen mit dem Fürsten Windischgrätz wegen Erwirkung günstiger Uebergabebedingungen betheiligen. Mit einem Gleichmuth ohne Beispiel führte K. diese Doppelrolle, bei welcher sein Leben an jedem Tage an einem Faden hing, glücklich durch, bis die Einnahme von Wien (am 2. Novbr. 1848) den bangen Sorgen ein Ende machte. K., der sofort ins Hoflager geeilt war, trat, nachdem die Thronbesteigung durch Kaiser Franz Josef stattgefunden hatte, in das neue von Fürst Felix Schwarzenberg gebildete Ministerium unter Beibehaltung des Finanzportefeuilles über. Aber erst nach dem Siege von Novara, dem der Frieden von Turin erst nach Monaten folgte, und nach Niederwerfung des ungarischen Aufstandes durch die Kapitulation von Világos kam die Zeit, wo an die Ordnung des durch die Revolutionskämpfe ganz aus den Fugen gerathenen Finanzwesens gegangen werden konnte. Durch einen Reichsrathsbeschluß vom 3. Januar 1849, der am 8. Januar die kaiserliche Sanction erhielt, war die Regierung zur Aufnahme eines Anlehens bis zur Höhe von 80 Millionen ermächtigt worden. K. half sich einstweilen durch die Ausgabe von 25 Millionen 3 %iger Cassenanweisungen, denen eine zweite Emission im Juni 1849 folgte, durch einen 50 %igen Zuschlag zur Grundsteuer im lombardisch-venetianischen Königreiche und die Hinausgabe von 3 %igen Tresorscheinen bis zur Höhe von 70 Millionen Lire. Zur Deckung der Bedürfnisse im ungarischen Kriege dienten die Anweisungen auf die Landeseinkünfte Ungarns. Erst im Juni 1849 erfolgte im Subscriptionswege die Emission des 4½ %igen Anlehens zum Course von 85 mit überraschend günstigem Erfolge. Daneben schritt K. 1849 zur Eröffnung neuer Einkommensquellen durch die Einführung einer Einkommensteuer, die Belegung des Grund und Bodens und des Häuserbesitzes mit einem Drittelszuschlage zur Grund- und Hauszinssteuer, durch Erhöhung der Abgaben auf gebrannte Flüssigkeiten, die Gleichstellung Galiziens in dieser Beziehung mit den anderen Ländern, und durch eine Reform der Zuckerbesteuerung. Ungeachtet der bedeutenden Zuflüsse, die hierdurch für die Finanzen sich eröffneten, und die mit der am 1. Novbr. 1850 eingetretenen Auflassung der Zwischenzolllinie gegen Ungarn sich noch steigerten, wurde doch die vom Finanzminister mit Zuversicht vertretene Erwartung der baldigen Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte durch die Thatsachen arg enttäuscht. Die Einnahmen blieben, in Folge von Steuerrückständen bedeutend hinter dem Voranschlag zurück, während die Ausgaben, namentlich durch den hohen Armeeaufwand, eine Folge der un-

ruhigen Politik Schwarzenberg's, ungemessen sich steigerten. Neben diesen leider erfolglos gebliebenen Bemühungen, das Gleichgewicht des Staatshaushaltes herzustellen, nahm die Ordnung des durch die Revolution gänzlich zerrütteten Geldwesens die volle Thätigkeit des Finanzministers in Anspruch. Als nächste und unabweisliche Bedingung hierzu erschien die Regelung des Verhältnisses des Staats zur Nationalbank. Durch Zuweisung von 60 Millionen aus den Eingängen des 1849er Anlehens und von 24 Millionen der sardinischen Kriegskostenentschädigung war bis Ende 1850 allerdings die neue Schuld des Staates auf 24½ Millionen Gulden abgemindert worden, während die älteren Schuldposten von 131 Millionen aus der Papiergeldeinlösung und aus Vorschüssen auf 50 Millonen 3 % Centralanweisungen unverändert blieben, der Rest der Vorschüsse aber in eine einzige, mit 2 % verzinsliche Schuld im Betrage von 96.948 Millionen zusammengezogen wurde. Dagegen wurde durch die im Laufe des J. 1850 stattgehabte Emission von zu 3 % verzinslichen Reichsschatzscheinen in Appoints von 1000, 500 und 100 Gulden, und von unverzinslichen Reichsschatzscheinen in Appoints von 50, 10, 5, 2 und 1 Gulden, beide mit Zwangscours, die natürlich sofort den Weg in die Cassen der Bank fanden, die Situation der letzteren in gleichem Maße verschlechtert und die Entwerthung der Valuta gefördert. Alles drängte nach einer gründlichen Lösung der Geldwirren. Bereits im September 1849 war auf ministeriellen Antrag eine Commission von Vertrauensmännern zusammengesetzt worden, um im Einvernehmen mit der Bankdirection Vorschläge über die das Bankinstitut betreffenden Maßnahmen zu treffen. Mit den ziemlich radikalen Anträgen der Commission, gegen welche übrigens auch die Bankdirection mehrfache Bedenken äußerte, konnte K. sich aber nicht befreunden und ließ die Sache einige Zeit ganz ruhen. Erst gegen Ende des J. 1850 kam die Angelegenheit auf Anregung Kübeck's durch ein allerhöchstes Cabinetsschreiben vom 18. Dec. 1850, worin K. aufgefordert wurde, mit dem Präsidenten des Reichsrathes (Kübeck) und mit dem Handelsminister v. Bruck über die Mittel zur Verbesserung der Finanzlage in Berathung zu treten, wieder in Fluß.

Sowohl Kübeck wie Bruck, obwol unter sich theilweise abweichend, drangen auf tief eingreifende Maßnahmen, wie Uebernahme der ganzen im Umlaufe befindlichen Schuld an Banknoten für Rechnung des Staates, Convertirung des gesammten Staatspapiergeldes in eine verzinsliche Staatsschuld, Aufhebung des Zwangscurses unter gleichzeitiger Verpflichtung der Bank zur Stärkung ihres Metallschatzes &c. K., als Feind aller energischer Mittel, hielt diese Anträge theils für undurchführbar, theils besorgte er davon arge Störungen im Geldverkehr, er bekämpfte in umfangreichen, stets aus eigener Feder geflossenen Denkschriften, die nach seiner Ansicht zu weit gehenden Vorschläge Kübeck's und glaubte von einer stufenweisen Verminderung des Mißverhältnisses zwischen Staatsausgaben und Einnahmen und von dem successiven Schwinden des Mißtrauens eine Besserung des Zustandes von selbst erwarten zu dürfen. Das Resultat dieser langen Verhandlungen, bei welchen K. im Ministerrath mit seinen Ansichten durchdrang, dagegen von Kübeck im Reichsrathe bekämpft wurde, bestand in einem nichtssagenden Patente vom 15. Mai 1851, mit dem die Maximalziffer, mit der die Nationalbank künftighin zur Deckung der Staatsbedürfnisse herangezogen werden dürfe, auf 200 Millionen fixirt und die thunlichste Beschleunigung der Maßnahmen zur Einziehung des Staatspapiergeldes versprochen wurde. Ueber einen späteren Antrag des Finanzministers wurde die Einziehung der im Umlauf befindlichen Banknoten von 2 und 1 Gulden und deren Umtausch gegen Reichsschatzscheine genehmigt, und die Beseitigung des Staatspapiergeldes durch eine oder mehrere Creditoperationen in Aussicht gestellt. Die Hoffnungen, die man sich von diesen Kundmachungen versprach,

erwiesen sich als trügerisch. Die Valutaschwankungen dauerten fort. Die Wechselcourse stiegen. Daneben war ein weiterer Versuch Krauß', ein neues 5%iges Anlehen von 80 Millionen im Wege der Subscription zu placiren, im Sommer 1851 mißlungen. Diese wiederholten Mißerfolge und die Ueberzeugung, daß er weder von Seiten des Reichsrathes, in welchem Kübeck dominirte, noch weniger von Seite der Geldwelt, deren Interessen er durch das Verlangen einer Beschränkung des Escompts der Bank und durch die beabsichtigte Errichtung einer Creditcasse für Werthzahlungen an das Ausland entgegentrat, eine genügende Unterstützung erwarten dürfe, bestimmten K. um seine Enthebung vom Posten eines Finanzministers nachzusuchen, die ihm auch am 26. Decbr. 1851 gewährt wurde. Zum Mitgliede des Reichsrathes ernannt, fungirte er in dieser Eigenschaft durch weitere neun Jahre bis zum J. 1860, wo er an die Spitze der obersten Rechnungscontrollbehörde berufen und bald darauf auch zum Vicepräsidenten des Herrenhauses des Reichsrathes ernannt wurde. Ein Schlaganfall, den er auf einem Spaziergange in Schönbrunn erlitt, raffte ihn am 26. Juni 1861 hinweg. K. war ein Mann von reinstem und edelstem Charakter, von einer tiefen und vielseitigen wissenschaftlichen Bildung und einer ganz unglaublichen Arbeitskraft und Hingebung für die Interessen des Staates. Mit allen Einzelheiten des Finanzdienstes auf das Genaueste vertraut, konnte er insbesondere in allen Steuer- und Zollfragen als Autorität gelten. Die mannigfachen Mängel, die manchen seiner Gesetzentwürfe anhaften, mögen durch die Eile entschuldigt werden, mit welcher die Redaktion, die er häufig persönlich besorgte, wegen des Dranges der Verhältnisse erfolgte. Daneben läßt sich nicht in Abrede stellen, daß es ihm für die höheren finanziellen Fragen theils an dem höheren Ueberblick, theils auch an der nöthigen Entschlossenheit gebrach. Als gründlicher Optimist und dennoch Skeptiker schrak er nur zu oft vor einer durch die Verhältnisse gebotenen gewaltsamen Lösung der übernommenen Finanzwirren zurück und ließ hierdurch die Finanzmisere in Oesterreich immer tiefere Wurzeln schlagen. Ein Mann von wahrer und tiefer Religiosität, haßte er nichts so sehr als die ostentativen Kundgebungen dieses Gefühles und ließ sich durch seinen inneren Drang nie zu einer Preisgebung des öffentlichen Interesses bestimmen. Bezeichnend in dieser Beziehung ist es, daß K. insbesondere gegen die Thun'schen Verordnungen vom 18. und 23. April 1850, womit dem Episkopate der Verkehr mit Rom freigegeben und die bischöfliche Jurisdiction wieder eingeführt wurde, im Kabinete, und späterhin gegen den Abschluß des Concordates im J. 1855 im Reichsrathe am Entschiedensten Opposition machte. In allen Lagen des Lebens seiner Ueberzeugung treu folgend, und stets ungebrochenen Muthes gegenüber den ihn umgebenden Schwierigkeiten und Gefahren schied er, allerwärts von der höchsten Achtung begleitet, aus diesem Leben.

Wurzbach, Biogr. Lexikon, 13. Band, S. 150 ff. Nekrolog in der Wiener Zeitung vom J. 1861. Nr. 258. Reschauer, Die Wiener Revolution. Beer, Die Finanzen Oesterreichs, Leipzig 1877. Sommaruga.

Kraußer: Johann Konrad K., Bildhauer, geb. am 31. März 1815 zu Nürnberg von schlichten Eltern. Nachdem er einen dürftigen Unterricht in der Volksschule genossen, kam er zu einem Drechsler in die Lehre. Da er Neigung und Anlagen für die bildende Kunst zeigte, erhielt er zugleich Unterricht im Zeichnen durch Heideloff und im Modelliren durch Burgschmidt, studirte auch auf der unter Reindel's Leitung stehenden Kunstschule. Trotzdem blieb er vorerst bei seinem Handwerk, ging für drei Jahre auf die Wanderschaft und arbeitete nach seiner Rückkehr noch ein Jahr lang als Geselle an der Drehbank. Dann endlich fand er Mittel zur Uebersiedelung nach München, wo er die Kunstakademie besuchte und sich besonders an Ludwig Schwanthaler an-

schloß. Von München ging er nach Dresden und setzte auf der dortigen Kunstakademie seine Studien unter Hähnel's Leitung fort. Von dort kehrte er in sein Vaterland zurück und lebte daselbst in einfachen Verhältnissen bis zu seinem am 25. Januar 1873 erfolgten Tode. — K. war in verschiedenen Techniken, der Arbeit in Stein, Elfenbein, Holz und selbst in Bronceguß geübt und hat seine Modelle fast immer selbst ausgeführt. Von seinen Arbeiten wären zu nennen: die Bildschnitzereien am Hochaltar der Hauptkirche zu Rottweil, die Grabdenkmäler der Generale von Lesuire und von Peetze auf dem Militärkirchhofe zu Nürnberg, ein kolossaler Christus im Seckendorf'schen Erbbegräbniß zu Unterleitner in Mittelfranken, das Grabdenkmal von Börner auf dem Johanniskirchhofe zu Nürnberg, das Bronce-Epitaph für Lothar von Faber in der Kirche zu Stein bei Nürnberg, eine kolossale Schillerbüste, die Skizze zu einem Goethe-Denkmal für Berlin und das Modell zu dem erst nach seinem Tode in Bronce gegossenen Ehrendenkmal für den Dichter Hans Sachs auf dem Spitalplatze zu Nürnberg.

Leipziger Illustrirte Zeitung 1873. Nr. 1587. R. Bergau.

Kraut: Christian Friedrich K., stammte aus dem Magdeburgischen, woselbst seine Familie seit längerer Zeit ansässig war. Sein Geburtsjahr, das sich nicht genau ermitteln läßt, fällt etwa in die Zeit von 1650—60. K. zeigte schon als junger Mann im Dienste der Magdeburgischen Amtskammer zu Halle hervorragende Anlagen, die ihn frühzeitig zu dem wichtigen Amte eines Magdeburgischen Kammermeisters und Directors des Salzwesens emporhoben. Als Kurfürst Friedrich Wilhelm den Besitz des Herzogthums Magdeburg angetreten hatte (1680), lenkte sich seine Aufmerksamkeit bald auf den jungen Kammermeister, dessen Verdienste um die Hebung der magdeburgischen Kammer-Intraden für sich selbst sprachen. Er berief ihn nach Berlin in die Stelle eines kurmärkischen Landrentmeisters, mit der er nach der Ernennung Wilhelm Heinrich Happe's zum General-Einnehmer der Kriegsintraden, das von diesem bis dahin bekleidete Amt eines Ober-Contributionseinnehmers der Kurmark verband. Zu noch bedeutenderer Wirksamkeit stieg der noch jugendliche Mann unter dem Nachfolger des Großen Kurfürsten, Friedrich III./I. Bei der Begründung der Geh. Hofkammer zu Berlin, der Centralbehörde für die Verwaltung der Civil-Intraden, Februar 1689, erhielt er auf die Empfehlung des ersten Hofkammerpräsidenten, Dodo Frhrn. v. Knyphausen, Sitz und Stimme in dieser hohen Behörde in der freieren Stellung eines „Amtskammerraths in allen Provinzen", eines ständigen Hilfsarbeiters, wie man heute sagen würde. Sein fester Anschluß an die Administration Dankelmann-Knyphausen, sein Talent, wie seine unerschöpfliche Arbeitskraft brachten ihn seitdem immer höher hinauf, so daß er zuletzt, seit 1696—1698 die Leitung der General-Kriegs- und der General-Domänen-, wie einer Anzahl von Special-Kassen in seiner Hand vereinigte. Ohne den Namen zu führen, ist er der erste Generaleinnehmer und gleichzeitig der erste Generalcontroleur der brandenburgisch-preußischen Finanzen, der erste Finanzminister, wie wir es heute bezeichnen würden. Diese ebenso wichtige wie verantwortungsvolle Stellung versah er mit der Unterbrechung einer kurzen Zeit 1698/99 bis zu seinem Tode, Mitte August 1714, nahezu zwei Jahrzehnte hindurch. Es ist nicht erstaunlich, daß er auf diesem bedeutsamen und lukrativen Posten unter der faktiösen Regierung Friedrichs Anfechtungen aller Art zu erdulden hatte. Zunächst wurde er schon 1698 in den Sturz seiner Gönner Dankelmann-Knyphausen verwickelt. Zwar war er noch gleich dem letztgenannten in die zur Untersuchung der Finanzen 1698 gebildete Commission berufen worden. Doch wurden bei dieser scharfen und parteiischen Untersuchung sowohl gegen Knyphausen wie gegen ihn soviel Verdachtsgründe zusammengebracht, daß sie aus

der Commission auszutreten und ihre eigene Geschäftsführung zu vertheidigen angewiesen wurden. Es war nicht schwer ein Schuldig zu sprechen über Männer, die man schuldig finden wollte und die selbst beim besten Willen die von ihnen eingeführte strenge Etatsaufstellung den ihnen gemachten Zumuthungen gegenüber nicht immer hatten aufrecht erhalten können. Wegen „Malversationen" seiner Dienste enthoben und mit empfindlicher Strafe bedroht, gelang es ihm durch eine bedeutende Zahlung aus seinen Privatmitteln eine Amnestie, bald den Wiedereintritt in sein Amt zu erwirken; beides gleich charakteristisch für die Verwaltung Wartenberg-Wittgenstein, die eben eingesetzt hatte. Eine zweite ähnliche, wenn auch minder gefährliche Krisis machte K. ein Jahrzehnt später, 1708 durch. Wieder regten sich wider ihn Beschuldigungen verfänglicher Natur. Er sollte die 8 oder 9 Kassen, die er gleichzeitig verwaltete, nicht klar auseinander gehalten, Virements aus der einen in die andere vorgenommen, den eigenen Vortheil bei Vorschüssen zu Kriegszwecken gar zu sehr wahrgenommen haben. Daß er von seiner kaum kontrolirbaren Stellung den zu jener Zeit üblichen Gebrauch gemacht, sich durch Vorschüsse an den Staat einen hohen Zins zu erwirken, scheint schwer bestreitbar. Dies mag er selbst empfunden haben, denn freiwillig bot er seine Demission aus allen seinen Stellungen an. Dieselbe wurde jedoch nicht angenommen. Der unermüdliche, überaus gewandte und inzwischen persönlich reichgewordene Mann war in den Finanzen während der schweren Kriegszeit nicht zu entbehren. Er stieg im Gegentheil bald darauf, 1712, bei der kollegialischen Einrichtung des Generalkriegskommissariats zur Stelle des ersten Raths in dieser Behörde unter der Leitung Blaspiels und Fr. Wilhelms v. Grumbkow empor. Mit der feinen Witterung eines in der Verwaltung ergrauten Beamten beeilte er sich indeß schon Ende 1712, kurz vor dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I., abermals seine Entlassung anzubieten. Dieselbe wurde auch jetzt nicht angenommen und K. behielt seine Stellung wie oben berührt, bis zu seinem Tode. Doch nahm er unter Friedrich Wilhelm entfernt nicht mehr die frühere Stellung ein. Eine der ersten Maßregeln dieses Königs war die Bestellung eines besonderen General-Kontroleurs der Finanzen in der Person seines persönlichen Vertrauten Ehrenreich Bogislav v. Creutz. Damit war auch für K. und vielleicht für diesen in erster Reihe ein Aufseher geschaffen, der ihn auf Schritt und Tritt überwachte. Er beschränkte sich seitdem auf die Erledigung der speciellen Pflichten seines Amts im General-Commissariat, der Sorge für das Marsch- und Verpflegungs-, Quartier-, Subsidien- und Kassen-Wesen der Armee, eine Thätigkeit, die nach seinem Tode auf seinen jüngeren Bruder Joh. Andreas, den Geh. Kriegsrath und späteren dirigirenden Minister überging. Als Kraut's Verdienst ist es in erster Reihe zu bezeichnen, daß das Heer die langen Jahre des spanischen Erbfolgekrieges hindurch trotz der großen Ansprüche des Hofes, richtig verpflegt und besoldet, ausgerüstet und noch beträchtlich vergrößert werden konnte. Seine Gewandtheit in der Beitreibung der Subsidien, Contributionen Befreundeter und Anleihen, in der Ueberweisung der Kriegsgelder an die verschiedenen zeitweilig über halb Europa zerstreuten preußischen Corps stand zu seiner Zeit ohne Gleichen da und erweckte die Bewunderung der Zeitgenossen. Zum Glück für ihn starb er im rechten Augenblick, als in dem jungen Könige eine neue Kraft erstand, die seine Thätigkeit in ebenso vollendeter und gänzlich uneigennütziger Weise zu übernehmen gewillt und im Stande war. Von Kraut's Familienverhältnissen verlautet nichts. Ob ein in der Kammerverwaltung der folgenden Regierung vorkommender Rath seines Namens direct von ihm oder seinem Bruder Joh. Andreas abstammte, muß dahingestellt bleiben.

Neben den Akten des Geh. Staats-Archivs zu Berlin, Histor.-politische Beiträge II, 1. S. 108—110. Isaacsohn, Geschichte des Preuß. Beamtenthums II, 185, 259 ff., 305 ff., 351, 352.

S. Isaacsohn.

Kraut: Johann Andreas v. K., wurde am 17. Juli 1661 im Magdeburgischen geboren. Ueber seine Jugend und Erziehung fehlen nähere Nachrichten. Unter Friedrich III./I., König von Preußen, finden wir ihn zunächst in der magdeburgischen Rathskammer zu Halle neben seinem älteren Bruder Christian Friedrich (s. o.) thätig. Seine hervorragende Begabung für den Handels- und Gewerbe-Ressort, sowie das Ansehen seines Bruders zogen ihn nach Berlin. Doch läßt sich der Zeitpunkt, in dem er nach der Residenz berufen wurde, nicht genauer angeben. Es scheint, daß dies in den ersten Monaten Friedrich Wilhelms I. geschehen sei, der auf die Hebung von Handel und Gewerbe von vornherein sein Augenmerk ganz vorzüglich richtete. Den Sommer des J. 1713 muß er benutzt haben, um sich über die märkischen Verhältnisse zu orientiren. Den ersten Entwurf zu der Schöpfung, die seinem Namen ein ewiges Andenken verleiht, des Lagerhauses zu Berlin, sowie zur Gestaltung des ihm zugedachten Commerz- und Fabrikdepartements überreichte er dem Könige am 19. August 1713. Es war dieser Entwurf das erste Ergebniß längerer Besprechungen und Verhandlungen gewesen. K. erklärte sich zur Uebernahme dieses Departements nur unter der Bedingung bereit, daß er die absolute oberste Leitung desselben haben, ohne seinen Beirath und seine Zustimmung nichts in demselben verordnet und alle seine begründeten Vorschläge acceptirt würden. Das große Vertrauen des Königs zu Kraut's Fähigkeit und Verläßlichkeit geht daraus hervor, daß er auf diese sonst von ihm wol nie wieder bewilligten Bedingungen ausnahmslos einging. So wurde denn K. der erste preußische Handels- und Gewerbe-Minister, wenngleich er sich mit dem Titel eines Geheimen und Kriegsrathes (1714) begnügte. Gleichzeitig wurde er ordentliches Mitglied des eben (1713) begründeten Geh. Finanz-Directoriums, der obersten Domänen-Verwaltungsbehörde und zwar mit dem ersten Range nach den beiden Präsidenten Gröben und Kameke, denen er nebst Friedrich v. Görne, 1718 in der Stellung eines Präsidenten nachfolgte. Den Mittelpunkt seiner Thätigkeit für die Hebung der Manufactur bildet der glückliche Versuch, die Kurmark und weiter den ganzen brandenburgisch-preußischen Staat aus einem Consumenten zum Producenten wollener und anderer Gewebe zu machen. Das Lagerhaus, das den Mittelpunkt und das Vorbild für die Wollverarbeitung des ganzen Landes bildete, entwickelte sich, trotz der ihm vom Könige bewilligten großen Privilegien, wie Festsetzung der Wollpreise im Lande, Vorkaufsrecht für die einheimische Wolle, Monopol für den Verkauf wollener Waaren u. dgl. m. trotz mehrfacher Vorschüsse der Landschaft und Kraut's unausgesetztem Eifer in den ersten Jahren nur äußerst langsam. Nicht nur setzte K. sein Privatvermögen dabei zu, sodaß die kurmärkische Landschaft nach seinem Tode mit einem zweiten Zuschuß eintreten mußte, nur um es solvent zu erhalten, sondern sein persönliches Ansehen litt bei diesem Gange der Entwickelung, zumal alle kleinen Fabrikanten und Arbeiter aufs entschiedenste gegen die neue Einrichtung protestirten. Dies führte 1717 dazu, daß ihm Görne als zweiter Director an die Seite gesetzt wurde. Der nicht günstigere Erfolg der nächsten fünf Jahre lehrte freilich, daß die Schuld für die bisherigen geringen Erfolge nicht K. persönlich traf. Eine solche Entwickelung bedurfte außer viel bedeutenderen Geldmitteln der Zeit, um geeignete Arbeitskräfte heranzubilden und dieselben im Lande allerorten anzusetzen. Erst die spätere Zeit lehrte, daß K. sowohl bei der Begründung dieser Anstalt, — die später in ein staatliches Unternehmen verwandelt wurde — wie bei seiner Handels- und Gewerbe-Politik im Allgemeinen von richtigen und zeitgemäßen Principien ausging. Daher befand er sich auch im Großen und Ganzen im Einklang mit seinem Könige. Der König bekundete seine Anerkennung für Kraut's Thätigkeit trotz einzelner Mißhelligkeiten durch seine Berufung zum dirigirenden Minister und Vicepräsidenten des 3. Departements des General-Directoriums, gelegentlich der Gründung dieser hohen Be-

hörde, 15. Januar 1723. Dadurch stieg K. auch äußerlich zu dem Range empor, der ihm nach seiner Thätigkeit und Stellung seit einem Jahrzehnte gebührte. Sein Departement umfaßte neben den mittleren Provinzen, Kurmark, Magdeburg und Halberstadt, in denen die Wollen-Industrie seit Alters geblüht hatte, auch die Marsch- und Verpflegungssachen der Armee, d. h. zwei unter sich disparate und beides gleich ausgedehnte Departements. K. achtete nicht darauf, daß die Erledigung aller hierher gehörigen Geschäfte, verbunden mit der Aufregung, die ihm die precäre Lage des Lagerhauses bereitete, seine Gesundheit schnell untergrub. Ohne zu wanken hielt er im Dienst fast bis zum letzten Athemzuge aus. Nur wenige Wochen vor seinem am 23. August 1723 im Alter von knapp 62 Jahren erfolgenden Tode nahm er einen Urlaub an, von dem er nicht mehr zurückkehrte. Preußen verdankt seiner kühnen und besonnenen Initiative die Wiederbelebung der verfallenen Wollen-, später der gesammten Textilindustrie, sowie gemeinsam mit dem Könige die Herstellung jenes Merkantil- und Schutzzollsystems, das unter den beiden großen Königen des 18. Jahrhunderts die Blüthe der inländischen Industrie gefördert und gezeitigt hat.

Außer den Akten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin sind die Notizen benutzt, die Cosmar und Klaproth, Gesch. des Kgl. Preuß. Geh. Staatsraths S. 403, 404 geben. S. Isaacsohn.

Kraut: Karl Albert K., bekannt als Mitherausgeber der ersten Bände von „Kraut und Jacobi, Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande“, welche seit 1787 erschienen und in der publicistischen Litteratur jener Zeit einen nicht unbedeutenden Platz einnehmen, war in Lüneburg am 30. Septbr. 1747 als Sohn des Pastors Ludolf Daniel K. geboren. Außer den alten Sprachen lernte er Französisch, Italienisch und Englisch und fing früh an metrisch zu übersetzen und sich in elegischer Dichtung zu versuchen. In Göttingen studirte er seit 1765 Rechte und schöne Wissenschaften, wurde Advokat und 1772 Gerichtssecretär in Lüneburg. 1780 wurde er zweiter und 1784 erster oder Proto-Syndicus der Stadt und starb am 21. Septbr. 1788. Er hatte für hanseatische Geschichte und für das Lüneburgische Stadtrecht tüchtig gesammelt, wobei Justus Möser ihn ermunterte, kam aber nur zu kleineren Arbeiten auf diesem Gebiete, die im „Hannoverschen Magazin“ von 1779, 1782 (Beitrag zu einer chronologischen Geschichte des innern Gehalts der Lübischen Währung in den mittleren Zeiten) und 1786 („Von der Policey der deutschen Städte, insonderheit der niedersächsischen im 13., 14., 15. und 16. Jahrhundert“) erschienen. Seit 1786 schrieb er für die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ und correspondirte für das „Journal von und für Deutschland“. „Sinngedichte und Elegien“ von ihm brachte der Göttinger Musenalmanach seit 1771, darunter 1784 die „Elegie eines Augenkranken“; der Leidende war K. selbst. Ein Aufsatz „Das leere Grab“, nach dem Tode seiner ersten Frau Anna Elisabeth Ehrhardt geschrieben, steht im Deutschen Museum von 1779. 1782 hatte er sich zum zweiten Male verheirathet, mit Maria Dorothea Jordan aus Magdeburg. In der Lüneburger Freimaurerloge bekleidete er das Amt des Sprechers.

Annalen der Braunschw.-Düneb. Churlande 3 (1789), Heft 3. S. 522 ff. Krause.

Kraut: Wilhelm Theodor K., Dr. jur., Germanist, geb. am 15. März 1800 zu Lüneburg, † am 1. Januar 1873 in Göttingen. Auf den Gymnasien seiner Vaterstadt und zu Gotha vorbereitet, ging er 1819 nach Göttingen, wo er Hugo, dann von 1820 bis Michaelis 1821 nach Berlin, wo er namentlich Savigny und Eichhorn, die Altmeister der historischen Schule, hörte; die Vorträge des letzteren waren auf Kraut's Studien von wesentlichem Einfluß. Am 10. August 1822 erwarb er die juristische Doctorwürde und habilitirte sich im October des nämlichen Jahres für deutsches Recht an der Universität Göttingen,

an der er volle fünfzig Jahre als öffentlicher Lehrer in hervorragender Weise wirkte; 1825 wurde er Beisitzer des dortigen Spruchcollegiums, 1826 schrieb er die Abhandlung „De argentariis et nummulariis“ (Göttingen), worauf er am 1. Juli 1828 außerordentlicher, am 21. Januar 1836 ordentlicher Professor des deutschen Privatrechtes wurde. Gelegentlich des hannöverschen Verfassungsstreites unter König Ernst August veröffentlichte er 1837 mit fünf anderen Docenten eine Erklärung, worin das Verhalten der bekannten „Göttinger Sieben“ zu rechtfertigen versucht wird, um die denselben drohende Entlassung abzuwenden, welcher Versuch jedoch erfolglos blieb. 1850—53 war er als gewählter Vertreter der Universität Göttingen Mitglied der ersten hannöverschen Kammer und erhielt 1870 den Titel eines geheimen Justizrathes. — Als Mitglied des deutschen Juristentages wohnte er in der Regel dessen Versammlungen bei, ohne sich jedoch an den Verhandlungen unmittelbar zu betheiligen. Sein Hauptwerk führt den Titel: „Die Vormundschaft nach den Grundsätzen des deutschen Rechtes“ (Göttingen 1835—59, 3 Bde.). Im ersten Bande befinden sich Einleitung und Lehre „von der Vormundschaft überhaupt“; der zweite (1847) (nach Inhalt und Umfang bedeutendste) behandelt in geschichtlich-dogmatischer Weise die einzelnen Arten der Vormundschaft, wobei im 3. Capitel die wichtige „Geschlechtsvormundschaft“ unter gründlicher Berücksichtigung der Statutarrechte besonders eingehend dargestellt ist (S. 266—584); der dritte und letzte Band bespricht die Lehensvormundschaft und die vorwiegend dem Gebiete des Staatsrechtes angehörende Regierungsvormundschaft (S. 111—260). Kraut's Werk, ein Meisterwerk ersten Ranges, an dem er — allerdings mit Unterbrechungen 24 Jahre arbeitete, ist das beste, welches über das Vormundschaftswesen geschrieben wurde, und hat dem Verfasser einen dauernden Platz in der civilistischen Litteratur errungen. Außerdem veröffentlichte er: „De codicibus Lüneburg. quibus libri jur. Germ. medio aevo scripti continentur“, Göttingen 1830. Dann (zunächst für seine Zuhörer) „Grundriß zu Vorlesungen über das deutsche Privatrecht mit Einschluß des Lehen- und Handelsrechts“, Göttingen 1830, 5. Aufl. Berlin 1872. „Das alte Stadtrecht von Lüneburg“ (dem Geburtsorte Kraut's), Göttingen 1845. — Endlich besorgte er die 5. Auflage von Wiese's Handb. des Kirchenrechtes 1826. — K. war ziemlich klein von Gestalt mit feingeschnittenen Gesichtszügen, und ließ nach Wesen wie äußerer Erscheinung unschwer den Mann der Wissenschaft errathen. Mit seltener Rüstigkeit konnte der emsige Gelehrte bis ins hohe Alter nicht nur seiner litterarischen Thätigkeit, sondern auch seinem akademischen Berufe nachgehen. Erst in den letzten Lebensjahren wurde er kränklich und starb in den Weihnachtsferien 1872 an einem rasch entwickelten Nierenleiden.

Gött. Nachr. von der k. Gesellschaft der Wissenschaften, Jahrg 1875, Nr. 10, S. 267. — Priv. Mittheilungen. Eisenhart.

Krautheimer: Martin K., katholischer Geistlicher, geb. 1790 in Mainz, erst einige Zeit Professor am Seminar in Mainz, dann Pfarrer an mehreren Orten der Diöcese (zu Nierstein, Planig etc.) † am 20 Juni 1869 zu Mainz, ist der Verfasser eines guten und von katholischen Geistlichen und Lehrern früher viel gebrauchten katechetischen Handbuches, welches zuerst unter dem Titel „Vollständige Erklärung des Katechismus von Canisius mit besonderer Rücksicht auf den Mainzer Katechismus“, 1829, dann unter dem Titel „Gründliche Unterweisung in der katholischen Religion nach dem Plane des Petrus Canisius mit Rücksicht auf die übrigen Diöcesankatechismen Deutschlands“ erschien, 3 Theile, 4. Aufl. 1845. Außerdem hat K. u. a. einen „Katechismus“ 1846 und „Homilien“, 2 Bände, 1842. 43 veröffentlicht. Reusch.

Kray: Paul K., Freiherr von Krajowa: Feldzeugmeister, Commandeur des Maria-Theresienordens, ward am 5. Febr. 1735 zu Käsmark in Ungarn geboren. — Der Fürstprimas Csaky, welcher die Verdienste des Vaters (Haupt-

mannes in k. österreichischen Diensten) hochschätzte, war der Wohlthäter seiner Jugend. Dieser ließ ihn erst in Schemnitz, dann in Wien studiren und sorgte für alle Bedürfnisse seines Schützlings. Ein 18jähriger Jüngling trat K. als Cadet im J. 1754 in das k. k. 31. Linien-Infanterieregiment (damals Samuel Freiherr Haller von Hallerstein) und machte den 7jährigen Krieg mit. Vom Grenadierhauptmann wurde K. 1778 Major außer der Tour bei Preysach-Infanterie (Nr. 39); im J. 1783 Oberstlieutenant beim 2. Szekler-Grenz-Infanterieregiment. Im J. 1784 dämpfte K. den in Siebenbürgen ausgebrochenen bedeutenden Agraraufstand der Walachen und wurde für diesen wichtigen Dienst 1785 Oberst und Commandeur des 1. Walachen-Grenz-Infanterieregiments. Im Türkenkriege (1788—1790) erwarb K. sich besondere Verdienste und hierdurch das Klein-(Ritter-)Kreuz des Militär-Maria-Theresienordens. Im Mai 1790 außer der Tour zum Generalmajor befördert, erhob ihn der Kaiser im Juli desselben Jahres in den erbländischen Freiherrenstand mit dem Ehrenzusatze „von Krajova“, welchen Ort er im J. 1789 in der kleinen Walachei besetzt hatte. Im September desselben Jahres erhielt Generalmajor K. während des Waffenstillstandes und bis zum Abschluß des Friedens den Oberbefehl über die Truppenstellung am Altflusse. — Im December wurde ihm das Truppencommando in der kleinen Walachei überantwortet. — Uebermäßige physische Anstrengungen und klimatischer Einfluß der ungesunden Gegenden, welche der Schauplatz seiner letzten Thätigkeit waren, hatten Kray's Körperkraft so sehr untergraben, daß er zur Erstarkung derselben die Bäder in Mehadia brauchen und sich im Juli des J. 1791 ganz vom Dienst zurückziehen mußte. — Als Prinz Coburg im ersten französischen Revolutionskriege (1793) das Commando der Armee in den Niederlanden übernommen hatte, wurde Generalmajor K. auf dessen ausdrücklichen Wunsch dahin berufen, wo er, am 1. April im Hauptquartier zu Brüssel eingetroffen, das Commando der Vorhut übernahm. In den Gefechten bei Famars (23. und 24. Mai), Courtray (15. Septbr.), bei der Erstürmung von Menin (16. Septbr.), im Treffen bei Etreux (30. Septbr.), im Gefechte bei Orchies (24. Octbr.), sowie während der Belagerung von Valenciennes hatte Generalmajor K. sich große Verdienste erworben, welche durch die Verleihung des Commandeurkreuzes des Maria-Theresienordens (1794) belohnt wurden. — Die Armeeberichte des J. 1794 nennen K. in den Schlachten von Landrecies, Charleroy, Fleurus mit großer Auszeichnung. Wie sehr Generalmajor K. sich der Werthschätzung des Erzherzog Karl erfreute, zeigt ein Brief, den derselbe zu Ende des J. 1795 vom Erzherzoge empfing und welcher unter Anderem folgende Stelle enthielt: „Gewiß konnte dieser Feldzug kein glücklicheres, kein glänzenderes Ende nehmen. Er hat unsere Armee mit Lorbeeren gekrönt; gezeigt was Oesterreicher unter guten Anführern zu leisten im Stande sind, und was sie allein vermögen. Mit wahrer Theilnahme habe ich Ihren Namen fast immer in den von der Armee kommenden Berichten gefunden, Sie immer an der Spitze der Avantgarde der Armee den Weg zum Siege vorbereiten gesehen.“ Im J. 1796 (5. März) zum Feldmarschall-Lieutenant vorgerückt, focht K. in Deutschland unter dem Erzherzog Karl, schlug am 19. Juni den französischen General Kleber, auf dessen Rückzuge in das verschanzte Lager von Düsseldorf bei Kircheip (Uckerath) und blieb, als der Erzherzog an den Oberrhein rückte, bei dem kleinen Heere, welches Feldzeugmeister Wartensleben zwischen der Lahn und Sieg befehligte. — An der Sieg fiel Divisionsgeneral Marceau bei Altenkirchen tödtlich verwundet. Er war einer der tüchtigsten Offiziere der Republik. K. ließ den Leichnam bei Neuwied den französischen Vorposten durch ein Ehrengeleite von Barco-Husaren übergeben. Der Commandant der Vorposten, General Castelvert, drückte ihm seinen Dank hierfür brieflich in folgenden

Worten aus: „Die ganze Armee hat mit Interesse ihr großmüthiges Betragen in Betreff des General Marceau vernommen. Es ehrt Sie, Herr General, und die Nation der Sie angehören, und ich bezeuge Ihnen öffentlich meine Erkenntlichkeit dafür". Im Anfang des J. 1797 focht Feldmarschalllieutenant K. unter Feldmarschalllieutenant Baron Werneck, welcher den rechten Flügel der Armee an der Lahn befehligte. Der am 18. April in Leoben abgeschlossene Präliminarfriede beendigte diesen Feldzug. — Im September des J. 1798 erhielt Feldmarschalllieutenant K., der inzwischen einige Zeit zur Herstellung seiner Gesundheit in Pesth geweilt hatte, die Bestimmung zur Armee in Italien, wo er zunächst eine Division im Venetianischen commandirte, nach dem Tode des Prinzen von Oranien, welcher an Stelle des Feldzeugmeisters Graf Wallis zum Commandirenden ernannt war, jedoch als ältester General im Range den Oberbefehl des Heeres bis zum Eintreffen des neuen Oberfeldherrn, General der Cavallerie Freiherrn von Melas, übernahm. In den letzten Tagen des März (1799) eröffnete der französische Obergeneral Scherer die Feindseligkeiten. Während das Treffen bei Pastrengo nachtheilig für die österreichischen Waffen endete, wurden die Angriffe des Feindes bei Verona und Legnago (26. März) zurückgeschlagen und am 5. April der schöne Sieg bei Magnano errungen. General Scherer verstärkte die Besatzungen von Mantua und Peschiera und zog sich mit 28 000 Mann hinter den Oglio, später hinter die Adda zurück. Mantua wurde von den Oesterreichern eingeschlossen. — In der kurzen Zeit von 11 Tagen hatte Feldmarschalllieutenant K. durch die errungenen Vortheile so ziemlich das Schicksal Italiens entschieden und die Siege Suwarow's und Melas', welch' letzterer am 12. April das Obercommando von K. übernahm, vorbereitet. — K., zum Feldzeugmeister befördert, nahm hierauf das Castell von Brescia (21. April), die Festung Peschiera (6. und 7. Mai) und wurde mit der Einschließung der Festung Mantua beauftragt, welche er in kurzer Zeit, wegen Annäherung der französischen Armee unter Macdonald, aufheben mußte, diesen Platz aber am 27. Juli nach nur dreiwöchentlicher Belagerung eroberte. Dann vereinigte er sich mit der Hauptarmee bei Alessandria und hatte an den glücklichen Tagen bei Novi (15. August) und Fossano (17. Septbr.) entscheidenden Antheil. — Im November dieses Jahres wurde Feldzeugmeister K. vom Kaiser, der ihn nach der Schlacht von Novi zum Inhaber des Infanterieregiments Nr. 34 ernannt und bei dem Ankaufe der Cameralherrschaft Tepollya einen Nachlaß von 100 000 fl. gewährt hatte, nach Wien berufen und ihm der Oberbefehl über das Heer in Deutschland nach dem Rücktritte des Erzherzogs Karl übertragen. — Feldzeugmeister K. ging am 5. März des J. 1800 von Wien ab und traf am 17. März im Hauptquartier zu Donau-Eschingen ein. In dieser neuen Stellung war ihm das Glück nicht günstig. Ein widriges Geschick umschleierte den Ruhm seiner Thaten. K. stand mit 95 000 Mann bei Liptingen und Stockach. Feldmarschalllieutenant Prinz Reuß deckte mit 25 000 Mann Vorarlberg und Tirol. Philippsburg, Ulm und Ingolstadt waren mit 7000 Mann besetzt. Die französische Rheinarmee zählte 110 000 Mann. Moreau überschritt Ende April bei Kehl und Alt-Breisach den Rhein, siegte in den Gefechten bei Engen, Stockach, Möskirch, Biberach und Memmingen und drängte K. bis Ulm zurück, wo er am 11. Mai eintraf. An der Iller bei Erolzheim und Ochsenhausen (5. Juni) geschlagen, zog sich Feldzeugmeister K. über Nördlingen nach Neuburg, endlich bis an den Inn zurück. Die Franzosen besetzten München. K., von der Unmöglichkeit überzeugt das siegreiche Vordringen des überlegenen französischen Heeres zu hindern, machte am 12. Juli dem französischen Oberfeldherrn Moreau Vorschläge zu einem Waffenstillstande. Es wurden in Folge dessen zwischen em österreichischen Ingenieurgeneral General Dietrichstein-Proskau und dem

französischen Brigadegeneral Victor Fanneau-Lahorie zu Parsdorf Unterhandlungen eröffnet, welche bis zum 15. währten, an welchem Tage eine Uebereinkunft zu Stande kam. Die Eingänge Tirols am Lech sammt Regensburg blieben den Oesterreichern; Philippsburg, Ingolstadt und Ulm den Franzosen. Eine zwölftägige Aufkündigung der Waffenruhe sollte dem Anfange neuer Feindseligkeiten vorangehen. Hier stand Feldzeugmeister K. an der Grenze seiner rühmlichen Laufbahn. Des Oberbefehls über die Armee von seinem Monarchen enthoben, übergab er denselben einstweilen an den im Range ältesten General-Feldmarschalllieutenant Johann Grafen Kolowrat, verließ die Armee am 31. Juli und zog sich in die Stille des Privatlebens zurück, wo ihm nur vier Jahre der Ruhe gegönnt waren, theils zu Topollya, theils zu Pesth lebend, verschied er in letzterer Stadt am 19. Januar 1804. — Feldzeugmeister K. hat durch eine lange Reihe von Jahren so manches Unvergeßliche geleistet. Ein widriges Geschick vergönnte ihm nicht, in Deutschland das österreichische Heer mit einem, dem hohen Ruhme seiner Thaten in Italien entsprechenden Erfolge zum Siege zu führen. Dessen ungeachtet wird Feldzeugmeister Kray's Name immerdar eine ehrenvolle Stelle unter den Namen jener Feldherren einnehmen, die sich mit edlem Enthusiasmus den Interessen ihres Souveräns und ihres Vaterlandes hingegeben und während ihrer kriegerischen Laufbahn glanzvolle Verdienste um den Staat sich erworben haben.

K. A.

Krazer: Andreas Augustin K., katholischer Geistlicher, geb. am 11. Juli 1735 zu Bamberg, † am 18. März 1811. K. machte seine Studien zu Straßburg und Wien, trat 1758 zu Augsburg in den Dominicanerorden, wirkte als Lehrer und Prediger in mehreren Klöstern, zuletzt in Gnadenthal bei Hechingen und erhielt nach der Aufhebung dieses Klosters 1803 von dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen eine Stiftspräbende. Nachdem er vorher einige kleine liturgische Abhandlungen herausgegeben, veröffentlichte er 1786 ein größeres Werk: „De apostolicis nec non antiquis ecclesiae occidentalis liturgiis ... caeterisque rebus ad liturgiam pertinentibus liber singularis“.

Jaeck, Pantheon von Bamberg, S. 623. Reusch.

Krebs: Johann Ludwig K., geb. den 10. Febr. 1713 zu Buttelstädt bei Weimar. Sein Vater, Johann Tobias Krebs (geb. 1690), Cantor und Organist daselbst, war musikalisch gut begabt und nahm noch von Buttelstädt aus Unterricht bei Seb. Bach zu Weimar im Orgel- und Clavierspiel. Die Verehrung, welche er in Folge dieses Unterrichts für seinen genialen Lehrer gewann und zeitlebens bewahrte, veranlaßte ihn später seine drei Söhne auf die Thomasschule nach Leipzig zu schicken, wo Bach inzwischen als Cantor angestellt worden war. Von ihnen war der älteste, Johann Ludwig, für Musik der begabteste. Er kam auf die Thomasschule 1726 und vollendete seine Ausbildung auf derselben 1735. Da er sich auch tüchtige wissenschaftliche Kenntnisse erworben hatte, so gefiel es ihm, noch zwei Jahre auf der Leipziger Universität zu studiren. Er wollte nur seine allgemeine Bildung vervollständigen; eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen, wie dies später seine jüngeren Brüder Johann Tobias und Johann Karl thaten, war nicht seine Absicht. Die Natur halte ihn mit zu großer Entschiedenheit auf den Weg des Musikers gewiesen. Keiner erkannte dies sicherer als sein großer Lehrer Bach, der für K. eine besondere Vorliebe hatte. Außer den eigenen Söhnen und etwa dem späteren Schwiegersohne Altnikol hat unter seinen zahlreichen Schülern ihm wol keiner so nahe gestanden. Dies Verhältniß erlitt durch Krebs' Abgang von der Schule keine Veränderung. In dem von Bach dirigirten Musikverein mußte K. als Cembalist, also als eine Art Unterdirigent wirken. In den Kirchenaufführungen unterstützte er Bach auch als Student noch, und sprang wenn es Noth that

sogar als Dirigent ein. Wie sehr Bach seinen Schüler schätzte, beweisen die warmen Worte des Zeugnisses, mit dem er ihn bei seinem Abgange von der Schule versehen hatte, und aus dem hervorgeht, daß K. nicht nur in der Composition, im Clavier- und Orgelspiel, sondern auch auf der Violine und Laute sich zu einem Meister herangebildet hatte; es beweist es ferner der Umstand, daß Bach sich sogar dazu verstand, die Compositionen seines Schülers zu vertreiben. K. war schon als Student in Leipzig ein sehr geschätzter Musiklehrer; er verkehrte als solcher auch in Gottsched's Hause, dessen Frau er mit Erfolg in der Composition unterwies. Von Leipzig ging er nach Zwickau, wo er im April 1737 als Organist angestellt wurde. 1744 wurde er Schloßorganist in Zeitz und 1756 Hoforganist in Altenburg. In dieser Stellung ist er 1780 gestorben. Was sein Künstlerthum anlangt, so gehört er als Orgelspieler zu den größesten, welche Deutschland gesehen hat. Bach selbst meinte, keinen größeren je gezogen zu haben. Schon in den zwanziger Jahren seines Lebens wurde K. in Mitteldeutschland eine Berühmtheit und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts war er als unübertroffener Meister in weitesten Kreisen anerkannt. Auch seine Compositionsbegabung war eine bedeutende, wennschon er in dieser Beziehung nur als sehr talentvoller Epigone gelten kann. Die Richtung, welche er verfolgte, war durchaus diejenige seines Lehrers. Wer mit Bach's Compositionen vertraut ist, erkennt sofort, wie K. sich an diesen anlehnt. Auch einzelne Wendungen Bach's finden sich bei ihm wieder, ähnlich gestaltete Tongedanken, ja ganze Tonstücke scheinen absichtlich nach bestimmten Bach'schen Mustern gebildet zu sein. Daß hiermit dennoch eine gewisse Originalität vereinbar ist, weiß man, und K. hat es durch die That bewiesen. Vor allem ist die hohe Stilreinheit seiner Compositionen anzuerkennen; tief aus dem Wesen der Orgel heraus geschöpft ist alles was er für sie geschrieben hat. Auch in dieser Beziehung steht er andern Bach'schen Schülern voran, z. B. Kittel, bei welchem ein Liebäugeln mit dem Mozart'schen Clavierspiel manchmal die Reinheit der Wirkung stört. Wäre das Interesse und Verständniß für wahre Orgelmusik einer späteren Zeit nicht so sehr abhanden gekommen, so würde K. eine allgemein gekannte Künstlerpersönlichkeit sein. Verdient hat er es gewiß. Er hat auch Kammermusik für Clavier und Flöte und kirchliche Vocalcompositionen geschrieben. Doch treten die Werke dieser Gattung hinter seinen Orgelcompositionen weit zurück. Drucken ließ er mancherlei; Forkel im Musikalischen Almanach für Deutschland auf das Jahr 1783, S. 145 ff. giebt ein vollständiges Verzeichniß seiner veröffentlichten Werke. Schöne Orgelstücke finden sich in der zu Nürnberg gestochenen „Clavierübung". In neuerer Zeit hat G. W. Körner zu Erfurt im „Orgel-Virtuos" achtzehn Orgelfugen veröffentlicht, und eine „Gesammtausgabe" der Krebs'schen Orgelcompositionen in drei Abtheilungen erschien bei Heinrichshofen in Magdeburg unter Redaction von Karl Geißler.

Spitta, J. S. Bach I, S. 517 ff.; II, 721 ff. und 731 ff. Spitta.

Krebs: Johann Tobias K., ein Philolog aus Ernesti's Schule, geb. den 16. Decbr. 1718 zu Buttelstädt in Thüringen, † den 6. April 1782 in Grimma. Sohn eines Cantors, besuchte er zuerst von 1729 an die Thomasschule in Leipzig, von 1740 an die dortige Universität, wo er neben der Theologie auch den alten Sprachen, einer der ersten Schüler Ernesti's, seinen Fleiß zuwandte. Er habilitirte sich 1744, wurde aber schon 1746 Conrector am Lyceum in Chemnitz, von wo er nach fünf Jahren als Tertius an die Fürstenschule in Grimma überging, die ihn bereits 1752 in die zweite Stelle aufrücken und 1763 Rector werden sah. Er hat viel dazu beigetragen, daß auch in Sachsen die griechischen Studien wieder emporkamen; doch war er vor allem ein fester Lateiner, überhaupt aber ein entschiedener Vertreter des classischen Unterrichts, wes-

halb er auch unter den Widersachern des Philanthropinismus in erster Linie erschienen ist; er richtete gegen denselben die „Vannus critica in inanes paleas operis elementarii Basedovii“, 1774 (vgl. Allgem. Deutsche Bibliothek XXXI, 577). Daß er für die Einführung der von seinem Lehrer Ernesti gearbeiteten sächsischen Schulordnung von 1773 mit besonderem Eifer thätig war, versteht sich von selbst. Wohl zunächst für den Unterricht hat er die Werke Hesiod's (1745) und Plutarch's Schrift De audiendis poetis (1746, N. Aufl. 1779) herausgegeben; aus seinen theologischen Studien gingen hervor „Observationes in N. T. e Flavio Josepho“ (1755), „Decreta Romanorum pro Judaeis facta, e Fl. Josepho collecta“ (1768), besonders aber eine neue Ausgabe von Chr. Schöttgen's Lexicon Graeco-Latinum in N. T. (1765). Im J. 1778 erschienen seine „Opuscula academica et scholastica denuo recognita“. Er galt als gründlicher, unverdrossener und dabei anspruchsloser Schulmann.

Ueber ihn s. J. H. Mücke, Elogium J. T. Kr., Lips. 1786. 8. Vgl. Lorenz, Series praeceptorum illustris ap. Grimam Moldani (1850) 13 und Dinter's Leben 39, 52 ff. H. Kaemmel.

Krebs: Johann Philipp K., Schulmann und Philolog, geb. am 7. Juli 1771 zu Glaucha bei Halle, † am 28. Septbr. 1850. Vorgebildet auf der lateinischen Schule zu Halle widmete er sich ebendaselbst unter Fr. August Wolf seit 1788 dem Studium der Philologie. 1795 wurde er Collaborator auf dem Gymnasium zu Weilburg, 1800 Conrector und rückte bis zum ersten Professor vor, bis er 1837 in den wohlverdienten Ruhestand trat. Als ein sehr geschickter und eifriger Lehrer hat K. viel zum Aufschwung des Weilburger Gymnasiums beigetragen. Wie sehr seine Wirksamkeit als Lehrer geachtet war, zeigte sich noch im J. 1845, wo der Tag, an welchem er vor 50 Jahren als Collaborator in sein Schulamt eingeführt worden war, von der ganzen Stadt Weilburg in der herzlichsten Weise gefeiert wurde. Als Schriftsteller hat sich K. durch eine große Zahl praktisch eingerichteter Lehrbücher, die lange im Gebrauch gewesen sind, einen in weiten Kreisen bekannten Namen gemacht. Die meiste Verbreitung fand seine treffliche Anleitung zum Lateinschreiben, die noch 1860 in 11. Auflage erschienen ist und sich besonders im Privatunterricht bestens bewährt hat. Die dritte Auflage von 1822 enthält als Anhang einen kleinen Antibarbarus der lateinischen Sprache, der seit 1839 auch besonders herausgegeben wurde und so vielen Beifall fand, daß sich der Verfasser entschloß, das Büchlein zu einem größeren Werk umzuarbeiten. In dieser neuen Gestalt erschien der Antibarbarus 1837 in einem stattlichen Bande; noch größere Erweiterungen erhielt das geschätzte Werk nach dem Tode des Verfassers durch die neue Bearbeitung von Allgayer, von dessen Hand die fünfte Auflage 1876 erschienen ist.

Gersdorf's Repertorium 1850. Jahrg. VIII, Bd. 4. S. 132. Neuer Nekrolog für 1850. I, 1032 ff. N. Jahrbb. f. Phil. u. Päd. 1846. Bd. 46, S. 127 ff. H.

Krebs: Johann Baptist K., Sänger, geb. am 12. April 1774 zu Villingen in Baden, † am 2. Octbr. 1851 in Stuttgart. Auch dieser gefeierte Tenorist war von der Theologie zur Kunst gekommen. Einfacher, aber vortrefflicher Eltern Sohn, studirte er nach dem Besuch des Gymnasiums zu Villingen und Constanz, in Freiburg 2 Jahre lang katholische Theologie. Während dieser Zeit ging er oft auch nach dem nahen Donaueschingen, um dort wenigstens als Hörer an den musikalischen Aufführungen Theil zu nehmen, die der Fürst von Fürstenberg daselbst veranstaltete. Bekanntschaft mit den Musikern bewirkte vereint mit seiner innigen und unauslöschlichen Liebe für die Musik, daß er sich entschloß, seine schöne Tenorstimme von dem Hofsänger Weiß ausbilden zu lassen. Nachdem dies geschehen, wandte er sich nach Stuttgart und debütirte am dortigen Hoftheater Anfang 1795 als Prinz in der Martin'schen Oper

„Lila, una cosa rara". Sogleich engagirt wirkte K. nun als ausübender Künstler an der genannten Bühne bis 1828 und dann noch bis zum Ende der 40er Jahre als Regisseur. Auch gastirte er in verschiedenen größeren Städten und glänzte als gefeierter Kirchensänger. Die Stunden, die ihm sein eigentlicher Beruf als Sänger frei ließ, widmete K. sowohl der Ertheilung von Unterricht wie musikalischen und litterarischen Arbeiten. Man hat von ihm nicht nur Arien, Duette, Lieder und Oratorien, sondern auch Operntexte, sowohl Originale wie aus dem Italienischen übersetzte. Dazu kommen Abhandlungen über theatralische Gegenstände, Erzählungen, Gedichte, eine „Aesthetik als Wissenschaft" in freien Heften und mehrere maurerische Schriften („Der Freimaurer", Dresden 1841, „Maurerische Mittheilungen", Stuttgart 1831—40, 6 Bde. u. a.), die er unter dem Pseudonym J. M. Gneiding und J. B. Kerning veröffentlichte. Auch leitete er von 1812—1818 ein nach Pestalozzi's Methode von ihm errichtetes Musikinstitut in Stuttgart und war Meister vom Stuhl der Loge „Wilhelm zur aufgehenden Sonne". Als Sänger war sein Talent eben so bedeutend, wie die Wahrheit der Empfindung seines Vortrags; seine Stimme war von so bedeutendem Umfang, daß sie ihm einst in Cassel gestattete an drei Abenden nach einander den „Tamino", „Don Juan" und „Sarastro" zu singen. „Belmonte" (Entführung), „Fernando" (Geisterinsel), „Achilles", „Titus", „Massinissa", „Kortez", „Murney" (Opferfest) gehörten zu seinen Glanzpartien. Joseph Kürschner.

Krebs: Karl August K., wurde am 16. Januar 1804 zu Nürnberg geboren, wo seine Eltern, August und Charlotte Miedcke, Mitglieder des dortigen Nationaltheaters waren. Als die Mutter, eine beliebte jugendliche Sängerin, bald nach ihrer Uebersiedelung nach Stuttgart 1805 starb, wurde K. von dem dortigen Hofsänger Johann Baptist Krebs mit Bewilligung des Vaters an Kindesstatt angenommen und führte in Folge dessen den Namen seines Pflegevaters. Frühzeitig entwickelten sich bei dem Knaben ungewöhnliche musikalische Anlagen, schon im sechsten Lebensjahre spielte er, von Schelble unterrichtet, die Pianoforteconcerte von Mozart, Dussek, Ries rc., er machte auch durch sein Compositionstalent, das sein Adoptivvater gepflegt hatte, großes Aufsehen und gehörte zu den sogenannten Wunderkindern. Fortwährend studirte er mit unermüdetem Eifer und bildete sich unter Anleitung seines Pflegevaters und anderen ausgezeichneten Lehrern zum tüchtigen Musiker heran. Im J. 1825 begab er sich nach Wien, studirte daselbst noch bei Seyfried, zeichnete sich als Pianofortevirtuose aus und wurde am 1. April 1826 dritter Kapellmeister am Hofoperntheater. Im März 1827 folgte er einem Rufe als Kapellmeister an das Stadttheater nach Hamburg. Durch seine Thätigkeit, musikalische Bildung und durch sein großes Directionstalent erhob er die dortigen musikalischen Zustände zu höherer Bedeutung. Im J. 1830 brachte er seine schon in Wien componirte Oper „Silva, oder die Macht des Gesanges" zur Aufführung, 1834 die Oper „Agnes, der Engel von Augsburg", welche auch später in Dresden (1858 und 1863) mit Beifall aufgenommen wurde. Nach jener Zeit erschienen seine brillanten Pianofortecompositionen und seine melodiösen Lieder, welche weit verbreitet und unter den Dilettanten bekannt und beliebt sind („An Adelheid" op. 51, „Die Heimath", op. 56, „Gedenke mein", op. 64, „Mary", op. 70, „Mein Herz ist im Hochland", op. 73). Im J. 1850 wurde K. als Hofkapellmeister nach Dresden berufen, wo er einen reichen Wirkungskreis fand und ein Te Deum, mehrere Messen, Cantaten rc. componirte und zur Aufführung brachte. Seit 1871 vom Hofoperndienste entbunden, leitete er seit dieser Zeit ausschließlich die Kirchenmusik in der katholischen Hofkirche. K. feierte in Dresden 1875 sein 25jähriges Dienstjubiläum und am 1. April 1876 sein 50jähriges Dirigentenjubiläum. Mannigfache Auszeichnungen wurden ihm bei diesen Festen zu Theil.

Schon 1872 hatte ihm König Johann das Ritterkreuz des k. sächs. Albrechtsordens verliehen. 1876 erhielt er das Ritterkreuz des österreichischen Franz Josephsordens und des württembergischen Friedrichsordens, ferner das Verdienstkreuz des Ordens der wendischen Krone und das Ritterkreuz I. Classe des sachsen-ernestinischen Hausordens. In zweiter glücklicher Ehe war K. mit der noch lebenden, früher ebenfalls in Dresden engagirten trefflichen Sängerin Aloyse Michalesi verheirathet. Freude und Ruhm bereitete den Eltern ihre Tochter Mary, in der musikalischen Welt berühmt und geschätzt als ausgezeichnete Clavierspielerin. K. starb, bis einige Wochen vor seinem Tode noch dienstlich thätig, am 16. Mai 1880. Fürstenau.

Kreckwitz: Friedrich v. K., Abkömmling eines lausitzisch-schlesischen Adelsgeschlechtes, das im Laufe der Zeit auch auf dem Boden Böhmens, Oesterreichs und Ungarns heimisch wurde und in zwei Linien: Kahla und Wirchwitz (letzt. ausgest. 1632) zerfiel. Fr. v. K. war ein Sohn des Hanns († 1588), Hauptmanns im Guhrauer Kreise und brachte es zum k. Reichshofrathe und Botschafter bei der Pforte. In letzterer Stellung wurde er ein Opfer türkischer Willkür, denn er wurde auf Geheiß des Großveziers Sinan Pascha 1593, dem er die Finger zu vergolden verabsäumt hatte, gefangen gesetzt, wie ein Verbrecher behandelt und starb zu Belgrad (1594) eines elenden Todes (2. oder 4. Decbr.). Seine Begleiter, Hofkirchen, Wratislaw, Wendel und Samarin schmachteten noch länger im Kerker und auf der Galere.

Vgl. darüber die von seinem Begleiter Freih. Wenzel Wratislaw und dem Geistlichen F. Seidel verfaßte Beschreibung dieser Gesandtschaft, welche aber erst später, 1787, Leipzig, veröffentlicht wurde. Vgl. darüber Kertbeny, Bibliogr. d. ung. nationalen und internat. Lit., Budapest 1880. S. 242, 320, 480. Krones.

Kreczschmer: Bernhart K. — ist der Verfasser des Liedes: „Bis (d. h. Sei) mir gnädig, o Herre Gott, und hilf mir aus der Sünden Noth"; die Anfangsbuchstaben der 19 Strophen ergeben seinen Namen. Das Lied befindet sich in zwei Nürnberger Drucken, die etwa aus der Mitte des 16. Jahrhunderts sein mögen, unter dem Titel: „Zwei schöne neue geistliche Lieder" mit dem Liede „Warum betrübst du dich mein Herz"; beide Lieder befinden sich auch in einem dritten, etwa gleichzeitigen Nürnberger Drucke, der „Neue schöne geistliche Lieder" betitelt ist. Da das zuletzt genannte Lied sicher nicht von Hans Sachs ist, wie man nach Dilherr annahm, so kann diese Zusammenstellung mit dem Kreczschmer'schen Liede vielleicht auch auf seinen Verfasser führen.

Wackernagel, Bibliographie, S. 279, Nr. 729; S. 314, Nr. 821 f. — Das deutsche Kirchenlied, Bd. IV. S. 529. l. u.

Kreiting: Heinrich K. (Krefting), Jurist und Staatsmann, geb. zu Bremen am 5. Octbr. 1562, † ebendaselbst an der Pest am 1. August 1611, entstammte einer vor Alters am Niederrhein ansässigen Familie. Sein Großvater, der ein Amt im Stifte Münster bekleidet hatte, wandte sich der Reformation zu und nahm selbst an den wiedertäuferischen Unruhen in der Stadt Münster Antheil; von dort glücklich entkommen, siedelte er nach Neustadt-Gödens in Ostfriesland über. Von hier zog sein Sohn Hermann nach Bremen, wo er als Kaufmann zu Ansehen und Wohlstand gelangte. Er ist durch seine Tochter Ilsabe der Großvater zweier um Bremen hochverdienter Männer, des Bürgermeisters Hermann Wachmann und des Syndicus Johann Wachmann des älteren geworden. Sein Sohn Heinrich wandte sich nach Absolvirung der Schule dem Studium der Rechte zu zunächst auf dem Gymnasium illustre der Vaterstadt, alsdann in Heidelberg, wo er im J. 1587 den Doctorgrad erwarb und bald darauf zum Professor der Universität und kurfürstlich pfälzischen Rath ernannt wurde.

Zu Ostern 1591 dieses Amtes auf Bitten des Bremer Raths aufs gnädigste entlassen, trat er in die Dienste seiner Vaterstadt, zunächst als Syndicus des Raths, wenn auch ohne diesen Titel. Doch wurde er schon im December 1591 zum Rathsherrn und im August 1605 zum Bürgermeister erwählt. Verschiedenen Versuchen, den gelehrten Juristen seiner Heimath wieder zu entfremden, wie der Berufung des Königs von Dänemark in seine deutsche Kanzlei und der Absicht der Hansestädte ihn zum Syndicus zu erwählen, hat er widerstanden. Allein als Theilnehmer und geistiger Führer der großen hanseatischen Gesandtschaft, welche im J. 1604 an die Generalstaaten und die Höfe Jakobs I. von England und Heinrichs IV. von Frankreich geschickt wurde, hat er den gemeinsamen Interessen der Hansestädte aufs nachdrücklichste gedient. Auch im praktischen Staatsdienste blieb K. seinen wissenschaftlichen Neigungen treu, wie seine beiden Schriften aus dieser Zeit, der „Discursus de republica Bremensi“ und die „Statuta Reformata“, bezeugen. Die erste, rechtshistorische Arbeit hatte den in der Vorrede ausgesprochenen Zweck, die Rechte, Freiheiten und Immunitäten der Vaterstadt und somit deren gesammten Zustand in einer Abhandlung, wie in einer Tabelle, darzustellen. Die zweite Arbeit enthält den Versuch einer Systematisirung der Bremischen Statuten von 1433, wobei der ehemalige Lehrer der Pandecten begreiflicherweise sowol in der Anordnung, wie in den beigefügten zahlreichen Glossen sich ganz von römisch rechtlichen Ansichten leiten ließ. Ebendies hat verhindert, daß Rath und Bürgerschaft, denen die Bearbeitung im J. 1606 vorgelegt wurde, derselben gesetzliche Geltung verliehen und daß die Arbeit Kresting's überall zu erheblichem Ansehen bei den Bremischen Juristen gekommen ist. Sie ist auch, ebenso wie der Discursus niemals gedruckt worden, ein Umstand, der aber doch nicht verhindert hat, daß der letztere in der um die Mitte des 17. Jahrhunderts ausgebrochenen heftigen Fehde über die Privilegien der Stadt Bremen eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat.

Joh. Ph. Cassel, Historische Nachrichten von dem Leben und Schriften Herrn Heinrich Kresting, in Bremensia, 2. Thl. Nr. V, Bremen 1767. Rotermund, Brem. Gelehrtenlexikon, I. S. 258. v. Bippen.

Kreil: Karl K., Astronom und Meteorolog, geb. den 4. Novbr. 1798 zu Ried in Oberösterreich, † den 21. Decbr. 1862 zu Wien. Er studirte zu Kremsmünster, absolvirte in Wien die juridischen Studien und trat sodann, da er sich auch eingehend mit Mathematik uud Astronomie beschäftigt hatte, als Eleve bei der Wiener Sternwarte ein. Von dort kam er als Adjunct an die Sternwarte zu Mailand. Später ward er als Professor der Astronomie nach Prag berufen, allein ungünstige äußere Umstände verhinderten ihn, als Beobachter nach seinem Wunsche thätig zu sein, und so begann er denn seine ganze Kraft der Meteorologie und dem Erdmagnetismus zuzuwenden. Als daher im Jahre 1851 die Centralanstalt in Wien begründet ward, konnte die Wahl zum Director auf keinen geeigneteren Mann als auf K. fallen, der in seiner neuen Stellung, mit welcher er die Professur der Physik an der Universität verband, das junge Institut rasch zu Ehren zu bringen wußte. Astronomischer Natur sind Kreil's Untersuchungen über die Libration des Mondes in den Mailänder Ephemeriden (1836) und über die Kometen in den Denkschriften der kgl. böhm. Gesellschaft (1843). Einem Grenzgebiete gehört an die ebenfalls zu Prag (1841) erschienene Schrift: „Versuch, den Einfluß des Mondes auf den atmosphärischen Zustand unserer Erde aus einjährigen Beobachtungen zu erkennen“. Im Verein mit seinem treuen Gehülfen Fritsch stellte K. die magnetischen und geographischen Ortsbestimmungen aus dem ganzen Kaiserstaat in fünf Jahrgängen (1846 bis 1851) zusammen. Die Publikationen der k. k. Akademie endlich bergen von ihm zahlreiche werthvolle Abhandlungen über den Erdmagnetismus, dessen Va-

riationen als von der Mondbewegung abhängig nachgewiesen wurden, über Selbstregistratoren, über Seismometer ꝛc. In einem Nekrologe war die eigenartige Thätigkeit des verdienten Mannes mit folgenden Worten gekennzeichnet worden: „Ursprünglich zum Astronomen bestimmt, gelang es ihm nicht, eine seinen eminenten Eigenschaften entsprechende Wirkungssphäre zu erlangen. Die Folge davon war eine unerwartet günstige. Er ist, mit Recht kann man es sagen, der Schöpfer einer neuen Wissenschaft in Oesterreich geworden: der Physik der Erde". Man wird nicht umhin können, diese Schilderung als eine sehr zutreffende anzuerkennen.

Wiener Zeitung vom 23. Decbr. 1862. — Grunert's Archiv d. Math. u. Physik, litter. Bericht CLVII. Günther.

Kreittmayr: Wiguläus Xaverius Aloysius Freiherr v. K. (auch Kreitmair), auf Ofenstetten und Hatzkofen, kurfürstlich baierischer wirklicher Staatskanzler, Conferenzminister und Oberlehenspropst, geb. am 14. December 1705 in München, † am 27. October 1790 daselbst. Als Karl Albert VII. nach dornenvoller Regierung am 20. Jan. 1745 die Augen schloß, war es trüb und traurig im baierischen Lande. Vieljährige, meist unglücklich geführte Kriege, zuletzt der Erbfolgestreit, hatten die öffentlichen Kassen geleert, den Handel gelähmt, die Wohlhabenheit des Volkes untergraben. Mit Abnahme des Wohlstandes hatten aber auch Bildung und Pflege des Geistes abgenommen; das Volk war verwildert, die Verbrechen wuchsen. Entlassene Soldaten, brodlose Arbeiter durchzogen mit fremdem Gesindel das Land und gefährdeten die Sicherheit. Der gesunkenen Steuerkraft stand eine gesteigerte Steuerlast gegenüber. Das Ansehen des Gesetzes war geschwächt. Solch trostlosem Zustande abzuhelfen, schloß der jugendliche Kurfürst Max III. Joseph am 22. April 1745 den Füßener Vertrag, zwar nur ungerne wegen der schweren Opfer; doch er erkaufte hierdurch von Maria Theresia die Segnungen des Friedens, und war nun redlich bemüht, durch Verbesserung der Justizgesetze, durch Reform der Verwaltung, durch Hebung geistigen und materiellen Lebens das Wohl seines in Folge unseliger Kriege zurückgebliebenen Volkes zu fördern. Unter den Männern, deren sich der Kurfürst zur Durchführung seiner politischen Pläne vornehmlich bediente, behauptet K. durch die ihm gesetzten Aufgaben und durch die Art, wie er sie löste, den wichtigsten Platz. — K. steht zwar strenge genommen nicht in der Reihe jener seltenen Rechtsgelehrten, welche durch Aufstellung eines neuen Systems oder durch Umgestaltung wichtiger Disciplinen bahnbrechend auf die Entwickelung des Rechts gewirkt, und für alle Zeiten als Marksteine in der Geschichte der Rechtswissenschaft hervorragen. Zu sehr am Ueberlieferten, Hergebrachten festhaltend, gebrach es ihm und wol auch seiner Zeit am richtigen Verständnisse und am vollen Vermögen, die deutsche Rechtsprache war noch ungelenk und man kannte weder Quellenkritik, noch eingehende Quellengeschichte, welche erst später Gegenstände ernster Forschung wurden. Dagegen gebot er über eine Reihe selten vereinter Eigenschaften, welche ihm bei Abfassung der Gesetzbücher trefflich zu Statten kamen; sein ungewöhnlich praktischer Blick, seine ausgedehnten Kenntnisse, seine staunenswerthe Belesenheit, seine Leichtigkeit und Energie des Schaffens, sein durchdringender Verstand sind Eigenschaften, welche bei einem Manne nicht häufig wiederkehren. Durch den großen Einfluß, den er als Kanzler eine lange Reihe von Jahren auf die Staatsgeschäfte nahm, noch mehr aber durch die gerühmten Eigenschaften und das großartige Gesetzgebungswerk, das er für sein Vaterland schuf, ist K. einer der namhaftesten Männer seines Jahrhunderts, einer der ersten Gelehrten Baierns. Haften auch dem Codex Maximilianeus nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft erhebliche Mängel an, für seine Zeit war er eine Leistung von hoher Bedeutung, und den schon zu Lebzeiten gefeierten

Namen des Verfassers — der Marburger Kanzler v. Selchow begrüßte ihn als Baierns Tribonian — umstrahlt ein Glanz, der wol nie ganz verbleichen wird.

Kreittmayr's Vater, Franz Xaver Wiguläus K., ein tüchtiger Jurist, war kurbaierischer Hofrath in München, seine Mutter, Maria Barbara Degen, ging nach dem Tode ihres Gatten 1750 in das dortige Büttrichkloster und starb daselbst nach abgelegter Profeß als hochbetagte Nonne im 87. Lebensjahre (1776). Unter den neun Geschwistern waren acht Schwestern, von denen sieben den Schleier nahmen, während der einzige jüngere Bruder Benno von 1742—51 Stadtoberrichter war, dann Bürgermeister und Landschaftsverordneter wurde.

K. besuchte das Jesuitencollegium seiner Vaterstadt und empfing daher eine streng katholische Erziehung, doch fanden, wie dies in Jesuitenschulen üblich, neuere Sprachen und die lateinischen Classiker warme Pflege, so daß K. noch im hohen Alter lange Stellen aus Horaz, Virgil und Martial auswendig recitiren konnte. Die philosophischen Vorträge hörte er an der Universität Salzburg, die juristischen an der Landeshochschule. Da in Ingolstadt damals weder für Staatsrecht, noch für allgemeine Geschichte Lehrstühle errichtet waren, ging K. 1723 zur Erlernung dieser Disciplinen nach Leyden und Utrecht, nachdem er im Spätsommer desselben Jahres im Gefolge der baierischen Prinzen Frankreich bereist hatte. Der theoretischen Rechtsausbildung folgte die praktische bei dem Reichskammergerichte zu Wetzlar, wo er das prozessuale Verfahren jenes obersten Gerichtshofes aus eigener Anschauung erlernte. In die Heimath zurückgekehrt, wurde der noch nicht 20 Jahre alte Candidat am 23. August 1725 als Hofrath angestellt, eine Auszeichnung, welche in solch jugendlichem Alter wol nur sehr wenigen Bewerbern zu Theil geworden ist. Nach dem Ableben Kaiser Karls VI. (October 1740) trat K. als pfalzbaierischer Beisitzer in das rheinische Reichsvicariatshofgericht und wurde gelegentlich der Kaiserwahl des Kurfürsten Karl Albert (24. Jan. 1742) zum wirklichen Reichshofrath ernannt. Im vorangegangenen Jahre war er (am 15. Mai) mit den übrigen Beisitzern in den Ritterstand des hl. römischen Reiches aufgenommen worden, welcher Auszeichnung unterm 5. Juli 1745 die vom Kurfürsten Max Joseph III. vollzogene Ernennung zum Freiherrn und 1767 die Verleihung der sogen. Edelmannsfreiheit folgten.

Nach Ablauf weniger Jahre, als Karl VII. am 20. Jan. 1745 das Zeitliche gesegnet hatte, finden wir K. zum zweiten Male als Mitglied des rheinischen Vicariats und gegen Ende des Jahres bot Karls Nachfolger, Franz I., demselben die Stelle eines Reichshofrathes in Wien mit 12000 fl. an. So ehrenvoll und so lockend auch diese Einladung war, zog es doch K. vor, seinem engeren Vaterlande zu dienen, wo er noch im gleichen Jahre, am 3. Decbr. 1745, zum Hofrathskanzler mit dem allerdings bescheidenen Gehalte von nur 2400 fl. befördert wurde. Vier Jahre später, 2. März 1749, stieg er zum Vicekanzler und Conferenzminister empor, die höchste Stufe im Staatsdienste erreichte er am 20. Sept. 1758 nach dem Tode des Kanzlers Frhrn. v. Braidlohn, indem er in diesem Jahre als „wirklicher, geheimer Kanzler und oberster Lehenspropst" mit einem Gehalte von 4000 fl. an die Spitze der baierischen Staatsverwaltung trat. Als ihn der baierische Gesandte am Wiener Hofe, Graf Königsfeld, deshalb beglückwünschte, schrieb er diesem launig zurück: er habe solche Auszeichnung keineswegs affectionirt und könne sich hierfür keinen Grund denken, es sei denn das Sprichwort: honores sequuntur fugientes! Dem Kanzler waren auch die Begnadigungssachen zugewiesen, die man jedoch häufig in einer von unseren Anschauungen wesentlich abweichenden Weise erledigte. So wurden beispielsweise Räuber oder Todtschläger bei mildernden Umständen öfters nur „in perpetuam militiam condemnirt"; geisteskranke Mörder lieferte man lebens=

länglich in das Zuchthaus, mit der Weisung, „bei verspürenden Anfällen sie allemal gleich mit tüchtigen, wohlangemessenen Schlägen zu kuriren und zur Räson zu bringen“ u. dgl. m.

Der Kanzler war kein nüchterner Stubengelehrter, er hatte regen Sinn für Pflege der Wissenschaften und förderte daher eifrig den von Lori (s. denselben) ausgehenden Plan zur Gründung einer Akademie der Wissenschaften in München. Als der Verein am 21. Novbr. 1759 im Redoutenhause — jetzt Abgeordnetenhause — die erste Sitzung hielt, eröffnete sie K. durch Vortrag der kurfürstlichen Zufriedenheitserklärung und wurde von der Versammlung zum Vicepräsidenten erwählt. Einige Jahre später, am 23. Sept. 1767, wurde er „in gnädigster Ansicht seiner zu vollkommenster Zufriedenheit geleisteten Dienste, besonders aber der großen Mühe halber, welche derselbe in Verfassung der Landesstatuten und der hierüber begriffenen Annotationen zu des allgemeinen Besten angewandt, als Spezialgrad für sich, seine männliche eheliche Descendenz dann Erbeserben mit der durchgehend unbeschränkten Edelmannsfreiheit auch auf seine künftigen Güter und Unterthanen sammt der Niedergerichtsbarkeit begnadigt“.

Nach dem vielbeklagten Hintritte Max III. Joseph erhielt Karl Theodor 1778 den baierischen Kurhut. Die wohlwollende Gesinnung des verstorbenen Regenten gegen K. ging auch auf des ersteren Nachfolger über; er bestätigte K. in seinen Würden und erhöhte am 24. Sept. 1779 dessen Gehalt auf 5880 fl. Im nämlichen Jahre (1779) wohnte K. als baierischer Comitialgesandter dem Reichstage zu Regensburg bei.

Auch im Unterrichtsfache war der so vielseitig verwendbare Mann thätig. 1776 berief man ihn zum zweiten Vorstand (Director) der akademischen Untersuchungscommission der Universität Ingolstadt; Ende 1782 finden wir ihn neben dem Minister Joseph Grafen Seinsheim als Universitätscurator zugleich mit der Oberaufsicht über das höhere Schulwesen betraut, welche Functionen 1787 auf K. allein übertragen wurden. Bei Eröffnung des Reichsvicariates nach dem Tode Kaiser Josephs II. 1790 rückte er zum Reichsvicariatshofgerichtskanzler vor und war daher drei Mal (1741, 1746 und 1790) Mitglied dieses hohen Gerichtshofes. Noch drei Tage vor seinem Tode schrieb der bereits im 86. Lebensjahre stehende Greis an seiner unvollendet gebliebenen „Encyklopädie sämmtlicher Staatswissenschaften“. — 60 Jahre eines rastlos schaffenden Lebens widmete der Pflichtgetreue dem Dienste seines Fürsten, dem Dienste des Staates; wichtiger aber als das, was er in seinen verschiedenen hohen Stellungen vollbrachte, sind die publicistischen, namentlich die gesetzgeberischen Arbeiten, welche das gesammte Gebiet des Rechts erschöpfen. — Schon unter Ferdinand Maria bestand der Plan einer allseitigen Verbesserung des Rechtszustandes, aber erst unter Max III. Joseph kam er zur Ausführung. K. war es, welcher in dem kurzen Zeitraum von sechs Jahren die gewaltige Aufgabe löste, indem er von 1750—56 einen Criminal-Judiciar- und Civil-Codex ausarbeitete, und hierdurch Baiern die Ehre sicherte, damals auf dem Gebiete der Justizcodifikation den übrigen deutschen Staaten vorangegangen zu sein. Nach dem Willen des Kurfürsten sollte nicht eine völlig neue Gesetzgebung auf neuer, selbständiger Grundlage geschaffen, sondern die bestehende nur einheitlich zusammengefaßt, übersichtlich geordnet, und unter Beseitigung der zahlreichen Streitfragen den Anforderungen der Gegenwart mehr angepaßt werden. Hat sich auch der nach diesen Vorschriften ausgearbeitete Codex nicht aus dem Bewußtsein, den Anschauungen und Gewohnheiten des Volkes herausgebildet, so ist er andererseits doch auch keine einseitige Frucht der Theorie, noch des Beamtenthumes; denn der Entwurf wurde neben den höheren Gerichtshöfen auch den Vertretern der Landschaft zum Gutachten, der Hofkammer zur Erinnerung zugeschlossen. Den

auf diese Weise revidirten Entwurf trug sodann der Kanzler dem Kurfürsten in 130 Conferenzen vor und besorgte nach empfangener landesherrlicher Genehmigung auch die Schlußredaction. Er schrieb die Gesetze in seiner Privatwohnung, in dem ersten Stockwerke des damals Zinsmeister'schen Hauses am Rindermarkte gegenüber dem Petersthurme und benutzte zu seiner Arbeit eine Bibliothek von ungefähr 12000 Bänden, welche er später großentheils der Staatsbibliothek zum Geschenke überließ. Bei Durchsicht dieser Werke machte K. auf nach Materien geordneten Blättern kurze Auszüge und Verweisungen, auf die er dann bei Feststellung des Gesetzestextes und der Anmerkungen zurückkam. Auch der Entwurf des Codex und der Annotationen wurde meist auf einzelne Blätter geschrieben; diese numerirte K. zuletzt und übergab sie dem Hofmeister seines ältesten Sohnes zur Reinschrift. Verließ eines der Gesetzbücher die Presse, wurde das Manuscript vernichtet, weil der Verfasser bedacht war, unnöthigen Ballast aus seinem beengten Arbeitszimmer zu entfernen.

Der Gesetzgeber begann auftragsgemäß mit dem Strafrechte. Hierfür sprachen der durch die verderblichen Kriege eingerissene schlimme Zustand der öffentlichen Sicherheit, die um sich greifende Verwilderung der Sitten; hierfür sprach noch lauter der schlimme Zustand der herrschenden Gesetzgebung; denn die Malefiz-Ordnung der Fürstenthümer Ober- und Niederbaiern von 1616 auf 18 knappen Blättern war eine gar zu dürftige Gesetzgebung, welche erst im letzten Titel das materielle Strafrecht ordnete. Gestützt auf ausgebreitete Kenntnisse in der Litteratur, gestützt auf Erfahrungen einer 25jährigen Praxis ging K. ans Werk, 1750 begannen die Vorarbeiten, und bereits im folgenden Jahre, am 7. Oct. 1751, wurde der codex juris criminalis bavarici — das baierische Strafrecht nebst Proceß — promulgirt. (Hauptausg. 1751, Fol., bei J. Vötter in München, dann 1756 und 1785, 8°.)

Der Criminalcodex steht zwar an wissenschaftlichem Werthe den übrigen Arbeiten Kreittmayr's nach, ist indeß für seine Zeit, sowie für den damaligen Stand der Gesetzgebung und Strafrechtswissenschaft immerhin eine tüchtige Leistung, als welche er auch allenthalben angesehen wurde. Trotzdem wäre es bei der niederen Stufe, welche das Strafrecht einnahm, vergeblich, im Codex nach höheren criminalpolitischen oder rechtsphilosophischen Gesichtspunkten Umschau zu halten.

Der codex criminalis war das erste deutsche Strafrecht, welches das gemeine Recht ausdrücklich und unbedingt aufhob und „formell“ eine selbständige Partikulargesetzgebung anbahnte; denn materiell und thatsächlich schloß sich das neue Recht nur zu enge an die um mehr als 200 Jahre ältere gemeinrechtliche Halsgerichtsordnung Karls V. an, wodurch der Codex allerdings auch Erkenntnißquelle für das gemeine Recht wird, indem man aus ihm erfährt, wie dieses damals und namentlich in Baiern aufgefaßt wurde. Gleich der Halsgerichtsordnung Karls V. folgt der baierische Codex dem ausgesprochensten Abschreckungs- und Präventionssysteme; in beiden ist die Härte, ja Grausamkeit der Strafen vorherrschend. Im Codex finden sich Vorschriften, welche geradezu als Rückschritte hinter die bessere gemeinrechtliche Praxis jener Zeit bezeichnet werden müssen, und Feuerbach hält selbst die Carolina, verglichen mit dem Codex, „wie ein Muster der Klugheit und Gerechtigkeit“. Die Todesstrafe ist auf nicht weniger als 33 Verbrechen angedroht, und der Codex hat fast alle die grausamen und düstern Vollstreckungsarten aufgenommen, welche der Carolina einen solch drakonischen Charakter verleihen: das Schwert und den Strang, das Rad mit und ohne Gnadenstoß, das lebendige Verbrennen und die Viertheilung mit oder ohne vorgängige Erdrosselung. Die Todesstrafe kann noch in mannigfacher Art geschärft werden: durch Schleifen zur Richtstätte, durch Kneipen mit glühen-

den Zangen, durch Verstümmelung einzelner Glieder und ähnliche barbarische Martern. Auf Blutschande, grobe Gotteslästerung und Zauberei steht der Feuertod; auf Doppelehe und Abfall vom christkatholischen Glauben die Strafe des Schwertes, auf Wildfrevel verrufener Schützen, auf Diebstahl dreimal oder im Betrage von 20 fl. verübt, jene des Stranges. Majestätsbeleidigung und Perduellion werden mit Viertheilung und Schleifung zum Gerichtsplatze bestraft. Jene schweren Bußen wegen „geschlechtlicher Leichtfertigkeit", bei Religionsdelicten und Zauberei mahnen durchweg an die alten und abergläubischen Rechtsanschauungen des Mittelalters, und werfen ein trübes Licht auf die Sitten- und Kulturzustände des Landes. Es darf unter diesen Umständen nicht befremden, daß dem Hexen- und Zauberwesen ein besonderer längerer Abschnitt (in Thl. I. C. 7. § 7) gewidmet ist; und in Consequenz dessen werden der Teufelspact und das Beilager mit dem Satan in den Anmerkungen mit gelehrtem Apparate erörtert, wodurch die Muthmaßung Raum gewinnt, der gelehrte Kanzler habe vielleicht selbst zu diesem Aberglauben hingeneigt, doch gebührt ihm das Verdienst, in eben diesen Anmerkungen vor leichtfertigen Untersuchungen in solchen Punkten gewarnt zu haben.

Während der erste Theil dieses Codex in 12 Kapiteln das Strafrecht zum Gegenstande hat, handelt der in 11 Kapiteln gegliederte zweite Theil vom Processe, dessen Hauptgebrechen in dem Ausschlusse jeder Vertheidigung des Angeklagten, sowie in der sofortigen Vollstreckbarkeit des Richterspruches liegt, welcher weder durch Berufung, noch auf andere Weise angefochten werden kann. Zur Ermittelung des Thatbestandes ist die Folter beibehalten, deren Anwendbarkeit jedoch einigermaßen eingeschränkt, wie denn überhaupt das Beweisverfahren auf besserer Grundlage aufgebaut ist.

Einen erschöpfenden Ueberblick über den gesammten Strafcodex von 1751, welcher 62 Jahre bis zur Einführung der Feuerbach'schen Gesetze in Kraft blieb, liefert der um Baierns innere Geschichte verdiente Lipowsky in seinen Materialien zur Proz.-Form der baier. Strafgesetzgeb., S. 446 ff.

Diese mannigfachen und erheblichen Mängel der Gesetzgebung können indeß die Bedeutung des Gesetzgebers selbst nicht schmälern. Man darf nicht vergessen, daß K. den Gutachten der Collegien, den Bestimmungen des gemeinen Rechts, den Ansichten seiner Zeit Rechnung tragen mußte, daß überhaupt bei Beurtheilung einer Legislation die Kulturepoche, in der sie entstanden, zu berücksichtigen ist, und daß die vorangegangenen unheilvollen Kriege Besitzlosigkeit und Verbrechen mehrten, hierdurch aber zu strammerer Handhabung der Strafrechtspflege drängten. Durch Zusammenfassung des gesammten criminellen Stoffes, durch Abschneidung häufig wiederkehrender Streitfragen, durch Einschränkung der richterlichen Willkür mittels festerer Grundlagen des Beweisverfahrens, endlich durch Ausdehnung des richterlichen Strafmilderungsrechtes hat sich K. immerhin unleugbare Verdienste erworben.

Dem codex criminalis folgte als zweites Gesetzgebungswerk der codex juris bavarici judiciarii — die baierische Gerichtsordnung vom 14. Decbr. 1753. Die Abfassung bot nach dem Vorworte insoferne besondere Schwierigkeiten, als kein Theil der früheren Gesetzgebung in solch „höchst beschwerlicher" Unordnung und solch mangelhaftem Zustande sich befand, als gerade dieser. Hauptsächlich zusammengesetzt aus einzelnen Bestimmungen des Rechtsbuches Kaisers Ludwig, aus der Gerichtsordnung von 1616, ferner aus dem Gant- und summarischen Processe erwähnten Jahres trug er durch eine „fast unübersehbare Weitschweifigkeit und Förmlichkeit" zur Verschleppung der Rechtshändel nicht wenig bei. K. verarbeitete diese unzusammenhängenden, zerstreuten Theile zu einem Gesetzbuch, dem erwähnten Judiciar-Codex. In 20 Kapitel geschieden, von welchen die

beiden letzten den Concursproceß betreffen, umfaßt er das ganze gerichtliche Verfahren in bürgerlichen Rechtssachen und beruht fast ausschließend auf den Grundsätzen des gemeinen Processes.

Die Gerichtsordnung hat mehrfache Ausgaben und Auflagen erlebt, außer den beiden ursprünglichen in Fol. und 8° 1753 eine weitere 1771 ebenfalls in Fol. und 8°, dann 1804 einen Abdruck in Ulm, einen zweiten in Bamberg und Würzburg; endlich 1810 und 1844 neue amtliche Auflagen verlegt von der Redaction des Regierungsblattes in München.

Prüft man die Gerichtsordnung auf ihren inneren Gehalt, so gehört sie zu den besten Gesetzgebungsarbeiten des abgelaufenen Jahrhunderts, deren wesentliche Vorzüge in Kürze und Klarheit des Ausdruckes, in sicherer Lösung zahlreicher gemeinrechtlicher Controversen und in gewandter Bearbeitung des Materials liegen. Sie hat durch Vereinfachung der Gerichtshandlungen und Beschränkung der Rechtsmittel zur Abkürzung der Rechtsstreite wesentlich beigetragen. Als man allmählich die Mittel fand, trotz dieser Gesetzgebung und wider deren Absicht durch häufige grundlose Gesuche um Fristverlängerung, Terminsverlegung und ähnliche Manipulationen den Fortgang des Processes zu verzögern, wurde gesetzliche Abhülfe nöthig, welche durch die Novellen von 1799, 1819, 1837 geschaffen wurde. Die also revidirte Gerichtsordnung blieb über 100 Jahre in Kraft. An ihre Stelle trat am 1. Juli 1870 für kurze Dauer die auf völlig veränderten Principien aufgebaute baierische Proceßordnung von 1869.

Den wichtigsten Theil der Kreittmayr'schen Gesetzgebung bildet der „Codex Maximilianeus bavaricus civilis oder Neu verbessert und ergänzt Churbayerisches Landrecht", der am 2. Jan. 1756 als allgemeines Gesetzbuch für die Kurstaaten verkündet und 1756 zu München in Fol., dann 1759 und 1786 in 8°, endlich als „Neue Auflage" 1821 in 8° bei der Centralverwaltung des Regierungs- und Intelligenz-Blattes ausgegeben wurde. Eine französische Uebersetzung einzelner Theile des Landrechtes nebst Vergleichung mit acht anderen Gesetzbüchern hat A. de Saint-Joseph 1840, 4°, zu Paris und Leipzig veröffentlicht.

Mit dem Landrechte fand die begonnene Justizreform Baierns ihren Abschluß. Im Gegensatze zu Preußen und Oesterreich, welche bemüht waren, neues einheimisches Recht zu schaffen, beschränkte sich auch der codex civilis gleich dem Criminal- und Judiciar-Codex — lediglich auf Revision des überlieferten Rechts, wie solches in den Kurlanden gangbar und üblich gewesen. — K. folgte bei Abfassung des Landrechts, welches in der Form an ein Lehrbuch erinnert, und nach seiner Absicht auch als solches nebenbei dienen sollte, — dem Institutionensysteme. Er gliederte den Stoff in vier Theile, von welchen der erste das Personenrecht (im achten Kapitel die Leibeigenschaft), der zweite die dinglichen Rechte, der dritte das Erbrecht, der vierte und letzte die persönlichen Rechte (im 18. Kapitel §§ 1—62 das Lehenrecht) nach römisch-rechtlichen Grundsätzen behandelt, auf denen bereits das alte Landrecht von 1616 beruht. Die Darstellung ist schlicht aber leicht faßlich, der Stoff übersichtlich geordnet, die deutschrechtlichen Institutionen sind zwar im römischen Gewande, immerhin aber weit besser als in der früheren Gesetzgebung zur Geltung gebracht.

Lag bei der Gerichtsordnung die Schwierigkeit für den Gesetzgeber in der wirren Menge von Proceßvorschriften, so lag sie beim Landrechte in der Fülle des Materials, welches aus zwei sehr reichhaltigen Quellen, dem einheimischen und dem gemeinen Rechte, zuströmte. Letzteres empfing den Stoff vornehmlich von dem römischen Rechte, geschöpft aus den Pandektisten des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, unter welchem K. in erster Linie Brunnemann, Hellfeld, Lauterbach, Leyser, Stryck u. A. benützte. Indem K. innerhalb weniger Jahre eines der besten Gesetzbücher seiner Zeit verfaßte, hat er ein glänzendes Zeugniß für seine Rechtskenntnisse, seine Belesenheit, seine Energie und sein

praktisches Geschick abgelegt. Trotzdem ist auch das Landrecht keineswegs frei von Gebrechen. Das Hergebrachte ängstlich bewahrend, hat K. nicht gewagt, abgelebte Institutionen zu beseitigen, und lebensfrische aus dem unmittelbaren Bedürfnisse der Gegenwart entsprungene an deren Stelle zu setzen. So ist u. a. die Leibeigenschaft, dann in der Lehre vom Peculium (dem Vermögen des Haussohnes) die starre Doctrin des römischen Rechts, ferner die active und passive Erbunfähigkeit der Ketzer und Apostaten, die außerordentliche Miethkündigung wegen Geisterspukes (Anm. z. LR. IV. C. 6 §§ 16 u. 17 Nr. 3 lit. C.) beibehalten. Obwol K. über die „heiligen Pandekten" oft eine beißende Kritik übt, und sie in ihrem „chaotischen" Zustande als cumulus legum inordinatus oder als moles indigesta und als confusio divinitus conservata bezeichnet, so war er doch von der romanisirenden Richtung seiner Zeit so beeinflußt, daß er in der Obligationenlehre gewissenhaft die römische Rechtsschablone aufnimmt, daß er deutsch-rechtliche Einrichtungen — welche das alte Landrecht von 1616 sogar ganz entfernt hatte! — (wie die Reallasten) nach Analogie römisch-rechtlicher behandelt, und daß er bei ehelichem Güterrechte, dem deutschen Volksbewußtsein entgegen, statt der Gütergemeinschaft das römische Dotalsystem mit Errungenschaftsgemeinschaft beibehält! So brachte denn das Landrecht trotz seiner Brauchbarkeit und seiner Verbreitung keinen Fortschritt auf dem Gebiete der Privatrechtsgesetzgebung; es spiegelt eben den Stand der Rechtswissenschaft wieder, welchen diese unmittelbar vor Verkündigung des Gesetzes einnahm und vermag daher bei einem 125jährigen Bestande den wissenschaftlichen Anforderungen der Jetztzeit nicht mehr zu genügen. Bei dieser Sachlage ist es für die Rechtsprechung in Baiern belangreich, daß die Einführung eines neuen bürgerlichen Gesetzbuches — des nun in Ausarbeitung begriffenen Reichscivilrechtes — in nicht zu ferner Aussicht steht.

K. hat zu den drei Gesetzbüchern — dem Strafcodex, der Gerichtsordnung und dem Landrecht — umfassende Anmerkungen geschrieben, welche anfänglich anonym, „von einem unbekannten authore verfertigt", an die Oeffentlichkeit traten. Die Anmerkungen zum Strafrecht erschienen bereits 1752 (München Fol.) dann 1756, 1785 in 8°, jene zur Gerichtsordnung 1754 Fol., neuere Abdrücke stammen aus den J. 1771, 1778, 1813, 1821, 1842. Die Annotationen zum Landrecht endlich wurden innerhalb des Zeitraumes von 1757—68 in fünf Foliobänden bei Vötter in München verlegt, dann öfter in Octav, zuletzt 1821. Nach der Vorrede zum Judiciarcodex verfolgte der Verfasser in den Anmerkungen den Zweck, „den Unterschied zwischen jus vetus et novum sammt deren fontibus, woraus letzteres geschöpft ist, anzuzeigen, und die bei den höchsten Reichsgerichten übliche Praxis in ein mehreres Licht zu setzen", zugleich sollten sie dem Leser bei Beantwortung streitiger Punkte behülflich sein und denselben „viel unnöthiger Zweifel und Anstände" entheben. Daneben bergen sie einen wahrhaft staunenswerthen Reichthum rechtsgeschichtlichen Materials, litterarischer Kenntnisse und praktischer Erfahrungen. In der criminalrechtlichen Litteratur nimmt besonders Carpzow und die von ihm bezeugte Rechtsprechung eine hervorragende Stellung ein, im Civilrechte sind es neben dem Commentator des alten Landrechts, dem Baron v. Schmid, die tonangebenden Processualisten und Pandektisten aus der zweiten Hälfte des 17. und der ersten des 18. Jahrhunderts, Lauterbach, Stryck, Mävius, Leyser, Seyfart, Hellfeld &c., welche bei controversen Fragen als Gewährsmänner angeführt und benutzt werden. Der Verfasser hat die Anmerkungen mit breiter Feder geschrieben, die Darstellung ist leicht faßlich, wird aber bisweilen weitschichtig, der gelehrte Apparat fast überwuchernd; die Sprache ist nicht gefeilt; doch hat der Commentator mit scharfem Kennerblicke das wahre Bedürfniß des Juristenstandes richtig erfaßt und vollkommen befriedigt, wodurch

er sich um das Rechtswesen nicht blos in Baiern, sondern weit darüber hinaus verdient gemacht hat; denn indem die Anmerkungen vom Gesetzgeber selbst ausgingen, genossen sie bei der einheimischen Praxis das höchste Ansehen, vermöge ihrer gemeinrechtlichen Grundlage und Litteraturnachweise wurden sie aber auch bei den Reichsgerichten und den Collegien anderer Staaten als „jus autoritativum“ oft und gerne angewendet. Nebenbei haben sie für die Geschichte des gemeinen Rechts und Processes im 18. Jahrhundert hohen Werth, weil sie ein Spiegelbild der damaligen Auffassung und Behandlung des gemeinen Rechts geben. Eine Eigenart der Kreittmayr'schen Anmerkungen sind die zahlreichen Denksprüche, Sentenzen und Sprüchwörter meist juristischen Inhalts, womit sie durchwoben sind, und welche, 2085 an der Zahl, systematisch geordnet, von einem ungenannten Sammler 1848 (München, Magistratischer Verlag) in einem Octavbande zusammengestellt wurden. Auch mit Humor, mit einem körnigen, bisweilen sogar derben Humor sind die mehrerwähnten Annotationen gewürzt, und weil dieser eine seltene Beigabe juristischer Bücher ist, so haben die Anmerkungen als unterhaltende Rechtslectüre eine gewisse Berühmtheit erlangt.

Der Commentar zum Landrecht, an welchem der Verfasser 11 Jahre arbeitete, besteht aus fünf starken Bänden. Die ersten vier Bände erläutern die vier Theile des Landrechts. Der fünfte erörtert — außer dem in Theil IV c. 18 zum ersten Male systematisch behandelten Lehenrechte — Gegenstände des öffentlichen Rechts, welche im Gesetze selbst nicht besprochen sind: c. 19 und 20 haben das geistliche, c. 21 das Militärrecht zum Gegenstand; die sich anreihenden Kapitel befassen sich mit den Rechten der verschiedenen Stände, und zwar mit den Privilegien und Sonderrechten des Adels (c. 22) bis herab zu dem „Rechte schlechter und ehrloser Leute“ (c. 29). Das Schlußcapitel (30) handelt von dem Gemeinderechte. Pütter zollt diesen Anmerkungen in seiner Litterärgeschichte des Staatsrechts reiches Lob, schildert sie als vielleicht einzig in ihrer Art und glaubt, daß man schwerlich so viel brauchbares in einem Bande zusammen antreffen werde, als hier im fünften Bande aufgehäuft ist. Stehen auch nach den bisherigen Ausführungen den Kreittmayr'schen Codificationen als solchen manche Vorzüge zur Seite, so war es doch ein auf Ueberschätzung des Gesetzgebungswerkes beruhender Mißgriff der baierischen Regierung, wenn sie auf Bericht des Hofrathscollegiums durch Rescript vom 3. Juni 1758 anordnete, daß bei dem Licentiatenexamen auf der Hochschule, wie auch bei der Proberelation (dem praktischen Staatsconcurse) in München statt der Institutionen und Pandekten nur das jus patrium, d. i. die drei codices Kreittmayr's den Prüfungsgegenstand zu bilden hätten, welch letztere auf der Hochschule in vier Semestern vorzutragen seien; dagegen hätten nach weiterer Anordnung die Studenten „mit den Institutis und Pandectis um so minder sich aufziehen zu lassen, als, was davon noch brauchbar und auf unseren statum applicabel ist, dem neuen codici auf einer weit vollständigeren und begrifflicheren Weis allschon einverleibt worden“. Die Ingolstädter Juristenfacultät remonstrirte zwar wiederholt gegen diese neue Ordnung, „wodurch die juristische Gelehrsamkeit bei den Landeskindern völlig in Abnahme komme“, allein der Einfluß Kreittmayr's war noch der überwiegendere, und so wurden diese Gegenvorstellungen in einem ausführlich motivirten Erlasse vom 1. Sept. 1758 vom Kurfürsten selbst in nicht sehr gnädigen Worten abgewiesen. Trotzdem blieb diese Verordnung wegen ihrer inneren Unzweckmäßigkeit nicht sehr lange in Uebung. — Außer den voraufgeführten drei Gesetzen fertigte K. (1765) eine neue Mauthordnung, und als letztes legislatives Werk die neu verbesserte Wechselordnung vom 24. Novbr. 1785 (welcher die Augsburger Wechselordnung zu Grunde liegt) nebst einigen Nachtragsverordnungen von 1787. Ein Jahr nach der Mauthordnung erschien

unter dem Titel: „Grundriß der gemeinen und baierischen Privatrechtsgelehrsamkeit“ ein klargefaßtes Handbuch der baierischen Justizgesetze „den Anfängern zur Einleitung, den Uebrigen zur Recollection“. Das nun selten gewordene Buch ist ein Auszug aus dem Kreittmayr'schen Gesetzgebungswerke, wurde 1768 und 1771 deutsch herausgegeben, 1776 lateinisch, „ex idiomate germanico (sagt das Titelblatt) etiam latino sermoni traditum ab amico studiosae juventutis“. Damals legte K. mit zweckmäßiger Auswahl eine systematische Sammlung der neuesten und merkwürdigsten, kurbaierischen „Generalien und Landesordnungen“ (München 1771 Fol.) an, welchem Sammelwerke seit 1774 die bekannte Generaliensammlung des Hofrathssecretärs G. K. v. Maier in mehreren Bänden folgte. K. theilte in übersichtlicher Weise den reichen Stoff in acht Gruppen (Justiz, Finanz, landschaftliche Gegenstände, Mauth und Verkehr, Polizei und Landescultur, Religion nebst geistlichen Sachen, Militär, endlich Gegenstände vermischten Inhalts), und nahm des Zusammenhanges halber viele ältere Verordnungen auf, wenn sie prinzipielle Fragen berührten.

Einen höheren wissenschaftlichen Werth, als die eben aufgeführten Schriften, beansprucht des „Frhrn. v. Kreittmayr's Grundriß des Allgemeinen, Deutschen und Bayerischen Staatsrechtes“, München und Leipzig 1769, 1770, zuletzt 1778 (mit einem ausführlichen Register). Der 448 Seiten umfassende Grundriß soll nach der Vorrede „wie das compendium codicis Maximilianei in jure privato zur ersten Anleitung dienen“ und ist das erste Werk, „wo man all' die zwar unterschiedlich, jedoch auf das engste mit einander verknüpften Theile des dreifachen Staatsrechtes in einem (einheitlichen) Systeme beisammen hat“. Reichlich mit Belegstellen aus der juristischen und publicistischen Litteratur versehen, erinnert dieser Grundriß in seiner Anlage an Pütter's Schule, welche damals das deutsche Staatsrecht beherrschte.

Der erste Theil behandelt das allgemeine Staatsrecht in der damals üblichen Weise. Die Lehre vom Ursprunge des Staates (§. 3), von den Majestätsrechten (§. 7), von den Pflichten und Rechten der Unterthanen (§§. 35 u. 36) ꝛc., sind so vorgetragen, wie sie damals gang und gebe waren. Philosophische Erörterungen und Begründungen sind dem Werke fremd, und man gewahrt hier noch mehr als beim Criminalrechte, daß im Bildungsgange Kreittmayr's die Philosophie nebensächlich behandelt wurde. Allerdings hat sie auch erst durch Kant ihren Aufschwung erfahren, und bestand zu jener Zeit meist in einem mageren Naturrechte oder einem flachen Rationalismus. — Die beiden folgenden Theile — das deutsche und baierische Staatsrecht — (Thl. II. u. III. §§. 39—100, dann 101—190) zeichnen sich durch reichen belehrenden Stoff und leichtfaßliche Darstellung aus. Namentlich findet man in letzterem (im baier. Staatsrechte) werthvolle Aufschlüsse über die Territorialerwerbungen und die Territorialverhältnisse, so daß selbst Pütter in seiner Litter. Gesch. Thl. II. §. 376, S. 90, betont, „er wiße keines von unsern teutschen Chur- und Fürstenthümern, das sich eines ähnlichen, ebenso brauchbaren Werkes von seinem besonderen Staatsrechte zu rühmen hätte ......“ Trotz der hohen Jahre noch im Vollbesitze seiner geistigen Kräfte fertigte K. auf kurfürstlichen Befehl 1780 eine „umständige Beschreibung über samentliche chur-pfalz-bayerische, oberpfälzische, leuchtenbergische ꝛc. Ritterlehen, dann deren trägerische Geschlechter“, welche Beschreibung mit einer kurzen Abhandlung Kreittmayr's „Ueber das churbayerische Vormundschafts Recht über den Prinzen v. Sulzbach im J. 1738 u. 1739“ in der Handschriftensammlung der Münchener Staatsbibliothek (Cod. bav. 2191 u. 3099) verwahrt wird, und für die Geschichte der baierischen Adelsgeschlechter heute noch von Interesse ist.

In den Jugendjahren übte sich K. gerne in der lateinischen Poesie. Wir

besitzen von ihm zwei größere Dichtungen; ein Brautlied von 14 Quartseiten, das er 1722 in Distichen auf die Vermählung Karl Alberts fertigte, und welches den lateinischen Titel führt: „Epithalamium, quod Carolo Alberto et Mariae Amaliae accinuit Kreittmayr candid. philosoph. Monachii". — Das zweite Gedicht nennt sich „Elegiaca descriptio arcis Schönbrunn", welche Beschreibung zu Ehren des damaligen Besitzers, des baier. Kanzlers v. Unertl, entstand: Auffallender Weise wird in dem Sange des Erbauers des Schlosses, des gefeierten geheimen Kanzlers und berühmten Commentators Johann Baron v. Schmid († am 8. Septbr. 1693), der dort auch begraben, mit keiner Silbe erwähnt.

K. versah das Amt eines Kanzlers 32 volle Jahre, es gehört daher zur vollen Charakteristik des Mannes, neben dessen legislativer und schriftstellerischer Thätigkeit auch dessen Wirken als Staatsmann näher ins Auge zu fassen.

Die nach dem Füßener Vertrage (22. April 1745) friedliche Regierungsperiode Max III. Josephs gab dem Kanzler nur geringe Gelegenheit, sich mit auswärtiger Politik zu befassen. Seine staatsmännischen Arbeiten beschränkten sich im wesentlichen auf einige Entschließungen an die baierische Comitialgesandtschaft am Regensburger Reichstage, auf Behandlung einiger Handels- und Mauthdifferenzen mit Oesterreich, sowie auf dessen jedenfalls untergeordnete Betheiligung an den zwischen Kurbaiern und Kurpfalz wegen gegenseitiger Erbfolge 1766, 1771 und 1774 abgeschlossenen Hausverträgen. Nach des Kurfürsten Tod (30. Decbr. 1777) stiegen jedoch am politischen Horizont Baierns schwere Gewitterwolken auf, die auch K. als gefahrdrohend erkannte. Auf Grund einer alten Schenkung Kaisers Sigismund an seinen Schwiegersohn, Erzherzog Albrecht, erhob Oesterreich Erbansprüche an die alten Lande Herzogs Johann in Niederbaiern und war hierüber schon zu Lebzeiten Max III. mit Karl Theodor in geheime Unterhandlungen getreten. Unmittelbar nach des ersteren Tod, am 3. Jan. 1778, schloß Oesterreich mit dem Bevollmächtigten Karl Theodors, dem Frhrn. v. Ritter, eine gedachte Erbansprüche im wesentlichen anerkennende Convention ab. K., dem sie zur rechtlichen Prüfung vorgelegt wurde, hatte gegen die darin enthaltene Zerstückelung Niederbaierns und gegen die Loslösung ansehnlicher Gebietstheile vom Stammlande ernste Bedenken. Im Einklange mit dem Conferenzminister, Grafen von Seinsheim, machte er den Vorschlag, an Stelle dieser Abtretungen die obere Pfalz und das Sulzbacher Gebiet anzutragen. Auf kurfürstlichen Befehl wurde auch dem österreichischen Gesandten in München, Frhrn. v. Lehrbach, dieser Antrag unterbreitet, der kaiserl. Hof ging jedoch auf denselben nicht ein. Obwol nun der Kanzler (wie eben erwähnt) der österreichischen Forderung ernstliche Bedenken entgegensetzte und dieselben nach dem Zeugnisse der beiden Lehrbach im späteren Verlaufe der Verhandlungen ausdrücklich wiederholte, so war es doch hauptsächlich er, welcher den schwankenden Kurfürsten zur Genehmigung jener Uebereinkunft vom 3. Jan. 1778 beredete, die sodann am 14. desselben Monats erfolgte. Wir haben hiefür den amtlichen Bericht Lehrbach's, welcher am 14. Jan. 1778 Kaunitz meldet: „Weiteres kann ich in dieser Sache dem sehr anständigen Benehmen des Herrn Grafen von Seinsheim Exc. die gebührende Gerechtigkeit nicht versagen. Vorzüglich aber muß ich die sehr kräftige Mitwirkung des Geh. Rathskanzlers Herrn Baron v. K. beloben, dessen Vertrauen ich mir bereits eigen gemacht zu haben hoffe".

Ob diese letztere Annahme gerechtfertigt, darüber lassen sich immerhin einige Zweifel erheben; so schreibt K. am 8. Nov. 1782 (also allerdings fast 5 Jahre später) an Seinsheim: „Baron Lehrbach hat mir gestern wegen der proportionirlichen Concurrenz des Innviertls zum hiesigen Schuldenwerk wieder

viel vorgelermt und behaupten wollen, es sey durch den Teschener Frieden abgemacht, daß das Ynnviertl schuldenfrei abgetreten worden seye. Wer dieses aus der Tesch'ner Convention ersehen kann, mus bessere Augen haben als Ich: denn Ich sehe es einmal nicht. Der mindermächtigere wird freylich allzeit den Kürzern ziehen, aber er darf doch um das Seinige reden." — Merkwürdiger Weise hatte gerade K. selbst schon 25 Jahre früher dem Hause Oesterreich Aussicht auf eine Nachfolge in Baiern oder auf einen Zuwachs an baierischen Territorien eröffnet. Es geschah dies im Herbste 1753, als Frhr. v. Lilien, der Schwiegersohn des österreichischen Vicekanzlers Bartenstein, auf der Durchreise nach Wien in München mit dem Staatskanzler K. in Verbindung getreten war. Letzterer lenkte das Gespräch auf eine dereinstige Heirath des damals 12jährigen Kronprinzen Joseph mit der um 2 Jahre älteren baierischen Prinzessin Josepha und ließ hierbei eine Aeußerung im vorerwähnten Sinne fallen. Das Kaiserhaus verfolgte jedoch die Sache nicht weiter, und von Baiern war sie offenbar nur zu dem Zwecke angeregt worden, um Maria Theresia für den Heirathsplan zu gewinnen. Aber auch die Convention vom 3./14. Januar kam trotz der Ratification durch den Kurfürsten in Folge der bewaffneten Dazwischenkunft Friedrichs des Großen und in Folge Einsprache des muthmaßlichen Nachfolgers, des Herzogs Karl von Zweibrücken, nicht zum Vollzuge, und wurde Oesterreich nach einem von beiden Seiten nicht mit besonderem Ernste geführten Kriege bekanntlich im Teschener Frieden (13. Mai 1779) hinsichtlich seiner Erbansprüche mit dem zwischen Inn und Salzach gelegenen Gebiete, das von nun an „Innviertl" hieß, abgefunden. — Diese Forderungen Oesterreichs hatten in Baiern nach ihrem Bekanntwerden sofort Widerspruch hervorgerufen, der um so heftiger sich gestaltete, als dort eine tief gehende Abneigung wider den mächtigeren Nachbarstaat herrschte. An die Spitze der baierischen „Patrioten" war des Kurfürsten Schwägerin, die Herzogin Maria Anna Josepha von Zweibrücken, Wittwe des Herzogs Clemens Franz von Baiern († 1770) getreten, welche in den Geheimräthen Lori und Obermaier mächtige Stützen und einsichtsvolle Rathgeber besaß. Nach kaum abgeschlossenem Friedensvertrage, anfangs Juni 1779, erhielt K. vom Kurfürsten den (am 12. Juni vollzogenen) Befehl, die Papiere Lori's und Obermaier's mit Beschlag zu belegen und ihnen ihre Verbannung aus der Residenzstadt anzuzeigen. Einem damit zusammenhängenden Auftrag an die Herzogin Maria Anna suchte der vorsichtige Kanzler mit dem scherzhaften Einwande auszuweichen: „Er fürchte bei der Heftigkeit dieser Fürstin nicht mehr lebendig aus der Herzog-Marburg (ihrem Palais) herauszukommen".

Karl Theodor, autokratisch angelegt, reactionären und clerikalen Einflüsterungen zugänglich, war nur von pfälzischen Günstlingen umgeben, auf deren Rath er in der inneren Verwaltung an Stelle der so heilsamen Maximen seines Vorgängers ein hartes, drückendes Regiment setzte, welches die geistige und politische Entwickelung Baierns auf lange Jahre hemmte. Einer der Hauptrepräsentanten jener früheren Richtung, war K., der diesen ihm unheilvoll dünkenden Neuerungen mit Kopfschütteln und Achselzucken begegnete. Doch läßt der behutsame Staatsmann in seinem umfassenden Briefwechsel mit dem Grafen Seinsheim nur selten eine mißbilligende Andeutung zwischen den Zeilen einfließen; bemerkbarer machte sich die Sache in den Sitzungen des geheimen Rathes, in denen der Kanzler gegen seine frühere Gewohnheit nur dann das Wort ergriff, wenn er hierzu ganz besonders veranlaßt war. Galt es einen administrativen Mißgriff seiner politischen Gegner zu verbessern, soll bisweilen ein schadenfrohes Lächeln seine Mundwinkel umspielt haben. Auch die frostige Haltung Karl Theodors gegenüber den Altbaiern, wodurch das bisherige patriarchalische

Verhältniß zu Fürsten und Volk empfindlich gelockert wurde, machte den altbaierisch fühlenden Kanzler bekümmert und mit Bangen dachte er an die Zukunft seines Geburtslandes. Als daher 5 Jahre nach dem Teschener Frieden — 1784 — Oesterreich mit einem neuen Tauschplane hervortrat und dem Kurfürsten gegen seine diesrheinischen Besitzungen oder doch den größten Theil derselben die österreichischen Niederlande als Königreich Burgund mit Beibehaltung der Kurwürde anbot, äußerte K. und mit ihm viele angesehene Vaterlandsfreunde gegenüber dem Frhrn. v. Lehrbach wiederholt den sehnlichen Wunsch, „nach Einverleibung der sämmtlichen bayerischen Lande in die österreichische Monarchie, weil dieses der einzige Weg sei, wodurch Bayern wieder aufgeholfen werden könne". Solche Worte im Munde des baierischen Staatskanzlers gegenüber einem fremden Diplomaten deuten auf einen tiefgehenden Pessimismus, der damals gerade in den höheren und gelehrten Kreisen des Landes weit verbreitet war. —

Auch dem prachtliebenden Karl Theodor schien der Gedanke zu schmeicheln, über die gewerbreichen vlämischen Städte zu herrschen und in dem blühenden Brüssel ein glänzendes Hoflager aufzuschlagen; doch wollte er vorerst die Ansicht seiner Staatsmänner hören, und frug deshalb K. Letzterer beantwortete die mit einem gewissen Rückhalte gestellte Frage in gleicher Weise, obwol im Ganzen seine Ansicht mit der seines Herrn übereinstimmte. Eine wesentliche Meinungsverschiedenheit zwischen Karl Theodor und seinem Kanzler bestand blos darin, daß ersterer die Ertragsfähigkeit der altbaierischen Provinzen wesentlich höher annehmen zu dürfen glaubte, als K. zulässig erschien. — Indeß scheiterte auch dieses Tauschproject an dem von König Friedrich von Preußen 1785 abgeschlossenen deutschen Fürstenbunde und an dem kräftigen Widerspruche des nächsten Agnaten, des Herzogs Karl von Zweibrücken — sohin an denselben Factoren, welche ehedem das Zustandekommen der Convention vom 3. Januar 1778 vereitelt hatten. Von nun ab beschränkte sich Baierns äußere Politik wieder vorzugsweise auf die Vorgänge am Reichstage. Der hochbetagte Kanzler fand nur selten Anlaß, sich während der letzten Periode seines Wirkens an diesen Vorgängen besonders zu betheiligen.

Zum Schlusse noch ein flüchtiger Blick auf Kreittmayr's Privatleben, auf sein Wesen und seine Lebensweise.

K. war von mittlerer Größe und in seiner Jugend hager, so daß ihm der Arzt das Ballspiel, welches er leidenschaftlich liebte, untersagte; in späteren Jahren neigte er zur Vollblütigkeit. Wegen dieses Umstandes in Verbindung mit seinen anstrengenden Geistesarbeiten führte er eine sehr einfache, geregelte Lebensweise und bewegte sich zu Fuß, wie zu Pferd häufig im Freien; auf den Spaziergängen begleitete ihn der Hofrathsvicepräsident v. Vachiery. Mit zunehmenden Jahren litt er viel an Podagra, das er sich wol während der rheinischen Vicariatszeit bei den damals am Rhein unvermeidlichen Trinkgelagen zugezogen; indeß verursachte ihm sein Leiden wenige Schmerzen. Als er im October 1779 an einem heftigen Anfalle darniederlag, klagt er dem Grafen Seinsheim gelegentlich Bekanntgabe einiger Staats- und Hofangelegenheiten in einem Briefe vom 15. October: „Mein arthritischer Zustand spazirt halt im Leib' herum, und wirft sich bald auf diesen, bald auf jenen Theil, bis er gleichwohl das rechte Ort erreicht, von wo man den Garaus zu machen pflegt". Er schließt mit der stoischen Betrachtung: „statutum est omnibus hominibus semel mori!" Als Hofneuigkeit kündet er dem Adressaten eine „große figurirte Hofjagd an, wobei die Wildschweine in langen paruquen und hohen Hauben erscheinen werden". Seine Denkungsart war streng rechtlich; Zumuthungen, die

er für ungewährbar hielt, lehnte er mit dem stehenden Einwande ab: „Die Hofkammer thut's halt nicht". Ungeachtet seiner schwierigen und wichtigen Berufsgeschäfte meist heiter und frohgestimmt, wußte er selbst seine juristischen Arbeiten mit Humor zu würzen. Wie in der Gesetzgebung, so mied der vielleicht allzu besonnene Mann auch im Staatsleben jede extreme Maßnahme, jede weitreichende Neuerung. Nebenbei verstand er es, sich auf dem glatten Parquette des Hofes gewandt zu bewegen; seinen Söhnen gab er die kluge Lehre: „Laßt den Fürsten, denen ihr dienet, nie fühlen, daß ihr nothwendig seid; denn die Fürsten werden sich lieber geringerer Menschen bedienen, als von Euch abhängig sein!" Eingedenk dieses Satzes war er in der Form stets geschmeidig, und in nebensächlichen Dingen dem Fürsten gegenüber nachgiebig. In Folge des streng katholischen Geistes, der im Elternhause herrschte und der im Jesuitencollegium neue Nahrung fand, war K. ein streng gläubiger Katholik. Er ließ auch seine Söhne durch den Priester Schamberger erziehen, und als er 1759 wegen Ueberanstrengung schwer erkrankte, that er das Gelübde, im Genesungsfalle weder Schmuckgegenstände, noch Ehrenzeichen zu tragen, welches Gelübde er gewissenhaft beobachtete. Trotz dieser religiösen Richtung beobachtete K. gegen Andersgläubige Duldsamkeit und wußte in seinen Schriften Religion und Politik wohl zu trennen; dagegen scheint er nach einzelnen Aeußerungen in denselben abergläubischen Empfindungen nicht unzugänglich gewesen zu sein.

K. war zwei Mal verheirathet, das erste Mal 1745 mit Sophie v. Heppenstein, die ihm zwei Kinder gebar, welche aber schon frühzeitig starben und denen die Mutter nach vierjähriger Ehe am 17. Aug. 1749 ins Grab folgte. Seine zweite, 1750 ihm angetraute Gattin Maria Romana v. Frönau auf Offenstetten, verwittwete v. Nocker, eine Tochter des Regierungsrathes Frhr. v. Frönau in Landshut, war durch den Rücklaß ihres ersten Mannes mit irdischen Gütern reich gesegnet, welche sie mit ihrem Manne theilte, durch kluge Wirthschaft erheblich mehrte. Bis dahin hatte sich K. in bescheidener Vermögenslage befunden. 1781 erwarb er durch Gantkauf Hatzkofen, ein Erbgut der Nothhafts, das er jedoch nie besuchte. Von seinen beiden Söhnen übernahm nach des Vaters Tode der ältere, Johann Nep. Gottlieb v. K. (geb. 1760), Oberappellationsgerichtsrath in München, das Erbe Offenstetten, der jüngere, Ignaz Franz Kaspar v. K. (geb. 1765), Kämmerer daselbst, Hatzkofen; seine einzige Tochter Maria Anna v. K. (geb. 1768), hatte sich mit dem Wildmeister Grafen Plettrich in Landshut vermählt. K. entschlief ruhig am 27. Octbr. 1790 im 85. Lebensjahre. Drei Tage später, am 30. October, wurde die Leiche vom Sterbehause in der Burggasse unter Vorantritt von 120 Fackelträgern mit großem Geleite an den Burgfrieden und von da nach Offenstetten gebracht, wo die Wittwe ein aus Blei gegossenes Monument setzen ließ, dessen 20zeilige lateinische Inschrift unter Erwähnung der hohen Verdienste die verschiedenen Aemter und Würden aufzählt, die K. im Leben bekleidete. 1791 errichteten die Söhne auf dem Dorfplatze in Offenstetten einen 50 Fuß hohen Obelisk mit einer Broncebüste und der Aufschrift: „Dem Verfasser der Gesetze unter Kurfürst Max III." — Am 25. Octbr. 1845 wurde auf dem östlichen Theile des Promenadeplatzes zu München nach Schwanthaler's Modell ein Erzstandbild des Verewigten feierlich enthüllt, auf welchen Vorgang König Ludwig I. einen Geschichtsthaler (den 34.) mit Abbildung der Statue prägen ließ. König Ludwig I. nahm K. auch in die Ruhmeshalle auf, wozu Sanguinetti die Marmorbüste lieferte. Ferner findet sich K. auf Conräders Wandgemälde „Stiftung der baier. Akademie der Wissenschaften" im Nationalmuseum zu München, neben dem ersten Präsidenten, dem Grafen Haimhausen, stehend,

abgebildet. Kreittmayr's Originalporträt, von dem Wiener Künstler Zickl gemalt, hängt auf dem Schlosse Offenstetten, ein zweites ist im Besitze des Münchener Magistrates. Ersteres hat Fräul. v. Drouin, eine Schülerin Zimmermann's, in Kupfer gestochen.

Die Litteratur über Kreittmayr und seine Gesetzgebung ist ungemein reichhaltig; besonders erwähnenswerth sind a) von biographischen Arbeiten: D. Kalb, Biogr. d. churf. bayer. Staatskanzlers 2c. v. K. Mnchn. 1825. J. B. Reingruber, Abhandlungen über dunkle Civilgesetzesstellen mit der Biographie des Frhrn. v. Kreittmayr, Landshut 1814, S. 6—48. — Baader, Gelehrtes Bayern, I. S. 626—630. — (Welsch) Leben und Wirken des Wiguläus X. Alex. Frhr. v. Kreittmayr (mit dessen Standbild), München 1845. — Arneth, Maria Theresia, Bd. IV. S. 281, 285, 310, 318, 350, 798. — Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund (2. Ausg.), S. 125—130. — Kreittmayr's Corresp. mit Graf Seinsheim (Münchener Hof- und Staatsbibliothk. Handschr. Cod. germ. 5238 f.). — Rudhart in Hormayr's Taschenb. f. vaterl. Gesch., 41. Jahrg., 3. der neuesten Folge, S. 258—264. b) Gesetzgeb. im Allgemeinen: Mussinann, Bayerns Gesetzgeb. S. 49—55, 416—421. — v. Prantl, Gesch. der Univ. München, Bd. I. S. 587—589. — Gengler, Quellengeschichte und System, Erlangen 1845, S. 63 u. ff. — Dollmann in Bluntschli's Staatswörterbuch, Bd. VI. S. 80 u. ff. — Arnold in Schletter's Jahrb. d. d. Rechtswissenschaft, Jahrg. 1855, Bd. I. S. 161—179. I. (Strafrecht) Lipowsky, Leben und Thaten des Maximilian Joseph III. 2c., 150—166, und dessen dort citirte Schriften über die baier. Criminalgesetzgeb. u. Criminaljustiz. — A. v. Feuerbach's Leben und Wirken, Bd. I. S. 129. — Berner, Die Strafgesetzgeb. in Deutschland, S. 1—8. II. (Civilproceß) Miltner, Die baier. Gerichtsordnung Max Josephs III. 2c. — Mittermaier, Der gem. deutsche bürgerl. Prozeß, Beitrag I. §. 7. — Seuffert's Comment. zur baier. Gerichtsordnung, Aufl. 2, Bd. I. S. 3—12. III. (Landrecht) Dollmann in der kritischen Ueberschau von Arndts, Bd. IV. S. 366. — Gründler, Einleitung zum baier. Privatrechte, Erlangen 1817. — Rechtsregeln und Sprüche, herausgegeben aus Kreittmayr's Anmerkungen, München 1848. — Oberb. Archiv, B. I. S. 385. — Acten des Reichs- und des Staatsarchivs. Eisenhart.

Kreling: August K., Maler und Bildhauer, geb. am 23. Mai 1819 zu Osnabrück, trat, nachdem er seine Vorstudien auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vollendet, dann dreiviertel Jahre lang die polytechnische Schule zu Hannover besucht hatte, im J. 1836 in das Atelier des Bildhauers Ludwig Schwanthaler in München, ging dann aber auf Veranlassung von Peter v. Cornelius und unter dessen Leitung zur Malerei über. Nachdem er im J. 1847 in Venedig gewesen und die dortigen Meisterwerke der Malerei kennen gelernt hatte, trat er mit eigenen Gemälden auf. Hervorzuheben sind „Die erste Erndte nach dem dreißigjährigen Kriege“ und „Erwin v. Steinbach im Walde spazierend“, beide im Privatbesitz zu Nürnberg, die „Krönung Kaiser Ludwig des Baiern“ für das Maximilianeum zu München und der Plafond im Theater zu Hannover. Nach dem Tode des Kupferstechers Reindel übernahm er im J. 1853 die Direction der königlichen Kunstgewerbeschule zu Nürnberg und wußte, mit seltener Genialität ausgestattet, dieselbe völlig neu zu organisiren und bald zu großem Ruf zu bringen. Seine Thätigkeit erstreckte sich nun auf alle Gebiete der bildenden Kunst; er arbeitete als Architekt, Bildhauer, Maler und Werkzeichner für Möbel, silberne Gefäße, Oefen, Glasgemälde, Schmuckgegenstände 2c. und als Anordner

großer, künstlerisch arrangirter Festlichkeiten. Seine größesten Werke sind ein Ehrendenkmal für Fürst Heinrich Posthumus von Reuß zu Gera, das Ehrendenkmal des Astronomen Kepler zu Weil der Stadt, beide nach Kreling's Modellen in Erz gegossen von Ch. Lenz in Nürnberg, ein großer Brunnen, die Segnungen des Wassers darstellend für Cincinnati in Amerika, in Erz gegossen von Miller in München, mehrere Büsten, ein Brunnen für Nürnberg und für Bonn, dann ein Cyclus von Cartons mit Darstellungen der deutschen Kaiser, welche auf der Burg zu Nürnberg ausgeführt werden sollten, ein Cyclus großer Gemälde mit Darstellungen aus dem Leben Karls des Großen für die Villa Donner zu Hamburg, der Plafond des Theaters zu Nürnberg, dann Illustrationen zu Goethe's Faust, welche theils in Photographiedruck, theils in Holzschnitten in einem großen Prachtwerke von Fr. Bruckmann in München publicirt sind, ein großes Oelgemälde „Die Hugenotten beim Abendmahl in der Bartholomäus-Nacht", jetzt im Germanischen Museum zu Nürnberg, eine Anzahl Porträts und mehrere Genrebilder (Besuch im Kloster, ein Mönch als Maler, ein Mönch als Bildhauer, Blinde-Kuh-Spiel u. A.). Auch malte er die Staffagen für fast alle Architekturbilder von F. C. Mayer. Unter den kunstgewerblichen Arbeiten, welche unter Kreling's Leitung ausgeführt wurden, sind hervorzuheben: die Möbel für die Burg Hohenzollern, eine Anzahl großer Glasgemälde für die Kirche zu Kempten, ein Tafelaufsatz für Wilhelm v. Kaulbach, ein anderer für den Fabrikanten Cramer-Klett und mehrere silberne Ehrenpokale. — K. war vielseitig begabt, am bedeutendsten jedoch ist seine Begabung als Decorateur. Er war unerschöpflich an künstlerischen Ideen, an geistreichen Entwürfen; schwächer dagegen in der Ausführung. Ihm fehlte die Ruhe für die nöthigen Detailstudien, er kannte nicht das Handwerk der Kunst, nicht die Technik, ist daher auch ohne Einfluß auf die Kunstindustrie Nürnbergs geblieben. Seine bedeutendsten Schüler sind Karl Jäger und Fr. Wanderer. — K. war mit der ältesten Tochter Wilh. v. Kaulbach's verheirathet und hinterließ drei Söhne und drei Töchter. Er hat sich vor dem Marthor zu Nürnberg nach eigenen Entwürfen eine Villa gebaut. K. starb nach langem Leiden am 22. April 1876 und wurde auf dem Johanniskirchhofe zu Nürnberg begraben. Bergau.

Krell: Nicolaus K., kursächsischer Kanzler unter Christian I. Er wurde geboren um das Jahr 1551 zu Leipzig, wo sein Vater als Rathsherr und Rechtsgelehrter wirkte. Gleich diesem widmete er sich den juristischen Studien. Nachdem er im J. 1574 an der Leipziger Universität den Grad des Magisters gewonnen, reiste er im J. 1577 nach Frankreich und erwarb sich — an welcher Universität ist unbekannt — die juristische Doctorwürde. Als Doctor begann er in seiner Vaterstadt, an der Universität und in der juristischen Praxis, zu wirken, wurde aber schon im J. 1580 vom Kurfürsten August zum Hofrath ernannt und im folgenden Jahre dem neu eingerichteten Hofstaat des Kurprinzen Christian beigesellt. Kenntnisse und Geschäftsgewandtheit müssen ihn dem letzteren zeitig empfohlen haben. Denn als Christian im J. 1586 seinem Vater in der Regierung nachfolgte, wurde K. wenige Monate nachher (5. Juni neuen Stils) nicht nur zum Mitglied des geheimen Raths, sondern auch zum eigentlichen Geschäftsführer der inneren und äußeren Politik erhoben: er war es, dem entweder gleich oder doch sehr bald die Abfassung der wichtigeren aus den Verhandlungen des geheimen Raths und den Entschlüssen des Kurfürsten hervorgehenden Schriften — der Gutachten, die an den Landesherrn gerichtet wurden, der Schreiben und Erlasse, die in des letzteren Namen ausgingen — zugetheilt wurde. Von dieser Zeit seiner umfassenderen Wirksamkeit beginnt denn auch für uns die nähere Kenntniß seiner Geschichte. Wir wissen nicht, ob K. seine hohe Stellung erstrebt hat, um reformirend in die sächsische Regierung einzugreifen;

aber klar ist es, daß er eine Lage der Dinge vorfand, die einem thatkräftigen Mann auch ungesucht eine entscheidende Wirksamkeit aufdrängen mußte. Die kirchliche Frage, welche die Welt beherrschte, hatte damals über die sächsische Politik eine doppelte Krisis gebracht: eine erste, die aus den inneren, eine zweite, die aus den auswärtigen Verhältnissen sich entwickelte. Nach innen war die sächsische Landeskirche von den Lehrstreitigkeiten aufgewühlt, welche die gesammte protestantische Theologie und Kirche damals bewegten. Kurfürst August, als Regent seiner Kirche, hatte diesen Kämpfen gegenüber zuerst an den durch die Autorität Melanchthon's geschützten Lehrnormen festgehalten, welche manche Verschiedenheiten der Auffassung frei ließen; dann aber, empört darüber, daß man sein Land hinter seinem Rücken calvinisch machen wollte, hatte er die Abfassung und Annahme der Concordienformel betrieben, welche in allen streitigen Punkten den Lehrbegriff verengte: in seiner Kirchenordnung von 1580 befahl er, daß sämmtliche Lehrer und Geistliche sich an die Bestimmungen dieser Formel zu halten hatten. Wie nun aber die frühere Richtung, für welche der Name und die Schriften Melanchthon's maßgebend waren, eine starke Partei an den beiden Landesuniversitäten, in der Geistlichkeit und unter den studirten Beamten für sich hatte, so war nach dem Tode des Kurfürsten August die große Frage offen, ob die mit den Mitteln der Gewalt durchgeführte Bindung der Geister Bestand haben sollte oder nicht. — Zu dieser inneren Schwierigkeit gesellte sich eine auswärtige. Bei den Gegensätzen zwischen der katholischen und protestantischen Partei der deutschen Reichsstände und dem Zusammenhang dieser Gegensätze mit den Religionskriegen der Nachbarmächte hatte der verstorbene Kurfürst immer mäßigend einzuwirken gesucht; seine leitenden Grundsätze waren: sorgsame Pflege der noch übrigen Bürgschaften der staatlichen Einheit des Reichs und Wahrung der Verbindung des Kaiserthums mit dem Hause Oesterreich, Vermeidung aller confessionellen Sonderbünde im Reich und strenge Neutralität der Reichsstände gegenüber den Verwicklungen des Auslandes. Aber darüber wurden in Deutschland die zwischen der katholischen und protestantischen Partei streitigen Rechts- und Machtfragen so zahlreich und schwer, daß eine Entscheidung derselben immer drängender erschien, die Verfassung des Reiches zeigte sich so ohnmächtig und der junge Kaiser Rudolf den Protestanten so verdächtig, daß eine Entscheidung in den Formen der Reichsverfassung zur Unmöglichkeit wurde, im Auslande endlich nahmen die Religionskriege seit Gründung der französischen Ligue einen Umfang und eine Intensität an, daß ein Ueberfluthen derselben über die Grenzen des Reichs allgemein gefürchtet ward. Die Frage war, ob unter diesen Wirren die conservativen Grundsätze des Kurfürsten August festgehalten werden sollten, oder ob die entgegengesetzte Politik die richtige war, welche von der kurpfälzischen Regierung vertreten wurde: eine Politik, welche eine Verbindung der protestantischen Reichsstände empfahl zur selbständigen Vertretung ihrer Rechte und Interessen, sowol im Reich wie auch in den Verwickelungen der Nachbarmächte. Hatte nun K., als er in die Regierung eintrat, diesen Fragen gegenüber ein selbständiges Programm? Mit Sicherheit kann man das nur in Betreff der kirchlichen Angelegenheiten behaupten. Gleich so vielen Zöglingen der Universität Leipzig war K. ein Anhänger Melanchthon's: in der Abendmahlslehre, welche die Geister am schärfsten entzweite, verabscheute er das Dogma von der Ubiquität, verwarf er den Empfang des Sacraments von Seiten der Ungläubigen und wollte die Formeln, welche die leibliche Gegenwart Christi unzweideutig aussprachen, der Kirche wenigstens nicht aufgenöthigt sehen. Was in dieser Lehre und in anderen streitigen Punkten die Concordienformel über die früheren Normen der sächsischen Kirche hinaus festgesetzt hatte, verwarf er und vollends mißbilligte er das gewaltsame Vorgehen, durch welches den Anhängern jener Formel die Alleinherrschaft

in Kirche und Schule gesichert werden sollte. — Diese Ansichten Krell's waren nicht unbekannt, als er in den geheimen Rath aufgenommen wurde; dem jungen Kurfürsten widerstrebten sie aber um so weniger, da derselbe für seine Person ebenfalls jedes Eintreten für die Concordienformel vermieden hatte und vermied. Im Vertrauen auf einen solchen Rückhalt zögerte denn auch K. nicht seine Anschauungen zu verwirklichen. Schon im nächsten Jahre nach dem Regierungswechsel setzte er es durch, daß an den beiden Universitäten Wittenberg und Leipzig die Verpflichtung auf die Concordienformel aufgehoben, und bei der Verpflichtung auf die Augsburger Confession die Unterscheidung der ungeänderten von der geänderten beseitigt wurde. Bald nachher ward diese Verfügung auf sämmtliche Kirchen- und Schuldiener ausgedehnt, und so mit einem Schlag gesetzlich der Zustand hergestellt, der in der früheren Periode der Regierung des Kurfürsten August bestanden hatte. Aber freilich, um thatsächlich die früheren Verhältnisse herzustellen, dazu war es erforderlich, die Herrschaft, welche die Partei der Concordie in der sächsischen Kirche gewonnen hatte, wieder zu brechen und Männer von vermittelnder Richtung emporzubringen. Beides zeigte sich gleich schwierig. Indem K. für die Universität und die einflußreichen Kirchenämter Männer zu gewinnen suchte, die im Geiste Melanchthon's wirken sollten, zog er streitlustige Theologen herbei, welche der calvinischen Lehre vom Abendmahl und der calvinischen Abneigung gegen Bilder und Altäre zum Sieg zu verhelfen gedachten. Indem dann die Wächter des verengten Bekenntnisses mit grimmigen Predigten und Schriften gegen die neue Richtung zu Felde zogen, sah K. sich zu Zwangsmaßregeln genöthigt, deren Schärfe doch ziemlich einseitig die Partei der Concordie traf: ein Erlaß vom J. 1588 verbot bei Strafe der Ausweisung, in den Predigten neben der falschen Lehre zugleich die Personen anzugreifen und als falsche Lehre bloße Schulmeinungen, d. h. Sätze, die nach der Augsburger Confession unentschieden, durch die Concordienformel aber verworfen waren, zu bekämpfen; eine zweite Verordnung schärfte die Censur für alle theologischen Schriften ein, setzte jedoch zur Handhabung derselben eine Commission nieder, in der calvinisch gesinnte Männer den Ausschlag gaben. Der Gang des Streites führte immer mehr auf die Alternative, ob Sachsen lutherisch bleiben oder calvinisch werden solle. Wie nun aber die Gegensätze kirchlicher Lehre das öffentliche Leben mit all' seinen Einrichtungen durchdrungen hatten, so konnte es nicht anders sein, als daß durch solche Bewegungen das gesammte Gemeinwesen, das kirchliche wie das staatliche, in seinen Tiefen erregt wurde. Unter den Landständen, die bei der Einführung protestantisch-kirchlicher Ordnungen überall neben dem Landesherrn mitgewirkt hatten und die Verbürgung derselben zu ihren Pflichten und Rechten zählten, traten die drei Stifter, sowie die Universitäten auf die Seite Krell's, innerhalb des Adels dagegen und der Städte hielt die Mehrzahl an dem System fest, welches gestürzt werden sollte. Mit dem Adel, der also in Opposition gegen die Regierung trat, hing wieder ein guter Theil der hohen Beamten zusammen. Männer, wie der Hofmarschall Wolfgang v. Schönberg, der Kammerrath Otto v. Diskau, der Pfennigmeister Christoph v. Loß, waren zugleich Beamte und Landstände: sie und, wie es scheint, die Mehrzahl der Hofbeamten überhaupt waren den kirchlichen Neuerungen ebenfalls entgegen. Daß endlich unter der Geistlichkeit der größere Theil die calvinischen Neuerungen verabscheute, ist schon angedeutet, und gerade ihre Stimmung wurde für K. um so gefährlicher, da sie einen kühnen Sprecher in dem Hofprediger Mirus fand. Dieser Mann, der zu dem Kurfürsten zugleich mit der Autorität des Beichtvaters sprach und die lutherische Opposition am Hofe durch heftige Predigten wach hielt, eröffnete bereits im J. 1587 seine Angriffe gegen die kirchlichen Neuerungen mit einer scharfen Denunciation Krell's bei dem Kurfürsten. Es wurde damals klar,

daß nur im Streit gegen zahlreiche widerstrebende Mächte das neue System durchdringen konnte. Verhältnißmäßig leicht führte nun K. den ersten Kampf mit Mirus durch, da dieser durch Maßlosigkeit, die den Kurfürsten persönlich verletzte, seine Ausweisung selbst herbeiführte. Schwieriger gestaltete sich der Streit mit den feindlichen Einflüssen am Hofe. Aber auch in diesen wagte sich K. hinein, gestärkt durch das Vertrauen seines Kurfürsten, welches er durch Arbeitskraft und Integrität der Amtsführung verdient hatte, getrieben von einer rastlosen Thätigkeit, welche, da sie zugleich das Allgemeine der Geschäfte beherrschte und das Einzelne zu besorgen verstand, die Selbständigkeit der Amtsgenossen nicht wol ertragen konnte. So wußte er von vornherein, als er in den geheimen Rath eintrat, seine Nebenbuhler in den Schatten zu drängen und den Hauptantheil der Regierung an sich zu ziehen; und wenn für's erste ein Mann, der zu den Beförderern der Concordienformel gehörte, der Kanzler David Peifer, an der Spitze der Beamtenschaft blieb, so kam es doch nach drei weiteren Jahren dahin, daß Peifer zurücktrat und K. an seine Stelle gesetzt wurde (Juli 1589). Diesen Sieg benutzte dann der neue Kanzler, um eine völlige Umgestaltung der Regierung herbeizuführen. Waren bisher die wichtigern Fragen der inneren und äußeren Politik von dem geheimen Rath collegialiter behandelt, so wurden jetzt die gewöhnlichen Regierungsgeschäfte dem zahlreich besetzten Hofrath zugewiesen; die wichtigen Angelegenheiten dagegen sollten fortan von K. persönlich dem Kurfürsten vorgetragen und dann mit Zuziehung einiger Räthe, über deren Auswahl der Kurfürst in jedem einzelnen Falle zu entscheiden hatte, bearbeitet werden. Scheinbar zog damit der junge Kurfürst die Geschäfte unmittelbar an seine Person; aber da Christian I. unselbständig, arbeitsscheu und dem Trunke ergeben war, so lag die wahre Bedeutung der Neuerung darin, daß der Kanzler, von der Mitwirkung eines selbständigen Collegiums befreit, fortan den Gang der Regierung eigenmächtig bestimmte, unterstützt von einigen Räthen, die er sich zu diesem Zwecke aussuchte. — In derselben Zeit, da K. auf diesen Höhepunkt der Macht gelangte, fiel in der zweiten großen Frage, die der sächsischen Regierung gestellt war, in der Frage der auswärtigen Politik, die Entscheidung. Sehr merkwürdig ist es aber, daß K. hier keineswegs die kühne Initiative ergriffen hatte, die in der kirchlichen Frage sein Vorgehen bezeichnet. Die Grundsätze, welche er zu Anfang von Christians Regierung aussprach, hielten sich vielmehr streng innerhalb des conservativen Programms des Kurfürsten August: er wagte es damals nicht dem kühneren Gang der pfälzischen Regierung zu folgen, welche dem König Heinrich von Navarra in seinem Kampfe gegen die katholische Ligue Beistand leistete und zur Theilnahme an dieser Unterstützung gern das gesammte protestantische Deutschland fortgerissen hätte. Erst im Laufe der folgenden Jahre begann die sächsische Regierung aus ihrer Zurückhaltung herauszutreten; aber auch da scheint der Antrieb nicht von K., sondern von den Brüdern Kaspar und Wolfgang v. Schönberg ausgegangen zu sein, von denen der erstere im Dienste des Königs von Frankreich stand, der andere am Hofe Christians die Stelle des Hofmarschalls bekleidete. Unter deren Einwirkung erfolgte eine Wendung der sächsischen Politik, welche entschieden wurde, als im Juni 1589 bei einer in Langensalza gehaltenen Zusammenkunft Christians mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen beschlossen wurde, den König Heinrich III. von Frankreich, der von der katholischen Ligue sich getrennt und mit dem protestantischen König von Navarra sich vereinigt hatte, durch ein Darlehen zu unterstützen. Dieser Beschluß wurde einige Tage vor der Erhebung Krell's zum Kanzler gefaßt. Und gewiß ist es nun, daß K. von jener Zeit ab die neue Richtung der sächsischen Politik, die er nicht selbständig eingeschlagen, aufrichtig annahm und mit klarer Entschlossenheit verfolgte. Unter seiner Geschäftsführung und Verantwortung ge-

schah es, daß der Kurfürst von Sachsen im März 1590 mit Johann Casimir von der Pfalz in Plauen zusammenkam und dann im Februar 1591 zu Torgau eine imposante Versammlung protestantischer Fürstengesandten abhielt. Erstrebt wurde bei diesen Verhandlungen ein dreifaches Ziel: Unterstützung des inzwischen zur französischen Königswürde gelangten Heinrich von Navarra im Kampfe gegen die spanisch-liguistische Conföderation, Schärfung der protestantisch-reichsständischen Opposition gegen die katholische Haltung der kaiserlichen Regierung, besonders gegen die Entscheidung der confessionellen Machtfragen durch den Reichshofrath, Zusammenschluß endlich der protestantischen Reichsstände zu einem Bündniß, das die Rechte und Machtansprüche der protestantischen Partei mit selbständiger Politik hätte vertreten können. Die Aussichten des deutschen Protestantismus, sich als eine geeinte Macht zu constituiren, waren damals günstiger als jemals vorher oder nachher; fragte man aber nach dem wahren Grund dieser günstigen Lage, so konnte man ihn nur darin finden, daß die seit Jahrzehnten getrennten Führer der protestantischen Sache, die Kurfürsten von Sachsen und Pfalz, sich einträchtig zusammengefunden hatten. Und hier lag nun auch der Punkt, wo sich die älteren kirchlichen Bestrebungen Krell's mit seiner neuen auswärtigen Politik zusammenschlossen. Denn wie damals die Dinge lagen, wurde die politische Verbindung von Pfalz und Sachsen erst dann eine wirklich feste, wenn die zwischen den Kirchen beider Lande begonnene Versöhnung vollendet ward. In diesem Zusammenhange war es also doppelt bedeutsam, daß die calvinistischen Bestrebungen in Sachsen langsam und gewaltsam vorangingen. Seit 1589 arbeitete eine Commission von Theologen im Auftrage des Kurfürsten an einer neuen Auflage von Luther's Bibelübersetzung, welche mit den historischen Büchern des alten Testaments begann und mit Anmerkungen gegen die Ubiquität, gegen Bilder und Altäre versehen wurde. Zu Anfang 1591 erhob sich auf den, sei es selbständigen, sei es von den Theologen eingegebenen Antrieb des Kurfürsten eine Agitation gegen den Exorcismus bei der Taufhandlung, in Folge deren schließlich ein Erlaß der Consistorien auf Abschaffung dieser Ceremonie erging, mit der Anordnung, daß sämmtliche Geistliche sich dem Erlaß durch Unterschrift unterwerfen sollten. Aber gerade hier, wo man mit calvinischem Purismus einen Gebrauch angriff, der recht sinnenfällig war, kam die durch die kirchlichen Neuerungen hervorgerufene Erbitterung zu Tage. In mehreren Gemeinden ereigneten sich aufregende Scenen des activen und passiven Widerstandes; eine Anzahl Geistlicher ließ sich lieber absetzen, als daß sie die Beschwörung des Teufels bei der Taufhandlung verdammt hätten; und im Hintergrund dieser ganzen Bewegung, sie freudig begrüßend, stand die wachsende Opposition der Landstände und eines großen Theils der Hofbeamten, welche sich mit gleicher Entschiedenheit gegen die auswärtige wie gegen die kirchliche Politik richtete. Schon kam es dahin, daß der Hofprediger Salmut es passend fand die Landstände einzuschüchtern, indem er in einer Predigt die Regierung aufforderte, das Schwert zu gebrauchen, das Gott ihr in die Hand gegeben habe. K. selber sah sich immer mehr dahin gedrängt, die Regierungsgeschäfte mit einigen wenigen Vertrauten — es waren die Räthe Andreas Paul, Eberhard v. Weihe und Heinrich v. Bünau — allein zu führen und die übrigen hohen Beamten, meist aus der Zeit des Kurfürsten August stammend, entweder um ihren Einfluß oder auch geradezu um ihre Stellen zu bringen. Die also Zurückgesetzten schlossen sich um so fester mit dem unzufriedenen Adel zusammen, sie bestärkten sich in ihrem Zorn durch Herabsetzung des bürgerlichen Standes ihres Gegners und warfen ihm vor, daß er die Patronatsrechte und Jagdbefugnisse des Adels verletze; mit Hoffnung schauten sie in die Zukunft, da sie K. nicht nur im Lande von der großen Mehrzahl gehaßt, sondern auch im fürstlich sächsischen Hause isolirt sahen: sein einziger Rückhalt war hier

der geistig und körperlich schwache Kurfürst; dessen Gemahlin, die brandenburgische Prinzessin Sophia, konnte als das Haupt der Mißvergnügten angesehen werden, und der nächste Agnat, der Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar, gerieth mit dem Kurfürsten in einen unangenehmen Briefwechsel über die calvinischen Neuerungen. In dieser schwankenden Lage befanden sich die Dinge, als der noch nicht ganz 31 Jahre zählende Kurfürst am 5. October 1591 (n. St.) durch einen vorzeitigen Tod abgerufen wurde. Da er einen unmündigen Nachfolger hinterließ, so erfolgte ein Wechsel, der für K. und sein Werk verderblich ward. Die vormundschaftliche Regierung kam an jenen Herzog Friedrich Wilhelm, der maßgebende Einfluß fiel an die Stände und die von K. zurückgesetzten Räthe. Eine der ersten Maßregeln der neuen Regierung, welche noch am Tage vor dem feierlichen Leichenbegängniß des verstorbenen Kurfürsten vollzogen wurde, war, daß K. auf Antrag eines Ausschusses der Ritterschaft verhaftet wurde; in seine Stelle als Kanzler trat wieder David Peifer ein. Im März des Jahres 1592 kam sodann der sächsische Landtag in Torgau zusammen, um die kirchliche und politische Regierung wieder in die alten Geleise zu führen und um das Werk der Rache zu beginnen. Auf eine von Ritterschaft und Ständen vorläufig erhobene Anklage entschied der Administrator: der peinliche Proceß gegen den gefangenen Kanzler solle in der Weise geführt werden, daß die Landschaft dabei als Klägerin auftrete. Und nun begann ein Verfahren, welches, vom Tage der Verhaftung gerechnet, 10 Jahre dauerte, bis es am 19. October 1601 mit der öffentlichen Hinrichtung Krell's endete. Ob dabei das formelle Recht in grober Weise verletzt wurde, wie K. und seine Freunde behaupteten, darüber wäre nur bei genauester Kenntniß des damaligen Entwicklungsstadiums des sächsischen Strafprocesses zu entscheiden; gewiß ist, daß den Grundsätzen von Billigkeit und Menschlichkeit, auch wie man sie damals kannte, in gräßlicher Weise Hohn gesprochen wurde. Erst im Juli des Jahres 1595, also beinahe vier Jahre nach der Verhaftung, kam es zur ersten Hauptverhandlung, indem dem Gefangenen eine articulirte Anklageschrift zur Verantwortung vorgelegt wurde. Mindestens dreimal wurde die Commission, welche der Administrator zur Leitung des Processes niedergesetzt hatte, geändert. Ein Vertheidiger, selbst die bloße Berathung mit Rechtsgelehrten, wurde dem Angeklagten nicht zugestanden. Während in der ersten Hälfte des Processes die Landschaft allein als Klägerin auftrat, gesellte sich in der zweiten Hälfte desselben zu ihrem Syndicus ein landesfürstlicher Fiscal als Mitkläger. Die Leiden, welche der Kanzler während dieses schleppenden Verfahrens ausstand, waren diejenigen, welche die Rohheit der Bewachung, der Schmutz und die Verwahrlosung des Gefängnisses über den der damaligen Kriminaljustiz Verfallenen gewöhnlich brachten. Schließlich wurden die Acten zur Feststellung des Urtheils nicht, wie man erwarten durfte, an eine protestantische Universität, sondern an eine katholische, unter des Kaisers Einfluß stehende Behörde, an das böhmische Appellationsgericht nach Prag gesandt. Von dort erfolgte im September 1601 das Erkenntniß auf Hinrichtung durch's Schwert. Eine specielle Angabe der Thatsachen und Rechtssätze, welche diese Entscheidung rechtfertigten, sucht man in dem Erkenntniß vergebens, aber klar ist es, daß es im Wesentlichen die Begünstigung des Calvinismus, die Unterstützung Frankreichs und der Torgauer Unionsversuch waren, für welche die Todesstrafe verhängt wurde, d. h. Vorgänge und Grundsätze, welche die Politik eines Theils der protestantischen Reichsstände bezeichneten und im öffentlichen Leben des Reichs mit voller Freiheit an's Tageslicht traten. Allerdings mußte durch eine solche That der Rache die Politik derjenigen, die sie zu verantworten hatten, gebunden werden. Und wenn der Kurfürst Christian II. bei Beginn seiner selbständigen Regierung die Verpflichtung auf die Concordienformel in den Eid sämmtlicher Beamten aufnahm,

so war das nur eine von den Bürgschaften für das Regiment nach den Grundsätzen des reinen Lutherthums; die andere bestand in der Blutschuld, die er auf sich lud, als er in den ersten Tagen seiner Selbstregierung das Urtheil über den unglücklichen Kanzler vollziehen ließ.

Angaben über die Litteratur bei Henke, Caspar Peucer und Nic. Krell, Marburg 1865, S. 85, 90. Ferner Ritter in den Briefen und Acten I, S. 11 ff., 50 ff. Moriz Ritter.

Kremplsetzer: Georg K., Componist. Er war ein reich angelegtes, hochbegabtes Talent, dessen Ausbildung und Pflege aber nur zu lange vernachlässigt blieb, so daß später keine völlig reife Frucht mehr zu zeitigen vermochte. Geboren den 20. April 1826 zu Vilsbiburg in Niederbaiern und nach dem Vorbilde des durch eigenen Fleiß behäbig gewordenen Vaters zu dessen Geschäft bestimmt, lernte der Junge die Tuchmacherei. Viel lieber hätte K. bei seinem frühzeitigen Interesse an Musik sich in einem der musikalischen Fächer ausgebildet; doch war der Vater diesem Wunsche durchaus abgeneigt. Nur hinter dessen Rücken erhielt er ein wenig Unterricht auf der Flöte. Was er zu seinem künftigen Berufe an Kenntnissen bedurfte, wurde auf einer Gewerbeschule erworben. Dann ging K. nach damaliger Sitte auf die Wanderschaft, besuchte als Geselle die größeren Fabriken in Sachsen und stand als Geschäftsführer zu Chemnitz in Condition. In diese Zeit fallen seine ersten, ganz autodidaktischen Versuche, auch inscenirte K. kleine Dilettantenconcerte, in welchen er durch seine angenehme Tenorstimme, noch mehr aber durch eine unverwüstliche Heiterkeit überall Freunde gewann. Es gelang ihm einige Kenntnisse in der Technik seiner geliebten Kunst zu erhaschen, welche zur Liedercomposition mit Guitarrebegleitung ausreichten. Doch mußte er nach seiner Rückkehr in die Heimath wieder an den Webstuhl. Erst nach dem Tode des Vaters konnte er der Stimme seines Herzens folgen: K. überließ die Leitung der Fabrik seinem Schwager und eilte nach München, wo Franz Lachner den schon 30jährigen Schüler bereitwillig aufnahm und dessen Studien leitete. Später fand er an Jos. Rheinberger einen theilnehmenden Freund, Berather und Führer. Mit Feuereifer studirte er Harmonielehre und Contrapunkt und warf sich auf das Clavierspiel, welches seinen an schwere Arbeit gewohnten Händen die größten Schwierigkeiten bot. Unaufhaltsam wagte er sich an Probleme und suchte den drängenden Strom von Gedanken und Ideen in Form zu gießen und zu bemeistern. Ein Zufall führte ihn zu der damals frisch aufblühenden Künstlergesellschaft „Jung-München“. Hier fand er vielfach verwandte, gleichstrebende, ringende und selbständig-bewußte Naturen. Nun fühlte er sich im richtigen Element und glaubte die Ergänzung seiner Bestrebungen und den richtigen Boden dafür gefunden zu haben. Er verherrlichte die Feste und Gelage seiner Freunde, wobei Phantasie und Humor nach saueren Wochen fröhliche Stunden feierten. Bald waren seine komischen Lieder und Scenen, z. B. die keck aus dem Handwerksburschenleben herausgezogene vom „Schuster und Schneider in der Herberge“, von lauten Erfolgen und Triumphen begleitet. „Ein Musiker mit frisch und kräftig schlagendem Herzen, der mit Lust jede gebotene Aufgabe ergriff und dabei ein Mann von ehrlichem, lebensfrohen Charakter wie Wenige, welch' trefflicher Gewinn für gesellige Kreise.“ Ein Cyclus „Landsknechtlieder“ (gedichtet von F. Pocci) machte ihn weiteren Kreisen bekannt. Mit den Fortschritten in der Technik wuchs die Lust am Schaffen, er wagte sich an eine Operette „Der Onkel aus der Lombardei“ und das Märchenspiel „Hansel und Gretel“, welche zwar bei den beliebten Künstlerfesten durchschlagende Erfolge erzielten, leider aber nicht auf die Bühne kamen, deren Bretter nun einmal doch die Welt bedeuten. Als „Jung-München“ älter wurde und zuletzt sich auflöste, fand K. im „Akademischen Gesangverein“ neue Thätigkeit; für diese Musensöhne

componirte er eine Serie köstlicher Burlesken, tragikomische Ritterstücke und altklassische Possen (z. B. „Medea", Text von Fr. v. Ziegler). Einen neuen Aufschwung nahm der Tondichter, nachdem es ihm endlich gelang, seine anmuthige Operette „Der Vetter auf Besuch" im Münchener Hoftheater (später am Friedrich-Wilhelmstädter Theater zu Berlin) mit gutem Erfolg aufzuführen. Dann machte er sich an die Composition einer lang geplanten größeren, komisch romantischen Oper „Die Franzosen in Gotha" (Text von Karl Heigel), welche in sechs Monaten vollendet wurde, aber wegen allzu schwieriger Ausstattung auf keiner Bühne die verdiente Annahme erhielt. Eines glücklichen Erfolges in München und Berlin erfreute sich das kerndeutsche Märchen-Libretto „Der Rothmantel" (von Paul Heyse). Inzwischen hatte K. sich verheirathet und 1865 an dem neuerbauten Münchener Actientheater die Stelle eines zweiten Kapellmeisters angetreten, welche ihm jedoch bald durch die damals beliebten Offenbachiaden, die er trotz seines inneren Widerstrebens immer dirigiren sollte und durch die Intriguen des Theaterlebens verleidet wurde; da kam ihm 1868 eine Kapellmeisterstelle in Görlitz erwünscht, von wo aus er 1870 an die Woltersdorff'schen Theater in Berlin und Königsberg ging. In letzterer Stadt erkrankte K. aber schwer und kam als gebrochener Mann in die Heimath zurück, wo ihn wegen des zerstörten Wohlstandes seiner Familie auch kein angenehmes Loos erwartete. Noch einmal wagte er sich nach München, wo er eine Messe und noch in den letzten Tagen eine Festouvertüre für die Heimkehr der siegreichen Truppen schrieb, dann starb er am 6. Juni 1871 zu Vilsbiburg. Mit Ausnahme einiger Lieder, welche durch Stich ihren Weg in die Oeffentlichkeit fanden, sind seine Schöpfungen, welche das tiefste Gemüth mit dem fröhlichsten Humor vereinen, bisher noch Manuscript und im Besitz seiner zu München weilenden Wittwe geblieben. Sein früher Tod entriß der Kunst einen Vieles und Hohes verheißenden, treuen Jünger. Seine genialen, fröhlichen und oft ächt kaustischen Briefe wären wol einer Sammlung werth.

Vgl. Nr. 176 Außerord. Beil. zur Allg. Ztg. v. 25. Juni 1871 und H. Mendel, Musikal. Convers.-Lex., Berl. 1876, VI. 153.

Hyac. Holland.

Krenner: Johann Nepomuk Gottfried v. K., geb. zu München am 11. Juli 1759 als Sohn eines (im J. 1789 gestorbenen) Hofkammerrathes, trat 1779 als Studirender der Rechte zu Ingolstadt in den Illuminatenorden („Arminius"), wurde im nämlichen Jahre Licentiat (erst 1792 Doctor) und nachdem er 1780—1781 in Göttingen und Wetzlar gewesen, in letzterem Jahre außerordentlicher, 1783 mit Hofrathsrang ordentlicher Professor für deutsche Reichsgeschichte und Alterthümer, europäische Staatenkunde, Reichsgerichtsproceß, 1788 auch für bairisches Staats- und Fürstenrecht zu Ingolstadt. Aus dem Illuminatenprocesse vom J. 1785 mit einer Verwarnung davongekommen, gab er die Verbindung mit dem Orden nicht auf; in Folge dessen glaubte er, als die Regierung neue Maßregeln ergriff und auch bei Beförderungen den sogen. Illuminateneid verlangte, sich nur durch ein Geständniß retten zu können (1791). Dann aber wurde er 1792 zur Function eines Fiskales beim Reichsvicariatshofgerichte nach München gerufen und (nebst seinem untengenannten Bruder) geadelt, 1793 unter Beibehaltung seiner Professur zum Oberlandesregierungsrath ernannt, 1798 als Legationsrath zum Rastadter Congreß geschickt, 1799 unter definitiver Niederlegung der Professur als geheimer Legationsrath, 1800 als wirklicher geheimer Rath Referendär im Ministerialdepartement der auswärtigen Geschäfte, 1801 auch Assessor der Schuldenabledigungscommission, 1808 Vorstand des Reichsheroldenamtes. Mit dieser glänzenden Laufbahn halten Krenner's wissenschaftliche Leistungen keinen Vergleich aus. Die „Gedanken, Wünsche und Vorschläge zur Verbesserung des Frauenzimmerunterrichts", welche der Zwanzig-

jährige (1779) drucken ließ und der „kurfürstlich-bairischen Gesellschaft sittlich- und landwirthschaftlicher Wissenschaften“ zu Burghausen, die ihn sodann zum Mitglied ernannte, widmete, kommen auf Rechnung des Illuminatentreibens. Von größerem Fleiß als Urtheilsvermögen zeugt eine im J. 1780 verfaßte (ungedruckt gebliebene) Abhandlung über den baierischen Staatsmann Grafen Maximilian von Kurz (s. d. Art.), welche er der Akademie der Wissenschaften zu München einsandte; wol hierfür nahm ihn diese 1781 in die historische Klasse auf. Als Professor hat K., von ein paar Grundrissen zu Vorlesungen abgesehen, eine akademische Preisfrage „Ueber Land-, Hofmarchs- und Dorfgerichte in Baiern“ zu lösen versucht (1795), dann über Weibsritterlehen und Beutellehen nach baierischem Rechte geschrieben (1798). Zwei Deductionen über den kurpfälzischen Reichsvicariatssprengel (1793) verdankten ihr Erscheinen seiner Berufung zum Vicariatshofgerichte. Die „Anleitung zu dem näheren Kenntnisse der baierischen Landtage des Mittelalters“ (1804) weist auf Theilnahme an den bezüglichen Arbeiten seines Bruders (s. u.) hin; übrigens erhielt er im gleichen Jahre den Auftrag, behufs Vorbereitung eines neuen Landtages in den städtischen Archiven nach Urkunden über die älteste Landschaftsverfassung zu suchen. Für Krenner's beständig zwischen gelehrter und praktischer Thätigkeit schwankende Neigung schien sich endlich der rechte Wirkungskreis zu eröffnen, als er 1811 nach Aretin's Abgang mit der provisorischen Leitung der Hof- und Staatsbibliothek betraut ward. Nun wandte er sich mit Glück einem rein historischen Stoffe zu. Seine Studien „Ueber die Siegel vieler Münchener Bürgergeschlechter bereits in dem 13. und in dem Anfange des 14. Jahrhunderts“ sind, gerade weil sie zumeist Verfassungs- und Ortsgeschichte behandeln, noch heutzutage von Werth. Doch ehe ihr Druck (Historische Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften zu München, Bd. II, 1813, S. 1—202) vollendet war, starb K. zu München am 13. Januar 1812.

Sein jüngerer Bruder Franz v. K., geb. zu München am 24. December 1762, † daselbst am 27. September 1819, studirte zu Ingolstadt 1779 ff. Jurisprudenz, wurde 1785 Secretär und Rath bei der Hofkammer sowie beigeordneter Hofanlagsbuchhalter, als welcher er eine Landmatrikel nebst Landkarte von Baiern herzustellen begann, im folgenden Jahre auch Fiscal. Nachdem er hierauf bei der Schuldenwerkstilgungscommission thätig gewesen, erfolgte im J. 1799 seine Ernennung zum geheimen Referendär im Finanzministerium, wo ihm die Landschaftsgegenstände zugetheilt wurden. 1808 geheimer Rath, seit 1813 fungirender, 1817 wirklicher Generaldirector des genannten Ministeriums, wirkte er für die Centralisirung der Staatsschuld in hervorragender Weise. Ein litterarisches Verdienst erwarb er sich durch die Herausgabe der „Baierischen Landtagshandlungen“, wovon er jene der Jahre 1429—1513 in 18 Bänden 1803—1805 erscheinen ließ. Es sind größtentheils aus landesherrlichen Archiven in mäßig abgeänderter Schreibung copirte Actenstücke mit einleitenden und verknüpfenden Bemerkungen, so namentlich für die Geschichte des Löwlerbundes (Bd. X und XI) und des Landshuter Erbfolgestreites (Bd. XIV und XV). Dazu gab K. in den J. 1802—1807 aus „authentischen Handschriften“ die Acten der baierischen Landtage von 1514, 1515 und 1516, 1542, 1543, 1557, 1568, 1605, 1612, 1669 einzeln und anonym heraus. Wol in Anerkennung der Verdienstlichkeit dieser Publikationen wählte ihn im J. 1817 die Münchener Akademie der Wissenschaften zu ihrem Ehrenmitgliede.

Ueber Beide: Personalacten im Reichsarchive und Kreisarchive zu München. — Ueber J. N. G.: Einige Originalschriften des Illuminatenordens rc. (1787); Baader, Das gelehrte Baiern, Sp. 630—631; Nekrolog im kgl. baier. Regierungsblatt, 1812, Sp. 387—389; Schlichtegroll, Andenken an J. N. G. v. K. in den Denkschriften der kgl. Akad. d. Wiss. zu

München für 1811 und 1812; Permaneder, Annales universitatis Ingolstadii; Prantl, Geschichte der Universität zu Ingolstadt, I. II. — Ueber F.: Nekrolog im Allgemeinen Intelligenzblatt für das Königreich Baiern, 1820, Sp. 426—434; Oberbayr. Archiv XLI, 235. v. Oefele.

Krenzheim: M. Leonhard K., schlesischer Kryptocalvinist, war der Sohn eines Bäckers und am 16. September 1532 zu Iphofen in Franken geboren. Nachdem er die Schulen in Kitzingen und Nürnberg absolvirt hatte, bezog er 1551 die Universität Wittenberg, studirte unter Philipp Melanchthon Theologie und erwarb sich in der Herbstpromotion 1553 den Magistergrad. Nach einer vor Melanchthon gehaltenen Probepredigt sandte ihn dieser als reif zum Eintritt in den Kirchendienst sofort mit Empfehlungen an seine Freunde Gigas und Benedictus nach Freistadt in Schlesien. Dort wartete seiner bereits eine Vocation. In Liegnitz war der Diaconus an der Marienkirche an der Pest gestorben, K. trat in seine Stelle und wurde, eben erst 21 Jahr alt geworden, am 7. November 1553 in Liegnitz ordinirt. 1560 berief ihn Herzog Heinrich XI. unter Versetzung an die Johanniskirche zu seinem Hofprediger und empfahl ihn 1566 dem Rathe zum Nachfolger des verstorbenen Pastors an der Marienkirche, aus welchem Amte er 1572 in das Pastorat der Peter-Paulskirche aufrückte und gleichzeitig zum Superintendenten ernannt wurde. Krenzheim's Stellung war eine überaus schwierige; der Adel war ihm abgeneigt, die Geistlichkeit in ihrer Majorität streng lutherisch und ein der vermittelnden Richtung Melanchthon's in der Abendmahlslehre zugethaner Superintendent ihr durchaus nicht sympathisch; Zusammenstöße konnten nicht ausbleiben und schon 1573 wird K. von Jacob Coleius, Pfarrer in Neukirch (Allg. deutsche Biogr. IV, 401) öffentlich des Calvinismus beschuldigt. Dieser Anklage setzte K. seine überaus vorsichtig abgefaßte Schrift „Doctrinae de coena domini orthodoxa expositio“ 1574 entgegen. Er beschwichtigte mit ihr augenblicklich den Streit, aber nicht für immer; seine Feinde waren nicht geschlagen, sondern blos zurückgedrängt; sie warteten nur auf eine Gelegenheit, um wieder zum Angriff überzugehen; sie fand sich, als die Verhandlungen Kursachsens mit den schlesischen Fürsten wegen Annahme der Concordienformel sich zerschlagen hatten. K. gehörte zu ihren entschiedensten Gegnern und stand obendrein mit Laurentius Circler in Goldberg, mit Crato, Jacob Monau und deren Freunden in Breslau in freundschaftlichem Verkehr; das reichte hin ihn verdächtig zu machen und ermuthigte zu dem Versuche ihn zu stürzen. Martin Stübner, Pfarrer in Bärsdorf und Senior des Haynau'schen Kreises, und Stephan Boxhammer, Pfarrer von Haynau, fingen an auf den Partikularconventen gegen Krenzheim's Lehre zu disputiren und als K. in der Hoffnung, seine Feinde dadurch zu entwaffnen und ihrem unbrüderlichen Gebahren ein Ende zu machen, 1582 in Person auf dem Haynauer Partikularconvente erschien, mußte er sich's gefallen lassen, daß man ihn einen Abtrünnigen schalt, der es mit den Reformirten halte. Es zeugt von wenig Menschenkenntniß Krenzheim's, daß er nach solchen Erfahrungen an der Hoffnung festhält, durch eine Disputation sich rehabilitiren und die entschwundene Einigkeit wiederherstellen zu können. Zu diesem Behufe stellte er Thesen über die Person Christi, welche auf dem Generalconvente am 1. Juni 1583 verhandelt werden sollten und geraume Zeit vorher der Geistlichkeit zugeschickt wurden. Wie vorauszusehen vereitelten seine Gegner diesen Plan, indem sie es zu einer Verhandlung über die Thesen gar nicht erst kommen ließen, sondern sie mit ihren Glossen dem Herzoge einreichten und zugleich den Superintendenten als Calvinisten denuncirten. Herzog Friedrich IV. blieb indeß diesmal noch fest und erließ auf den Rath seines Oheims Georg II. von Brieg am 23. Mai 1583 einen Abschied, welcher alle unnützen Disputationen verbot und der Fürstenthumsgeistlichkeit auf dem General-

convente mit dem Bedeuten vorgelegt wurde, schlecht und einfältig bei den Worten Christi zu bleiben, das Uebrige aber der göttlichen Allmacht anheimzustellen. K. war gerettet, aber nicht auf lange. 1589 brach der verborgen unter der Asche fortglimmende Haß aufs neue in helle Flammen aus. Um seinen Feinden, deren Führung jetzt der Pastor an der Marienkirche, Krenzheim's früherer Diaconus, Goßky, übernommen hatte, für immer das Maul zu stopfen, wendete sich K. selber an den Herzog und bat um Verhör seiner Sache. Gegen die von ihm in der Verhandlung abgegebenen Erklärungen wußten weder die Räthe noch der Herzog etwas einzuwenden, als aber K. am Schlusse auf die ihm vom Herzog vorgelegte Frage, woher es denn komme, daß er auf der Kanzel jetzt von den Reformirten schweige und seine Gemeinde nicht mehr wie sonst vor der Abendmahlslehre Calvin's warne? zur Antwort gab, er könne unschuldige Leute nicht verdammen, auch sei Luther vor seinem Ende in dieser Lehre mit Calvin verglichen worden, war seine Sache rettungslos verloren. Offenbar meint K. die mit den oberländischen Städten 1536 vereinbarte Wittenberger Concordie, aber die Schweizer hatten sie nicht angenommen und Chyträus in Rostock konnte auf die Anfrage, wie es sich mit jenem angeblichen Vergleiche verhalte, mit gutem Rechte antworten, daß Krenzheim's Behauptung jeden Grundes entbehre. Ebenso ungünstig lautete das von Rostock über Krenzheim's Abendmahlslehre eingeforderte Facultätsgutachten. Ueber diesem Hin- und Herfragen war das Jahr verstrichen, da trat 1590 ein Zwischenfall ein, der für Krenzheim's Sache verhängnißvoll wurde. Adam Curäus, wegen calvinischer Ansichten über das Abendmahl aus Breslau vertrieben, kam nach Liegnitz und wurde von K. mit einem warmen Empfehlungsschreiben an Urban Pierius in Wittenberg abgefertigt. Blieb dieser Besuch des Curäus augenblicklich auch ohne Folgen, so lieferte dafür das ihm mitgegebene Empfehlungsschreiben, welches später zum Vorschein kam, den Feinden Krenzheim's das erwünschte Beweismaterial für seinen Calvinismus. Langsam schleppte sich der Proceß weiter; der Herzog kam, wie sehr Krenzheim's Gegner auch drängten, zu keinem Entschluß. Neue Convente wurden gehalten, neue Gutachten eingeholt; aber selbst als die Frankfurter Facultät die von K. auf dem Generalconvent vom 15. Januar 1591 auf Befehl des Fürsten gehaltene Vertheidigungsrede für ganz ungenügend befand und ihn geradezu des Calvinismus für schuldig erklärte (8. Mai 1591), zögerte Herzog Friedrich noch immer ihn seiner Aemter zu entsetzen. Und die Sache war auch bedenklich; K. war im Dienste der Liegnitzer Fürsten grau geworden, hatte der Kirche des Fürstenthums bereits 19 Jahre in Treuen und Ehren vorgestanden, in dieser Zeit mehr als 300 Candidaten ordinirt und besaß dabei die Liebe seiner Gemeinde in einem viel höheren Grade als man bei Hofe ahnte; indeß dies Alles würde Herzog Friedrich kaum abgehalten haben, Krenzheim's Feinden zu Willen zu sein, aber die Intercession der Herzogin Barbara von Brieg, die sich des von allen Seiten angefeindeten Krenzheim's warm annahm und die Rücksicht auf den Kurfürsten Christian von Sachsen, den notorischen Beschützer der Philippisten, der um keinen Preis erzürnt werden durfte, fielen schwer ins Gewicht. Da änderte der Tod des Kurfürsten und der Sturz seines Kanzlers Nicolaus Krell auf einmal die ganze Sachlage und gab den Feinden Krenzheim's in Liegnitz freie Hand. Unter den Papieren des verhafteten General-Superintendenten Urban Pierius in Wittenberg war außer dem Empfehlungsschreiben für Adam Curäus auch noch ein zweiter Brief Krenzheim's vom 7. Juli 1591 saisirt worden, in welchem er seine trostlose Lage schildert und das gegen ihn eingeschlagene Verfahren, welches er der spanischen Inquisition vergleicht, ausführlich berichtet. Die Nachricht von diesem Funde gelangte bald nach Liegnitz. Natürlich wurden die Briefe eingefordert und 1592 im September dem Fürsten im Originale vorgelegt, welcher

jetzt den Administrator Kursachsens ersuchte, ihm zur Abhülfe der kümmerlichen Kirchenstreitigkeit gelehrte und unparteiische Theologen zu senden, eine Bitte, der sofort entsprochen wurde. Die zur Visitation beorderten Commissarien, der Wittenberger Professor Aegidius Hunnius und der Superintendent des Meißener Stifts, Wolfgang Mamphrasius in Wurzen, machten mit K. kurzen Proceß. Am 28. März 1593 in Liegnitz angelangt, begannen sie am 30. in Gegenwart des Fürsten, seiner Räthe, sowie der Ritterschaft und der Geistlichkeit des Fürstenthums und zweier Abgeordneter von Oels ein scharfes Examen mit K., welches bis zum 2. April fortgesetzt wurde und sie verstanden ihr Handwerk so vortrefflich, daß sie sich in ihrer dem Fürsten abgestatteten Relation rühmen konnten, K. zuletzt eine Frage über die communicatio idiomatum vorgelegt zu haben, die ihn, er mochte antworten, wie er wollte, „verstricken“ mußte. K. erkannte die ihm gelegte Falle und erbat sich Frist zu schriftlicher Antwort bis zum nächsten Morgen. Sie wurde ihm bewilligt, aber, wie vorauszusehen, seine Antwort ungenügend befunden. Das Urtheil der Visitatoren ging dahin, „solchen heimlichen und schädlichen Calvinisten in seinem hohen Amte nicht länger zu dulden.“ Noch am Abend des 2. April wurde ihm vom Herzog Friedrich die Kanzel verboten und der Liegnitzer Rath als Patron der Kirche von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt. Auf der Stelle intercedirten die Geschworenen bei dem Fürsten für ihren greisen Seelsorger, es möchte ihm, so er etwas verbrochen, zu Gnaden gewendt und er allhier erhalten, oder aber Herr Martin Goßky, Pfarrer an der Marienkirche, der die Ursache des Streits wäre, auch abgesetzt werden. Ihre Bitte blieb unerhört. Die Aufregung, die sich in Folge dessen der Bürgerschaft bemächtigte, nahm ganz ungewöhnliche Dimensionen an und wurde durch die an Lätare von den Visitatoren in den beiden Hauptkirchen gehaltenen Predigten nicht gestillt, eher vergrößert. Brandbriefe wurden ausgestreut, Schmähschriften gegen Goßky in der Marienkirche niedergelegt und an den Häusern angeschlagen und als K. den 21. April die Stadt räumte, kam es zu gefahrdrohendem Auflauf. Die Bürger fielen den Pferden in die Zügel und wollten die Stricke entzwei hauen, viele weinten, andere lästerten laut die Obrigkeit, Krenzheim's Auszug aus der Stadt glich einem Triumphzuge. Er wendete sich zunächst nach Trautenau und fand 1594 in Rognitz, einem obscuren böhmischen Dorfe, wieder eine Kanzel und eine Gemeinde, der er das Wort Gottes verkündigen konnte. Von dort wurde er 1595 nach Fraustadt berufen, wo der Tod den schwer geprüften kränklichen Mann den 12. December 1598 von allen Leiden dieser Zeit erlöste. Sein Amtsgenosse Valerius Herberger hat ihm die Leichenpredigt gehalten. — Vielleicht zu milde und vorsichtig, war K. in seinem Wandel unantastbar, dabei ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, gleich ausgezeichnet als Historiker wie als Theologe und Prediger. Die von ihm verfaßten und 1585 in Görlitz erschienenen „Summaria über etliche vornehme Weissagungen aus Mose, Psalmen und den Propheten ..... in gewisse Lectiones abgetheilt, nach löblichem Brauch und Ordnung der christlichen Kirche zu Liegnitz“, sowie die später von ihm herausgegebenen und den Bürgermeistern und Rathmannen der kaiserlichen Stadt Troppau gewidmeten „Kurze Summarien über das ganze Neue Testament, gestellet durch L. K. Schmalkalden 1590“ sind auch nach seiner Amtsentsetzung in kirchlichem Gebrauche geblieben, während seine „Chronologia, d. i. gründliche und fleißige Jahrrechnung .... von Anfang der Welt bis auf unsere Zeit, zusammengezogen durch L. K.“, Görlitz 1576, 2 Bde. Fol. ihm bei Mit- und Nachwelt hohen Ruhm eingetragen hat. Ein noch ausführlicheres lateinisches Geschichtswerk unter dem Titel Opus chronologicum, an dessen Herausgabe K. durch den Tod gehindert wurde, befindet sich als Manuscript in 7 Bänden auf der Rathsbibliothek in Leipzig, der es von einem Urenkel Krenz-

heim's verehrt worden ist. — Beiläufig sei zum Schlusse noch bemerkt, daß die Krenzheim's ihre Abkunft aus einem alten im Laufe der Zeit verarmten Adelsgeschlechte ableiteten, dessen längere Zeit von den Vorfahren nicht gebrauchtes Wappen unser K. sich von Crato, der als kaiserlicher Pfalzgraf dazu befugt war, aufs neue bestätigen ließ.

Außführlicher Bericht von der Visitation der Kirchen im hochlöblichen Hertzogthumb Lignitz in der Schlesien. Verfasset durch ... Aegidium Hunnium, der h. Schrift Doctorn vnd Professorn zu Wittemberg u. Wolfgangum Mamphrasium D. deß Stiffts Meissen Superintendenten zu Wurtzen. Leipzig 1614. 4°. 118 S. Thebesius, Liegnitzer Jahrbücher III. bei den betreffenden Jahren. Mosemann, de Leonh. K. vita atque doctrina. Dissert. Wittenb. 1699. Ehrhardt, Presbyterologie IV. 1, 92—106, 168—175. Gillet, Crato von Crafftheim und seine Freunde, II. 352 ff. Kraffert, Chronik von Liegnitz II. 2 bei den betreffenden Jahren. Ziegler, Die Peter-Paulskirche in Liegnitz, S. 63 ff. Schimmelpfennig.

Kresa: Jacob K., geb. 1648 in Smeschitz (Mähren), † den 28. Juli 1715 in Brünn, trat als junger Mann von 19 Jahren in den Jesuitenorden und nützte die großartigen Bildungsmittel, welche derselbe bot, in umfassendster Weise aus. Neben einer gründlichen Kenntniß der Mathematik erwarb er sich auch die der hebräischen, lateinischen, griechischen, französischen, italienischen, portugiesischen und spanischen Sprache. Der letztere Umstand bewirkte es wol, daß K., nachdem er mehrere Jahre lang zu Prag und Olmütz unterrichtet hatte, nach Madrid gesendet ward. Zwar ging er nach längerem Aufenthalte daselbst als Dr. theol. und Professor der Controverstheologie wieder nach Prag zurück, allein als Karl VI. 1704 den spanischen Thron bestieg, mußte ihn der mährische Jesuit wieder als Beichtvater nach der neuen Heimath begleiten. Zehn Jahre verblieb K. in dieser Stellung, zog sich aber 1714 nach Brünn in den Ruhestand zurück. Aus dieser späteren Zeit sind zwei Werke über Arithmetik (Prag 1715) und sphärische Trigonometrie (posthum, Prag 1720) in lateinischer Sprache übrig. Besonderes Verdienst aber erwarb sich K. dadurch, daß er den Spaniern einigen Geschmack an der Mathematik beibrachte, während — nach einer gut verbürgten Mittheilung in Buckle's „Geschichte der Civilisation“ — während des 17. Jahrhunderts diese Wissenschaft auf der pyrenäischen Halbinsel so gut wie ganz unbekannt war. Er veranstaltete eine spanische Ausgabe des Euklid (Brüssel 1689) und verfaßte auch in spanischer Sprache ein selbständiges Werk: „Theses mathematicas defendidas par el Exmo Sennor, Don Innigo de la Cruz de la Ciudad de Cadiz“, 1688.

Adelung, Fortsetzung zu Jöcher's Gelehrtenlexikon, 4. Bd., S. 889. — Pelzel, Böhmische, mährische und schlesische Gelehrte und Schriftsteller aus dem Orden der Jesuiten, Prag 1786. Günther.

Kreß: Georg Ludwig v. K., Galvanoplastiker, wurde 1797 zu Wetzlar geboren, wo sein Vater Procurator am Reichskammergericht war, aber 1807 als Appellationsgerichtsrath nach Darmstadt übersiedelte, machte als Jüngling von 17 Jahren den Feldzug von 1814 und 1815 gegen Napoleon als Freiwilliger mit und wurde 1817 Lieutenant im großherzoglich hessischen Leibregiment. Als solcher kam er nach Gießen in Garnison, wo sich ihm Gelegenheit zur weiteren Fortbildung in wissenschaftlicher Beziehung bot. Nachdem er 1820 nach Offenbach versetzt war, bildete er sich unter der Leitung der Landschaftsmaler Radel und Reinermann in Frankfurt auch im Zeichnen aus und widmete sich dann, nachdem er 1828 in Folge geschwächter Gesundheit seinen Abschied genommen hatte, ganz der Malerei und dem Kupferstich, übte als Kupferstecher besonders die Aquatintamanier. Er fertigte nun, meist für Kunsthandlungen (Hölscher in

Koblenz, Jügel in Frankfurt, Willmann in Frankfurt, Korn in Breslau, Hahnemann in Quedlinburg u. A.), eine große Anzahl landschaftlicher Platten, deren Abdrücke mit seinem Namen erschienen. Im J. 1840 machte K., in Folge einer Einladung von Seiten von Verwandten, eine Reise nach Petersburg, wo er Professor Jacobi, den Erfinder der Galvanoplastik, persönlich kennen lernte. Jacobi machte den Künstler mit seiner neuen Erfindung bekannt, weil er der Ansicht war, K. könnte seine gestochenen und geätzten Kupferplatten, welche doch nur eine beschränkte Zahl von Abdrücken aushalten, mit Hülfe der Galvanoplastik vervielfältigen. K. griff diesen Wink auf und begann sofort, mit Hülfe des Chemikers Klein, die Herstellung von Copien seiner Platten. Da das ganz nach Wunsch ging, kam K. auch bald auf den Gedanken plastische Gegenstände zu vervielfältigen. Er beschloß nun vorerst in Petersburg zu bleiben, um diese Sache weiter zu verfolgen. Dazu lernte er vor Allem gründlich das Formen in Gyps und errichtete dann in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem Maler Carl Jochim, in Petersburg selbst eine Anstalt für Galvanoplastik, in welcher zunächst eine Anzahl kleinerer Gegenstände angefertigt wurden. Bald kamen auch größere Aufträge. So fertigte K. im Auftrage des Kaisers Nicolaus u. A. Nachbildungen von gegen 300 goldenen und silbernen Schüsseln aus dem Kronschatz in Moskau, welche jetzt den weißen Saal im Winterpalais zu Petersburg schmücken. Im J. 1844 wurde K. aus seiner Heimath der Antrag gemacht nach Frankfurt zu kommen, um daselbst eine Anstalt für Galvanoplastik zu gründen. Es handelte sich vor Allem um die Ausführung des großen von Schmidt von der Launitz modellirten Denkmals zu Ehren der Erfinder der Buchdruckerkunst. K. kam im Juni 1845 nach Frankfurt und reproducirte als Probe zunächst einen zu diesem Denkmal gehörigen Kopf in Hochrelief. Nachdem derselbe zu voller Zufriedenheit des Künstlers ausgefallen war, verhandelte das Denkmal-Comité mit K. wegen Ausführung der drei kolossalen, etwa 3 Meter hohen Figuren des Gutenberg, Schöffer und Fust. Weil das Comité vielfach Zweifel wegen des Gelingens und der Haltbarkeit so großer Figuren hatte, erbot K. sich auch die Figur des Schöffer, wozu das Modell vollendet war, auf seine Gefahr probeweise auszuführen. K. errichtete nun in dem Dorfe Oberrad bei Frankfurt ein Atelier und vollendete in 8 Monaten diese Statue. Durch diese Arbeit beseitigte K. denn auch die letzten Zweifel und lieferte durch sie zugleich den Beweis, daß es möglich sei mit Hülfe der Galvanoplastik auch die größesten, monumentalen Werke herzustellen und daß diese Art sogar vor dem Bronceguß Vorzüge besitze, indem durch sie das Modell des Künstlers mit allen seinen Feinheiten in größter Vollkommenheit und Treue wiedergegeben werde. Im J. 1850 führte K. denn auch die Statue des Fust und 1853 diejenige des Gutenberg aus. Nach Vollendung dieses großen Werkes fertigte K. im Laufe der Jahre mehrere größere und kleinere Arbeiten, wie eine Porträt-Statuette nach A. v. Nordheim, eine kleine Lessing-Statue und ein Relief „Amor auf dem Panther" nach Rietschel, Schwanthaler's Herkules-Schild u. A. Später fertigte er auch Landschaften in Relief nach Bildern von Gauermann u. A., welche K. selbst modellirte. Weil dieselben ihm in der Wirkung jedoch nicht recht gefielen, kam er auf den Gedanken in dieselben Lichteffecte durch Aetzung in Aquatintamanier herzustellen, was vollkommen gelang. K. hat eine große Anzahl solcher plastischer Landschaften ausgeführt. Auch fertigte K. mancherlei Arbeiten aus Formen, welche er über der Natur genommen hatte, so z. B. als Meisterstück einen großen Seekrebs. Später führte er auch das Schiller-Denkmal von Scholl für Wiesbaden aus. Im J. 1867 siedelte K. von Frankfurt nach Darmstadt über, fertigte dort das Haarmann-Denkmal, eine Statue von 3 Meter Höhe von G. Heyberger für Holzminden, eine Fontainen-Gruppe von Drake für Amerika u. A. Im J. 1873 siedelte K., einem Rufe

des Gewerbemuseums in Nürnberg folgend, nach dieser Stadt über, um daselbst einem mit Lehranstalt verbundenen Atelier vorzustehen. Doch zerschlug sich die Sache bald. K. lebte seitdem, mit Landschaftsmalerei beschäftigt, als Privatmann in dem Dorfe Mögelndorf bei Nürnberg, woselbst er am 26. December 1877, hochbetagt, starb. K. hat die Resultate seiner 26jährigen Erfahrung auf dem Gebiete der Galvanoplastik in einem kleinen 1867 zu Frankfurt a/M. erschienenen Werke niedergelegt.

Mündliche Mittheilungen des Künstlers. R. Bergau.

Kreß: Johann Paul K., Rechtsgelehrter, geb. zu Hummelshahn im Voigtlande am 22. Febr. 1677 als Sohn eines Predigers, † zu Helmstädt am 23. Novbr. 1741. K. besuchte das Gymnasium zu Gera, bezog 1695 die benachbarte Universität Jena und setzte in Halle bei S. Stryk und Thomasius seine Studien fort. Durch Empfehlung des letzteren wurde er Hofmeister bei einem Sohne des Präsidenten von Schwanenbeck in Riga, kehrte jedoch nach Verlauf eines Jahres nach Jena zurück; erwarb dort im Juli 1705 die Licentiaten-, 1706 die Doctorwürde und hielt stark besuchte juristische Vorlesungen. Während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes in Wien (1710) lernte er Leibnitz kennen, durch den er 1712 die Professur für Rechtswissenschaft in Helmstädt erlangte. Dort wirkte er 29 Jahre als öffentlicher Lehrer, bekleidete dreimal (1722, 1731, 1736) das Amt eines rector magnificus und erwarb sich in akademischen Kreisen einen namhaften Ruf. Fünf Universitäten: Kiel und Wittenberg, Gießen und Frankfurt a. O., auch Gröningen machten ihm vortheilhafte Anerbietungen. Er hatte sich aber an Helmstädt so gewöhnt, daß er sich nicht entschließen konnte, diesen Aufenthalt mit einem andern zu vertauschen, obwol er mit dem dortigen Magistrate auf sehr gespanntem Fuße lebte, und gegen denselben sogar mit einer ziemlich gehässig gehaltenen juristischen Dissertation („Vindiciae justitiae judicii recuperatorii etc.“, Helmst. 1736) zu Feld rückte. 1740 wurde er Senior der Facultät, nachdem er 1730 kgl. großbritannischer, 1731 braunschweigisch-wolfenbüttelscher Hofrath geworden und starb nach einer erfolglos in die Bäder von Aachen unternommenen Reise vom Schlage getroffen im 65. Jahre seines Alters. K. war ehelos geblieben, den er hatte, wie Jugler erzählt, „gegen das andere Geschlecht eine so große Unempfindlichkeit, daß er nicht einmal neben einer solchen Person sitzen konnte, wenn er die Gefahr einer Ohnmacht von sich abwenden wollte!“ Er schrieb auch eine 17 Bogen starke Abhandlung „De jure Hagestolziatus“, Helmst. 1727, deren wesentlicher Inhalt in den Annal. acad. Juliae Sem. XIV. S. 142—54 mitgetheilt ist. Prof. Ludewig in Halle griff die Schrift ziemlich derb an; K. antwortete darauf etwas gereizt und entwickelte in dieser Angelegenheit solchen Eifer, daß er im nächsten Jahre sogar eine zweite vermehrte Auflage seiner Replik veranstaltete. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit Strafrecht und Rechtsalterthümern; seine Schriften gehören in das Fach der Dissertationenlitteratur. Am verbreitetsten unter seinen Werken ist „Commentatio succincta in constitut. crim. Caroli V. Imper.“ Hanov. 1721. 4°., welche trotz des sehr fehlerhaften Abdruckes der peinlichen Halsgerichtsordnung Karl V. 1730, 1736, 1744, 1760, 1774, 1784 wiederholt aufgelegt wurde. — Leyser rühmt in den Medit. ad Pandectas von K. die Treue des Gedächtnisses, die Schärfe des Urtheils, die gerechte Denkungsweise und nennt ihn in spec. DXCIX. „ICtum Summum“, Prof. Kahle in der bibl. philosoph. emend. T. II, 243 „ICtum incomparabilem“. (Ein Katalog seiner sämmtlichen Schriften unter Angabe der hierüber erschienenen Recensionen bei Jugler, auch bei Jenichen a. a. O.)

(Jenichen), Allerneueste Nachr. v. jurist. Büchern, 15. Thl. S. 655—670 und die auf S. 669 Angeführten, dann 20. Thl. S. 358—61. — J. C. Schläger, Trauerrede auf J. P. Kreß ꝛc., Helmstädt 1741, Fol. — Christian

Breithaupt, In memoriam J. P. Kr. etc., Helmstädt 1741, 4°. — Jugler's Beiträge, Bd. 3. Nr. 13. S. 341—63. — Götten's Jetztleb. gel. Europa, 1. Th. S. 712—17. — 2. Th. S. 817. Eisenhart.

Kretschmann: Karl Friedrich K., der „Barde Rhingulph“, Dichter, geb. den 4. Decbr. 1738 in Zittau als Sohn eines gebildeten Advocaten, erzogen in der Vaterstadt, welche die pädagogischen Anregungen Chr. Weise's, auch in der Schulkomödie, modificirt wahrte, studirte zu Wittenberg seit 1757 Jurisprudenz und schöne Wissenschaften, gehörte einer akademischen „deutschen Gesellschaft“ an und ließ einige Uebersetzungen aus Gherardi und Steele erscheinen. 1762 disputirte er, wurde Advocat in Zittau, heirathete 1764 des Rector Gerlach Tochter, verlor sie aber schon nach einigen Monaten, sammelte 1764 seine lyrischen und epigrammatischen Gedichte, um 1768 f. durch „den Gesang Rhingulph's, des Barden, als Varus geschlagen war“, dem 1771 „Die Klage Rhingulph's des Barden“ folgte, reichen, jedoch vergänglichen Ruhm zu ernten. Hermann-Arminius war u. a. von J. E. Schlegel in einem sentenziösen Drama, von Schönaich in einem vielberufenen matten Epos, von Klopstock in einer feurigen Ode gefeiert worden und der bardisch-skaldische Geschmack nahm seit Macpherson's Ossian (1760, deutsch zuerst 1764) und Mallet (deutsch 1765) überhand. 1766 erschien Gerstenberg's „Gedicht eines Skalden“, 1767 arbeitete Klopstock ältere Oden ins Bardische um und schuf neue voll germanischer Mythologie, 1768 Rhingulph, Denis' Ossianübersetzung, 1769 Klopstock's Hermannsschlacht. Im ersten Bande der Werke geht den „Bardeyen“ eine Abhandlung „Ueber das Bardiet“ voraus, Hirngespinnst gleich dem was Klopstock über den Bardiet in Tacitus und Ammianus Marcellinus hineingelesen hat. So sagt K. 1, 20, er reime wie die Barden. Er denkt sich einen bardischen Anakreon und tändelt sein altgermanisches Liebesidyll „Die Jägerin“, er denkt sich einen bardischen Kleist und besingt manierirt den Frühling oder feiert Kleist und Denis-Sined als bardischer Horaz. Auch an Gellert's Grabe flossen einige Bardenzähren. Die fünf Lieder des „Gesangs“ und die „Klage“, in gereimten Kurzzeilen, mit Interjectionen überladene Rhapsodien, weichlich und schwülstig, sind durchaus unepisch abgefaßt. Rhingulph schwärmt von seiner Kindheit, seiner herrlichen Heimath, deutscher Sittlichkeit und Jünglingskraft, der Geliebten Irmentraud, von der Volkserhebung unter Hermann, der Befreiungsschlacht, an der er theilnahm, während sein Freund Gottschalk, ein anderer Flavus, zum Erbfeind hielt, und schließt dankend, preisend, prophezeiend; in der Klage spielt er den Lobredner Hermanns gegen die mißgünstigen Fürsten, wird als Beistand des Ueberfallenen verwundet und betrauert den Mord. Alles mit einer geschraubten emphatischen Vergegenwärtigung, deklamirend, ohne Wucht und ärgerlich modern. Gleichwol fand K. Beifall, so lange die Neuheit der bardischen Mummerei den großen Haufen und einzelne Litteratenkreise blendete. Weiße und Gleim, stets kritiklos (er dachte beim „Gesang“ sogar an Herder, dann an Möser als Verfasser, s. Klotz, Deutsche Bibliothek, Bd. 3, 15 ff.), feuerten ihn an, doch war selbst der letztere mit Kretschmann's 1789 begonnenem, auf zwölf Bücher berechneten großen Epos auf Friedrich II. unzufrieden. Die Göttinger tranken auf sein Wohl, um ihn bald, durch Klopstock umgestimmt, zu verdammen. Herder, Wieland, Bodmer, Goethe ꝛc. zürnten und lachten. Zur Genieperiode („brausende Kraftmänner“) und klassischen Epoche fand der Mann der alten Schule kein Verhältniß. — K. hat, abgesehen von Uebersetzungen (auch der taciteischen Germania) und zahlreichen kleineren Veröffentlichungen sechs Bände gefüllt und einen Nachtragsband folgen lassen (Sämmtliche Werke, Leipzig 1784—99). Nur der milde Zweck mag einiges in dieser mittelmäßigen Geschwätzigkeit entschuldigen. K. ging von Gleim und Gellert aus. Spielende Liederchen, witzlose Epigramme, Prosafabeln, Gespräche

im Reich der Todten, Briefe, Nachrufe, geistliche Lieder, Hymnen, Stücke aus Ossian, höchst langweilige platte Lustspiele, flache Novellen. Er gießt alles in den Model seiner Manier: der „Nordische Wilde“ (2, 216 f.) girrt wie ein Leipziger Celadon. K. war ein eifriger Mitarbeiter an Becker's „Erholungen“ und der lausitzer Monatsschrift. Aus dem forcirten Barden wurde in der Zittauer Abgeschiedenheit ein belletristischer Vielschreiber. Weiße blieb sein Liebling und Freund. 1774 zum städtischen Gerichtsactuar ernannt, 1775 zum zweiten Male verheirathet, 1797 nach längerer Krankheit pensionirt ist er am 19. Januar 1809 gestorben.

Karl Friedrich Kretschmann (der Barde Rhingulph). Ein Beitrag zur Geschichte des Bardenwesens. Von Dr. H. F. Knothe. Zittau 1858. 4°.

Erich Schmidt.

Kretschmann: Theodor Konrad v. K., sächsisch-coburgisch-saalfeldischer Minister und publicistischer Schriftsteller. Reich begabt und voll Hingebung an seinen Beruf, schroff aber ehrenhaft in seinem Wesen, dabei leidenschaftlich und ruhmsüchtig, hatte K. nach vollendeten akademischen Studien bis an sein Lebensende fast unablässig widrige Angriffe abzuwehren, oder harte Kämpfe zu bestehen, welche vermöge ihrer bisweilen tragischen Züge unser Interesse in Anspruch nehmen. K. böte deshalb an sich lohnenden Stoff zu einer psychologischen Studie. Wäre er unter gleichen Umständen an der Spitze eines großen Staates gestanden, so wäre ihm ein Blatt in der Geschichte gesichert; als coburgisch-saalfeldischem Minister und fürstlich Wittgenstein'schen Agenten droht seinem Namen die Vergessenheit. Und doch ist er für den Biographen eine bedeutsame Erscheinung. Die bunte Fülle seiner Erlebnisse ist nicht blos anziehend, sie ist auch ein lehrreicher Stoff, zumal K. mit einem Stücke deutscher Partikulargeschichte aus bewegter Zeit enge verknüpft ist. Geboren am 8. Nov. 1762 zu Bayreuth, wo sein Vater mit dem Titel eines Justizrathes die Stelle eines Regierungsregistrators bekleidete, besuchte er von 1775 das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1780 als Candidat der Theologie die Universität Erlangen; doch schon nach wenigen Monaten finden wir ihn in den juristischen Hörsälen und zeigte er für öffentliches Recht und dessen Hilfswissenschaften besondere Vorliebe. Zwistigkeiten mancherlei Art bewogen ihn, Erlangen schon 1782 zu verlassen. Er ging nach Saalfeld a. S., wurde daselbst herzoglich coburgischer Commissions-Secretarius, und begann alsbald seine litterarische Thätigkeit mit Gründung der „Staatswissenschaftlichen Zeitung“ (Kahla und Leipzig 1789 und 90), deren Fortsetzung hauptsächlich durch einen für K. höchst widerwärtigen Vorfall schon im dritten Jahre unterbrochen wurde. K. besprach in seiner Zeitschrift öffentliche Einrichtungen und Zustände mit Freimuth und Offenheit, ohne dem jeweiligen Regierungsstandpunkte Rechnung zu tragen. Es ist nun wohl möglich, daß er aus diesem Grunde in den Verdacht gerieth, in Verbindung mit dem Kriegsrathe Kranz staatsgefährliche Schriften zu verbreiten. In derselben Nacht, in der ihn seine Gattin mit einem Sohne beschenkte, wurde bei ihm durch eine eigene Hofcommission Haussuchung gehalten, und die Wegnahme seiner gesammten Privatcorrespondenz verfügt. Es stellte sich zwar schließlich die volle Unschuld Kretschmann's heraus; allein der Vorgang machte in dem kleinen Orte Aufsehen und verleidete ihm den Aufenthalt dortselbst. Er verkaufte sein Wohnhaus und zog im Frühjahr 1791 nach Jena, wo er sich in gesteigerter litterarischer Thätigkeit auf den Lehrstuhl vorbereitete. Zunächst verfaßte er seine Dissertation: „De stupro voluntario“ (Stuttg. 1791, 4°.), wofür ihm die Stuttgarter Juristenfakultät am 15. Febr. 1791 die höchste akademische Würde, die Jenenser Hochschule die facultas legendi verlieh, von welcher er durch Abhaltung von Vorträgen Gebrauch machte. Dann erschienen bis 1794 in un-

unterbrochener Folge sechs weitere theils staats- theils privatrechtliche Schriften (von welchen 2 größere in lateinischer Sprache abgefaßt sind). Unter ihnen verdient der „Versuch eines Lehrbuches des positiven Rechtes der Deutschen“, Bayreuth 1793. 259 S. 8°. besondere Erwähnung. Das dem Gönner Kretschmann's, dem Minister Freih. v. Hardenberg, gewidmete Buch enthält nur das Staatsrecht, das den zweiten Theil bildende Privatrecht ist unbearbeitet geblieben. Die Vorrede liefert eine kurze Methodologie, und erörtert die mannigfachen Abweichungen von dem durch Pütter's Schule begründeten Systeme; wie denn K. auch in der Wissenschaft nicht der herrschenden Meinung, sondern eigenen Forschungsergebnissen folgt. So erblickt er, um nur einen charakteristischen Zug anzuführen, den Staatszweck nicht in der allgemeinen Sicherheit oder dem Gemeinwohle; ihm ist der Staat „eine öffentliche Zuchtanstalt, durch welche man die Menschen mit Aufopferung aller Individualität auf eine höhere Stufe der Entwickelung führen müsse“! Kretschmann's Schrift ist aber auch darum lesenswerth, weil manche Ansicht des Docenten K. von jener des Minister K. merklich abweicht. Diese in der gelehrten Welt nicht unbeachtet gebliebenen Arbeiten verschafften ihm Ende 1792 einen Ruf als außerordentlicher Professor der Rechte in Erlangen, kurze Zeit darauf forderte ihn Freih. v. Hardenberg, der damals Minister in den fränkischen Herzogthümern war, auf, in den preußischen Verwaltungsdienst zu treten. Nach Kretschmann's eigener Erzählung gab ihm der Kampf zwischen Preußen und Sachsen um das Hoheitsrecht über das früher Kretschmann'sche Rittergut Caulsdorff a./S. Veranlassung (1792) in preußische Dienste zu treten. Er lieferte der preußischen Regierung das Material zu einer siegreichen Entscheidung, und wurde im März 1793 von König Friedrich Wilhelm als Regierungsrath in Bayreuth bestätigt. K. hatte vorzüglich die auswärtigen Verhältnisse zu bearbeiten, welche Aufgabe die ganze Kraft eines tüchtigen Reichspublicisten in Anspruch nahm. Nachdem die Krone Preußen mit Antrittspatent vom 5. Januar 1793 die Regierung über die fränkischen Fürstenthümer übernommen hatte, sollten nun die nach Inhalt und Umfang vielfach bestrittenen Hoheitsrechte dieses Gebietes geregelt und daher die staatsrechtlichen Verhältnisse aller Nachbarn und Insassen rechtlich geprüft werden. Wie verwickelt und vielgestaltig die öffentlichen Zustände des deutschen Reiches damals waren, davon kann man sich durch einen Blick auf Kretschmann's Ausarbeitung überzeugen, welche sich auf nicht weniger als 44 Nachbarterritorien zu erstrecken hatte! So begegnen wir in dem bunten Verzeichnisse betheiligter Nachbargebiete u. a.: 3 Kurstaaten, 5 geistlichen, 4 weltlichen Fürstenthümern, 5 Reichsgrafschaften, 6 Reichsstädten, 4 Reichsritterschaften, 9 Prälaturen und 2 Reichslehen. Schon gegen Schluß des J. 1795 hatte K., durch gute Vorarbeiten unterstützt, sein Gutachten beendet, das er — nach Berlin berufen, in Gegenwart Klüber's (des Vertrauensmannes Hardenberg's in reichsrechtlichen Fragen) in mehreren Sitzungen vortrug. Da sich Klüber alsbald mit der Rechtlichkeit der aufgestellten Grundsätze und mit der actenmäßigen Entwickelung des Gegenstandes einverstanden erklärte, erfolgte 1796 die allerhöchste Sanction im Sinne des Kretschmann'schen Entwurfes. Er hatte sein Referat gerade in dem Zeitpunkte — Ende 1795 — vollendet, wo die neue Organisation der oberen Landesbehörden in Preußisch-Franken in Vollzug kam; er wurde aus dem Regierungscollegio in die Kriegs- und Domänen-Kammer verpflanzt; schon nach wenigen Monaten — im Frühjahr 1795 erfolgte seine Versetzung an das Landesministerium der Fürstenthümer, unter Ernennung zum vortragenden Rathe in Hoheitssachen. Eines der ersten Geschäfte in dieser neuen Stellung war die Abnahme des Huldigungseides auf Grund der neuen geordneten staatsrechtlichen Verhältnisse. Ein sehr peinliches Geschäft, da man diesen Eid, wodurch man längst gewohnten Verhältnissen

entsagen sollte, als gezwungen ansah, und meist nur ungern ablegte. Durch die Prüfung der Hoheitsrechte hatte sich K. von Seite der fränkischen Ritterschaft manche Beschuldigung und manchen Tadel zugezogen, bei dem neuen Commissorium mehrten sich die gehässigen Angebereien und verbitterten ihm viele Stunden. Welch' geringer Werth indessen solchen Angebereien beigelegt wurde, zeigt am besten, daß man trotzdem K. die nothwendig gewordenen Vorarbeiten zu der Umformung der unteren Aemter in den Markgrafenthümern übertrug. Es gab aber auch Wenige, welche mit den administrativen Zuständen von Ansbach-Bayreuth vertrauter gewesen wären als gerade er; überdieß lehrte die spätere Erfahrung, daß er für organisatorische Einrichtungen ein auffallendes Geschick besaß, und so fand sein Organisationsplan die Billigung Hardenberg's und die Bestätigung des Königs. Es giebt Beamte, welche ihren Hauptgenuß in Steigerung ihrer Leistungen durch Verbindung verwandter Arbeiten mit ihren Berufsarbeiten finden. Zu diesen nie rastenden Beamten zählte K. So gab er neben seinen wahrlich nicht geringfügigen Büreauarbeiten 1794 und 95 im Verein mit dem um die Rechtswissenschaft in den Fürstenthümern vielverdienten Präsidenten Freih. v. Völdernborff die „Staatswissenschaftliche und juristische Litteratur" heraus, welche in Monatsheften die namhaftesten Werke auf staats- und privatrechtlichem Gebiete in Form kurzer Recensionen zur Kenntniß der Leser brachte. In den Jahren 1796 bis 1799 bearbeitete er mit Hänlein das „Staatsarchiv der königl. preuß. Fürstenthümer in Franken" (Bayreuth 8°. 2 Bde.), eine größere Sammlung von Staatsschriften, welche Bezug auf die Staatsverfassung der fränkischen Fürstenthümer haben, und aufklärende Aufschlüsse über diesen Theil des deutschen Territorialstaatsrechts geben. Dazwischen besorgte er, und zwar ohne jedes Entgelt — 1797 die Einrichtung der Finanzverwaltung der Grafschaft Pappenheim, begann sodann im Sommer 1797 das Debitwesen des in Vermögensverfall gerathenen Kammerherrn, Freih. v. Wurster auf Wilhermsdorf in einer für diesen höchst günstigen Weise zu bereinigen, und brachte 1798 die Regierungsangelegenheiten, das Finanzwesen und die Organisation der Besitzungen des Grafen Giech zu Thurnau in Ordnung. Aeußerst anerkennende Dankschreiben der Betheiligten bekunden die Uneigennützigkeit des Verfahrens und die befriedigende Lösung der Aufgaben. Und doch sollte sich eine bittere Erinnerung an diese Akte der Gefälligkeit knüpfen. Freiherr v. Wurster hatte 1797 Kretschmann's Gattin in des Mannes Abwesenheit einen Rehbock, ein Paar Rebhühner und Gartenfrüchte im Gesammtwerthe von 2 fl. 36 Xr. übersandt; da jene das Geschenk (gegen ein Trinkgeld von 4 fl. 30 Xr.) annahm, wurde ihr Gatte in zwei Instanzen wegen Bestechung verurtheilt. Diese Verurtheilung kränkte ihn tief, zumal er dieselbe auf Gehässigkeit zurückführen zu müssen glaubte. (Er hat im ersten Bande seiner Zeitschrift „Staat und Hof" alle betreffenden Actenstücke veröffentlicht.) Wegen Kretschmann's ungewöhnlicher Brauchbarkeit in und außerhalb der Amtsstube übertrug ihm Hardenberg 1797 das Generaldepartement bei dem Landesministerium nebst der Controle über die einschlägigen Geschäfte. Er bereitete u. a. nun eine Landesvermessung, dann eine Landesbeschreibung vor, und trat mit auswärtigen Staatsmännern über neue staatliche Einrichtungen in regen Meinungsaustausch. Im Spätjahre 1797 starb König Friedrich Wilhelm II. Das fränkische Landesministerium wurde aufgelöst und mit dem Generaldirectorium in Berlin vereinigt, Hardenberg nach Berlin berufen, K. als zweiter Kammerdirector in Bayreuth ernannt. Schwer enttäuscht zog er 1797 von Ansbach nach Bayreuth, nachdem er 1795 von Bayreuth nach Ansbach gezogen war. Er hatte sich für seine außergewöhnlichen Leistungen auch außergewöhnliche Anerkennung erwartet; das Fehlschlagen dieser sicheren Hoffnungen erweckte bei dem ehrgeizigen Manne bittere Gefühle; indeß erfolgte nachträglich eine solche Anerkennung, indem er 1801 unter be-

sonderer Betonung der so ersprießlich geleisteten Dienste in den preußischen Adelstand erhoben wurde. K. blieb nicht lange in Bayreuth; 1801 trat er in sächsisch-coburgische Dienste, welcher Dienstübertritt auf seinen späteren Lebensgang maßgebenden Einfluß äußerte. Als Herzog Franz im gedachten Jahre die Regierung von Coburg übernahm, hatte sich trotz 30jähriger kaiserlicher Sequestration die traurige Finanzlage des fürstlichen Hauses nicht gebessert. Der Herzog, von dem Wunsche nach Entfernung der kaiserlichen Debitcommission beseelt, wandte sich, da seine Räthe keine Mittel rascherer Schuldentilgung wußten, auf Vorschlag des regierenden Fürsten Heinrich LI. von Reuß — eines Schwagers der Herzogin — persönlich an K., mit dem er in Bayreuth Unterhandlungen pflog. Der Befragte arbeitete sofort einen Finanz- und Operationsplan aus, den der Herzog und dessen Rathgeber billigten, worauf K. zur Durchführung seiner Vorschläge mit Urlaub im Februar 1801 nach Coburg ging. Binnen Kurzem wurde er jedoch nach ehrenvoller Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste zum dirigirenden Landesminister von S.-C.-Saalfelden ernannt, wozu der Herzog als Zeichen besonderer Dankbarkeit unterm 5. Octbr. 1805 den Titel „Excellenz“ fügte. Der neue Minister ging mit der ihm eigenen Energie und Rührigkeit an seine Aufgabe. Vor Allem sollte die Verwaltung in allen ihren Zweigen besser organisirt, der allzu gemächliche Geschäftsgang in ein rascheres Tempo gebracht, die schlaff gewordenen Zügel von der Regierung mehr an sich gezogen werden. Während einer „60jährigen, schläfrigen Regierung“ hatte sich mancher Mißstand eingeschlichen, mancher unbrauchbare Diener war durch einen fähigeren zu ersetzen. Anfangs ging Alles gut, und der Reformator fand bei den Landständen wie seinen Untergebenen williges Gehör; doch bald sollte sich das Blatt wenden. K. stieß im Fortgange seiner Organisation, namentlich bei seinen Finanzoperationen von Hinderniß auf Hindernisse. Fast jede neue Maßregel rief neue Einwürfe, neuen Widerstand hervor, ja selbst die Agnaten des Hauses, der k. k. Feldmarschall Josias, Onkel, und Feldmarschall-Lieutenant Ludwig Karl, Bruder des regierenden Fürsten, ließen kaum eine Gelegenheit ungenützt, wider den Minister in demonstrativer Weise aufzutreten, obwol der Herzog, ein friedliebender Regent, nach Kräften bemüht war, die Eintracht zu erhalten. — Es kam jedoch durch tactloses Benehmen der Prinzen zu solchen Zerwürfnissen, daß Herzog Franz durch Befehl vom 16. Juli 1804 seiner „sämmtlichen treuen Dienerschaft und den Pensionärs jede selbst die entfernteste Verbindung“ mit gedachten Prinzen untersagte. Auch die harmlosesten Verfügungen, wie die Anordnung neuer Numerirung der Häuser führte in Coburg Ende Februar 1803 auf dem Stadthause und in Versammlungen zu tumultuarischen Auftritten. Zur Aufrechterhaltung der Regierungsgewalt wurde sogar Reichshülfe nöthig, und 2 Schwadronen kursächsischer Dragoner mußten als Manutenenztruppen in dem sonst so friedlichen Coburg einrücken. So ausgedehnt und vielseitig auch die geschilderte Opposition war, so ging sie eigentlich doch nur von zwei Personen aus — von dem Vicepräsidenten v. Wangenheim, der in Wesen und Charakter von seinem Gegner durchaus verschieden (Gervinus, Gesch. d. 19. Jahrh., Bd. 2, S. 460 ff.), später (1815—18) während der Verfassungsstreitigkeiten in Württemberg als dortiger Minister eine hervorragende Rolle spielte; dann von dem Landesdirector (Kammerpräsidenten) v. Könitz, der gleich Wangenheim einem ausgebreiteten Adelsgeschlechte Thüringens entstammte und der nach Kretschmann's Berufung unter Beibehaltung erwähnter Stelle als geheimer Rath zu Sachsen-Meiningen in dortige Dienste trat. Diese beiden mächtigen Männer, mit den Verhältnissen des Fürstenthums aufs innigste vertraut, und von weit reichendem Einflusse durch ihre Abkunft bei den Agnaten des Hofes, durch ihre Stellung beim Be-

amtenthume, durch ihre Verwandtschaft bei dem Adel, durch ihren Namen und ihren Grundbesitz bei der Bürgerschaft hatten den Plan gefaßt, K. zu stürzen, der ihnen persönlich verhaßt war, dessen Unternehmungen sie mit dem Landeswohle unvereinbar hielten und dessen Finanzwirthschaft als eine gewagte ihr Mißtrauen erweckte. Namentlich war es v. Wangenheim — anfänglich ein warmer Verehrer und Anhänger Kretschmann's, — der nun für den Schluß des Etatsjahres (Mai 1804) Kassendefekte und Staatsbankerott ankündigte, wodurch der ohnehin schwankende Kredit nachhaltig erschüttert wurde. So war die Lage eine peinliche und gespannte, K. aber keineswegs der Mann, dieselbe besser zu gestalten. Die fortwährenden Reibungen mit den Agnaten und Landständen, die Widerwilligkeit der Büreaukratie, die unverhehlte Abneigung der Bürgerschaft, dazu die Kränkungen der Seinigen durch den hoffähigen Adel (den K. in seinem Grimme „Hofdomestiquen" schalt). All' das reizte ihn bei seinem heftigen und rücksichtslosen Wesen immer mehr, und riß ihn bisweilen zu Gewaltmaßregeln fort, wohin auch der Versuch einer einseitigen Aenderung der Landesverfassung zu rechnen ist. Um sich selbst zu decken, zog er den Herzog weit mehr in das Parteigetriebe als nöthig, ja selbst klug war, da Jedermann in Coburg wohl wußte, daß hinter den schroffen Erlassen nicht der milde Herzog, sondern dessen leidenschaftlicher Minister stand. Gerade um diese Zeit leistete aber auch K. dem Staate wesentliche Dienste, indem er nach längeren Verhandlungen mit Gotha den Staatsvertrag vom 5. Mai 1805 abschloß, welcher das lästige Paragialverhältniß (Ducange s. v. partagium) mit Saalfelden, überhaupt den seit 1670 bestandenen „nexus Gothanus" löste, wodurch Saalfelden unter die Alleinhoheit Coburgs kam und letzteres außerdem einige staatsrechtliche Vortheile erwarb (Hof und Staat, Band 3, Ziff. XIX, S. 104—108).

K. durchschaute den Könitz-Wangenheim'schen Plan, er suchte ihm zuvorzukommen, was bei dem unbegrenzten Vertrauen, mit dem ihn der Herzog und damals auch dessen Gemahlin beehrten, leicht gelang. Doch hielt sich K. bei diesen Unternehmungen scheinbar im Hintergrunde, und ließ dem Hofe nahe stehende Personen als handelnd in die vorderen Reihen treten. Wangenheim wurde 1804 wegen seines unbotmäßigen Benehmens der Stelle als Vicepräsident entsetzt, Könitz um dieselbe Zeit wegen seiner Umtriebe als Landesdirector des Hochverrathes und der Majestätsbeleidigung angeklagt, unter Suspension von seinem Amte. Zugleich trachtete K. durch eine gewandt und bestechend abgefaßte „Beurkundete Darstellung der Staats- und Finanzverwaltung der Sachsen-Coburgisch-Saalfeldischen Lande unter der Regierung des dermal regierenden Herzogs Franz" (April 1805, 4°) das Mißtrauen zu zerstreuen, auf welches namentlich seine Finanzverwaltung stieß; ein Versuch, der von K. schon durch ein Paar frühere Berichte über die „Organisation der coburg-saalfeldischen Lande" sowie durch eine Conferenz aller Betheiligten scheinbar nicht ohne jeden Erfolg angestellt worden war. Allein trotz Gelingens des Planes hatte sich der Minister bei demselben doch verrechnet. Wangenheim und Könitz hatten ihre Stellen verloren, — nicht aber ihren Einfluß. Mit der äußersten Erbitterung setzten sie den begonnenen Kampf fort und griffen nun gleichfalls zur Feder. — Wangenheim veröffentlichte ein zweibändiges Werk, betitelt: Beitrag zur Geschichte der Organisation rc. rc. durch Kretschmann rc. von K. A. v. Wangenheim, 2 Thle. — Theil I. Dienstentlassung des Präsidenten v. Wangenheim. — Theil II. Die Finanzoperationen, 1805. Der Herzog ließ Wangenheim ausweisen, dieser floh und fand eine Weile bei dem Truchseß auf der Bettenburg, einem Muster deutschen Ritterthums in jener romantischen Zeit, ein Asyl, später lebte er in anständiger Verbannung in Tübingen, und kam von hier an den württembergischen Hof. Welcher Geist die Schrift des Herrn v. Könitz durchweht, besagt schon der Titel: „Beitrag zur Geschichte der Des-

organisation der Sächs. Cob. Saalfeld. Lande". Neben diesen beiden Werken befaßten sich aber noch zahlreiche Broschüren und Aufsätze mit der Kretschmann'schen Administration, so daß über diesen Gegenstand eine kleine Litteratur erwuchs, welche theilweise in einem besonderen Schriftchen besprochen ist (Sammlung kleiner Schriften über die Organisation der S.-C.-S. Lande, s. l. 1804). v. Wangenheim und v. Könitz (beziehungsw. die Landstände) begnügten sich aber nicht mit den erwähnten Streitschriften, sie wandten sich auch (letztere sogar während schwebender Verhandlungen unter Aufzählung von nicht weniger als 36 gravamina) mit Beschwerdeschriften wider die herzogliche Regierung, d. i. wider K. an den Reichshofrath. Das Gleiche thaten die erwähnten Agnaten und Prinz Ludwig erhob noch außerdem bei dem Reichkammergerichte gegen den Minister wegen Injurien eine Diffamationsklage. Sämmtliche Beschwerdeführer stellten offenbar zu Folge Uebereinkommens gleichzeitig bei dem Reichshofrathe die Bitte: um eine kaiserliche Commission zur Untersuchung der bisherigen Verwaltung Kretschmann's. Der Staatsgelehrte und Kanzler der Universität Landshut, Dr. Gönner, war als herzoglicher Bevollmächtigter Monate lang mit Widerlegung dieser bogenreichen Beschwerdeschriften an das oberste Reichsgericht beschäftigt. Durch den Inhalt des Gönner'schen Berichtes über die landständische Beschwerde fühlte sich ganz unerwartet der coburgische Deputirte und vormalige sachsen-meining'sche Geheimrath Franz Josias v. Hendrich verletzt. Er veröffentlichte 1806 eine dickleibige, 314 Seiten umfassende Vertheidigungsschrift, deren Spitze gegen K. gerichtet war, den Hendrich für den eigentlichen Verfasser des Gönner'schen Berichtes hielt. Hendrich's Ausführungen sind herb, und eben so wenig objektiv wie Alles was in dieser ganzen Sache geschrieben wurde. Allein bei der Abneigung, welche gegen den Angegriffenen herrschte und bei der hohen Achtung, welche der aus angesehener Familie stammende Verfasser genoß, erregte das Actenstück großes Aufsehen. Kretschmann's Lage wurde in der That von Monat zu Monat schwieriger; die Zahl der Gegner wuchs, die Zahl der Anhänger sank. Es gehörte die ganze Thatkraft, das ganze Selbstvertrauen und der ganze Ehrgeiz Kretschmann's dazu, um unter solchen Verhältnissen auf dem Posten zu bleiben und all' diesen Widerwärtigkeiten muthig die Stirne zu bieten. Indeß verletzte dieser neue Angriff K. tief. Er begehrte vom Herzog Cabinetsjustiz, und da der Herzog diese ablehnte, so war es dem Gekränkten unerträglich an einem Orte mit einem Manne zu leben, den sein strafender Arm nicht zu erreichen vermochte. Er ging „aus Gesundheitsrücksichten" nach Bocklet, einem kleinen Bade unfern Kissingen, auch nach Theres, einem Klostergute bei Schweinfurt, das er kurz vorher erworben hatte, und leitete von dort die Regierungsgeschäfte. Die Erlasse aus jener Zeit sind zwar von Coburg datirt, die Privatschreiben aber von einem der letztgenannten Orte. Ein schwacher Hoffnungsstrahl beleuchtete Kretschmann's Verhältnisse, als am 6. Juli 1806 des Herzogs Bruder, Ludwig mit Tod abging; mit ihm schied einer der mächtigsten und heftigsten Gegner vom Schauplatze, doch alsbald erbleichte dieser Schimmer. Am 9. Dec. 1806 starb der regierende Herzog; K. verlor hierdurch seine Hauptstütze. Damals lag des Herzogs ältester Sohn, Erb-Herzog Ernst, als preußischer General krank in Königsberg. Die durchziehenden Franzosen betrachteten Coburg als Feindesland und Villemain nahm es unter Belassung der bisherigen Beamten am 27. Januar 1807 in französische Verwaltung. So gesellte sich zu den inneren Wirren und dem beklagenswerthen Hinscheiden des regierenden Fürsten, des Herzogs Franz, ein drittes Mißgeschick: feindliche Invasion. Wie hoch und leidenschaftlich damals die politischen Wogen noch im Innern des Ländchens gingen, lassen in drastischer Weise die Unruhen ersehen, welche am 10. Jan. 1807 bei Verhaftung des coburgischen Landschaftsdeputirten Freih. v. Imhof auf

Hohenstein wegen Aufwiegelung gegen den leitenden Minister ausbrachen. Man entsandte nach den ruhigen Ortschaften Eilboten, und in den Dörfern der Herren von Hendrich, Könitz und Imhof wurde die Sturmglocke gezogen. Hunderte von Bauern eilten zu Imhof's Befreiung nach Coburg, wurden indeß vom Prinzen Ferdinand rasch zerstreut. — Zum Glücke fand die Franzosenherrschaft in Folge des Tilsiter Friedens ein baldiges Ende, und schon am 8. Aug. 1807 übernahm der junge Herzog die Regierung. K. schöpfte vermöge seiner Elasticität neuen Muth, er wollte das Land von den Wunden der Occupation heilen, und dasselbe politisch wie administrativ neu organisiren, wobei er sich mit dem Gedanken trug, seine Schöpfung unter die Garantie des allgewaltigen Franzosenkaisers zu stellen. Es war dies in jener unglückseligen Rheinbundzeit, in welcher die deutschen Staaten gegenseitigen Haltes und Schutzes völlig entbehrend, ihre Anlehnung bei dem großen Eroberer suchten. Bereits unterm 20. Juni 1807 hatte der Minister dem Herzoge über seine weitreichenden Pläne Bericht erstattet; nach wiederholter Prüfung der vorgelegten Entwürfe durch herzogliche Räthe und den französischen Intendanten Dumolard erklärte sich der Herzog (nach Kretschmann's Erzählung) mit den aufgestellten Grundsätzen und Anschauungen im Wesentlichen einverstanden. Zur besseren Erledigung der Sache reiste nun K. mit dem Herzoge oder zu dem Herzog nach Paris. Durch das Andrängen verschiedener deutscher Geschäftsträger ließ sich indessen der Herzog, welcher überhaupt für die Kretschmann'schen Neuerungen in Wirklichkeit nicht besonders eingenommen gewesen sein mag, bewegen, die mit dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten bereits eingeleiteten Unterhandlungen wegen kaiserlicher Bestätigung der coburgischen Constitution abzubrechen. Mit bitteren Gefühlen und trüben Sinnes reiste K. in die Heimath, wobei er dem Wunsche Ausdruck gab, „sich auf einige Zeit von den Geschäften zurückzuziehen“. Wer wäre auch gleichmüthig geblieben, der mit K. einerseits das Bewußtsein hatte, das Beste des Hofes und Landes anzustreben, andernseits aber die Erkenntniß, nichts ausrichten zu können. Trotzdem war der herzogliche Erlaß vom 26. Januar 1808, welcher wegen Kretschmann's „fortdauernder Kränklichkeit“ die Ministerialgeschäfte in die Hände einer Commission legte, für diesen ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Maßlos ja beispiellos ist nun die Sprache, welche er gegen den Herzog, welche er gegen dessen Regierung führt; zahlreiche Nörgeleien bei der Geschäftsübergabe, mehrfache Ersatzforderungen an die Regierung kennzeichnen die äußerst erregte Stimmung. Im Juni 1808 waren endlich alle geschäftlichen Punkte bereinigt und das Verhältniß mit Coburg vollständig gelöst. K. wohnte nun auf seinem einsamen Klostergute Theres im heutigen Unterfranken, etwas später in Bonn und hiermit beginnt der Schlußakt dieses Lebensdramas. Ein Mann mit solch bewegter Vergangenheit konnte unmöglich müßig bleiben. Zunächst drängte ihn die Schilderung seiner Diensterlebnisse, zu welchem Zwecke er eine Zeitschrift „Hof und Staat“ (1808—1810, Bd. I. II. III. 1) gründete. Ihre Lektüre gewährt ein hohes psychologisches Interesse, von Blatt zu Blatt wird der Ton subjektiver, gereizter, und der Verfasser, allenthalben lauernde Feinde witternd, befand sich noch 1810 in einer krankhaften Gemüthserregung. Unmittelbar nach Kretschmann's Abgang von Coburg hatten ihn einige Mitglieder des hohen Adels, darunter rheinische und westphälische Standesherren um staatsrechtliche Vertretung gebeten, die er auch bereitwillig übernahm, weil er gerade auf diesem Gebiete von Jugend auf gearbeitet hatte. Die zahlreichen Territorialänderungen, welche sich damals im heil. römischen Reiche deutscher Nation und meist auf Kosten der kleineren Fürsten vollzogen, machten diesen einen Berather und Fürsprecher doppelt nothwendig. Die Vielzahl der Geschäfte erheischte aber auch des Consulenten unmittelbare Nähe, weshalb K. für einige Zeit seinen

Wohnsitz in Bonn aufschlug. Unter den Familien, welche seine Rechtshülfe häufig in Anspruch nahmen, befanden sich außer den Leiningen auch die Fürsten von Bentheim-Steinfurt, und jener von Sayn-Wittgenstein; letzterer war überdieß wegen starker Ueberschuldung seit 1806 unter staatlichen Sequester gestellt. Als 1816 mit dem Herzogthum Aremberg die Grafschaft und der Fürst von Wittgenstein an Preußen kamen, hielt letzterer diesen Zeitpunkt für geeiget, um sich gewaltsam von der lästigen Sequestration zu befreien. Er nahm auf Kretschmann's Rath die unter preußische Administration gestellten Kassen für sich in Beschlag und erklärte die preußische Debit- und Administrations-Commission kurzweg für aufgehoben. K. kam Ende December 1816 von Berlin, wohin er in Angelegenheiten des Fürsten gereist war, nach Wittgenstein, um als „fürstlicher Bevollmächtigter" die Sache weiter zu führen. Da in Wittgenstein von Seite der Anhänger des Fürsten Unruhen zu befürchten waren, ließ der Oberpräsident Vincke „um diesem empörenden, das Ansehen des preußischen Gouvernements kompromittirenden Unternehmen Maß und Ziel zu setzen", am 30. Dec. 1816 den fürstlichen Domänen-Director Kölle nebst K. verhaften und nach Hagen in der Mark, am 29. Septbr. 1817 nach Düsseldorf in Stadtarrest abführen. K. wurde wegen Verleitung zu eigenmächtigen gesetzwidrigen Eingriffen in die Polizei- und Finanzverwaltung der Grafschaft Wittgenstein in Untersuchung gezogen und durch Erkenntniß vom 17. Decbr. 1817 zu 3000 fl. rheinisch verurtheilt, doch sollte im Falle des Unvermögens an Stelle der Geldbuße eine Gefängnißstrafe von 2 Jahren und $10\frac{1}{2}$ Monaten treten. In seiner Erbitterung ließ der Verurtheilte in die von Professor Dr. Oken in Jena herausgegebene Isis (Jahrgang 1818, Heft 3) im Mai 1818 ein Pasquill voll Schmähungen auf Vincke einrücken, dem er wegen seiner Verhaftung ganz besonders grollte. Neue Kriminaluntersuchung war die Folge dieses unüberlegten Racheaktes. In dieser traurigen Lage wandte sich der Pasquillant unter Betonung seiner in den fränkischen Fürstenthümern geleisteten Dienste an des Königs Gnade, welche ihm auch durch Cabinetsordre vom 5. Octbr. 1819 in vollem Umfange zu Theil wurde. Indeß scheint die gänzliche Abwickelung der Sache noch einige Zeit in Anspruch genommen zu haben, da K. erst Mitte December 1819 Düsseldorf verlassen und in die fränkische Heimath reisen konnte. Dort setzte er seine Thätigkeit als Consulent fort, die ihn zu häufigen Reisen veranlaßte. Auf einer derselben erkrankte er und starb 57 Jahre alt nach kurzem Unwohlsein am 15. Januar 1820 zu Kassel mit Hinterlassung von einer Wittwe und 10 Kindern. K. hat in Coburg ein übles Andenken hinterlassen. Allein wie ehrgeizig, wie leidenschaftlich er auch war, immer hat er sich als einen unablässig schaffenden Mann erwiesen, welcher ohne Eigennutz auf Ausfüllung seiner Stellung und auf Erringung der vorgesetzten Zwecke Bedacht nahm. — Ein Verzeichniß seiner Schriften findet sich bei Stepf, Gallerie aller juridischen Autoren, Bd. 4, S. 513 und bei Fikenscher, Gel. Fürst. Bayreuth, Bd. 5, S. 153—55.

Meusel, Bd. 4, S. 268. 69. — Bd. 10, S. 143. — Bd. 14, S. 563. Bd. 18, S. 437. — Fikenscher a. a. O. S. 550—55. — Fikenscher, Beitr. z. gel. Gesch., S. 394 ff. — Derselbe, Orat. p. 30. — Stepf a. a. O. — Hendrich, Vertheidigung gegen die dem vorm. S. Mein. w. geh. Rath Franz Josias v. H. als Coburgischen Landesdeputirten gemachten Anschuldigungen s. l. 1806. — Hof und Staat. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften herausgegeben von Th. v. Kretschmann, Bd. 1 und 2 (Bamberg und Würzburg 1808 und 1809) und Bd. 3, Heft 1 (Erlangen 1810). — (Gönner), Bericht des Herrn Herzogs von S.-C.-Saalfeld an den ksl. Reichshofrath über die Beschwerden der Prinzen Friedrich und Ludwig, Coburg Mai 1805. — (Gönner), Bericht &c. über die Dienstentlassung des ehemaligen Vicepräsidenten v. Wangenheim.

Coburg Mai 1805. (Gönner), Bericht rc. wider die Landstände des Fürstenthums Coburg, Mai 1805. — A. Fleischmann, Zur Gesch. des Herzogthums Sachsen-Coburg rc. rc. Heft I, S. 109—112. K. pr. Staatsarchiv zu Berlin.

Eisenhart.

Kretzschmar: Eduard K., Holzschneider, geb. am 21. März 1806 zu Leipzig, † ebenda am 7. Juli 1858. Der Sohn armer Eltern, wurde K. von diesen zum Conditor bestimmt; da er jedoch ohne Vermögen, sich in diesem Gewerbe nicht selbständig machen konnte, legte er sich auf das Formschneiden, worin er es, dazu talentirt, schnell zu einer gewissen Fertigkeit brachte. Durch einen seiner Formschnitte zog K. die Aufmerksamkeit des Buchhändlers Friedrich Brockhaus auf sich, mit dessen Unterstützung er zu seiner weiteren Ausbildung in der Holzschneidekunst sich nach Berlin zu Friedrich Unzelmann begab. Letzterer zählte ihn bald zu seinen besten Schülern. Mit Unzelmann und den Brüdern Vogel schnitt K. die von Adolf Menzel gezeichneten Illustrationen für die Geschichte Friedrichs des Großen von Franz Kugler; welche treffliche Leistungen, ebenso wie die später von ihm meisterlich ausgeführten Porträts „Aus König Friedrichs Zeit", zwölf Blätter, ebenfalls nach Menzel'schen Zeichnungen, hauptsächlich seinen Ruf gründeten. Inzwischen war K. noch an anderen Holzschnittwerken betheiligt, wie an den Volksmärchen von Musäus, an den Illustrationen zu den Nibelungen, von Bendemann und A. gezeichnet, zu Washington Irving's Werken von Henry Ritter und Wilh. Camphausen, zu F. v. Tschudi's Thierleben der Alpenwelt von W. Georgy und zu Roßmäßler's vier Jahreszeiten. Die Schnitte zu letzterem Werke, nach Zeichnungen von Kittlitz, trugen ihm einen sehr anerkennenden Brief von Alexander v. Humboldt ein. In der Folge widmete der Künstler seine Hauptthätigkeit der bei J. J. Weber in Leipzig erscheinenden Illustrirten Zeitung und seit dem J. 1846 bis zu seinem Tode wurden fast sämmtliche Holzschnitte genannter Zeitung in seiner zu Leipzig gegründeten xylographischen Anstalt ausgeführt. Dadurch weiteren Kreisen bekannt geworden, ergingen auch aus dem Auslande, von französischen und englischen Verlegern, häufig Aufträge an ihn. Zu seinen Hauptblättern, die, neben ihrer technischen Vollendung schon durch ihre großen Dimensionen Aufsehen machten, gehörte: „Gustav Adolfs Tod" nach J. Kirchhoff und „Ein deutscher Waldteich" nach W. Schirmer. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zeichnete ihn dafür mit der goldenen Medaille für Kunst aus, ebenso wurden ihm gelegentlich verschiedener Ausstellungen, wie zu München und Paris, Medaillen und Belobigungsdiplome zuerkannt. Auch als Verleger und Kunstdrucker war K. thätig und suchte selbst durch Gründung eines Kunstblattes die Interessen der Kunst und Künstler zu fördern. Letzteres Unternehmen ging jedoch bald wieder ein. K. starb nach kurzer Krankheit in der vollen Kraft seines Wirkens. K. hatte schon durch den geschäftsmäßigen Betrieb seiner Kunst einen großen Einfluß auf deren Entwickelung, wie namentlich auch auf die Verallgemeinerung des Illustrationswesens. Aus seinem Atelier, in welchem immer 30—40 Arbeiter beschäftigt waren, gingen zahlreiche Schüler hervor. Die von ihm eigenhändig geschnittenen Blätter sind meist mit seinem vollen Namen oder mit den Initialen desselben E. K., zuweilen in Form eines Monogramms bezeichnet. Auf den vielen Holzschnitten dagegen, welche nur unter seiner Leitung in seinem Atelier ausgeführt wurden, findet man die Buchstaben X. A. v. E. K., d. h. Xylographische Anstalt von E. Kretzschmar. Im Gegensatz zu der alten, schlichten, deutschen Weise des Holzschnittes, welche auf die Kontur, die Zeichnung den Nachdruck legt, strebte K. in seinen Arbeiten, der englischen Schule folgend, mehr eine malerische Wirkung an. Seine erstaunliche Handfertigkeit unterstützte ihn den keckſten Anforderungen des Zeichners entgegen zu kommen und in seinen Schnitten mit dem Effekt der Radirung zu wetteifern. Man erzählt, daß ein berühmter fran-

zösischer Maler, der als vorzüglicher Radirer bekannt ist, von einem Werke Kretzschmar's lange wie von Arbeiten der Radirnadel sprach, bis man ihn wiederholt versicherte, daß er es mit Holzschnitten zu thun habe.

Leipziger Illustrirte Zeitung, 1858, Nr. 787. Männer der Zeit, Leipz. 1862, S. 808. C. Clauß.

Kretzschmar: Johann Karl Heinrich K., Historien- und Porträtmaler, wurde den 17. Octbr. 1769 zu Braunschweig geboren. Von seinen Eltern zum Kaufmann bestimmt, wurde er in der Folge Maler und zunächst Schüler von Joh. Friedr. Weitsch. Zur weiteren Ausbildung genoß er seit 1789 den akademischen Unterricht von Frisch und Meil und wählte die Richtung auf die Historienmalerei. Er gewann im J. 1800 den von der Akademie ausgesetzten Preis durch seine Composition: „Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm verzeiht dem Prinzen von Homburg auf dem Schlachtfelde". Von einer Studienreise nach Frankreich und Italien heimgekehrt, vollendete er im J. 1802 ein zweites größeres Gemälde „Die Rückkehr des großen Kurfürsten als Kronprinzen von seiner Reise nach den Niederlanden", womit er in weiteren Kreisen Anerkennung und den Lohn einer zweiten Studienreise fand. Von seinen späteren Arbeiten ist die Darstellung der Episode hervorzuheben, wie der große Kurfürst vor der Schlacht von Fehrbellin seine Truppen zum Kampfe begeistert. Im Geiste der Auffassung und in der technischen Durchbildung namentlich des Colorits erhebt sich K. kaum über das Durchschnittsmaß der zeitgenössischen Künstler. Sein bedeutendster Schüler war Wach, dessen ansprechendes Jugendbildniß von K. gemalt, sich in der Nationalgallerie zu Berlin befindet. Seit 1805 daselbst dauernd ansässig, wurde er im folgenden Jahre ordentliches Mitglied der Akademie, 1817 Professor der Geschichtsmalerei und 1828 in den Senat der Akademie berufen. Er starb in Berlin den 2. März 1847.

v. Donop.

Kretzschmer: Andreas K., geb. den 1. Novbr. 1775 in Stettin, wo sein Vater Regierungsrath war. Trotz ausgesprochener Neigung für die Musik folgte er dem Wunsche seines Vaters und studirte in Berlin Jurisprudenz. Bald nach abgelegtem Examen wurde er in seiner Vaterstadt Justizcommissarius unter dem Titel eines Kriminalrathes. Durch den Rathsbaumeister Krauß, dessen Tochter er 1803 heirathete, wurde er aufs genaueste mit der Einrichtung der Festungswerke Stettins bekannt. 1813 als die Stadt in den Händen der Franzosen war, unterhielt er durch eine geheime Pforte mit dem Kommandanten des preußischen Belagerungsheeres einen brieflichen Verkehr. Als die Franzosen demselben auf die Spur kamen, rettete er sich mit größter Lebensgefahr ins preußische Lager, wo er sich dem General Grafen von Tauenzien zur Verfügung stellte. Nach der Kapitulation Stettins wurde K. als Kriegsrath im Bureau des genannten Generals angestellt, machte den ganzen weiteren Feldzug bis zum Einzug in Paris mit und erhielt nach dem Friedensschlusse das eiserne Kreuz und den Titel eines geheimen Kriegsrathes. Auf besonderen Wunsch des Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., der K. sehr gewogen war, wurde er in Berlin bei der Regierung angestellt und mit dem Auftrage betraut, „die noch vorhandenen Ueberreste des Mittelalters in der Provinz Brandenburg und besonders in deren geistlichen noch existirenden oder aufgehobenen geistlichen Anstalten zu untersuchen und darüber Bericht zu erstatten." Er suchte sich aufs gewissenhafteste des ihm gewordenen Auftrages zu entledigen und richtete seine Nachforschungen auf Urkunden, Handschriften und alte Drucke, auf die Denkmäler des christlichen Mittelalters und auf die Ueberreste aus vorchristlicher Zeit, die Denkmäler der deutschen und wendischen Vorbewohner des Landes, auf Volkssagen und Volkslieder. Er war vielseitig angeregt und verkehrte in Berlin mit den bedeutendsten

Persönlichkeiten, u. a. mit Friedr. Aug. Wolf, K. M. v. Weber, Zelter. Ueber seinen antiquarischen Studien wurde er seiner Lieblingswissenschaft, der Musik, nicht untreu, er schrieb für verschiedene musikalische Zeitschriften, übersetzte Byron's hebräische Lieder und gab 1822 die Sammlung hebräischer Originalmelodien mit untergelegten Gesängen von Lord G. G. Byron und deren Uebersetzung heraus, außerdem componirte er selbstgedichtete patriotische Lieder, von denen viele einzeln erschienen sind. Schon damals trug er sich mit dem Gedanken, eine vollständige Sammlung der deutschen Volkslieder mit den zugehörigen Weisen zu veranstalten. Im J. 1825 legte K. seine Stelle als Regierungsrath nieder, aber die Gnade des Königs Friedrich Wilhelm III. gewährte ihm das bisherige Gehalt auf einige Jahre im voraus. Er wurde bald darauf als Justizcommissarius nach Halberstadt geschickt, von wo aus er dem Kronprinzen häufig Bericht erstatten mußte über die artistischen und antiquarischen Verhältnisse der Provinz Sachsen. 1828 kehrte K. nach Pommern zurück und wirkte bis zum J. 1835 als Justizcommissarius in Anclam. Ein Schlaganfall raubte ihm seine Arbeitsfrische. Er nahm daher seinen Abschied und bat als früherer Beamter um eine Pension. Auf die Kabinetsordre, welche die Gewährung dieser Bitte aussprach, schrieb der Kronprinz: „Sofort dem alten Kleinen mitzutheilen." K. wandte jetzt seine ganze Zeit litterarischen Arbeiten zu, für die er bis dahin nur in Mußestunden hatte thätig sein können. Noch vor dem Austritte aus dem Amte 1833 erschienen seine „Ideen zu einer Theorie der Musik". Mit der Veröffentlichung seiner mit vieler Liebe und seinem musikalischen Verständniß gesammelten Lieder und Weisen des Volkes begann er 1838: sein Werk trägt den Titel „Deutsche Volkslieder mit ihren Originalweisen, unter Mitwirkung des Herrn Professor Dr. Maßmann in München und mehrerer anderer Freunde der Volkspoesie nach handschriftlichen Quellen herausgegeben und mit Anmerkungen versehen". Es war ihm nur vergönnt 8 Hefte, den 1. Theil, erscheinen zu lassen, den er dem Kronprinzen widmete. Der 2. Theil wurde von A. Wilh. v. Zuccalmaglio herausgegeben. Mit ganzer Seele war K. bei dieser Arbeit, aber die Freude über seinen reichen Liederhort trübte ihm die rechte Erkenntniß: weder die Lieder noch die Weisen prüfte er mit strenger Kritik auf ihre Echtheit, so ist seine Sammlung wegen ihrer Unzuverlässigkeit nur mit größter Vorsicht zu gebrauchen. Musikalische und historische Aufsätze veröffentlichte er in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften. Am 5. März 1839 starb K. nach einer kurzen Krankheit. Seine reiche Sammlung eigener und fremder Compositionen kam in den Besitz des Kronprinzen. K. war wegen seiner Biederkeit und seines liebenswürdigen Charakters allgemein beliebt.

Nach Briefen und handschriftlichen Notizen im Besitze der Tochter Kretzschmer's, Frau Dr. Schmidt in Anclam, und nach eigenen Mittheilungen derselben.

Al. Reifferscheidt.

Kretz: Matthias K. s. Gretz, IX, S. 645.

Kreusbach: Friedrich K., (Kreuzpeck, Chreuzzpeck, Chreußpach, Kroyspach) wahrscheinlich der adeligen Familie angehörig, die ihren Sitz zu Kroisbach bei Neusiedel im V. O. M. B. des Landes Oesterreich u. d. E. hatte. Das Thatenleben dieses wackeren Rittersmannes bewegt sich zwischen den Jahren 1307 und 1352, um welche Zeit er als Landjägermeister auftritt und 1357 urkundlich angeführt wird. Seine Waffenthaten beginnen wahrscheinlich mit den Kämpfen in Mähren, um Kostel, Brünn und Mähr.-Budwitz (1307); wir finden ihn dann 1311 im Treffen gegen die Baiern bei Mühldorf, 1319—21 in der Lombardei und vor Padua, 1322 im entscheidenden Kampfe der Habsburger gegen Ludwig den Baier. Er wurde bei Dornberg verwundet

und gefangen. Bald focht er jedoch wieder (1324) in Oberitalien und scheint nach der Einnahme von Padua in florentinische Dienste getreten zu sein. 1328 gab er dem Luxemburger, K. Johann von Böhmen, das Geleite gegen die heidnischen Litthauer und Preußen, 1329 nach Frankreich. 1330 machte er die Fehde in Mähren mit. Er erscheint dann in Neapel, 1348 in Weißrußland, vor Isborsk bei Pskow, nachdem er Abenteuer in Schottland, England und Irland gesucht, und zieht 1351 mit König Ludwig von Ungarn gegen die Preußen. K. und Hanns von der Traun sind so recht das Prototyp der fahrenden und fehdelustigen Ritterschaft ehrenwerthen Schlages. Sein Tod fällt ins J. 1360.

Die Quelle seiner Lebensgeschichte ist der Reimdichter Suchenwirt — s. d. A. s. Werke von Primisser (Wien 1827) und die hist. Anm. dazu.

Krones.

Kreuser: Johann Peter Balthasar K., geb. zu Köln am 4. Aug. 1795, † daselbst am 18. October 1870, Gymnasiallehrer und Schriftsteller. Mit seltenem Talente begabt, bezog er 1817 die Universität Berlin, wurde 1820 in seiner Vaterstadt beim Gymnasium an Marzellen (damals katholisches Gymnasium genannt) angestellt und wirkte an demselben ununterbrochen bis zum Herbste 1860, wo er auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt wurde und den Professortitel erhielt. In nahen freundschaftlichen Beziehungen stand er zu dem Dombaumeister Zwirner, der ihn vielfach zu Rathe zog und seit etwa 18 Jahren war er Vorstandsmitglied des Central-Dombauvereins, um den er sich durch Wort und Schrift in hohem Grade verdient gemacht hat. Die katholische Kirche besaß an ihm einen muthigen und beredten Kämpfer, der sich jedoch häufig zu Uebertreibungen hinreißen ließ und in seinen Anschauungen gleichwie in seinem äußeren Wesen immer mehr zum Sonderlinge wurde. Nichts konnte an den Zuständen und der Geistesrichtung der Gegenwart seinen Beifall gewinnen und mit sarkastischen Ausfällen dagegen sind seine Schriften nur zu sehr durchwebt. Auch in seinen politischen Ansichten war er jeder freieren Richtung abhold, was er namentlich in dem Sturmjahre 1848 mit seltenem Mannesmuthe und in derbster Polemik kundgab. Seine litterarische Thätigkeit hat eine ansehnliche Reihe von Schriften hervorgebracht. 1824 erschien die erste Sammlung seiner Gedichte; 1833 das Drama „Die Overstolzen", dessen Stoff der Vorzeit Kölns entnommen ist und welches er selbst späterhin als etwas „ungeheuerliches" bezeichnete; „Dombriefe, an Zwirner gerichtet", 1844; „Das heil. Meßopfer historisch erklärt". Seine vorzüglichste Leistung ist: „Der christliche Kirchenbau", 2 Bde. (1860 bis 1861 die 2. Ausgabe. Die 3. Ausgabe erschien 1868—69 mit dem veränderten Titel: Wiederum christlicher Kirchenbau). Es ist die Frucht umfassender kunsthistorischer und archäologischer Studien, enthält einen Schatz der interessantesten Nachweisungen und wird einen nachhaltigen Werth behaupten. Außer diesen und anderen selbständigen Schriften findet sich eine Menge kleiner Aufsätze, Recensionen, Gedichte ꝛc. von ihm in Zeitschriften zerstreut.

J. J. Merlo.

Kreußner: s. **Creußner**, Bd. IV S. 591.

Kreutz: s. **Creutz**, Bd. IV S. 592.

Kreutzen: Georg Christof v. K. (Creytzen, Kreuz und andere Schreibweisen), preußischer Generallieutenant, am 24. Juni 1683 auf dem väterlichen Gute Polkitten bei Friedland an der Alle geboren, stand zuerst zwei Jahre lang bei des Herzogs von Holstein-Beck Regiment in holländischen Diensten und trat dann, kurz ehe Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg sich die Königskrone aufsetzte, in das heimathliche Infanterieregiment von Lottum, mit welchem er an dem spanischen Erbfolge- und an dem in Pommern mit Schweden ge-

führten Kriege des Jahres 1715 Theil nahm. Erst 1716 erhielt er eine eigene Compagnie und erst die Friedenszeit machte seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt, da König Friedrich Wilhelm I. ihn mehrfach zu diplomatischen Sendungen und zu administrativen Geschäften bei der Neueinrichtung des Bekleidungs- und Ausrüstungswesens der Armee gebrauchte. Unter Anderem schaffte er Arbeiter aus Lüttich herbei, welche bei der Anfertigung der Gewehre, welche der König im eigenen Lande hergestellt zu sehen wünschte, verwendet wurden. Im J. 1729 wurde K. beauftragt an der Spitze von 700 Mann einen Streit zu schlichten, welcher zwischen der Stadt Essen, deren Schirmherr der König von Preußen war, und der gefürsteten Aebtissin daselbst, die zu ihrer Unterstützung drei Compagnien Pfälzer herbeigerufen hatte, entstanden war. Das Geschick, welches er bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, war Veranlassung, daß ihm bald darauf eine wichtigere Sendung anvertraut wurde. Aus der oranischen Herrschaft war dem preußischen Königshause im J. 1732 die Herrschaft Herstall zugefallen. Der Bischof von Lüttich sah diese sehr ungern in dessen Hand übergehen. Er versuchte die Besitznahme zu hintertreiben; K. aber, welcher hingeschickt wurde, um die Huldigung entgegen zu nehmen, setzte diese durch und verstand es, zum Landdrosten daselbst ernannt, sowol mit den Einwohnern wie mit dem Bischofe, bei welchem er zugleich als Bevollmächtigter fungirte, zunächst ein leidliches Einvernehmen herzustellen. Später trübte sich das Verhältniß; preußische Werbungen im Lüttichschen gaben Anlaß zu Streitigkeiten und Friedrich Wilhelm I., durch die seinem Abgesandten K. seitens des Bischofs zu Theil gewordene mißachtende Behandlung gereizt, traf Anstalten zu Gewaltmaßregeln, deren Ausführung sein Tod verhinderte. Sein Nachfolger Friedrich II. war noch weniger geneigt seinen Ansprüchen etwas zu vergeben als sein Vater. Er ließ den General v. Borcke mit 2000 Mann in das Lüttich'sche einrücken und brachte hierdurch schon länger schwebende Verhandlungen über Herstall's Verkauf an den Bischof zum Abschluß; damit hörte auch Kreutzen's dortige Wirksamkeit auf. Dieser führte nun das Jung-Borcke'sche Infanterieregiment in den schlesischen Krieg und focht mit demselben tapfer bei Czaslau. 1744 zog er als Brigadecommandeur zu Felde und befand sich mit Vortruppen des Königs in Budweis, als dieser Böhmen räumen mußte. Ein an ihn abgefertigter Befehl, gleichfalls zurückzugehen, ward von österreichischen Husaren aufgefangen und bald schloß ihn Oberst v. d. Trenck in Budweis ein. Er vertheidigte sich tapfer, in der Nacht vom 21. zum 22. October schlug er einen Sturmversuch ab; da aber die Vorräthe, namentlich die Munition, auf die Neige gingen und jede Aussicht auf Entsatz fehlte, ging er auf eine ehrenvolle Capitulation ein, welche ihn in Kriegsgefangenschaft brachte. Erst der Dresdener Frieden gab ihm die Freiheit wieder. 1747 zum Generallieutenant befördert, starb er am 21. April 1750 zu Breslau.

Sein Regiment erhielt sein jüngerer Bruder, Johann Friedrich v. K., gleichfalls ein verdienter Offizier, welcher als Generallieutenant am 17. Mai 1759 im Lager zu Deutsch-Kamnitz unweit Neiße starb.

Dr. Carl Friedrich Pauli, Leben großer Helden des gegenwärtiges Krieges, 8. Thl., S. 74, Halle 1763. Poten.

Kreuzer: Franz K., Xylograph und Landschaftsmaler, geb. am 12. Nov. 1819 zu Salgen bei Mindelheim, erhielt zu München auf der Akademie unter Professor Clemens Zimmermann seine Bildung, trat aber schon 1839 in die von Caspar Braun und Dr. v. Dessauer begründete Xylographische Anstalt (nachmals Braun & Schneider), wo er, mit geringer Unterbrechung, bis an das Ende seines Lebens als ein gewandter, geschickter und vielseitiger Künstler verblieb. Nur im J. 1849 wagte er mit dem Magnetiseur Schechner und dem Thiermaler Robert Eberle einen Abstecher nach Amerika, wo er zuerst landwirthschaftliche Projecte

betreiben wollte, dann aber doch der Porträtmalerei und Lithographie oblag, nach getäuschten Erwartungen 1852 gerne wieder nach München zurückkehrte und bis zu seinem am 25. Januar 1872 erfolgten Tode die Xylographie übte. Er schnitt mit musterhaftem Verständniß viele Holzstöcke nach Straehuber und Jäger in die Cotta'sche Bilderbibel, nach Julius Schnorr und Eug. Neureuther für die Prachtausgabe des Nibelungen-Liedes (Stuttgart bei Cotta 1840—43 und 1867 neue Auflage mit Simrock's Uebersetzung), zu Kaulbachs „Reineke Fuchs", insbesondere aber für die „Fliegenden Blätter" und die weltbekannten „Münchener Bilderbogen". Nebenbei malte K., nach Fritz Bamberger's Vorbild, kleine, feinfärbige Oelbilder aus dem baierischen Hochlande (einen Cyclus von Ansichten zeichnete er auch für Ravizza, welche in diesem Verlag in Kupferstich erschienen), wozu er alljährlich in der Sommerfrische seine Studien sammelte, z. B. „Parthie bei Oberaudorf" (1863); „Berchtesgaden" (1865); „Aus der Schönau" (1866); der „Hechtsee" (1868); der „Hintersee" (1871). K. war auch Meister im Gesang, seine köstliche Baßstimme wird allen Hörern unvergeßlich bleiben.

Vgl. Beil. 35 Allg. Ztg. 11. Febr. 1872 u. Kunstvereins-Bericht f. 1872, S. 72. Hyac. Holland.

Kreutzer: Konradin K. wurde geboren am Cäcilientage, den 22. November 1780 zu Meßkirch, einem damals fürstlich Fürstenberg'schen, nunmehr badischen Städtchen, wo sein Vater Bürger und Besitzer der eine halbe Stunde entfernten Thalmühle war. Der kleine Konrad, dessen musikalisches Talent sich frühzeitig offenbarte, erhielt vom 7. bis zum 10. Jahre bei dem tüchtigen Organisten und Chorregens Johann Baptist Rieger Unterricht in den Elementen der Tonkunst und besuchte sodann behufs der Gymnasialstudien die Schule der Benedictinerabtei Zwiesalten, in der Nähe der Reichsstadt Riedlingen an der Donau, wo er sich unter der Leitung trefflicher Lehrer im Gesang, Generalbaß, Clavier- und Violinspiel mit besonderem Erfolg ausbildete. Namentlich verdankte er sehr viel seinem Compositionslehrer, dem Ordenspriester Ernst Weihrauch, damals dem berühmtesten Contrapunktisten im Schwabenlande. Nach dessen Tode, 1796, setzte er die Vorbereitung zur Universität in der Prämonstratenser-Abtei Schußenried bei Waldsee, jetzt zum württembergischen Donaukreis gehörig, fort und ging 1799 nach Freiburg im Breisgau, um daselbst, dem Willen seines Oheims zufolge, welcher für den 1797 gestorbenen Vater die Erziehung des Verwaisten übernahm, Medicin zu studiren. Indessen gelang es ihm bei demselben endlich seinen Lieblingswunsch, sich der Musik ganz widmen zu dürfen, durchzusetzen. Hierauf verließ er 1800 Freiburg und hielt sich vier Jahre lang in Konstanz und in der Schweiz auf, als Virtuos auf dem Clavier wie auf der Clarinette sich auszeichnend, nicht minder aber als Componist und seelenvoller, mit einer schönen Stimme begabter Sänger allgemeine Anerkennung erringend. Das Bedürfniß, die Werke großer Meister zu hören und zu studiren und der Drang nach Vermehrung seiner tonkünstlerischen Kenntnisse führten ihn 1804 von Zürich aus nach Wien. Da machte er bald Schuppanzigh's Bekanntschaft und wurde von ihm an Albrechtsberger empfohlen, dessen Unterricht er zwei Jahre genoß. K. blieb nun mehrere Jahre in Wien, componirte fleißig Kirchen- und weltliche Sachen, Quartette, Clavierstücke u. dgl. m., sowie auch einige Opern. — Im J. 1811 verließ er Wien, machte zwei Jahre Kunstreisen durch Deutschland und kam als Virtuos auf dem Leppich'schen Panmelodikon nach Stuttgart, wo er nach Aufführung seiner Oper „Konradin von Schwaben" 1812 zum königlich württembergischen Kapellmeister ernannt wurde, welche Stelle er 1816 niederlegte, um sie nach Beendigung einiger Kunstreisen mit einer gleichen am Hofe des Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen zu vertauschen. Im

J. 1822 kehrte K. nach Wien zurück, wo mit großem Beifall seine neue Oper „Libussa" zur Aufführung kam, worauf er Kapellmeister am Kärnthnerthor-Theater unter Barbaja's Direction wurde. Im J. 1827 war Barbaja's Pacht zu Ende und das Kärnthnerthor-Theater blieb für einige Zeit geschlossen. K. begab sich nun nach Paris, wo er seine komische Oper „L'eau de la Jouvence" zur Aufführung brachte, welche jedoch nicht durchzudringen vermochte. Als Graf Gallenberg im J. 1828 die Leitung des Kärnthnerthor-Theaters übernahm, trat K. wieder in seinen Posten als Kapellmeister ein und behielt ihn bis zum Jahre 1833, in welchem er die Stelle des Kapellmeisters am Josephstädter Theater übernahm und diese durch sieben Jahre, bis 1840, behielt. Während dieser Periode componirte er „Das Nachtlager in Granada" und die Musik zu Raimund's „Verschwender", zwei Schöpfungen, welche den bereits geschätzten Meister eigentlich erst allgemein bekannt machen sollten und sich bis heute auf dem Repertoir der deutschen Theater erhalten haben. Im J. 1840 verließ er Wien, um seine Tochter, die bekannte Sängerin Cäcilie K., auf ihren Gastspielen durch Deutschland zu begleiten, trat jedoch schon am 20. September desselben Jahres die angebotene Stelle eines städtischen Musikdirectors zu Köln an, wo er unter Anderem zu Pfingsten 1841 das 23. rheinische Musikfest leitete. Die in den Jahren 1843—1845 wiederholt von ihm unternommenen Reisen nach Paris, zu dem Zwecke, seine neuen Opern daselbst in Scene zu setzen und die damit verbundene längere Abwesenheit vertrugen sich jedoch nicht mit den Pflichten eines anderweitigen ständigen Amtes: K. gab deshalb schon im October 1843 seinen Wirkungskreis in Köln auf, wo der später am Hoftheater in Berlin wirkende Kapellmeister Heinrich Dorn sein Nachfolger wurde und dirigirte vorübergehend 1844, gemeinsam mit dem hessischen Hofkapellmeister Ganz aus Mainz, mehrere von der dortigen Operngesellschaft in Gent gegebene Vorstellungen — An letzterem Orte 1846 als Preisrichter bei einem Wettsingen verschiedener Männerchöre thätig, ging K. im Herbste jenes Jahres nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Graz nach Hamburg, wo Cornet am 14. November seine Oper „Die Hochländerin" zur Aufführung brachte. Als seine Tochter Marie 1848 eine Anstellung als erste dramatische Sängerin in Riga fand, begleiteten sie die Eltern und dort starb am 14. December 1849 K. rasch an einem Schlagflusse und zwar ohne im Besitze irgend einer Anstellung zu sein, wie oft irrthümlich behauptet worden ist. Der alternde Meister und Sänger hatte nirgends eine bleibende Stätte finden können und hinterließ seine zweite Gattin (Anna v. Ostheim) und seine Tochter Marie, welche während des Rigaer Engagements die Stimme verloren hatte, in drückender Lage. Die aus erster Ehe stammende Tochter Cäcilie hatte sich bereits 1845 glücklich verheirathet und übernahm nun die Sorge für Stiefmutter und Stiefschwester. — K. hat als Componist eine außerordentliche Fruchtbarkeit entwickelt. H. Giehne gibt in seiner in den „Badischen Biographien" (Heidelberg 1875) enthaltenen trefflichen und pietätvollen Lebensskizze des Meisters, der viele der vorstehenden Notizen wörtlich entnommen sind, eine Uebersicht der Werke desselben. Sie zerfallen in folgende Hauptgattungen: Instrumentalwerke der Concert- und Kammermusik, Lieder und Männerchöre, Fest- und Gelegenheitscantaten, Messen und sonstige Vocalwerke für die Kirche; Opern und Singspiele, wozu dann noch viele Einlagen in verschiedene fremde Bühnenwerke (Einzelgesänge, Chöre, Ouverturen, Tänze rc.) kommen. — Die jetzt kaum mehr gespielten Instrumentalsachen bestehen in Solostücken für das Clavier zu zwei und vier Händen, für dasselbe mit Begleitung von Violine, Flöte, Clarinette, Violoncell oder Fagott, 6 Trio's für Clavier, Violin und Violoncell, 3 Clavierconcerten, Concertstücken für Blasinstrumente u. dgl. m. Wol auf 150 belaufen sich die vierstimmigen Männergesänge und

zahlreich sind ebenfalls die Lieder, Romanzen und Balladen für erste und zweite Stimmen. Als geistliche und kirchliche Tonwerke sind fünf große und sechs kleinere Messen, ein Tedeum, Graduale's, Offertorien und Motetten, sowie ein Oratorium „Moses", 1814 in Stuttgart und 1815 in Zürich aufgeführt, zu erwähnen. — Ihnen reihen sich über 30 dramatische Schöpfungen an, deren Titel in chronologischer Reihe hier folgen mögen: „Aesop in Lydien", 1808 (1823 umgearbeitet); „Jery und Bätely", 1810 (Singspiel); „Zwei Worte oder die Nacht im Walde", 1813; „Konradin von Schwaben", 1813; „Der Taucher", 1814 (1823 umgearbeitet); „Adele v. Budry", 1814 (Melodram mit Chor); „Alimon und Zaide", 1815; „Die Insulanerin", 1815; „Téodora" und „Die Alpenhütte", 1816 (2 Operetten); „Orestes", 1817 (lyrische Tragödie); „Cordelia", 1819 (Monodram mit Chören); „Libussa", 1822; „Sigune", 1823 (nordisches Mährchen mit Musik); „Erfüllte Hoffnung", 1824 (ländliche Scene mit Musik); „Die lustige Werbung", 1826 (komische Oper); „L'eau de la jouvence", 1827 (komische Oper); „Baron Luft" und „Denise, das Milchmädchen von Montfermeuil", 1829 (2 Singspiele); „Die Jungfrau", 1831; „Der Lastträger an der Themse", 1832; „Melusine", 1833; „Das Nachtlager in Granada", 1834; „Tom Rick" oder „Der Pavian", 1834 (Singspiel); „Der Bräutigam in der Klemme", 1835 (Singspiel); „Traumleben", 1835 (dramatisches Mährchen); „Der Verschwender", 1836 (Zaubermährchen); „Die Höhle von Waverley", 1837; „Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer", 1837; „Die beiden Figaro", 1839 (komische Oper); „Der Edelknecht", 1842; „Die Hochländerin am Kaukasus", 1846. Die Oper „Aurelia", welche erst mehrere Jahre nach Kreutzer's Tode in Kassel und Darmstadt und mit Beifall gegeben wurde, war bereits im J. 1843 während einer wiederholten Anwesenheit des Componisten in Paris entstanden, aber erst 1847 ausgearbeitet worden. Kreutzer's Talent entfaltet sich am hervorragendsten als Lyriker, nicht als Dramatiker. Eine Charakteristik seiner musikalischen Bedeutsamkeit gibt Riehl. In den „Musikalischen Charakterköpfen" führt er ein Wort Gutzkow's über Uhland an und schreibt: „Was Gutzkow von Uhland gesagt hat, das gilt in diesem Sinne auch von Kreutzer: Er zog die Glocken der Kapellen, stellte Hirtenknaben auf die Bergesgipfel und legte ihnen selige Lieder in den Mund. Er zauberte die Vergangenheit in verklärter Gestalt aus den Keimen wieder auf, ließ noch einmal die alten Falken der Jagden steigen — ließ Sänger an die Burgen um Einlaß klopfen, zauberte uns Jungfrauen auf den grünen Plan und Königssöhne, die vorüber zogen und sie liebten." Die neuere Musiklitteratur fertigt Kreutzer's compositorische Thätigkeit oft sehr rücksichtslos und kurz angebunden ab, gewiß mit Unrecht. Freilich schuf auch er wie viele seiner Kunst- und Zeitgenossen oft rasch und flüchtig, ohne tiefer aus dem Born der Erkenntniß zu schöpfen. Er gehörte zu jenen Musikern, die naiv und unbesorgt um strenge Kritik componirten und nicht mehr gaben, als ihrem Naturell möglich war. Des tüchtigen Meisters Einfluß als ächt deutscher Liedercomponist ist nicht zu unterschätzen. Am glücklichsten äußert sich diese Wirkung in seinen Männerchören, welche noch heute allgemein und gern gesungen werden. Hierunter zählen insbesondere: „Das ist der Tag des Herrn", „Dir möcht' ich diese Lieder weihen", „Ich suche Dich", „Süßer Hauch der Frühlingsluft" (Frühlingsandacht), „Die Kapelle" (zweimal), „Weil' auf mir, du dunkles Auge". Giehne bemerkt treffend a. a. O.: „Ihre Entstehung fiel in die Zeit vor und nach den Befreiungskriegen, darin frisches nationales Leben in Kunst und Wissenschaft durch ganz Deutschland sich zu entwickeln begann, mit gewaltigem Flügelschlag der kommenden besseren Zeit eines Wiedererwachens des deutschen Geistes Bahn brechend. Damals theilte K. mit C. M. v. Weber den Ruhm, an dem reformatorischen Streben

zur Verjüngung des von ihnen geliebten deutschen Volkes auch durch die Musik erfolgreich mitzuarbeiten und besonders auf die vielversprechenden Sprossen eines neuen Triebes, die Jugend, bildend wie begeisternd einzuwirken. Was beide Meister im Bunde mit Gleichgesinnten angestrebt, ist jetzt herrlich im deutschen Reiche in Erfüllung gegangen; nur war es K. vergönnt länger als Weber und Andere an dem Regenerationswerke fortzuschaffen.“ Die Dankbarkeit des deutschen Volkes hat sich in neuester Zeit bei Gelegenheit des 100jährigen Geburtstages des Meisters gezeigt. Aller Orten ward dieser Gedenktag durch Aufführung des „Nachtlagers“ oder der herrlichen Männerchöre Kreutzer's gefeiert, wobei man sich, freilich spät genug, auch seiner in Dresden lebenden Wittwe erinnerte. Das Hoftheater zu Dresden allein machte dieser ein Ehrengeschenk von 300 Thalern; außerdem bezieht sie seit dem Tode ihres Gatten eine Pension Seitens des Wiener Männergesangvereins. Seit einigen Jahren hat sich auch der badische Männergesangverein diesem Beispiele rühmlich angeschlossen. Die Ausführung eines Denkmals für K., das demselben von den Liedertafeln Deutschlands in seiner Vaterstadt Meßkirch errichtet wird, ist dem Konstanzer Bildhauer Hans Baur von dem hierfür bestellten Ausschusse übertragen worden. Dasselbe wird in einer säulenartigen Unterlage, zu der Stufen emporführen, und einer überlebensgroßen Büste des großen Musikers bestehen. Der untere Theil wird aus dem harten, bei Albbruck vorkommenden Syenit, die an demselben anzubringenden Symbole und Schriften sowie die Büste aber werden in Bronze ausgeführt werden.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreichs, 13. Thl.
Fürstenau.

Kreutziger: Elisabeth K., gewöhnlich Krutzigerin (Crützigerin) genannt, geb. v. Meseritz, Ehefrau des bekannten Freundes und Gehülfen der Reformatoren, Caspar Cruciger (vgl. Bd. IV S. 621 f.), mag etwa mit ihrem im J. 1504 gebornen Manne gleichaltrig gewesen sein. Wahrscheinlich heirathete sie Cruciger etwa in der Mitte des J. 1524, vor seiner Anstellung in Magdeburg. Vom J. 1528 an hat sie dann wieder mit ihrem Manne in Wittenberg gelebt, wo sie im Mai 1535 (nicht 1558, welche Angabe auf einer Verwechslung ihrer mit Cruciger's zweiter Frau beruht) gestorben ist. Sie stammte wahrscheinlich aus einem polnischen Adelsgeschlecht. Aus ihrem Leben ist sonst nichts bekannt; Cruciger schrieb überhaupt nicht viel und erwähnt in den wenigen Briefen, die wir von ihm haben, seine häuslichen Verhältnisse nicht eingehender. Doch darf die Ehe wol sicher eine glückliche genannt werden, wie denn auch Cruciger durch den Tod Elisabeth's tief erschüttert war. Aus dieser ersten Ehe hatte er einen Sohn, der auch Doctor und Professor der Theologie zu Wittenberg ward, und eine Tochter, die den Magister Andreas Kegel, Rector zu Eisleben, heirathete. — Nach den neueren Untersuchungen, wie sie namentlich von Geffcken angestellt sind, darf als ausgemacht gelten, daß Elisabeth K., geb. v. Meseritz, die Dichterin des Liedes: „Herr Christ, der einig Gottes Sohn, Vaters in Ewigkeit“ ist. Dieses Lied findet sich schon in den im J. 1524 zu Erfurt gedruckten Enchiridion und gehört so zu den frühesten evangelischen Kirchenliedern. Aus dem Umstande, daß es im Zwickauer Enchiridion vom J. 1528 mit „Elizabet M.“ unterschrieben ist, scheint zu folgern, daß die Dichterin es schon vor ihrer Heirath verfaßt habe, was auch wegen der Zeit der ersten Drucke wahrscheinlich ist. Da die Reime eine ursprüngliche niederdeutsche Abfassung vermuthen lassen, so mag vielleicht auch nicht zufällig sein, daß, worauf Goedeke aufmerksam macht, die Anfangsbuchstaben der Verse in einem der niederdeutschen Texte des Liedes den Namen „Hulda“ ergeben. Uebrigens liegt die Entstehungsgeschichte des Liedes, das bald eine große Verbreitung fand und wegen seines innigen Tones auch

verdient, noch im Dunkeln. Daß Andreas Knöpken der Verfasser sei, darf jedoch als eine jetzt völlig widerlegte Ansicht angesehen werden.

Ueber Elisabeth K. vgl. vor Allem Theodor Pressel, Caspar Cruciger, Elberfeld 1862, S. 76. Ueber das ihr zuzuschreibende Lied: Johannes Geffcken, Kirchendienstordnung und Gesangbuch der Stadt Riga, Hannover 1862, in der Vorrede S. XIX ff. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Bd. III, S. 46 f.; Bibliographie S. 57 ff. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 252 f. Bertheau.

Kreutzinger: Josef K., Hofkammermaler und Kupferstecher, geb. 1750 zu Wien (?), † daselbst am 14. Juli 1829, war einer der tüchtigsten Schüler des Malers Lampi des Aelteren und erwarb sich als Porträtmaler durch die lebendige, mit Geist ausgeführte Darstellung und das warme Colorit einen sehr geachteten Namen. Seine Porträts der Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses, wie des Kaisers Franz I., der Erzherzoge Karl und Josef, des Großherzogs Ludwig von Toscana, der Kaiserin Maria Louise von Frankreich 2c. und anderer Persönlichkeiten, wie des Bürgermeisters Hörl, gehören zu den besten, die von denselben bestehen. Seine Porträts sind meist von Durmer, Neidl, Pfeiffer u. A. in Kupfer gestochen worden. K. Weiß.

Kreutzpeck: s. **Kreusbach** o. S. 142.

Kreuzhage: Albert K., philosophischer Schriftsteller, geb. am 12. April 1797 zu Melle bei Osnabrück, † am 19. August 1848 zu Hannover. K. hatte sich Anfangs in Münster dem Kaufmannsstande gewidmet, ging aber dann 1818, durch Privatunterricht vorbereitet, nach Göttingen, um Jura zu studiren. Nachdem er 1822 promovirt hatte, wurde er Auditeur in Katelnburg, 1825 Assessor in Iburg, 1831 Universitätsrath in Göttingen. 1848 wurde er als Referent für die katholischen Angelegenheiten in das Ministerium nach Hannover berufen, starb aber bald darauf. Er ist der Verfasser einiger kleinen philosophischen, speciell die Hermes'sche und Günther'sche Philosophie berücksichtigenden Schriften: „Mittheilungen über den Einfluß der Philosophie auf die Entwicklung des inneren Lebens“, 1831; „Ueber die Erkenntniß der Wahrheit“, 1836; „Beurtheilung der Hermesischen Philosophie mit Beziehung auf das Verhältniß der Philosophie zum Christenthum“, 1838.

Raßmann, Nachr. von Münst. Schriftst., S. 191. K. Werner, Gesch. der kath. Theologie, S. 420, 463. Reusch.

Krevel: Ludwig K., Maler, geb. am 19. September 1801 zu Braunschweig, † am 14. Mai 1876 zu Trier. Von seinem Vater, dem 1846 zu Köln verstorbenen Maler Joh. Hilarius K., empfing er die erste Anleitung; eine höhere Ausbildung erlangte sein ausgezeichnetes Talent während eines sechsjährigen Aufenthaltes in Paris (1824—1830), wo sich ihm vor den Musterbildern älterer klassischer Meister der richtige Weg offenbarte, den er in der zu seinem Lieblingsfache gewählten Bildnißmalerei einzuschlagen habe. Von Paris kam K. nach Köln und hat hier — obwol ihn nicht selten auswärtige Aufträge in die mehr oder minder entfernten Umgegenden abberiefen — lange Jahre seinen Wohnsitz gehabt und rüstig geschaffen. Ein Werk allgemeiner und gerechtester Bewunderung war das Bildniß des Professors Eduard D'Alton aus Bonn, welches K. um 1834 malte, worin er nicht nur als tüchtiger Techniker mit markigem Pinsel die äußere Erscheinung des Abgebildeten naturtreu und gleichsam athmend darstellte, sondern auch das geistige Leben desselben in genialer Weise entwickelte. 1836 gelangte es zur Berliner Kunstausstellung und nahm unter den dort vorgekommenen Bildnissen entschieden den ersten Rang ein. Auch Graf Raczynski (Gesch. der neueren deutschen Kunst, I. 273) fällt ein sehr günstiges Urtheil darüber.

Vortrefflich gelang dem Künstler auch das Bildniß des 1875 gestorbenen Kölner Kunstfreundes und Sammlers Chr. Rhaban Ruhl, das er um 1846 gemalt hat. K., der sich auf die Behandlung der Stoffe und des Putzwerks meisterlich verstand, ist auch im Genrefache mit Erfolg aufgetreten. Ein schönes Bild, ein junges Mädchen mit seinem Papagei, erwarb der Mannheimer Kunstverein und ließ es 1836 von Woelffle für seine Mitglieder lithographiren. Das Blatt erhielt die Benennung „Emmy“. Als einen Versuch in der Historienmalerei führte K. ein kleines Altarbild für die St. Albanskirche in Köln aus, den heiligen Sebastian, von Pfeilen durchbohrt, darstellend. Um 1868 hat er Köln verlassen und sich zu Verwandten nach Trier begeben. Irrig hat Füßli (Die Städte am Rhein, II. 369) den Maler schon im J. 1836 ins Grab steigen lassen.

J. J. Merlo.

Krey: Johann Bernhard K. ist am 6. oder 8. December 1771 in Rostock geboren, studirte Theologie in Rostock und Jena und hielt dann in seiner Vaterstadt mit dem späteren Pastor zu Penzlin, J. J. Eberhard, der 1807 sein Schwager wurde, eine Privatschule, wurde 1799 als Gehülfe des Klosterpredigers bestellt, 1807 Diaconus und 1814 Pastor zu St. Petri in Rostock. Nebenbei war er 1807 Prediger an der damaligen Katharinenkirche, 1808—1815 am Zuchthause und seit 1814 am damaligen Hospitale „Lazareth“. 1806 hatte er als Magister artium promovirt, 1816 wurde er Dr. theol., 1818 fiel ihm mit dem Seniorat des geistlichen Ministerii „das Directorium“, d. h. die städtische Superintendentur, zu, auf welche er indessen verzichtete. Er ertrank, auf welche Weise ist nicht völlig klar, am 6. October 1826. Er hat eine größere Anzahl eigener Predigten drucken lassen, gab auch Ch. M. Th. Stever's Predigten mit K. Genzken 1818 heraus. Große Verdienste hat er sich um die Mecklenburgische und speciell die Rostocker Gelehrtengeschichte durch eifriges und unermüdliches Zusammentragen alles zugänglichen Stoffes erworben; doch hat er nur referirt, selten ist ein eigenes Urtheil ausgesprochen. Bei dem Drucke dieser Arbeiten, die ohne Verlag, also auf eigne Kosten erschienen, spann er keine Seide und er starb in ziemlich trüben Verhältnissen. Er gab heraus: „Andenken an die Rostock'schen Gelehrten aus den letzten drei Jahrhunderten“, Rostock 1814—1816, in 8 Stücken und einem Anhang; „Erinnerungen an die Herzöge Heinrich V. und Johann Albrecht I. von Mecklenburg, bei der dritten Säcularfeier der Reformation Luthers“, Rost. 1817; „Die Rostock'schen Humanisten. Ein historischer Versuch in 2 Hälften“. Rostock 1817 und 1818; „Die Rostock'schen Theologen. Ein historischer Versuch“, Rostock 1817; „Beiträge zur Mecklenburgischen Kirchen- und Gelehrtengeschichte“, 2 Bde., Rostock 1818, 1821—23. Er war Mitarbeiter am „Norddeutschen Unterhaltungsblatt“ und an Geisenhayner's „Mecklenburg. Blättern“.

Eigenhändige Aufzeichnungen Krey's in der Rostocker Univ.-Bibl. Todesanzeige: Rostocker Zeitung 1826 Nr. 82. Nekrol. im Freimüthigen Abendbl. 1827, S. 205 ff., Nr. 427.

Krause.

Kreybich: Georg Franz K., seines Zeichens ein Glasschneider, hat die Reisen, die er unternommen, zugleich beschrieben oder doch aufgezählt und uns dadurch einen Blick in die erste Entwicklungsphase des böhmischen Glashandels, „den Wanderbetrieb“, eröffnet (s. d. Art. Joh. Caspar Kittel, Bd. XVI S. 40), eines der merkwürdigsten Blätter der deutschen Industrie- und Handelsgeschichte. Sohn eines Bauers, wurde er am 17. April 1662 zu Steinschönau, einem Dorfe im nördlichen Böhmen, heute einem der Hauptplätze des böhmischen Glashandels, geboren. Seine erste Reise trat er um das Jahr 1681 noch als Geselle mit einem Schubkarren und mit seinem Schneidzeug versehen in Gesellschaft seines Schwagers, eines Glashändlers, an. Sie führte ihn durch Baiern, das

Salzburgische und Kärnthen nach Laibach, wo das mitgeführte Glas geschnitten und verkauft wird. Nach einjährigem Aufenthalte geht es über Graz nach Wien. Dort trat er bei einer Wittfrau, hier bei einem Nürnberger, welcher für den kaiserlichen Hofstaat Glas geschnitten, je auf ein halbes Jahr in Arbeit. Von Wien trieb ihn die drohende Türkenbelagerung weg. Nachdem er in einer Glashütte in Mähren anderthalb Jahre in Arbeit gestanden, kehrt er in die Heimath zurück, wird zu Kreibitz Meister und zieht dann durch die Lausitz, Brandenburg, Pommern, nach den heutigen Ostseeprovinzen und über Preußen und Schlesien zurück. Die dritte, um 1686 schon mit einem Wagen unternommene Reise, sowie auch die vierte gingen ebenfalls nach den Ostseeprovinzen, zurück jedoch durch Polen. Die fünfte Reise machte K. 1688 über Hamburg und Helgoland nach London. Von derselben erzählt er: „Im Zollhaus ist scharf visitirt worden und haben müssen die Kisten unten und oben aufmachen und haben müssen viel Zoll geben und haben auch schwören müssen, daß uns diese Waaren in loco nicht mehr kosteten. Danach haben wir sechs Wochen gesessen, ehe wir ein Stück verkaufet, denn es waren damals sechs Glashütten in der Stadt und machten schöner Glas, als wir hineinbrachten, nur daß unseres geschnitten und gemalt war. Und es war noch kein Glas hineinkommen; wir waren die ersten. Nachdem bei Hof einmal Glas gekauft worden war, haben die anderen Leute auch angefangen zu kaufen und zuletzt haben sich die „Winklers“ drum geschlagen und Alles gekaufet“. K. erlebte die Thronentsetzung Jakobs II.; seine naiven Mittheilungen darüber sind nicht ohne Interesse. Die Rückreise von London ging danach über Holland. — Das Ziel der sechsten Reise war Dänemark und Schweden, auf welcher er bis nach Stockholm, Nyköping und Norrköping kam, und das der siebenten Moskau, welch' letztere mit zwei Wagen unternommen wurde. „Von Moskwa an“, fährt die Erzählung fort, „gab mir der Commandant einen Strelitzen, der mich bis nach Moskau begleitete, auf meinen Paß und Recommandation, den ich vom Großfeldherrn aus Litthauen hatte bekommen. Und in Moskau wurde ich gleich von dem Großfeldherrn Galitzin berufen durch einen General und Hofapotheker, welches zwei deutsche Herrn und mir dolmetscheten bei dem Großfeldherrn, welcher vor die jungen Caren und vor die Prinzessin, welche damals auf dem Thron saß, vor hundert Speci-Reichsthaler Gläser kaufte und mich lassen in abgesonderten Hof einlogiren und angeschafft bekommen haben 4 Fuhren Heu vor meine Pferd, und vor mich und meine Leute ein Eimer Brantwein. Und hat den Zöllnern oder „Gossen“, wie sie auf ihre Sprache genannt werden, vorbitten lassen, von mir keinen Zoll zu nehmen. Aber die Zöllner waren so schlimm, denn sie ließen ihnen sagen, sie begehren von mir keinen Zoll und wollen auch keinen von mir nehmen. Aber die Waare wollen sie doch beschauen und aufschreiben, wie es in ihrem Amt der Brauch wäre, welches der Feldherr auch zugelassen. So habe ich die Gläser abgeladen und in ein Gewölb gethan; alsdann seien sie kommen und haben die Gattung sortiret und jede Gattung besonders aufgeschrieben und ist darnach allezeit Einer von ihnen in Laden kommen und hat gesehen, wie theuer ich die Gläser verkaufe. Und in der Ersten hab ich theuer verkauft, auch haben sie selbst gekauft und habens gut bezahlt, aber sie mußten schon wissen, warum sie es thäten, denn es kam darnach gar wunderlich heraus.“ Der Verfasser, dem es zum zweiten Mal beschieden war eine Thronrevolution in nächster Nähe zu erleben, erzählt nun den mißglückten Mordanschlag auf den jungen Peter Alexiewitsch, dessen Thronbesteigung und die Verbannung des „Großfeldherrn Galitzin“, seines Gönners. Dann fährt er fort: „Als nun dieses Alles vorbei war, darnach kamen die Zöllner und forderten 300 Rubel Zoll von mir und sagten spottweis, nun sollte ich hingehen zum Großfeldherrn, der mir den Zoll geschenkt und sollt mir lassen helfen.

Durch große Bitt anderer Leute, welche ich zu Patronen hatte, mußte ich doch 200 Rubel und auch zwei Pferde geben, welche mich auch 100 Gulden in Deutschland zu Haus gekostet.“ An die Moskauer Reise knüpft K. eine Bemerkung, die uns einen Begriff gibt von dem Unternehmungsgeiste der schlichten Männer aus Nordböhmen: „Und reisete von uns keiner mehr in Moskau und ist in sechs Jahren keiner mehr hineinkommen. Bis darnach seien etliche über Archangel hineingereist und ist viel hundert Tausend Glas hineingeführt worden und in der Erst wollten sie nicht kaufen; es ist zwar in allen Ländern in der Erst so gewesen, allwo ich gewesen, in Livland, in Schweden, in Dänemark, in England, in Holland, in Preußen, in Kurland, in Polen, Litthauen, in Ungarn, in Siebenbürgen, in der Wallachei, Türkei, in Moldau und aller Orten hat es in der Erst wenig gekauft, aber besser bezahlt worden.“ Eine Reise nach Livland — die achte — hatte den Zweck, zu erforschen, wie die Knecht (wol Glasknechte, d. i. Handlungsdiener) gewirthschaftet hätten. Die neunte Reise, nach Hamburg, ist darum bemerkenswerth, weil sie die erste Nachricht von Anknüpfungen mit Spanien enthält, das später, zumal wegen seiner Beziehungen zu den Colonien, das Hauptfeld der böhmischen Glashändler wurde, deren Factorien den ganzen Küstensaum (San Sebastian, Bilbao, Santander, Ferrol, Coruña, St. Jago, Vigo, Oporto, Lissabon, Sevilla, Cadix, Malaga, Alicante, Barcelona) umspannten und theilweise auch in das Innere des Landes (Madrid, Valladolid) sich erstreckten. Ein Schwager Kreybich's war nämlich im Auftrage seiner Herren mit noch einem Knechte von Hamburg nach Spanien geschickt worden und diese hatten von einem Kaufmann in Cadix eine Bestellung auf zwanzig Tausend Glas gebracht, welches an einen Kaufmann in Hamburg geliefert werden sollte. Diese Waare nun führte K. hinunter, wobei er in acht Wochen 500 Francs verdiente. Bald folgte eine neue ebenso große Bestellung. Ob das überhaupt die erste Sendung nach Spanien gewesen, ist nicht sicher gestellt. Möglich wäre es immerhin. Man ersieht aber wenigstens aus dieser Notiz, mit welcher Energie die Glashändler ihr Absatzgebiet zu erweitern bestrebt waren. Nun begannen die Reisen nach Ungarn und Siebenbürgen, deren K. 23 anführt; doch ist davon eine abzurechnen, da er nicht selbst mitging, sondern blos seine Knechte schickte. Einzelne der Reisen führten ihn auch in die Wallachei. So die im J. 1698, über welche er Folgendes mittheilt: „Es war zwar noch nicht Fried mit den Türken, aber es ward mir ein Paß von dem wallachischen Fürsten herausgeschickt, in welchem versichert war, daß ich mit sicherem Geleit sollte herauspassiret werden, wie es auch geschehen. Denn ich habe große Ehre alldorten empfangen, denn es ward von Kronstadt ein Rathsherr, bei welchem ich logirte, mit einem Präsent von der ganzen Stadt an den Fürsten geschickt auf des ältesten Prinzen seine Hochzeit oder Beilager, welches sehr angenehm. Und ich machte auch einen kleinen Präsent mit Gläsern; so hatten wir die Ehr auf der Hochzeit mit an der Tafel, wo der Fürst und der Patriarch und die vornehmsten Minister saßen, zu speisen und wurde auch noch, nachdem der Fürst vor 200 Löwen-Thaler Gläser gekauft, mit einem englischen Tuch zu einem Pelz beschenkt“. Die zweitnächste Reise darauf im J. 1700 führte K. sogar nach Konstantinopel. „Alldorten“, schreibt er, „habe ich den kaiserlichen Großbotschafter Graf Ettingen und den kleinen Botschafter Graf Sinzendorf sammt seiner ganzen Suit, so in 300 Mann bestanden, angetroffen. Und meine Reis' war außer der Wallachei über die Donau nach Ruschtschuk und von Ruschtschuk nach Rasgrad bei Altstambul vorbei und nach Warna. Und von alldorten bin ich zu Wasser auf dem schwarzen Meer bis nach Konstantinopel und der „Hölle Spunt“ oder „Bogaß“ gefahren. . . . In Konstantinopel hab ich mich aufgehalten vierzehn Wochen und habe dennoch ein Kisten Glas zurückgeführt bis in die Wallachei.“ Nach einem nur vierzehn-

tägigen Aufenthalte in der Heimath machte er sich gleich wieder auf, jedoch diesmal zu einer „Pilgerschaft" nach Rom, wo er noch vor Weihnachten, ehe die heiligen Pforten geschlossen, hineinkommt, „und ist ihm keine Reise lieber gewesen als diese", was er auch dadurch an den Tag legt, daß er sie ausführlicher beschreibt als er es sonst gewohnt ist. An die römische Pilgerfahrt, von welcher er über Schwaben und Baiern heimkehrte, schloß sich noch in demselben Jahre (1701) eine neue Reise nach Siebenbürgen und der Wallachei an, von wo er abermals sich nach Konstantinopel begeben wollte. Er kam aber nur bis Adrianopel, denn er traf daselbst den „Lücker", welcher mit Gläsern handelte und auch das Jahr zuvor in Konstantinopel war. Diesem verkaufte er seine Waare und kehrte darauf nach Haus zurück. Noch ein drittes Mal (1705) machte sich K. nach Konstantinopel auf, gelangte aber nur bis Belgrad, weil ihm der dortige Pascha keinen Paß ertheilte. Welche Routen K. für seine Wanderzüge nach Ungarn und Siebenbürgen einschlug, das gibt er nur in wenigen Fällen an. Dreimal geht es durch Schlesien und Polen nach Oberungarn und von dort nach Siebenbürgen, ein anderes Mal nach Belgrad. Einmal begibt er sich direct nach Ofen und besucht erst von da aus Oberungarn. Den Rückweg sehen wir ihn einmal durch Croatien und Steiermark, ein zweites Mal durch Ober-Ungarn und Polen über Breslau machen, und ein drittes Mal mußte er der Sicherheit halber den Umweg über die Moldau einschlagen. Nicht immer mögen bei der Wahl der Routen geschäftliche Rücksichten bestimmend gewesen sein, sondern mitunter auch die Kriegsereignisse, da der Türkenkrieg im vollen Gange war. Der Reisende hatte diesfalls manche Fährlichkeiten zu bestehen, aber auch Wassernoth und die Pest stellten sich ein. Ueber derlei Ereignisse und Unfälle ist er mittheilsamer als über die geschäftlichen Vorkommnisse; insbesondere die Belagerung von Griechisch-Weißenburg und dessen Entsatz durch Prinz Eugen im J. 1718 bespricht er ausführlicher. Am 16. October 1719 ist er wieder nach Siebenbürgen gereist und den 12. Mai 1721 nach Haus gekommen. Es ist das die letzte der — richtig gezählt — 31 Geschäftsreisen, welche er unternahm. Er wollte zwar nochmals in die Weite, aber Krankheit und der Brand seines Bauernhofes hinderten ihn daran; 1729 starb zudem sein einziger lieber Sohn. „Gott laß ihn selig ruhen. Das hat mein Concept ganz verruckt und meine Kräften geschwächt auf viele Jahr, viel mehr als das Feuer oder der Brand. Doch sag ich dem lieben Gott Dank vor die väterliche und gnädige Züchtigung, Lob und Dank". Im folgenden Jahre scheint er selbst das Zeitliche verlassen zu haben. Ohne die Aufzeichnungen Kreybich's würden wir von der so interessanten ersten Periode der Entwicklung des böhmischen Glashandels nur eine sehr geringe Kenntniß besitzen, da bis jetzt keine anderen zeitgenössischen Nachrichten darüber aufgefunden wurden. Nur in der Tradition hatte sich eine dunkle Vorstellung von dem „Wanderbetriebe" erhalten, die jedoch nicht entfernt die Großartigkeit und Kühnheit der wirklichen Züge errathen läßt. Um die Zeit von Kreybich's Tode war übrigens der Glashandel schon in der Umwandlung in seine zweite Phase, „den gesellschaftlichen Niederlagsbetrieb", begriffen.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 8. Jahrg., Nr. 7, 1870. Schebek.

Kreysig: Friedrich Ludwig K., Arzt, ist den 7. Juli 1770 in Eilenburg geboren, wo sein Vater als praktischer Arzt lebte. Nach Vollendung seiner wissenschaftlichen Vorbildung auf dem Gymnasium in Grimma widmete er sich dem Studium der Medicin auf der Universität Leipzig, ging behufs seiner weiteren Ausbildung, mit einem Reisestipendium ausgestattet, 1792 nach Pavia, wo er namentlich des Unterrichts von Peter Frank, Scarpa, Paletta und Spallanzani theilhaftig wurde, kehrte 1793 nach Leipzig zurück und erlangte hier,

nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation „Aristotelis de soni et vocis humanae natura atque ortu theoria“ (deutsch in Sprengel, Beiträge zur Geschichte der Medicin, I. 202), die Doctorwürde. — Er habilitirte sich in Leipzig als Privatdocent, folgte im J. 1796 einer Berufung als Prof. extraord. der Medicin und Chirurgie und als Substitut des Prof. Leonhardi nach Wittenberg, wo er sich durch die sofortige Begründung einer ambulatorischen Klinik verdient machte, und wurde hier im J. 1801 zum Prof. ord. der Anatomie und Botanik ernannt. Während seines Aufenthaltes in Wittenberg veröffentlichte K. seine erste größere Arbeit „Neue Darstellung der physiologischen und pathologischen Grundlehren“, 2 Bde. 1798, 1800, eine für jene Zeit sehr bedeutsame Schrift, in welcher er eine Kritik der Brown'schen Lehre gab und mit vieler Einsicht den Standpunkt und die Bedeutung der vitalistischen Theorien beurtheilte. — Sein Ruf als Gelehrter und Arzt verbreitete sich bald über weitere Kreise und veranlaßte seine Ernennung zum Leibarzte am Hofe des Kurfürsten (späteren Königs) Friedrich August von Sachsen nach Dresden, wohin er 1803 übersiedelte. — Mit voller Hingebung an seinen königlichen Herrn hat er an allen Schicksalen desselben Theil genommen; er begleitete den Fürsten auf seinen Reisen nach Polen und folgte ihm in die Gefangenschaft während der Jahre 1813—15 in Berlin und später in Friedrichsfelde. Eben hier hatte K. volle Muße, sich wissenschaftlichen Studien hinzugeben, und aus diesen ist seine bedeutendste Arbeit „Die Krankheiten des Herzens, systematisch bearbeitet und durch eigene Beobachtungen erläutert“, 3 Thle 1814—17 (in lateinischer Uebersetzung 1815—18, ins Italienische von Ballerini 1819 übersetzt) hervorgegangen — eine Schrift, welche sich aufs würdigste an die Arbeiten eines Vieussens und Senac anschließt, in welcher der Verfasser mit Umsicht und Kritik alle früheren Leistungen über diesen Gegenstand benutzt hat, zahlreiche eigene klinische und pathologisch-anatomische Beobachtungen mittheilt, wichtige diagnostische Winke gibt (er kennt die durch Palpation wahrnehmbaren Reibungsgeräusche bei Herzklappenfehlern und würdigt die von Corvisart gemachten Mittheilungen über die physikalische Untersuchung der Herzgegend durch Percussion), in vortrefflicher Weise die Krankheitserscheinungen, welche als Begleiter oder Folgeleiden von Herzkrankheiten auftreten, physiologisch analysirt, mit einem Worte die erste systematische Bearbeitung dieser Krankheiten gibt. — Nach Dresden mit dem Fürsten zurückgekehrt, veröffentlichte er sein (nicht vollendetes) „System der praktischen Heilkunde“, 2 Thle. 1818, 1819, und übernahm die Professur der Pathologie und Therapie und die Leitung der medicinischen Klinik an der medicinisch-chirurgischen Akademie, sowie die Stelle des Medicinalrathes bei der Landesregierung. — In Folge seiner geschwächten Gesundheit gab K. im J. 1822 seine Stellung an der Akademie, später auch (1827, nach dem Tode des Königs) die anderen amtlichen Functionen auf und lebte nun ausschließlich der ärztlichen Praxis, die in Folge des Zuzuges zahlreicher fremder Kranken, welche sein Ruf nach Dresden gezogen hatte, sehr umfangreich geworden war, und seinen Studien, namentlich seiner Lieblingsbeschäftigung mit Horticultur und Botanik. — Im J. 1838 machte er in Gemeinschaft mit dem Dr. Chaufepié aus Hamburg eine Reise nach England und Irland; nach Hause zurückgekehrt, erkrankte er im Mai 1839 an Gesichtsrose und am 4. Juni erlag er in Folge einer metastatischen Hirnentzündung. — Bei der Section fand sich eine beginnende organische Herzerkrankung. — So hoch die Verehrung, so allgemein die Liebe gewesen war, deren sich K. im Leben erfreut hatte, so tief ist die Trauer um seinen Verlust gewesen. — Von seinen litterarischen Leistungen (ein vollständiges Verzeichniß derselben findet sich in Callisen, Med. Schriftstellerlexikon, X. 389, XXIX. 349) sind neben den oben genannten Schriften

hervorzuheben: „Mittheilung über einen interessanten klinisch beobachteten Fall von Brustbräune nebst Sectionsbefund“ (in Horn, Archiv für med. Erfahrung 1803, III. 85), ferner mehrere kleine Abhandlungen über „Pneumonia nervosa“ (in Programmen zu Inauguraldissertationen 1796—1802), sodann ein interessanter Bericht über eine Schweißfrieselepidemie 1801 in Wittenberg (in Hufeland, Journal der Heilkunde 1801, XII. St. 3, 43 und in Salzb. med.-chirur. Zeitung 1801, II. 105), und eine Schrift „Ueber den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwässer von Carlsbad, Ems, Marienbad, Eger, Pyrmont und Spaa“, 1825 (1828), welche ins Englische und Französische übersetzt worden ist. — Eine von K. in den letzten Jahren seines Lebens unternommene zweite Bearbeitung der Lehre von den Herzkrankheiten, in welcher er die Fortschritte, welche dieselbe in der neueren Zeit durch Laennec, Hope, Skoda u. a. erfahren hatte, berücksichtigen wollte, ist unvollendet geblieben; die Bruchstücke der Arbeit, welche sich nach seinem Tode vorfanden, sind als Opus posthumum von Kohlschütter unter dem Titel: „Die Krankheiten des Herzens im Allgemeinen und auf ihrer ersten Entwickelungsstufe“, 1845, veröffentlicht worden.

Ueber Kreysig's Leben vgl. den Nekrolog in Sachs, Med. Almanach für das J. 1840, 412. A. Hirsch.

Kreyßig: Friedrich Alexander Theodor K. wurde am 5. October 1818 zu Gottesgabe bei Mohrungen, im ostpreußischen Oberland, geboren. Der Vater war daselbst Pächter, wechselte aber bald und dann häufig seinen Wohnsitz, da er als praktischer Landwirth wenig Glück hatte. Derselbe bethätigte sich später mehr als landwirthschaftlicher Schriftsteller, war auch als solcher nicht unbeliebt. Seine Frau, Friedr. Kreyßig's Mutter, war eine Schwester des bei Pestalozzi ausgebildeten P. F. Th. Kawerau, welcher als Seminardirector in Jenkau, Königsberg in Pr. und Bunzlau, zuletzt als Regierungsschulrath in Koblenz wirkte. Diese Verwandtschaft war für K. wichtig, da er in dem Hause seines Oheims zu Jenkau (bei Danzig) und Königsberg einen großen Theil seiner Erziehung erhalten hat. Nachdem der Knabe kurze Zeit ein Gymnasium zu Königsberg besucht hatte, zwangen den Vater die Verhältnisse auf höhere Pläne mit ihm zu verzichten; er bestimmte den Sohn zum Volksschullehrer. Ostern 1837 bestand K. die Seminarabgangsprüfung und erhielt eine Hülfslehrerstelle zu Prökuls, nahe bei Memel. Allein schon nach einem halben Jahre fühlte der Jüngling, daß er in diesem Berufe keine Befriedigung finden könne. Er kehrte daher nach Königsberg zurück, um sich privatim auf die Gymnasialreifeprüfung vorzubereiten. K. bestand dieselbe schon nach einem Jahre und studirte, hauptsächlich bei Lobeck, Drumann, Rosenkranz, Schubert, Philologie und Geschichte. Er legte dann im Sommer 1843 die Facultätsprüfung für das höhere Lehramt ab und erhielt eine Anstellung an der höheren Stadtschule zu Wehlau. Von dort wurde K. nach zwei Jahren als erster Oberlehrer an die höhere Bürgerschule zu Elbing berufen, deren Direction damals soeben dem unvergeßlichen Wilhelm Hertzberg übertragen worden war. An dieser Schule — seit 1859 Realschule I. O. — hat K. bis Ostern 1869 gewirkt und zwar, nachdem Hertzberg 1858 einem Rufe nach Bremen gefolgt war, als Director. In derselben Eigenschaft ging er dann nach Kassel, wo er eine neugegründete Realschule I. O. zu organisiren hatte. Trotz seiner ausgezeichneten schulmännischen Eigenschaften und seiner durchaus den Extremen fernen politischen Richtung — K. gehörte seit 1866 der nationalliberalen Partei an — beanstandete die Regierung sowol 1858 als 1869 seine Wahl zum Director und ertheilte nur zögernd und widerstrebend die Bestätigung. K. leitete die Kasseler Schule bis Ostern 1871. Seitdem lebte er als Director der Wöhler-Schule in Frankfurt a. M. Dorthin zog ihn die polytechnische Gesellschaft

und übertrug ihm die schwierige Aufgabe, aus verschiedenen schon bestehenden Anstalten einen, den eigenartigen Verhältnissen der alten Handelsstadt entsprechenden, einheitlichen Organismus herzustellen. Die Lösung war gelungen, die Anstalt ihrem Abschlusse nahe geführt, Ostern 1880 sollte die erste Maturitätsprüfung stattfinden — da raffte ihn am 20. December 1879 eine Lungenentzündung nach viertägigem Krankenlager dahin.

K. war ein Lehrer von seltenen Gaben und hat auf seine sehr zahlreichen Schüler mit nachhaltigem Einflusse eingewirkt. Außerdem hat er sich in weiten Kreisen durch seine Vorträge aus den Gebieten der neueren und neuesten Geschichte und der modernen Litteratur bekannt gemacht. Er besaß eine ungemein bedeutende Arbeitskraft, welche ihn in den Stand setzte, neben seiner in hohem Grade anstrengenden amtlichen, noch eine sehr lebhafte schriftstellerische Thätigkeit zu entwickeln. An größeren Werken erschienen von ihm seit 1851: „Geschichte der französischen Nationallitteratur“ (1879 5. Aufl.); „Justus Möser“; „Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und Werke“ (1877 3. Aufl.); „Studien zur französischen Kultur- und Litteraturgeschichte“; „Trois siècles de la littérature française“ (1876—77 2. Aufl.); „Vorlesungen über Goethe's Faust“; „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart“; „Ueber die französische Geistesbewegung des 19. Jahrh.“; „Unsere Nordostmark“. Ein erheblicher Theil dieser Schriften wurde zu Vorträgen ausgearbeitet, welche K. in großer Zahl in verschiedenen Städten gehalten hat, und in welchen er seine eminente rednerische Begabung zu glänzender Wirkung brachte. Außer den hier erwähnten Schriften hat K. noch viele Essays und kritische Besprechungen in den Preußischen Jahrbüchern, der Deutschen Rundschau und ähnlichen Blättern verfaßt. Auch in der politischen Broschürenlitteratur trat er zuweilen hervor. Besonders mahnte er 1866 (in den Schriften: „Friedensgedanken“ und „Worauf es jetzt ankommt“) die liberalen Parteien zur Verständigung mit dem Grafen Bismarck, an dessen nationale Absichten er schon 1864 glaubte und für die er seitdem nachdrücklich eingetreten ist. Besonders zu erwähnen sind noch Kreyßig's Bestrebungen auf dem Gebiete der Schulreform. Obgleich selbst ursprünglich Altphilologe, war er doch mit Julius Ostendorf und Anderen der Ueberzeugung, daß die volle schulmäßige Verwerthung der modernen Bildungsmittel ein dringendes Bedürfniß der Zeit sei, und daß mit diesen Mitteln eine der altphilologischen Schulung gleichwerthige erreicht werden könne. Dieser Ueberzeugung hat er in den beiden kleinen Schriften: „Ein Wort zur Realschulfrage“ und „Ueber Realismus und Realschulwesen“ Ausdruck gegeben.

Nekrologe erschienen bald nach Kreyßig's Tode in vielen deutschen Zeitschriften. Schöne, wenn auch nicht in jeder Angabe genaue, Skizzen seines Lebens brachten das Feuilleton der Danziger Zeitung vom 23. Decbr. 1879 (Nr. 11940) aus der Feder von Fritz Wernick und die Frankfurter Didaskalia vom 31. Decbr. 1879 (Nr. 361). Konrad Friedlaender.

Kreyßig: Georg Christoph K. (Kreysig), geb. 1697 zu Kranzahl bei Annaberg in Sachsen, † als Bücherauctionator in Dresden am 13 Jan. 1758, verdient um die sächsische Specialgeschichte, namentlich um die Fundirung derselben auf urkundlicher Grundlage. Er hat herausgegeben: „Historische Bibliothek von Obersachsen“, Dresden und Leipzig, 1732; „Beyträge zur Historie derer chur- und fürstlich Sächsischen Lande“, Altenburg 1754—64, 6 Thle. (5. u. 6. Thl. fortgesetzt von H. G. Francke) und mit Chr. Schöttgen zusammen „Diplomatische und curieuse Nachlese der Historie von Obersachsen“, Dresden und Leipzig, 1730—33, 12 Thle., und „Diplomataria et scriptores hist. germ. med. aevi“, Altenburg 1753—60, 3 Voll. (der 3. Bd. ebenfalls von Francke). Flathe.

Kreyßig: Johann Gottlieb K., Philolog und Schulmann, geb. den 22. August 1779 in Chemnitz, † den 22. Febr. 1854 in Dresden. Sohn des Archidiaconus K., verlebte er im Vaterhause eine glückliche Kindheit, seine wissenschaftlichen Vorstudien aber machte er, da das Lyceum seiner Vaterstadt ziemlich herabgekommen war, in einer Schola collecta, welche der Cand. König leitete, und sein von diesem geweckter Lerneifer, der auch in ausgesprochenster Liebe zu den Büchern sich betheiligte, ließ ihn so rasche Fortschritte machen, daß er bereits zu Ostern 1796 die Universität Leipzig beziehen konnte. Dort widmete er sich zunächst den theologischen Studien, besonders unter Burscher, ging aber bald, von Chr. Daniel Beck angezogen, zur Philologie über, für welche er sich, nachdem er eine theologische Prüfung bestanden hatte, auch Magister geworden war, völlig entschied. Als Theolog und Philolog zugleich, legitimirte er sich durch zwei Gelegenheitsschriften, beide auf die Erklärung des Hiob gerichtet: „Dissertatio philologico-exegetica in Jobi cap. XXVI, 5—14“ (1800) und „Observationes philologico-criticae in Jobi cap. XXXIV, 19—25“ (1802). Anfangs für die akademische Laufbahn entschieden, trat er doch 1803 als Tertius in das Lyceum in Chemnitz ein, das er aus tiefem Verfalle aufzurichten begann, und bereits im nächsten Jahre wurde er Conrector am Lyceum in Annaberg, dem er, namentlich als er 1809 Rector geworden war, durch eingreifende Reformen zu helfen suchte. Der Ruf seiner Tüchtigkeit bewirkte, daß ihm zu Ostern 1814 die zweite Professur an der Fürstenschule zu Meißen übertragen wurde, wo er seinen früheren Lehrer König (Bd. XVI S. 504) als Rector fand. Mit diesem wirkte er seitdem in schönster Eintracht zusammen, bis derselbe, durch unerfreuliche Erfahrungen verstimmt, sein Amt niederlegte. In dieses schien nun freilich K. eintreten zu können; aber das Vertrauen der höchsten Behörde gewann er durch die provisorisch ihm übertragene Leitung der Fürstenschule nicht, und als der sodann ernannte kirchlich strengere Nachfolger sich gar nicht bewährt hatte, wurde K. noch einmal zurückgedrängt, erhielt jedoch in dem neuen Rector Baumgarten-Crusius einen Vorgesetzten, mit dem er sich eng befreunden, auch durch Familienbande in beglückende Verbindung treten konnte. Als Lehrer ein entschiedener Vertreter der classischen Studien im Allgemeinen und ein feinsinniger Pfleger der lateinischen Poesie im Besonderen, wandte er als Gelehrter ausdauernden Fleiß dem Studium und der Kritik des Livius zu. Seine bedeutendsten Leistungen beziehen sich auf den großen Pataviner. Nachdem er 1823—27 die Drakenborch-Ernestische Ausgabe in fünf Octavbänden in neuer Bearbeitung, freilich mit zahlreichen Druckfehlern, hatte erscheinen lassen, gab er den ganzen Livius 1828 noch einmal in sechs Duodezbänden heraus. Das 33. Buch des Livius erschien als besonderes Document seines gründlichen Fleißes 1837 und 1839. Seine letzte Arbeit auf diesem Gebiete sind „Annotationes ad T. Livii libros XLI—XLV ex codice Laurishemensi, nunc Vindobonensi, a Sim. Grynaeo editos“ (1849). Daneben hat er auch eine Stereotypausgabe des Cäsar (1826) besorgt und mit Sallust und Vellejus mannigfach sich beschäftigt. Auch seine kleineren Schulschriften sind aus diesen Studien vorzugsweise gekommen. Von seinen lateinischen Gedichten sind viele besonders treffliche, 1832 unter dem Titel „Silvulae Afranae“ vereinigt und der Ertrag hat ihm die Möglichkeit zu einer Stiftung für St. Afra gegeben. Sein äußeres Leben ging still dahin. Ein Höhepunkt desselben war das Jubelfest der Fürstenschule im J. 1843, bei welchem er des Camerarius „Narratio de Helio Eobano Hesso“ neu herausgab. Im folgenden Jahre erhielt er das Verdienstkreuz des königl. sächs. Civilverdienstordens. Der 1845 eintretende neue Rector Fr. Franke ward sein Freund. Daß die pädagogischen Reformbestrebungen von 1848 nicht nach seinem Sinne waren, versteht sich, und so blickte er wol auch

auf die sehr lebhaften Verhandlungen, welche noch vor dem Ablauf jenes unruhvollen Jahres in St. Afra stattfanden, ohne rechte Theilnahme. Aber in demselben Jahre hatte er doch auch sein Magisterjubiläum gefeiert. Drei Jahre nachher trat er in den Ruhestand. Die Kreise, in denen er stand, kannten und ehrten ihn als Mann treuer Gewissenhaftigkeit und untrüglicher Geradheit; seine Ordnungsliebe ging bis ins Peinliche; seine Heftigkeit konnte auch sehr derb sich äußern; aber sein biederes Wesen versöhnte leicht.

Friedrich und Kreyßig (sein Sohn), Leben von J. G. Kreyßig (Meißen 1854). Flathe, St. Afra (Leipzig 1879). H. Kaemmel.

Kreyßig: W. A. K., ostpreußischer Landwirth und landwirthschaftlicher Schriftsteller mit wechselndem Domicil (Pachtwirth auf den Gütern Gottesgabe bei Mohrungen, Neuhof bei Heilsberg, Spittelhof und später Karlsruhe auf den Hufen bei Königsberg in Ostpreußen, zuletzt als Litterat in dieser Stadt selbst domicilirt), Ehrenmitglied verschiedener in- und ausländischer ökonomischen Societäten bezw. landwirthschaftlicher Vereine, † am 25. Mai 1854. — In der Grafschaft Schlobitten am 2. Oct. 1780 geboren und von Jugend auf dem landwirthschaftlichen Berufe zugethan, war K. nach Aneignung einer guter Schulbildung hauptsächlich für die landwirthschaftliche Praxis vorbereitet worden und hatte auch anfänglich in entsprechenden Functionen auf den Gütern des Grafen von Dohna-Schlobitten Verwendung gefunden. Er wußte sich indeß durch erfolgreiche Benutzung der gediegeneren Fachlitteratur, durch den Verkehr mit gebildeten Berufsgenossen soweit zu informiren, um sich selbst auf den Standpunkt eines theoretisch unterrichteten Landwirths erheben und als Litterat auftreten zu können. Die erste Anregung dazu hatte er wol durch das Studium der Schriften des Staatsrathes A. Thaer erhalten und mit der aus denselben entnommenen Belehrung eine weitere Ausrüstung gewonnen, so daß er sich in späteren Jahren, als er durch Mißgeschick in seinen Pachtunternehmungen zur vorübergehenden Sistirung dieser Wirksamkeit genöthigt war, die Aufgabe stellen mochte, seine intellectuellen Fähigkeiten mit Benutzung der von ihm in mehreren Decennien gesammelten Erfahrungen und gleichzeitig eingezogenen Mittheilungen im Dienste der landwirthschaftlichen Interessen öffentlich wirken zu lassen. Dabei befolgte er zwar die Tendenz, im Bereiche seines durch vielseitige Privatstudien erweiterten Gesichtskreises, sowie an speciell von ihm zu Forschungszwecken eingerichteten Kulturversuchen prüfende und vergleichende Betrachtungen anzustellen, aus denselben Resultate zu ziehen und darauf Lehrsätze oder Regeln zu gründen; allein es gebrach ihm ungeachtet seiner großen Beobachtungs- und Combinationsgabe dennoch an wissenschaftlicher Reife und Objectivität, um seinem Ideendrange stets schöpferische Kraft verleihen und selbst dem vorgerückten Standpunkte seiner Zeit in allen Beziehungen gerecht werden zu können. Seine Schriften, die fast das ganze vielgestaltige Gebiet der Landwirthschaft umfaßten, haben theils wol allgemeinere, theils mehr lokal eingeschränkte Beachtung gefunden, zum Theil aber auch abfällige Beurtheilung erfahren. — Nachdem K. seine litterarische Thätigkeit mit einer Schrift: „Ueber die bevorstehende Regulirung der ländlichen Besitzungen im kgl. preußischen Staate“ (Danzig 1823), behufs Erörterung der dadurch veranlaßten Aufgaben der Landwirthe eröffnet hatte, schritt er zur Ausarbeitung seines aus drei Theilen bestehenden „Handbuchs zum naturgemäßen Betriebe der Landwirthschaft“ (Königsberg 1825), in welchem er den Feldbau, die Thierzucht nebst Thierheilkunde und die technischen Nebengewerbe behandelte. Obwol in diesem Werke die landwirthschaftlichen Verhältnisse Ostpreußens vorwiegend berücksichtigt waren, so wurde dessen Werth doch durch weitere Beleuchtung der Grundsätze Thaer's und auch Hermbstädt's über lokale Bedeutung gehoben. Durch günstige Aufnahme dieses Buches animirt, gab er

schon 1828 eine Ergänzung dazu unter dem Titel heraus: „Erfahrungstheorie der Pflanzen- und Thierproduktion nebst Anwendung derselben zur Feststellung sicherer Grundregeln für den Feldbau und die landwirthschaftliche Thierzucht". Außer seinem schon früher herausgegebenen und inzwischen zur Erneuerung der Auflage wiederholt bearbeiteten „Rathgeber für den preußischen Bauernstand" schrieb er 1829 das Buch: „Der Futterbau in seinem ganzen Umfange auf Feldern und Wiesen", worin betreffende Regeln zur Anwendung im nördlichen und mittleren Deutschland aufgestellt waren. Dieselben beruhten freilich nicht mehr sämmtlich auf Beobachtungen und Erfahrungen, sondern waren zum Theil durch Combinationen unter Berücksichtigung der Eigenschaften des Bodens und der Kulturpflanzen, sowie der klimatischen Verhältnisse inductorisch gebildet worden. Einzelne später erschienene Schriften des genannten Autors entbehrten theilweise des rechten theoretischen Haltes und „erschienen mehr originell als gediegen" (Lengerke): so seine „Düngerlehre" und „Der deutsche Bauernfreund" (Königsberg 1834 u. 1836); dagegen hatte K. in der um dieselbe Zeit herausgegebenen Schrift: „Berichtigung und Begründung der landwirthschaftlichen Ertragsberechnungen, Güterveranschlagungen und Werthstaren", ein von ihm beherrschtes Gebiet wiedergefunden und das fragliche Material zeitgemäß behandelt. Für die landwirthschaftlichen Verhältnisse des nordöstlichen Deutschlands berechnet schrieb er eine „Anleitung zur Sommer- und Winterstallfütterung, sowie zur Weideverpflegung der landwirthschaftlichen Hausthiere" (Prag 1836), und die „Anleitung zum lohnenden Anbau des Rapses, Rübsens und Leins" (Danzig 1836); jedoch suchte er in seiner nächstfolgenden Schrift: „Der Fruchtwechsel im Feldbau mit seinen wesentlichen und unwesentlichen Forderungen" (Königsberg 1838), wiederum allgemeineren Interessen Rechnung zu tragen. K. war zugleich Mitarbeiter für die Mögliner Annalen, für die Oekonomischen Neuigkeiten (herausgegeben von André), sowie für das Universalblatt der gesammten Land- und Hauswirthschaft, in welche Zeitschriften er auch viele Beiträge geliefert hat. — Durch seine fruchtbare litterarische Thätigkeit, welche zwar von sachlichem Interesse und großer Liebe zum Berufe geleitet, aber auch von Erwerbsmotiven getragen war, hatte er sich ferner mehr und mehr Beachtung in den maßgebenden Kreisen des ostpreußischen landwirthschaftlichen Vereins errungen, so daß er seit 1838 mit der Redaction der „Verhandlungen des Vereins zur Beförderung der Landwirthschaft in Ostpreußen" unter der Direction des jeweiligen Vereinspräsidenten betraut wurde. Diese Function hat er sodann in Verknüpfung mit weiteren eigenen litterarischen Produktionen, welche theils in jenem Organ enthalten, theils selbständig erschienen sind, bis zum J. 1846 geübt und damit eigentlich den Schluß seines öffentlichen Wirkens erreicht. Von seinen aus dieser Periode herrührenden Schriften, welche mehrentheils von reproduktiver, compilatorischer und popularisirender Tendenz waren, mögen noch folgende genannt werden: „Die Vertheilung des landwirthschaftlich nutzbaren Bodens durch Separationen mit ihren Vortheilen und bedingten Nachtheilen und den Mitteln, jene zu sichern und diese zu meiden" (Braunschweig 1840); ferner „Die Einrichtung der Landgüter nach den Bedingungen ihres höchsten Reinertrags" (Braunschw. 1841), desgleichen „Experimentalökonomie für die Gegenstände des Feldbaues und der Viehzucht" (Braunschw. 1843); im weiteren „Die Zucht und Veredelung des Rindviehes nach den Bedürfnissen der gegenwärtigen Conjunctur, sowie nach den Boden- und Lokalverhältnissen der deutschen Landwirthschaft" (Danzig 1843), desgleichen „Die landwirthschaftliche Pferdezucht" 2c. (Braunschw. 1844), welchen Schriften sich schließlich noch eine Abhandlung über „Die Auszehrung und Bereicherung des Feldbodens durch den Anbau der Feldgewächse" (Königsberg 1846) angereihet hat. — Schon vor dem

Ende seiner Schriftstellerlaufbahn war K. von seiner wirthschaftlichen Thätigkeit auf dem Gebiete der landwirthschaftlichen Praxis zurückgetreten, um den ihm in Königsberg obliegenden Funktionen besser nachgehen zu können. Hier verbrachte er auch den Rest seines Lebens mit Fortsetzung der ihm zusagenden Beschäftigungen bald in gewohnter Thätigkeit am Arbeitstische, bald innerhalb seines zuletzt auf den Garten reducirten Versuchsfeldes. In dieser Zurückgezogenheit ward ihm noch die Genugthuung zu Theil, daß er öfters von höher stehenden Personen aufgesucht und um Rath gefragt, sowie durch andere Beweise der Achtung geehrt wurde. Wenn auch sein Namen heute nur noch selten auf dem Gebiete der landwirthschaftlichen Litteratur citirt wird, so darf derselbe gleichwol mit dem Andenken verknüpft bleiben, daß K. als begabter, anregender und vielseitiger Schriftsteller, wenngleich nicht immer mit glücklichem Resultate, den Interessen der Landwirthschaft nach Kräften zu dienen, dem Fortschritt in der Entwickelung derselben Vorschub zu leisten eifrig bemüht gewesen und als Mensch von lauterem Charakter und aufstrebender Gesinnung einer allgemeinen Achtung theilhaftig geworden war.

Vgl. Meusel, Das gelehrte Deutschland, 1834; Lengerke, Landw. Conversationslexikon, Bd. II; desgleichen Verhandlungen des Vereins zur Beförderung d. Landw. in Ostpreußen, 1838—46; sowie Annalen der Landw. in den kgl. preuß. Staaten, 1845—47, und Archiv der deutschen Landwirthschaft, 1845—46; ergänzt durch Privatmittheilungen aus dem Familienkreise.

C. Leisewitz.

Krickeberg: Sophie Friederike K., geb. Koch, Schauspielerin, geb. am 24. Decbr. 1770 zu Hannover, † am 17. Mai 1842 in Berlin. Sie war die Tochter von Friedrich Karl Koch, dem sie in seine verschiedenen Engagements folgte und trat am gothaischen Hoftheater zuerst in Kinderrollen auf, von Ekhof geleitet und gefördert. Ihr eigentliches Debüt als Darstellerin fand am 16. Febr. 1787 statt, an welchem Tage sie auf dem Döbbelin'schen Theater in Berlin als Charlotte („Drei Töchter") ihre schauspielerische Laufbahn begann. Der Erfolg war so günstig, daß er zu einem Engagement führte, während welchem sie junge Liebhaberinnen und erste Soubretten spielte. In jene Zeit auch fallen ihre, für sie so trüben Beziehungen zu Gentz, dem sie aber vergab, daß er ihr das Herz — brach (vgl. Holtei, Briefe an Tieck, II. S. 224 ff). Nachmals in Schwerin angestellt, gab sie erste Liebhaberinnen und heirathete daselbst den Schauspieler K. († 1818), mit dem sie nacheinander in Hamburg (1799) und Kassel (1800) thätig war. 1800 ging das Paar nach Schwerin und dort eröffnete K. L. Krickeberg, wirksamst von seiner Gattin unterstützt, die u. A. die Correspondenz mit den Autoren führte, am 1. Jan. 1801 ein auf eigene Kosten geführtes Hoftheater, das er später zeitweilig an den Grafen Hahn und schließlich dauernd an den Lübecker Theaterdirector Löwe abtrat, der die Gesellschaft bald in Mecklenburg, bald in Lübeck spielen ließ. 1810 sah sich Löwe indessen gezwungen, das Unternehmen aufzugeben und K. kam nun mit ihrem Manne nach Strelitz, ging indessen schon im März 1811 nach Hamburg, von da nach mehreren Jahren nach Königsberg zu Kotzebue, endlich 1816 nach Berlin, wo sie nach erfolgreichem Gastspiel als Claudine („Emilia Galotti"), und Mademoiselle von Seelen („Die Unvermählten") und Oberförsterin („Die Jäger") an der Hofbühne für das Fach edler und komischer Mütter engagirt wurde. Am 16. Febr. 1837 war es ihr noch vergönnt, ihr 50jähriges Jubiläum zu feiern, bei welcher Gelegenheit ihr die preußische goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen wurde. Am 1. April 1842 wurde die Darstellerin pensionirt. K. war eine sehr gebildete Frau und gab besonders die Rollen vortrefflich, in denen sie ihre Bildung darlegen konnte. Rachel, mit der die K. ebenso wie

mit anderen Berühmtheiten ihrer Tage verkehrte, schrieb noch 1828 über eine Aufführung von Richard III.: „Welch ein Meisterstück und wie gespielt von Mad. K. . . . . die K. wie eine symbolische Person: das Alter". Karoline Bauer bekennt nie eine treuere Hannah Kennedy, nie eine erschütterndere Armgard gesehen zu haben. Auch als Virtuosin auf der Glasharmonika wurde K. gefeiert, ebenso ist sie Bearbeiterin einer Reihe französischer Stücke, von denen „Der Kammerdiener", „Die Odaliske", „Die Ehrenrettung" (in Wolff's „Almanach für Freunde der Schauspielkunst", 1837), „Das Heirathsgesuch" (in Kotzebue's Almanach, 26. Jahrg.) und „Rothkäppchen", genannt sein mögen, und betheiligte sich sowol an dem „Orient" (unter dem Pseudonym „Euphrosyne"), wie an dem „Freimüthigen" und der „Abendzeitung" als Mitarbeiterin.

Vgl. u. A. Neuer Nekrolog der Deutschen, XX. S. 398—406.

Joseph Kürschner.

Kriechbaum: Georg Friedrich Freiherr v. K. und Hohenberg, österr. Feldzeugmeister. Geboren zu Linz 1665, erkämpfte sich K. sein Offizierspatent durch glänzende Waffenthaten unter Starhemberg bei der Vertheidigung von Wien im J. 1683. In den folgenden Feldzügen, namentlich in jenem 1691 that sich K. in der Schlacht bei Slankamen (19. August) hervor. Während des spanischen Erbfolgekrieges erklomm er rasch die Stufenleiter der militärischen Hierarchie: er ward 1701 zum Oberst-Inhaber des jetzigen Infanterieregiments Nr. 54, 1704 zum Generalwachtmeister, 1705 zum Feldmarschalllieutenant und 1709 zum Feldzeugmeister ernannt. Die Vertheidigung von Ivrea 1704 gegen einen weit überlegenen Feind gibt Zeugniß von Kriechbaum's persönlichem Muthe und Umsicht; als Truppenführer jedoch bewährte er sich 1705 bei Bewältigung des Aufstandes in Baiern. Die von ihm getroffenen Dispositionen in einer äußerst schwierigen Sachlage ermöglichten allein die Erhaltung Münchens. Im December des genannten Jahres brachte er den Aufständischen bei Sendlingen eine derartige Niederlage bei, daß der Aufruhr in Baiern seiner Wesenheit nach als beendet angesehen werden konnte. Es folgten wol noch einige Zuckungen, aber K. hatte durch seine Energie den Hauptnerv zerstört. Von Baiern auf den oberitalienischen Kriegsschauplatz berufen, hatte K. 1706 am meisten zu dem glücklichen Erfolge beigetragen, als die Franzosen aus ihrer Stellung von Lucento (bei Turin) den Ausfall versuchten und zurückgeworfen wurden. Um K. ein weiteres Feld für seine militärische Begabung zu eröffnen, ernannte ihn der Kaiser 1709 zum Feldzeugmeister und Commandanten der gegen die Kurutzen in Siebenbürgen entsendeten Truppenmacht. — Nach Niederwerfung der vom Grafen Károly angeführten Rebellen stand K. an der Spitze des Generalates in Siebenbürgen, doch bald danach, 14. Febr. 1710, ereilte ihn der Tod zu Hermannstadt. K. A.

Krieg: Franz Freiherr K. von Hochfelden, geboren zu Rastatt im Großherzogthum Baden am 10. Decbr. 1776, trat als jüngster von 18 Geschwistern im Alter von 17 Jahren in die kaiserliche Armee, nahm im Infanterieregiment Gyulay an der heldenmüthigen Vertheidigung von Offenbach im J. 1793 Antheil, trat jedoch noch in demselben Jahre aus der Armee, um seine Studien fortzusetzen. Bei seiner gänzlichen Mittellosigkeit mußte er jedoch, während er in Lemberg und Krakau den Rechtsstudien oblag, daneben durch seine Verwendung im Kassendienste sich seinen Lebensunterhalt verdienen. Im J. 1803 fand er eine Anstellung bei dem Krakauer, später bei dem Lemberger Gubernium, und wurde bei außergewöhnlich raschem Vorrücken schon im Jahre 1808 mit 32 Jahren Gubernialrath in Lemberg und schon im J. 1815 zum Hofrath an der Seite des Landeschefs von Galizien ernannt. Im J. 1823 als Hofrath zur allgemeinen Hofkammer übersetzt, führte er dort durch mehrere

Jahre das Handelsdepartement, in welcher Stellung er für Erleichterung des Handelsverkehrs durch Herabsetzung der Transitzölle wirkte und eine Annäherung an das preußische Zollsystem bevorwortete, was jedoch an der allen Neuerungen abholden Persönlichkeit des Kaisers Franz scheiterte. Nachdem er noch im Jahre 1829 zum Vicepräsidenten der allgemeinen Hofkammer ernannt worden war, kam er im J. 1831 an die Seite des zum Civil- und Militärgouverneur von Galizien ernannten E. H. Ferdinand d'Este als geheimer Rath, Gubernialpräsident und Präsidentenstellvertreter der galizischen Landstände nach Lemberg, welchen wichtigen Posten er durch 16 Jahre versah. Seine Verwaltung zeichnete sich durch gar keine schöpferische Leistung aus, stand vielmehr im Rufe einer das polnische Nationalgefühl vielfach verletzenden Rauheit. Eine traurige Berühmtheit wurde ihm durch die zweideutige Haltung zu Theil, welche das galizische Gouvernement und noch mehr die ihm unterstehenden Kreishauptleute in Tarnow und Bochnia bei Gelegenheit des im Februar 1846 in Westgalizien ausgebrochenen Polenaufstandes einnahmen, der in Ermangelung genügender legaler Vorkehrungen durch Aufruf des Bauernlandsturmes und eine von letzterem in Scene gesetzte massenhafte Niedermetzelung der adelichen Gutsbesitzer und deren Angehörigen unterdrückt wurde. Ohne daß sich entscheiden läßt, ob K. an den von seinen Unterorganen bei dieser Gelegenheit den Bauern versprochenen und auch geleisteten Belohnungen für jeden todt oder lebend eingebrachten Insurgenten Antheil hatte, war die Entrüstung, mit welcher damals das gesammte gebildete Europa diese geduldeten Schlächtereien beurtheilte, doch so mächtig, daß unmittelbar darauf sowol der Erzherzog Ferdinand, wie auch K. und der commandirende General Retsey von ihren Dienstposten enthoben und K. in den Ruhestand versetzt wurde. Als jedoch mit kaiserl. Patente vom 13. April 1851 der österreichische Reichsrath (an der Stelle des früheren Staatsrathes) ins Leben trat, berief ihn der Kaiser in denselben, und wurde ihm, nach dem Tode Kübeck's, sogar der Vorsitz in demselben übertragen, den er bis zu seinem, im 80. Lebensjahre erfolgten Tode behielt. K. kann als Typus eines alt-österreichischen Beamten gelten, der, ohne hervorragende Fähigkeiten und höhere wissenschaftliche Bildung sich vom simplen Tagschreiber durch Fleiß, Unterwürfigkeit und die klug benutzte Gunst seiner jeweiligen Oberen zu den höchsten Ehren und Würden im Staate aufzuschwingen wußte. Mit den höchsten Auszeichnungen, dem Großkreuze des Leopoldordens, dem Commandeurkreuze des St. Stephansordens in Brillanten, einer bis dahin keinem Staatsmanne zu Theil gewordenen Gunst, geschmückt, starb er in Wien am 17. April 1856.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon, 13. Bd., S. 215 f. Schmidt, Zeitgenössische Geschichten, S. 456. Springer, Geschichte Oesterreichs, 1. Bd., S. 586 ff. Sommaruga.

Krieg: Georg Heinrich K. von Hochfelden, großherzoglich badischer Generalmajor, Militärschriftsteller, geb. zu Karlsruhe am 18. Februar 1798, † zu Baden-Baden am 11. Decbr. 1860. Nach Besuch des Lyceums zu Rastatt trat K., Sohn eines markgräfl. Hofrathes, 1815 als Volontär bei der Artillerie ein und machte die Blokade von Straßburg mit. 1817 Lieutenant geworden, wurde K., dessen Fähigkeiten und Kenntnisse den Vorgesetzten nicht entgingen, von da an fortdauernd zu besonderen Dienstleistungen befehligt. 1818 besuchte er die französische Artillerieschule in Metz, von 1819—22 war er zur Dienstleistung bei der Commission commandirt, welche der Bundestag zur Untersuchung der Frage der Befestigung des Oberrheins eingesetzt hatte, von 1823 bis 1826 war er dem badischen General v. Schäffer für die Geschäfte der Bundesmilitärcommission zugetheilt; 1826 wurde K. Adjutant des Markgrafen, nachmaligen Großherzogs Leopold, und blieb, bis zum Generalmajor avancirend,

in der persönlichen Vertrauensstellung bei diesem Fürsten. Daneben bekleidete er fast unausgesetzt das Amt eines badischen Militärbevollmächtigten am Bundestag bis zu seiner 1854 erfolgenden Pensionirung. In dieser Eigenschaft vertrat er mit Eifer, Geschick und Energie die Interessen seines Landesherrn und seines Heimathstaates am Sitz der deutschen Centralbehörde. Seine Stellungen gestatteten K., der eine ebenso gründliche, als vielseitige Bildung besaß, die eingehende Beschäftigung mit historischen Studien. Mit dem Archivdirector Mone in Karlsruhe befreundet und mit dem ausgezeichneten Geschichtsforscher J. Fr. Böhmer in Frankfurt in regem Verkehr, wandte er seine besondere Sorgfalt der Baugeschichte der mittelalterlichen Burgen zu. Wenn auch seine Forschungen durch die Manie Mone's, in allen Burgen alte römische Castelle zu finden, nicht zu ihrem Vortheil beeinflußt waren, so sind sie doch durch die Genauigkeit seiner technischen Untersuchungen und den militärisch geschulten Blick, der die strategische Bedeutung dieser Bauten feststellte, verdienstlich. Auch standen K. durch die Munificenz des Großherzogs in einer Zeit, welche hinsichtlich der äußeren Ausstattung sehr kargte, Mittel zu Gebote, seine Arbeiten in würdigem Gewande, mit Illustrationen versehen, zu publiciren. Er gab die Geschichte der Grafen von Eberstein (der archivalische Theil von Archivrath Dambacher bearbeitet), 1836, ein Buch über die Veste Zwingenberg am Neckar, 1843, und eine Beschreibung der beiden Schlösser zu Baden, 1851. Auf seinen Antrieb und unter seiner Leitung wurden das Schloß Neu-Eberstein und das sog. Neue Schloß zu Baden stilgerecht restaurirt. Das letzte, was K. publicirte, war seine „Geschichte der Militär-Architektur von der Römerherrschaft bis zu den Kreuzzügen“, 1859. Krieg's politischer Einfluß war bedeutend. Ein Gesinnungsgenosse des Frhrn. v. Blittersdorff und in kirchlichen Fragen von Mone inspirirt, machte er seinen Rath im Sinne einer streng conservativen, ja absolutistischen und den Ansprüchen der Curie günstigen Tendenz geltend. Nach dem Tode des Großherzogs Leopold zog er sich bald von seiner amtlichen Thätigkeit zurück und lebte fortan nur noch seinen gelehrten Studien.

Badischer Militär-Almanach, 1861, S. 107. — Badische Biographien, I. 480, 481. v. W.

Kriegel: Karl Albert K., Rechtsgelehrter, wurde zu Dresden am 15. Februar 1804 geboren. 1822 als Student in Leipzig inscribirt, hörte er Haubold, Wenck, Biener und Gottfried Hermann. Nach bestandenem Examen ging er 1827 auf ein Jahr nach Göttingen, um unter Eichhorn, Heeren, Hugo und Sartorius zu studiren. Nach Leipzig zurückgekehrt, übte er sich in der Praxis unter Leitung des um die Ausbildung jüngerer Juristen hochverdienten Stadtrichters Winter, promovirte 1830 als Doctor mit der Dissertation: „Antiqua versio Latina Fragmentorum e Modestini Libro de Excusationibus in Dig. libro XXVI tit. III. V et VI et Libro XXVII. tit. 1 obviorum in integrum restituta“ — damals Aufsehen erregend, jetzt durch Mommsen Vol. 1 Addit. IV. p. 35 der Ausgabe der Pandekten in ihrem Resultate abgeschwächt. Nach Art der classischen Rechtslehrer des Mittelalters hielt er mehrere von Juristen und Philologen wegen des echt römischen Geistes mit regstem Interesse besuchte exegetische Vorlesungen über den Text der Pandekten nach der Legalordnung. Schon seit 1827 arbeitete er mit seinem Bruder Moritz K. (s. denselben) an einer neuen Ausgabe des Corpus juris civilis, von der sie jedoch nur den die Institutionen und die Digesten umfassenden ersten Band beenden konnten. Durch die Ausgabe Mommsen's jetzt in kritischer Hinsicht übertroffen, hat die Digestenausgabe der Fratres Kriegelii die damals zu Gebote gestandenen Hülfsmittel genau benutzt und zeichnet sich im Aeußern des Druckes vor der Mommsen'schen

mehrfach aus; sie ist auch bis auf die neueste Zeit wiederholt abgedruckt worden (16. Aufl. Leipz. 1880). Zum Antritt der außerordentlichen Professur verfaßte K. 1832 die Schrift „Symbolae criticae ad Novellas Justiniani sive Novella LXXXVII, in integrum restituta e Codice Veneto, Florentino atque Vindobonensi“; ihr war eine Einladungsschrift „De Verborum Significationibus in jure caute distinguendis“ vorangegangen. Neben Aufsätzen für gelehrte Zeitschriften, war seine letzte Arbeit die zweite Ausgabe des letzten Theils des Handbuchs des in Sachsen geltenden Civilrechts von Curtius (Leipz. 1834). Am ersten Osterfeiertage, den 30. März 1834, erlag K. einem in der Familie heimischen Brustübel. Jung gestorben hinterließ K. den Ruf eines Gelehrten classischer Bildung.

Neuer Nekrolog der Deutschen f. 1834, Weimar 1836, I. 272, 273. — Hänel, Lebensskizzen einiger in Sachsen außerhalb Leipzig geborenen Juristen, 1877, S. 41—43. — Franz Victor v. Ziegler, De Alberto Kriegelio, Dessau 1877. Teichmann.

Kriegel: Karl Moritz K., Assessor der Juristenfakultät zu Leipzig, wurde zu Dresden am 9. Mai 1805 geboren, besuchte die dortige Kreuzschule und bezog, mit sehr gründlichen philologischen Kenntnissen ausgerüstet, die Universität Leipzig, wo er vier Jahre darauf das Staatsexamen mit mehr als gewöhnlicher Auszeichnung bestand. Zu weiterer Ausbildung ging er mit seinem innig geliebten, ja wahrhaft verehrten und ihn sehr bestimmenden Bruder Albert K. (s. oben) nach Göttingen, von wo jedoch der Tod des Vaters die Brüder in die Heimath zurückrief. Er unterstützte seinen Bruder bei Herausgabe des Corpus juris civilis, wobei er sich den mühsameren und schwierigeren Theil der Arbeit erwählt hatte. Zu Erlangung der juristischen Doctorwürde schrieb er die Dissertation: „Specimen commentarii perpetui ad legem successoriam in Saxonia regia a. 1829 promulgatam e fontibus authenticis edendi“ (1831), und wurde 1836 zum Mitglied der Leipziger Juristenfakultät erwählt, welche Stellung ihm besondere Befriedigung und hinreichende Beschäftigung brachte. Seine Natur war, gegenüber der seines Bruders, vornehmlich auf das Praktische gerichtet. Reisen durch Deutschland, Frankreich und England bildeten seinen feinen Sinn für die Kunst, besonders für Malerei und Plastik, und hätten ihn vielleicht auf eine andere Laufbahn geleitet, wenn er nicht dem Bruder zu lieb diese Neigung zurückgedrängt hätte. Leider sollte seiner Wirksamkeit ein frühes Ziel gesetzt sein. Aus einer Familie stammend, in der viele Mitglieder an der Auszehrung gestorben waren, bemerkte er die ersten Zeichen des schleichenden Uebels schon in den ersten Tagen nach seiner Verehelichung mit der ältesten Tochter des Superintendenten Schmidt zu Ilmenau. Rasch nahm die Krankheit zu; auf ärztlichen Rath ging er mit Gattin und Schwägerin nach Hyères. Noch bis zum letzten Augenblick hoffnungsvoll und Reisepläne ausarbeitend, verschied er plötzlich am 23. März 1839.

Dr. Adolf Schmidt im Neuen Nekrolog d. Deutschen f. 1839, Weimar 1841, I. 330—332. Teichmann.

Krieger: Adam K., bemerkenswerther deutscher Orgelspieler und Componist, geb. am 7. Jan. 1634 in der Festung Driesen (Neumark), erhielt seine musikalische Ausbildung sowol im Orgelspiel, als auch in der Theorie von dem berühmten Organisten und Kapellmeister Samuel Scheidt in Halle. Dieser starb am 25. Mai 1654 und der erst 20jährige K. wandte sich nach Dresden, um seine Studien unter Heinrich Schütz fortzusetzen. Wann er in die kurfürstliche Kapelle daselbst als Organist eingetreten, war nicht zu ermitteln. Nach Gerber (Neues Tonkünstlerlexikon, III. S. 121) gab K. noch im J. 1656 als ein der freien Künste Beflissener folgendes Werk heraus: „Arie für 2 Discantstimmen,

nebst einem Ritorn. von 2 Violen, uf J. Gottfr. Olearii Magisterium", (Leipz. 1656, 1 Bogen in Fol.). Er wird wol in die Stelle des Hoforganisten Klemm, der 1660 gestorben sein dürfte, gerückt sein. Leider starb der vortreffliche Künstler schon am 30. Juni 1666. In der „Historischen Beschreibung der edelen Sing- und Klingkunst" von W. C. Printz heißt es (S. 146): „Um das Jahr 1662 und kurz hernach sein in der Churfürstlichen Sächsischen Capelle unterschiedliche hochgeschätzte Musici gewesen, unter denen Adam K. in dem Stylo Melismatico fürtrefflich war". Das einzige Werk Krieger's, welches sich erhalten, hat folgenden Titel: „Herrn Adam Krieger's, Churf. Durchl. zu Sachsen ꝛc. wohlbestalt gewesenen Cammer- und Hofmusici, Neue Arien, In 5 Zahlen eingetheilet, von Einer, Zwo, Drey und Fünf Vocal-Stimmen, benebst ihren Ritornellen, auf zwey Violinen, zwey Violen und einem Violon, sammt dem Basso Continuo zu singen und zu spielen. So nach seinem Seel. Tode erst zusammengebracht, und zum Druck befördert worden" (Dresden 1667, Fol.). Im J. 1676 erschien in Dresden unter demselben Titel und derselben äußeren Erscheinung eine zweite, mit zehn Arien vermehrte Ausgabe. Krieger's Talent als Dichter und Componist war bedeutend: „Frisch und munter, traurig und heiter, kräftig und ungekünstelt strömten seine Lieder hervor, und Wort und Ton fanden sich stets auf das Innigste vereint. Schwärmerisch und sehnsüchtig klagte er der Liebe Schmerzen, und bei dem schäumenden Pokale vermochte er Weisen zu ersinnen, die heute noch die allgemeine Freude zu erhöhen im Stande sind. Seine Lieder gehören zur Gattung der Gesellschaftslieder, und die Liebe und der Wein sind die Gegenstände, die ihm immer Veranlassung gegeben haben, in die Saiten zu greifen. Ebenso natürlich und ungezwungen, wie zu dem Liede die Worte, gestaltete sich bei K. die Tonfolge und eng schmiegen sie sich aneinander an". Eine seiner lieblichsten Melodien ist (wahrscheinlich das letzte weltliche Lied) als Choral in die protestantische Kirche übergegangen: „Nun sich der Tag geendet hat". C. F. Becker's „Lieder und Weisen vergangener Jahrhunderte, Worte und Töne dem Original entlehnt", enthalten dieses und noch drei andere Lieder des Meisters. Als Organist mag K. ebenfalls keinen unbedeutenden Rang eingenommen haben, da er schon so jung in eine so berühmte Kapelle kam. Folgende Worte eines Zeitgenossen deuten darauf hin: „Verehre den seligen K. in seinem Grabe als einen seiner Zeit weitberuffensten Musicum, von dem billig gebrauchet werden kann, was einsten eine hohe fürstliche Person von seinem Lehr-Meister Samuel Scheiden zu Halle gesprochen: „„Ach schade und immer schade, daß diese Hände dermalen einst verfaulen sollen""".

Der Hoforganist Adam Krieger in Dresden, von C. F. Becker (Neue Zeitschrift für Musik, 1849, Nr. 39, 40). Fürstenau, Zur Geschichte der Musik ꝛc. am Hofe zu Dresden (I. S. 153 ff.). Fürstenau.

Krieger: Johann Philipp und Johann K. s. am Schlusse des Buchstabens K.

Kriegk: Georg Ludwig K., geb. am 25. Febr. 1805 zu Darmstadt, † am 28. Mai 1878 zu Frankfurt a. M. K. besuchte das Gymnasium zu Darmstadt, Ostern 1823 bezog er die Universität Heidelberg und studirte daselbst zwei Jahre Philologie und Geschichte, das letztere als Schüler Schlosser's. Ostern 1825 mußte er nach Darmstädter Gesetz die Landesuniversität Gießen beziehen, da er aber daselbst nichts für seine Studien fand, so blieb er nur ein halbes Jahr und nahm im Herbst 1825 eine Hauslehrerstelle in Frankfurt an, welche er 9 Jahre bekleidete. Nachdem die Erziehung seiner Zöglinge vollendet war, promovirte K. in Marburg als Dr. phil. und gab in Frankfurt Privatunterricht, wirkte mit an den wissenschaftlichen Vereinen und hielt geographische, historische und ethnologische Vorlesungen. Der geographische Verein zu Frank-

furt ist 1836 unter Kriegk's wesentlicher Mitwirkung gegründet. Am 28. März 1848 wurde er zum Professor der Geschichte am Frankfurter Gymnasium ernannt. Am 27. Jan. 1863 aber erhielt er unter Niederlegung seiner Professur die Stelle als Stadtarchivar. 1875 wurde er wegen Krankheit pensionirt. Kriegk's Schriften sind: 1) „Deutsches Lesebuch“, Frankf. 1829, 2. Aufl. 1834, 2) „Belehrende Darstellungen für das höhere Jugendalter“, Frankf. 1831, 3) „Physisch-geographische Skizze der Umgegend von Frankfurt“, Frankf. 1839, 4) „Schriften zur allgemeinen Erdkunde: Ueber die Länder-Namen. — Witz, Scherz und Spott in der Geographie. — Zur Geschichte der Flüsse. — Beziehungen von Handel und Fabrikation zur Geographie. — Ueber ästhetische Geographie“, Leipz. 1840, 5) eine Bearbeitung von Schlosser's Weltgeschichte, Frankf. 1844—56, 18 Bände und 1 Registerband (über die Grundsätze der Bearbeitung hat sich Schlosser in der Vorrede zum ersten und K. in der Vorrede zum 16. Bande ausgesprochen), 6) „Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter“, Frankf. 1862, 7) u. 8) „Deutsches Bürgerthum im Mittelalter“, Frankf. 1868. Neue Folge 1870. 9) „Die Brüder Senckenberg, nebst einem Anhang über Goethe's Jugendzeit“, Frankf. 1869, 10) „Geschichte von Frankfurt in ausgewählten Darstellungen“, Frankf. 1871, 11) „Deutsche Kulturbilder aus dem achtzehnten Jahrhundert mit einem Anhang: Goethe als Rechtsanwalt“, Leipz. 1875. K. war ein Gelehrter von großer Arbeitskraft und außerordentlicher Genauigkeit. Obgleich er schon in reiferen Jahren stand, als ihm die Stelle eines Vorstehers des historischen Archivs übertragen wurde, hat er sich durch die üble Beschaffenheit des provisorischen Lokals — denn der 1878 eröffnete Neubau ist erst seinem Nachfolger zu Gute gekommen, — nicht abhalten lassen, nach Kräften die Archivschätze auszubeuten. Die unter Nr. 6, 7, 8 verzeichneten Schriften sind, bei dem Reichthum des Frankfurter Archivs, auf diese Weise zu den wichtigsten Quellen für die Kenntniß des Städtewesens im Mittelalter geworden. Dagegen würde man sich täuschen, wenn man in dem unter Nr. 10 verzeichneten Buche eine fortlaufende Geschichte von Frankfurt vermuthen wollte. Es ist dies nur eine Sammlung einzelner Aufsätze des Verfassers, welche große Lücken aufweist und mit 1816 schließt.

Stricker.

Kriehuber: Josef K., Porträt- und Landschaftsmaler, geb. zu Wien am 14. December 1801, † am 13. October 1871, zeigte schon als siebenjähriger Knabe ein ungewöhnliches Zeichnentalent, das sich zuerst unter der Leitung seines älteren Bruders entwickelte. Nach fünfjährigem Besuche der Akademie der bildenden Künste, wo er unter dem Einflusse H. Füger's stand, versuchte K. sein Glück in der Fremde und ging 1818 nach Galizien und Congreßpolen, wo er Unterricht im Zeichnen ertheilte und sich im Pferdezeichnen nach der Natur übte. In Folge der geringen Aussichten zu einem entsprechenden Fortkommen kehrte der Künstler 1822 wieder nach Wien zurück. Auf sich selbst angewiesen, arm und ohne einflußreiche Freunde, verdingte sich K. dem Kunsthändler Trentsenky zu lithographischen Arbeiten für dessen Kunstverlag. Gleichzeitig besuchte er neuerdings die Akademie, um sich in der Miniatur- und Aquarellmalerei zu vervollkommnen. Wiewol K. als Miniaturmaler ein Rivale Daffinger's wurde, so begründete er doch durch seine lithographischen Porträts seine Bedeutung als Künstler. Er erlangte durch seine außerordentliche Begabung und seinen großen Fleiß eine solche Meisterschaft, daß er der vorzüglichste Bildnißlithograph Oesterreichs und Deutschlands wurde. In den J. 1830—35 besaß er darin bereits einen solchen Ruf, daß er die ihm zu Theil gewordenen Aufträge nur mit Anwendung des ausdauerndsten Fleißes und mit Hülfe seiner ungewöhnlichen Leichtigkeit im Schaffen bewältigen konnte. Fast alle Mitglieder des Kaiser-

hauses, ja die Mehrzahl der österreichischen Staatsmänner, Generäle, Kirchenfürsten, Gelehrten, Dichter, Künstler &c. der J. 1830—60 ließen sich von K. lithographiren und viele, die ihm nicht sitzen konnten, sandten ihre Oel- oder Aquarellbilder ein, nach welchen der Künstler Lithographien anfertigen mußte. So entstanden Tausende von Werken, die, abgesehen von ihrem künstlerischen Werthe, in ihrer Gesammtheit die Wiener Gesellschaft der J. 1830—60 in ihren hervorragendsten Koryphäen repräsentiren. K. war auch ein tüchtiger Aquarellist im Landschaftsfache. Er betrieb letzteres in seinen Mußestunden zur Erholung mit einem feinem Sinne für die Natur und für Naturschönheiten auf seinen Reisen nach Oberösterreich, Salzburg, Tirol, der Schweiz und Oberitalien. Unter den Aquarelllandschaften des Künstlers haben einen eigenartigen Charakter seine Praterstudien. Nach dem J. 1860 verringerte sich die Ergiebigkeit seines künstlerischen Schaffens. Die Erfolge der Photographie beeinträchtigten K. und der einst hochgefeierte Künstler wurde kaum so viel beschäftigt, daß er für sich und seine zahlreiche Familie sein Auskommen fand. Kriehuber's Bedeutung als Künstler liegt darin, daß er in seinen Bildnissen der geistigen Individualität der darzustellenden Persönlichkeiten vortrefflichen Ausdruck gab und sich daher nicht blos auf mechanische äußere Aehnlichkeit beschränkte, erstere mit einer gewissen Vornehmheit ausführte und daß er seine Technik virtuos zu behandeln verstand. Er war kein Kunsthandwerker, sondern blieb bis an sein Ende ein Künstler im edelsten Sinne des Wortes.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon, XIII. 219. R. v. Eitelberger, Kunsthistorische Schriften, I. 90. K. Weiß.

Kries: Friedrich Christian K., bekannter Mathematiker, geb. den 18. Octbr. 1768 zu Thorn in Westpreußen, erhielt den ersten wissenschaftlichen Unterricht auf dem dortigen Gymnasium, welchem sein aus Gotha gebürtiger Vater, Joh. Albin K., als Rector vorstand. Nachdem er hier besonders die alten Sprachen eifrig betrieben hatte, widmete er sich seit Ostern 1786 in Leipzig den theologischen und philologischen Studien, besuchte aber daneben auch philosophische und mathematische Vorlesungen. Zu Ostern 1787 siedelte er nach Göttingen über, wo er dritthalb Jahre verblieb. Er gab jetzt die Theologie ganz auf und wandte sich hauptsächlich den classischen Sprachen zu, indem er zugleich in das von Heyne geleitete philologische Seminar eintrat. Indessen ließ er doch auch die Philosophie, Mathematik und Naturkunde nicht aus den Augen und fühlte sich namentlich durch Lichtenberg's physikalische Vorträge angezogen. Am 2. Novbr. 1789 übernahm er, durch Heyne empfohlen und durch Lichtenberg ermuthigt, an Stelle des nach Jena berufenen Joh. Heinr. Voigt das spärlich besoldete Amt eines Collaborators (untersten Lehrers) am Gymnasium zu Gotha und fühlte sich in seinem neuen Wirkungskreise bald heimisch. An dem Generalsuperintendenten Löffler, an Friedr. Jacobs, Friedr. Wilhelm Döring u. A. fand er wohlmeinende Freunde, verheirathete sich 1806 und lehnte mehrfache Anträge von auswärts ohne Bedenken ab. Am Gymnasium ertheilte er den mathematischen Unterricht in allen Classen, sowie den physikalischen in der Selecta; überdies lehrte er Lateinisch in den oberen Classen, ferner eine Zeit lang auch Geschichte, Philosophie und italienische Sprache. Von der untersten Stufe rückte er allmählich und zwar im J. 1819 zur ersten Professur empor. Am 1. April 1801 wurde ihm zudem noch die Lehrstelle für Mathematik und Physik am Schullehrerseminar übertragen. Diese Stellung war eine vom Director fast unabhängige und daher für K. sehr angenehme, wenn auch für die Einheit des Lehrganges nicht immer ersprießliche. Bei noch frischer Körperkraft konnte er den 2. Novbr. 1839 die 50jährige Gedächtnißfeier seines gothaischen Schulamtes begehen, zu welcher er von verschiedenen Seiten, unter

Anderen auch von Friedr. Jacobs, durch besondere Schriften beglückwünscht wurde. Zu Ostern des folgenden Jahres trat er in den Ruhestand und empfing bei diesem Anlasse den Hofrathstitel; dagegen setzte er den Unterricht am Seminar bis zu seinem Tode fort. Der letztere erfolgte am 29. Mai 1849. — K. hat sich durch seine Schriften um die von ihm vertretenen Wissenschaften kein geringes Verdienst erworben. Seine klar und faßlich gehaltenen Lehrbücher fanden vielfach Verbreitung in den Schulen und erlebten wiederholte Auflagen. Von diesen sind zu nennen: „Rechenbuch für Bürger- und Landschulen", 1803 (3. Aufl., mit 2 Kupfertafeln 1827); „Lehrbuch der Naturlehre für Anfänger. Nebst einer kurzen Einleitung in die Naturgeschichte", 1803 (8. Aufl. 1844); „Lehrbuch der Physik für gelehrte Schulen. Mit Holzschnitten", 1806 (5. Aufl. 1831); „Gründliche Anweisung zur Rechenkunst für Geübtere. Nebst einer kurzen Einleitung in die Geometrie. Mit 2 Kupfertafeln", 1808 (4. Aufl. 1835); „Lehrbuch der reinen Mathematik. Mit Holzschnitten", 1810 (9. Aufl. von Prof. Karl Kuschel, 2 Thle., 1862—64); „Lehrbuch der mathematischen Geographie. Mit 7 Kupfertafeln", 1814 (2. Aufl. 1827); „Sammlung physikalischer Aufgaben nebst ihrer Auflösung", 1843. — Eine zweite Gruppe bilden die in Buchform erschienenen streng wissenschaftlichen Abhandlungen und populären Vorlesungen: „Von den Ursachen der Erdbeben, eine Preisschrift zur Beantwortung der Frage: Welches sind die nächsten Ursachen des Erdbebens? Muß man die elektrische oder die galvanische Kraft mit unter diese Ursachen zählen, oder sind die Erscheinungen, welche man nicht selten bei Erdbeben wahrnimmt, für Mitwirkungen der nämlichen Ursachen zu halten?" 1820 (1827 zu Leipzig mit der folgenden Abhandlung wiederholt); „Von den magnetischen Erscheinungen", 1827; „Vorlesungen über die Naturlehre für Frauenzimmer", 3 Bde. Mit 11 lithogr. Tafeln, 1832—36. — Von Uebersetzungen hat K. geliefert: Leonhard Euler's Briefe an eine deutsche Fürstin über verschiedene Gegenstände aus der Naturlehre. Aus dem Französischen. 3 Thle. 1792—94; Georg Adam's Anweisung zur Erhaltung des Gesichts ꝛc. Aus dem Englischen mit Zusätzen und Anmerkungen. Mit einer Kupfertafel, 1794 (2. Aufl. 1800); Lehrbegriff der Schwimmkunst von Oronzio de Bernardi. Aus dem Italienischen mit Anmerkungen, 2 Bde. Mit Kupfern, 1797; (mit Christian Wilh. Jacobs, s. den Art.) Stedman's Nachrichten von Surinam ꝛc. Aus dem Englischen, 1797; (mit demselben) Anton Pigafetta's Beschreibung der von Magellan unternommenen ersten Reise um die Welt. Aus dem Französischen. Mit Karten. 1801; William Scoresby's des Jüngeren Tagebuch einer Reise auf den Wallfischfang ꝛc. Mit 9 Tafeln Abbildungen und einer Karte, 1825. — Eine andere Reihe von Schriften wurde durch besondere das Gymnasium berührende Anlässe hervorgerufen. Bei der Ueberweisung der von Herzog Ernst II. nachgelassenen physikalischen Instrumente an diese Anstalt veröffentlichte er eine „Kurze Nachricht von der Entstehung und Beschaffenheit des physikalischen Apparats des Gymnasiums zu Gotha nebst einigen Bemerkungen über Zweck und Gebrauch solcher Apparate überhaupt", 1814. Auch erschienen die Reden im Drucke, welche er bei der Todtenfeier des Herzogs August (1822) und seines Nachfolgers Friedrich IV. (1825), bei dem Einzuge Ernst's I. von Sachsen-Coburg und bei der Gedächtnißfeier F. W. Döring's (1837) gehalten hatte. Des letzteren 50jähriges Magisterjubiläum (1831) veranlaßte ihn zu einer Gratulationsschrift, welche eine „Descriptio splendidissimae aurorae borealis d. VII. Jan. MDCCCXXXI observ." enthält. Als Döring am Ende des nächsten Jahres das Fest seiner 50jähr. Amtsführung beging, widmete er ihm die Schrift: „Disputantur quaedam de Horat. Odar. I. carm. 28. et de Archyta, annexa expositione numerorum in Archimedis arenario exhibiti" (1832). — Seine dankbare Erinnerung an seinen früheren Lehrer G. Chr. Lichtenberg bezeugte er durch die mit dessen

Bruder unternommene Herausgabe der „Vertheidigung des Hygrometers und der Deluc'schen Regentheorie" (1800) und der „Vermischten Schriften" des ersteren (9 Thle. 1800—1806), von denen er besonders die vier letzten Bände physikalischen und mathematischen Inhalts besorgte. — Endlich lieferte K. noch zahlreiche Beiträge zu verschiedenen periodisch herauskommenden Werken: so seit 1787 Recensionen in Nicolai's Allgemeine deutsche Bibliothek, ferner wissenschaftliche Abhandlungen in den Gothaischen Hof-Kalender (1796), in die Allgemeinen geographischen Ephemeriden (1799), in v. Zach's Monatliche Correspondenz (Bd. II u. XXIII, 1800 u. 1811), in Voigt's Magazin für den Zustand der neuesten Naturkunde (Bd. VII—XI, 1804 ff.), in Gilbert's Annalen der Physik (XIX, XXII, XXIII u. LXXI, 1805, 1806 u. 1819), in Oken's Isis (1823), in Kastner's Archiv für die gesammte Naturlehre (Bd. II, 1824), in Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie (Bd. V, XII, LII, 1825, 1828, 1841) und in die Acta Societatis Jablonovianae (tom. IV. 1832).

Chr. Ferdinand Schulze, Geschichte des Gymnasiums zu Gotha, 1824, S. 290, 301, 307, 309. — Frid. Kriesio . . . d. II. Novbr. 1839 gratulatur Frid. Jacobs. Gothae 1840 (dasselbe deutsch: Rückblick auf siebzig Jahre. Glückwunsch an Herrn Friedr. Kries . . . am 2. Novbr. 1839, von Fr. Jacobs. Aus dem Latein. übers. von L. Köllner. Gotha [1840]). Anfang und Schluß. — Fr. Jacobs, Vermischte Schriften, 7. Bd.: Personalien, Leipz. 1840, S. 37 u. 296—297. — N. Nekr. 27 (1849), S. 389—391. (Von Heinr. Döring.) — Poggendorff, Handwörterbuch, I. 1319 f. — A. Zeyß, Zur Geschichte des Lehrerbildungswesens im Herzogthum Gotha, Gotha 1880, S. 35, Anm. 1 u. S. 65. Schumann.

Kries: Karl Gustav K., Historiker und Nationalökonom, geb. den 7. Juni 1815 zu Ostrowitt bei Neuenburg (Kreis und Regierungsbezirk Marienwerder), † 1858. Bis zu seinem 13. Jahre durch Hauslehrer im elterlichen Hause vorgebildet, besuchte er dann das Gymnasium zu Elbing und von da 1831 durch die Cholera vertrieben, das zu Marienwerder, bezog darauf 1833 die Universität Breslau, um Mathematik und Naturwissenschaften zu studiren. Doch ward allmählich und namentlich, seit er 1837 nach Berlin übergesiedelt, unter dem Einflusse der Vorlesungen und Schriften Ranke's, das Interesse für Geschichte und Politik so mächtig in ihm, daß er sich diesen Studien ganz zuwendete und 1838 auf Grund einer Abhandlung: „De Gregorii Turonensis episcopi vita et scriptis" zu Breslau promovirte, sich dort 1839 als Privatdocent habilitirte und 1842 auch das Recht erwarb, Vorlesungen aus dem Gebiete der Staatswissenschaften zu halten. 1844 ward er dann von der Breslauer Universität zum außerordentlichen Professor der Staatswissenschaften ernannt, legte jedoch diese Stellung 1850 nieder, um sich, nachdem er von dem Wahlkreise Schwetz-Graudenz zum Volkshause in Erfurt erwählt worden war, ganz der Politik widmen zu können und nahm in den nächsten Jahren auch an den Verhandlungen des Berliner Abgeordnetenhauses Theil, ohne jedoch in den Parteikämpfen rechte Befriedigung zu finden. Wol aber führte ihn sein Berliner Aufenthalt zum Anschlusse an die Religionsgemeinschaft der sogen. Irvingianer, mit deren Häuptern er schon früher bei Gelegenheit einer Reise nach England Beziehungen angeknüpft hatte. Er trat in Berlin der dortigen „apostolischen" Gemeinde bei und verwaltete in dieser Jahre lang das Amt eines Diakons mit aufopfernder Nächstenliebe. Ja er machte die Armenpflege geradezu zum Gegenstande eines wissenschaftlichen Studiums und unternahm 1856 eine neue Reise nach England, um die dort auf diesem Gebiet gemachten Erfahrungen näher kennen zu lernen. Von da zurückgekehrt, verlegte er seinen Wohnsitz nach seiner westpreußischen Heimath und erwarb in Marienwerder ein eigenes Haus. Hier im Schoße seiner Familie,

mitten in der Arbeit, die erworbenen Erfahrungen zu einem besonderen Werke zusammenzufassen, ereilte ihn den 13. Febr. 1858 ein früher Tod. K. hat als Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte, wie dem der Nationalökonomie, Arbeiten von bleibendem Werthe geschaffen. Als Historiker hatte er sich während seiner Studienzeit in Breslau vornehmlich an den dortigen Professor und geh. Archivrath Stenzel angeschlossen und diese Verbindung auch nach seiner Rückkehr aus Berlin wieder erneuert. Von Stenzel kam Kries der Gedanke, die Entwickelung der ständischen Verhältnisse in der ersten Zeit der habsburgischen Herrschaft in Schlesien näher zu erforschen, und die Gunst, mit der Stenzel, welcher als Archivvorstand nicht eben für liberal gelten konnte, dem jungen Historiker nicht nur die bequeme Benutzung des schlesischen Provinzialarchivs, sondern auch sonst Hülfe und Förderung jeder Art gewährte, konnte wol den Neid Anderer erregen. So glaubte Heinrich Wuttke, von dessen Werke „Die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens vornehmlich unter den Habsburgern", 1842 der erste Band erschien, bei dem Leiter des schlesischen Archivs ein ungleich geringeres Maß von Entgegenkommen gefunden zu haben, und daher entsprungene Aeußerungen gereizter Eifersucht hatten wohl ihren Antheil daran, daß K. jenen ersten Band Wuttkes in einer besonderen Broschüre (Breslau 1842) einer Kritik unterzog, welche dann die sich wesentlich auf die Darstellung der kirchlich-religiösen Verhältnisse beschränkende Einseitigkeit des Wuttke'schen Buches mit übergroßer Schärfe tadelte und in nicht ganz billiger Weise das Schwergewicht seiner Detailstudien auf einzelne aus der Darstellung seines Gegners herausgerissene Punkte warf. Der letztere antwortete mit einer dem zweiten Bande seines Werkes (1843) angehängten „Abfertigung des Dr. K. G. K.", die an Breite und Gereiztheit dann den Angreifer noch weit überbot. Inzwischen war nun noch 1842 auch Kries' Arbeit erschienen unter dem Titel: „Historische Entwickelung der Steuerverfassung in Schlesien unter Theilnahme der allgemeinen Landtagsversammlungen", ein Buch, welches auf den gründlichsten archivalischen Studien beruhend, mit vollster Beherrschung des massenhaften, unerquicklichen und vielfach verwickelten Materials die Anfänge moderner Staats- und Finanzwirthschaft sowie der ständischen Einrichtungen in Schlesien klar und übersichtlich darstellt, noch heute das Beste, was wir über die inneren Verhältnisse Schlesiens unter habsburgischer Herrschaft besitzen. Eine Fortsetzung dieser Studien, wenngleich ursprünglich in Aussicht genommen, unterblieb dann doch, nachdem K. schon seit 1842 sich ganz den Staatswissenschaften gewidmet hatte, und nur diesen Gebieten der Wissenschaft gehören die Schriften an, von welchen wir an dieser Stelle nur einige verzeichnen wollen: „Ueber die Verhältnisse der Spinner und Weber in Schlesien", 1845. — „Weshalb wollen wir zwei Kammern?" 1848. — „Grundzüge der Einkommensteuer in England", 1850. — „Soll der Zollverein zerrissen werden?" 1852. — „Ueber die Vermögenssteuer im Staate New-York", 1854. — „Die englische Armenpflege. Nach Kries' Tode herausgegeben von seinem Schwager Dr. Karl Frhr. v. Richthofen", 1863. — Gründlichkeit und Sachkenntniß zeichnen diese, wie alle seine übrigen Schriften aus, und von besonderer Bedeutung ist es, daß ihr Verfasser an zahlreichen Stellen derselben gegen die abstrakte Richtung der herrschenden nationalökonomischen Schule, die ausschließlich „eine ungezügelte, nur Verfolgung des eigenen Vortheils ins Auge fassende Concurrenz" anerkennen zu wollen scheint, eifrig polemisirt und auch auf dem Gebiete der Volkswirthschaft die sittlichen Pflichten des Individuums, welches sich stets als Werkzeug höherer Zwecke betrachten soll, anerkannt wissen will. Es liegt auf der Hand, wie sehr die religiösen Ueberzeugungen Kries' auch auf seine nationalökonomischen Anschauungen einwirken mußten, und die Gedanken über Regelung der Armenpflege, welche ihn in seinen letzten Lebensjahren vor-

zugsweise beschäftigten, entsprangen im Grunde den Forderungen eines praktischen Christenthums, wie es ihm vorschwebte.

Als Quellen haben gedient Aufzeichnungen Kries' im Album der vaterländischen Gesellschaft zu Breslau und briefliche Mittheilungen aus dem Kreise seiner nächsten Verwandten. Grünhagen.

Krigar: Hermann K., ein verdienter Berliner Musiker, geboren am 3. April 1819 in Berlin, ward zum Maler bestimmt und begann das Studium der Musik erst in seinem 24. Jahre. Er ging auf das Leipziger Conservatorium, welches damals unter der Direction Mendelssohn's stand und Lehrer, wie Rob. Schumann, Hauptmann, Fink, Knorr und andere hatte. Hier legte er in allen Zweigen der Musik einen tüchtigen Grund und kehrte dann wieder nach Berlin zurück, um dort als Lehrer der Musik zu wirken. Am Anfange der fünfziger Jahre gründete er einen Gesangverein, der zwar stets sich nur in kleinen Verhältnissen bewegt hat, doch aber eine segensreiche Wirkung aufweisen konnte. Ende der fünfziger Jahre heirathete er die Schwester des bekannten Historienmalers Menzel in Berlin und wurde dadurch Hausgenosse desselben; hierdurch trat er der ihm früher geliebten Kunst wieder näher und fand in den Malerkreisen eine sehr wohlwollende Aufnahme, bildete auch zugleich die ständige Kraft, wenn die Musik die Feste der Maler verherrlichen sollte. Außerdem leitete er von 1854—57 die neue Berliner Liedertafel und war Gesanglehrer an dem Askanischen Gymnasium. Nach längeren Leiden entschlief er am 5. Sept. 1880. Krigar's Leistungen bestehen in einer Reihe von größeren und kleineren Compositionen, darunter die Musik zu mehreren Schauspielen und Liederspielen, geistliche mehrstimmige Gesänge, Ouverturen und Festmärsche für großes Orchester, Lieder und Klavierstücke. Auch litterarisch hat er sich beschäftigt. Er verfaßte einen Nekrolog über Spontini, schrieb eine Zeit lang die musikalischen Berichte für die Deutsche Rundschau und gab einen Musikkalender heraus, der sich aber wegen seiner flüchtigen Daten wenig Anerkennung erwarb und durch den von Eichberg verdrängt wurde. Die Allgemeine deutsche Musikzeitung (Berlin 1880, S. 300) schreibt über ihn: „Wer K. gekannt hat, rühmt ihn als eine feine Natur von vielseitiger Bildung. Sein gefälliger Humor, der mit der gewöhnlichen Berliner Scheidewasser-Satyre nichts zu thun hatte, wurde von den Näherstehenden gebührend geschätzt. Selbst das andauernde Siechthum vermochte Krigar's heitere Laune kaum zu beeinträchtigen." Rob. Eitner.

Krimer: Ferdinand K., geboren 1639 zu Ried in Oesterreich, † am 22. Decbr. 1703 zu Wien, trat, 17 Jahre alt, in den Jesuitenorden und brachte fast die gesammte Zeit, während welcher er demselben angehörte, im Lehrgeschäfte an den Universitäten zu Tyrnau, Graz und Wien zu. Seine litterarische Hauptleistung sind seine „Quaestiones Canonicae in quinque libros Decretalium", von welchen ein Band („In librum quartum Decretalium") noch zu seinen Lebzeiten (1702), die übrigen vier Bände als Opus posthumum nach seinem Tode erschienen (Augsburg 1706—9, Fol.).

Vgl. Backer, V. S. 391. Werner.

Krimer: Johann Franz Wenzeslaus K., Arzt und Anatom, 1795 in Datschiz (Mähren) geboren, hatte zuerst als Unterarzt im österreichischen Heere gedient, später in Wien, wo er als Assistent des Anatomen Scherer sich vorzugsweise mit anatomischen und physiologischen Arbeiten beschäftigte, Medicin studirt und darnach in den J. 1813—14 als Oberarzt im österreichischen Heere den Krieg mitgemacht. Im J. 1817 habilitirte er sich, nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation „De vi musculorum in partibus a reliquo corpore sejunctis", welche er unter Nasse's Leitung gearbeitet hatte, in Halle und beschäftigte sich auch hier vorzugsweise mit physiologischen Untersuchungen über

Stoffwechsel, Muskelthätigkeit, Akustik ꝛc., deren Resultate er in der Schrift „Physiologische Untersuchungen“, 1820, niedergelegt hat. Im J. 1820 siedelte er nach Bonn, zwei Jahre später nach Aachen über, wo er anfangs eine sehr bedeutende Praxis gewann, später aber in Folge schwerer Erkrankung (Krebs der Speiseröhre) in sehr bedrängte Verhältnisse gerieth und am 22. Nov. 1834 sein schwer geprüftes Leben endete. — Außer den oben genannten Arbeiten hat er einen „Versuch einer Physiologie des Blutes“, Erster (einziger) Theil, 1823, einige zur praktischen Medicin gehörige Schriften und eine große Zahl von Journalartikeln veröffentlicht; ein vollständiges Verzeichniß aller seiner litterarischen Produkte findet sich in Callisen, Med. Schriftstellerlexikon, X. 399, XXIX. 354. — K. war ein talentvoller und gebildeter Arzt, einer der ersten Experimental-Physiologen, und wenn die Resultate seiner Forschungen auch hinter dem Eifer, mit welchem er denselben oblag, zurückgeblieben sind, so verdienen seine Bestrebungen doch um so mehr volle Anerkennung, als kümmerliche äußere Verhältnisse seine wissenschaftliche Thätigkeit in hohem Grade beeinträchtigt haben.

Ueber sein Leben und seine letzte Krankheit vgl. Hartung in Hufeland, Journal, 1838, Juni. 35. A. Hirsch.

Krische: August Bernhard K., geb. am 22. Aug. 1809 in Göttingen, † ebendaselbst am 23. Nov. 1848, studirte an dem Gymnasium seiner Vaterstadt und an jenem zu Gotha, worauf er 1828 als Studirender der Philologie an die Universität Göttingen übertrat. Bereits 1830 bekundete er seine hohe Begabung durch die Schrift „De societatis a Pythagora in urbe Crotoniatarum conditae scopo politico commentatio“, indem er die bis dahin weniger beachtete Stellung nachwies, welche der pythagoreische Bund grundsätzlich in politischer Beziehung einnahm. Nachdem er am 23. Juni 1832 in Göttingen promovirt hatte, habilitirte er sich daselbst am 17. Aug. 1833 als Privatdocent und wurde alsbald Assessor der philosophischen Facultät. Eine ebenso wichtige als hervorragende Leistung gab er in „Forschungen auf dem Gebiete der alten Philosophie. Erster (einziger) Band: Die theologischen Lehren der griechischen Denker, eine Prüfung der Darstellung Cicero's“ (1840), worin er in Anknüpfung an Cicero's Schrift De natura deorum in gründlichster Weise zahlreiche Fragen betreffs der vorsokratischen Philosophie erörterte. Gleiches Lob ist seiner Schrift „Ueber Cicero's Akademika“ (1845) zu spenden. Kurz vor seinem allzu frühen Tode übernahm er die Redaction der „Göttinger Studien“ (1847), welche hernach keine weitere Fortsetzung fanden. Prantl.

Krisper: Crescentius K., dem Franciscanerorden angehörig, geb. zu Graz 1679, blühte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und war einer der tüchtigsten scholastisch gebildeten Theologen seines Ordens. Er wurde im J. 1729 zum Definitor generalis, 1730 zum Commissarius generalis der Familia cismontana des Ordens gewählt, was er bis 1732 verblieb. Er starb, 70 Jahre alt, zu Wien 1749 im dortigen Franciscanerconvente. Schriften: „Nubila Jansenismi et Quesnellianismi luce dogmatico-scholastica dispulsa“ (Augsburg 1726). — „Theologia scholae scotisticae“ (1728; 4 Voll.). — „Philosophia scholae scotisticae“ (1735). — „Theologia textualis Scoti“ (1738). Werner.

Kritz: Paul Ludolph K., Rechtsgelehrter, wurde geboren den 21. März 1788 zu Leipzig, besuchte die Fürstenschule in Schulpforta und studirte an der Universität Leipzig. Nachdem er einige Jahre als Advokat prakticirt hatte, trat er in den Staatsdienst, wurde 1828 Appellationsrath in Dresden, nach einigen Jahren an das Oberappellationsgericht versetzt, welchem er seine trefflichen Dienste widmete, bis er im J. 1858 in den Ruhestand trat. Er starb den 5. August 1869. Mehrere Schriften über Römisches Recht verschafften ihm die

Anerkennung als eines tüchtigen Romanisten. Hervorzuheben sind von ihnen: „Ueber die Culpa nach römischem Recht“, 1823 — „Darstellung praktischer Materien des römischen Rechts. Erster Band. Ueber die Vindication und Publician. Klage“, 1831 — Sammlung von Rechtsfällen und Entscheidungen“, 1833, 1839, 1841, 1843, 1845 (5 Bde.) — „Exegetisch-praktische Abhandlung über ausgewählte Materien des Civilrechts“, 1824 — „Das Pandectenrecht aus den Rechtsbüchern Justinians nach den Erforderniſſen einer zweckmäßigen Gesetzgebung mit vergleichender Hinweisung auf das Französische, Oesterreichische und Preußische Recht“, Meißen 1835—41.

Sein Sohn, Wilhelm Theodor K., wurde am 8. Juli 1821 zu Leipzig geboren, woselbst er studirte, um sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Seine schwache Gesundheit nöthigte ihn jedoch, den Beamtenstand vorzuziehen. Er wurde 1856 Staatsanwalt und kam damit in eine seiner Neigung und seinen Talenten entsprechende Thätigkeit. Mit Aufbietung aller Kräfte verwaltete er sein Amt, wurde aber durch frühzeitigen Tod den Seinen am 9. Octbr. 1858 entrissen. Kurz vorher hatte er herausgegeben: „Erinnerungen an das geheime Inquisitionsverfahren. Strafrechtsfälle aus den Untersuchungsacten dargestellt“, 1856 — „Das sächsische Strafproceßrecht“, 1857. Teichmann.

Kritzelmann: Andreas K. oder Krietzelmann, geb. 1606 zu Chemnitz, Cantor zu Altenburg, hat das weitverbreitete Lied: „Betrübtes Herz, sei wohlgemuth, thu nicht so gar verzagen“, gedichtet, welches zuerst im J. 1638 im „Lutherischen Handbüchlein“ von Johannes Niedling erschien.

Wetzel, Hymnopoeographia, Bd. II, S. 53. — Richter, Lexikon, S. 179. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., Bd. III, S. 110.
l. u.

Kritzinger: Christian Wilhelm K., Parömiolog. Sein Geburtsort ist unbekannt. Seit 1727 Actuar bei der Generalconsumtionsaccise zu Leipzig, ertheilte er nach 1747, wo er diese Stelle nicht mehr bekleidete, Unterricht in den neueren Sprachen. Er starb daselbst im Januar 1781, 92 Jahre alt, wonach er im J. 1661 geboren wäre. Er ist der Verfasser einer deutschen Sprichwörtersammlung, die nach Umfang und Inhalt zu den bedeutendsten des 18. Jahrhunderts zählt. Das Werk, ein starker Quartband und von großer Seltenheit, erschien als „Nouveau Dictionaire des Proverbes françois-allemand. Oder Neues . . . Sprichwörterbuch . . .“ Leipzig und Budissin bei Dav. Richter, 1743, und besteht aus zwei Theilen, dessen zweiter, deutscher, als Register zum ersten, französischen, dienender Theil um deßwillen für die Sprichwörterkunde nicht zu unterschätzen ist, weil er einen ungewöhnlichen, aus einer großen Anzahl deutscher Bücher geschöpften Reichthum von Redensarten, Anspielungen und Vergleichungen enthält, deren Gesammtzahl sich annähernd auf 4500 beläuft. Eine zweite Auflage erschien noch in demselben Jahre und in demselben Verlage, wobei einige Bibliographen, die das Buch nicht selbst gesehen, die scharfsinnige Bemerkung machen (Nopitsch, Litteratur der Sprichwörter, S. 109; vgl. auch Duplessis, Bibliogr. parémiologique, p. 490. 343), daß die erste zu Leipzig und die zweite zu Budissin erschienen sei; der Buchhändler und Verleger (sein Bildniß bei Roth-Scholtz, Effigies, N. 50) besaß einfach neben seinem dortigen Geschäfte auch ein solches zu Leipzig.

Friedrich Adolf Audemar K., der Sohn des vorigen, geb. zu Leipzig den 16. Nov. 1726. Derselbe, anfänglich gleichfalls Sprachlehrer, wurde später Buchhändler und Antiquar und starb den 13. Juli 1793. Er hat sich bei seinen Zeitgenossen als der Verfasser schmutziger Schriften, die er seit 1760 in eigenem Verlage erscheinen und meistens mit gefälschten Autornamen, wozu er die der geachtetesten Persönlichkeiten, wie u. a. des Consistorialraths J. Fr.

Danneil zu Quedlinburg, † 1772, und des Arztes Tissot, mißbrauchte, sowie mit fingirten Druckorten versehen (Scherzfeld, Amsterdam, An der Pleiße, Zürich, Straßburg, London ꝛc.) erscheinen ließ, einen sehr berüchtigten Namen erworben und mit Recht haben die Litteraturzeitungen jener Zeit daran erinnert, daß ihm hierfür dieselbe Strafe gebühre, wie dem englischen Buchhändler Edmund Curl, † 1746, welcher wegen eines von ihm herausgegebenen Romans an den Pranger gestellt und zur Abschneidung der Ohren verurtheilt worden sei. Wir verzeichnen ohne weitere Bemerkungen die Titel einiger seiner Produkte, die unsaubersten verschweigend und auf die angegebenen Quellen, namentlich die N. Leipziger Litteratur-Zeitung, 1804, a. a. O. verweisend: „Leben der spanischen Gräfin von R. nebst zärtlichen Erzählungen“, London 1761, 1762; am Ende kündigt er als unter der Presse befindlich an: „Die scherzende Venus“, welches Buch auch in demselben Jahre als „Das Frauenzimmer oder die scherzende Venus in Begebenheiten nach der Mode“, Amsterdam, erschien; „Der Jüngling und die Schöne“, 1761; „Doris und Chloe, Zeitvertreib am Kaffeetisch von K.“, 1765; „Das Buch ohne Titel in Versen“, 1765; „Artige Modernitäten für Mannspersonen und Frauenzimmer curios zu lesen“, 1775; „Lustige Plaudereien Marots“, 1776.

Meusel, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. N. Leipz. Litt.-Ztg., 1803. Intell.-Bl., S. 184—185 und 1804. Intell.-Bl., S. 491—497. Rotermund, III. 888—889. Kuppitsch, Catal. 75, S. 7. Bibl. Bulov. II. 2. p. 147. Weller, Fingirte Druckorte.

J. Franck.

Krockow: Anton v. K., preußischer Generallieutenant, am 4. Jan. 1714 zu Polzin in Pommern geboren, trat 1728 bei der Infanterie in den preußischen Dienst, vertauschte diesen aber, da er nach sechs Jahren noch Freikorporal war, mit dem französischen, in welchem er 1735 auf Empfehlung des polnischen Königs Stanislaus Leszczynski als Lieutenant bei Berchény-Husaren Aufnahme fand. In diesem verblieb er, zuletzt als Oberst des Kürassierregiments Nassau-Saarbrücken bis zum Jahre 1756, nahm an den Feldzügen des österreichischen Erbfolgekrieges Theil und kehrte dann, als Vasall zurückgerufen und vom König von Frankreich mit einer Pension von jährlich 1500 Livres begnadigt, mit seinem Range in die vaterländische Armee zurück. Friedrich der Große ernannte ihn zum Generaladjutanten und verwendete ihn zunächst als solchen; während der Schlacht bei Breslau oder an der Lohe am 22. Nov. 1757 finden wir ihn, nachdem er im September ein Dragonerregiment erhalten hatte, bereits als Führer eines detachirten Corps jenseits der Oder und bei Leuthen am 5. December gleichen Jahres führte er unter Zieten eine Brigade auf dem rechten Flügel, wurde hier verwundet und gefangen genommen, aber bald ausgewechselt, so daß er schon am 30. Juni des folgenden Jahres bei Domstadl, wo es ihm als Führer von Zieten's Avantgarde gelang, einen Theil des für das Olmütz belagernde Heer bestimmten Transportes dem Feinde zu entziehen, wieder thätig sein konnte, und nahm hierauf namentlich an den Schlachten von Hochkirch, Torgau und Freiberg Theil. Seine letzte Leistung im siebenjährigen Kriege war der Abschluß des Vertrages von Wilsdruff am 24. Nov. 1762, welcher den preußischen Truppen ungestörte Winterquartiere in Kursachsen und in Schlesien sicherte. Während der folgenden Friedensjahre befand er sich häufig in der Umgebung des Königs, welcher seinen Geist, seine Welterfahrung und seine Kenntniß der französischen Sprache schätzte; er war es, der den König auf das französische System der Steuererhebung aufmerksam machte und so veranlaßte, daß Helvetius berufen wurde, welcher nähere Auskunft und Rath bei der Einrichtung der Regie gab. 1773 erhielt er den schwarzen Adlerorden. Im

baierischen Erbfolgekriege bei der Armee des Königs befindlich, erkrankte er, wurde nach Landeshut zurückgebracht und starb hier am 7. Sept. 1778.

Militärisch-genealogischer Kalender für das Jahr 1792, Berlin.

Poten.

Krockow: Döring Wilhelm Graf v. K., preußischer General der Infanterie, des vorigen Bruder, im J. 1719 zu Polzin in Pommern geboren, trat 1736 als Fahnenjunker beim Infanterieregiment Borcke in Kriegsdienst und hatte schon in den beiden schlesischen Kriegen mannigfache Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges focht er auf verschiedenen Schauplätzen desselben, bei Prag, bei Kolin, darauf in Pommern und bei Zorndorf und schließlich in Sachsen. Für Zorndorf wurde er Major, für sein Wohlverhalten bei Torgau erhielt er, 42 seiner Charge überspringend, den Oberstlieutenantscharakter, den Orden pour le mérite und ein Geschenk von 500 Thlrn. 1782 zum Ritter des schwarzen Adlerordens ernannt, 1786 bei der Huldigung zu Königsberg gegraft, trat er 1789 in den Ruhestand und starb am 1. Juni 1803.

Berliner genealogisch-militärischer Kalender für das Jahr 1785 (mit Bildniß); Militär-Wochenblatt, Jahrg. 1838, S. 101. Poten.

Krockow: Hans Kaspar v. K., preußischer Generalmajor, am 23. Aug. 1700 zu Peest im Kreise Schlawe geboren, studirte zu Halle, trat in das Kürassierregiment Nr. 6 des Prinzen Gustav von Anhalt und war bei Friedrichs des Großen Regierungsantritt Major in demselben. An den Feldzügen der beiden ersten schlesischen Kriege nennenswerthen Antheil zu nehmen, war ihm weder mit diesem Regimente, noch mit den Buddenbrock'schen Kürassieren, deren Commandeur er im October 1745 wurde, beschieden; dagegen suchte K. in der Pause zwischen beiden Campagnen durch freiwillige Theilnahme am Kampfe Oesterreichs gegen die Franzosen im J. 1743 sich praktische Erfahrung im Soldatenhandwerke zu erwerben. Erst der siebenjährige Krieg sollte ihm Gelegenheit geben, dieselbe zu verwerthen. Am 8. Decbr. 1750 zum Generalmajor der Reiterei, nach Buddenbrock's am 28. März 1757 erfolgten Tode zum Chef von dessen Kürassieren ernannt, rückte er mit der Schwerin'schen Armee in Böhmen ein, focht bei Prag und bei Kolin, that in der Schlacht an der Lohe sein Möglichstes, um den Sieg an die preußischen Standarten zu fesseln und zeichnete sich bei der bald darauf folgenden Revanche von Leuthen, obgleich in Folge an der Lohe erlittener Verletzungen so leidend, daß er sich auf das Pferd heben lassen mußte, auf dem linken Flügel unter Driesen fechtend, aus. Aber schon im folgenden Jahre empfing er bei Hochkirch, als er mit seiner Brigade der bedrängten Infanterie Beistand brachte, im Kampfe mit österreichischen Grenadieren eine schwere Wunde, welcher er am 25. Febr. 1759 zu Schweidnitz erlag.

Pauli, Leben großer Helden, 4. Thl., Halle 1759. Poten.

Krockow: Reinhold v. K., Kriegsoberster, des Georg v. K. auf Krockow bei Putzig in Westpreußen Sohn, 1536 geboren, zog früh in die Welt hinaus, focht zuerst mit Truppen, welche von deutschen Fürsten zusammengebracht waren — so bei Saint-Quentin und bei der Einnahme von Calais —, dann direct in französischem Solde für Frankreich, diente darauf 1565 dem Könige von Polen gegen die Moskowiter, 1566 dem Kaiser in Ungarn gegen die Türken und führte 1569 den Hugenotten fünf selbstgeworbene Fähnlein Reiter zu, an deren Spitze er am 13. März im Treffen bei Jarnac durch einen Sturz mit dem Pferde sich eine schwere Verletzung zuzog, die ihn für den Rest seines Lebens für die Anstrengungen des Feldlebens untauglich machte und ihn, neben der Rücksicht auf die Verwaltung seiner Güter, veranlaßte, die vielfach an ihn

ergehenden Aufforderungen, in fremde Kriegsdienste zu treten, abzulehnen, dagegen übernahm er mehrfach diplomatische Aufträge, namentlich des Königs von Polen und des Herzogs von Pommern, auch leitete er seit 1573 einige Jahre lang das Heerwesen des Freistaates Danzig. Aus seinem Verhältnisse zu den Hugenotten im J. 1569 schreibt sich eine Schuldforderung im Betrage von fast einer halben Million Gulden her, deren Bezahlung die Krockow'sche Familie bei der französischen Regierung mehrfach vergeblich, zuletzt 1825, angestrebt hat. K. starb zu Krockow am 5. Febr. 1599.

Leichenrede des Magisters Ludolf Rolevink (Original in der Stadtbibliothek zu Danzig), aus dem Lateinischen übersetzt und als Manuscript gedruckt zu Berlin, December 1868, bei Gebr. Unger (Th. Grimm).

Poten.

Krockow: Wilhelm Joachim Reinhold Graf v. K., preußischer Major, am 18. Decbr. 1767 in Sorau in Oberschlesien, wo sein Vater, der obengenannte Hans Kaspar v. K., in Garnison stand, geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, trat in das später von Blücher befehligte Husarenregiment, machte unter diesem die Feldzüge der neunziger Jahre gegen die Franzosen mit und nahm, nachdem sein Vater Heinrich Joachim Reinhold Graf K., ein alter Offizier aus dem siebenjährigen Kriege, gestorben war, 1796 als Rittmeister seinen Abschied, um sich der Verwaltung der ihm zugefallenen Peester Güter im pommerschen Kreise Schlawe zu widmen. Glühender Franzosenhaß und aufrichtige Vaterlandsliebe gaben ihm 10 Jahre später von neuem das Schwert in die Hand. In der zweiten Hälfte des December 1806 erbat und durch Cabinetsordre vom 27. desselben Monats erhielt er die Erlaubniß, ein Freicorps zu errichten, welches er mit Hülfe der pommerschen Stände auszurüsten versprach, für welches er aber zunächst selbst nicht unbedeutende Geldopfer zu bringen hatte. Seine von Danzig ausgehenden Werbungen hatten guten Fortgang und schon Anfang Februar 1807 hatte er die nöthige Mannschaft, theils vom Militärdienst Befreite, sogen. „Eximirte", theils ranzionirte Soldaten, beisammen; an Offizieren mangelte es, obgleich diesen der spätere Rücktritt in die Armee gewährleistet war; Bekleidung und Bewaffnung ließen noch zu wünschen übrig. Der Etat des Corps wies ein Fußjägerbataillon zu fünf Compagnien mit 821 Streitbaren, eine Schwadron Jäger zu Pferde mit 188 Streitbaren (ausschließlich Offiziere) und eine reitende Artillerie — zwei dreipfündige Kanonen — nach. Die Feuertaufe erhielt das Corps am 18. Februar in Stolpe, wo die Leibcompagnie, zum Schutze gegen die in Hinterpommern eingefallenen polnischen Insurgenten und behufs Erhaltung der Landverbindung zwischen Danzig und Colberg dahin entsandt, gegen vielfach überlegene Kräfte der ersteren ein rühmliches, aber verlustreiches Gefecht bestand; dann wurde es zur Verstärkung der Garnison von Danzig gegen den bevorstehenden Angriff der Franzosen in dieser Festung vereinigt und nahm seit Anfang März an den Gefechten, welche die Besatzung gegen die Einschließungstruppen zu bestehen hatte, thätigen Antheil. Bei einem, von Neufahrwasser aus wo das Freicorps stationirt war, ihm gegen Langfuhr zur Unterstützung eines Ausfalles am 26. März aufgetragenen Vorstoße ließ K. sich durch die Hoffnung, aus Oliva den Inhalt eines Magazins zurückbringen zu können, verleiten, seine Operation zu weit auszudehnen; er wurde abgeschnitten und fiel nach mannhafter Gegenwehr, durch 13 Wunden kampfunfähig gemacht, in feindliche Gefangenschaft. Der Verlust des Führers machte die Hoffnungen zu nichte, zu welchen die bisherigen Leistungen seines Corps berechtigt hatten. Es glückte nicht, den ersteren durch eine geeignete Persönlichkeit zu ersetzen; die Anzeichen innerer Zersetzung wurden bald bemerkbar, der unglückliche Gang der Ereignisse verfehlte nicht, verderblich einzuwirken, die Banden der Manneszucht

lockerten sich, organisatorische Maßregeln verringerten den numerischen Bestand und am 17. Juni schloß die kriegerische Laufbahn der Truppe bei einem Angriff des Feindes auf Labiau, wohin sie auf dem Rückzuge der Armee gelangt war, mit einem schmählichen Davonlaufen ab. Anfangs August wurden die vorhandenen Reste, im ganzen noch 23 Offiziere und 523 Mann, aufgelöst. (Das Krockow'sche und Marwitz'sche Freicorps. im Militärwochenblatt, Berlin 1843, Nr. 26 ff.) Graf K., aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, nahm den Abschied; andere Gnadenbeweise ablehnend, bat er nur um die Erlaubniß, bei wiederausbrechendem Kriege von neuem verwandt zu werden; die Uniform seiner Jäger durfte er forttragen. Er lebte nun auf seinen Gütern, bis er im J. 1809 der Betheiligung am Tugendbunde angeklagt ward und jene mit Beschlag belegt wurden. Er ging nach Oesterreich, erbat und erhielt den Auftrag, zum Kriege gegen Napoleon wiederum ein Freicorps zu errichten und war mit der Ausführung dieser Absicht beschäftigt, als ihm ein gegen seine Person erlassener Steckbrief zu Gesicht kam, welcher seine Vaterlandsliebe und seine heiligsten Gefühle so tief verletzte, daß er nach Preußen zurückkehrte und sich den Gerichten stellte. Zwei Jahre lang saß er in Colberg in Haft; Urtheile, welche seiner Sache günstig waren, wurden unter dem Einflusse der Zeitströmungen cassirt, endlich, nachdem ein weiterer Spruch zu seinen Gunsten ausgefallen war, erhielt er die Freiheit und den Besitz seiner Güter wieder. Seinem Patriotismus that das keinen Eintrag. Als der Krieg von 1813 bevorstand, hatte er in der Stille schon wieder Mannschaften eingeübt und hoffte die Erlaubniß zur Aufstellung eines Freicorps zu erhalten, aber sein Wunsch ging nicht in Erfüllung und ebensowenig fand er anderweite Verwendung im Kampfe gegen den Erbfeind. Unter seinen Gedichten, von denen ein Theil im Druck erschienen ist, findet sich eins, welches seinem Schmerze darüber Ausdruck giebt. Nur seinen ältesten Sohn war ihm vergönnt, in demselben Regimente, in welchem er einst selbst gestanden, den Krieg mitmachen zu sehen. Am 29. Sept. 1821 starb er auf einem seiner Güter, Thyn. Poten.

Kroeger: Johann Christoph K., Schulmann (1792—1874), wurde am 4. Febr. 1792 in Hamburg als Sohn eines Krämers geboren. Da er dem Berufe des Vaters zu folgen keine Neigung hatte, der Vater hingegen ihn nicht studieren lassen wollte, so entschloß er sich, Lehrer zu werden und erhielt nach privater Vorbereitung 1813 eine Stelle als Lehrer am Hamburger Waisenhause. Durch den Besuch der Vorlesungen am akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt bildete er sich gleichzeitig weiter; 1815 konnte er sich nach Heidelberg wenden, um dort Theologie zu studiren. Mehrfache Reisen von dort aus machten ihn u. A. mit Hebel und Pestalozzi bekannt. 1818 wurde er wieder Lehrer am Hamburger Waisenhause, auch Candidat des Predigtamtes, 1820 Katechet (d. h. Prediger) am Waisenhause. „Die Idee, welche sein Leben bewegte, war: das Waisenhaus zu einer Musteranstalt für Waisenerziehung und die dortige Schule zu einer Musterschule für das hamburgische Volksschulwesen herauszuarbeiten". Diesen Gedanken suchte er durch eine überaus umfassende schriftstellerische, wie lehrende Thätigkeit, namentlich auch in dem Hamburger Lehrerverein, zu dienen; auch seine erfolgreichen Bemühungen, Warteschulen für arme Kinder unter zwei Jahren ins Leben zu rufen (seit 1828), stehen hiermit in Beziehung. Kroeger's Thätigkeit fand bald auch außerhalb Hamburgs Anerkennung: bereits 1825 ernannte ihn die philosophische Facultät in Heidelberg zum Doctor ob insignem educandi docendique diligentiam egregiamque praesertim in disciplina paedagogica scriptis proditam eruditionem; vielfache größere Reisen, u. a. auch nach Rußland, brachten ihn in dauernde Verbindung mit den pädagogischen Größen seiner Zeit. Die völlige Umgestaltung der Hamburger bürger-

lichen Verhältnisse, welche der Brand des J. 1842 hervorrief, berührte auch das Waisenhaus so empfindlich, daß K. seine Stellung an demselben nicht beibehalten wollte; seine zweite Verheirathung mit der Vorsteherin einer höheren Mädchenschule gab ihm den Anlaß, die Leitung dieser Anstalt selbst zu übernehmen. Ostern 1862 gründete er eine Privatschule für Knaben und Mädchen in Reinbeck im Herzogthum Lauenburg. Er starb an den Folgen eines unglücklichen Sturzes am 24. Juni 1874 in Hamburg. — Unter den zahlreichen Schriften Kroeger's, welche u. A. das Hamburger Schriftstellerlexikon, 4, S. 199 bis 206 aufzählt, sind von dauerndem Werthe das „Archiv für Waisen- und Armenerziehung", 1825 und 1828 und das 1848 (2. Aufl. 1852) erschienene Buch: „Die Waisenfrage oder die Erziehung verwaisteter und verlassener Kinder in Waisenhäusern und Privatpflege", in dem er das sogen. Familiensystem im Gegensatze sowol zum Kasernen- wie zum Kostkindersystem mit Geschick verfocht.

Kroeger's Selbstbiographie in Diesterweg's pädagogischem Deutschland. 1834, S. 1—50, und in Heindl's Gallerie berühmter Pädagogen, 1858, S. 434—480. R. Hoche.

Krolczyk: Adam K., Missionar der rheinischen Missionsgesellschaft in China, geb. den 26. Febr. 1826, war der Sohn eines polnischen Landwirths in Masuren, studirte in Königsberg Theologie und trat nach Beendigung des Universitätscursus in das Predigerseminar zu Wittenberg. Als Hülfsprediger in Ortelsburg, dann als Pastor in Kurken, stand er etwa sieben Jahre im Predigtamt, überaus eifrig und thätig, nicht blos für seine eigenen Gemeinden, sondern für die evangelische Kirche im engeren und weiteren Vaterland und für die Ausbreitung des Reiches Gottes überhaupt. Durch Missionsschriften und Besuche von Missionaren angeregt, entschloß er sich 1859, sein Pfarramt aufzugeben und sich in den Dienst der rheinischen Mission zu stellen. Er hatte den Wunsch ausgesprochen, nach China gesandt zu werden, und nachdem er noch etwa ein Jahr in Deutschland und England mit hervorragenden Sinologen verkehrt hatte, begann er 1860 seine missionarische Thätigkeit in China. Vor seinem Abschied aus der Heimath hatte er in der protestantischen Kirche zu München einen Missionsvortrag gehalten, der gedruckt und in weite Kreise verbreitet ist. Auch von China aus war K. stets geschäftig durch Aufsätze und Aufrufe, die in verschiedenen Zeitschriften gedruckt wurden, die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf die Mission in China zu lenken. Besonders das Königsberger Missionsblatt empfing eine Reihe sehr werthvoller Artikel über China von Krolczyk's Hand. Auch in englischer und chinesischer Sprache verfaßte er mehrere wissenschaftliche Abhandlungen, hielt Vorträge vor gemischten Versammlungen aus gebildeten Kreisen, und betheiligte sich eifrig an einer neuen chinesischen Bibelübersetzung, die auf Kosten der großen brittischen Bibelgesellschaft gedruckt werden sollte. Unermüdlich, wie er war, durchstreifte er weit und breit das Land mit seinen Gehülfen, mit großen Anschlagzetteln seinen Besuch ankündigend und erklärend, gedruckte Blätter und Einladungen vertheilend, Kranke heilend, predigend, disputirend, und mit seiner mächtigen Stimme und seinem imponirenden Wesen auch die unruhigsten Volksmassen beherrschend. Ganz besonders interessirte ihn das Bergvolk der Miautz, die auf ihren Gebirgen im südlichen China sich Jahrhunderte hindurch fast unabhängig von der chinesischen Herrschaft erhalten haben. K. hoffte, daß dies chinesische Bergvolk sich ebenso zugänglich für das Christenthum erweisen würde, wie in Ostindien die Kohls und Santals, und gab sich viele Mühe, um einen Verkehr mit ihnen zu eröffnen. Er ist selbst unter viel Gefahren in ihr Gebiet eingedrungen, hat auch ein Paar Leute aus den Bergen mitgebracht, sie unterrichtet und von ihnen die ganz eigenthümliche Sprache gelernt, hat auch mehrere sehr interessante Abhandlungen über die Miautz ver-

öffentlicht. Aber seine Thätigkeit wurde immer wieder unterbrochen durch kriegerische Bewegungen, durch Aufstand und Ueberfall. Er wurde von seiner Station verjagt, auf seinen Reisen bald zu Lande, bald zu Wasser von Räubern ausgeplündert und mißhandelt, und starb nach nur 12jähriger Wirksamkeit, mitten unter vielen und großen Entwürfen, in ungeschwächter Kraft und Frische, ganz plötzlich an einem Gehirnschlag, den 30. August 1872. Seine Wittwe, eine Pfarrerstochter aus Württemberg, kehrte mit zwei kleinen Kindern in die Heimath zu den Ihrigen zurück. v. Rohden.

Krolewitz: Heinrich v. K. (Kröllwitz an der Saale bei Halle), deutscher Dichter, verfaßte von Weihnachten 1252 bis dahin 1255 eine langathmige poetische Paraphrase des Vaterunsers in 68 Abschnitten von ungleicher Länge, deren jeder durch klingenden oder stumpfen Dreireim geschlossen wird. Daß er am Hofe des Grafen Gunzelin III. von Schwerin (1228—74) gelebt habe, ist unsichere Vermuthung. Ob er dem geistlichen oder dem weltlichen Stande angehörte, steht nicht fest; das erstere hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich, da K. lateinische, bisher nicht ermittelte Quellen für seinen Zweck, das Laienpublicum über die im Gebete des Herrn enthaltenen göttlichen Geheimnisse zu belehren, benutzte. Seine Darstellung ist recht breit; obwol er dies selbst fühlt und ausspricht, kann er sich doch zu Kürzungen nicht entschließen. Der Stil muß als monoton und schwerfällig bezeichnet werden, die Sprache und Reimkunst steht in hohem Maße unter dem Einfluß des Dialectes. Aber völlig unbekannt mit der deutschen Litteratur war er nicht, wenigstens erwähnt er Freidank und ein Gedicht vom Herzog Ernst; und es gebricht auch seinem Werke nicht ganz an anziehenden Partien: namentlich möge die gelungene Schilderung der Undankbarkeit der Menschen gegen Gott, V. 2485 ff., hervorgehoben werden. Interesse beansprucht das V. 1467 ff. begegnende älteste Zeugniß für den Gebrauch des Compasses.

Heinrichs v. Krolewiz ûz Missen Vater Unser. Herausgegeben von Ge. Chr. Fr. Lisch, Quedlinburg und Leipzig 1839. Fragmente einer dritten Handschrift bei Wackernagel, Spiritalia theotisca (Vratislaviae 1827), S. 16 bis 22, vgl. v. d. Hagen's Germania, 10, S. 103. — Haupt in der Zeitschrift für deutsches Alterthum, 7, S. 263. — Bechstein in der Germania, 8, S. 355 ff. Steinmeyer.

Kröll: Gottfried K. (Khröll), Abt zu St. Peter in Salzburg und katholischer Exeget, wurde am 24. Januar 1682 zu Obernzell im Passauischen geboren, studirte die Humanitätsklassen zu Passau und die Philosophie zu Salzburg, wo er 1700 in das Benedictinerstift St. Peter trat, 1705 die Priesterweihe erhielt und 1708 das Doctorat der Theologie erlangte. Nachdem er im Kloster verschiedene andere Aemter verwaltet, wurde er 1713 zum Prior und zugleich zum außerordentlichen, 1721 zum ordentlichen Beichtvater im Frauenkloster auf dem Nonnberge erwählt. 1714 übernahm er die Professur der polemischen Theologie an der Universität Salzburg, vertauschte sie jedoch schon 1716 mit der Lehrkanzel der neutestamentlichen Exegese. Im J. 1725 ließ er die zwei ersten, 1728 den dritten Tractat seiner Evangelienharmonie unter dem Titel „Monotessaron evangelicum sive historia evangelica“ etc., 4° drucken. Er zeigt darin eine große Belesenheit in den älteren katholischen Exegeten, zieht nach ihrem Vorbilde eine Menge anderer theologischer Fragen in den Kreis seiner Untersuchungen und führt so den Faden der Geschichte nur bis zur Taufe Christi im Jordan. Sechs Jahre nach seinem Tode ließ sein Nachfolger in der Abtwürde, P. Beda Seeauer, eine neue Auflage des Werkes in zwei Foliobänden erscheinen, von denen der zweite eine aus den hinterlassenen Aufzeichnungen Kröll's zusammengestellte Geschichte der beiden ersten Jahre der öffentlichen Wirk-

samkeit Christi umfaßt. Auch fügte der Herausgeber jedem Kapitel moralische Nutzanwendungen zum Gebrauche für Prediger bei. — Im J. 1733 gab K. das Lehramt auf und wurde als Superior nach Maria-Plain versetzt. Am 26. October 1741 wählten ihn die Stiftscapitularen zum Abte. Er starb am 26. Mai 1753.

Vgl. (Seeauer), Novissimum Chronicon antiqui monasterii ad s. Petrum Salisburgi (Augsb. 1772), 639 ff. Historia univers. Salisb. (Bonndorf 1728), 352. Meusel, Lex. der v. J. 1750—1800 verstorb. teutschen Schriftst. VII, 371. Rotermund, Forts. zu Jöcher III, 892 (u. IV, CXIII). Scriptores ord. s. P. Benedicti imperii austr.-hung. ab a. 1750—1880, p. 258.

Stanonik.

Kromayer: Hieronymus K., wurde zu Zeitz am 18. Januar 1610 geboren, verlor seinen Vater schon während seiner Knabenjahre, erhielt seine humanistische Vorbildung in der Stiftsschule zu Naumburg, und studirte von 1628 an vorzugsweise in Leipzig, eine Zeit lang aber auch in Wittenberg und Jena, und promovirte zum Magister in der philosophischen Facultät zu Leipzig. An letzterer Universität wurde er 1643 zum Professor der Geschichte, später der Beredsamkeit ernannt. Bald aber erwarb er die theologische Doctorwürde, wurde 1646 zum außerordentlichen Professor der Theologie befördert, und rückte zum ordentlichen Professor in der theologischen Facultät, sodann zu verschiedenen akademischen Würden vor, wurde Domherr zu Zeitz, bald darauf zu Meißen. Deshalb wurde ihm, nachdem er am 3. Juni 1670 gestorben war, einige Wochen später ein sogenannter Leichenproceß, am 10. Juli 1670, im Dom zu Meißen gehalten, wobei der Domprediger Matthias Zimmermann die Gedächtnißpredigt hielt, aus der manches in Betreff seiner Persönlichkeit zu entnehmen ist. Der Prediger führt, um seines Taufnamens willen, eine Vergleichung durch zwischen K. und dem Kirchenvater Hieronymus. Darf man den Angaben dieser Gedächtnißrede Glauben schenken, ungeachtet sie panegyrisch gehalten ist, so hat K. als Professor viel Freundlichkeit und Entgegenkommen gegen die Studirenden gezeigt und bedeutende Anziehungskraft auf sie geübt. Die Zeit seines kräftigen Mannesalters umfaßt die 30 Jahre von 1640—1670, ein Zeitalter, welches mit der Höhezeit altlutherischer Orthodoxie und Polemik, mit den Kämpfen gegen Calixt &c. zusammenfällt; das Auftauchen des Spener'schen Pietismus hat er nicht mehr erlebt. Diesem Stand der Dinge entsprechen die Schriften, welche K. hinterlassen hat. Am harmlosesten erscheinen die exegetischen Dissertationen, welche theils alttestamentliche Stellen behandeln, theils, und bei weitem überwiegend, neutestamentliche Aussprüche und Thatsachen, namentlich des Lebens Jesu, zum Gegenstande haben. Ein Buch beschäftigt sich mit der vollständigen Auslegung des Briefes an die Galater und der Offenbarung Johannis. Das Hauptgewicht der schriftstellerischen Thätigkeit des Mannes liegt indeß offenbar in denjenigen Werken, welche die Glaubens- und Sittenlehre betreffen. Hier tritt der polemische Zug damaliger Zeit kräftig zu Tage. Schon der Titel „Theologia positivo-polemica“ ist sprechend genug. Die polemischen Spitzen der Werke Kromayer's richten sich erstlich gegen Rom, z. B. in den Abhandlungen „De apostasia romanae ecclesiae“ und „De primatu Petri et successione“; „De traditionibus“; „De justificatione hominis peccatoris coram Deo“; „De bonis operibus“; sodann kehrte sich die Polemik gegen die calvinische Lehre von der Gnadenwahl: „De libro vitae“, „De divina contingentium praescientia“; aber auch gegen Calixt und seinen Synkretismus macht er Front in den „Loci antisyncretistici“. Voll der Polemik ist ferner das Werk, welches der „Kritik der Religionen“ gewidmet ist: „Scrutinium religionum tam falsarum tum unice verae et orthodoxae“. Das Buch erschien zuerst 1670, wurde aber nach Kromayer's in demselben Jahre

erfolgtem Tode noch in zweiter und dritter Auflage 1673 und 1682 herausgegeben. Dasselbe handelt im ersten Abschnitt von der Religion überhaupt, sodann aber in buntester Reihe, ohne sachliche oder zeitliche Ordnung, vom Heidenthum, Muhamedanismus, Judenthum, dann von allen möglichen christlichen Confessionen, Richtungen und Secten, nämlich vom Wiedertäuferthum und Quäkerthum, vom Weigelianismus, Rosenkreuzern und Paracelsisten, vom Photinianismus, Arminianismus, Calvinismus, Abyssinismus, Anatolicismus, d. h. von der abessynischen Landeskirche und der griechisch-orientalischen Kirche; das 12. Kapitel gibt die Kritik des „Papismus"; das letzte endlich handelt vom „Lutherthum" als der ausschließlich wahren und rechtgläubigen Religion. Das Ganze stellt also eine Art Symbolik vor, die jedoch völlig in Polemik aufgeht. An dieses Scrutinium religionum schließen sich fünf Abhandlungen an „De scrutinio religionis". Von ebenso starkem polemischem Geist ist selbst das kirchengeschichtliche Werk beseelt: „Ecclesia in Politia i. e. Historiae ecclesiasticae centuriae XVI. cum praesente dimidiata", ganz gemäß dem Vorbild der Magdeburger Centurien nach Jahrhunderten mechanisch abgetheilt, Leipzig 1673. Je näher der Verfasser hier seiner eigenen Lebenszeit kommt, desto stärker überwiegt die Polemik, z. B. anlangend Valentin Weigel, den er als Führer der Schwarmgeister, als princeps fanaticorum behandelt, S. 531 ff.

G. Lechler.

Kromayer: Johann Abraham K., geb. 1665 zu Ohrdruff in Thüringen, studirte zu Jena, wo er die Schule von Danz durchmachte, ward dann in seinem Geburtsorte Diaconus und später Superintendent. Er starb am 19. April 1733 daselbst. (Hetzel, Geschichte der hebräischen Sprache und Litteratur, 1776, S. 293. Winer, Handbuch der theologischen Litteratur II, 627.) Er kann als Vorläufer von Albert Schultens bezeichnet werden, insofern er zuerst den Versuch machte das Arabische für das tiefere Verständniß der hebräischen Sprache zu verwenden in seiner Schrift: „Filia matri obstetricans hoc est de usu linguae arabicae in addiscenda ebraea et explicanda scriptura s. libelli duo", Frankf. und Leipzig 1707, 4°. In dem ersten Buche setzte K. seine Theorie auseinander, im zweiten wandte er dieselbe an auf das Buch Hiob. — Er zeigte, daß das Arabische brauchbar sei, um ein im Hebräischen verloren gegangenes Wurzelwort wieder herzustellen, ferner um den Zusammenhang der Bedeutungen eines abgeleiteten Wortes mit der seines Stammwortes zu erkennen, um die Bedeutung seltener hebräischer Wörter festzustellen, um verloren gegangene Bedeutungen wieder aufzufinden und um ganze Redensarten und Redewendungen aufzuklären. Selbst für das Neue Testament, führte er aus, sei die Kenntniß des Arabischen von Nutzen. — Mochte K. nun auch in der Anwendung seiner Grundsätze oft fehlgreifen und zahlreiche falsche Identificationen vorbringen, der Versuch eine Methode zu begründen verdient um seiner selbst willen Anerkennung und Mißgriffe sind nicht verwunderlich bei einer Sache, welche so in den Anfängen lag. Er sah die Luft um sich her etwas zu sehr mit arabisch geschwängert, so daß er es zuletzt erblickte, wo es nicht im Geringsten zu finden war. So hielt er S. 68, 69 dafür, daß das Buch Hiob ursprünglich arabisch geschrieben und dann erst in das Hebräische übersetzt sei. S. 170 leitet er tehôm ab von arab. tahima = foetuit os, attonitus vir mit der Begründung, wir stutzen an großen Abgründen, aus deren einigen auch Gestank aufzusteigen pflegt. (Vgl. überhaupt Meyer, Gesch. der Schrifterkl. IV, 71, 72.) — Diestel, Geschichte des Alten Testaments 1869 hat sich Kromayer's Bedeutung sehr wenig klar gemacht: S. 450 soll er keinen erheblichen Gewinn für tiefere Erkenntniß des Hebräischen gebracht haben, S. 454 dagegen den Bestrebungen von A. Schultens trefflich vorgearbeitet haben. Sonst s. Umbreit, Das Buch Hiob, 1832, Einl. S. LII. Siegfried.

Kromberger: Jakob K., deutscher Buchdrucker zu Sevilla und Lissabon zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Ort und Zeit seiner Geburt können nicht festgestellt werden, ebenso wenig sein Todesjahr, auch wissen wir nichts von seiner Jugendgeschichte und in welcher Weise er die Fertigkeiten erwarb, die ihm, jedoch mehr seinem Nachfolger Johann K., einen hervorragenden Platz unter den ersten und tüchtigsten Buchdruckern der spanischen Halbinsel gesichert haben. Nachdem schon vor ihm in Spanien zwei deutsche Landsleute und zwar zu Saragossa Matthias Flander seit 1475 und zu Valencia Lambert Palmert (Palomar) seit 1477 thätig gewesen waren, ließ sich auch K., wann ist ungewiß, in Sevilla nieder. Im J. 1508 aber berief ihn der portugiesische König Dom Manuel nach Lissabon und verlieh ihm wie allen fremden Buchdruckern, die sich in seinem Lande niederlassen wollten, den Titel „Ritter des königlichen Hauses". Jedoch mußten sie den Nachweis erbringen, daß sie im Besitze von 2000 Dublonen in Gold sowie daß sie Altchristen (christãos velhos) seien. Zugleich mit Jakob, so scheint es, war auch, sei es ein Sohn oder Verwandter gewesen, nach Sevilla gekommen Johann K., dem zugleich der Ruhm gebührt, als der erste die Kunst Guttenberg's in Mexico eingeführt zu haben. Im J. 1535 nämlich war Antonio de Mendoza als spanischer Vicekönig dahin gekommen und hatte Johann K. in Sevilla den Auftrag gegeben, eine Druckerei daselbst einzurichten, welchem Auftrage dieser auch nachkam. Zwar hatten ältere spanische Geschichtschreiber und Bibliographen lange Zeit angenommen, daß der Druck des Buches „Vocabulario en lingua Castellana y Mexicana" 1571 des Franciscaners Alonso de Molina das erste Buch und Antonio de Spinosa der erste Drucker gewesen sei; dem Buche selbst, das, aus zwei Theilen bestehend, 568 Seiten in Folio umfaßt, war schon 1569 die Druckerlaubniß ertheilt worden und mit dieser Jahrzahl ist auch die Vorrede datirt. Nebenbei sei hier bemerkt, daß dieses bedeutende Werk auf Veranlassung des Dr. Jul. Platzmann in Leipzig zugleich mit einer Anzahl anderer der ältesten grammatikalischen Schriften Mexico's in ganz genauer Reproduction, ausgeführt durch die W. Drugulin'sche Officin in Leipzig, herausgegeben wurde. Und ebenso sollte nach anderen älteren Quellen der erste Drucker in Mexico ein Spanier, Juan Pablos, schon 1540 gewesen sein. Aber beide Annahmen haben in neuerer und neuester Zeit ihre gründliche Widerlegung gefunden. Die erstere dadurch, daß, nachdem zuerst ein Druck des Johann K., „Doctrina christiana", aus den Jahren 1544, mit gothischer Schrift ausgeführt, aufgefunden worden war, später noch weitere sechs Drucke desselben älteren Datums entdeckt wurden. Sein erstes Buch nämlich „Manual de adultos", von welchem jedoch nur die letzten Blätter erhalten wurden, stammt schon aus dem Jahre 1540, und das zweite „Relacion del espantable terremoto ... de Guatemala" erschien 1541; ein Exemplar dieses letzteren wurde in Leipzig 1869 in der Versteigerung Andrade (Bibliothek des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexico) von dem British Museum für 2250 Mark angekauft. Was die zweite Behauptung anbelangt, so kann Pablos nur mit einem gewissen Vorbehalte als erster Drucker der neuen Welt betrachtet werden: er wurde einfach von K., um Mendoza's Auftrag auszuführen, als sein Factor dahin gesendet und druckte in dieser Eigenschaft dort um das Jahr 1537 die „Escala esperitual para llegar al cielo". K. aber war sonach immer die erste Druckfirma in Mexico. Dieser letztere verblieb für seine Person in Sevilla, und auch, nachdem er vor 1541 daselbst gestorben war, wurden in seinem Geschäfte daselbst noch Bücher mit seinem Namen gedruckt. Pablos aber erwarb erst gegen 1550 das mexicanische Geschäft zu eigen, denn in diesem Jahre erscheint seine Firma zuerst auf einer „Doctrina Christiana" und in späteren Jahren noch öfters. Nach Icazbalceta a. a. O. wurden aus der Zeit von 1540—1600 in Mexico 93 und in Peru

7 Werke gedruckt. — Wir vervollständigen diese Mittheilung kürzlich noch durch die Namen auch der übrigen deutschen Drucker in Spanien und Portugal im 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Denn auch in diesen Ländern geschah, wie fast überall, die Einführung der Buchdruckerkunst durch Deutsche, wiewol allerdings Portugal die schwachen Anfänge derselben einheimischen Juden, deren rasche Fort- und Ausbildung aber unseren Landsleuten verdankt. Außer den bereits erwähnten M. Flander, L. Palmert und den beiden K. arbeiteten in Spanien und zwar in Barcelona: Petrus Brunus und Nicolaus Spindeler, welche hier 1478 das erste Buch „Th. de Aquino Comment. in libr. ethic. Aristotelis“ druckten. Allerdings wird (Serapeum 1847, 114) auf der Bibliothek der Akademie daselbst ein Büchelchen in Octav (50 Seiten) aufbewahrt, eine lateinische Grammatik des Bartholomeus Mates, das zwar äußerlich ein sehr hohes Alter anzeigt, aber die Unterschrift: „mira arte impress. per Johannem Gherling alamanum finit. Barcynone nonis octobris anni a nativitate Christi MCCCCLXVIII“ (1468) erregt doch billig Bedenken. Denn obgleich ohne Frage die Einführung der Buchdruckerkunst in Spanien sehr früh erfolgte, so scheinen doch, wie dies gar nicht selten (wir haben dies in anderen Artikeln zur Genüge nachgewiesen) auch anderswo vorgekommen ist, in dem Datum eine oder gar zwei X ausgefallen zu sein, so daß eigentlich 1478 oder 1488 zu lesen wäre. Was diesen Drucker selbst anbelangt, so war er ohne Zweifel einer der wandernden deutschen Buchdrucker, die ihre Pressen bald hier, bald dort aufschlugen. Später treffen wir ihn in Portugal wieder, wo er zu Braga 1494 ein Breviarium Bracharense druckte, in diesem Lande seine einzige und deshalb wichtige Leistung, weil darin die Gebete und Hymnen nach dem Ritus der Mosaraber, einer Christengemeinde, die unter der Maurenherrschaft fast ohne jede Verbindung mit Rom fortbestanden hatte, enthalten sind. In der Stadt Burgos waren thätig außer P. Brunus 1485 Friedrich Biel von Basel von 1485—1517, nachdem er zuerst in seiner Vaterstadt in Gemeinschaft mit Michael Wensler die Briefe Gasparini's von Bergamo ohne Jahreszahl hatte erscheinen lassen. In Saragossa schlugen ihre Pressen auf: Paul Huros von Konstanz von 1485—1499, in Sevilla Paul von Köln 1490—1491 und Johann Pegnitzer von Nürnberg 1491—1500 und in Valencia 1496 Nikolaus von Sachsen. Im Kloster Monserrat endlich war Johann Luschmer in den Jahren 1499—1500 beschäftigt und kehrte dann in sein Vaterland zurück. Was Portugal anbetrifft, so druckten und zwar in Lissabon: Nikolaus von Sachsen und Valentin von Mähren (Valentin de Moravia), der erstere 1495, der letztere 1495—1513, in Setuval 1509 Hermann von Kempen (Armão de Campos, Alema), der später nach Lissabon übersiedelte, in welch' letzterer Stadt auch, jedoch erst seit dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, Joãs Blario de Colonia Agrippina (Köln) als Hofbuchdrucker thätig war und bis 1556 36 Werke erscheinen ließ; des Joh. Gherling zu Braga wurde bereits gedacht. Die älteren portugiesischen Drucke zählen zu den größten bibliographischen Seltenheiten und unter den 739 Inkunabeln der Bibliothek zu Lissabon befinden sich nur vier portugiesische und jene zu Oporto, im Besitze von 109 Wiegendrucken, weist deren blos zwei portugiesische auf.

Lorck, Handbuch d. Gesch. d. Buchdruckerkunst, I. 61—65, 189—192 nach den Vorlagen: V. Salva, Catalogue of Spanish and Portuguese books, Lond. 1826—1829. J. F. Nee de la Rochelle, Recherches hist. et crit. sur l'établiss. de l'art typogr. en Espagne et en Portugal. Par. 1830. Fr. Mendez, Tipografia española. Madr. 1861—1866. Deutsche Buchdrucker des 15. und 16. Jahrh. in Portugal (Augsb. Allgem. Ztg. 1878, Nr. 49). Joach. Garcia Icazbalceta, Apuntes para un catalogo de Escritores en lenguas indigenos de America. Mexiko 1866.

J. Franck.

Krombholz: Anton K., katholischer Geistlicher, geb. am 25. October 1790 zu Niederpolitz bei Böhmisch-Leipa, † am 26. Februar 1869 zu Wien. Nachdem er zu Leipa als der Sohn armer Eltern unter vielen Entbehrungen das Gymnasium absolvirt hatte, hörte er 1809—1811 in Prag philosophische Vorlesungen und schloß sich dort an Bolzano an. Im November 1812 trat er in das bischöfliche Seminar zu Leitmeritz und wurde dort, sobald er seine Studien vollendet und die Priesterweihe empfangen, 1816 Professor des Bibelstudiums des Neuen Bundes, aber schon 1830 in die Untersuchung gegen Bolzano und gegen seinen Freund und Collegen Fesl verwickelt und abgesetzt. 1821 wurde er Pfarrer in Leipa und bemühte sich dort namentlich für Hebung des Schulwesens. 1832 wurde er zugleich Bezirksdechant, 1833 Schulinspector. Im December 1848 wurde er von dem Unterrichtsminister Graf Stadion zu den Berathungen über die Organisation des Volksschulwesens nach Wien berufen, am 21. Februar 1850 unter Graf Leo Thun zum Sectionsrath im Cultus- und Unterrichtsministerium ernannt. Wegen Erblindung wurde er 1858 quiescirt. K. ist für die Hebung des Schulwesens sehr thätig gewesen. Geschrieben hat er nur einige kleine Gelegenheitsschriften, u. A. „Ueber Albrecht v. Waldstein, den Stifter des Leipaer Gymnasiums“, 1835. Eine Zeit lang gab er den „Oesterreichischen Schulboten, Wochenblatt für die vaterländische Volksschule“ heraus.

Th. Wiedemann, Anton Krombholz. Eine biographische Skizze, in der Oesterr. Vierteljahrsschr. f. kath. Theol., 1870. 71. Reusch.

Krombholz: Julius Vincenz Edler v. K., k. k. Gubernialrath und Professor der Physiologie und höheren Anatomie zu Prag, war geboren am 19. December 1782 in Politz, einem Dorfe des Leitmeritzer Kreises in Böhmen, als Sohn des dortigen Schullehrers Ignaz K., der aber schon 1787 im 36. Lebensjahre starb. In dem Amtsnachfolger seines Vaters und zweiten Gatten seiner Mutter, Joseph Dominka, erhielt K. in seinem siebenten Jahre einen Stiefvater, der ihn bald so lieb wie seinen eigenen Sohn gewann und ihn nach Kräften unterrichtete. Schon früh faßte K. eine Neigung für die Botanik, lernte nicht nur eine große Zahl von nutzbaren Pflanzen kennen, sondern übte sich auch im Zeichnen solcher wie anderer Gegenstände. Der Geistliche des Ortes, auf die Talente des Knaben aufmerksam geworden, ertheilte ihm und einigen gleichalterigen Genossen unentgeltlich Unterricht und machte es durch seine Vermittlung möglich, daß K. (vom Herbst 1794 an) auch Gymnasialunterricht genießen konnte, zuerst bei den Augustinern in Böhmisch-Leipa, dann, nachdem K. in eine Kost und Wohnung bietende Chorsängerstelle bei der Theinkirche in Prag aufgenommen worden, von 1798 an auch auf dem Altstädter Gymnasium daselbst, zu dessen ausgezeichnetsten Schülern er bald gehörte. Nach Absolvirung der sogen. Humaniora begann er die philosophischen Studien unter den drückendsten Außenverhältnissen, indem er fest beschlossen hatte, keine Unterstützungen von Eltern oder Verwandten mehr anzunehmen, sondern durch Unterrichtgeben seinen Lebensunterhalt selbst zu erwerben. Noch im ersten Studienjahre begriffen, folgte er dem Aufrufe des Erzherzogs Karl zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes, indem er in die in Prag errichtete Studentenlegion eintrat, die vielen vom Dienste freien Stunden aber dazu benutzte, um Italienisch und Neugriechisch zu lernen und in Budweis, wo seine Compagnie campirte, einen Professor, der das Griechische zu lehren hatte, zu vertreten. Nach Auflösung der Legion kehrte K. zu den unterbrochenen philosophischen Studien zurück, gab dieselben aber im zweiten Semester des zweiten Jahrganges in Folge einer ihm widerfahrenen Kränkung auf und da er einen immer entschiedeneren Beruf für die Heilkunde fühlte, beschloß er sich dieser zu widmen, mußte aber, da er den philosophischen Lehrcursus nicht beendet hatte, sich (1803) dem niederen Cursus der Chirurgie zu-

wenden. Er machte indessen bald so schnelle Fortschritte in der Anatomie sowol als der Chirurgie, daß ihn seine Lehrer bald vor allen übrigen Schülern auszeichneten und einer derselben, der Prosector Dr. Johann Ochy, ihn als Lehrer für seine Kinder in sein Haus aufnahm und ihm zugleich die Gelegenheit bot, jede freie Stunde auf der Anatomie zubringen zu können. 1805 von dem damals herrschenden Kriegstyphus ergriffen, wurde K. in das Spital der barmherzigen Brüder gebracht, dessen Arzt, der k. k. Rath Dr. Johann Theobald Held, ihn so lieb gewann, daß er später den talentvollen jungen Chirurgen auf jede Weise förderte, namentlich ihm die Gelegenheit zu einer Menge belehrender Leichenöffnungen gewährte. — Nachdem K. in Prag Alles, was auf dem Gebiet der Chirurgie zu lernen war, erlernt hatte, ging er mit einigen anderen Chirurgen nach Wien, um daselbst bei dem berühmten Beer einen Cursus der Augenheilkunde und Staaroperationen zu hören, führte auch, nach Prag zurückgekehrt, mehrere der letzteren mit Glück aus, erwarb 1805 das Magisterium der Geburtshülfe und begann sich den medicinischen Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange zu widmen, wobei ihm indessen lange Zeit hinderlich in den Weg trat, daß er den dritten philosophischen Jahrgang nicht zurückgelegt hatte. Nachdem er endlich die betreffende Prüfung nach privater Vorbereitung gemacht, wurde ihm, obgleich er noch Studirender der Medicin war, da kein würdigerer Bewerber sich fand, (1808) die erledigte Prosectorstelle übertragen; seine definitive Anstellung aber erfolgte erst vier Jahre später (April 1812), nachdem er auch die medicinischen Studien alle zu Ende gebracht hatte. In der Zwischenzeit (1809 bis 1811) hatte er durch Reisen ins Ausland, indem er die Universitäten und Krankenanstalten von Leipzig, Halle, Jena, Bamberg, Würzburg, Erfurt, Erlangen und Berlin besuchte, seine Kenntnisse zu erweitern getrachtet und war auch in dieser Zeit (7. April 1811) zu Erfurt (sub auspiciis Napoleonis) zum Dr. med. et chir. promovirt worden. — Nachdem K. kaum noch ein volles Jahr in seiner Prosectorstelle definitiv bestätigt war, wurde er mit der Vertretung des erledigten Lehrstuhles der theoretischen Chirurgie, Instrumenten- und Bandagenlehre beauftragt und erhielt diese Professur auch (24. August 1814), nachdem er in glänzenden Concursen um diesen Lehrstuhl sowol als um den fast gleichzeitig erledigten der gerichtlichen Medicin sich als den geeignetsten Bewerber gezeigt hatte. In demselben Jahre (5. September 1814) unterwarf er sich noch der Doctorprüfung bei dem Lehrkörper, dessen Mitglied er bereits geworden war. Schon damals war K. ein in der ganzen Stadt des besten Rufes sich erfreuender und gesuchter Arzt und Wundarzt, schon damals rühmte man ebenso wie seine Kenntnisse, so auch seine edle Uneigennützigkeit. Mit menschenfreundlicher Hingebung unterzog er sich in den Kriegsjahren 1813 und 1814 der Behandlung vieler hundert verwundeter, in Prag befindlicher österreichischer, preußischer, russischer Krieger. — Im J. 1819 wurde durch den Abgang Nadherny's die Professur der Staatsarzneikunde, die K. schon früher erstrebt hatte, erledigt; am 3. November 1820 wurde ihm dieselbe definitiv übertragen und begann er seine Vorlesungen im Schuljahre 1821—22 mit der Herausgabe einer von ihm gefertigten Uebersetzung der Biographie des berühmten Mailänder Arztes Monteggia („Leben und Studien des Dr. J. B. Monteggia. Eine Gedächtnißrede, gehalten von Dr. Acerbi. Als Programm mitgetheilt. Aus dem Italienischen", 1821), wozu ihn, wie er im Vorworte selbst angibt, „die Ueberzeugung von dem wohlthätigen Einflusse, den getreue Lebensbilder verdienstvoller Männer auf das für alles Schöne und Gute empfängliche Gemüth der Jugend haben", veranlaßte. Gleichzeitig richtete er sein Augenmerk auf einen Gegenstand der Botanik, zu dem ihm die vielen durch Pilze herbeigeführten Vergiftungsfälle Anlaß gaben; er schrieb nämlich seinen „Conspectus fungorum esculentorum, qui 1820

Pragae vendebantur"; bald jedoch faßte er den Entschluß, ein ausführlicheres Werk über die Pilze überhaupt herauszugeben, das unter dem Titel „Naturgetreue Abbildungen und Beschreibungen der eßbaren, schädlichen und verdächtigen Schwämme" in 10 Folioheften 1831—1847 (die letzten Hefte noch nach seinem Tode) erschienen ist. Längere Zeit hindurch hatte er mit den verschiedenen Pilzen Fütterungsversuche bei Thieren angestellt, um deren Wirkung näher zu prüfen. — Schon seit der Uebernahme seiner chirurgischen Professur arbeitete K. an einem Werke über Verbandlehre, von welchem jedoch erst von 1825 an „Abhandlungen aus dem Gebiete der Akologie", Bd. I. und später Bd. II. Abthl. 1. 1834 erschienen, nachdem er schon 1821, in dasselbe Gebiet einschlagend, eine „Beschreibung und Prüfung der Tober'schen Maschinen für Chirurgie, Krankenpflege und Hippoiatrie" als Programm seiner Wintervorlesungen 1820—21 herausgegeben hatte. — K., der sich zu dieser Zeit des höchsten Vertrauens beim Publikum und seinen Collegen erfreute, lehnte das ihm von der Staatsbehörde angetragene Protomedicat von Dalmatien ab, nachdem er sich erst kurze Zeit vorher (Februar 1820) verheirathet hatte; desgleichen später (1829) das ihm angebotene Protomedicat in Linz. — Als eine bösartige Typhusepidemie im Winter 1826 unter den zahlreichen, meist jugendlichen Opfern auch Prag's ausgezeichneten klinischen Lehrer, Dr. J. P. Jokliczke, in der Blüthe seiner Jahre dahingerafft, fügte sich K. den dringenden Bitten der verwaisten klinischen Schüler und dem Wunsche des Studienvorstandes und übernahm, trotz seiner schon so mühevollen und zeitraubenden Geschäfte als Gerichtsarzt, Lehrer und gesuchter Praktiker die Vertretung der erledigten Lehrkanzel und erhielt 1828 diese Professur der speciellen Pathologie und Therapie sammt der damit verbundenen Stelle eines Primararztes des Allgemeinen Krankenhauses. Es war dies also Krombholz's dritte Professur an der Prager Universität. Als dann im J. 1831 die Cholera auch Böhmen heimsuchte, wurde K., der das ungetheilte Vertrauen des ganzen Landes genoß (gleichzeitig in diesem Jahre Rector magnificus), von der Landesregierung zum Director der sämmtlichen Cholerahospitäler der Hauptstadt ernannt, nachdem er die Krankheit durch eine Reise nach Wien bereits studirt hatte. Als die Epidemie, in welcher er, ohne an sich zu denken, die größte Aufopferung gezeigt, erloschen war, konnte, in Folge seiner Bemühungen und persönlichen Opfer, eine seinen Namen tragende höchst wohlthätige Stiftung am 1. März 1832 ins Leben treten, welche den Zweck hat, unbemittelte Studirende in Erkrankungsfällen in ihrer Behausung oder im Allgemeinen Krankenhause ärztlich zu behandeln. Eine andere von K. durch eine „Einladung" vom 5. Februar 1836 angeregte Stiftung eines Reisestipendiums an der Prager Universität für junge Aerzte hat der Universität selbst in späterer Zeit in der Person mehrerer ihrer ausgezeichnetsten Lehrer (Pitha, Bochdalek u. A.) herrliche Früchte getragen. Endlich legte K. auch den Grund zu einer klinischen Bibliothek, die sich bald eines erheblichen Umfanges zu erfreuen hatte. — Wir haben noch einige in diese Zeit fallende Publikationen Krombholz's nachzutragen: „Anatomische Beschreibung eines sehr merkwürdigen Anencephalus", 1830. Mit drei Kupfertafeln; „Fragmente einer Geschichte der medicinisch-praktischen Schule an der Karl-Ferdinands-Universität", 1831, Programm zum Rectoratswechsel 1831—32; ferner „Auswahl gerichtlich-medicinischer Untersuchungen nebst Gutachten, geführt und abgegeben an die resp. Behörden", in 3 Folioheften (1831, 1835, 1841). — Das Jahr 1836 sah K. zum vierten Male eine Professur an der Prager Universität wechseln. Er motivirte diesen höchst unerwarteten Schritt so, indem er glaube, „daß er durch seine zeitherige Praxis, die fast allein schon den ganzen Tag hindurch ihn beschäftige, außer Stand gesetzt sei, den Forderungen, die seine Lehrkanzel ihm stelle, in ihrem ganzen Umfange zu genügen". Er beschloß daher,

erst die mit seinem Lehramte verbundene Verwaltung des Krankenhauses niederzulegen, dann um die Enthebung von der 11 Jahre lang bekleideten Lehrkanzel selbst und um Verleihung der erledigten Professur der Physiologie zu bitten, als einer solchen, deren Pflichten er noch zu genügen hoffte. „Aber auch dieses Amt", sagte er, „wünsche er nur einige Jahre lang zu versehen, dann aber wolle er, jedem öffentlichen Amt und seiner ganzen Praxis entsagend, sich auf sein Politz zurückziehen, um alle ihm etwa noch übrige Zeit seines Lebens der Niederschreibung seiner in der Heilkunde gemachten Erfahrungen zu widmen." Seinem Verlangen wurde entsprochen; die Uebertragung der Professur der Physiologie erfolgte im Februar 1836; indessen versah er dieselbe nur noch vier Jahre, aber die Erfüllung des zweiten Theiles seiner Wünsche, auch noch in ländlicher Zurückgezogenheit durch schriftstellerische Arbeiten zu nützen, war ihm nicht mehr beschieden. — Im September 1836, bei Gelegenheit der Krönung des Kaisers Ferdinand als König von Böhmen, wurde K. in den Adelstand erhoben. Auch anderweitig hatte es ihm nicht an Ehrenbezeigungen gefehlt, da er seit Jahren Mitglied der angesehensten medicinischen Gesellschaften und Corporationen des In- und Auslandes war. Nachdem er in demselben Jahre, 1836, von Neuem mit vollster Aufopferung die Direction der Prager Cholerahospitäler geführt, ertheilte ihm die Stadt Prag, ganz ohne sein Zuthun, (20. December 1838) das Ehrenbürgerrecht und das Prager bürgerliche Scharfschützen-Corps ernannte ihn zu seinem Ehrenhauptmann. Im October 1839 wurde ihm vom Kaiser der Titel eines k. k. Gubernialrathes mit einer Gehaltszulage von 500 fl. C. M. verliehen. — Im J. 1836 noch gab er einen „Generalrapport über die asiatische Cholera zu Prag im J. 1831 und 1832 . . ., nebst Bemerkungen über Abweichungen dieser Krankheit bei ihrem Wiederauftreten daselbst im September 1836" heraus. — Das Jahr 1837, in welchem im September die Wanderversammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Prag tagte und bei welcher er nebst dem Grafen Caspar v. Sternberg einer der Geschäftsführer war, gab K. Anlaß zu mehreren Publicationen, darunter „Topographisches Taschenbuch von Prag zunächst für Naturforscher und Aerzte", diesen letzteren, als Gästen, gewidmet; ferner „Beobachtung zweier Fälle von inneren Brüchen", endlich in Gemeinschaft mit seinem Mit-Geschäftsführer den 1838 erschienenen Bericht über die Versammlung. — Nachdem K. im September 1841 einen Schlaganfall erlitten, machte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Reise über Wien nach Italien, hielt sich namentlich in Rom und Neapel mehrere Monate auf und hatte am ersteren Orte noch das Unglück das linke Schlüsselbein zu zerbrechen. Im Herbst 1842 kehrte K. gestärkt zurück; ehe er jedoch seine Amtsgeschäfte wieder übernehmen konnte, traf ihn am Weihnachtstage von Neuem ein Schlaganfall und trotzdem er fast noch ein Jahr lebte, erholte er sich nicht mehr vollständig, sondern verstarb den 2. November 1843, nachdem sich in Folge eines Herzfehlers noch Brustwassersucht zu seinen Leiden hinzugesellt hatte. — Außer den von uns angeführten Schriften und einer Anzahl kleinerer Abhandlungen in den Prager Gesellschaftsschriften, verschiedenen medicinischen Journalen und im Encyklopädischen Wörterbuch der Berliner medicinischen Facultät fanden sich in Krombholz's Nachlaß die Materialien zu manchen anderen Werken gesammelt, die nicht zur Herausgabe gelangt sind; so zu einer speciellen Pathologie, anatomisch-pathologischen Kupfertafeln, zu zwei Volksbüchern: Ueber das diätetische Verhalten in Krankheiten und Ueber den Gebrauch der Hausmittel.

Ein ausdauernder Fleiß, eine in der Erreichung ihres Zieles nie zu ermüdende rastlose Thätigkeit war bei K. einer der hervorstechendsten Züge seines Charakters; nachdem er Abends bis Mitternacht studirt, fand man ihn Morgens 4 Uhr schon wieder am Schreibtisch. Den neuen Erscheinungen seiner Zeit, dem animalischen Magnetis-

mus, der Homöopathie, der Wasserheilkunde trug er vollständig Rechnung, ohne sich von ihnen blenden zu lassen. Kein Opfer an Zeit und Mühe war ihm für seine Kranken zu groß, gleichviel ob diese es ihm vergelten konnten, oder nicht. Nicht mindere Tugenden zeigte er als Sohn seiner bejahrten Mutter gegenüber, als Familienvater, Freund und Wohlthäter seines Geburtsortes, wo er sich sein Tusculum geschaffen hatte. Seinen Schülern war er ein väterlicher Freund und Helfer in jeder Noth. Ueber alles Lob erhaben war seine Wohlthätigkeit. — Krombholz's Verdienste um die Wissenschaft liegen vorzugsweise auf dem Gebiete der gerichtlichen Medicin, Medicinalpolizei und Botanik; sein großes Werk über die Pilze ist für alle diese Wissenschaften von Bedeutung. Im Uebrigen ist nicht zu bezweifeln, daß er einer der gelehrtesten Aerzte und edelsten Menschen Prags war. — Die medicinische Facultät ehrte sein Andenken dadurch, daß sie seine Marmorbüste in dem großen Zimmer des Allgemeinen Krankenhauses, in welchem die durch die Krombholz-Stiftung verpflegten Studirenden sich befinden, aufstellen ließ.

Vgl. Bernard Bolzano, Dr. V. J. Edler v. Krombholz nach seinem Leben und Wirken, Prag 1845 (Aus den Abhandlungen der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. 5. Folge, Bd. IV). — K.'s Schriften s. in Callisen's Medicin. Schriftstellerlexicon, Bd. X, 1832, S. 407; Bd. XXIX, 1841, S. 357. E. Gurlt.

Krommer: Franz K., ein beliebter Componist am Anfange unseres Jahrhunderts, war am 5. December 1759 in Kamenitz in Mähren geboren. Zum Lehrer hatte er nur einen Bruder seines Vaters, der in Turas Chordirector war, woselbst K. sehr bald zum Chordienst herangezogen wurde und theils als Organist, theils als Violinist Dienste leisten mußte. Seine ersten Compositionen waren der Kirche bestimmt, der einzige Kreis, den er kannte. Darauf trat er als Violinist in die Hauskapelle des Grafen Ayrum zu Simonthurn in Ungarn ein, wurde gegen Ende des Jahres 1790 Chordirector in Fünfkirchen, dann Kapellmeister des Regiments Karolyi, ging dann mit dem Fürsten Grassalkowitz nach Wien und leitete dessen Kapelle. Als dieser starb, erwarb er sich den Lebensunterhalt durch Unterrichtgeben und Componiren. Als Componist hatte er sich durch einige kleine Sachen einen Ruf erworben und sah sich dadurch unter die beliebten Componisten Wiens versetzt. Seine Fruchtbarkeit war sehr stark und die Opuszahlen rückten über die Hundert. Durch Protection erhielt er noch den wenig Mühe machenden Posten eines kaiserlichen Kammerthürhüters und als 1814 Leopold Kozeluch starb, den eines kaiserlichen Kammerkapellmeisters, wodurch er Gelegenheit hatte als Begleiter seines Kaisers Frankreich und Italien zu sehen. In Paris wurde er mit großen Ehren empfangen und das Conservatoire ernannte ihn zu seinem Ehrenmitgliede. Ein Gleiches widerfuhr ihm in Venedig. Nach Wien zurückgekehrt widmete er sich mit Vorliebe der geistlichen Composition und der Tod überraschte ihn am 8. Januar 1831 bei der Composition einer Pastoralmesse. Seine zahlreichen Werke bestehen aus Sinfonien, Violinconcerten, Quintetten und Quartetten, Duos für 2 Violinen; außerdem schrieb er noch Vieles für Flöten, Clarinetten und Oboen. Der Verfasser des Artikels in Schilling's Lexikon, der jener Zeit, als Krommer's Compositionen das Repertoire der Spielstücke beherrschte, sehr nahe stand, schreibt über dieselben: „Er versuchte sich, den Theaterstil ausgenommen, fast in allen Zweigen, und eine geraume Epoche hindurch auch mit überwiegend entschiedenem Glücke. Seine Sinfonien, Messen, Sonaten, Variationen, Harmoniepartieen, Märsche, Trio's, Quartette, Quintette, Concerte rc. für die meisten gangbaren Instrumente, zeichnen sich ebenso sehr durch einen humoristischen heiteren Charakter als durch eine interessante Behandlung aus, und stehen bei älteren Kunstfreunden immer

noch in gutem Andenken. Sie sind, möchte man sagen, ein treues Facsimile ihres Schöpfers, denn auch er war ein jovialer lebensfroher gefälliger Mann, dem man schlechterdings nicht die Last seiner sieben Decennien ansah und der allerwege für einen rüstigen Fünfziger passiren konnte."

Rob. Eitner.

Kronberg: Hartmuth v. K., Theilbesitzer des in der Nähe Frankfurts gelegenen gleichnamigen Schlosses und Städtchens, eines Reichsmannslehns. Die Familie war mit der Franz v. Sickingen's verschwägert. K. diente daher letzterem an der Spitze eines reißigen Geschwaders in den Fehden gegen Worms und Lothringen. Bei Luther's Auftreten wandte er sich demselben frühzeitig mit überzeugungsvollem Eifer zu. Neben Hutten hat er vornehmlich Sickingen's Bekehrung veranlaßt (Sendschreiben vom 9. October 1521) und bei der Aenderung des Gottesdienstes auf der Ebernburg mitgewirkt. Aber damit that sich der Mann nicht genug; es trieb ihn unwiderstehlich das Heil, welches er in sich erfahren, auch weiteren Kreisen durch die Kraft seines Wortes zuzuwenden. Die Sendschreiben, welche er in den nächsten Jahren zu diesem Behuf verfaßte, sind daher nicht sowol Briefe als beredte Manifestationen seiner gläubigen Ueberzeugung nach Außen hin. Der Kaiser und das Reichsregiment, der Papst und Luther, der in seiner Freude über die aus Herzensgrund quellende Frömmigkeit des Mannes ihm 1522 durch eine eigene Missive antwortete, ferner die Bewohner von Kronberg und Frankfurt, die Bettelorden und päpstlich gesinnte Geistliche, endlich der Erzbischof Richard von Trier wurden damit bedacht. Den letzteren insbesondere hatte er schon seit dem Wormser Reichstag auf's Korn genommen. Als Sickingen die Fehde gegen Trier begann, nahm K. am Kampf keinen activen Antheil, sondern blieb als Hüter auf der Ebernburg zurück. Nichts destoweniger wollte er nicht länger der Lehnsmann des Erzbischofs bleiben, da kein Unterschied sei zwischen solchen, die Christum leiblich gekreuzigt und denen, welche in dieser Zeit das göttliche Wort wissentlich verachten. Diese starre, immer nur einen Gedanken festhaltende Ausschließlichkeit charakterisirt sein Denken, Schreiben und Thun überhaupt. Daß er in Sickingen's Vorgehen nur „Durst nach Gerechtigkeit" und die Absicht „dem Evangelium eine Oeffnung zu machen" erblickte, versteht sich von selbst. Im Winter vor der Katastrophe seines Freundes scheint er persönlich unter dem böhmischen Adel Bundesgenossen für denselben geworben zu haben, ein Aufruf zur Anreizung der Böhmen gegen den Papst und alle seine Anhänger hat sich noch in Copie erhalten (Marb. Arch.). Trotzdem war er erstaunt, als auch gegen ihn, ungeachtet seiner Rechtserbietungen, als Landfriedensbrecher die Rache der fürstlichen Gegner Sickingen's sich richtete. Nach der Eroberung seiner Besitzungen und der Confiscation derselben durch Hessen floh er nach Basel, wo seine evangelische Ueberzeugung durch's Elend ungebrochen nach manchen Seiten hin befruchtend gewirkt haben soll. Hauptsächlich aber war er in den folgenden Jahren beflissen das vermeinte Unrecht rückgängig zu machen, welches ihm als einem ganz unschuldigen angethan wäre. Er bestürmte brieflich und persönlich einzelne hervorragende Fürsten, das Reichsregiment, den Kaiser Karl selber, dem er nach Angabe der Sicking'schen Familienchronik bis nach Spanien nachgereist ist. In der That hat schon 1527 der Kaiser dem Landgrafen von Hessen die Anweisung zukommen lassen, abzustehen von dem Reichslehen Kronberg und die Sache dem Kammergericht anheim zu stellen. Doch hielt der Hesse die wohlgelegene Beute fest, obwol bei der wachsenden Verwickelung der politischen Gesammtlage die berufensten Vertreter der evangelischen Partei einerseits die sächsischen Fürsten, andererseits Buzer und Jakob Sturm nacheinander für den Heimathlosen ein Fürwort einlegten. Erst nach Jahre langen Schwierigkeiten, nachdem K. sich herbeigelassen in Person vor Philipp von Hessen

seine Sache zu führen und dann auf letzteres Verlangen vom Kaiser die Genehmigung erwirkt hatte, Kronberg zum offenen Haus des Landgrafen zu machen, erfolgte am 2. November 1541 die volle Aussöhnung und die Restitution. Ohne ferner in hervortretender Weise sich bemerklich gemacht zu haben, starb K., wie er gelebt, als überzeugter Lutheraner am 7. August 1549.

Außer Kronberg's Schriften bei Münch, Walch und Mende, sowie den in meinem „Franz v. Sickingen" angeführten Quellen sind benutzt eine Anzahl archivalischer Mittheilungen aus Marburg, welche ich der Güte von M. Lenz verdanke. Ein Lebensbild Kronberg's, vorzugsweise nach der religiösen Seite hin, haben zu zeichnen versucht: A. Nebe, Denkschrift für das Nassauische evang.-theolog. Seminar zu Herborn, 1863, S. 4 ff., und Thelemann in: Deutsche Blätter, herausgegeben von Füllner, Jahrg. 1875.

H. Ulmann.

Krone: Rudolf K., gebürtig aus Seehausen in der Altmark und auf dem Seminar zu Weißenfels zum Lehrer ausgebildet, wurde 1849 als rheinischer Missionar nach China gesandt. In der Provinz Kwantung, in den Städten und Dörfern zwischen Honkong und Canton hatte er sein Werk als Straßenprediger und Lehrer, sammelte einige treue und begabte Gehülfen um sich und beschäftigte sich eifrig mit der reichen chinesischen Litteratur und der Erforschung des chinesischen Gedankenkreises. Manche werthvolle Aufsätze, die aus diesen Studien hervorgingen, fanden ihren Weg in die deutschen Zeitschriften. Als der englisch-chinesische Krieg 1856 ausbrach, mußte er mit allen deutschen und englischen Missionaren seinen Arbeitskreis verlassen. Nur in Hongkong, in dem eroberten Canton und in Macao konnte er seine Wirksamkeit fortsetzen. Der Krieg selbst gab ihm aber auch jetzt alle Hände voll zu thun. Die Sorge für die Flüchtlinge, für die Frauen und Kinder, für die verlassenen und verwundeten Heiden, in welche er sich mit vielen anderen Missionaren theilte, gab ihm fortwährend Gelegenheit zur Verkündigung des Evangeliums, zur Spendung von Rath, Trost und Hülfe an die Leidenden, und zur Anwendung der ärztlichen Geschicklichkeit, die ihm im hohen Maße eigen war. Nachdem der Friede von Tientsin 1860 geschlossen war und K. mit großer Freudigkeit sein früheres Arbeitsfeld unter den Punti wieder betrat, sah er sich plötzlich aufs Neue gehemmt durch ein gefährliches Krankheitsleiden seiner Frau, einer württembergischen Pfarrerstochter, die ihm 1856 nach China gefolgt war. Er sah sich genöthigt, sie nach Deutschland zurückzubringen und als er nach zwei Jahren mit der Genesenen abermals sich nach China einschiffte, wurde er selbst von schwerer Krankheit befallen und starb auf der Reise in Aden 1863, erst 40 Jahre alt.

v. Rohden.

Krones: Therese K., geb. am 7. Octbr. 1801 zu Freudenthal in Schlesien, † 28. Decbr. 1830 in Wien. Die „Grazie der Trivialität", „das Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit in der Wiener Lokalkomik" wie man die in der Wiener Theatergeschichte so markant hervortretende K. nicht unrichtig genannt hat, war die Tochter eines Schauspieldirectors und Schauspielers K., der sie schon als Kind auf die Bühne brachte, so z. B. frühzeitig in Wien als Schutzgeist bei einer Aufführung der „Teufelsmühle", in der er selbst den alten Martin spielte. Später nahm sie mit ihrem Bruder ein Engagement in Agram an und wirkte darauf in Olmütz, Brünn, Laibach, Gratz, dann wieder in Agram und Temesvar. 1821 endlich kam sie an die Stätte ihrer späteren Triumphe nach Wien, als Mitglied des Leopoldstädter Theaters, das sie zuerst am 7. Oct. als Evakathel in Perinets Carikaturoper betrat. Nach dem Abgang der vielbeliebten komischen Schauspielerin Madame Raimund wollte es der Zufall, daß die ebenfalls gern gesehene D^lle^ Kupfer kurz vor Aufführung der Zauberoper „Lindane" erkrankte und nun

die K. mit der Rolle der Rosamunde betraut wurde. Der Erfolg, den sie errang, stellte sie mit einem Mal in den Vordergrund und machte sie zum wirksamsten Glied des Bundes, den jener Zeit Raimund, Schuster und Korntheuer bildeten. Eine Erschütterung schien die allgemeine Gunst erfahren zu sollen, als der Mörder des Professor Blank in ihrem Verehrer Jaroschinsky entdeckt und in dem Augenblick verhaftet wurde, als sich die K. anläßlich eines Banketts bei demselben befand. Sie hielt sich nach diesem Zwischenfall monatelang von der Bühne fern, ging mit der Idee um in ein Kloster zu gehen, kehrte aber doch schließlich auf die Bretter zurück und fand bis zu ihrem definitiven Austritt vom Leopoldstädtischen Theater (1829) den alten Beifall. Sie gastirte nachmals noch an einigen anderen Bühnen, bis sie ein schweres Leiden an der weiteren Ausübung ihres Berufs hinderte und vorzeitig von der Schaubühne des Lebens abrief. Der Jubel, mit dem alle Leistungen der K. aufgenommen wurden, steht außer allem Zweifel, anders die nachhinkende Beurtheilung ihres theatralischen Wirkens. Gefeiert von den Einen, begeiferten sie die Anderen und doch ist zweifellos, daß sie die Grenzlinie des Erlaubten nicht überschritt und bei aller Ungebundenheit und Freiheit, trotz allen Verlockungen nie unanständig wurde, oder die Decenz verletzte, wie wir es heute wohl auf der Operettenbühne erleben können. Ihr Spiel zündete immer, denn es war eben so schalkhaft wie natürlich und ungekünstelt, geschmackvoll und routinirt. „Sie war von ungewöhnlicher Begabung, wußte instinctiv die tiefsten Geheimnisse der Individualität des Publikums zu erfassen, welches stets mehr Sinnenmensch als Nation ist. Sie gab ihren Rollen gar nichts vom Dichter und Alles von sich, und da das dem Beifalle zu gut kam, so ließen's die Dichter gut sein." (Saphir). Ein glückliches Aeußere und ein bemerkenswerthes Talent sich geschmackvoll zu kleiden, kam ihrem Spiel noch besonders zu statten. Ihre Hauptleistungen waren neben der „Rosamunde" (Lindane), in der sie zum ersten Male in Wien durchschlug, „Fisperl" (Gisperl und Fisperl), „Zilli" (Aline), „Louise" (Kabale und Liebe), „Jugend" (Bauer als Millionär), „Julerl" (Jacob in Wien und Julerl die Putzmacherin), „Frau Springerl" (Fleischhauer aus Oedenburg) 2c. Von ihr selbst verfaßt wurden u. A. die Stücke „Der Nebelgeist", „Cleopatra", „Sylphide" 2c. Haffner hat die „deutsche Dejazet", wie man die K. auch nannte, in einem dreiaktigen Genrebild (Wiener Theater-Repertoir Nr. 75) behandelt, Bäuerle ihre Schicksale zum Vorwurf für einen Roman genommen (1853).

Joseph Kürschner.

Kropelin: Arnold (Arnt) K. oder von K. (Cropelin, Cropelyn), später mit dem Umlaut Kröpelin geschrieben, der bedeutendste Staatsmann, der Rostock je in der Hansa vertrat und in bedenklicher Zeit zu vielen Sendungen gebraucht wurde, ist als Rathsherr auf fast allen Hansetagen vom 20. Januar 1358 bis 25. Mai 1371, dann wieder vom 1. Mai 1373 bis 24. Juni 1377 und einzeln noch 1378 bis zuletzt am 12. März 1385 nachweisbar. Mehr und mehr tritt dann Johann v. d. Aa an seine Stelle. Da er am 1. Jan. 1363 schon als erster Rathssendebote in Stralsund erscheint, wird er seit Anfang 1362 Bürgermeister sein. So hat er die hansische Politik gegen Waldemar 1361 und 1362 mit bestimmt, nach dem Unglück von Helsingborg war er als Gesandter der Städte mit zu Söderköping (28. Sept. 1362?) bei den Königen Magnus und Hakon von Schweden und Norwegen und schloß mit am 6. Nov. den dänischen Waffenstillstand in Rostock. Er besonders mit dem Wismarer Bürgermeister Johannes Darghezow führte dann die Verhandlungen der Städte mit Herzog Albrecht von Mecklenburg um Landfrieden und Hülfe bei dem nächsten dänischen Kriege; am 13. Mai 1363 verhandelte er in Nyköping mit Waldemar. Ihm vorzugsweise wird die energische Stellung Rostocks 1363 und 64 zu danken sein,

als die Frage herantrat, ob Lübeck, Rostock, Wismar und Stralsund den Krieg allein wieder aufnehmen sollten. Seiner Vertrauensstellung zu Herzog Albrecht entspricht es, daß, als dessen Sohn Albrecht von Warnemünde aus am 10. Nov. 1363 nach Schweden gesegelt und dort am 2. Febr. 1364 als König gekrönt war, der Herzog dieses am 20. März an Rostock meldet, Geschütz und Proviant erbittet und den Städten dafür Kalmar und Stockholm zum Handel eröffnet. Speziell Kropelin's Verhandlungen muß es zugeschrieben werden, daß Borgholm auf Oeland Rostock zur Bewahrung von den Städten übertragen wurde, was freilich später zur Katastrophe Friedr. Suderlands führte. Vielleicht gerade deshalb nahm K. an den Verhandlungen über diesen am 16. Decbr. 1366 nicht Theil. Wieder seinen Bemühungen muß es wesentlich zugeschrieben werden, daß bei der Neutralität der Hansa im Kampfe zwischen den Königen Albrecht, Hakon und Magnus, dann auch Waldemar 1365—66 Rostock und Wismar die Freiheit erhalten, Albrecht Lebensmittel zuzuführen, unter der Form, daß dieses für ihren Landesherrn geschehe. In Köln beim Abschluß der großen Städteconföderation war K. freilich nicht, aber nachher bei der Kriegsrüstung während des Krieges 1368 und 69, zu dem Rostock 2 Koggen und 2 Sturmzeuge als Kontingent stellte und Ribnitz als Sicherheitspfand des Herzogs mit besetzte, finden wir ihn wieder thätig bei dem Beschlusse, das genommene Kopenhagen zu halten und der Maßregel, welche der Vitalien-Kaperei sehr ähnlich sieht: wer dänische Geldschiffe nehme, solle sie behalten, und die Städte sollen ihn dabei schützen (6. Oct. 1368). 1369 ist er thätig bei den Verhandlungen über den mecklenburgisch-lüneburgischen Krieg; und seine vorsichtige Politik bezüglich des Verhältnisses Rostocks zum Herzoge wird es sein, die Rostocks Gesandte zunächst von dem Friedenstage von Stralsund 1370 ferne hielt. Gleich nachher ist er wieder mitten in den Verhandlungen, auch in den flandrischen Fragen, wegen Braunschweigs Verhansung, besonders aber seit 1376 wegen der dänischen Erbfolge, worin die Hansen wegen des drohenden mecklenburgischen Principats über die Ostsee Olav, dem Sohne der Margarete, zuneigen, während Rostock und Wismar sehr zurückhaltend auftreten, ja zum Tage in Stralsund, 18. bis 24. Mai 1376, nur ihre Rathsnotare zur Kenntnißnahme sandten, auch den Verträgen von Kalingborg und Korsör am 14. Aug. 1376 fern blieben. Doch schieden sich Rostock und Wismar darum nicht von den Städten. In gleicher Vorsicht finden wir beide (und namentlich Arnold K. am 24. Juni 1377) in der Seeräuberfrage, da offenbar Albrecht von Schweden, wie der mecklenburgische Kronprätendent von Dänemark Albrecht, durch die Kaper Unterstützung hatten, welche im später verschütteten Ribnitzer Tief nahe bei Rostock eine Hauptzuflucht fanden. Beide Städte erhalten daher eine Ausnahmestellung in dieser Frage von den Hansen zugebilligt, erst 1381 stellt auch Rostock Friedeschiffe, und auf dem letzten Tage, wo K. anwesend, am 12. März 1385 verspricht es, 1 Schnicke gegen die Räuber zu stellen, wie Lübeck, Wismar und Stralsund, und 1 Feuergeschütz, während Lübeck deren 3 und Stralsund 2 verspricht. Die gegen ihn beim Stuhl zu Avignon 1380 anhängige Klage s. o. (IX, S. 448 r. v. Gothland). Das alte Patriziergeschlecht ist seit 1265 im Rath zu Rostock bekannt, es war das reichste, bekannteste und angesehenste, mit großem Lehensgrundbesitz. Ob das nicht sehr verschiedene Wappen berechtigte, das alte Rittergeschlecht v. K. am Hofe von Werle abzutrennen, steht dahin; jedenfalls war das Haus auch in Wismar rathsässig; auch in anderen Städten, selbst in Bremen, kommt es vor. Ein Hermann K. de Bremis wurde 1476 in Rostock immatrikulirt und später Doctor. Das Rostocker Geschlecht starb mit dem Rathsherrn Lambert K. 1496 aus, sein Haus wurde später die Regentia aquilae, die „Arnsborch" der Universität. Mit seiner Tochter, verheirathet an Roloff (Rudolf) Kerkhoff, kamen die Güter ins Kirchhoff'sche Haus (s. Bertold Kerkhof und

Lambert Kirchhoff), welches sie aber von den Herzogen erst 1528 erhielt. Sie waren als heimgefallene Lehen eingezogen.

Nach den Hanserecessen I—III. Lisch, Jahrb. IX, ꝛc. Eine Biographie ist ebensowenig wie eine Geschlechtsgeschichte vorhanden. Krause.

Kropff: Karl Philipp v. K., Forstmann, wurde um 1745 zu Cattenstedt bei Blankenburg am Harze (unter Braunschweigischer Oberhoheit stehend) geboren; † am 18. Mai 1820, wahrscheinlich in Potsdam. Sein Vater war Oberhauptmann im Fürstenthum Blankenburg, seine Mutter eine geborene von Ingersleben; die Großväter von beiden Seiten waren Oberforstmeister. Durch Tradition und Neigung bestimmt, widmete er sich daher ebenfalls dem forstlichen Berufe. Er erlernte das Forst- und Jagdwesen in den beiden Jahren 1763 und 1764 zunächst bei dem fürstlich anhalt-bernburg'schen Wildmeister Karl Rudolf Döbel zu Gernrode und Ballenstedt, dann im Fürstenthum Blankenburg bei dem Oberförster Johann Karl Thiemann zu Wienrode und endlich bei dem berühmten gräflich stolbergisch-wernigerode'schen Oberforstmeister Hans Dietrich von Zanthier zu Ilsenburg am Brocken. Am 17. Nov. 1767 erhielt er seine erste Anstellung im preußischen Forstdienste und wurde zunächst als Commissär nach Westphalen in die Grafschaft Mark gesendet, um die dortigen gemeinschaftlichen Holzungen zu vermessen, auf ihren Ertrag abzuschätzen und unter die einzelnen Interessenten zu vertheilen. Auch fungirte er hier als Mitglied der zur Berichtigung der Landesgrenzen zwischen dem kurkölnischen und dem märkischen Territorium niedergesetzten Commission. Später erhielt er die Direction über das Forstwesen der Grafschaft und zugleich das Referat über das Domänenwesen der vier Aemter Iserlohn, Altena, Neuenrode und Plettenberg, sowie das Bauwesen bei der Kammer. 1770 sollte er mit in das neuerrichtete Forstdepartement des Generaldirectoriums nach Berlin versetzt werden, doch wurde diese Absicht durch den Tod des Staatsministers Freiherrn von Hagen vereitelt. Erst 1778 glückte es ihm, als Forstdepartementsrath der kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer nach Berlin berufen zu werden; zugleich wurde ihm die specielle Oberleitung der Wirthschaft in den bei Berlin, Potsdam, Spandau und Köpenik gelegenen königlichen und städtischen Forsten übertragen. 1780—1786 fungirte er, unter Beibehaltung dieser Leitung mit dem Titel „Geheimerath" als technischer Referent des Forstdepartements für die Provinzen Kur- und Altmark, Preußen und Litthauen. Außerdem hatte er das Forstvermessungs- und Taxationswesen im ganzen preußischen Staate (mit alleiniger Ausnahme Schlesiens) zu leiten. Im August 1786 wurde er zum ersten Oberforstmeister der Kurmark ernannt; das ihm im Herbste desselben Jahres angetragene Landjägermeisteramt im Königreich Preußen und Herzogthum Litthauen lehnte er ab. Seinen Wohnsitz scheint er zuletzt in Potsdam gehabt zu haben. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit lag im Forsteneinrichtungswesen. Durch lange und gereifte Erfahrungen in diesem forstlichen Geschäftszweig erwarb er sich bedeutende Verdienste um die Ordnung des Betriebes und der Wirthschaft in den Forsten der Mark Brandenburg. Unter dem Minister Grafen von Schulenburg, welchem das Forstwesen seit 1775 unterstellt war, nahm er den lebhaftesten Antheil an den Schlageintheilungsarbeiten der dasigen Forste und verfaßte auch mehrere Instructionen hierüber, eine vom 10. Octbr. 1780 und eine weitere vom 24. Dec. 1783 als Nachtrag zu jener. Außerdem schrieb er 1807 ein dickes Buch (868 Seiten) unter dem Titel: „System und Grundsätze bei Vermessung, Eintheilung, Abschätzung, Bewirthschaftung und Cultur der Forsten. Nebst beiläufiger Berichtigung verschiedener in den Forst-Handbüchern des Oberforstmeisters F. A. L. von Burgsdorf enthaltenen Lehren". Die Veranlassung zu dieser Schrift gab ein Auftrag des Forstdepartements des königlichen Generaldirectoriums zu Berlin vom 3. März

1803. Es berührt angenehm, schon in der Vorrede dem Bekenntniß zu begegnen, daß ohne physikalisch-botanische Kenntnisse forstwissenschaftliche Grundsätze gar nicht aufgestellt werden könnten. Der Verfasser bekämpft den Plänterbetrieb und tritt für die regelmäßige Schlageintheilung, nach vorheriger Ausscheidung von Hauptabtheilungen (Blöcken), in die Schranken. Er betont die Nothwendigkeit der Berücksichtigung der Sturmrichtung bei der Hiebsführung; das Nadelholz müsse von Nordosten her, das Laubholz hingegen von Südwesten her in Angriff genommen und der Abtrieb je nach den entgegengesetzten Richtungen hin fortgesetzt werden. Ueberhaupt enthält diese Schrift eine Menge schätzbarer Erfahrungen und praktischer Winke über die forstlichen Eigenthümlichkeiten der Mark, und blickt überall der routinirte Praktiker durch. Unverkennbar tritt jedoch auch das Bestreben zu Tage, die Grundsätze, welche von Burgsdorf, mit welchem der Verfasser persönlich verfeindet war, früher entwickelt hatte, als irrig, wenigstens widerspruchsvoll hinzustellen. Außerdem wird den Forstbetriebsgrundsätzen des auf den Grafen von Schulenburg folgenden Forstministers, Oberjägermeisters Grafen von Arnim, wiederholter Tadel vornehmlich deßhalb zu Theil, weil dieser von seinem Dienstantritt (1787) ab das seitherige Eintheilungssystem, auf Veranlassung Hennert's verlassen und ein neues den von Burgsdorf'schen Lehrsätzen entsprechendes aufzustellen angeordnet hatte. K. lehrt als Regel, in Kiefernwaldungen nur 4—5 Samenbäume auf einem preußischen Morgen zu belassen, während das Arnim'sche Reglement vom 23. April 1796 befahl, 6 starke bis zu 12 mittelstarken Mutterbäumen überzuhalten rc. Erwähnung verdient ferner, daß K. 1781—1785 in den vier Hauptrevieren der Kurmark Brandenburg die ersten Feuerdarren zum Klengen der Kiefernzapfen erbaute. Manche Forstleute wollten zwar anfangs von dieser Neuerung nichts wissen; namentlich eiferte von Burgsdorf gegen diese neue Einrichtung, welche er als „unter die spekulativen Zimmerbelustigungen gehörig“ bezeichnete. Dieser Befehdung ungeachtet, wurde aber doch das neue System mehr und mehr anerkannt und 1802 die Einrichtung solcher Feuerdarren auch in pommerschen und neumärkischen Revieren angeordnet. Endlich muß noch die Thätigkeit Kropff's in Bezug auf den Anbau von Sandschollen in der Kurmark besonders hervorgehoben werden. Er brachte bis 1807 über 6000 Morgen ertragslose Sandschollen innerhalb und außerhalb der Forste in so sachkundiger Weise und mit so geringen Kosten in Kultur, daß ihm dieserhalb in den Jahren 1804 und 1806 auf Specialbefehl des Königs Friedrich Wilhelm besondere Belobungsschreiben zu Theil wurden.

Vorrede zu seinem Werke: System und Grundsätze rc., S. VI. — Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 1860, S. 114. — Pfeil, Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, 13. Band, 2. Heft, 1839, S. 74, 84, 88, 93 und 98 (Die Forstgeschichte Preußens). — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums rc. II. S. 111, 138, 331; III. S. 62 und 260. R. Heß.

Kropf: Martin K., geb. am 8. Juli 1701 zu S. Leonhard a. Forst, † am 27. Jan. 1779 auf dem Stiftschlosse Leestorf, 1722 Profeß des Benedictinerordens im Kloster Melk, drei Jahre Professor der Rhetorik oder der 2. Classe der Humanioren am Stiftsgymnasium, jüngerer Kloster- und Zeitgenosse der um das Emporkommen der quellenmäßigen Geschichtschreibung Oesterreichs hochverdienten Gebrüder Petz, dessen eigenes Verdienst in der angedeuteten Richtung mit seiner zwanzigjährigen Thätigkeit als Bibliothekar zusammenhängt. Die letzten sechs Lebensjahre verbrachte K. als Stiftsverwalter auf Leestorf. Außer theologischen Publicationen, z. B. den „Comm. in Cap. XV epist. prioris St. Pauli ad Corinth. ad Basil. fratrem bl. III“ (Steier 1763) gab er als Hauptwerk die „Bibliotheca Mellicensis“ heraus (Wien 1747, N. A. 1755), worin die litterarische Thätigkeit der Melker Benedictiner seit der Gründung des Klosters

durch sechs Jahrhunderte gewürdigt wird. Dieses Werk tritt der archivalischen oder diplomatischen Publication des älteren Klostergenossen Hueber (Austria ex archivis Mellicensibus illustrata ll. II) an die Seite. Voran steht eine Abhandlung über den Ursprung Melks und die Geschichte Leopolds des Erl., welche auch besonders abgedruckt wurde.

De Luca, Gelehrtes Oesterreich, Wien 1776, S. 281. Vogel, Spec. bibl. hist. et geogr. Austr. I. Keiblinger, Gesch. d. Kl. Melk I. Wurzbach, Biogr. Lex. XIII. Mayer, Gesch. der geist. Cultur Nied.-Oesterr. I, S. 192.

Krones.

Kropstein: Nicolaus K., ein Componist des 16. Jahrhunderts, von dem als Drucker und Verleger Georg Rhau in Wittenberg 1542 die Hymne: „Beatus auctor saeculi“ zu 5 Stimmen druckte.

Vgl. meine Biographie der Musik-Sammelwerke S. 651.

Rob. Eitner.

Krosigk: Albrecht Christoph v. K., Hofmarschall und Hauptmann zu Dessau, geb. am 5. Decbr. 1576, nach dem Tode seines Vaters Adolf (1605) und seines Bruders Adolf Wittich, sowie mehrerer Schwestern Erbe von Alt- und Neu-Sandersleben, Hohnsdorf, Gnölbs, sowie Besitzer von Beesedau und Marienthal, die er durch Kauf erwarb. Sein Name ist weniger durch die Bedeutung der zahlreichen Aemter, die er in Anhalt bekleidete — er war Kammerrath, Hofmarschall und Hauptmann in Dessau, 1628 auch Unterdirector des zu Bernburg gehaltenen Landtages der gesammten anhaltischen Fürstenthümer — als durch seine Betheiligung an der Gründung der sogenannten „Fruchtbringenden Gesellschaft“ oder des „Palmenordens“ 1617 bekannt geworden. Unter den Stiftern derselben erscheint er unter dem Namen „der Wohlbekommende — im gutten Lande“, mit dem Sinnbilde der „Gerste“ an siebenter Stelle. Seine zahlreiche Nachkommenschaft ist in den unter seinem Bilde befindlichen Versen angedeutet: „Mit funfzehnfacher Frucht mein Weib mir auch begegnet“. Seine Tochter Johanna Elisabeth hatte sich 1637 mit Georg Aribert, Fürsten von Anhalt-Dessau vermählt. K. starb 1637.

R. v. K., Nachrichten zur Geschichte des Dynasten- und Freiherrn-Geschlechtes v. Krosigk, Berlin 1856. S. 104 ff. — Beckmann, Historie des Fürstenthums Anhalt, Th. VII, Cap. II, S. 296 ff. — Der fruchtbringenden Gesellschaft Nahmen, Vorhaben, Gemählde und Wörter . . ., Frankfurt, Matth. Merian 1646. — F. W. Barthold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft, Berlin 1848. S. 109.

Brecher.

Krosigk: Bernhard von K., Bruder des vorigen, ebenfalls einer der Mitbegründer des Palmenordens, geb. am 13. April 1582, kam als Edelknabe an den fürstlich anhaltischen Hof in Cöthen, begleitete den Fürsten Ludwig von Anhalt auf seiner ersten Reise 1596—1597 nach den Niederlanden, England, Frankreich, dem Elsaß und Süddeutschland, wie auf seiner zweiten größeren 1598 bis 1602 nach Italien, Ungarn und Oesterreich an den kaiserlichen Hof, nahm an der Gründung des Palmenordens auf der Wilhelmsburg bei Weimar 1617 Theil, legte sich als achter in der Reihe der Mitglieder desselben den Namen „der Reinliche“ und die Devise „ungerührt bestehts“ über einer Lilie bei, kämpfte in dem bald darauf ausbrechenden böhmischen Kriege auf Seite der Protestanten und Friedrichs V. von der Pfalz und fand in der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag am 8. Novbr. 1620 als Comitis Hallachii (Hollach) Vice Colonellus Equitum einen ehrenhaften Reitertod. — Seine Güter Marxdorf und Badegast bei Cöthen in Anhalt gingen auf seinen Sohn Bernhard († 1643) über.

K. v. Krosigk, Nachrichten zur Geschichte des Dynasten- und Freiherren-Geschlechtes v. Krosigk, Berlin 1856, S. 105 ff. und 117. — Beckmann, Historie des Fürstenthums Anhalt, Th. VII, Cap. II, S. 296 ff. Der fruchtbringenden Gesellschaft Nahmen, Vorhaben, Gemählde und Wörter . . . Frkf., Matth. Merian 1646. — F. W. Barthold, Gesch. der fruchtbringenden Gesellschaft, Berlin 1848, S. 109 ff. Brecher.

Krosigk: Bernhard Friedrich Baron v. K., geb. (unbekannt wann) zu Magdeburg, † im J. 1714 zu Herzen, war ein begeisterter Liebhaber und Beschützer der Astronomie. Er lebte zuerst als braunschweigischer Hofmarschall, Geheimrath und Oberst in Wolfenbüttel, ward vom König Friedrich I. nach Berlin ebenfalls in die Stelle eines geheimen Rathes berufen und zog sich ein Jahr vor seinem Tode nach seinem Gute Herzen in Holland zurück. In Berlin, das damals noch eines festen Observatorims entbehrte, erbaute er ein solches und stellte in der Person des Professors J. W. Wagner, eines Schülers von Eimmart, einen tüchtigen Beobachter an. Der in dem Artikel Kolb näher beschriebene Versuch, eine Correspondenzreihe von Beobachtungen zwischen Berlin und der Capstadt herzustellen, scheiterte leider trotz der Opfer, welche K. mit fürstlicher Munificenz gebracht hatte. Gleichwol erlahmte sein Eifer für die gute Sache nicht, vielmehr stellte er nach wie vor seine Privatsternwarte dem Ehepaar Kirch (s. d. Artikel) zu Gebote, welches damals von der unvollendeten königlichen Warte noch keinen Gebrauch machen konnte.

Lalande, Bibliographie Astronomique, S. 348. — Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 637. Günther.

Krüdener: Barbara Julie von K., geb. von Wietinghoff, berühmte weltliche, literärische, prophetische und politische Frau, ist am 21. Novbr. 1764 zu Riga in Liefland geboren. Ihr Vater, einer alten deutschen Familie angehörig, aus welcher vor Zeiten mehrere Deutschordensmeister hervorgegangen, hat den später verdunkelten Glanz seines Hauses durch den Reichthum erneuert, den er in industriellen Unternehmungen erworben. Er war russischer Geheimrath und Senator. Ihre Mutter, die Tochter des Marschalls Münnich, verband mit der Arbeitsamkeit einer Hausfrau die Lebensweise einer Weltdame. Julie wuchs in dem Reichthum des elterlichen Hauses auf, sprach früh französisch und deutsch nebeneinander, befaßte sich auch ein wenig mit Latein, einer sorgfältigen Erziehung entbehrte sie. 13 Jahre alt begann sie mit den Eltern bereits das der Befestigung des Charakters so gefährliche Reiseleben. Sie hatte das Leben in Spa, in Paris und auf den Schlössern Englands schon durchgekostet, als sie, in die Heimath zurückgekehrt, die Augen durch Jugend, Anmuth und Reichthum auf sich zog. Die Hand der Achtzehnjährigen gewann der Baron Burchard Alexis Constantin von Krüdener. Zwanzig Jahre älter als die Braut, geb. am 24. Juni 1744, einst in Leipzig Zuhörer in Gellert's Vorlesungen über die Moral und von seinen Commilitonen der Gelehrte genannt, ward er zuerst bei der Gesandtschaft in Madrid, dann in Paris beschäftigt, wo er mit J. J. Rousseau in Verbindung kam, später von der Kaiserin Katharina II. zum Minister in Kurland mit dem Wohnsitze in Mitau ernannt. Als der Ehebund zwischen dem Minister und der Jungfrau vollzogen wurde, hatte die Braut schon die Auflösung eines Verlöbnisses, der Bräutigam die Scheidung von zwei Frauen hinter sich. Der Gemahl, in ernstem Amte stehend, war ernsten Beschäftigungen auch im Hause geneigt: die junge Frau dürstete nach anmuthigem Genuß des Lebens. Der ältere Mann wünschte der jüngeren Lebensgefährtin zu bieten, was ihre Erziehung versäumt: sie erwartete von seiner Stellung und seinen Mitteln nur leichte Beschäftigung für ihren Kopf und Befriedigung ihrer Eitel-

keit. Am 31. Januar 1784 gebar sie einen Sohn. Im folgenden Jahre zog sie mit dem Gemahl, der zum Gesandten in Venedig ernannt worden war, dorthin und genoß mit vollen Zügen das weiche, müßige, berauschende Leben der Stadt auf dem Meer. Das eheliche Leben des Paares nahm hier die Gestalt an, welche Frau von K., allerdings in verklärendem Tugendschein, in ihrem Roman „Valerie" schildert — wie denn als der landschaftliche Boden dieses Romans Venedig mit all' seinen Bezauberungen erscheint. Die junge Frau liebt ihren Gemahl aufrichtig, erweist ihm die zartesten Aufmerksamkeiten, ängstigt sich um ihn, wenn er spät heimkehrt. Aber das Gefühl, von ihm „nicht verstanden" zu sein, fängt an sich zu regen. Ein junger Mann, Alexander von Stakieff, entbrennt in Leidenschaft für sie und verbannt sich selbst aus ihrer Nähe. So scheint die Gefahr für die junge Frau beseitigt. Von Venedig 1786 nach Kopenhagen übergesiedelt, wo ihr Mann Gesandter geworden, führt sie das im Süden begonnene Leben auch in der nordischen Residenz fort. Man spielte Theater — und was auf der Bühne begann, gewann bald Raum im Leben. Stakieff kam nach Kopenhagen, und da er die Leidenschaft zu Frau v. K. aufs neue in sich auflodern fühlt, flieht er aufs neue. Aber er vertraut zugleich ihrem Gemahl das Geheimniß seiner Liebe an: „Ich verehre sie um ihrer Liebe zu Ihnen willen. Von dem Augenblick an, in welchem Sie ihr weniger theuer wären, würde sie für mich nur eine gewöhnliche Frau sein und ich würde sie nicht mehr lieben". Krüdener giebt den Brief seine Frau, und diese, seither in naiver Unwissenheit über die Liebe des Entflohenen, wird durch den ungewollten Erfolg, den sie gehabt, auf die schlüpfrige Bahn, gefallen zu wollen, getrieben. Denn „sie ist nicht verstanden". Aus großer Gemüthsaufregung entwickelt sich eine Krankheit, ein Wochenbett kommt hinzu, das ihr Leben gefährdet. Sie soll ins südliche Frankreich reisen und verläßt Kopenhagen im Mai 1789, um sich zunächst nach Paris zu begeben. Hier macht sich das Bedürfniß nach Ausbildung des Geistes mit Macht geltend. Sie liest das Beste, was die französische Litteratur bietet, und sucht die Männer der Kunst und Wissenschaft auf. Mit Bernhardin von St. Pierre, dem Verfasser von Paul und Virginie, wohnt sie in einer Vorstadt unter demselben Dache zusammen und genießt mit ihm die Reize der Natur. Aber während sie ihren Geschmack am einfachen Leben rühmt, macht sie bei einer Modistin eine Rechnung von 20 000 Franken. Wir finden sie bald darauf in Barèges als Königin der Badegäste. Sie giebt den Ton an in der Mode, sie sitzt am Spieltisch und rührt dann wieder in der freien Natur die Gesellschaft durch das Vorlesen von Paul und Virginie zu Thränen. Und als bei der Heimkehr Einer aus der Gesellschaft klagt, daß die Freude der Sommernacht schon zu Ende sein solle, wird sie die Anführerin einer nächtlichen Partie, die an studentischen Uebermuth erinnert. In Montpellier macht sie, immer von ihren Kindern begleitet, die Bekanntschaft des Grafen Frègeville, eines jungen, schönen, verführerischen Offiziers. Er erklärt ihr seine Liebe — sie weist ihm die Thür. Er droht mit Selbstmord. Sie läßt wie aus Erbarmen der Sünde ihren Lauf. Ihre Erzieherin heirathet und läßt sie schutzlos zurück. Sie will heimreisen, aber sie sagt es dem Liebhaber und dieser überzeugt sie, daß sie ohne männliche Begleitung nicht reisen kann. In der Tracht eines Lakaien reist er mit. Je näher sie dem Gemahle kommt, desto unruhiger wird ihr Gewissen. Endlich sehen sich die Eheleute wieder und die Frau gesteht, daß das Band innerlich zerrissen ist. Der Mann hört das Geständniß mit würdigem Schmerz an. Die gewünschte Scheidung verweigert er, aber er läßt die Frau zu ihrer Mutter nach Riga gehen. Dort findet sie so viel Ruhe, als eine Seele finden kann, die mit Sünde belastet ist, aber die Schuld nicht fühlt und die Vergebung nicht sucht. Sie pflegt ihren Vater auf dem Sterbebette. Im Briefwechsel mit der ehemaligen

Erzieherin, Frau Armand, spricht sie die Sehnsucht nach der Ruhe in Gott aus. Ein Wiedersehen mit Stakieff und die Verachtung, die er sie fühlen läßt, weil sie ihrem Manne untreu geworden, senken zwar den Stachel der Reue in ihr Gewissen. Aber es ist die Traurigkeit der Welt. Noch mehr als ein Jahrzehnt vergeht, bis die Reue zur göttlichen Traurigkeit wird. Nach mancherlei Fahrten, zwischen welchen sie ihren Gemahl zuweilen wiedergesehen, glänzt sie am Ende des Jahrhunderts in Lausanne in der Gesellschaft der emigrirten Franzosen. Sie tanzt, sie scherzt, sie reißt durch die Anmuth ihrer Gestalt und ihres geistigen Wesens hin. „Ein entzückendes Gesicht, ein leichter und gefälliger Geist; bewegliche Züge, die innere Gedanken und Gefühle ausdrücken; ein mittlerer und vollkommener Wuchs; blaue, immer heitere, immer lebhafte Augen, deren durchdringender Blick Vergangenheit und Zukunft durcheilen zu wollen schien; aschfarbene, in Locken über die Schultern herabfallende Haare; etwas Neues, Besonderes, Unvorhergesehenes in ihren Geberden und Bewegungen“, so wird ihr damaliges Wesen geschildert, das sie mit vollendeter Koketterie vor den Augen der bewundernden Gesellschaft in einem oft von ihr aufgeführten mimischen Tanze, dem sog. Shawltanze, entfaltete. In „Valerie“ ist dieser Tanz von ihr selbst beschrieben. Auch Frau von Staël schreibt davon: „Niemals haben Grazie uud Schönheit auf eine zahlreiche Gesellschaft eine außerordentlichere Wirkung hervorgebracht“. Frau v. K. trieb diese Koketterie so lange, bis Jemand aus der Gesellschaft ihr die Kunst abgelernt hatte, und diese allen Reiz für sie verlor. Am Anfang des Jahrhunderts ist sie mit ihrem Mann in Berlin, wo er als Gesandter wohnt, voll der besten Grundsätze, ruhig zu leben, aber immer wieder in den Strudel der Feste hineingerissen, schmerzlich durch den Glanz des Lebens getäuscht und nie ruhend in dem Bestreben, vor allen zu glänzen. Ihre ernsten Gedanken sind noch von der alten Eitelkeit durchzogen. Die Frau, welche ihrem Manne untreu geworden und lange fern von ihm gelebt, sieht sich als seinen Schutzengel an und bringt die Auszeichnungen, die ihm widerfahren, auf Rechnung ihres Gebets. Aber der Schutzengel hat auch jetzt nicht Lust, einfach bei dem Schützling auszuhalten. 1801 fühlt sie sich in Teplitz so wohl, daß sie sich vor der Rückkehr nach Berlin fürchtet. Sie schreibt ihrem Gemahl ihren Wunsch, in die Schweiz zu reisen. Und ehe derselbe sein Mißfallen darüber aussprechen kann, befindet sie sich in Genf. Während von Berlin her die ernste, verständige Mahnung kommt: „die Pflicht hat Dir Deinen Platz im Schooße Deiner vereinigten Familie angewiesen“, freut sie sich in Coppet mit Frau von Staël, in Paris mit Chateaubriand litterärisch zu verkehren, und mitten in diesem Leben geistigen Genusses, in welchem die zügellose, vor aller Welt kund gegebene Berauschung durch den Sänger Garat eine große Rolle spielt, trifft sie die Nachricht, daß ihr Gemahl plötzlich, Juni 1802, am Schlag gestorben. Die bitteren Vorwürfe, die sie sich machte, kamen zu spät — bald war sie ganz dem eitlen Leben wieder hingegeben. Nach zweimonatlicher Trauer reist sie von Paris nach Genf, von da nach Lyon, wo sie sich unter einer Fluth von Huldigungen überaus glücklich fühlt. Doch sehnt sie sich nach Paris zurück. Unter dem Einfluß der Pariser litterärischen Kreise will sie ihrem Roman „Valérie“ die letzte Feile geben. Nur in Paris darf er erscheinen. Aber sie will gerufen, ersehnt, erwartet sein. Sie bestellt sich selbst Ruf, Sehnsucht, Erwartung. Sie hatte einen Roman verfaßt, „La Cabane des Lataniers“, in welchem sie sich unter dem Namen Sidonie schildert. Ihr Freund, Dr. Gay in Paris, mit welchem sie einen Bund auf gegenseitige Lobeserhebungen geschlossen hat, muß eine „Elegie an Sidonie“ in Pariser Blätter rücken, in welcher die Hauptstadt die Provinz um den Besitz der unvergleichlichen Frau beneidet und dieselbe sich sehnlich zurückwünscht. Sie folgt der eigenen Einladung. 1803 erscheint „Valérie“ ohne den Namen

der Verfasserin. Aber sie sorgt, daß ihr der Ruhm nicht entgehe. Sie setzt alle Mittel der Reclame in Bewegung. Ergebene Freunde und neidische Gegner, unabhängige Schriftsteller und käufliche Journalisten, alle beschäftigen sich mit Frau v. K. und ihrem Buche, und sie selbst nicht am wenigsten. Sie fuhr von Putzladen zu Putzladen und forderte bald Hüte und Federn, bald Scharpen und Bänder à la Valérie. Und wenn die Ladenmädchen mit der neuen Mode sich unbekannt zeigten, so fragte sie verwundert: ob sie denn den Roman „Valérie“ nicht kennten und erzählte davon. Der Roman hatte einen außerordentlichen Erfolg in Frankreich wie in Deutschland. Parisot sagt in seiner Vorrede: Frau von Staël und Frau Cottin haben die Verfasserin nicht schlafen lassen. Aber ebenso viel als das Verlangen nach schriftstellerischem Ruhm hat gewiß zur Abfassung des Romans die Sehnsucht nach romanhaftem Ruhm getrieben. Sie wollte sich selbst verherrlichen. Wer von der Betrachtung ihres Lebenslaufes sich zur Lectüre ihres Romans wendet, der kann keinen Augenblick im Zweifel sein: Valerie ist sie selbst; Gustav ist jener Stakieff, der in so edler Weise sich selbst bezwang, um nicht seine glühende Leidenschaft als Brand in ihr eheliches Glück zu werfen; der Graf, der Gustav als seinen Adoptivsohn bei sich hat, der würdige, wohlwollende, seine junge Frau mit verständiger Liebe, Gustav mit väterlicher Zärtlichkeit umfassende Hausvater ist Herr von Krüdener. Die Geschichte des Romans ist so einfach wie möglich: es ist die Geschichte der wachsenden leidenschaftlichen Liebe des Pflegesohnes zu der Frau des Pflegevaters: einer Liebe, die durch das Zusammenwohnen und durch die fortwährende, im Familienleben begründete vertraulichste Berührung geschürt wird, während der Graf blind gegen das Feuer bleibt und Valérie erst dann, als die Flamme schon das junge Leben zu verzehren droht, ahnt, daß sie die Nährerin derselben ist. Alle drei an dem Geschick betheiligten suchen durch vollendete Tugend es abzuwenden. Der Roman ist wie Goethe's Werther in Briefen verfaßt, die Gustav, ein schwedischer Graf von Lynar, in die Heimath an seinen Freund schreibt. Nach der Weise Bernhardin's, Rousseau's, Goethe's läßt Frau v. K. das Leben der Natur die Leidenschaft des Herzens begleiten, bald harmonisch, bald dissonirend. Die Erinnerung bietet nordische, die Gegenwart italienische Scenen. Der Kampf zwischen einer gebieterischen Tugend und der widerstrebenden Gluth giebt den kleinen Scenen des nahen Zusammenlebens erregenden Reiz. Der Liebende stirbt wie Werther durch den eigenen Entschluß, aber nicht von einer Kugel, sondern lediglich von der Unmöglichkeit länger zu leben: das Licht des Lebens verzehrt sich in seiner eigenen Flamme. Französische Beurtheiler bemerken in der Sprache kleinere Fehler, die nur einer Ausländerin begegnen konnten, geben aber zugleich dem Buch das Lob, ein französisches im besten Sinne zu sein und nordische Natur und deutschen Geist in die bezaubernde Anmuth der französischen Sprache gekleidet zu haben. Herzensgluth, Schwung des Gedankens, warme Naturempfindung, graziöse Darstellung auch der schwierigsten Situationen müssen auch wir dem Roman zugestehen. Aber während wir bei Goethe's Werther den Eindruck gewinnen, daß das Erlebniß des Einzelnen die Gesammtstimmung einer Zeit in vollendeter Individualisirung darstellt, ist uns beim Lesen der „Valérie“, als sei sie nur geschrieben zur Verherrlichung der Frau, welche die Schriftstellerin selbst ist.

Die Erscheinung der „Valérie“ bezeichnet den Gipfel der Weltlichkeit, den Frau v. K. erstiegen. Mit der Abreise von Paris beginnt die Wendung ihres Lebens. Sie selbst, so erzählt Jacob, begründete diese Abreise mit dem Morde des Herzogs von Enghien, um dessen willen sie Napoleon gehaßt: in Wahrheit, so behauptet der französische Schriftsteller, habe dieser Haß seine Ursache in der Geringschätzung gehabt, mit welchem der Consul den mit großer Beeiferung ihr

von der Verfasserin nahe gebrachten Roman behandelt. Im Frühling 1804 findet sie ihre Mutter wieder. Die Langeweile in Riga sucht sie vergeblich durch Spiel um Geld zu überwinden. Auf ihrem Gute Kosse findet sie in der Wohlthätigkeit einige Befriedigung. Die Briefe an die Freunde in Frankreich, die sie aus der Heimath sendet, bezeugen ein Heimweh nach der Fremde, nach dem schönen Frankreich und seinen liebenswürdigen Kindern. Aber die Zeit war nahe, wo sie zur Heimkehr in Gott starke Aufforderung erhielt. Eines Tages war sie aufgestanden, müde von Schwermuth und kraftloser Reue über ihre Vergangenheit. Von ihrem Fenster aus betrachtete sie die Herbstwolken, welche der Wind langsam über die Düne hintrieb, als ein liefländischer Edelmann, der an ihrem Fenster vorübergeht, sie begrüßt, wankt und vom Schlag getroffen vor ihren Augen niederfällt. Es war einer der Männer, die ihre aufreizende Koketterie ausgezeichnet hatte. Man hob ihn todt auf. Sie war aufs Heftigste erschüttert: ihr Durst nach Huldigungen erschien ihr auf einmal als die vermessenste Thorheit, als die verwegenste Herausforderung des lebendigen Gottes, dem allein Anbetung gebührt. Angst vor dem Tode ergreift sie, dann überschattet Todesstille ihr Wesen. In dieser Zeit tritt ihr Schuhmacher bei ihr ein. Ohne ihn anzusehen, läßt sie sich das Maß nehmen. Als der Handwerker eine Frage an sie richtet, nimmt sie die Hände von den Augen. Das heitere und fröhliche Aussehen des Mannes erscheint ihr als eine Beleidigung gegen ihren Schmerz, sie antwortet kurz und fällt in ihre Traurigkeit zurück. Aber nicht lange und sie fragt den Mann: „Mein Freund, sind Sie glücklich?" „Ich bin der glücklichste der Menschen", war die Antwort. Sie erwidert nichts, aber der strahlende Ausdruck des Mannes, der Ton seiner Rede verfolgen sie, daß sie des Nachts nicht schlafen kann. „Er ist glücklich, der glücklichste aller Menschen und ich das unglücklichste Geschöpf", wiederholt sie sich. Sie hat keine Ruhe, bis sie den Schuhmacher aufgesucht. Er gehörte zur Brüdergemeinde. Mit der schönen Ausschließlichkeit, welche dieser Gemeinschaft eigen ist, verkündigte er ihr Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen. Sie fühlt sich geliebt. An die Stelle des rächenden Gottes, vor dem sie gezittert, ist der getreten, welcher aus Liebe für die Sünder stirbt. Mit der ganzen Gluth einer begnadigten Sünderin liebt sie den, der sie zuerst geliebt. Alsbald predigt sie diesen Gott der Gnade, der in seinem Sohn erschienen, in Briefen an die Freunde, im Salon der Mutter. Im Umgang mit der Brüdergemeinde stärkt sie das neue Leben, das sie gewonnen. Und als neues Leben erweist es sich durch den Einfluß auf ihren Wandel: sie bringt Ordnung in den Gebrauch ihrer Zeit, die Verwaltung ihres Gutes, die Verwendung ihres Vermögens. Freilich das Reiseleben stellt sie auch nach der Bekehrung nicht ein. Wir finden sie auf dem Heimweg von einem Badeaufenthalt in Wiesbaden im Herbste 1806 nach der Niederlage von Jena, in Königsberg, wo sie mit der Königin Luise in eine innige Gemeinschaft tritt. Beide, auf so verschiedenen Wegen zu Christus geführt, die Königin, die durch das Unglück ohne herben Sündenfall zur Erkenntniß der Sünde gekommen, Frau v. K., die durch die bittersten Sündenerfahrungen hindurchgegangen war, vereinigten sich in dem Bekenntniß desselben seligmachenden Namens und an den Krankenbetten der Soldaten in derselben Liebe. Nach einem Aufenthalt in Dresden, zwischen welchem sie die Brüdergemeinden in Kleinwelke, Herrnhut und Berthelsdorf besucht, begiebt sie sich nach Karlsruhe, um Jung Stilling kennen zu lernen. Sie tritt mit ihren Kindern in die ganze Innigkeit des Stilling'schen Familienlebens ein, kann sich aber auch dem Umgang mit dem Hofe nicht entziehen. Die Flucht aus den Hofkreisen in die pietistischen Kreise Württembergs wird ihr durch die polizeiliche Ueberwachung, der ihr Leben und Briefwechsel dort ausgesetzt war, verleidet. Sie kehrt nach Karlsruhe zurück und widmet sich mit Eifer selbst Hand

anlegend, der Armenpflege auch in den elendesten Wohnungen. Verhängnißvoll ward um diese Zeit ihre Verbindung mit dem Pfarrer Friedr. Fontaine in St. Marien (aux mines). Er war durch seinen Eifer, seine Armenpflege, seine Gebetserhörungen schon weithin bekannt, als er mit einer ekstatischen Bäuerin, Marie Kummer, in Verbindung trat. Sie hatte den Besuch der Frau v. K. voraus verkündigt, und als sie kam, begrüßte sie der Pfarrer mit dem Worte: „Bist du die da kommen soll oder sollen wir einer anderen warten?“ und die Prophetin wies ihr einen hohen Beruf an, in welchem sie von Fontaine unterstützt werden sollte. Die Jahre lange unbedingte Hingabe an dieses unlautere prophetische Paar war ein Rückfall ins alte Leben, in die Sucht nach Absonderlichem, in die Voranstellung ihrer Person. Durch die Aussagen der Marie Kummer läßt sie sich zu all ihren Schritten bestimmen, auch zum Ankauf eines Gutes in Bonigheim in Württemberg und zur Gründung einer christlichen Colonie auf demselben. Dies geschah zu Anfang 1809. Große Menschenhaufen strömten dorthin, bis der König Friedrich, durch die Weissagungen geärgert, das Haus mit Gensdarmen besetzen und die Prophetin ins Gefängniß führen ließ. Frau v. K. selbst mit ihren Gästen mußte Württemberg verlassen. Sie fand in Baden-Baden bei der Erbgroßherzogin Stephanie freundliche Aufnahme und in der vornehmen Gesellschaft Geschmack an ihren Gesprächen, zumal wenn sie etwa in den Ruinen des alten Schlosses Baden durch Erzählung von ihren Visionen ein angenehmes Grausen erregte. Der Unruhe ihres Lebens, welche durch ihre Geldverlegenheiten und den Spott der Welt immer neue Nahrung empfing, suchte sie durch die Uebung der reinen selbstlosen Liebe nach den Schriften der heiligen Therese, der Guyot und Fenelons ein Gegengewicht zu schaffen. Ein gesundes Gefühl trieb sie zu der Mutter, der sie sich entfremdet hatte und der sie gern ihre Glaubensseligkeit mitgetheilt hätte, nach Riga. Im August 1809 kam sie dort an. Im Januar starb die Mutter plötzlich am Schlage, nachdem sie mehrmals „Jesus, lieber Jesus“ gerufen. Auch im fernen Norden kann sie der vornehmen Verbindungen, welche sie in Baden geknüpft und namentlich des zauberischen Frankreichs nicht vergessen. Durch einen Briefwechsel mit Fräulein Cochelette, Vorleserin der Königin von Holland, Hortensie von Beauharnais, drängt sie sich mit ihrem missionirenden Eifer dicht an diese heran. Sie erzählt von ihren Unterredungen, die sie mit der Königin von Preußen über die Frage des ewigen Lebens gehabt, um das Evangelium durch die Zustimmung einer verklärten Königin einer noch lebenden desto köstlicher zu machen. „Das Leben hat mir alles gesagt“, so lautet ihr Zeugniß, „und ich will keine Täuschungen mehr. Die Wahrheit ist für mich das erste Nothwendige und das Glück des Himmels wohnt seit lange in meiner Seele. Ich müßte aufhören, ich selbst zu sein, wollte ich nicht schildern, was mich beherrscht. Ich versetze mich im Geiste zu dieser Königin, der Sie das Glück haben, nahe zu sein, ich erinnere mich an die rührenden Beweise ihrer Güte und ich sage mir: „„Wenn ich Throne für sie vom Himmel zu erbitten hätte, würde ich sie glücklich sehen?““ Nein. Sie hat viel mehr nöthig. Das erhabene Leiden, eine Tochter des Himmels, hat diese engelgleiche Seele geprüft: sie ist unter so vielen bittern Schmerzen fast erlegen. Ich habe sie im Geiste gesehen, getrennt von ihren Kindern, und ich kenne sie! Ich habe so viel erfahren! Aber ich habe auch vor ihr die weiten Gebiete eines unerschütterlichen Glückes sich öffnen sehen. Ich habe denselben Gott, der diejenige, welche nicht mehr ist (— die Königin Luise —) gerufen, zu ihr sagen hören: „„Nichts kann auf Erden ein Herz befriedigen, welches für unermeßliche Güter geschaffen ist. Ich werde den Frieden des Himmels in dies von Menschen beunruhigte Herz senden.“ O wie oft haben meine Gedanken der Königin die reinsten Huldigungen zugeführt! Sein Sie so freundlich, ihr das alles zu sagen, sein Sie

so freundlich mich ihr zu schildern mit diesem Herzen, welches schon so viel erfahren, so viel gelitten und das noch nicht erschöpft ist, welches nach allen Gütern des Lebens und nach allen Enttäuschungen zu dieser köstlichen und lebendigen Religion zurückgekehrt ist, die ich für sie ersehne". Die Weissagungen der Marie Kummer riefen sie nach Baden zurück. Sie verkündigte unterwegs in Königsberg, Breslau, Dresden die Lehre von der reinen Liebe, fand Fontaine in der Nähe von Karlsruhe und gab sich aufs neue seinen Einflüssen hin, welche durch die Weissagungen der ekstatischen Bäuerin eine sehr verdächtige Weihe erhielten. Ein ungedruckter Brief an die Gräfin Stolberg-Wernigerode in Peterswaldau in Schlesien, mit welcher sie von Gnadenfrei aus christliche Gemeinschaft geschlossen, giebt Zeugniß von ihrer damaligen Wirksamkeit und von den Hoffnungen für das Reich Gottes. Er ist am 23. Juli 1812 in Karlsruhe geschrieben. Wir geben einige Stellen daraus mit ihren sprachlichen Mängeln. „Der Herr erzeigt mir unendliche Barmherzigkeit. Meine Seligkeit nimmt immer zu und ich werde immer mehr in der reinen Liebe geleitet und der Vernichtigung meiner selbst. — Mein Glaube seiner nahen Zukunft wird immer mehr gestärkt; und die Tiefen seiner Liebe, davon wir immer nur schwache Blicke bekommen können hier auf Erden, zeigen sich meinem Herzen wie strahlen, so das ich laut aufschreyen und alles zur Anbetung auffordern möchte, es wurde mir neulich ein Spruch geschickt aus Norden, der für mich gezogen war: gehe hin an den Zäunen und lade sie ein: o könnte ich Ihn, den angebeteten Herrn alles zuführen, könnte alles seinen Namen preisen und in Liebe entzündet werden; in Riga entstehen kleine Apostel, die große Aufschlüsse bekommen, diese Kinder predigen das Evangelium." — Von einer Tochter erzählte sie mit Entzücken: „Unter Thränen und heißer Liebe führte sie letzthin ein Kind in einen einsamen Platz und beyde vereinigten sich ganz für Christum zu leben, beide weinten heftig, als sie von seinen unnennbaren Leiden sprachen, eine Magd hörte sie und erzählte es nachher hier im Hause, wo ich wohne. Auch in diesem Hause schenkt mir der Herr viel Gnade und Segen, ich habe Ihn gefleht, das ich doch nirgend wohnen möchte, wo nicht seine große heilige Liebe für Sünder bekannt würde, wenn wir nun Abends Choräle singen, so ergreift es die Herzen mit Macht und Gewalt, die von weitem was davon hören. Der Herr bekennt sich mächtig und wir leben von Seiner Gnade und Seinem Segen. In Heidelberg erlebte ich etwas sehr Rührendes. Das Wirthshaus, wo wir wohnten, war gegenüber einem Thurm, wo Gefangene saßen, die in Räuberbanden eingezogen wurden und deren mehrere wohl zum Tode verurtheilt werden sollten. — Diese Leute standen an den Gitter, ich konnte sie am Fenster sehen vor ihre enge einsame Gitter, sie sangen wilde Tyroler Lieder, wo sich Töne der Verzweiflung mischten, mein Herz war für die Unglücklichen tief bewegt, ich flehte um Christi Erbarmen für sie, es kam der Pfingsttag heran und schön stand vor meiner Seele das große heilige schönste Fest, wo sich der Herr aller Herren durch seinen heiligen Geist so gnädig den ersten Christen mittheilte, und als ich meine Glückseligkeit so deutlich spührte, dachte ich an die Unglücklichen und bat den Herrn, auch den Tag ihnen zur Freude, zur frohen Botschaft zu machen, und ich bat Ihn meine Schritte zu leiten und ging heraus und stand vor der verschlossenen Thüre des Thurmes, die ich nicht aufmachen konnte und Menschenfurcht überfiel mir, da so in den Straßen von Menschen gesehen zu werden und was mir so einfiel über ihre Meinungen, aber Gottlob ich dachte an den der die Herrlichkeit des Himmels verließ und auf Erden niedrig und verkannt herumwandelte und dann ist doch wohl für uns elende Sünder nichts Demuth und Gottlob fühlte ich mich auch unter die Räuber und Mörder und schlechter als sie denn ich hatte ihn ja nie genug geliebt und gesündigt von Jugend auf und

als ich so dachte und flehte um Kraft und das ich doch auch zum Segen dieser armen Leute würde, kam ein Kind und machte von außen die Thüre auf, ich sahe die Leitung des Herrn und folgte, rief den Gefangenwärter und seine Frau, und siehe da, ihr Herz war vorbereitet und ich sagte ihnen, ich wäre die fremde Dame, die gegenüber mit den drei Wagen angekommen wäre, die Gefangenen hätte ich mit tiefer Rührung gesehen und ich möchte ihnen gerne eine Freude machen, darum bäte ich sie Braten und Sallat und Bier zu kaufen, ihnen ein gutes Essen zuzubereiten und ihnen dabei zu sagen, eine Dame aus der Fremde (ich sagte mit Fleiß eine vornehme Dame um mehr zu wirken) die das Glück hätte den Herrn Christum zu kennen und zu lieben liebte auch alle unglücklichen Menschen, und da sie sein Erbarmen kennte, ließ sie sie alle bitten, sich zu seinen Füßen zu werfen und um seine große und erbarmende Liebe Ihn anzuflehen und um Gnade zu bitten, die Er ihnen um seines Blutes und Todes willen auch schenken würde, wenn sie Ihm ihr ganzes Herz gäben und sich aufrichtig mit wahrer Reue zu Ihm wendeten. Es würde ihnen alles verziehen, Er wäre die größte Liebe, die sich zu Tode geliebt hätte, wenn sie das gehört hätten und zu Mittag essen würden, so sollte er ihnen jedem von den kleinen Büchelchen austheilen, die der liebe 38te (Prinz Reuß) mir mitgegeben, als, Der am Kreuz ist mein Leben und, Er trug unsere Strafe und mehrere solche. Der Gefangenwärter ganz gerührt durch Gottes Gnade versprach alles und die Frau sagte, oft weinten die Armen und bereuten ihre Sünden. Kömmt denn nie ein Prediger hin, nein sagte sie. Abends urtheilen Sie von meiner Freude als statt des wilden Tyroler Liedes ich die herrlichen Gesänge von Jesu Liebe zu den Sündern singen hörte. Nachmittags schon sah ich die Hände durch die schmahlen Gitter gesteckt und die kleinen Büchelchen halten und die Frau sagte mir nachher, ihre Freude wäre so groß, daß sie früh morgens aufständen und sich vorläsen und sängen." Wir sehen, welch eine Kraft der Liebe zum Evangelisiren in der Frau war. Hätte sie ihren alten Menschen völliger „vernichtigen" lassen, wäre sie in der Schranke christlicher Weiblichkeit bei ihrem Wirken geblieben, in der Pflege der Familie, der Armen und Kranken, der Kinder und Alten, der Gefangenen und Gefallenen — reiner stünde ihr Bild in der Geschichte und wirksamer zugleich. Aber der Prophetenberuf wurde auch jetzt wieder durch Fontaine und Marie Kummer ihr vorgehalten. Sie reist umher, in die Schweiz, nach Straßburg. Hier findet sie einen alten Bekannten aus den Tagen ihrer ungezügeltsten Weltlichkeit wieder; den Präfecten Grafen Lezay-Marnesia und seine Frau. Der Graf war nicht wenig erstaunt über die Veränderung, welche mit Frau v. K. vorgegangen war, und diese wünschte nichts sehnlicher, als den Grafen zu Christo hinführen zu können. Ein Besuch bei Oberlin in Steinthal machte auf ihn einen heilsamen Eindruck. Einige Wochen darauf konnte Frau v. K. verkünden: „Wir haben das Glück gehabt, den Präfecten in unserer Mitte zu sehen, betend, auf den Knieen den Heiland der Welt anbetend . . . . Dieser bedeutende, schon als Charakter so große Mann ist nun völlig gedemüthigt, ein gelehriges Kind, groß durch die wahre Größe, Christ, Verehrer des wahrhaftigen Gottes und Jesu Christi des Gekreuzigten. O betet an, betet an!" Nach Karlsruhe zurückgekehrt brachte sie manche Stunde unter den Zöglingen eines adlichen Mädchenpensionats zu, dessen Vorsteherin durch sie zum Glauben gekommen war. Dann ging sie, um Frau Armand, die ehemalige Erzieherin ihrer Kinder, wiederzusehen, nach Genf, eine Reise, die von großer Bedeutung für ihr späteres Leben ward. Frau Armand war in Verbindung mit einem Kreise ernster Christen, die sich um die kleine Brüdergemeinde in Genf gebildet hatte. Als Frau v. K. in diesen Kreis eintrat, befand sich gerade ein Zugehöriger desselben, der junge Theologe Empaytaz vor der Frage: ob er den Versammlungen und

der Predigt der christlichen Grundwahrheiten von der Sünde und der Gnade oder der Hoffnung auf den Dienst in der Genfer Kirche entsagen wolle. Mit prophetischer Rede, mündlich und nachher schriftlich, schürt die begeisterte Frau in dem Jüngling die Flamme des Glaubens, der für Christus alles wagt. Im Steinthal hat sie nachher bei Oberlin mit ihrem Freunde sich wiedergefunden und die Freude gehabt, daß er fest blieb. Sie selbst, die bald in Basel, bald in Karlsruhe unter den gewaltigen Bewegungen der Zeit — denn der große befreiende Krieg war ausgebrochen — einen fruchtbaren Boden für die Saat ihrer Predigt gefunden, sucht im Frühling 1815 Ruhe in Baden-Baden. Um sie war ihrer Tochter, die ganz in den Wegen der Mutter ging, Franz von Berckheim, der sein Amt aufgegeben, um mit Frau v. K. für das Reich Gottes zu wirken, und Empaytaz. Alle drei Stunden unterbrachen sie ihre Beschäftigung durch eine Gebetsvereinigung, damit Niemand in der Fürbitte versäumt werde. Bei schönem Wetter stiegen sie auf die Berge. Sie lasen im Gehen die Psalmen Davids. Die armen Kinder der Stadt sprangen der frommen Frau entgegen, wenn sie ausging, denn sie hatte auch ihnen vom Freunde der Kinder gesagt. Von Baden-Baden begab sie sich auf empfangene Offenbarung in eine Mühle in einer Gegend, wo die erregte Bevölkerung nach Osten schaute und nach Osten zu wandern gedachte, dem Herrn entgegen. Hier sollte sie warten, bis ihre Stunde käme — um dem Helden, der von Osten nahte, dem Kaiser Alexander von Rußland, den Willen Gottes zu verkündigen.

Die Verbindung der Frau v. K. mit dem Kaiser Alexander bezeichnet eine der bedenklichsten Verquickungen des Religiösen mit dem Politischen, welche die Geschichte kennt. Die adliche Frau, welche von einer Bäuerin zur Prophetin sich hatte ausrufen lassen, pries den Kaiser als Erlöser des gegenwärtigen Geschlechtes. Die Anlässe zu so überschwänglicher Auffassung lagen allerdings in den thatsächlichen Verhältnissen. Das Gericht, das Gott im Gang der Geschichte gesprochen, hatte Napoleon und Alexander gegenübergestellt wie den von Gott Verworfenen und den von Gott Erhobenen. Er oder ich, das war Alexanders entschlossene Losung, als Napoleon Rußland mit seinen Kriegsvölkern überzog. Auch die Deutschen, welche in der Vernichtung des Weltherrschers die Befreiung ihres Vaterlandes sahen, hatten hoffnungsvoll ihre Blicke auf Alexander gerichtet. Treffliche preußische Offiziere ließen sich verabschieden, um an der Seite der Russen zu kämpfen. Der mächtigste deutsche Staatsmann, Stein, bot seine Kräfte dem russischen Kaiser in der Gewißheit, sie für Deutschland einzusetzen. Ernst Moritz Arndt, von Stein nach Rußland gerufen, verfaßte im slavischen Osten einige der kräftigsten Weckschriften für seine lieben Deutschen. Es war nicht schwer, in Napoleons Emporsteigen die Entblößung von jeder Gottesfurcht nachzuweisen — die Erhebung Rußlands wider ihn dagegen schien ganz von religiösen Kräften durchdrungen. Und nun hatte Gott in den Flammen Moskaus, in den Schneefeldern Rußlands seinen Zorn wider Napoleon, seine Gnade gegen Alexander geoffenbart. Schenkendorf sprach aus dem Herzen seines Volkes, wenn er Alexander 1813 als den „Retter dieser Zeit", als „der Freiheit Held und Hort", als den „lieben Gotteshelden, der Gottes Ruf gehört" begrüßt. Es ist leicht zu begreifen, daß die Frau, die sich für die Gottbegeisterte, Gottgesandte hielt, in Alexander den Herrscher sich ersah, dem sie als das Werkzeug Gottes ihre Offenbarungen mitzutheilen gedachte. Drei Dinge standen für sie fest: daß nach dem ersten Pariser Frieden neue Stürme über Europa hereinbrechen müßten, daß Gott in denselben dem Kaiser Alexander eine große Aufgabe zugewiesen und daß sie selbst, wenn ihre Stunde gekommen wäre, berufen sei, dem Kaiser mit der Fülle der Heilsbotschaft zu seiner eigenen Seele Reinigung und Befestigung vor die Augen zu treten. — Durch eine Hofdame der Ge-

mahlin Alexanders, der Kaiserin Elisabeth, Roxandra Stourdza, die Freundin Stilling's, ließ sie ihre Stimme in die Seele des Kaisers dringen, als dieselbe durch das Leben auf dem Wiener Congreß nicht wenig gefährdet war. Am 29. Octbr. 1814 hatte sie der Freundin geschrieben: „Wir werden das schuldbeladene Frankreich, welches nach dem Rathschluß des Ewigen durch das Kreuz, das ihm auferlegt worden war, verschont geblieben, wir werden es gezüchtigt sehen. Christen sollten nicht strafen, und der Mann, den der Ewige auserwählt und gesegnet, der Mann, den wir so glücklich sind als unsern Herrscher zu lieben, konnte nur Frieden bringen. Aber der Sturm schreitet voran; diese Lilien, welche der Ewige bewahrt hatte, dies Zeichen einer reinen und zerbrechlichen Blume, welche ein eisernes Scepter zerbrach, weil der Ewige es also wollte, diese Lilien, welche zur Reinheit, zur Liebe Gottes, zur Reue hätten rufen müssen, sind erschienen, um zu verschwinden: die Lection ist gegeben und die Menschen verstockter als je träumen nur Tumult.“ Dann über den Kaiser: „Ich weiß seit lange, daß der Herr mir die Freude geben wird, ihn zu sehen. — Ich habe ihm ungeheure Dinge zu sagen; denn ich habe in Betreff seiner viel erfahren: der Herr allein kann sein Herz bereiten, es anzuhören: ich beunruhige mich nicht deßwegen; meine Aufgabe ist, ohne Furcht und ohne Tadel zu sein, die seine, zu den Füßen Christi, der die Wahrheit ist, zu liegen. Möge der Ewige den leiten und segnen, der zu einer großen Mission berufen ist.“ Der Kaiser hörte diese Verkündigungen und fühlte das lebhafte Verlangen, diese prophetische Frau kennen zu lernen. Die Weissagungen waren eingetroffen. Die Lilien Frankreichs waren von dem wiedergekehrten Napoleon in den Staub geworfen. Die verbündeten Herrscher waren gegen ihn ausgezogen. Alexander war unter all' den Huldigungen, die ihm gebracht wurden, unruhigen Gewissens: er fühlte den Zwiespalt zwischen den Liebeszügen Gottes, die ihm zu Theil geworden und dem eitlen Weltleben, das er in Wien geführt. Er war in Heilbronn angekommen und dachte einsam über sein Leben nach. Er wünschte sich einen Freund heran, vor dem er sein Innerstes ausschütten könnte. Auch die Frage zog durch seine Seele: wo mag Frau von K. jetzt weilen? Da meldet der Fürst Wolkonsky — es war spät am Abend — daß eine Frau den Kaiser zu sprechen wünsche und sich nicht abweisen lasse. — Es war Frau v. K. Wie eine Gebetserhörung erschien dem Kaiser dieser Besuch. Sie ward sofort eingelassen. Sie riß den Schleier von der Seele des Herrschers. „Nein, Majestät“, sagte sie, „Sie haben sich dem Gottmenschen noch nicht genähert wie ein Sünder der Gnade bittet. Sie haben noch nicht Gnade von dem empfangen, der allein Sünden vergeben kann: Sie sind noch in Ihren Sünden, haben sich vor Jesu noch nicht gedemüthigt: Sie haben noch nicht wie der Zöllner von Herzensgrunde gerufen: Gott, sei mir Sünder gnädig! Und darum haben Sie noch keinen Frieden. Hören Sie die Stimme einer Frau, die auch eine große Sünderin war, die aber Vergebung gefunden hat am Fuße des Kreuzes Christi!“ Der Kaiser vergoß Thränen und verbarg sein Antlitz in seinen Händen. Sie entschuldigte ihre Lebhaftigkeit. „Nein, rief er, fahren Sie fort, Ihre Worte sind Musik für meine Seele.“ Er bat die Frau, ihn auch ferner nicht im Stich zu lassen. Als er sein Hauptquartier nach Heidelberg verlegt hatte und Frau v. K. ihm dahin gefolgt war, brachte der Herrscher alle zwei Tage den Abend bei der Prophetin in der einfachen Bauernwohnung am Neckar zu, die sie gemiethet hatte. Auch Empaytaz nahm an diesen Zusammenkünften Theil. Bibellesen, Gespräch, Gebet auf den Knieen füllte die Stunden aus, oft über Mitternacht. Neugierige und Boshaftige näherten sich der Freundin des mächtigsten Herrschers, aber auch edle Männer, wie Stein und Kapodistrias. In den Tagen vor dem Sieg von Waterloo las Alexander mit seiner christlichen Freundin viel in den Psalmen:

das Wort Davids auf sich deutend. Die Siegesbotschaft beugte ihn auf die Kniee zum Dank, daß Gott ihn zum Friedensstifter für die Völker berufen, zum Gelübde, ihnen das Evangelium des Friedens zu bringen. Der Kaiser zog nach Paris und lud die Freundin ein, ihm dahin zu folgen. Nachdem sie ihre Tochter dem Herrn von Berckheim am Altare übergeben, säumte sie nicht ihre Mission in Paris fortzusetzen. Die Versammlungen wurden auch hier unter dem Beistand Empaytaz' gehalten und Alexander befand sich oft unter den Zuhörern. Auch Fontaine und Marie Kummer erschienen. Daß aber die Prophetin ihre Anrede an den Kaiser mit der Zumuthung schloß, Geld zur Gründung einer christlichen Gemeinde in Weinsberg zu geben, benahm ihm von vornherein den Geschmack an ihrer Prophetie, sie kehrte dann alsbald nach Rappenhof, in das von Frau v. K. zur christlichen Colonisation gekaufte Gut, zurück. Völlig war in Paris die Hingabe Alexanders an den Einfluß der Frau v. K. in Bezug auf seine Politik. Was sie predigte, war Milde gegen Frankreich aus christlicher Feindesliebe. Der persönlichen Stellung der Frau, welche aus dem russischen Reich stammend am meisten dem französischen Wesen gehuldigt, nun aber ihre Mission in der Berathung des russischen Kaisers sah, entsprach diese Politik allein. Kein Lob war ihr reich genug für Frankreich und die Franzosen. „Adieu, adieu", so schrieb sie an die Vorleserin der Königin Hortense, „Maria Stuart von Schottland sagte, wenn sie an ihr Vaterland dachte: „O du so süßes Land Frankreich!" Derselben Königin zu gut schrieb sie später: „Entsetzliche Mißgeschicke nahen dem so schuldigen Frankreich. Denken Sie an das Jahr 1815, es wird denkwürdig sein." In der That, welche Rettung konnte sie aus diesem Zwiespalt der Predigt gegen Frankreich und der Liebe für die Franzosen finden als den Rath der Milde aus Feindesliebe? Daß sie für den General Labedoyère, den Anhänger Napoleons, den das hergestellte Königthum zum Tode verurtheilte, mit aller Kraft eintrat, war ein gutes Werk; hat sie ihn nicht vom Tode retten können, so hat sie ihm doch den Sterbetrost des Evangeliums verschafft. Aber die Politiker der verbündeten Mächte, namentlich die deutschen, hatten alle Ursache über ihre unberufene Einmischung in die Welthändel zu zürnen, wie sie sahen, wie Alexander Frankreich ermunterte, seine Heere herzustellen, wie er die Brücke von Jena gegen den guten deutschen Zorn Blüchers in Schutz nahm, wie er das Wort: so Jemand den Rock von dir fordert, dem gieb auch den Mantel, das für Privatverhältnisse gesagt ist, auf die politischen Verhältnisse anwandte. Alexander verlor dabei von seinem russischen Mantel nichts, dagegen den deutschen Mantel gab er aufs neue der Zersetzung Preis. Wie der Kaiser, als es gewaltiger Anstrengungen des sittlichen Menschen bedurfte, um Napoleon zu stürzen, ganz von Stein sich leiten ließ und ihn immer neben sich haben mußte, so war ihm jetzt nicht zuversichtlich zu Muthe, wenn nicht Frau v. K., seine Bußpredigerin, in seiner Nähe war. Er wies ihr einen Platz an in der griechischen Capelle, damit der Hauch ihrer Gebete mit seinem Gebetsathem sich vermische. Zu einer großen Heeresschau auf dem Camp de Vertus, die er an seinem Geburtstag für die russischen Truppen veranstaltete, mußte sie kommen, um dem gottesdienstlichen Theil der Feier beizuwohnen. Heimgekehrt, konnte er die Zeit kaum erwarten, mit ihr den Psalm, den die Armee gesungen, noch einmal durchzulesen. „Das war der schönste Tag meines Lebens", sagte er, „ich werde ihn nie vergessen. Mein Herz war voll Liebe für meine Feinde. Ich habe mit Inbrunst für sie alle beten können und weinend zu den Füßen des Kreuzes Christi habe ich für das Heil Frankreichs gefleht." Sie selbst hat in einer kleinen Schrift: „Camp de Vertus", mit überschwänglicher Begeisterung ausgesprochen, in welchem Lichte ihr jene Heeresschau erschienen. „Wer hat nicht, so ruft sie aus, wenn er Alexander unter dieser großen Standarte sah, an alle Siege des

Glaubens, an alle Lehren der Liebe gedacht? Wer hat zu zweifeln gewagt, daß hier hohe Eingebungen wären, und wer hat nicht mit den Aposteln gesprochen: das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden? — — Welches Herz, beim Anblick aller dieser Dinge, hat nicht auch für dich geschlagen, o Frankreich, einst so groß, daß du größer noch aus deinem Mißgeschick hervorgehen wirst? Frankreich, das du aus deinem Rath den Allmächtigen hast verbannen wollen und das du die Arme von Fleisch, obwol auf Weltreiche gestützt, hast vor Furcht sinken und ohnmächtig werden sehen! — Einstiges Frankreich, altes Erbe der Gallier, Tochter des heil. Ludwig und so vieler Heiligen, welche auf dich ewige Segnungen herabgezogen haben, Gedanke der Ritterlichkeit, deren Träume die ganze Welt entzückt, kehre ganz zurück, denn du bist lebendig durch die Unsterblichkeit!" Sie schließt, indem sie auf das Kreuz hinweist, welches auf dem Felde der Heeresschau zurückgelassen wurde, als ein Altar, der alles vereinigen sollte und der laut verkündet: „Hier ward Jesus Christus angebetet durch den Helden und das seinem Herzen so theure Heer: hier haben die Völker des Ostens für das Glück Frankreichs gebetet." Das stärkste Zeugniß für den Einfluß der begeisterten Frau auf die Politik Alexanders ist die heilige Allianz. Der Bischof Eylert verlegt die Geburt des Gedankens derselben in die Seele Friedrich Wilhelms III. und in die Zeit der ersten unglücklichen Schlachten im Frühling 1813. Damals habe der König zu seinem kaiserlichen Freunde Alexander gesagt: „Wenn Gott, wie ich hoffe, unsere vereinten Anstrengungen segnet, dann wollen wir vor der ganzen Welt diese Ueberzeugung aussprechen, daß ihm allein die Ehre gebührt." Früher als Frau v. K. hatte Franz von Baader den drei verbündeten Herrschern auf ihren Zügen nach Frankreich den Rath gegeben, wie hinfort die Politik mit der Religion sich verbinden müsse. Aber von durchschlagender Wirkung auf den erregbarsten unter den Herrschern war der unmittelbare Einfluß der Frau v. K. Der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, Friedrich Wilhelms III. Schwager, betrachtete die heilige Allianz geradezu als ihr Werk. Sie selbst schrieb sie einer Eingebung Gottes zu. Alexander kam einige Tage nach der Heerschau von Camp de Vertus zu seiner Freundin mit dem Entwurf der Urkunde und der Bitte, ihn zu prüfen. „Ich wünsche, sagte er, daß der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen sich mit mir in diesem Amt der Anbetung vereinigen, damit man uns, wie die Weisen aus dem Morgenlande, die oberste Herrschaft Gottes, des Heilandes, anerkennen sehe."

Als Alexander Paris verlassen hatte, blieb auch Frau v. K. nicht länger. Sie wendet sich im October 1815 nach der Schweiz. Die Berätherin der Großen wird jetzt zur Mutter des Volkes. Ueberall, wo sie erscheint, drängen sich heilsbedürftige Menschen um sie her, überall predigt sie den Heiland der Sünder und verursacht große Bewegung, aber das Ungewöhnliche und Schwärmerische ihres Auftretens, der anmaßliche Weheruf über die Länder, welche nicht ohne Weiteres ihren göttlichen Beruf erkennen wollen, das Aufregende, welches ihre Thätigkeit namentlich im Hungerjahre 1817 hat, veranlaßten die Obrigkeiten zu polizeilichen Maßregeln gegen sie. Wie eine Fürstin auf dem Gebiete der Frömmigkeit, als die „gnädige Frau" von tausenden von Elenden angeredet, von einem geistlichen Hofstaat umgeben, in welchem, neben Empaytaz und ihrem Schwiegersohne Berckheim, hauptsächlich Kellner, ein ehemaliger Postbeamter aus Norddeutschland, ein ihr ganz ergebener, zu jeder Schwärmerei geneigter Mann, erscheint, — so zieht sie von Ort zu Ort, hier verfolgt, dort mit Jubel begrüßt. In Basel legt sie, in Gemeinschaft mit Spittler, dem Leiter der „Christenthumsgesellschaft", den Grund zu einer Tractatgesellschaft. Von ihrem Sohne, dem russischen Gesandten in Bern, in diese Stadt gerufen, schafft sie sich selbst durch die mächtige Wirkung ihrer Predigt die Ursache, warum sie, wenn auch in

der mildesten Form, von der Polizei ausgewiesen wird. Sie kehrte nach Basel zurück. In großen Versammlungen geschehen Erweckungen, nicht nur im Kreise der Frauen, sondern auch der Männer, nicht blos der schlichten: Lachenal, Professor der Philosophie und ein katholischer Priester werden von der Macht des Evangeliums ergriffen. Von Basel vertrieben, läßt sich die fromme Karawane in dem Hause eines frommen Bauern in dem badischen Grenzorte Grenzach-Horn, genannt Hörnlein, nieder. Auch hierher folgte die hörbegierige Menge. Frau v. K. blieb bis zum April 1816. Von zwei englischen Frauen nach Aarau berufen lernte sie auch Pestalozzi kennen, der von dem Singen, Beten, Predigen tief ergriffen, Thränen der Rührung in die Hände der prophetischen Frau vergoß. In Aarau, auf Schloß Liebegg — dieselben Erfolge. Nach Grenzach-Horn zurückgekehrt predigte sie den Wallfahrern nach Einsiedeln die freie Gnade. Um jene Zeit fing die Hungersnoth an, sich fühlbar zu machen. Ihre Diamanten allein brachten ihr 30 000 Franken, die ihr neben den Einkünften aus Rußland zur Unterstützung des hungernden Volkes dienten. Ihre Freunde halfen mit ihrem Vermögen. Bald in Hörnlein auf badenschem Gebiet im kleinen Bauernhause, bald in Unterholz im Kanton Basel in Lachen als Wohnung hielt sie sich mit der wandernden Gemeinde auf. Sobald sie da war, gabs Volksaufläufe. Hungrige nach der Gerechtigkeit, und vom leiblichen Hunger Entkräftete suchten Hilfe. Es wurde gepredigt und gebetet, es wurden Suppen gekocht und Decken vertheilt, alles unter der Verfolgung der staatlichen Gewalt. Gerade die Linderung der leiblichen Noth in ihrer Verbindung mit den scharfen Anklagen gegen die Regierung und mit den maßlosen Hoffnungen der Bevölkerung, gab ihr den Schein des Aufrührerischen. Nachdem sie den Becher des Hohnes und der Verfolgung bis auf die Neige getrunken, ward ihr der Aufenthalt in Grenz-Hornach und Unterholz versagt. Nun beginnt ihre unstäte Wanderung durch die Schweiz: in Warmbach, Rheinfelden, Muntz, Aarau, Zürich, Loffstätten, überall Zudrang des Volkes, Neugieriger, Hungriger, Heilsbedürftiger, überall ist sie viel bewundert und viel gescholten. Die Erlebnisse in der Schweiz setzen sich in dem österreichischen, württembergischen und badischen Gebiet am Bodensee fort. Der Hunger wüthet aufs Gräßlichste. Tausende schweifen in Wäldern und Feldern umher, um sich Kräuter zu suchen. Frau v. K. speist, so lange sie etwas hat, die Hungernden, mahnt zugleich zur Bekehrung, verkündet mit prophetischem Ernst das Gericht. Aus der Schweiz verstoßen findet sie in Freiburg im Breisgau einige Tage Ruhe. Dann befiehlt ihr die Regierung die Heimkehr nach Rußland. Wie eine Staatsgefangene, nur von ihrer Tochter, Frau von Berckheim und Kellner begleitet, reist die müde Frau unter polizeilicher Aufsicht durch Würtemberg und Baiern nach Sachsen. In Weimar fand sie ihre Freundin Fräulein von Stourdza, in der Brüdergemeinde zu Neudietendorf hatte sie einige Tage friedliche und erquickliche Rast. Dann zog sie nach Leipzig, wo Professor Krug ein von ihm veröffentlichtes Gespräch mit ihr hatte. Gern wäre sie, ihre angegriffene Gesundheit zu pflegen, den Winter in Dessau geblieben. Aber sie mußte, von einem preußischen Commissär begleitet, ihre Reise über Eilenburg und Lübben fortsetzen. Wir besitzen die „treu niedergeschriebene Rede, welche Frau v. K. in einer Versammlung zu Beeskow am 22. Januar 1818 gehalten hat" (Berlin bei Enslin). „Gott erwählte ein Weib zu diesem Berufe, so sprach sie, weil er es besser brauchen konnte, als einen Mann . . . Der Kaiser selbst, so wie ihr König, meine Lieben, kennt meine göttliche Sendung. Der Erstere steht an der Spitze der Mission, welche der heilige Bund genannt wird. Ohne diesen heiligen Bund würde die Welt in Trümmern gehen und Deutschland wäre nicht gerettet worden, wenn die Fürsten nicht vor Bekämpfung des allgemeinen Feindes bereits denselben beschworen hätten. Der russische Kaiser selbst hat mir gesagt:

auf den Ruinen seines Reiches sei er erst zur Erkenntniß gekommen, — nur Gott allein habe gethan, was keiner menschlichen Macht mehr zu vollbringen würde möglich gewesen sein. Bilden Sie Sich also ja nicht ein, meine Herren vom Militär und die, „welche eine papierne Existenz haben", d. h. Beamte, Gelehrten und Philosophen, die eigentlich den Samen des Verderbens ausstreuten und die Welt ihrem Untergange nahe brachten, bilden Sie Sich ja nicht ein, daß Sie zur Erhebung Deutschlands Etwas oder wol gar Alles beigetragen hätten ... Das eiserne Kreuz, meine Herren Militärs, welches Sie auf Ihrer Brust tragen, ist nicht dasjenige Kreuz, welches die Feinde schlug ... Es hat mich gefreut, Ihnen als eine Gottgesandte sein heiliges Wort ans Herz zu legen und Ihnen meinen Segen geben zu können." Während sie andere zur Demuth ermahnte, zeigte sie sich selbst nicht blos im Bewußtsein einer hervorragenden Stellung, sondern geradezu eitel. In den „Beiträgen zu einer Charakteristik der Frau Baronesse von Krüdener von dem Consistorialrath Brescius und dem Professor Dr. Spieker in Frankfurt a. O." (Berlin bei Dümmler 1818), welche aus der Beobachtung ihres dortigen Auftretens stammen, heißt es: „Ihr Anzug verrieth kein phantastisches Streben nach Auszeichnung, nur den Schleier, in welchem sie sich beständig blicken läßt, scheint sie nach einem berühmten Madonnenbilde absichtlich zu ordnen." Es war nicht blos Schein. Den Maler, der sie malen wollte, nahm sie erst ins Verhör: ob er auch wohl ihr Bild, das bis jetzt keinem gelungen, zu malen im Stande sei: ihre alten Züge und ihre äußere Gestalt werde er vielleicht treffen, aber ein anderes sei das Göttliche, welches die Form belebe, die Hülle idealisire. „Ich lasse mich nicht meinetwegen, sondern zur Ehre Christi malen", sagte sie und setzte sich dann kunstvoll zurecht. — Auf dem ganzen langen Wege, den sie zu machen hatte, hielt sie, wo es irgend ging, ihre Versammlungen. Endlich kam sie auf ihrem Gute Kosse an und fand die Stille, die ihr im Leben fast immer gefehlt und die sie nicht ernstlich gesucht. Am Meere wandelnd ergoß sie ihre Mystik im Lied. Der Bevölkerung ward sie eine geistliche Mutter. Noch einmal begab sie sich aus der Einsamkeit des Landlebens nach St. Petersburg, durch die Krankheit des Schwiegersohnes gezogen. Sie war vielgesucht von allen, die innerhalb der griechischen Kirche an den religiösen Erweckungen in den Befreiungskriegen Theil genommen. Alexander aber, dessen Vorbild zu dieser Erweckung so mächtig mitgewirkt, hatte bereits dem Einfluß der Priester nachgegeben, den Cultusminister Fürst Gallitzin entlassen und die Bibelgesellschaft unterdrückt. So war ihm die ehemalige geistliche Beratherin unbequem. Auch ihre Begeisterung für das jüngst aufgestandene Volk der Griechen dünkte ihm gefährlich, da er von Metternich gelernt, in Griechenland sei die Revolution. Sie kehrte, in der Residenz unwillkommen, aufs Land zurück, die unfreiwillige Entsagung durch selbstgewählte Kasteiung steigernd. Sie schrieb kaum mehr Briefe, aber sie betete, las in der Schrift, sang, sorgte für die Armen, im Winter von 1822 auf 1823 saß sie ohne Feuer, ohne doppelte Fenster in ihrem Zimmer. Ihr Körper litt, aber ihre Seele rang sich durch die Angst des Todes hindurch, der ihr eine Zeitlang als Sühne für ihre Sünden schrecklich schien. Mit Freuden ging sie auf den Plan ein, mit der Fürstin Gallitzin und ihrer Bauerncolonie im Frühling 1824 die Wolga hinunter nach der Krim zu reisen. Auf dieser Reise entwickelte sich ihre Krankheit und im gleichen Schritt ihre Befreiung von der Eigenheit. In Karasou-Bazar angekommen, bereitete sie sich unter der liebevollen Pflege ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes auf den Tod. Sie ließ sich gern Tersteegen's Lieder vorlesen. Immer stand der Gekreuzigte vor ihrer Seele. Am 15. Decbr. nahm sie unter herzlichem Gebet von allen ihren Lieben Abschied. Am 24. Decbr. konnte sie nicht mehr sprechen, mit den Augen bat sie, daß man das Zeichen des

Kreuzes über ihr mache. Um Mitternacht hörte sie, daß die Weihnacht gekommen. Mit leuchtendem Antlitz und vernehmbarer Stimme gab sie Gott die Ehre. Den Weihnachtstag ging sie heim. Ihre irdische Hülle ward in der armenischen Kirche zu Karasou-Bazar beigesetzt und dann in die griechische Kirche übergesiedelt, welche die Fürstin Gallitzin zu Koreiß gebaut hatte.

Es ist eine außerordentliche Frau, die wir auf ihrem Lebensgang begleitet, eine Berühmtheit des Salons und der Litteratur, der Politik und der christlichen Erweckung. International in ihrer Stellung und in ihrer Wirksamkeit hat sie, längst heimgerufen, immer wieder das Interesse der Russen und Franzosen, der Deutschen und Schweizer auf sich gezogen. Eine reiche natürliche Begabung war zunächst die Macht, durch welche sie die Menschen, wenn nicht zur Bewunderung, doch zur Beachtung zu nöthigen wußte. Ohne eigentlich schön zu sein, hatte ihre Erscheinung eine bezaubernde Anmuth. Ihrem Herzen war eine leicht erregbare Fülle, ihrem Geist eine große Schwungkraft eigen und der Wille wohnte ihr inne, Leben um sich her zu wecken. Und so energisch ihr Wille vor ihrer Bekehrung auf Weltlichkeit gerichtet war, so völlig wandte er sich dem Geistlichen zu, nachdem sie, der Welt müde, von der ewigen Liebe zuerst sich ergriffen gefühlt. Rückhaltlos bekannte sie nun ihre Sünde; mit der größten Innigkeit umklammerte sie das Kreuz ihres Heilands; die Gluth, mit welcher sie zum Gebete rief, läßt schließen, daß aus ihrem eigenen Herzen die Flamme kräftig emporstieg; aus der Versenkung in die Liebe, welche sich ihrer erbarmte, erhob sie sich in der Liebe, welche den Mühseligen und Beladenen die erbarmende That zuwendet; mit schwärmerischem Auge sah sie in die Zukunft des Reiches Gottes und mit begeisterndem Munde lud sie zum Eintritt in dies Reich ein. Aber alle diese Zeichen eines neuen Lebens können die Reste des alten nicht verdecken. Durch ihre Bekehrung hat sie zwar eine neue Anschauung und eine neue Liebe, einen neuen Weg und ein neues Ziel gewonnen, aber ihre Persönlichkeit ist nicht völlig neu geworden im Sinne der neuen Creatur in Christus. Von jenem Wort: Christus muß wachsen, ich aber muß abnehmen, wie gut sie es kannte, hat sie sich nicht mit tödtender und belebender Kraft durchdringen lassen. Sich selbst hat sie auch als Bekehrte gefeiert, als eine Gottbegeisterte und Gottgesandte zwar, aber dennoch als sich selbst. Romanhaft blieb ihre Erscheinung, auch als sie Romane nicht mehr las und schrieb. Von dem Evangelium, dessen Flamme sie durchglühte, hatte sie nicht gelernt, was des Weibes Schmuck sei, der verborgene Mensch des Herzens und der stille Wandel, der ohne viel Worte wirkt. Hinaus über die Schranken der Häuslichkeit, innerhalb welcher die Mutter Predigerin sein soll, über die Wege des Dienstes in der Gemeinde, welche die Diakonissin geht, über die weibliche Fürsorge für ein bestimmtes Gebiet menschlicher Noth, wie sie eine Elisabeth Fry, eine Amalie Siveking übte, hat sie als prophetische Frau den Großen der Erde gepredigt und sich an die Spitze der Volksbewegung gestellt. Und diese hätte sie durch die Verkündigung des Heils der Seele und durch die Stillung der leiblichen Noth allein schwerlich hervorgerufen, aber sie fügte die unberufene Geißelung des Staates hinzu und die unkluge Hinweisung der Elenden auf den Osten, von dem das Heil komme und dahin auszuwandern rathsam sei. — Die Heimathlosigkeit, welche in der weltlichen Periode ihres Lebens aus der Unruhe der unbefriedigten Seele erklärt werden mochte, war in den Tagen ihres christlichen Bekenntnisses nicht mehr zu rechtfertigen. Männer wie Paulus und Augustin sind nach der Bekehrung zunächst stille geblieben, zur Vertiefung, zur Befestigung, zur Ausreifung ihres neuen Lebens. Frau v. K. hätte als Frau doppelt Ursache gehabt, in die Stille zu gehen. Ihre Wirksamkeit hätte dann nicht einem Brillantfeuer, aber der erwärmenden Gluth des Heerdes geglichen. — Eine große

Schwäche ihres Wesens liegt in ihrer Vaterlandslosigkeit. Deutsch von Blut, eine russische Unterthanin, war ihr das schöne Frankreich mit seinen graziösen Menschen doch eigentlich das liebste Land. Ohne politischen Verstand, weil ohne brennende Liebe zu einem Vaterlande, glaubte sie die weltgeschichtlichen Prozesse, die zwischen den Völkern schweben, mit der evangelischen Mahnung von der Feindesliebe schlichten zu können — eine Mahnung, welche sie an Alexander richtete, zum Schaden der Deutschen, zum Nutzen der Franzosen. — Auch ihre Confessionslosigkeit giebt ihrem Wesen Unsicherheit und Verschwommenheit. Von der Taufe her dem lutherischen Bekenntniß angehörig, nach der Bekehrung mit Stilling's Mystik, mit der Erweckung, die in der reformirten Schweiz geschehen war, innig verbunden, mochte sie in jener Zeit einer allgemeinen christlichen Belebung auch mit den christusgläubigen Gliedern der römischen und griechischen Kirche Gemeinschaft halten. Aber die Anrufung der heiligen Jungfrau, die man bei ihr findet, zeugt von dem Vorwalten der Phantasie und dem Mangel an Nüchternheit in ihrem religiösen Leben. Und auch das ungeduldige Warten auf die göttlichen Strafgerichte, das Lauschen auf jedes Gerücht von Erdbeben, Gewitter, Hagel, Feuersbrunst, Pestilenz, um mit neuer Zuversicht den nahen Gerichtstag vorausverkündigen zu können, die Freude am Absonderlichen, die gewaltsame Auslegung mancher Bibelstelle nach ihrem Geschmack, das Werthlegen auf Aeußerlichkeiten, auf den Gruß: Gelobt sei Jesus Christus, auf die Kreuzesform, auf die Kniebeugung, die unruhige Hast ihres Evangelisirens, die übertriebene Vielgeschäftigkeit, mit welcher sie zugleich Briefe hörte, Briefe dictirte, ein Bibelwort betrachtete, zum Schaden jeder einzelner dieser Thätigkeiten — dies alles entbehrt der christlichen Nüchternheit. — Das richtige Urtheil über die außerordentliche Frau vernehmen wir schon aus zeitgenössischen Stimmen. E. M. Arndt, der sie 1814 in Heidelberg, Karlsruhe und Baden sah, ist mit Recht aus seinem deutschen Sinn heraus auf die „Feldmarschallin der Alexandrinischen Weiberei", „die weiland schönste und berühmteste Nachtigall diplomatischer Salons", „noch mächtig mit den Augen und einem schönen schlanken polnisch-kurländischen gewundenen und geschlungenen Wuchs" nicht gut zu sprechen. Georg Müller in Schaffhausen bemerkte an ihr „etwas radotirende Geschwätzigkeit des alternden Weibes, wenig logische Ordnung, große Leichtgläubigkeit mit Scharfrichterei". „Nun aber, fährt er fort, abgesondert von diesen Schwärmereien, spricht sie sehr schön, mit unverkennbarem Gefühl der Wahrheit, mit innigster Herzenswärme von dem einzigen Grund der Seligkeit, der Lehre vom Kreuz und der Versöhnung Jesu: da ist sie wahrhaft erweckt und von Dank, Liebe, Demuth, Zerknirschung und völliger Hingebung an Jesu durchdrungen." Und nach wiederholter Begegnung mit ihr: „Ich sehe auf die Hauptsache und da bekenne ich, daß ich diesen Geist der christlichen Weisheit, Demuth und Liebe, die Liebe zum Herrn und um des Herrn willen zu den Menschen seit langem nicht in dieser Vollkommenheit gesehen habe. Nur in ihren Urtheilen über die Schweiz fehlt diese Liebe." Anna Schlatter, die edle christliche Bürgersfrau in St. Gallen, als sie hörte, daß ganze Familien durch die Vorspiegelungen des Glückes im Kaukasus unglücklich geworden, „hätte diese Irrthümer mit dem Schwerte des Geistes zerhauen mögen", sie braucht keinen „Bergungsort", so lang der Richter ihr Freund ist, und faßt ihr Urtheil so zusammen: „Ich halte die Frau v. K. und alles was durch sie gewirkt wurde, für Zeichen der eilenden Zeit, für Wehen, welche auch Kinder der neuen Kirche zur Geburt befördern, für Werkzeuge, wodurch unser guter liebevoller Heiland manchen sichern Sünder erwecken, manchen Schlafenden ermuntern kann. Aber für die neue Kirche halte ich sie und ihre nächsten Angehörigen nicht." Wir schließen mit dem erfreulichsten Urtheil, das Frau v. K. selbst in einem Briefe an ihren Sohn wenige

Wochen vor ihrem Tode über sich gefällt hat. „Was ich Gutes gethan habe, wird bleiben: was ich Böses gethan (denn wie oft habe ich nicht für Gottes Stimme genommen, was die Frucht meiner Einbildung und meines Stolzes war), das wird die Barmherzigkeit meines Gottes auslöschen. Ich habe Gott und den Menschen nichts als meine zahlreichen Ungerechtigkeiten darzubieten, aber das Blut Jesu Christi reinigt mich von allen Sünden."

Vie de Madame de Krudener, par Charles Eynard. Tome I. II. Paris. Lausanne. Genève 1849. — Ueber die Wirksamkeit in der Schweiz ist zu vergleichen J. Georg Müller's Tagebuch in Gelzer's protest. Monatsblättern, Jahrgang 1863. Bd. 22; außerdem eine Anzahl anonymer Flugschriften aus der Zeit. — Ueber die Reise durch Deutschland die oben angegebenen Schriften. — Aus der französischen Litteratur: Sainte-Beuve, Portraits de femmes. Nouvelle edition. Paris 1852. — Valérie ist in der Petite bibliothèque de luxe als 5. Band 1878 in Paris erschienen mit einer Préface de Parisot. — Madame de Krudener, ses lettres et ses ouvrages inédits. Etude historique et littéraire par P. L. Jacob bibliophile, Paris 1880.

Wilhelm Baur.

Kruffter: Servais K. (Servatius Cruftanus), Buchdrucker zu Basel und Köln im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Biographische Nachrichten über ihn sind uns nicht erhalten und es ist nur bekannt, daß er in den beiden Jahren 1518 und 1519 zu Basel und von da an zu Köln als Drucker beschäftigt war. In der letzteren Stadt war seine Offizin in einem Hause „vp sent Marcellen straissen" befindlich und druckte er u. a. „Der Seelentroist", 1522, 8. „Sybillen boych: der prophetissen" o. J. 4. und „Ein ser syverliche . . . Betrachtunge des . . Lydens J. C. genant die negen Kalden" o. J. 4. Von ungleich größerer Wichtigkeit als diese kleineren inhaltsleeren Productionen ist sein Druck: „Ayn Kurtz wylich lesen van Tyel vlenspiegel" o. J. 4., der zweitälteste aller bis jetzt bekannten Drucke des Eulenspiegels. Da der drittälteste erst 1532 bei Melchior Sachse in Erfurt erschien, so hat K. aller Wahrscheinlichkeit nach die erste bekannte, am Oberrhein schon von Grüninger zu Straßburg 1519 gedruckte Ausgabe bei seiner Uebersiedelung nach Köln mitgebracht und dort von neuem aufgelegt. Bekanntlich gehören diese beiden ältesten Ausgaben des Eulenspiegels zu den größten Seltenheiten der deutschen Volksbücherlitteratur. Während aber von der Straßburger Ausgabe 1519 des hochdeutschen Textes nur ein einziges Exemplar bekannt ist, nach welchem Lappenberg seine Ausgabe (Leipzig 1854, 8) veranstaltet hat, kennt man von der undatirten Ausgabe in niedersächsischer Mundart kein complettes Exemplar, die vorhandenen ergänzen sich jedoch so glücklich, daß sich aus ihnen das durchaus vollständige Werk ergibt. Das eine dieser Bruchstücke besitzt die k. k. Hofbibliothek zu Wien, das andere die k. Bibliothek zu Berlin. Es hatten sich nun die Vorstände beider Bibliotheken vereinigt, ihre Exemplare auf dem Wege der Photolithographie gegenseitig zu vervollständigen und die Herstellung einer kleinen Anzahl completter Exemplare für den Buchhandel zu gestatten. Auf diese Weise entstand das Kruffter'sche Facsimile, welches auf die täuschendste Weise den Druck ersetzt: „Ayn Kurtz wylich lesen . . ." (wie oben) mit dem Vortitel: „Tyel Ulenspiegel in niedersächsischer Mundart, nach dem ältesten Druck des Servais Kruffter" photolithographisch nachgebildet (Berlin, A. Asher & Co., 1865, 4.). Daß einer späteren Ausgabe des viel gedruckten Buches, was wir nebenbei bemerken wollen, die Ehre widerfuhr, auf dem zu Antwerpen 1570 erschienenen Index eine Stelle zu finden, lernen wir aus einer Mittheilung Hoffmanns von Fallersleben in Aufseß' Anzeigen, II, 56. Uebrigens gehören die Holzschnitte, mit denen der Kruffter'sche Druck geschmückt ist, verschiedenen Schulen an.

Lappenberg a. a. S. 149 macht auch auf eine Figur aufmerksam, die sich bereits in einem von J. Grüninger im J. 1503 gedruckten Terentius vorfindet.

Norrenberg, Kölnisches Litteraturleben, S. X. 20, 26, 31. Weller, Repert. Supplem. (Register). Goedeke, Gr. I. 117. J. Franck.

Krug: August Otto K., hervorragender Criminalist, wurde als Sohn des Professors Wilhelm Traugott K. (s. diesen Art.) am 18. März 1805 in Frankfurt a. d. O. geboren. Nach beendigtem Rechtsstudium prakticirte K. kurze Zeit in Leipzig als Advokat, wurde dann in den Schöppenstuhl daselbst berufen, dem er bis zur Auflösung desselben (1835) angehörte, dann Appellationsrath in Zwickau. In diesem Amte hatte er sich auch mit dem Strafrechte zu beschäftigen, während er bis dahin mehr civilrechtliche Studien unternommen hatte. Sehr bald sich auszeichnend, wurde K. 1845 als Rath in das Justizministerium berufen und mit vielen legislatorischen Arbeiten betraut. Als im J. 1848 eine Commission zur Abfassung eines Strafgesetzentwurfs bestellt wurde, trat K. in dieselbe, neben Dr. v. Langenn und Dr. Siebdrat, ein, während später der Appellationsrath (jetzige Generalstaatsanwalt) Dr. Schwarze hinzutrat. Der Entwurf dieser Commission (vom J. 1850) wurde jedoch fallen gelassen; später wurden der Staatsminister Dr. v. Zschinsky, K. und Schwarze mit Prüfung eines neuen Entwurfes beauftragt, welcher unter dem 11. August 1855 als „Strafgesetzbuch für das Königreich Sachsen" publicirt wurde. K. commentirte dieses Gesetz in seinem „Commentar zu dem Strafgesetzbuche für das Königreich Sachsen vom 11. August 1855 und den damit in Verbindung stehenden Gesetzen", Leipz. 1855, 2. Aufl. 1861—64. Es ist dies eine vortreffliche Arbeit, welche im letzten Theile eine Reihe selbständiger, sehr werthvoller Abhandlungen, z. B. über den Irrthum im Strafrechte enthält. Eine Taschenausgabe des Gesetzes gab er ebenfalls 1855 heraus. Schon vorher hatte er sich durch eine große Zahl tüchtiger Schriften großen Ruf erworben. Es gehören hierhin (außer seiner Doctordissertation „De cond. furtiva selecta capita", 1830) namentlich: „Lehre von der Compensation", 1833 — „Die bürgerliche Strafe als Bußzwang", 1836 — „Studien zur Vorbereitung einer gründlichen Auslegung und richtigen Anwendung des Kriminalgesetzbuches von 1838", 1838 — „Ueber die Concurrenz der Verbrechen und insbesondere über den Begriff des fortgesetzten Verbrechens", 1842 (wiederholt behandelt in „Zur Verständigung über die Concurrenztheorie des Strafgesetzbuches für Sachsen", 1857 — „Zur Lehre von dem fortgesetzten Verbrechen", 1857) — „Wie läßt sich die Mündlichkeit des Criminalprocesses mit Urkundlichkeit, Entscheidungsgründen und zweiter Instanz über die Thatfrage vereinigen?" 1847 — „Die Grundsätze der Gesetzauslegung", 1848 — „Das Internationalrecht der Deutschen", 1851 — „Ueber dolus und culpa, insbesondere über den Begriff der unbestimmten Absicht", 1854 — „Die Lehre vom Versuche der Verbrechen", 1854 — „Die sächsischen Staatsverträge zur Beförderung des Rechtsverkehrs mit dem Auslande", 1856. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich noch mit der Schrift: „Ideen zu einer gemeinsamen Strafgesetzgebung für Deutschland", 1857, in welcher er, auf Verbrechen sich beschränkend, ein einheitliches deutsches Strafrecht als durchführbar darstellte. Leider verursachte die außerordentlich angestrengte Arbeitsamkeit eine Gehirnkrankheit, an welcher K. nach vierjährigen schweren Leiden am 17. April 1867 verschied. — Mit seinem Tode erlitt der Staat und die Wissenschaft einen gleich schweren Verlust. Er war ein sehr fein gebildeter Jurist, vornehmlich in rechtsphilosophischer Hinsicht und dabei ein milder, menschlich fühlender, wohlwollender Mann, ein lauterer, erprobter Charakter.

Gütige Mittheilungen des Sohnes, Rechtsanwalt Konrad K. (Dresden) und des Mitarbeiters auf dem Gebiete der Gesetzgebung, Generalstaatsanwalt

Dr. F. O. v. Schwarze. — v. Wächter, Das kgl. sächsische u. thüringische Strafrecht, 1857, p. IX. S. 36, 38, 40, 52, 54 u. ö. — Heinze in Holtzendorff's Handb. des Strafrechts, I. 265; daselbst auch S. 107. — Berner, Strafgesetzgebung in Deutschland, 1867, S. 105, 306, 308, 310, 318. — Gerichtssaal, 1856, II. S. 54; 1857, S. 124; 1858, S. 79. — Goltdammer's Archiv IV. 151; VI. 142; VII. 569. — Mohl, I. 443. — Geßler, Ueber den Begriff und die Arten des Dolus, 1860, S. 112 u. ö. — v. Schwarze, Commentar z. Strafproceßordnung des Königr. Sachsen, 1855, I. S. 8 ff.

Teichmann.

Krug: Hans K., Dichter des 15. Jahrhunderts. Von ihm existirt ein „Neujahrsgruß an die Frauen" (gedruckt Germania, 25, 107 f.), welcher auf einen Preis der Jungfrau Maria hinausläuft. Ein anderes Gedicht unter seinem Namen ist eine Parodie des Kato, indem hier der Vater, statt zur Tugend, seinen Sohn zu allen möglichen Untugenden und Ungezogenheiten ermahnt. Dies Gedicht, in der bekannten Sammelhandschrift Val. Holl's erhalten, hat in einer Weimarer Handschrift statt des Namens Hans K. den Namen Kato und dies ist wol das ursprüngliche. Eine Münchener Handschrift (cgm. 270) setzt wiederum einen anderen Namen, den eines sonst nicht bekannten Hans Kemnater: wenn dieser wirklich von Hans K. verschieden ist, so sind beide als Umarbeiter des älteren anonymen Textes anzusehen, indem sie statt des Namens Kato ihren eigenen einschmuggelten.

Vgl. Zarncke, Der deutsche Kato, S. 144 ff., wo der Text der Parodie nach der Weimarer und V. Holl'schen Handschrift gegeben ist.

K. Bartsch.

Krug: Hans K. der ältere, Nürnberger Goldschmied, welcher sich besonders als Eisengraber (Stempelschneider) ausgezeichnet hat, wurde um 1455 geboren, erhielt 1484 das Meisterrecht, besaß ein Haus auf dem Obstmarkt, welches nach seinem Tode 1519 um 800 fl. an Michel Krug verkauft wurde, hielt im Rathhause einen Goldschmiedladen, wofür er dem Rathe einen jährlichen Zins entrichtete; wurde, da er im Probiren und Scheiden der Metalle besonders geschickt war, bald Schaumeister und Münzmeister des Rathes. Als solcher fertigte er die Stempel für die Nürnberger Münzen, prägte aber auch auf eigene Rechnung Münzen, legte sein Amt jedoch 1509 nieder. K. fertigte 1499 mit besonderer Genehmigung des Raths auch Münzstempel, sowie goldene und silberne Münzen für den König von Ungarn und 1508 und 1509 für den Kurfürsten Friedrich von Sachsen. Leider war es bis jetzt nicht möglich, die von ihm gefertigten Münzen zu bestimmen. K. hatte von zwei Frauen, beide Ursula geheißen, sechs Kinder, Hans, Ludwig, Erasmus, Paulus, Endres und Ursula, von welchen die beiden ersten gleichfalls geschickte Goldschmiede und Münzmeister wurden. K. starb zu Nürnberg zwischen 1516 und 19.

Neudörffer's Nachrichten von Nürnbergischen Künstlern, herausgegeben von Lochner (Wien 1875). Doppelmayr, Nachricht von Nürnbergischen Künstlern (Nürnberg 1730). Baader, Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs (Nördlingen 1860 u. 62).

R. Bergau.

Krug: Hans K. der jüngere, Sohn des vorigen, Nürnberger Goldschmied, welcher sich besonders als Eisengraber (Stempelschneider) ausgezeichnet hat, wurde um 1485 zu Nürnberg geboren, heirathete 1512 Barbara Lotterin, erhielt 1513 das Meisterrecht, wurde bald darauf, nachdem Hans Crafft sein Amt niedergelegt hatte, städtischer Münzmeister und 1519, nach dem Tode des Heinrich Ering, auch Probirer und Amtmann in der Schau (Münzwardein), legte letzteres Amt jedoch bald wieder nieder, weil der Rath ihm unbillige Bedingungen stellte, erhielt dann 1535 vom Rathe die Erlaubniß, ohne Aufgabe seines Bürgerrechts,

zwei Jahre lang außerhalb Nürnbergs wohnen und arbeiten zu dürfen. Später ging er nach Ungarn, wo er Münzmeister des Königs wurde und als solcher um 1558 starb. (Nach anderen Nachrichten starb er schon 1528 zu Kremnitz in Ungarn.) K. fertigte auch ausgezeichnete Probirwaagen. Arbeiten von ihm sind nicht bekannt.

Neudörffer's Nachrichten von Nürnbergischen Künstlern, herausgegeben von Lochner (Wien 1875). Baader, Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs (Nördlingen 1860 u. 62). R. Bergau.

Krug: Johann Friedrich Adolf K., ein im Sinne Pestalozzi's für die Volksschule und den Elementarunterricht eifrig thätiger Pädagog, geb. den 10. Mai 1771 in Naunhof bei Großenhain, † den 26. April 1843 in Dresden. Schon im zweiten Lebensjahre des Vaters, eines evangelischen Pfarrers, durch den Tod beraubt, kam er mit seiner Mutter nach Hoyerswerda (Oberlausitz), wo sein Großvater, ein vom Geiste des Hallischen Waisenhauses erfüllter Mann, seine Erziehung übernahm. Dann besuchte er 1787—91 das Gymnasium zu Bautzen, das unter Rost und Böttiger blühte und auch in dem Mathematiker und Physiker Demuth einen kräftig anregenden Lehrer besaß. Er studirte hierauf bis 1795 in Leipzig Theologie, wandte aber auch der Naturkunde, Anatomie und Physiologie große Theilnahme zu und wurde durch seine liebevolle Beschäftigung mit einem fast stumpfsinnigen Knaben, den er zu sich nahm, auf elementarische Unterrichtsweisen (für Sprechen und Lesen, Schreiben und Zeichnen, Rechnen und Sprachlehre) hingeleitet, die dann seine weitere pädagogische Thätigkeit vorzugsweise bestimmt haben. Seit dem Ende des J. 1795 Hauslehrer in Meffersdorf (Oberlausitz), wo er mit dem gelehrten Herrn v. Gersdorff, einem der Gründer der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften, in Verbindung kam, entwickelte er seine Lehrthätigkeit noch besonders, indem er seine Nebenstunden einer Kinderschaar zuwendete, die er unentgeltlich in den Elementen unterrichtete und übte. Hier entstand auch sein „Erstes Lehr- und Lesebuch" (1802). Als nun Gedike 1803, der jüngere Bruder des berühmten Berliner Schulmanns (Bd. VIII S. 490), von Bautzen nach Leipzig berufen wurde, wo eine Bürgerschule ins Leben treten sollte, zog er den strebsamen K. als ersten Oberlehrer nach, und mit seiner Unterstützung gelang es, daß K. seine sogenannte Elementarmethode in den unteren Classen jener Anstalt, gegen Olivier's Lautirmethode zu erfolgreicher Geltung brachte. Er schrieb damals auch die „Ausführliche Anweisung, die hochdeutsche Sprache recht aussprechen, lesen und schreiben zu lehren" (1805), sein „Hochdeutsches Syllabir- und Sprachbuch" (1806) und fügte dann noch die „Hochdeutsche Sprachelementartafel" (Fol.) hinzu. Eine pädagogische Reise nach Süddeutschland und in die Schweiz führte ihn auch mit Pestalozzi und Fellenberg zusammen (1808). Auf dieser Reise aber wurde er auch dem Oberamtskanzler Hermann aus Bautzen, einem für die Schulreformen der Oberlausitz sehr thätigen Manne, bekannt, und auf dessen Empfehlung wurde er 1809 in Zittau als Director der neu errichteten allgemeinen Stadtschule bestellt. Obwol hier sein Eifer für richtiges Lesen auch manchen Widerspruch erregte, so wurde sein Wirken doch namentlich seit dem J. 1811, wo die neue Anstalt erst wahrhaft ins Leben trat und ein Seminar für Landschullehrer als Ergänzung erhielt, ein sehr fruchtbares. Freilich war die neue Anstalt aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen zusammenzufügen, und kein Wunder war es, daß der eifrige Director auch in den folgenden Jahren durch mancherlei Mißgriffe Aergerniß gab; aber seine Schule erschien doch weiteren Kreisen als eine Musteranstalt, die immer stetiger sich entwickelte. Als daher der Magistrat von Dresden 1818, zu Ehren des Königs, der damals ein seltenes Regierungsjubiläum feierte, eine Schulanstalt für Knaben, die Friedrich-August-

Schule, zu begründen unternahm, erschien für die Leitung kein Mann so tüchtig als K., der bei der elenden Verfassung, in welcher das Unterrichtswesen der Residenzstadt sich befand, es zu einer um so stattlicheren Neugründung bringen zu können hoffte. Allein die kleinlichen und ungeschickten finanziellen Berechnungen der städtischen Behörde gefährdeten die neue Anstalt schon im ersten Gedeihen, und nach sieben Jahren wurde der klägliche Beschluß gefaßt, die den Namen eines verehrten Königs tragende Schule wieder aufzuheben. K. suchte sie freilich aus eigener Kraft zu retten als allgemeine höhere Bürgerschule; aber er gerieth dabei in Schulden und mußte zu Michaelis 1831 von seinem Werke zurücktreten. Seine litterarische Thätigkeit hatte er auch in Zittau fortgesetzt, wo das „Evangelische Lehrbuch der christlichen Religion" (1817) erschien; in Dresden hatte er neben einigen Programmen noch mehrere Elementarbücher für Sprachunterricht und zum Besten Erblindeter das „Leben des blinden Zacharias" (1827) geschrieben; auch die Ausarbeitung einer Kirchengeschichte soll ihn in seinen letzten Jahren beschäftigt haben.

S. bes. Kramer, J. Fr. Ad. Krug. Ein Lebensbild. In Kehr's Pädagogischen Blättern für Lehrerbildung, IX. 5. H. Kaemmel.

Krug: Johann Leopold K., Statistiker und Nationalökonom, geb. zu Halle a. d. Saale am 7. Juli 1770 als zweiter Sohn des Johann Philipp K., der bis 1763 Feldscheerer bei dem Regiment Anhalt, dann Controleur bei den königl. Holzmagazinen in Halle war. Seine Studien machte Leopold K. vollständig in Halle, an der Universität widmete er sich vornehmlich der Theologie und nahm nach fünfjährigem Studium derselben im September 1792 eine Stelle als Katechet der lutherischen Gemeinde in Bernburg an. Doch hatte sich schon sehr früh eine ausgesprochene Vorliebe für Statistik bei ihm entwickelt, welche sich durch die Vorlesungen des Historikers und Statistikers Krause in Halle und durch persönlichen Verkehr mit demselben noch mehr befestigte, so daß der junge Katechet seine reichliche Muße alsbald zur Entwerfung statistischer Werke verwendete. Der erste Versuch, eine systematische preußische Statistik zu bearbeiten, mußte zwar bei dem Mangel genügender Hülfsmittel aufgegeben werden; dafür machte sich K. mit um so größerem Eifer an die Verfassung eines topographisch-statistisch-geographischen Wörterbuches der preußischen Staaten, wozu ihm sein Jugendfreund, der Buchhändler Kümmel in Bernburg, die nöthigen Hülfswerke verschaffte. Das Werk, welches die Beschreibung des preußischen Staates in der Gestalt bieten sollte, welche ihm die großen Erwerbungen von 1793—95 gegeben hatten, begann 1795 zu erscheinen und es fand größeren Beifall, als der Verfasser selbst erwartet hatte. Schon im folgenden Jahre wollte K. ein Journal, den preußischen Staatsanzeiger, herausgeben, konnte aber schon für die erste Abhandlung über das preußische Soldatenwesen nicht die Genehmigung der Censurbehörde erlangen. Doch ward durch die Behandlung dieser Censurangelegenheit der König selbst auf K. aufmerksam, und da dieser überdies durch eine kleine Schrift „Ueber die Leibeigenschaft der Landbewohner in den preußischen Staaten" sich den Beifall des Königs erwarb, so ward ihm durch unmittelbaren königlichen Befehl der Antrag gemacht, gleichsam als Entschädigung für die Benachtheiligung, welche ihm die Censur zugefügt hatte, und als Beweis besonderen Vertrauens in seine Arbeitskraft eine Anstellung im Staatsdienste anzunehmen. Mit Vergnügen griff der strebsame Statistiker zu, der schon lange im geistlichen Dienste „ein Haar gefunden" und denselben auch seit Ende 1799 verlassen hatte, um ganz ungestört seinen staatswissenschaftlichen Studien zu leben. In seiner neuen Stellung als geh. Registrator, welche er im December 1800 antrat, fand er bald die erwünschte Gelegenheit, die bereits früher geplante systematische Bearbeitung der preußischen Statistik mit dem ihm jetzt zu Gebote

stehenden Material der geh. Departementsregistraturen aufzunehmen, und so entstand im J. 1803 der „Abriß der neuesten preußischen Statistik", wol der erste Versuch einer aus durchaus amtlichen Quellen geschöpften Darstellung der preußischen Staatszustände, die dem Verfasser neuerdings den besonderen Beifall des Königs verschaffte. Im folgenden Jahre beendete K. mit dem 13. Bande sein großes Wörterbuch des preußischen Staates und hatte nicht blos die Freude, daß der König es durch die Landescollegien allen Behörden als ein sehr nützliches Werk empfehlen ließ, sondern konnte auch sogleich an die Herstellung einer zweiten Auflage schreiten. (Eine 3. Aufl. erschien später unter seiner Anleitung von Mützell, 1821—25 in 6 Bänden.) Im selben Jahre noch eröffnete K. mit Prof. Jakob in Halle ein neues Journal unter dem Titel „Annalen der preußischen Staatswirthschaft und Statistik", an dem er sich selbst mit mehreren Abhandlungen betheiligte (über das Nationaleinkommen des preußischen Staates, statistische Monographien über Ostfriesland, Ostpreußen, Westpreußen und Paderborn). Aus diesen Vorarbeiten erwuchs dann 1805 das große Werk „Betrachtungen über den Nationalreichthum des preußischen Staates und über den Wohlstand seiner Bewohner", gleichsam der ausführliche Commentar zum „Abriß der preußischen Statistik", womit K. seinen Ruf als scharfsinniger und umsichtiger Nationalökonom begründete und zugleich für die Entwickelung der preußischen Statistik Epoche machte. Denn der König, welcher überhaupt die Leistungen Krug's mit großer Aufmerksamkeit verfolgte, nahm von diesem Buche den Anlaß, um die in allgemeinen Umrissen bereits von Stein entworfene Idee eines eigenen statistischen Bureau's zu verwirklichen. Es sollten in demselben die bei den verschiedenen Departements und Behörden des Generaldirectoriums und des schlesischen Finanzministeriums, sowie bei den Specialdepartements geführten statistischen Tabellen gesammelt und zu einem Ganzen bearbeitet werden, um die von K. begonnenen Uebersichten über den preußischen Nationalreichthum zu berichtigen, jährlich fortzusetzen und die Veränderungen in dem Stande desselben zu übersehen. Für diese neue Schöpfung wurde auch sofort K. als Beamter mit dem Range eines Kriegsrathes angestellt, entwarf die Instruction des Bureau's, und nur eine Informationsreise, welche K. mit dem Staatsminister v. Stein unternahm, verzögerte die Einrichtung desselben bis gegen Ende des J. 1805. Die Stellung Krug's in dem Bureau war allerdings nicht klar; er sollte nach den Intentionen des Königs, auf welchen derselbe auch trotz zweimaliger Gegenvorstellung Stein's verharrte, unmittelbar unter dem Staatsministerium stehen und die Geschäfte des Bureau's leiten, thatsächlich war er aber dadurch, daß der im Range höher stehende geh. Finanzrath v. Beguelin gleichfalls in dem Bureau eine Stellung erhielt, diesem vielfach untergeordnet; und bevor noch eine Regelung dieser Verhältnisse eintrat, wurde in Folge der kriegerischen Ereignisse die Wirksamkeit des Bureau's auch schon wieder sistirt (1. Oct. 1806). Doch hatte K. inzwischen bereits seine Organisationsvorschläge für die statistischen Aufnahmen und die Arbeiten des Bureau's entworfen, welche in der Anfertigung von drei großen Tabellen gipfeln sollten: eine statistische Tabelle vom Zustande der Städte, beziehungsweise des platten Landes, eine Bevölkerungs- und eine Produktions- und Viehstandstabelle. Ueber dieses Project ließ sich der Minister v. Stein Gutachten von den Regierungspräsidenten zu Königsberg, Plock, Minden und Münster geben, die allerdings wenig zu Gunsten des Verfassers ausfielen. Während der Kriegszeit, die für K. eine Zeit unfreiwilliger Muße von Amtsgeschäften war, arbeitete er seine Ideen zu einer staatswissenschaftlichen Statistik 1807, seinen Abriß der Staatsökonomie oder Staatswirthschaftslehre 1808 und die Geschichte der staatswirthschaftlichen Gesetzgebung im preußischen Staate 1808. Doch meldete er sich schon am Ende des

Jahres zum Wiedereintritt in seinen früheren Dienst, als man in dem Publicandum vom 16. Decbr. 1808 betreffend die neue Organisation der obersten Staatsbehörden auch die Wiedererrichtung des statistischen Bureau's in Aussicht nahm. Inzwischen war aber in der Person des damaligen Staatsraths J. G. Hoffmann (Bd. XII S. 598) der preußischen Statistik eine Kraft erwachsen, welche sich K. entschieden überlegen zeigte; schon jene besonders scharfe und einschneidende Kritik der Krug'schen Tabellenentwürfe von 1806, welche der Regierungspräsident v. Auerswald von Königsberg eingesendet hatte, stammte aus Hoffmann's Feder; und seit dieser im Ministerium des Innern als Gewerbereferent fungirte, wurde er in immer steigendem Maße als fachmännische Autorität in allen Fragen der administrativen Statistik beigezogen, so daß, als endlich im J. 1810 das statistische Bureau wieder hergestellt wurde, das auf Grund eines neuen, von Hoffmann entworfenen Organisationsplanes erfolgte, und diesem, gleich wie selbstverständlich, die Direction übertragen wurde. Allerdings empfand K. diese Ernennung Hoffmann's als eine Zurücksetzung in seiner eigenen Stellung, da er doch früher unmittelbar dem Minister untergeordnet war; und das persönliche Verhältniß Krug's zu Hoffmann ließ auch lange Zeit hindurch sehr viel zu wünschen übrig, um so mehr, als das weiche gemüthliche Naturell Krug's und das stramme vornehme Wesen Hoffmann's gar stark contrastirten. Aber Krug's stets bewährtes Pflichtgefühl und seine ausgesprochene Liebe zur statistischen Arbeit ließen ihn über diese Mißlichkeiten seiner Stellung hinauskommen; auch war er häufig und für längere Zeit faktisch mit der Leitung des Bureaus betraut, da Hoffmann, als der unentbehrliche Begleiter Hardenberg's, oft für lange Zeit verreist war. Doch ist offenbar mit dieser Zeit die Schaffensfreudigkeit und Energie Krug's schon beträchtlich geschwächt worden. Abgesehen von zwei kleinen Schriftchen über die neue preußische Zinsgesetzgebung 1809 und über die Armenassecuranz 1810 ist bis 1822 keine Schrift mehr von ihm erschienen. In wie weit etwa Hoffmann's Einfluß auf diese Zurückhaltung reichte, ist nicht zu sagen, doch äußert sich K. wiederholt in seinen Briefen, daß er die Lust an der Schriftstellerei verloren habe, weil er das nicht schreiben dürfe, was er gerne behandeln möchte. Nur ein kleines Schriftchen über das Friedrichs-Waisenhaus zu Berlin 1822, zwei Hefte staatswissenschaftlicher Anzeigen 1826, sowie der Anfang einer Topographie der preußischen Monarchie (Ostpreußen 1833) sind weiterhin noch während seiner Amtsthätigkeit erschienen. Auch für die Entwickelung der administrativen Statistik trat K. seit der Reorganisation des Bureaus durch Hoffmann nicht mehr bedeutsam hervor. Wol hat er 1811 das Schema für die Statistik der Grundschulden, 1814 die Formularien für die Statistik der landwirthschaftlichen Kreditsysteme, 1826 eine Berechnung des Altersaufbaues der Bevölkerung aus den Civilstandsregistern entworfen und leitete 1826—34, so lange Hoffmann in Folge der Unterordnung des statistischen Bureaus unter das Ministerium des Innern sich von den unmittelbaren Arbeiten desselben ferne hielt (s. das Nähere hierüber oben, Bd. XII. S. 600) die Abtheilung für Bevölkerungs- und Industriestatistik, sowie für Verfassungsverhältnisse selbständig. Doch war es überhaupt seinem Wesen entsprechender, im Einzelnen bessernd und berichtigend, als im Großen schöpferisch zu wirken; und Hoffmann's starkes Selbstbewußtsein war nicht darnach angethan, neben sich einen maßgebenden Einfluß auf die Wirksamkeit des Bureau's aufkommen zu lassen. Die letzte große wissenschaftliche Arbeit Krug's „Die Geschichte der preußischen Staatsschulden", welche er schon 1823 fertig machte, durfte er unter dem damaligen ängstlichen Regime nicht veröffentlichen, nur ein kleiner Theil über die Staatsschuldscheine ist in seinen staatswirthschaftlichen Anzeigen erschienen; eifrig und gewissenhaft trug er jedoch

auch später noch die neuesten Daten in dem Manuscripte nach, so daß es noch eine werthvolle Bereicherung der staatswissenschaftlichen Litteratur bildete, als es 1861 aus seinem Nachlasse von C. J. Bergius veröffentlicht wurde. Krug's Verhältniß zu Hoffmann besserte sich zwar mit den Jahren und gegen das Ende seiner Dienstzeit hatte sich ein vollkommen freundlicher Verkehr zwischen beiden herausgebildet. Doch veranlaßte ihn zunehmende Kränklichkeit, vom 1. Jan. 1835 ab in den Ruhestand zu treten. Auf seinem 1829 gekauften Gute Mühlenbeck (2 Meilen von Berlin), das sein ältester Sohn verwaltete, brachte er seine letzten Lebensjahre zu und verschied sanft am 16. April 1843, dem 1. Osterfeiertage, im 73. Jahre seines Lebens. K. war seit 1802 verheirathet und hinterließ zwei Söhne. In seinem Familienkreise, wie im persönlichen Verkehr mit einem ausgedehnten Bekanntenkreis, galt er stets als ein außerordentlich gutmüthiger und offener Charakter; mit seinem älteren Bruder Philipp K., der schon 1789 nach Rußland gekommen war und später Adjunct bei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, zuletzt ordentlicher Akademiker in St. Petersburg wurde, stand er 46 Jahre lang in regem Briefwechsel. Selbständig, wie sein Charakter, war auch seine ganze Entwickelung, und er hebt es wiederholt in seinen Briefen hervor, wie sehr es ihn befriedige, daß er seine rasche Beförderung nicht seinen Bewerbungen oder einer Protection, sondern nur seinen Leistungen verdanke. Auch seine wissenschaftliche Entwickelung war ganz selbständig, autodidaktisch; daher auch seine Schriften bei allem Scharfsinn und vielfach origineller Auffassung doch den Charakter des Unfertigen, Ungleichmäßigen an sich tragen; besonders in den systematischen Arbeiten über die preußische Staatsverwaltung mußte sich dieser Mangel genügender Schulung und allseitiger Vorbildung empfindlich fühlbar machen, wie ja auch seine Organisationsentwürfe, deren Kritik durch die Praktiker ihn für immer von der Leitung der amtlichen Statistik ausschloß, zumeist an dem Mangel genügender Beherrschung des Gegenstandes litten. Als Nationalökonom ging K. von den physiokratischen Grundsätzen des aufgeklärten Absolutismus aus und ist in der Folge durch den dominirenden Einfluß von Ad. Smith zum warmen Vertheidiger der liberal-politischen Doctrin geworden, welche in dem preußischen Regierungssystem unter Stein und Hardenberg ihren glänzendsten Ausdruck gefunden hat; und er hat sich um dieses System entschiedene Verdienste erworben, indem gerade die exacte Richtung der Forschung, wie sie K. eingeschlagen hatte, der neuen staatswirthschaftlichen Auffassung einen sicheren Boden zu bereiten geeignet war. Auch im Communaldienste der Stadt Berlin hat sich K. um Armenpflege und Humanitätsanstalten manches Verdienst erworben. Seine Schriften über die Armenassecuranz und das Friedrichs-Waisenhaus verwerthen die vielfachen, nicht immer erfreulichen, Erfahrungen, welche er sich durch seine praktische Thätigkeit auf diesem Gebiete gesammelt hat.

Ein ehrenvolles Denkmal, das zugleich von dem guten Verhältnisse zeugt, welches trotz des anfänglichen Antagonismus zwischen den beiden tüchtigsten Statistikern der älteren Aera bestand, hat ihm sein Director J. G. Hoffmann selbst in der allg. preuß. Staatszeitung gesetzt (Nekrolog vom 13. Mai 1843). N. Nekrol. d. Deutschen 1843. Roscher, Gesch. d. N.-Oe. 497. Krug's nachgelassene Schriften, herausgegeben von C. J. Bergius, I. 1861. Vorrede, mit den Briefen Krug's an seinen Bruder Philipp, und einigen Actenstücken. — Meine Biographie von J. G. Hoffmann in d. Allg. d. Biogr., Bd. XII.

Inama.

Krug: Ludwig K., Nürnberger Goldschmied, welcher verschiedenartig künstlerisch thätig war, wurde um 1490 als Sohn des Stempelschneiders Hans K. geboren, erhielt 1522 das Meisterrecht und heirathete Brigitta, besaß ein

Haus hinter dem Rathhause und starb 1532. Es gibt ein Porträt von ihm von 1525 in schlechtem Kupferstich ohne Autornamen. K. war, nach Neudörffer, nicht nur ein tüchtiger Goldschmied, geübt im Treiben und Emailliren, sondern auch geschickt im Schneiden in Stein und Eisen, im Zeichnen, Kupferstechen und Malen. Auch fertigte er Kunstbrunnen aus Silber, welche als Tafelaufsätze dienten. Er arbeitete viel für Hans Koburger. Von seinen Arbeiten in edeln Metallen, welche meist noch gothisch waren, ist nichts bekannt. Dagegen besitzt das königl. Museum zu Berlin ein kleines (0,15 M. hohes) mit dem Monogramm des Künstlers versehenes Relief aus Solenhofer Stein von 1514, Adam und Eva unter dem Baume darstellend, zwischen sich einen Affen, welches sehr sorgfältig und verständnißvoll in naturalistischer Auffassung ausgeführt ist. Außerdem besaß die Berliner Kunstkammer (Kugler's Beschreibung derselben, S. 106) einen Gypsabguß eines zweiten, etwas kleineren, ebenfalls mit Monogramm versehenen Reliefs von 1515 mit derselben Darstellung, jedoch in anderer Composition, davon das Original nicht bekannt ist. Von Krug's jetzt sehr seltenen Kupferstichen, welche unter dem Einflusse Dürer's entstanden sind, führt Bartsch 12 Blatt und Passavant deren noch 4 auf. Von zwei derselben sind die Originalkupferplatten noch erhalten. Die Darstellungen dieser Kupferstiche sind fast sämmtlich der biblischen Geschichte entnommen. Das Monogramm des Künstlers ist ein kleiner Krug zwischen den Buchstaben L und K.

Neudörffer's Nachrichten von Nürnbergischen Künstlern, herausgegeben von Lochner (Wien 1875). Doppelmayr, Nachricht von Nürnbergischen Künstlern (Nürnberg 1730). R. Bergau.

Krug: Ludwig K., katholischer Geistlicher, geb. zu Würzburg am 27. Sept. 1769, † zu Werfen im Salzburgischen am 17. Novbr. 1837. Nachdem er in Würzburg, wo sein Vater Rector der Domschule war, seine Gymnasial- und philosophischen Studien vollendet und sich 1788 die philosophische Doctorwürde erworben hatte, ging er, da man ihn dort wegen eines Fehlers am Auge nicht in das Seminar aufnehmen wollte, nach Salzburg, wurde dort 1792 Priester und, nachdem er einige Jahre Seelsorger auf dem Lande gewesen, 1801 Spiritual und Lehrer der Pastoral im Seminar, 1810 Pfarrer zu Werfen. Er schrieb „Beiträge zur Homiletik" (homiletische Abhandlungen und Predigten), 2 Bde., 1822, „Darstellung der Regeln der geistlichen Beredsamkeit", 1824, und einige andere homiletische und ascetische Schriften und Beiträge für Zeitschriften, namentlich das „Magazin für katholische Religionslehrer" von Felder und Köberle.

Felder-Waitzenegger, Gelehrtenlex., I. 423, III. 514. N. Nekr. 1837, Nr. 346. Reusch.

Krug: Wilhelm Traugott K., geb. am 22. Juni 1770 in dem Dorfe Radis bei Wittenberg, † in Leipzig am 12. Januar 1842, Sohn eines Gutspächters, besuchte die lateinische Schule der benachbarten Stadt Gräfenhainichen und kam hierauf im Sommer 1782 an die Fürstenschule zu Pforta, von wo er 1788 an die Universität Wittenberg als Studirender der Theologie überging. Da ihn sein dortiger Lehrer und Gönner Reinhard veranlaßte, die akademische Laufbahn zu betreten, erwarb er sich vorerst durch eine Dissertation „Principium, cui religionis christianae auctor doctrinam de moribus superstruxit" am 17. Oct. 1791 die philosophische Doctorwürde und begab sich hierauf im Herbst 1792 nach Jena, wo er durch Reinhold in die Kantische Philosophie eingeführt wurde, daneben aber auch bei Paulus, bei dem Philologen Schütz und bei dem Physiker Voigt Vorlesungen hörte. Dann ging er zu Ostern 1794 noch auf ein Semester nach Göttingen, wo er Heyne's und Eichhorn's Vorträge besuchte

und seine bereits in Jena geschriebenen „Briefe über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion" anonym drucken ließ (1794), gegen welche sich zwei Jahre später eine heftige theologische Polemik erhob. Im Herbst desselben Jahres habilitirte er sich in Wittenberg als Privatdocent durch eine Dissertation „De pace inter philosophos" und las sogleich über Encyklopädie, sowie er gleichzeitig „Versuch einer systematischen Encyklopädie der Wissenschaften", 1. Thl. (1796), veröffentlichte (der 2. folgte 1797, der 3. in zwei Abtheilungen erst 1804 und 1819). Auch erlangte er mittelst einer Abhandlung „Lex moralis utrum et quatenus omni naturae ratione praeditae scribenda sit" im J. 1796 die Aufnahme als „Adjunct" der philosophischen Fakultät, aber da ihm eine besoldete Professur versagt blieb, lebte er in gedrückter Lage, so daß er in Hypochondrie verfiel. Doch raffte er sich wieder auf und verfolgte mit Theilnahme die neueren Erscheinungen; so schrieb er „Ueber Herder's Metakritik" (1799) und neben „Aphorismen zur Philosophie des Rechts" (1800), sowie „Philosophie der Ehe" (1800) auch „Briefe über die Wissenschaftslehre" (1800), welche ebenso gegen Fichte gerichtet waren, wie gegen Schelling die „Briefe über den neuesten Idealismus" (1801). Die selbständige Wendung, welche er mit Kant's System vornehmen zu müssen glaubte, begann er mit seinem „Entwurf eines neuen Organons der Philosophie" (1801). Nunmehr fand er gegen Ende des J. 1801 eine Anstellung als Professor in Frankfurt a. d. O., wo er noch neben den philosophischen Vorlesungen auch theologische hielt. Auf einen Angriff Hegel's, welcher im Kritischen Journale einen Aufsatz „Wie der gemeine Menschenverstand die Philosophie nehme", geschrieben hatte, antwortete K. mit der Schrift „Wie der ungemeine Menschenverstand die Philosophie nehme" (1802), und gleichfalls gegen Hegel und Schelling war gerichtet „Der Widerstreit der Vernunft mit sich selbst" (1802); daneben erschien „Versuch einer systematischen Encyklopädie der Künste" (1802). Den Grundgedanken aber des erwähnten neuen Organons führte er jetzt aus in seiner „Fundamental-Philosophie" (1803), welche als seine erste Hauptschrift zu bezeichnen ist. Im J. 1804 erhielt K., welcher sich (1803) mit einer Tochter des Generalmajors v. Zenge verheirathet hatte, ziemlich gleichzeitig drei Anträge, nämlich einen an das Gymnasium zu Fulda, einen an die Universität Greifswald und einen dritten nach Königsberg auf den durch Kant's Tod erledigten Lehrstuhl. Den letzteren nahm er nach längeren Verhandlungen an und traf im October 1805 in Königsberg ein, wo er die Ausarbeitung seiner speculativen Gesammtanschauung unternahm und deren eine Hälfte unter dem Titel „System der theoretischen Philosophie" zu veröffentlichen begann (1. Thl. 1806, 2. Thl. 1808, der dritte Thl. erst 1810; der 1. Thl. fand noch eine 4. Aufl. 1833, von den beiden anderen erschienen zweite Auflagen 1820 und 1823). In der Zeit der Bedrängniß Preußens durch Napoleon wirkte K. lebhaft bei dem in Königsberg entstandenen „Tugendbunde" mit. Zu Ostern 1809 folgte er einem Rufe nach Leipzig, wo er mit großem Lehrerfolge und zugleich in vielseitigster Rührigkeit bis an sein Lebensende wirkte. Sein Antrittsprogramm „De poëtica philosophandi ratione" enthielt eine entschiedene Ablehnung der Phänomenologie Hegel's und alsbald gab er in der Schrift „Der Staat und die Schule" (1810) doctrinäre Ergüsse über geforderte Reformen der Universität, womit er wenig Beifall erntete. Im Herbste 1813 zog er als Freiwilliger mit dem verbündeten Heere, wovon er im Frühjahre 1814 wieder zurückkehrte. Dann veröffentlichte er „Geschichte der Philosophie alter Zeit" (1815) und brachte die zweite Hälfte des begonnenen Hauptwerkes zur Vollendung, nämlich „System der praktischen Philosophie" (1. Thl. Dikaiologie, 1817, 2. Thl. Aretologie, 1818, 3. Thl. Eusebiologie, 1819), worauf er alsbald das Ganze wieder in gedrängter Kürze zusammenfaßte im „Handbuch der

Philosophie und der philosophischer Litteratur" (1820, 3. Aufl. 1828). Hierauf folgten eine „Dikaiopolitik" (1824), eine „Pisteologie" (1825) und ein „Kirchenrecht nach Grundsätzen der Vernunft" (1826), und in einem abermals neuen Anlaufe faßte er den Gedanken, die Philosophie in alphabetische Ordnung zu bringen, d. h. es erschien „Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften" (4 Bde., 1827—29, 2. Aufl. 1832). Daneben hielt er (1829) vor gemischtem Publicum „Universalphilosophische Vorlesungen für Gebildete beiderlei Geschlechts", welche dann wirklich gedruckt wurden (1831) und außerdem entfaltete er eine schriftstellerische Thätigkeit, welche sich nahezu auf Alles erstreckte, indem er bei jedem Vorkommnisse sich berufen fühlte, seine Meinung abzugeben. So schrieb er nicht nur nach der Rückkehr vom Heere ein „System der Kriegswissenschaft" (1815), sondern auch fortan zahlreiche Broschüren über Repräsentativsystem, über Preßfreiheit, über den heiligen Bund (dabei eingefädelt von Frau v. Krüdener), über den Zustand Deutschlands gegen Stourdza, über Haller's Restaurationslehre, über deutsches Universitätswesen, über Griechenlands Wiedergeburt, über wahren und falschen Liberalismus, über Katholicismus und Cölibat, über Polens Schicksale, über Judenemancipation, natürlich auch über die Kölner Wirren (1837) und über Vereinigung der christlichen Confessionen, sowie auch über A. Ruge und die Halle'schen Jahrbücher. Es zählt ja das von ihm in seiner Autobiographie angelegte Verzeichniß seiner Schriften (worauf hiermit verwiesen sei) nicht weniger als 189 Nummern. Als er im J. 1830 Rector der Universität war, hatte er bei Gelegenheit der Reformationsfeier mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen, erhielt aber schließlich von den städtischen Behörden einen silbernen Ehrenbecher, und da er 1833 als Deputirter der Universität in die Ständeversammlung eintrat, hatte er neuen Stoff zu doctrinären Kundgebungen gefunden. Er war in der That von einem aufrichtigen Aufklärungsstreben beseelt und förderte so die Verbreitung eines politischen und kirchlichen Liberalismus. Als Philosoph vertrat er auf Kantischer Basis den gewöhnlichen gesunden Menschenverstand und indem er bezüglich des von ihm angestrebten Synthetismus den Thatsachen des Bewußtseins eine stärkere Betonung verlieh, war ihm manche Anknüpfung an Jacobi ermöglicht; später kehrte er mehr zum eigentlichen Kantianismus zurück. K. selbst hatte bereits 1825 unter dem Namen Urceus seine „Lebensreise in sechs Stationen" beschrieben, dann schrieb er 1830 „Leipziger Freuden und Leiden", und seine Eitelkeit veranlaßte ihn, noch 1842 zu veröffentlichen „Krug's Lebensreise in sechs Stationen von ihm selbst beschrieben".

S. auch Emil Ferd. Vogel, Wilhelm Traugott Krug (1844). Ueber dessen Philosophie s. J. Ed. Erdmann, III. 1, S. 368 ff. Prantl.

Krug von Nidda: Friedrich Albert Franz K. v. N., Dichter, geb. auf dem Gute Gatterstädt bei Querfurt am 1. Mai 1776, trat 1791 als Standartenjunker in ein sächsisches Chevauxlegerregiment, ward während des russischen Feldzuges gefangen und in Kiew und Bialystock internirt, verließ 1814 wegen geschwächter Gesundheit den Dienst und lebte dann bis zu seinem am 29. März 1843 erfolgenden Tode auf Gatterstädt. Von seinen romantischen Dichtungen, meistens in Fouqué'scher Manier verfaßt, nennen wir „Heinrich der Finkler", Drama, 1818; „Gedichte", 1820; „Erzählungen und Romanzen", 1821 bis 1822; „Romanzen", 1821; „Skanderbeg, heroi. Ged.", 1823—24; „Schwertlilien", 1827—30; „Gedenkbüchlein", 1829; „Der Schmidt von Jüterbogk", 1834. — In den „Nachlaßschriften", 1855—57, finden sich autobiographische Aufzeichnungen und eine biographische Notiz von A. Schmid.

Goedeke, Grdr. III. 766 f. L.

Krüger, eine durch mehrere Generationen in Dresden thätige Künstlerfamilie.

Wilhelm K. war der älteste der Familie. Er kam in jungen Jahren aus Danzig nach Dresden, wo, wie die Chronisten erzählen, ihn, im J. 1711, in seiner Werkstätte auf der Schloßstraße, der Czar Peter der Große während seines dortigen Aufenthaltes besuchte. 1733 wurde K. kurfürstl. sächsischer Bernstein- und Elfenbeinarbeiter. Das Grüne Gewölbe in Dresden besitzt Arbeiten von ihm, u. a. vier zierlich und lebendig in Elfenbein geschnitzte Bettlergestalten nach Callot. K. hatte zwei Söhne:

Gottlieb Wilhelm K. und

Ephraim Benjamin K., welche ebenfalls, wie ihr Vater, auf dem Gebiete der Zierplastik, durch anmuthige Arbeiten in Elfenbein, Bernstein und Schildkrot, sich Ruf erwarben und insbesondere für den sächsischen Hof viel beschäftigt waren.

Friedrich Heinrich K., geb. 1749, † 1815, und

Christian Joseph K., geb. 1759, † 1814, waren Söhne des obenerwähnten Ephraim Benjamin K., und bethätigten sich hauptsächlich als Medailleure. Ersterer, Friedrich Heinrich K., erhielt seinen ersten Unterricht in der Stempelschneidekunst von Wermuth und bildete sich dann auf der Akademie zu Kopenhagen als Bildhauer und vorzugsweise als Graveur weiter aus. Er wurde hier durch zwei Preise ausgezeichnet und kehrte erst nach acht Jahren in seine Vaterstadt zurück, wo er zum Hofmedailleur ernannt wurde. Von seinen Arbeiten werden, außer verschiedenen Medaillen, eine Reiterstatue Peters I. von Rußland in Erz, nach Canova's Erfindung, wie eine Statue Friedrichs V. von Dänemark in Silber, genannt. Sein Bruder, Christian Joseph, ging, nachdem er seine Studien in Dresden beendet, als Zeichnenlehrer nach Livland. Im J. 1790 wurde er in Dresden als Münzgraveur angestellt. Er bossirte Büsten und Figuren in Wachs, schnitt auch in Elfenbein, u. a. ein Kruzifix, welches von seinen Zeitgenossen sehr gerühmt wird; Denkmünzen von ihm hat man auf die Pillnitzer Convention und auf die Einnahme von Mainz, wie auch auf den Theologen Reinhard.

Ephraim Gottlieb K., Kupferstecher, geb. 1756, † 1834, gehörte ebenfalls der Familie an. Seine Lehrer waren Hutin und Camerata, 1804 wurde er Mitglied der Dresdener Kunstakademie, 1815 außerordentlicher Professor an derselben. Er hat viel für den Buchhandel gearbeitet; zu erwähnen sind die Blätter, welche er für Becker's Augusteum stach; auch führte er eine Reihe größerer Blätter nach älteren und neueren Malern aus, die sich im Nagler'schen Künstlerlexikon verzeichnet finden.

Ferdinand Anton K., Kupferstecher, geb. 1793, † 1857, war der Sohn des Christian Joseph K. und erhielt von einem Oheim, dem oben genannten Kupferstecher, die erste Unterweisung in seiner Kunst. Er ging sodann nach Stuttgart, um unter dem berühmten J. G. Müller seine Studien fortzusetzen. Mit einer Unterstützung des sächsischen Hofes wendete er sich von dort nach Rom und Florenz, wo er unter G. Longhi's Leitung den Stich der Madonna del Cardellino von Rafael begann. Auch Paris besuchte der Künstler. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er später an der dortigen Kunstakademie als Disciplinarprofessor angestellt. K. stach in einer sauberen Linienmanier nach Rafael, Marc Anton, Nic. di Foligno, B. Luini, G. Reni; ebenfalls lieferte er einige Blätter nach neueren Meistern, nach Overbeck, Cornelius und Peschel. Sofronia und Olindo, nach Overbeck's Fresco in der Villa Massimi, ist eines seiner Hauptblätter.

Karl Reinhard K., Medailleur, geb. 1794, † 1879, der Bruder des obigen. Er bildete sich auf der Dresdener Akademie, wie später unter D. Loos in Berlin für sein Fach aus. Im J. 1817 wurde K. als Graveur an der königl. Münze in Dresden angestellt, in welcher Stellung er bis 1857 thätig war. Auch war er Ehrenmitglied der dortigen Kunstakademie. Von seinen Medaillen nennen wir die auf den Componisten Karl Maria v. Weber, den Mediciner Hahnemann und den Archäologen Böttiger; sowie die Denkmünzen auf die Säcularfeier der Uebergabe der Augsburger Confession, auf Gustav Adolfs Tod und auf die 50jährige Regierungszeit des Königs Friedrich August. Die letztgenannte Denkmünze schuf K. in Verbindung mit Stadelmann.

Nagler, Künstlerlexikon. Bolzenthal, Skizzen zur Kunstgesch. der modernen Medaillenarbeit, 1840. Die Hofsilberkammer zu Dresden, 1880.

C. Clauß.

Krüger: Anna Feodorowna K., Schauspielerin, geb. am 28. Febr. 1792 zu St. Petersburg, starb am 4. Aug. 1813 (bei Wurzbach u. a. fälschlich 1814, vgl. die unten angegebene Quelle) zu Pest. Sie war die Tochter des Theaterdirectors Spengler, der nach der Auflösung des Petersburger Hoftheaters durch Katharina II., mit den Seinigen nach Prag übersiedelte, um dort die Direction des ständischen Nationaltheaters zu übernehmen. Schon nach wenigen Jahren starb er und der Schauspieler K. F. Krüger übernahm nicht nur die Gesellschaft, sondern heirathete auch Spengler's Wittwe und adoptirte deren Kinder. Von dem Stiefvater liebevoll gehegt, betrat Anna K. 1797 zum erstenmal als Elamir (Axur) die Bühne und gefiel so, daß man sie noch oft in Kinderrollen auftreten ließ. 1800 kam die kleine Schauspielerin mit ihrem Stiefvater nach Brünn und folgte ihm 1802 nach Wien, wo sie fünf Jahre ausschließlich ihrer weiteren Ausbildung lebte und namentlich Mad. Betty Rose, geb. Koch (s. den Art.), zu ihrem Vorbild erkor. 1807 erhielt sie ein Engagement am Theater an der Wien und erschien auf dessen Bühne zum ersten Male am 1. September als „Amalie" (Die Hauer in Oesterreich). Sie gefiel, erhielt auch größere Rollen, sah aber doch, daß sie in Wien nur langsam vorwärts kommen würde und zog es daher vor, 1808 zu Schikaneder nach Brünn zu gehen, wo ihr auch bald der allgemeinste Beifall zu Theil wurde. Im Januar 1809 gastirte sie dann im Wiener Hoftheater und wurde Ostern genannten Jahres Mitglied dieses Instituts. Zu ihren besten Rollen gehörten in jener Zeit „Emma" (Kreuzfahrer), „Marianne", „Kathinka" (Mädchen von Marienburg), „Helene" (Heinrich Reuß von Plauen), „Afanasja" (Verschwörung auf Kamtschatka), „Eulalia" (Menschenhaß und Reue), „Pauline" (Grüner Domino), „Elfride" (Macht der Liebe), „Albertine" (Fehlgeschossen), vor allem aber die „Jungfrau von Orleans", von deren Wiedergabe Castelli begeistert schreibt: „Diese Darstellung war ein vollendetes Kunstwerk". 1813 gastirte die junge Darstellerin mit ihrem Vater in Graz und Pest, wo sie am 19. Juli als Afanasja zum letzten Mal auftrat. Ein bösartiges Nervenfieber, das sie anderen Tages überfiel, bereitete ihr ein frühes Ende.

Vgl. Castelli, Wiener Hof-Theater-Taschenbuch auf das J. 1814 S. 58 bis 86 (enth. Biogr. der Krüger von Castelli und Gedichte an sie von demf., Fr. Wellner und Deinhardstein). Joseph Kürschner.

Krüger: Bartholomäus K., Verfasser des Volksbuches von Hans Clauert und Dramatiker. Er stammte aus Sperenberg und war im J. 1580 Stadtschreiber und Organist zu Trebbin; 1587, als er den Clauert herausgab, nannte er sich nur Stadtschreiber zu Trebbin. Er hat ein geistliches und ein weltliches Drama verfaßt, welche beide 1580 erschienen. Jenes widmete er dem Magistrate der Bergstadt Schneeberg, dieses dem Magistrate der Bergstadt Joachimsthal;

beide Widmungen sind am 19. Nov. 1579 unterzeichnet und nach demselben Schema gearbeitet; zu beiden hat der Schulrector von Trebbin die nöthigen lateinischen Lobgedichte geliefert. Die geistliche Action „von dem Anfang und Ende der Welt" (jetzt bei Tittmann, Schausp. aus dem 16. Jahrh., 2, 7, neu abgedruckt) läßt sich dem Gegenstande nach mit den alten Fronleichnamsspielen vergleichen: sie umfaßt Sündenfall und Erlösung; sie beginnt mit dem Sturze der Engel und schließt mit dem jüngsten Gericht. Der Verfasser hat den Stoff, der großentheils überliefert und längst vorbereitet war, im allgemeinen recht geschickt ausgewählt; er hat die Thatsachen zusammengedrängt ohne unklar zu werden, und wenn er wiederholt Handlungen durch Berichte ersetzt, so weiß er doch in solchen Erzählungen Maß zu halten und hütet sich, sie undramatisch auszudehnen. So hat er ein fünfactiges Stück voll Abwechselung und dramatischem Conflict zu Stande gebracht. Die altbeliebten und schauspielerisch so dankbaren Teufelsfiguren, in deren Reihe sich auch der Tod, naiver Weise unter dem Namen Athanatus, befindet, läßt er oft eingreifen, um zuletzt die Vorstellung zu erwecken, daß sie dem gläubigen Christen doch nichts anhaben können. Der erste Act geht bis zu dem Rathschlusse der Erlösung und schließt mit einem Teufel- und Hexenballett. Im zweiten Act sehen wir aus dem Stoffkreise des Weihnachtsspieles die Hirten und Magier, aber nicht das göttliche Kind in der Krippe und nur die Vorbereitung zu dem bethlehemitischen Kindermorde vor uns: der Act schließt mit der Taufe Christi im Jordan. Zwischen dem zweiten und dritten Acte liegt die Passion: ihre unmittelbare dramatische Vorführung hatte Luther widerrathen, und so war sie auch in der Mark, wie anderwärts, verschwunden. Das Publicum entnimmt aber, was geschehen, aus den jubelnden, vom Verfasser nicht ohne Ironie hingestellten Berichten der Teufel an ihren Obersten, Lucifer; aber Christus öffnet die Thore der Hölle; seine Auferstehung verkünden die Wächter, und er erscheint seinen Jüngern. Im vierten Acte sendet Lucifer seine Teufel aus, um das Werk Christi zu zerstören; aber gleich danach kommt die Reformation in Gang, um es wieder herzustellen: die ihr feindlichen Mönche und Canoniker werden charakterisirt; der Protestant Christophorus, der allen Versuchungen der Menschen und Teufel widersteht, entspricht der bekannten Gestalt des christlichen Ritters. Der fünfte Act enthält das Weltgericht und ist voll Anklagen gegen das Papstthum. Ueberall erweist sich K. als ein eifriger Lutheraner. Seine Verse enthalten zwar falsche Betonungen, aber nicht auffallend viele. Ebenso sind sie von Flickwörtern frei, überhaupt kräftig und gelenkig. Wenn er Christus gelegentlich in fünffüßigen Jamben sprechen läßt, so reiht er sich der Schule Rebhuns an. — Sein weltliches Spiel will er aus dem Sleidan geschöpft haben; es soll ein historisches Factum des J. 1537 behandeln: ein Landsknecht, der gute Beute gemacht hat, wird von den Bauern aus Geldgier wegen eines Diebstahls, den ein anderer begangen, hingerichtet. Aber die Rache Gottes kommt über die Schuldigen: der eine wird vom Blitz erschlagen, der andere beim Spiel erstochen, der dritte wegen Pferdediebstahls gehenkt, der Schulze, der den ungerechten Urtheilsspruch gefällt, vom Fieber geplagt und vom Teufel geholt. Dasselbe Schicksal ereilt einen Mönch, der als juristischer Beirath der Bauern fungirte und ihre Habsucht stachelte: die Teufel, welche dreistimmig singen, verlangen, daß er die vierte Stimme übernehme und schleppen ihn zur Hölle. Man erkennt die protestantische Tendenz und die Technik seines geistlichen Dramas: der Mordteufel hat von Anfang an die Hand im Spiel, und andere Collegen gesellen sich ihm bei. Die schon im Fastnachtsspiel des 15. Jahrhunderts beliebte Gerichtsverhandlung kommt zwei Mal vor; und zwei Mal wird auf der Bühne gehenkt. Aber die Gelegenheit zu satirischer Charakteristik, die mehrfach vorhanden war, hat K. nicht stark ausgebeutet. Er

war eine grundernste Natur, wie auch sein Hans Clauert („Hans Clawerts Werckliche Historien“, Berl. 1587 u. ö., Neudruck, Halle a/S. 1882) beweist. K. erzählt in Prosa die komischesten Geschichten und hängt ihnen in Versen eine trockene, oft schiefe Moral an, durch die er sie auf Eine Stufe mit dem Aesop zu erheben meint. Hans Clauert wird der märkische Eulenspiegel genannt; aber er ist kein solcher Unflath, wie Eulenspiegel. Seine bösesten Streiche sind gutartiger und weniger roh, als die eigentlichen Eulenspiegeleien. Das für den alten Till so bezeichnende Wörtlichnehmen bildlich ausgedrückter Befehle kommt hier gar nicht vor. Freilich auch Hans Clauert ist kein Tugendspiegel; in seinen Wanderjahren war er unter den Spitzbuben; wiederholt verspielt er sein Geld; mit seiner Frau lebt er nicht in idealer Ehe, und eheliche Treue scheint ihm nicht unbedingt geboten; sich für etwas auszugeben, was er nicht ist, macht ihm keine Skrupel; wo er Gelegenheit findet, sich einen guten Bissen oder kräftigen Trunk zu verschaffen, da ist er nicht wählerisch in seinen Mitteln. Aber stets haben seine Streiche etwas Harmloses; auf allen Dörfern der Umgegend stellt er sich bei Gastereien und Kirchweihen ein und sieht zu, ob nicht für einen Schwank Raum sei; da er kurzweilig ist, hat ihn jeder gern um sich und bezahlt für ihn; er bringt die Leute dazu, daß sie nicht blos über andere, sondern auch über sich selbst lachen; und ein paar Mal tritt er sogar als Schutz der gefährdeten Moral auf. Zuweilen ist Er der Geprellte, und er hält es dann nicht für seine Pflicht, wie Eulenspiegel, grausame Rache zu nehmen. Er ist Bürger von Trebbin; der Kurfürst Joachim II. (1535—71) findet an ihm Gefallen, und Eustachius von Schlieben, des Kurfürsten Hauptmann auf Trebbin und Zossen, gehört ebenfalls zu seinem dankbaren Publicum. Seine Lebensgeschichte führt uns nur einmal in weitere Ferne, nach Ungarn zur Zeit der türkischen Eroberung von Pest und Ofen (1528). Wiederholt begleiten wir ihn als Viehhändler nach Mecklenburg; meist aber bewegt er sich in der wohlbekannten Umgebung seines Geburts- und Wohnortes: Berlin, die Spree, Spandau, Teltow, Prenzlau, Sperenberg, Zossen, Treuenbriezen, Jüterbogk, Zerbst u. a. sind die Schauplätze seiner Thaten. Er ist 1566 gestorben, und der Verfasser seiner Geschichte hat ihn noch selbst gekannt, wie er versichert. Er mag sich die Historien aufgezeichnet haben, wie er sie einzeln vernahm; es sind nur 35 an der Zahl, aber widersprechende Angaben kommen vor, und vollends Wiederholung von Motiven wird nicht gemieden. Der Verfasser legt das höchste Gewicht darauf, daß er nichts erdichtet habe, und sucht seinen Helden in einer gereimten Vorrede noch besonders herauszustreichen; er versteigt sich dabei bis zu dem Satze: „Ja, so er hätte können lesen, wär' seines gleichen kaum gewesen“. Scherer.

Krüger: Daniel K., katholischer Geistlicher, geb. am 7. November 1763 zu Breslau, † am 2. September 1833 ebendaselbst. Er war der Sohn eines evangelischen Schneidermeisters und einer katholischen Mutter. Nach Absolvirung der Gymnasialstudien und dem Tode des Vaters wurde er katholisch, studirte in Breslau Theologie, wurde 1788 Priester und war, nachdem er zehn Jahre als Kaplan und Hauslehrer in der v. Strachwitz'schen Familie thätig gewesen, von 1798 an eine Reihe von Jahren Director des Schullehrerseminars (bis 1830) und Inspector der katholischen Elementarschulen in Breslau (bis 1824), 1810—32 auch Domprediger. 1812 wurde er zum Domherrn ernannt, 1803 bei dem Jubiläum der Universität von der philosophischen und 1816 von der theologischen Facultät honoris causa zum Doctor promovirt. Von 1815 bis 1820 gab er mit dem Director des evangelischen Schullehrerseminars, W. Harnisch (s. Allg. d. Biogr. Bd. X, S. 164), den „Erziehungs- und Schulrath“ (20 Hefte) heraus; ferner veröffentlichte er eine Schrift „Ueber Volksschulen und Elementarunterricht“, 1817, und (anonym) „Betrachtungen über das

Volksschulwesen, insbesondere unter den Katholiken Schlesiens", 1. Heft, 1827, eine Darstellung des Lebens des Fürstbischofs E. v. Schimonski (bei Gelegenheit des 50jährigen Jubiläums desselben), 1826; „Predigtentwürfe", 2 Bde., 1798; „Predigten", 3 Bde., 1810—13 (2. Aufl. 1820) und einige Gebet- und Erbauungsbücher, u. a. ein „Katholisches Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht", 1826 u. ö.

N. Nekr. 1833, Nr. 202. Räß, Convertiten XII, 548. Reusch.

Krüger: Eugen K., Landschafts- und Thiermaler, geb. in Altona am 26. December 1832, † in Düsternbrook bei Kiel am 8. Juli 1876. Als er vier Jahre alt war, siedelten seine Eltern nach der Insel Jersey über, wo die malerische Felsgegend seine künstlerische Begabung mächtig anregte, so daß er sehnlich wünschte sich der Kunst zu widmen. Nach langem Sträuben gab der Vater ihn zu einem Lithographen in Altona in die Lehre; doch konnte dies seinem höheren Streben nicht genügen und nach zwei Jahren verließ er dieselbe, um sein Glück auf eigene Hand zu versuchen. Freunde streckten ihm eine kleine Geldsumme vor, die es ihm ermöglichte nach Wien zu gehen, wo er in einer lithographischen Anstalt Beschäftigung fand. In den Freistunden suchte er sich im Zeichnen und Malen auszubilden und führte unter Leitung seines Brotherrn eine Landschaft „Motiv aus Jersey" aus, die auf der Ausstellung des österreichischen Kunstvereins für 120 Gulden verkauft wurde. Dies ermuthigte ihn zum eifrigen Weiterstreben und bald machte er um so größere Fortschritte, als sein Landsmann Louis Gurlitt ihn 1852 als Schüler annahm. Er machte mit demselben eine Studienreise nach Ungarn und ging dann 1853 mit Adolf Schreyer, mit dem er Freundschaft geschlossen, nach Düsseldorf, wo er eine fruchtbare künstlerische Thätigkeit entwickelte und bald als Maler von Jagdthieren großen Ruf gewann. Gegen Ende der fünfziger Jahre siedelte er nach Hamburg über. Studien- und Erholungsreisen führten ihn nach Jersey, Großbritannien, Frankreich, der Schweiz und Italien, und überall sammelte er reichen Stoff zu Oelbildern, Aquarellen und lithographirten Werken. Seine leidende Gesundheit suchte er durch einen Aufenthalt in Sicilien zu kräftigen, aber es war vergeblich. Er kehrte krank im Mai 1876 nach Hamburg zurück und verbrachte die letzten Wochen seines Lebens in Düsternbrook bei Kiel. Es erschienen von ihm ein Album „Wild und Wald" mit 16 meisterhaft lithographirten Blättern (Hamburg bei O. Meißner 1860); „Kriegsalbum", eine Sammlung chromolithographischer Skizzen der interessantesten Schlachtfelder und durch die Kriegsgeschichte merkwürdig gewordenen Gegenden (Wandsbeck bei Seitz 1871) und „Malerische Reiseziele", chromolithographirte Ansichten der schönsten Punkte in verschiedenen Ländern (Berlin bei Wagner, 1874), die mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden. Auch seine Oelgemälde hatten sich vermöge ihrer lobenswerthen künstlerischen Eigenschaften verdienter Anerkennung zu erfreuen.

Artikel in der Kunstchronik Nr. 28 vom 19. April 1877, Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst (Leipzig).

M. Blanckarts.

Krüger: Franz K., Porträt- und Thiermaler, geb. zu Radegast in Anhalt-Dessau den 3. September 1797. Seine Kunstrichtung ist der Anschauungsweise Chodowiecki's wahlverwandt und vermittelt den Uebergang von diesem zu Adolf Menzel. Ohne Meister und akademischen Unterricht bildete es sich als Autodidakt durch unablässiges Studium der Natur und fand in der Aristokratie von Berlin frühzeitig Anerkennung und Aufträge. Mit erstaunlicher Naturwahrheit porträtirte er auf unzähligen Blättern das Pferd im Stallinneren und im Freien vereinzelt wie zu Gruppen gesellt und gab die lebendige äußere Erscheinung nach Haltung und Gangart im völligen Einklang mit dem inneren Bau desselben

wieder. Die Bewunderung seiner Zeitgenossen trug ihm daher den Spitznamen „der Pferde-Krüger" ein und erhob ihn zum ebenbürtigen Nebenbuhler eines Horace Vernet. Mit gleicher Charakteristik schilderte er das windschnelle Geschlecht der Hunde. Als Freund des Sports und der Jagd bevorzugte K. von jeher Reiterporträts. Jeder Zug seiner Hand bezeugt hier das Geschick eines großen Bildnißmalers. Mit psychologischem Scharfblick erkannte er die durch Berufsart, Alter und Charakter gegebene Besonderheit des menschlichen Wesens. Der Sicherheit des Blickes folgte eine schnellfertige, dem Vorbilde treu nachschaffende Hand, die sich bald eine meisterliche Routine des Vortrags aneignete, ohne der Naturwahrheit und einer schlichten Auffassung zu entsagen. So galt er mit Recht als einer der besten Porträtmaler seiner Zeit und erwarb sich namentlich in hochgestellten Kreisen durch die Eleganz seiner künstlerischen Ausdrucksweise Ansehen und Auszeichnungen aller Art. In der nun zerstreuten großen Sammlung seiner Bildnisse von Zeitgenossen war fast jede Celebrität von Berlin vertreten. Er zeichnete und malte zu wiederholten Malen die Könige Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. mit und ohne Gefolge, die Prinzen und Prinzessinnen des preußischen Königshauses, zahlreiche Anverwandte desselben, hervorragende Militärs, Würdenträger, Gelehrte, Künstler, Beamte und populäre Gestalten, wobei er stets auf genaueste Wiedergabe selbst des äußerlichen Beiwerks bis in die Details der wandelbaren Mode und vorschriftsmäßigen Uniform achtete. Diese Sorgfalt im Nebensächlichen ist nicht minder aus seinen Studien, Kreidezeichnungen und leicht aquarellirten Bleistiftporträts wie aus den durchgeführten Oelbildern ersichtlich. In den größeren, leicht übersichtlichen Geschichtsbildern, welche Berliner Revuescenen und andere Militär- und Staatsactionen aus der Friedensaera verherrlichen und mit unendlicher Liebe und Ausdauer gemalt sind, kommt vor Allem Krüger's Bedeutung als Porträtist zur Geltung. Im Auftrage des Kaisers von Rußland vollendete er die Darstellung einer Parade, welche im J. 1829 auf dem Opernplatze zu Berlin stattgefunden, ferner ein zweites, ähnlich angeordnetes Gemälde mit der großen Parade des Gardecorps vor Friedrich Wilhelm III. im J. 1827, dem sich das Ceremonienbild „Die Huldigung vor König Friedrich Wilhelm IV. am 15. October 1840" anreihen läßt. (Die beiden letzten Originale im königlichen Schlosse zu Berlin.) Aehnlichen Werken unterzog sich der Meister auf Veranlassung des Kaisers von Rußland während eines Aufenthaltes in Petersburg in den Jahren 1844 und 1850. Die spröden Aufgaben verstand K. in jedem Falle mit künstlerischer Weisheit und Kraft zu bewältigen. Er entfaltete ein Compositionstalent und eine Virtuosität der Behandlung, welche die Monotonie der Massen im Gesammteindruck zu beleben verstand. Ein besonderes kulturgeschichtliches Interesse ist diesen Bildern dadurch verliehen, daß hier die Koryphäen der Gesellschaft seiner Zeit und Umgebung aus allen Ständen und Berufsarten in ungezwungenen Gruppirungen und in genrehafter Auffassung des Lebens auf das Geschickteste vereinigt sind. Mit objectiver Treue und künstlerischer Lebendigkeit dargestellt reden diese zeitgenössischen Porträts die Sprache eines zuverlässigen und anregenden Chronisten, der im Ernste seiner Mittheilungen die Frische des Humors bewahrt. Die Mehrzahl der mit bewunderungswürdigem Eifer entworfenen Vorstudien zu diesen Gemälden befindet sich im Handzeichnungscabinet der Nationalgalerie zu Berlin. Die zwölfte, im J. 1880 daselbst arrangirte Sonderausstellung von Krüger's Werken ließ seine künstlerische Individualität in ihrer Ursprünglichkeit und in vollem Umfange erkennen. Sämmtliche mit großer Feinheit ausgeführten Porträtstudien aus dem Menschen- und Thierleben lassen gleichmäßig erkennen, wie er unwandelbar an den von der Natur selbst gezogenen Grenzen fest hält und mit Respect vor der objectiven Wirklichkeit sich ihr unterordnet. Seine

Zeichnung ist von formaler Strenge und Bestimmtheit, das Colorit meist sonnenklar und rein, ohne besondere Rücksicht auf die durch Luft und Licht bedingte Abstufung der Töne, glatt und fast ängstlich dem Geschmacke der Zeit entsprechend zusammengestrichelt. Die Zucht aber, in die sich sein ganzes künstlerisches Schaffen begab, läßt namentlich seine freieren Studienblätter noch heute als treffliche Vorbilder gelten, so daß die Bedeutung Krüger's im Allgemeinen über die locale Begrenzung hinausgeht. Als Lehrer wirkte er weniger durch Systematik und Theorie als durch das praktische Beispiel seines Verfahrens, anregend zugleich durch ein originelles und jovial-geistreiches Wesen. Er starb am 21. Januar 1857 als Hofmaler, Professor und Mitglied der Akademie der Künste in Berlin.

Vgl Zwölfte Sonderausstellung in der kgl. Nat.-Gallerie in Berlin, 1880. v. Donop.

Krüger: Georg Wilhelm K., Schauspieler, geb. am 15. Februar 1791 zu Berlin, erhenkte sich am 4. März 1841 zu Mannheim. Dem Handwerkerstande entstammend sollte K. selbst Handwerker werden und ein Gewerbe erlernen, aber die Lust zur Bühne trieb ihn von der Heimath fort, wo man ihn in einen anderen Beruf drängen wollte als zu dem, dem sein Herz gehörte. In Stendal machte er seinen ersten theatralischen Versuch, übte sich dann noch auf verschiedenen anderen kleinen Bühnen und ließ sich 1812 am Hoftheater zu Neustrelitz anwerben, wo er als jugendlicher Liebhaber aufmunternden Beifall erhielt. Im August 1815 ging er ans Hamburger Stadttheater, heirathete die Sängerin Aschenbrenner und gastirte mit dieser 1816 in Hannover, Frankfurt a. M., Mannheim und Darmstadt, wo er nunmehr ein bis 1819 währendes Engagement am Hoftheater annahm. Nachdem er 1819 kurze Zeit Mitglied des Mannheimer Theaters gewesen war, auch in Karlsruhe, Stuttgart und Frankfurt a. M. gastirt hatte, folgte er einem Ruf an das Hoftheater in Berlin, auf dem er schon 1818 als Gast aufgetreten war und nun am 13. September 1819 als „Sigismund" (Das Leben ein Traum), am 16. September als „Graf Werthen" (Beschämte Eifersucht) und „Pfifferling" (Der Schauspieler wider Willen), dann als „Don Carlos" debutirte. Zunächst begegnen wir dem Darsteller an der Berliner Hofbühne als Liebhaber und jugendlichem Helden, nach P. A. Wolff's Tod auch in Rollen wie „Hamlet", „Orest", „Posa", „Tasso", „Don Manuel" (Braut von Messina) &c., zu denen nach dem Ableben Rebenstein's auch noch Partieen wie „Don Carlos", „König Enzio" u. A. kamen. Der Erfolg, den er in Berlin fand, begleitete ihn auch auf seinen Gastspielreisen, unter denen ihn eine im J. 1833 nach Petersburg führte, wo ihn ein böses Geschick in Gestalt eines Nervenleidens traf, das seinen Geist verdüsterte und ihn zu einem finsteren Hypochonder machte. Er mußte eine Zeit lang der Bühne fern bleiben, betrat sie dann wieder in Berlin am 2. December 1833 als schwedischer Hauptmann im Wallenstein und wirkte nun an dem preußischen Hoftheater bis zum 3. August 1837. Ein Gastspiel, welches er um diese Zeit in Wien unternahm, mußte er wegen eines neuen Krankheitsanfalles unterbrechen, der ihn auch zwang sich in Berlin pensioniren zu lassen. Nach einem Aufenthalt in Weimar siedelte K. nach Mannheim über und hier glückte ihm 1841 der Selbstmordversuch, an dessen erfolgreicher Ausführung ihn in Wien nur die Entschlossenheit seiner Tochter gehindert hatte. Seine Ehe mit der Sängerin Aschenbrenner hatte K. schon 1819 in Darmstadt gelöst und sich 1822 in Berlin mit Wilhelmine Meyen vermählt. Zwei Kinder von ihm, Klara und Eduard, gingen ebenfalls zur Bühne. K. war ein tüchtiger Charakterdarsteller und vollendeter Declamator, dem Goethe am 31. März 1827 ein Prachtexemplar seiner Iphigenie mit folgendem an K. gerichteten Gedicht und der Widmung „Herrn Krüger, dem bewunderungswürdigen Orest" überreichen ließ:

Dem trefflichen Darsteller des Orest.

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend, anvertraut,
Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut!
So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' er weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

K., der sich einige Mal auch als Sänger nicht ohne Beifall hat hören lassen, besaß ein schönes und kräftiges Organ, sein Spiel war voll Feuer und Energie und zeigte den höchsten Aufwand subjectiver Kraft. Eine gewisse Manier, die geistvollerer Charakteristik Abbruch that, entstand bei ihm „aus dem Ringen nach plastischer Ruhe und Beschränkung". Joseph Kürschner.

Krüger: Hugo K., eigentlich Hugo Freiherr v. Gillern, Tenorist, geb. am 11. Januar 1829 zu Breslau, † am 19. November 1871 zu Berlin. Als der Sohn eines hohen preußischen Offiziers hatte sich K. zunächst dem Baufach gewidmet, gab jedoch 1849 diesen Beruf auf, als ihm die Sängerin Emma Babnigg rieth seine schöne Stimme als Bühnensänger zu verwerthen. Nach den nöthigen Vorstudien betrat er denn auch die Bühne und zwar in Breslau als „Lyonel" (Martha) zum ersten Mal am 27. November 1850 und blieb nun 6 Monate lang Mitglied des Stadttheaters seiner Vaterstadt. Darauf wandte er sich nach Berlin, bildete sich hier unter Elsner weiter aus und wurde am 1. Januar 1852 Mitglied der Hofbühne daselbst. Da es ihm indessen nicht gelang zu einem durchschlagenden Erfolg zu kommen, verließ er Berlin wieder und nahm 1857 ein Engagement am Dresdener Hoftheater an, auf dessen Bühne er rasch die nöthige Sicherheit fand und sich genugsam auszeichnete, um schon 1858 wieder nach Berlin berufen zu werden, wo er nun bis an sein Ende wirkte. Bei einer echt lyrischen Stimme hatte er zugleich eine treffliche Gesangsmethode, die ihn nie vom Pfade wahren Geschmacks abweichen ließ. Dagegen fehlte ihm das eigentliche dramatische Feuer, die hinreißende Lebendigkeit. Rollen wie Tamino, Pylades, Ottavio gelangen ihm am besten, später, als er mehr in das Fach des Tenorbuffo's überging, gefiel er vornehmlich als „Jacquino" (Fidelio), „Dickson" (Weiße Dame), „David" (Meistersinger) 2c.

Joseph Kürschner.

Krüger: Johann K.: s. **Crüger**, Bd. IV S. 623.

Krüger: Johann Christian K., Dramatiker, geb. 1722 zu Berlin, besuchte das graue Kloster daselbst, studirte Theologie in Halle und Wittenberg, doch trieb ihn drückende Armuth früh in die Vaterstadt zurück, wo er sich 1742 der Schönemann'schen Truppe als Schauspieler und Theaterdichter anschloß. Seine Umstände blieben dürftig. Ein ehrbarer, bescheidener Mensch, der während seiner Bühnenjahre auch die geistliche Dichtung eifrig pflegte, unterrichtete er Schönemann's Tochter, die spätere Mad. Löwen. Die litterarischen Kreise Leipzigs, Braunschweigs und Hamburgs schätzten ihn. Zu bedeutender schauspielerischer Wirkung gebrachen ihm schon die äußeren Mittel. Für Schönemann übersetzte er 1747—49 eine Reihe Marivaux'scher Lustspiele, französisches Patois im „Bauer mit der Erbschaft" geschickt plattdeutsch wiedergebend, 1748 des Destouches Philosophe marié und anderes, nicht ohne Verstöße. Auch seine eigene Production ist eilfertig. Sie fällt unter die Rubrik der sächsischen Komödie; größere Lustspiele und einactige Nachspiele, diese in gewandten Alexandrinern und im ländlichen Costüme sind zu scheiden. „Er hatte Talent zum Niedrigkomischen" sagt Lessing. Seine allegorischen Vorspiele sind Dutzendwaare. Die sehr unreife Jugendarbeit „Die Geistlichen auf dem Lande" 1743 wurde als plumpe Caricatur confiscirt; vgl. Lessing's Vorrede zu den Schriften von Mylius, der mit

einem Pendant „Die Aerzte“ Aufsehen zu erregen gehofft. Angeregt durch Molière und „die Pietisterey im Fischbeinrock“ von Frau Gottsched, der er im Lustspiel folgt, schildert K. zwei Tartuffes Muffel (Buchka Muffel: M. Oufle) und Tempelstolz, die um ein adeliges, mit dem freisinnigen Wahrmund (Name bei der Gottschedin und Gellert) verlobtes Fräulein werben, die orthodoxen Teufelsbanner spielen und endlich gebührend entlarvt werden: der eine hat seine Magd geschwängert, der andere eine alte Frau geprellt. „Der glückliche Banquerotirer“ blieb Fragment. Gegen die unsittliche höhere Gesellschaft und ihre Creaturen wendet sich das fünfactige rührende Lustspiel — unter Graffigny-Gellert'schem Einfluß, aber mit drastischeren Elementen versetzt — „Die Candidaten oder die Mittel zu einem Amte zu gelangen“: unfein, reich an Uebertreibung und gewagten Situationen, breit, doch nicht ohne Bühnenkenntniß. Männlicher Edelmuth und weibliche Unschuld siegen über die Intriguen der Gemeinheit, Galanterie und Koketterie. Die edle Zofe ist vornehmer Abkunft, ihr Vetter findet sie, sie erhält die Familiengüter. Zuerst gespielt am 8. Februar 1748. 1747 „Der blinde Ehemann“; altes Motiv. 1748 ferner der Einacter „Der Teufel ein Bärenhäuter“: unnütze Personen und Motive, bedenklich lüsterne Anschläge, Hahnreithum, verzeichnete Figuren, ein Mischmasch von Sentimentalität und Rohheit, aber in feineren und burleskeren Scenen wirksam und vielleicht anregend für „Die Mitschuldigen“. Lange beliebt war „Herzog Michel“, zuerst am 19. Januar 1750, ein Scherz mit nur drei Personen. „Auf welchem Theater wird er nicht gespielt?“ Lessing. „Krügern gehört nichts als die dramatische Form“, denn die Grundlage ist J. A. Schlegel's poetische Erzählung „Das ausgerechnete Glück“. Michel hofft vom Verkauf einer Nachtigall den größten Gewinn, spielt schon gegen sein Hannchen närrisch den Herzog — da entfliegt der Vogel, die Liebenden versöhnen sich wie im Schäferspiel, Michel ruft „Du bist mein Herzogthum, mein Bier, mein Schweinebraten“. Sehr harmlos und albern. Goethe spielte bei Schönkopf's die Titelrolle. K. starb an der Schwindsucht in Hamburg am 23. August 1750.

Schriften ed. Löwen (mit Einleitung), Leipz. 1763. Koberstein 5, 380. Lessing, Hamb. Dramaturgie, St. 28 und besonders St. 83 (vgl. die Commentare Cosack's und Schröter's und Thiele's). Erich Schmidt.

Krüger: Johann Gottlob K., wurde zu Halle am 15. Juni 1715 geboren, studirte daselbst Medicin, Naturwissenschaften und Mathematik. Im Alter von 19 Jahren begann er 1734 philosophische Vorlesungen an der dortigen Universität zu halten, wurde 1737 Magister und, nachdem er seiner geschwächten Gesundheit wegen längere Zeit in Schlesien verweilt hatte, 1742 Doctor der Medicin, dann im folgenden Jahre Professor. Im J. 1751 wurde er als Professor der Philosophie und Medicin nach Helmstädt berufen. K. starb zu Braunschweig am 6. October 1759. Ein Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften findet sich in Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller. Unter ihnen sind besonders hervorzuheben: „Naturlehre“, 3 Bde., Halle 1740 bis 1749 und „Experimentalseelenlehre“, Halle 1756, in welcher er das bis dahin wenig berücksichtigte Seelenleben der Thiere eingehend behandelt und durch zahlreiche Beobachtungen nachzuweisen sucht, daß die Thiere allerdings Schlüsse ziehen können, aber weder Vernunft noch Verstand besitzen. W. Heß.

Krüger: Karl Friedrich K., geb. am 18. Decbr. 1765 zu Berlin, starb am 21. April 1828 zu Wien. Dieses nachmals so würdige Mitglied des Wiener Burgtheaters erhielt seine theatralische Vorbildung in Berlin, wo sein Vater an der königl. Kapelle angestellt war. Eigentlich hatte er studiren oder ein größeres Etablissement übernehmen sollen, aber der schauspielerische Beruf zog ihn mächtig an und nachdem er bei dem berühmten Schauspieler Fleck theatralischen Unterricht genossen hatte, debütirte er am 14. Febr. 1785 auf

dem Döbbelin'schen Theater zu Berlin als „Kosinsky“ (Die Räuber) und gefiel sowol in dieser, wie in den bald darauf von ihm gespielten Rollen des „Blumenkranz“ (Postzug) und „Der französische Bediente“ (Henriette) allgemein genug, um sogleich engagirt zu werden. Zwei Jahre später, als Engel an die Spitze des Berliner Theaters trat, der K. weniger wohlwollte, als seiner Zeit Döbbelin, gab K. sein Engagement auf, gastirte in Weimar, wo er kurze Zeit auch engagirt war, ebenso in Magdeburg und Hannover, gehörte hier ein Jahr der Großmann'schen Gesellschaft an und ging 1789 nach Amsterdam. 1791 kehrte K. nach Weimar zurück, debütirte am 12. Mai 1791 als „Abt Dunstan“ (Elfriede) und wirkte nun am Hoftheater daselbst bis 1793. Bei der ersten Don Carlos-Aufführung in Weimar, am 22. Febr. 1792, gab er den „Domingo“ (vgl. seinen Brief an Schiller bei Pasqué, Goethes Theaterleitung, II. 73). Nachdem K. sein Engagement in der kleinen thüringischen Residenz, wo er unter Goethe's und Schiller's Augen sehr bemerkenswerthe Fortschritte gemacht, aufgegeben hatte (1793), folgte er von neuem einem Ruf nach Amsterdam und beabsichtigte, als sich hier die Verhältnisse auf die Dauer unhaltbar zeigten, nach Dresden zu gehen. Ein Zufall hinderte ihn diesen Vorsatz auszuführen und so wurde er dann Mitglied und Regisseur der Spengler'schen Truppe in Prag, heirathete nach dem Tode des Directors dessen Wittwe und übernahm nun selbst die Leitung der Gesellschaft. Später führte er eine andere Truppe nach Karlsbad, Chemnitz, Leipzig (hier zeitweilig von 1797—99), Freiberg, Teplitz rc., aber das Glück war ihm dabei nicht hold, mit Schulden überhäuft, mußte er seine Direction aufgeben (vgl. F. A. B. v. Weber's Brief an Kirms. A. a. O. II. 28). Vom Grafen Waldstein zu Dux nach Brünn empfohlen, fand K. hier 1800 ein Engagement, das er 1802 mit einem solchen am Wiener Burgtheater vertauschte, dem er bis zu seinem Tode als vortreffliches Mitglied angehörte. Ein sehr vielseitiger Darsteller, gab K. sowol Helden- wie Charakterrollen, Intriguanten und Lustspielväter; später war er besonders groß in humoristischen Alten. K. war eine originell gestaltende Kraft von trefflichem Auffassungsvermögen. Der von K. für die Bühne vorbereitete Ludwig Löwe sagte von dem Darsteller: „Sein Spiel, von Gluth, von heiterer Lust durchdrungen, gedieh nur an der Wahrheit Sonnenstrahl“. Zu den besten Leistungen werden gezählt: „Wanner“ (Herbsttag), „alte Klingsberg“ (Die beiden Klingsberg), „Geheimrath Wallenfeld“ (Spieler), „Kalb“ (Kabale und Liebe), „Baron Pelz“ (Sorgen ohne Noth), „Baron Prochenstein“ (Bräutigam aus Mexiko), „Amtsrath“ (Hotel Wiburg), „Franz Bertram“ (Bruderzwist), „Kapitän“ (Heinrich V. Jugend), „Rasch“ (Falsche Vertraulichkeiten) rc. Krüger's Stieftochter ist Anna Feodorowna K. (s. den Art.)

Joseph Kürschner.

Krüger: Karl Wilhelm K., Philolog, geboren im J. 1796 zu Groß-Rossin bei Butow in Hinterpommern, † am 2. Mai 1874 zu Weinheim an der Bergstraße. Nachdem er seine Gymnasialstudien in Stettin vollendet hatte, machte er die Freiheitskriege 1813—15 mit; vom Felde heimgekehrt, studirte er in Halle Philologie, wo damals neben Schütz der geistreiche August Seidler wirkte. Wiewol ausgesprochen war, daß auf die, welche zu Felde gewesen waren, bei Besetzung von Stellen vorzugsweise Rücksicht zu nehmen sei, gelang es ihm nicht, nach Beendigung seiner Universitätsstudien sogleich eine Anstellung in Preußen zu erlangen; wie er selbst andeutet (Kritische Analekten, II. 73), waren seine politischen Gesinnungen verdächtigt worden; so nahm er eine Stelle in Zerbst 1820 als Subconrector an, 1821 wurde er ebendaselbst Conrector, 1822 mit beträchtlicher Gehaltsverbesserung Conrector in Bernburg. Da er sich jedoch schon frühzeitig durch gelehrte Arbeiten als einen vorzüglichen Kenner des Griechischen bewährt hatte, wurde er 1827 als Professor an das Joachimsthal'sche Gymnasium zu Berlin berufen, an dessen Spitze August Meineke stand.

An dieser Anstalt wirkte er 10 Jahre lang, die er später in seinem Unmuth die schwersten seines Lebens genannt hat; durch Zerwürfnisse mit Collegen veranlaßt, erbat er sich 1838 seine Entlassung, die ihm mit Pensionsbezug bewilligt wurde. Zu seiner gereizten Stimmung hatten wol auch schwere häusliche Schläge mitgewirkt, da er im J. 1831 seine Frau und drei Kinder an der Cholera verloren hatte. Seit seiner Pensionirung lebte er zuerst in Nauen bei Berlin, dann in Neu-Ruppin, Heidelberg und Weinheim seinen Studien; da er auch mit seinen Verlegern nicht auskam, begründete er eine Buchhandlung (sie besteht noch in Leipzig mit der Firma ‚Krüger's Erben'), in deren Verlag fast nur seine eigenen Schriften erschienen sind. Im J. 1848 und den folgenden entwickelte K. auch eine rege politische Thätigkeit in entschiedener demokratischer Richtung. Sie gab Gelegenheit zu mehrfachen Streitschriften („Vier Oppositionsschriften", Berlin 1850; ferner in den Kritischen Analekten, II. S. 78—98. Politische Pamphlete in den Analekten, III. S. 1—83); eine noch heftigere Polemik aber pflegte K. sein Lebelang als Grammatiker gegen Mitarbeiter auf diesem Gebiete; ihre Bitterkeit machte, so schwergerüstet er auch immer auftrat, einen um so unerfreulicheren Eindruck, als auch Scheelsucht und Brodneid seine Feder gespitzt zu haben schien. Abgesehen von den schroffen Seiten seines ganzen Wesens, hat sich K. um die Alterthumswissenschaft sehr bedeutende, ganz unbestreitbare Verdienste erworben. Wie er selbst erzählt, hat er den gelehrten Commentar zu einigen Schriften des Dionysios noch als Student verfaßt; das über 34 Bogen starke Werk wurde 1823 im Druck vollendet: „Dionysii Halicarnassensis Historiographica, h. e. epistolae ad Cn. Pompejum, ad Q. Aelium Tuberonem et ad Ammaeum altera. Cum priorum editorum suisque annotationibus edidit C. G. Krüger. Subjectae sunt ejus commentationes criticae et historicae de Thucydidis historiarum parte postrema". Bereits drei Jahre später (Halle 1826) folgte die erste Ausgabe von Xenophon's Anabasis mit lateinischem Commentar und einem erschöpfenden Index verborum, der später als Lexikon zur Anabasis besonders erschienen ist. Die zweite Ausgabe von 1830 „mit erklärenden Anmerkungen" brachte einen kurzen deutschen Commentar und hat eine hohe Berühmtheit erlangt als Muster einer Schulausgabe mit kurzen Erläuterungen in knappester Form. In ähnlicher Weise bearbeitet erschienen hierauf die Geschichtswerke des Thukydides 1846—47 und des Herodotos 1855—56 je in 2 Bänden, und die Anabasis des Arrian 1851, nachdem eine größere Ausgabe mit lateinischem Commentar (Berlin 1835—48 in 2 Bdn.) vorangegangen war. Von dem epochemachenden Hauptwerk Krüger's, der „Griechischen Sprachlehre für Schulen", begann die erste Auflage 1843 und ist erst 1855 mit dem vierten Heft, das die poetisch-dialektische Syntax enthält, zum Abschluß gelangt. Durch sie ist K. für das Griechische ein wahrer praeceptor Germaniae geworden, weniger für die Schule als für die Lehrer, von denen zahllose eine tüchtigere Kenntniß des Griechischen der Krüger'schen Grammatik verdanken. Auch für die Litteratur ist sie nicht ohne Einfluß geblieben; wenigstens sind so manche naive Bemerkungen über Erscheinungen der griechischen Syntax, die in früheren Commentaren aufstießen, seitdem so ziemlich aus Schulausgaben verschwunden. Was K. an allen seinen Mitarbeitern vermißte, daß keiner die Hauptschriftsteller zu grammatischen Zwecken planmäßig durchgelesen habe, hat er selbst, ausgerüstet mit einer scharfen Beobachtungsgabe, im vollsten Maße geleistet. Er las planmäßig seine Schriftsteller, las sie zum zweiten und dritten Mal und jede neue Lesung brachte wieder neue Beobachtungen in reichlicher Fülle. Wie durchaus selbständig, so zeigt er sich bei seiner kernhaften Kürze auch als einen Meister in der grammatischen Kunstsprache. Geradezu musterhaft ist die Auswahl von Beispielen und Belegstellen, die so umsichtig

getroffen ist, daß sich zweckmäßigere Beispiele aus den vorhandenen griechischen Schriftwerken überhaupt nicht beibringen lassen. Einer größeren Verbreitung, insbesondere einer Einführung der Sprachlehre waren mehrfache Hindernisse in den Weg getreten. Zunächst hat man mit gutem Grund eingewendet, daß sie allzu viel enthalte, während die kleinere Grammatik, die früher den unpassenden Titel „Sprachlehre für Anfänger“ führte, wenigstens in den älteren Auflagen allzu knapp und auch zu wenig faßlich erschien. Ebenso begründet war der Einwurf, daß der Druck zu klein für ein Schulbuch sei, der durch Krüger's Gegenbemerkung, daß auch die verbreitetsten Lexika compreß gedruckt seien (Analekten, II. 81), nicht im geringsten widerlegt erscheint. Sodann hatte sich K. durch seine heftigen Angriffe gegen verdiente Gelehrte, auch gegen Historiker, wie z. B. Droysen und Arn. Schäfer, nicht minder auch durch seine radikalen politischen Grundsätze viele Feinde gemacht. Auch die bissigen Nachworte, die er den verschiedenen Auflagen der Grammatik und auch anderen Schriften, wie der Ausgabe des Herodot anzuhängen pflegte, gereichten nicht zur Empfehlung, sondern mußten eher abmahnen, solche Werke in die Hände von Schülern gelangen zu lassen. Trotz alledem hat die so umfangreiche größere Sprachlehre fünf Auflagen erlebt (von der kleineren liegt bereits die zehnte vor) und ist für tüchtige Lehrer und strebsame Schüler ein unentbehrliches Hülfsbuch geworden, als welches sie nicht so bald verdrängt werden wird. Die sehr lesenswerthen Streitschriften zur Grammatik sind folgende: „Recension der zweiten Auflage von Aug. Matthiae's ausführlicher Grammatik“, wieder abgedruckt in den Krit. Analekten, I. S. 143—165, „Recension von Raph. Kühner's Schulgrammatik“ (1836) in den Historisch-philol. Studien, II. S. 31—92, „Kritische Briefe über Buttmann's griech. Grammatik, ein philologisches Vademecum für Viele“, Berlin 1846 (besonders gegen die neue Bearbeitung von Alex. Buttmann), „Ueber des H. Prof. G. Curtius griech. Formenlehre“, Berl. 1867, „Ueber griechische Schulgrammatiken“ (ebenfalls gegen G. Curtius), Neu-Ruppin 1869, „Epilog zu Krüger's griechischer Sprachlehre“, Berlin 1871. Daß K. in seiner Polemik nicht selten die Grenzen der Billigkeit überschritten hat, ist nicht zu leugnen, aber ebensowenig läßt sich sagen, daß seine Anfechtungen grundlose gewesen seien; wenigstens hat es keiner von den Angegriffenen unternommen, seinen Gegner Schritt für Schritt zu widerlegen oder ähnliche Schwächen in dessen eigenen Arbeiten nachzuweisen. Den Leistungen Krüger's als Grammatiker, Kritiker und Erklärer stehen seine geschichtlichen und litterarhistorischen Schriften würdig zur Seite. Die lebendig geschriebene „Geschichte der englischen Revolution unter Karl I.“ (Berlin 1850) entsprang aus seiner demokratischen Richtung. Der griechischen Geschichte gehören zwei größere Werke an: die mit reichen Nachträgen und Berichtigungen ausgestattete lateinische Uebersetzung von Clinton's Fasti Hellenici von der 55. bis zur 124. Olympiade (Leipz. 1830, 4) und die große Abhandlung über die Pentekontaetie des Thukydides = Bd. I. der historisch-philologischen Studien, Berl. 1837, womit zu vergleichen der scharfe Aufsatz „Modernste historische Kritik“ in den Krit. Analekten, II. 1 ff. Seine übrigen kleineren Schriften („De Xenophontis vita“, „De authentia et integritate Anabaseos Xenoph.“, „Leben des Thukydides mit epikritischem Nachtrag“, „Thukydideische Studien“ ꝛc.) hat K. selbst im zweiten Bande der Studien (1851) und in den drei Heften der Kritischen Analekten gesammelt herausgegeben.

K. W. Krüger, Bruchstücke aus dem Leben eines Schulmanns, 1841 (mit Zusätzen wieder abgedruckt in den Analekten, II. S. 50 ff.) und an verschiedenen Stellen seiner übrigen Schriften. Unsere Zeit. Neue Folge. 12. Jahrg. II. S. 871 f, 1876.

Halm.

Krüger: Oswald K., Astronom, geboren um 1598 in Preußen, † den 16. Mai 1665 zu Danzig. Er trat im J. 1618 als Novize in den Jesuitenorden und kam später nach Wilna, wo er 14 Jahre lang an der Universität Theologie, Hebräisch und Mathematik lehrte. Von dort scheint er nach Danzig gegangen zu sein, wo er ferner besonders mit Astronomie sich beschäftigte; nach Westphal bekleidete er auch in dieser Stadt, die ja damals unter der Krone Polen stand, eine Professur. Danzig war auch aller Wahrscheinlichkeit nach die Stätte seines Todes, während freilich andere Angaben ihn in Grodno sterben lassen. Sein Hauptwerk sind die „Theoremata et problemata ex Optica, Geometria, Astronomia, Sphaera elementari, Computo ecclesiastico", welche 1633 zu Wilna erschienen. Außerdem verfaßte er monographische Abhandlungen über Arithmetik, Brennspiegel, Festrechnung, Gnomonik, Ballistik und Theorie des Regenbogens. Seine „Centuria astronomica" (Wilna 1637), der Inbegriff seiner astronomischen Universitätsvorträge, wurde unter dem Titel „Sotnia Astronomskaja" ins Russische übertragen (Moskau 1707). Ein Hauptverdienst jedoch erwarb sich K. um die Wissenschaft dadurch, daß er während seines Danziger Aufenthaltes den jungen Patrizier Hevel für die Sternkunde gewann. Er unterrichtete ihn ebenso in der Theorie wie in der Anfertigung und im Gebrauch der astronomischen Instrumente und setzte noch in seinem letzten Lebensjahre es durch, daß sein Schüler, der auf seinen Reisen an anderen Beschäftigungen Geschmack gefunden hatte, auf die Bahn zurückkehrte, deren Verfolgung ihn zu Ehre und Ruhm bringen sollte.

Augustin et Alois de Backer, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus, III. série p. 417 sq. — Westphal, Leben, Studien und Schriften des Astronomen Johann Hevelius, S. 11 ff. Günther.

Krüger: Pancratius K. (Crügerus), Humanist, geb. zu Finsterwalde in der Lausitz am 12. Mai 1546, † zu Frankfurt a/O. am 23. October 1614. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien zu Halle, Frankfurt a/O. und Helmstädt, auch schon zum Poeten gekrönt, ward er Rector der Braunschweiger Aegidienschule, 1576 Professor der Poesie und lateinischen Sprache zu Helmstädt, dann 1580 Rector am Lübecker Catharineum, wo er die vor ihm herrschende Ramistische Philosophie durch eine mehr Aristotelische Richtung verdrängte, bald aber als Anhänger des David Chyträus mit der Geistlichkeit in einen bis zur Verweigerung des Abendmahls gehenden Streit gerieth, so daß er seinen Posten 1589 verlassen mußte. Er ward nun Rector in Goldberg und 1594 Professor der griechischen Sprache zu Frankfurt a/O. Unter seinen lateinischen Gedichten findet sich ein Catalogus episcoporum Halberstadensium (bis auf Herzog Heinrich Julius herab) carmine contextus heroico. Seine vielen gedruckten und handschriftlichen Arbeiten verzeichnet Moller in der Cimbria litterata II S. 156 f. Daselbst auch die biographischen Quellen. L.

Krüger-Aschenbrenner: Auguste K.-A., namhafte Sängerin, geboren am 5. März 1797 zu Frankfurt a. M., starb in den 70er Jahren zu Darmstadt. Die Mutter der später so gefeierten Sängerin war die Schauspielerin Engst, nach deren Tod die Schauspielerin Aschenbrenner in Stuttgart die hinterlassene Tochter der Engst adoptirte. Sie ließ das junge Mädchen in Kinderrollen die Bühne betreten und dessen gesangliche Anlagen durch den Hofkapellmeister Danzi ausbilden. Später nahm sie dasselbe mit nach Hamburg, wo Auguste bald eine ehrenvolle Stellung einnahm und besonders in Rollen, wie „Myrrha", „Pamina", „Emmeline" u. a. anerkannt wurde. Ebenfalls in Hamburg heirathete die jugendliche Sängerin 1815 den Schauspieler Georg Wilhelm Krüger (s. den Art.), mit dem sie 1816 eine Kunstreise unternahm, die sie auch nach Darmstadt führte, woselbst sie als Kammersängerin bis 1831 wirkte und während dieser Zeit aus-

wärts vielfach gastirte. Ihre Ehe mit K. wurde 1819 getrennt, dagegen schloß sie später, als sie bereits der Bühne entsagt hatte, eine zweite mit dem hessischen Reisemarschall v. Goldner. Die Sängerin besaß eine außerordentlich klangvolle und umfangreiche Stimme und soll als Darstellerin selbst einer Schröder-Devrient nahe gekommen sein. Joseph Kürschner.

Krüginger: Johann K. (Crigingerus), Dramatiker aus Joachimsthal, im J. 1543 Schulmeister zu Crimmitzschau, im J. 1555 Diakonus zu Marienberg bei Chemnitz. Seine „Comödia von dem reichen Mann und armen Lazaro" erschien in drei Ausgaben, wovon die zweite bis jetzt nicht wiedergefunden wurde. Die erste (Zwickau 1543) ist mit einem Lobgedichte von Alexius Bresnicer (s. Allg. d. Biogr. Bd. III. S. 317) versehen und dem Rathe der freien Bergstadt Joachimsthal gewidmet: auch ward das Stück daselbst aufgeführt. Die dritte (Dresden 1555) beginnt mit einer langen Vorrede des Superintendenten Pfentner zu Annaberg und stellt sich als eine gründliche Umarbeitung der ersten Fassung dar. Das typische Motiv für die dramatische Gestaltung des Stoffes war ein Gastmahl des reichen Mannes, bei welchem Lazarus an der Thür bettelt und im Angesichte des üppigsten Genusses verhungert: der Contrast sollte unmittelbar in die Augen fallen. K. hat sich bemüht, ihn möglichst stark hervorzuheben. An dem Gastmahl läßt er die fünf Brüder des reichen Mannes, von denen die Bibel meldet, theilnehmen: sie kommen mit bösen Ahnungen, die sich bald erfüllen; denn auch der Reiche wird durch einen jähen Tod dahingerafft. Chrysophilus, wie er in der ersten Ausgabe, Nabal, wie er in der zweiten heißt, beutet die Noth seines Nebenmenschen aus und ist hartherzig bis zum Exceß; er gestattet nicht einmal seinen Knechten, dem Bettler etwas zu geben. Aber der Zug wird übertrieben, und in der letzten Fassung hat der Dichter Alles, was den Reichen hassenswürdig macht, noch um ein Bedeutendes verstärkt. Er hat die Farben greller aufgetragen und dadurch allerdings noch manche wirksame dramatische Situation hinzugewonnen. Lazarus wie der Reiche werden jetzt durch den Tod in Person abgeholt. Die genremäßige Ausmalung macht sich sehr breit: ein „Stocknarr", den sich Nabal hält, parodirt das Tischgebet (es schließt: per Epicurum dominum nostrum, Amen), tritt nach dem Tode des Lazarus auf eine Bank „wie ein Lotterbub" und trägt einen Spruch wider die Armuth und zum Lobe des Reichthums vor. Die Tischgesellschaft redet dann in leichtem Tone über die Wunder Christi, die soeben stattgefunden haben; arme Schüler kommen und singen um Brot, werden aber mit Hunden weggehetzt; der Stadtkämmerer findet sich im Auftrage des Rathes ein und ersucht den Reichen, einen armen talentvollen Bürgerssohn studiren zu lassen, damit er der Stadt einst als Gelehrter nützlich sei: er schlägt es rund ab, will keinen solchen faulen Schlingel nähren. Als Contrastgestalt figurirt ein Schneider, der christliche Gesinnung darstellt und dessen Anwesenheit bei dem Gastmahle sorgfältig motivirt ist. Aber auch alle erbaulichen und lehrhaften Gespräche werden weit ausgedehnt. Gott spricht (nach Rebhun's Beispiel) in sechsfüßigen Jamben. Der Vers ist nicht zu völliger Reinheit gebracht, obgleich Verletzungen des Worttones nicht häufig eintreten. Ueberall merkt man gute Absichten, aber eine ungeübte Hand. Und so zeigt auch das zweite Drama des Verfassers „Herodes und Johannes" (Zwickau 1545) viel leere Redseligkeit; es steht entschieden zurück hinter Hans Sachsens Behandlung des Stoffes. Zur Charakteristik macht K. nur schwache Ansätze; aber nach drastischen Effecten strebt er auch hier. Die Hinrichtung des Johannes geschieht auf der Bühne: der Henker läßt ihn seinen Kopf auf die Schwelle der Gefängnißthüre legen, und so war es möglich, einen nachgemachten Kopf unterzuschieben: wie der Dichter auch in dem anderen Drama einen „gemachten" reichen Mann verwendet, der in der Hölle brennt und von

den Teufeln mißhandelt wird. Der fünfte Act des „Herodes und Johannes" ist todtentanzmäßig und erinnert dadurch wieder an die letzte Fassung des ersten Stückes: der Tod tritt zur Tochter der Herodias, die sich eben mit ihren Erfolgen brüstet, und erwürgt sie; Herodes selbst wird abgesetzt und tödtet sich mit eigener Hand; Herodias, die an seiner Leiche jammert, wird vom Tode mitgenommen.

Gottsched, Nöth. Vorrath, 2, 210—216. Palm, Beitr. z. Gesch. d. d. Litt., 98 f. Scherer.

Krukenberg: Peter K., Arzt, ist am 12. Febr. 1788 in Königslutter geboren. Seine wissenschaftliche Vorbildung für Universitätsstudien hatte er zuerst auf dem Gymnasium, später auf dem Collegium Carolinum zu Braunschweig genossen, sich auch auf dem mit dem letztgenannten Institute verbundenen anatomischen Theater mit anatomischen Studien beschäftigt und sodann die Universität Göttingen bezogen, wo er unter Hempel, Langenbeck, Richter, Himly und Osiander Medicin studirt und 1810 die Doctorwürde erlangt hat. — Im J. 1813 schloß er sich dem Lützow'schen Freicorps an, mit welchem er zuerst als Jäger, später als Arzt den Feldzug mitmachte; Erkrankung zwang ihn im October 1814 seinen Abschied aus dem Corps zu nehmen, wobei er von Lützow das ehrendste Zeugniß über seinen Muth und seine Pflichttreue erhalten hat. — Noch am Ende desselben Jahres erhielt er, trotzdem er seine Staatsprüfung als Arzt noch nicht abgelegt hatte, einen Ruf als Prof. extraord. nach Halle, mit dem gleichzeitigen Auftrage, die medicinische Klinik, bis zur definitiven Besetzung derselben, provisorisch zu leiten. — Er unterwarf sich zuerst der medicinischen Staatsprüfung in Berlin und trat im März 1815 das ihm übertragene Amt an. Im folgenden Jahre, in welchem Nasse die Direction der stationären Klinik übernahm, errichtete K. eine ambulatorische Klinik und 1821, nach Uebersiedelung Nasse's nach Bonn, wurde er zum Prof. ord. und zum Leiter des klinischen Institutes, 1837 zum geheimen Medicinalrathe ernannt. — In dieser Stellung hat er 34 Jahre lang gewirkt; 1856 gab er seine klinische Thätigkeit auf, ohne jedoch aus der Facultät auszuscheiden, 1861, nachdem er einen Schlaganfall erlitten, nahm er seinen Abschied und zog sich aus der ärztlichen Praxis zurück. Im J. 1865 trat ein zweiter Schlaganfall ein, inzwischen hatte sich bei ihm auch eine Krebsgeschwulst am Gaumen entwickelt; so war der treffliche Mann die letzten vier Monate seines Lebens ans Bett gefesselt, bis am 13. December 1865 der Tod seinen schweren Leiden, die er mit bewunderungswürdiger Geduld ertragen, ein Ende machte. — K. nimmt unter den deutschen Klinikern der jüngstverflossenen Zeit eine der ersten Stellen ein. Mit umfassendem Wissen ausgestattet, frei von jedem Schuldogmatismus, von jeder Systemsfessel, jedem Autoritätsglauben, war er Eklektiker im besten Wortverstande. — Unbeeinflußt von den wechselnden Strömungen in der medicinischen Welt, welche gerade zur Zeit seines Auftretens und seiner frühesten Wirksamkeit mehr als je den Boden der Heilkunde unsicher und schlüpfrig gemacht hatten, schätzte er die Leistungen der Vergangenheit, mochten sie einer früheren oder späteren Zeit angehören, eben so hoch, als er bemüht war, offenen Blickes den großen Fortschritten zu folgen, welche die Medicin außerhalb und innerhalb Deutschlands in jener denkwürdigen Periode kennzeichnen. Er eignete sich alles an, was die Wissenschaft für die Ausbildung des Arztes bot, und so fanden schon zu einer Zeit, als auf den meisten deutschen medicinischen Schulen noch der alte dogmatische Zopf herrschte, oder naturphilosophische Speculationen die Räthsel des Lebens lösten, die pathologische Anatomie, die vervollkommnete Diagnostik mit physikalischen und chemischen Hülfsmitteln, die Mikroskopie u. a. an K. ihren eifrigsten Verehrer, und durch ihn eine Einführung in die Halle'sche Schule. — Die Skepsis war ihm

stets der erste, die nüchterne Beobachtung der zweite Schritt auf dem Wege zur Erkenntniß und was er auf diesem Wege als wahr und richtig erkannt hatte, das hielt er fest. — Dabei war er die verkörperte Idee der Alleinheit in der Medicin: kein Gebiet derselben war ihm fremd geblieben, mit gleicher Gediegenheit des Urtheils und mit gleicher Gewandtheit in der Praxis beherrschte er ebenso die innere Medicin wie die Chirurgie; „die Scheidung zwischen Arzt und Chirurg", erklärt sein Biograph Barriès, „erschien ihm unnatürlich und widerwärtig und mit kaustischem Hohne geißelte er diejenigen, welchen jene Scheidung den vornehmen Schein einer aristokratischen Kaste eingebracht hatte". — Das Centrum seiner wissenschaftlichen Thätigkeit war ihm während jener 34 Jahre die von ihm begründete ambulatorische Klinik, mit der er so innig verwachsen war, daß er alle an ihn ergangenen ehrenvollen Berufungen nach anderen Universitäten ausschlug. Er kannte keine Feiertage, keine Schulferien, jeder Tag fand ihn in der Klinik im Kreise seiner ihm enthusiastisch anhängenden Schüler, welche er durch die vollständige Hingabe, die er ihnen zeigte, durch die Jugendfrische, welche er sich bis in sein hohes Alter bewahrt hatte und mit welcher er die Jugend sympathisch an sich zog, durch die Art des Unterrichtes, welche frei von dem Kathederton mehr einer traulichen Unterhaltung glich, ebenso sehr an sich fesselte, als durch die Freude, welche er selbst an der Wissenschaft und an der Kunst hatte, für dieselbe begeisterte. — Musterhaft ist, was K. in der Einleitung zu den von ihm veröffentlichten „Jahrbüchern der ambulatorischen Klinik" über das Studium der Medicin, über die Aufgabe des Arztes und des klinischen Lehrers sagt; den hier niedergelegten Grundsätzen ist er in seiner akademischen Thätigkeit im vollsten Umfange gerecht geworden: aus der Krukenberg'schen Schule sind eine sehr große Zahl ausgezeichneter, allseitig gebildeter, von wahrer Humanität erfüllter praktischer Aerzte hervorgegangen. — Was außerhalb seiner Wissenschaft lag, interessirte ihn nur oberflächlich; seine Ansichten über Gegenstände der Kunst, der Politik 2c., waren zumeist durch äußere, oft augenblickliche Impulse bestimmt oder er machte sie von den Ansichten anderer abhängig, denen er gerade Vertrauen schenkte. — Den Grundzug in dem Charakter Krukenberg's bildete eine jeder Sentimentalität abgeneigte Nüchternheit, Wahrheitsliebe gegen sich und andere und ein strenges Pflichtgefühl. Uebrigens war er nicht frei von Leidenschaftlichkeit, die ihn nicht selten zu momentanen heftigen, verletzenden Aeußerungen hinriß und die sich in Unduldsamkeit gegen diejenigen aussprach, welche ihm nicht sympathisch waren; hieraus erklärt sich auch das gespannte Verhältniß, welches zwischen ihm und mehreren seiner Amtscollegen bestand. — So rigorös er in seinen Ansprüchen an den Fleiß und den Eifer seiner Schüler war, so freundlich kam er denjenigen entgegen, die diesen Ansprüchen genügten; wöchentlich versammelte sich ein-, auch wohl zweimal ein kleiner Kreis der Bevorzugten um ihn in seinem Hause, wo die Gattin Krukenberg's, eine Tochter Reil's, die freundliche Wirthin machte. Bei solchen Gelegenheiten erzählte er gern von seinen Kriegsthaten, auf welche er nicht wenig eitel war. — Den letzten Beweis seines Wohlwollens gegen die studirende Jugend gab er in der Begründung eines Legates von 5000 Thalern, dessen Zinsen alljährlich einem in Halle studirenden jungen Mediciner als Stipendium zuertheilt werden. — Die litterarische Thätigkeit Krukenberg's ist eine sehr beschränkte geblieben; außer einigen Journalartikeln (in Horn's Archiv für med. Erfahrung und Rust's Magazin für Heilkunde) hat er „Jahrbücher der ambulatorischen Klinik zu Halle", 2 Bde., 1820, 24, veröffentlicht, welche ein treues Bild seiner wissenschaftlichen Anschauungen und seines rationellen therapeutischen Verfahrens geben. Außerdem hat er Reil's Entwurf einer allgemeinen Therapie (1816) herausgegeben und

eine deutsche Uebersetzung von Thomson's Werk über Entzündung (2 Bde. 1840) mit einer Vorrede geliefert.

Ueber sein Leben vgl. Braun in Deutsche Klinik, 1866, Nr. 6. Barriès, P. K., Biograph. Skizze und Charakteristik seiner Lehrthätigkeit, Halle 1866. — Einige der oben mitgetheilten Notizen verdankt der Unterzeichnete einem hochgeschätzten Collegen, der längere Zeit, als Assistent an der Klinik, in der unmittelbaren Umgebung Krukenberg's gelebt hat. A. Hirsch.

Krul: Jan Hermanszoon K., holländischer Dichter, geb. zu Amsterdam 1602, † 1644. Er soll ein Schmied gewesen sein; auf jeden Fall gehörte er dem Bürgerstande an, besaß jedoch Bildung genug, um die lateinischen Schriftsteller zu lesen und zu benutzen. Nach 1620 suchte er, an Rodenburg sich anschließend, die Bühne der alten amsterdammischen Kammer gegen Coster's Akademie zu halten und dichtete zu diesem Zweck eine Anzahl von Stücken, meist Pastorellen nach D'Urfé's Asträa: Celidon und Bellinde u. a. In diese Zeit fallen auch seine Minnelieder und Hochzeitsgedichte, welche nicht ohne Anmuth sind und des Dichters musikalische Begabung ebenso wie den Einfluß von Cats und Hooft erkennen lassen. Später führten trübe Erfahrungen, Vermögensverlust, Freundesuntreue, den Dichter zu einer ernsteren, erbaulichen Dichtart. Seine Gedichte sammelte er großentheils unter dem Titel „Pampiere Wereld ofte Wereldsche Oeffeninge", Amsterdam 1644 u. ö.

Van der Aa, Biogr. Woordenb. u. Jonckbloet, Nl. Letterkunde, 2. Aufl. II. 20, 222. Martin.

Krüll: Franz Xaver v. K., Rechtsgelehrter, geb. am 15. Febr. 1769 in Kelheim a/D., † am 24. Januar 1847 in Landshut. Besuchte das Gymnasium Regensburg, die Universität Ingolstadt, hörte zuerst philosophische und theologische Vorträge, widmete sich aber später dem Rechtsstudium, erwarb 1792 den Grad eines Licentiaten der Rechte, nahm anwaltschaftliche Praxis und begann 1797 seine schriftstellerische Thätigkeit durch Herausgabe einer „Theoret. praktischen Einleitung in die bayerische Civ.-Ger.-Ordnung" (Ingolstadt). — Da er die Absicht hegte, sich dem Lehrstuhl zuzuwenden, hielt er an der Universität juristische Repetitorien, promovirte 1799 mit der Inauguralabhandlung: „Ueber die Nothwendigkeit des Studiums des deutschen Priv.-Rechts", Ingolst. 1799, als Doctor juris und wurde im November desselben Jahres außerordentlicher Professor in Ingolstadt mit den Nominalfächern: baierisches und deutsches Privatrecht nebst Lehenrecht, dann Rechtsencyklopädie und Methodologie. 1800 übersiedelte er mit der Hochschule nach Landshut, wurde am 24. Septbr. 1803 zum ordentlichen Professor mit 800 fl. befördert und verehelichte sich in demselben Jahre mit einer Freiin v. Rehlingen. 1807, 8 und 9 bekleidete er das Amt des rector magnificus, außerdem verwendete er einen erheblichen Theil seiner Zeit auf akademische Nebengeschäfte. So war er u. A. seit 1800 Mitglied des Spruchcollegiums, seit 1805 Stipendienephor, seit 1809 ständiger Senator und eine längere Reihe von Jahren Mitglied des Verwaltungsausschusses. 1808 mit dem Ritterkreuze des Civilverdienstordens der baierischen Krone geschmückt, trat er hierdurch in den persönlichen Adelstand, nachdem er schon früher mit dem Titel eines Hofraths bedacht worden war. 1826 stand K. als Rector abermals an der Spitze der Hochschule, in demselben Jahre, in dem sie nach München verlegt wurde. K. kam jedoch nicht nach München, sondern wurde am 18. August 1826 als Rath an das Appellationsgericht nach Passau versetzt. Nach 20jähriger Richterthätigkeit trat er bereits hochbetagt am 10. August 1846 in den Ruhestand, hielt sich in Straubing, später in Landshut auf, wo er am 24. Januar 1847 im 78. Jahre seines Alters starb. Permaneder, welcher die von Mederer begonnenen Annalen der Ludwigs-Maximilians-Universität fortsetzte,

widmet dem Dahingeschiedenen einen ehrenvollen Nachruf mit den Worten: „Fuit vir jurium peritissimus, acer et industrius, disciplinae academiae olim rigidus exactor, familiae suae indulgentissimus pater, cujus memoria praesertim mihi (Permaneder) gratissima“. Von Krüll's Werken sind besonders namhaft zu machen dessen „Deutsches Privatrecht“, Ingolst. 1805, 2. Aufl. 1821, und das „Handbuch des kgl. baier. gem. bürgerl. Rechtes mit besonderer Rücksicht auf das preuß. und französ. Landrecht“, München 1808 u. 9, 3 Bde. Sind auch die Arbeiten von keiner hervorragenden Bedeutung, so bekunden sie doch klaren, praktischen Verstand, gediegene Rechtsbildung und umfassende juristische Kenntnisse. Schriftenverzeichniß bei Bader, Permaneder und Holtzendorff.

Bader, Gel. Bayern, 634. — Meusel, Gel. Teutschland, 10. (150), 11. (465), 18. (444). — Prantl, Gesch. d. Univ. München, I. 676, 712. II. 519, N. 255. — Permaneder, Ann. Ingol. V. 194, 289, 297, 428. — Holtzendorff, Rechtslex., 3. Aufl. II. 585. Eisenhart.

Krüll: Friedrich Honorat K., geb. am 3. Febr. 1820 zu Landshut, † am 23. Mai 1876 zu Oppau in der Pfalz. Er war einige Zeit Benedictiner in St. Stephan in Augsburg, wurde nach seinem Austritt aus dem Orden Stiftsvicar am Collegiatstift zu St. Johann in Regensburg, 1857 Pfarrer in der Diöcese Speyer, zuletzt in Oppau. Er ist der Verfasser einer recht guten „Christlichen Alterthumskunde“, 2 Bde., 1856, und einiger anderen Schriften: „Die zehn Gebote der katholischen Kindererziehung“, 1859, „Die hl. Schrift über das Ende des Menschen. Sammlung biblischer Sprüche über Sterben und Tod“, 1873. Reusch.

Krumbholtz: Christian K. ward 1665 zu Neustadt bei Dresden geboren, und studirte, zu Pforta vorgebildet, seit 1682 zu Leipzig. 1685 zum Baccalaureus der Philosophie, 1688 zum Baccalaureus der Theologie promovirt, wirkte K. ein halbes Jahr als Katechet an der Nicolaikirche zu Leipzig, ward 1688 als Diakonus nach Preßburg in Ungarn berufen, jedoch wegen Erregung von Unruhen und Aufreizung des Volkes gegen die Obrigkeit durch ein Edict Kaiser Leopolds vom 5. August 1694 im J. 1696 wieder entfernt. 1697 Prediger an der Sophienkirche zu Dresden, 1700 an der Petrikirche zu Hamburg, am 14. April 1701 zu Leipzig auf Grund einer Abhandlung: „De notis legitimae spuriaeque ad ecclesiae pastoratum vocationis“ zum Licentiaten, am 25. Mai 1701 zu Kiel mit der Abhandlung: „An in religione quis Moscovitica possit salvari?“ zum Doctor der Theologie promovirt, erregte er in Hamburg im Bunde mit Balth. Stilcke, einem turbulenten Handwerker, die ärgsten Unruhen. Sie verlangten die Rückberufung des nach Greifswald verzogenen Predigers an Jacobi, Joh. Friedr. Mayer; als der Senat ihnen nicht willfahrte, erregten sie das Volk gegen denselben. K. erzwang es, daß die gegen ihn erschienenen Schriften und die Bildnisse ihrer Verfasser durch den Scharfrichter verbrannt wurden u. dergl. Um einer völligen Revolution zu entgehen, nahm der Senat 1708 auf kaiserlichen Befehl Truppen des niedersächsischen Kreises in die Stadt auf. K. ward gefangen genommen, am 17. Oct. 1710 seines Amtes entsetzt und zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Er starb im December 1714 im Gefängniß zu Hameln.

Vgl. Moller, Cimbria litterata II 436 ff. Pünjer.

Krummacher: Friedrich Adolf K. ist im Juli 1767 geboren (der 13. Juli, der gewöhnlich als Geburtstag angegeben wird, ist der Tag seiner Taufe) zu Tecklenburg. Schon die Großeltern (Adolf Heinrich K., † 1769, Schloßwachtmeister, und Catharina Margaretha geborene Schallenberg, † 1790), genossen das größte Vertrauen der reformirten Gemeinde Tecklenburgs. Ihre an die hohe Ringmauer der alten Burg dicht angelehnte Wohnung diente den

Freunden aus der Stadt als Stätte reicher häuslicher Erbauung. Der Vater, Friedrich Jacob K. († am 30. Januar 1791), Hoffiskal, Justizcommissär und Bürgermeister zu Tecklenburg, war als Rechtsconsulent um seiner Uneigennützigkeit hochgeachtet. Fleißig las er die hl. Schrift; er fühlte sich sogar gedrungen, die Glückseligkeitslehre eines Steinbeck zu widerlegen, ihre Schriftwidrigkeit seiner Familie aufzudecken. An der Mutter Maria Dorothea geb. Strücker rühmte Rector Hasencamp in einem Schreiben an Lavater „die friedensreiche Klarheit evangelisch-kindlichen Sinnes". „Wenn ich je meine Knie beugen könnte vor einem Menschen, so bekennt derselbe Hasencamp dem Sohn Friedrich Adolf, dann vor Ihrer Mutter". Den Gymnasialunterricht erhielt K. auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt. An das eiserne Regiment des Rector Meese, welcher in seinen Strafen alles Maß überschritt, mochte sich K. in späteren Jahren nur mit Grauen erinnern. Mit tüchtigen philologischen Kenntnissen ausgestattet, bezog K. 1786 die kleine reformirte Universität Lingen. Dort von den bejahrteren Professoren, meist Holländern, wenig befriedigt, siedelte K. schon im folgenden Jahre nach Halle über. Hier hörte er Bahrdt und Knapp. Vor Bahrdt, welcher K. zu seinem Amanuensis machen wollte, innerlich zusammenschaudernd, hat K. von Knapp unvergängliche Eindrücke empfangen. Nach Vollendung seiner Studienzeit finden wir K. kurze Zeit als Informator in Bremen 1789; von dort geht er an das Gymnasium zu Hamm, der damaligen Hauptstadt der Grafschaft Mark. Mit dem Rector Snethlage, dem späteren Director am Joachimsthalischen Gymnasium in Berlin und dem Pastor loci Eylert, dem späteren Hofprediger und Bischof in Potsdam in vertrautem geistreichen Umgang lebend, brachte K. hier drei glückliche Jahre seines Lebens zu. In Hamm fand K. auch in Eleonore (meist Laura genannt), der einzigen Tochter des Bürgermeisters von Hamm, Commissionsrath Joh. Ant. Arnold Moeller, seine Lebensgefährtin, mit der er in fast 50jähriger Ehe verbunden blieb. Um sich zu verheirathen, wagte K. 1793 das Rectorat der gelehrten Stadtschule zu Mörs zu übernehmen, wiewol es mit dem Gehalt von nur 300 Thlr. dotirt war und trotz der am linken Rheinufer immer wieder drohenden Kriegsunruhen. Die stille, beschränkte Häuslichkeit, in welche er 1794 seine Laura heimgeführt hatte, wurde bald durch das neue siegreiche Vordringen der Franzosen auch in vielfach materielle Bedrängniß gebracht. Der Friede von Basel brachte wol erwünschte Ruhe; überließ aber unerwünschter Weise die Grafschaft Mörs mit dem ganzen linken Rheinufer den Franzosen. Doch blühte das Gymnasium unter Krummacher's Leitung empor; es erhielt viele Schüler von auswärts, welche K. zum Theil als Pensionäre in sein Haus nahm. In besonders innigem Freundschaftsverkehr stand K. mit seinem Schwager A. W. P. Moeller (gestorben als Oberconsistorialrath in Münster 1846), damals Professor an der nur zwei Stunden entfernten (wenn auch durch den Rhein getrennten) Universität Duisburg. Auch mit den Collegen Moeller's, Plessing, Carstanjen, Grimm, Leidenfrost trat K. in nähere Beziehung, bis nach dem Tod des Senior der theologischen Facultät Berg, K., als Professor der Theologie und der Beredsamkeit nach Duisburg berufen, nun in den ihm bereits so werth gewordenen Kreis selbst eintrat. K. erwarb alsbald die theologische Doctorwürde. Er las nicht nur theologische Collegien, sondern hatte als Professor eloquentiae auch über die griechischen Tragiker und andere Classiker, über den deutschen Stil Vorlesungen zu halten. Auch hatte er die Oster- und Michaelisprogramme zu schreiben, welche sich durch elegante Latinität auszeichnen. — Im Gegensatz zu dem die Zeit beherrschenden Rationalismus, welchen in Duisburg besonders Grimm vertrat, folgte K. mit seinem Schwager Moeller mehr der kritisch-ästhetischen Art eines Herder. Bald trat K. auch litterarisch hervor. Schon 1801 veröffentlichte er den „Hymnus an die Liebe",

1805 folgten die Parabeln. Diese, oft wieder herausgegeben und in viele fremde Sprachen übersetzt, haben Krummacher's Namen eine Stelle in der deutschen Litteratur für alle Zeiten gegeben. In demselben Jahr erschien die seiner Zeit Sensation erweckende theologische Schrift: „Ueber den Geist und die Form der evangelischen Geschichte“. Die erste Auflage auch dieses Werkes war bald vergriffen, wiewol aber der Verleger zur zweiten Auflage drängte, so konnte K. sich nicht entschließen, das Werk unverändert noch einmal herauszugeben. Er hatte inzwischen ein tieferes Verständniß der hl. Urkunden erlangt. Auf Grund dieser Forschungen suchte K. das Werk umzuarbeiten. Doch blieb die Arbeit unvollendet und ungedruckt. Die Napoleonische Gewaltherrschaft wirkte bald auf die an sich schon kleinste Universität Duisburg (mit nur 12 Professoren) lähmend ein. Seit Duisburg 1806 an das neuerrichtete Großherzogthum Berg übergegangen war, kam die Universität völlig herunter. K. hielt zuletzt seine Collegien vor einem Zuhörer. Dazu zahlte die französische Regierung den Professoren die Gehälter nicht aus. Moeller war 1805 einem Ruf ins Pfarramt nach Münster gefolgt; so kann es nicht Wunder nehmen, wenn auch K. die Duisburger Professur (den Mäusesitz, wie er den Musensitz wiederholt nennt) mit einer westfälischen Landpredigerstelle Kettwig vertauschte. Anfangs in Kettwig von den Bauern als Professor mißtrauisch angesehen, gelang es K., sich bald das Vertrauen seiner Gemeinde in hohem Grade zu erwerben. Unter den westfälischen Bauern fühlte er sich bald selbst sehr wohl. Auch fehlte es ihm nun an Zeit nicht, seine so erfolgreich begonnenen litterarischen Arbeiten eifrig fortzusetzen. Außer einer Reihe von Aufsätzen und Recensionen, welche er für mancherlei Zeitschriften lieferte, erschien 1809 „Die Kinderwelt. Ein Gedicht in vier Gesängen“ (ein Lieblingsbuch der Königin Luise), „Festbüchlein. Eine Schrift für das Volk: 1) Der Sonntag“ (5. Aufl. 1828), 1810. 2) „Das Christfest“ (4. Aufl. 1846), 1818. 3) „Das Neujahrsfest“ (2. Aufl. 1833). 1809: „Apologen und Paramythien“, 1810 „Bibelkatechismus“ (12. Aufl. 1843), 1811 die originelle Gelegenheitsschrift: „Das Wörtlein UND. Eine Geburtstagsfeier“. 1812 berief Herzog Alexius Friedrich Christian von Anhalt-Bernburg den westfälischen Landprediger zum Generalsuperintendenten, Consistorialrath und Oberprediger nach Bernburg. Hier stand K. auf dem Höhepunkt seiner pastoralen Wirksamkeit. Unter den Eindrücken der Befreiungskriege, vom Geist der Erweckung nicht unberührt, zu fester positiver Glaubensstellung, zum Dringen auf das einfache Evangelium mit entschiedener Frontstellung gegen den damals noch dominirenden Rationalismus, hochgeschätzt von seinem Herzog, in einer hochbeglückten, sorgenfreien Häuslichkeit lebend, darf Krummacher's Wirksamkeit in Bernburg von tiefeingreifender Bedeutung für die kleine Landeskirche bezeichnet werden. Auch in Bernburg ruhte Krummacher's litterarische Feder nicht. 1814 erschien die patriotische Dichtung: „Der Eroberer. Eine Verwandlung“; 1815 „Apostolisches Sendschreiben an die Christgemeinden von dem, was Noth thut zur Kirchenverbesserung“; 1815 das biblische Drama: „Johannes“; 1818 „Leiden, Sterben und Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi, 12 Bilder nach H. Goltzius mit Vorrede und Text“; Paragraphen zur heiligen Geschichte. 1820 „Fürst Wolfgang zu Anhalt. Eine Reformationspredigt“; „Briefwechsel zwischen Asmus und seinem Vetter, bei Gelegenheit des Buches: Wie ward Fritz Stollberg ein Unfreier?“ 1820 „Die freie evangelische Kirche, ein Friedensgruß“; 1822 „Calvin's christliche Lehre“; in demselben Jahre begann er eine Uebersetzung von Calvin's Institutionen herauszugeben, welche leider unvollendet geblieben ist. 1823 „Bilder und Bildchen“; „Der Katechismus der christlichen Lehre“; „Die christliche Volksschule im Bund mit der Kirche“. — Einen Ruf an die Universität Bonn lehnte K., wiewol die Aussicht auf eine neue akade-

mische Wirksamkeit für ihn viel Verlockendes hatte, 1820 ab; dadurch sich mit Eylert, welcher diese Berufung bei Altenstein sehr warm befürwortet hatte, entzweiend. Um so mehr überraschte, als K. 1824 einem Rufe als Prediger an die Ansgarikirche in Bremen Folge leistete. Konnte K. auch hier nicht gerade eine besonders hervorragende Kanzelwirksamkeit ausüben, so hat er doch in den kirchlichen Kreisen Bremens wohlthuend als Jugendlehrer und Seelsorger treu das Seine gethan, in vertrautem Umgang mit Mallet, Pauli, Treviranus, in den weitesten Kreisen als „Väterchen" hochgeachtet. Auch die Muse ruhte in Bremen nicht. Außer einem Katechismus der christlichen Lehre nach dem Bekenntniß der evangelischen Kirche erschien 1826 „St. Ansgar, die alte und die neue Zeit"; 1828 „Das Täubchen"; 1829 „Der Hauptmann Cornelius, Betrachtungen über das 10. Kapitel der Apostelgeschichte"; 1831—45 „Die Geschichte des Reiches Gottes nach der hl. Schrift. Andeutender Text zu v. Kügelgen's Bildern". 1833 „Leben des hl. Johannes. Eine Schrift für junge Christen"; 1846 „Die Krankenheilungen Jesu". — Zunehmende Schwäche nöthigte K. 1843 aus seiner bisherigen Amtswirksamkeit zu scheiden, nachdem er sein 50jähriges Amtsjubiläum gefeiert. Nachdem am 17. März 1844 seine Eleonore ihm im Tode vorausgegangen, entschlief K. am 4. April 1845. Mit vorzüglichen philologischen und theologischen Kenntnissen ausgestattet, wirkte K. in den verschiedenen Stellungen, die er eingenommen, ganz besonders durch die gewinnende Kraft seiner Persönlichkeit. Sinnig und innig angelegt rühmen die Zeitgenossen an ihm die wahrhaft christliche Heiterkeit und kindliche Frömmigkeit seines Wesens.

A. W. Moeller, Friedrich Adolph Krummacher und seine Freunde, 1849, 2 Bde. H. Mallet, Aufsatz in Herzog's Realencyklopädie, 2. Aufl. Bd. VIII.

O. v. Ranke.

Krummacher: Friedrich Wilhelm K., Sohn des obigen geistvollen Parabeldichters Friedrich Adolf K., ist am 28. Januar 1796 zu Mörs am Rhein geboren. K. besuchte zuerst das Duisburger Gymnasium, welches unter Nonne sich eines besonderen Rufes erfreute. Während der Vater Pfarrer in Kettwig war, unterrichtete er den Sohn selbst. Die Gymnasialbildung vollendete K. in Bernburg, wohin der Vater als Generalsuperintendent berufen worden. Herbst 1815 bezog der an Phantasie überreiche Jüngling die Universität Halle, um Theologie zu studieren. Hier hörte er bei dem Kanzler Niemeyer, Wegscheider, Gesenius, Marx. Einen bleibenden Eindruck hatte er allein von dem ehrwürdigen alten Knapp. Das letzte Studienjahr führte ihn nach Jena. Mehr als die Kollegien der Professoren (K. schloß sich hier besonders dem Philosophen Fries und dem Theologen Schott an), übte auf K. das Jenaer Studentenleben seinen Einfluß aus. Natürlich meldete ich mich, schreibt K. in seiner Selbstbiographie, ungesäumt zum Eintritt in den h. Männerbund, die deutsche Burschenschaft. Als solcher hat er denn auch an dem für so viele verhängnißvoll gewordenen Wartburgfest der Burschenschaft 1817 theilgenommen. Ich gestehe, so lesen wir a. a. O., daß ich heute noch mit reiner Freude an diese Feier zurückdenke. In ihr kam was damals kurz nach den Befreiungskriegen überhaupt an gehobener Stimmung, patriotischer Begeisterung, religiöser Erregung und freudiger Ahnung einer besseren sittlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Zukunft in der deutschen Jugend lebte, zur schönsten und verheißungsreichsten Entfaltung. Religiöses und Patriotisches, Ascetisches und Burschenschaftliches, Romantik und Politik, irdische und himmlische Minne und was Alles sonst mischte sich zusammen: eine germanisch-christliche Wiedergeburt des Vaterlandes in Staat, Kirche und Haus war das freilich nur in duftigen Phantasiebildern angeschaute Ideal, das uns im Busen schwellte. Nachdem K. 1818 die theologischen Examina in Bernburg bestanden, wurde er durch Ver-

mittelung des ehrwürdigen Pfarrers Dr. Spieß als ordinirter Hilfsgeistlicher an die reformirte Gemeinde in Frankfurt a. M. gewählt. Hier trat der junge Geistliche mit den verschiedenartigsten Kreisen in Berührung. Mit Karl Ritter, dem Geographen, mit Thorwaldsen, dem Bildhauer, mit Clemens Brentano, dem Romantiker trat K. in mehr oder weniger enge Beziehung. Auf seine theologische Fortentwickelung hatte weniger sein väterlicher Freund, Dr. Spieß als die Geistlichen der französisch-reformirten Gemeinde, welche die Lehre Calvins mit Ausschluß der Prädestinationslehre mit Entschiedenheit verkündeten, Appia, Jeanrenaud und vor Allem Manuel entscheidenden Einfluß. Mit letzterem versenkte K. seine Seele in Pascal's Pensées und studirte den Magus des Nordens, Hamann's Werke. Den größten Einfluß auf seine theologische Ausbildung verdankt K. nach seinen eigenen Zeugnissen dem Schöff Johann Friedrich von Meyer, den K. als einen Mystiker im edelsten Sinne des Wortes charakterisirt. In Frankfurt fand K. auch in Charlotte Pilgram die treueste Gefährtin seines Lebens. Ihr Lebensbild ist von der Hand der Tochter in dem in Bielefeld und Leipzig 1880 erschienenen Werke „Unsere Mutter“ in anziehender Weise gezeichnet worden. 1823 verließ K. Frankfurt a. M., um die Pfarrstelle der evangelischen Gemeinde in Ruhrort anzutreten. Das christliche Leben, welches an Ruhr und Niederrhein damals eine mehr oder minder Tersteegen'sche Färbung angenommen, machte auf den jungen geistsprühenden Diener der Kirche einen gewaltigen Eindruck. Durch die Gemeinde selbst sah er sich genöthigt, nicht nur Tersteegen's Werke, besonders seine Brosamen und sein geistliches Blumengärtlein zu studiren, sondern auch die reichen Schätze eines Lampe und anderer reformirter Gottesgelehrten in sich aufzunehmen. Im Umgang mit den schlichten Leuten seiner Gemeinde, welche aber eine erstaunliche Bibelkenntniß besaßen, lernte K. jetzt erst die Quelle aller Theologie, die Bibel, besonders auch das Alte Testament recht kennen. Bei der hervorragenden Kanzelberedsamkeit Krummacher's konnte es nicht ausbleiben, daß bald andere Gemeinden, denen das Wahlrecht zustand, K. zu ihrem Pfarrer begehrten. Schon 1825 folgte K. dem Rufe an die Gemeinde Gemarke, eine Parochie der Stadt Barmen. So kam K. ins Wupperthal. Hier sollte er die glänzendste Wirksamkeit seines Lebens haben, sowohl in Gemarke, als auch seit 1834 an der reformirten Kirche in Elberfeld, als College seines gewaltigen Oheims Gottfried Daniel Krummacher. — Um Krummacher's Kanzel sammelte sich bald eine überaus große Gemeinde. Selbst zu den Wochengottesdiensten strömten die Leute besonders auch von Elberfeld in Gemarke zusammen. Dem dringenden Wunsch der Zuhörer nachgebend, veröffentlichte K. eine Reihe von Predigtsammlungen, „Salomo und Sulamith“, 1827, 9. Aufl. 1875; „Blicke ins Reich der Gnade“, 1828, 3. Aufl. 1869; „Elias der Thisbiter“, 1828, 6. Aufl. 1874. — Diesen ersten homiletischen Erzeugnissen Krummacher's ist die Ehre zu Theil geworden von Goethe beachtet zu werden. Derselbe sprach sich in der Röhr'schen Prediger-Bibliothek im Großen und Ganzen sehr mißliebig über diese Predigten aus. Die Kritik, welche sich in Goethe's Werken, Ausgabe von 1840, Band 32, S. 377—79 findet, schließt mit den Worten: Man könnte diese Vorträge, welche die Bewohner jener Gegenden, die sämmtlich operose, in Handarbeit versunkene, materialem Gewinne hingegebene Menschen sind, über ihre körperlichen und geistlichen Unbilden nur in Schlaf lullen wollen, narkotische Predigten nennen, welche sich dann freilich am klaren Tage, dessen sich das mittlere Deutschland erfreut, höchst wunderlich ausnehmen.“ Einen freilich völlig verschiedenen Eindruck machten Krummacher's Predigten auf den damaligen Kronprinzen von Preußen, späteren König Friedrich Wilhelm IV. Dieser hatte 1833 auf einer Reise durch die Rheinprovinz mit den Bewohnern des Wupperthales einen Sonntag feiern

wollen. K. war die Predigt übertragen. Seitdem ist K. in nahe Beziehungen zu König Friedrich Wilhelm IV. getreten, welche die späteren Berufungen nach Berlin und Potsdam veranlaßt haben. Noch eines Ereignisses aus der Zeit, da K. Pastor in Elberfeld war, muß hier gedacht werden. 1840 predigte K. auf der Ansgarikanzel in Bremen, der Kanzel seines Vaters, über Gal. 1, 8 und 9 und stellte das Thema: Paulus kein Mann nach dem Sinne unserer Zeit. In dieser Predigt schleuderte er dem Rationalismus, der in Bremen noch eine Reihe von Vertretern unter den Geistlichen besaß, die Kriegsfackel zu. Dr. Paniel, der College seines Vaters fühlte sich persönlich getroffen und verletzt. Es kam zu dem sich mehrere Jahre hindurchziehenden „Bremer Kirchenstreit", in welchem eine große Zahl Brochüren in Bremen und außerhalb pro und contra gewechselt wurden. Auch K. sah sich genöthigt, zweimal zur Feder zu greifen. Die ausführlichere zweite Schrift trägt den Namen: „Der scheinheilige Rationalismus vor dem Richterstuhl der h. Schrift". 1847 folgte K. dem Rufe seines Königs, Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin. Hier wurde er an Marheineke's Stelle Prediger an der Dreifaltigkeitskirche. Wiewohl K. sich anfänglich vielfach enttäuscht fühlte, gelang es ihm doch bald durch seine besonderen Kanzelgaben sich eine große Personalgemeinde zu sammeln. Schon 1853 vertauschte K. dem Wunsche des Königs gemäß seine Pfarrstelle in Berlin mit der Hofpredigerstelle an der königl. Hof- und Garnisonskirche in Potsdam. Mit besonderer Freudigkeit hat sich K. in Berlin und Potsdam an all' den mancherlei kirchlichen Bestrebungen betheiligt, welche unter dem Namen „der Innern Mission" zusammengefaßt zu werden pflegen. Mit Wichern, Bethmann-Hollweg gehörte K. zu den Gründern und Förderern der evangelischen Kirchentage. Noch einmal trat er neben König Friedrich Wilhelm IV. in den Vordergrund der kirchlichen Bewegung. Seinen Bemühungen insonderheit gelang es die mächtige Opposition, die von lutherisch-confessioneller Seite ihm gegenüber stand, zu überwinden und eine Einladung König Friedrich Wilhelms IV. für den evangelischen Bund (Evangelical Alliance) 1857 nach Berlin zu erwirken. Diese Allianzversammlungen, an denen der König den persönlichsten Antheil nahm, eröffnete Dr. K. (die Berliner Universität hatte K. zum Doctor der Theologie creirt) mit einer seinen evangelischen Standpunkt bestimmt bezeichnenden Ansprache. Nach der Erkrankung und dem Tode des Königs kamen auch für K. die stillen Zeiten seines Lebensabends. Nachdem er Weihnachten 1867 seine Gattin verloren, starb K. kaum ein Jahr hernach am 10. Decbr. 1868. Es verräth wenig Verständniß für die kirchlichen Parteien unserer Tage, wenn Brockhaus' Lexikon K. „zu den eifrigen Anhängern des Altlutherthums" rechnet. Ursprünglich strenger Calvinist, wol gar Prädestinatianer, später der eifrige Freund und Förderer der Evangelischen Alliance, hat K. mit scharfer Betonung des eigenen Glaubensstandpunktes die größte Weitherzigkeit Anderen gegenüber zu verbinden verstanden. Deßhalb ist K. — gewiß auch mit Unrecht — ein Latitudinarier genannt worden. Dagegen hat selbst E. W. Hengstenberg mit Recht geltend gemacht: „In einem Punkte war K. niemals Latitudinarier. So oft es sich um den Glauben an das Wort Gottes handelte, trat er stets für die strengste Auffassung mit aller Entschiedenheit ein." Aus dem Schatz seiner litterarischen Erzeugnisse führen wir folgende an: „Salomo und Sulamith", 1827, 9. Aufl. 1875; „Blicke ins Reich der Gnade", 1828, 3. Aufl. 1869; „Elias der Thisbiter", 1828, 6. Aufl. 1874; „Predigt gehalten zu Gemarke", 1829; Lehrstimmen", 2 Theile, 1832; „Der Prophet Elisa, Abschiedsworte", 1835; „Abschiedspredigt", 1847, 2. Aufl.; „Der scheinheilige Rationalismus", 1841; „Theologische Replik", 1846; „Das Adventsbuch", 1847; „Das Passionsbuch", 1854; „Die Sabbathsglocken", 12 Theile, 1851—1858; „Der Christen Wallfahrt nach der himmlischen Heimath", 3 Theile,

1858; „Daniel, der König von Israel", 1867; „Christus lebt, ein Oster- und Pfingstbuch", 1862; „Immanuel Friedrich Sander", 1860; „Der Weg zum Heil", 1842; „Der kirchliche Osten und Westen unseres preußischen Vaterlandes", „Abschiedsgruß und Willkommen, 2 Predigten gehalten bei seinem Amtswechsel zu Berlin und Potsdam": „Johann Knox und die Königin Maria"; „In wie weit hat der Prediger den Geschmack seiner Hörer zu berücksichtigen?"

Außerdem als Quelle: F. W. Krummacher, eine Selbstbiographie (Berlin 1869). Kögel's Artikel in der Herzogischen Realencyklopädie für prot. Theologie und Kirche. Bd. 8. Nebe, Zur Geschichte der Predigt, Wiesbaden 1879. O. von Ranke.

Krummacher: Gottfried Daniel K., der jüngere Bruder von Friedr. Adolf, dem berühmten Parabeldichter, wurde am 1. April 1774 in Tecklenburg geboren. Ueber die Eltern siehe oben S. 240—241. K. wurde in frühester Jugend der Großmutter und Tante, welche in demselben Städtchen wohnten, zur Erziehung überlassen. Ein scheues seltsames Wesen zeichnete schon den Knaben aus; er mußte sich einen Träumer, einen Sonderling schelten lassen. Die ersten Schuljahre verbrachte K. in seiner Vaterstadt unter dem strengen Regiment des Rectors Meese. In Hanau unter dem (später nach Berlin an das Joachimsthalsche Gymnasium berufene) Director Snethlage vollendete K. seine Gymnasialbildung. 1790 bezog K. die Universität Duisburg. Von den Professoren zog ihn allein Prof. Dr. A. W. P. Moeller an; mancherlei Anregungen (auch in religiöser Beziehung) verdankte er dem Hause des Rectors Fr. Arnold Hasencamp. Nach Beendigung seiner Studienzeit begab sich K. zu seinem Bruder Fr. Ad. K. nach Hamm, der dort am Gymnasium Conrector war. Hier gab K. Privatunterricht, predigte wol auch auf den umliegenden Dörfern. Nachdem er kurze Zeit in Soest eine Hauslehrerstelle angenommen, folgte er dem Bruder, der inzwischen als Rector versetzt worden war, nach Mörs a. Rh. 1798 erhielt K. die Pfarrstelle in Baerl, einem Dorfe bei Mörs; diese Pfarrstelle vertauschte er 1801 mit der in Wülfrath. Hier blieb er 15 Jahre. 1816 wurde K. von der reformirten Gemeinde in Elberfeld zum Pfarrer gewählt. Hier ist K. bis zu seinem Tode geblieben. Verheirathet ist K. nicht gewesen. Schon in Wülfrath nahm er seine Schwester Meyer (Wittwe des Bürgermeister M. in Werther) mit ihren 5 Kindern zu sich ins Haus. Diese stand seinem Hauswesen vor, K. ist den Kindern der treueste Vater und Versorger gewesen. In Baerl fand der 22jährige junge Geistliche einige entschieden gläubige Laien, durch deren herzandringendes Zeugniß auch in ihm ein neues Leben entzündet wurde, welches er nun mit gewaltigem Ernste verkündigte. In der Theologie schloß sich K. der coccejanisch-lampischen Schule der reformirten Kirche an; nur daß er besonders in der ersten Zeit seiner Elberfelder Wirksamkeit die absolute Prädestination in der möglichsten Schroffheit nach den Sätzen der Dordrechter Synode verkündigte. Daraus erklärt es sich, daß er sich in der Regel an die gläubige Gemeinde allein wandte, während er diejenigen, welche noch draußen standen, oft absichtlich zurückstieß. Wegen der Verkündigung der Prädestinationslehre in so schroffer Weise, welche bei seinen Anhängern zu den äußersten und ärgerlichsten Extremen führte, kam K. mit seinen kirchlichen Behörden in Conflikt. Nur der unermüdlichen Milde des damaligen Generalpräses der reformirten Synode, dem späteren Bischof Dr. Roß gelang es, den schon unvermeidlich scheinenden Bruch zu verhindern. Auf Befehl des Consistorii in Köln hielt K. am 24. October 1819 eine Rechtfertigungspredigt über Röm. 6, V. 1. Das Thema lautete: Sollen wir in der Sünde beharren, damit die Gnade desto mächtiger werde? Die Predigt wurde veröffentlicht; K. gab ihr ein Vorwort, in dem er sich dahin

ausspricht: Ich genieße das Vorrecht, ein Glied der evangelisch-reformirten Kirche, habe den Beruf ein Diener derselben zu sein und bin so glücklich ihr mit innigster Ueberzeugung anzugehören. Feind alles Fanatismus, der außerordentliche unmittelbare Offenbarungen Gottes an die Menschen wähnt, während er die geschriebenen gering achtet, hänge ich mit ganzer Seele an der heiligen Schrift, glaube, Gott sei Lob, durchaus Alles, was sie enthält, Röm. 9 so gut, als 1. Tim. 2 V. 4. — Die Folge dieser Predigt war, daß sich die extremeren Elemente von K. abwandten und zum Theil den Secten anheimfielen, während K. das Vertrauen des bei weitem größeren Theils seiner Gemeinde nun erst recht erfuhr; nun wirkte er erst von seiner Kanzel aus mit ganzem Erfolg für seine Gemeinde und weit über die Grenzen derselben hinaus. Sehr berühmt sind Krummacher's Predigten: „Wanderungen der Kinder Israel durch die Wüste" geworden (auch ins Holländische und Englische übersetzt). Vor der wissenschaftlichen Exegese wird die geistlich-symbolische, allegorisirende Auffassung besonders der verschiedenen Lagerplätze nicht bestehen können; dennoch machten die Predigten, besonders durch die Application auf die Erfahrungen des inneren Lebens einen gewaltigen Eindruck und haben noch heute ihren besonderen Kreis, in welchem sie das recht eigentliche Erbauungsbuch geblieben sind. K. ist, wie aus obigem leicht verstanden werden wird, ein entschiedener Gegner der Einführung der Union gewesen; besonderen Widerspruch erhob er gegen die Agende König Friedrich Wilhelms III. Am 15. Januar 1834 erlitt K. während der Predigt über Ebräer 11 V. 11 auf der Kanzel einen Schlaganfall. Von diesem hat er sich immer nur auf kurze Zeit erholen können. Der 30. Jan. 1837 ist sein Todestag geworden. Trotz der vielen Ecken und Schroffheiten, welche seine Anhänger leider als Tugenden ansahen, ist K. dadurch für seine Zeit und darüber hinaus so bedeutend geworden, daß er ein ganzer Mann von christlichem Charakter war. Schriften: „Reformationspredigten", 1817; „Beitrag zur Beantwortung der Frage: Was ist Evangelisch? in 5 Predigten", 1828; „Jacob's Kampf und Sieg", 1829; „Einige Predigten über die Ev. Lehre von der Rechtfertigung", 1831; „Die Wanderungen Israels durch die Wüste nach Kanaan in Beziehung auf die innere Führung der Gläubigen beleuchtet"; „Die hohepriesterliche Segensformel", 1834; „Wahrheit zur Gottseligkeit, Hauspostille", 1835; „Gute Botschaft", 1838; Uebersetzung der Auslegung des Philipperbriefs von Calvin, 1836.

Lebensbild Gottfried Daniel Krummacher's von dessen Neffen E. W. Krummacher, Dr. theol., Elberfeld 1830. M. Goebel's Artikel: G. D. Krummacher in der 2. Aufl. der Real-Encyklopädie v. Herzog u. Plitt, Bd. VIII, S. 298.

O. von Ranke.

Krummendik: Albert v. K., s. **Albert**, Bischof von Lübeck, Bd. I. S. 183.

Krumpach: Nikolaus K. (Krumbach), Theolog und deutscher Bibelübersetzer um das J. 1522. Ueber sein äußeres Leben konnte bis jetzt nichts weiter aufgefunden werden, als was aus den Titeln seiner Schriften erhellt, daß er nämlich der hl. Schrift Licentiat und Pfarrer zu Querfurt (Quernfurt) gewesen war; auch sein Geburts- und Todesjahr sind unbekannt, das letztere fällt aber jedenfalls nach 1530. Nach handschriftlichen Nachrichten ist er aus Franken gebürtig gewesen und hat der fränkischen adelichen Familie der Grumbache angehört, was insofern wenigstens Beachtung verdient, als der Dialect, dessen er sich in seinen Schriften bedient, mit der fränkischen Mundart übereinstimmt. Auch Cyriacus Spangenberg in seinem Chronicon Querfurtense weiß auffallender Weise über ihn nichts zu berichten. Um so mehr hat dieser einsichtsvolle und fleißige Mann durch die deutsche Uebersetzung mehrerer biblischer Schriften zu gleicher

Zeit mit oder was wahrscheinlicher, noch vor Luther sich verdient gemacht. Da es nicht bekannt ist, ob er die Gemeinschaft mit der römischen Kirche aufgegeben habe, so kann er zwar ein Katholik genannt, seine Uebersetzungen jedoch dürfen nicht unter die katholischen gerechnet werden, vielmehr zählt er, wie so viele seiner Zeit, zu den Anhängern des Erasmus und, wie seine Vorreden beweisen, zu den sogen. „Zeugen der Wahrheit", die eine Besserung in Lehre und Leben wol wünschten, aber Bedenken trugen, mit ihren Wünschen, gleich Luther, kategorisch vor die Oeffentlichkeit zu treten. Daß er aber für seine Uebersetzungen die bis dahin so hochgepriesene Vulgata zur Vorlage nahm und in deren Dedicationen, Vorreden und Glossen nicht selten die Gelegenheit ergriff, so freimüthige Zeugnisse wider manche Uebelstände der römischen Kirche abzulegen, war Ursache genug, ihm die Ehre zu erweisen, seinen Namen auf den Index und zwar unter die Hauptketzer, die „auctores primae classis" zu setzen (vgl. Postr. catal. haeret., Romae conflat. c. annotat. Vergerii, Bl. 64 b; Index libr. prohibit. Venet. 1597, p. 77), deren Schriften ohne alle und jede Ausnahme zu lesen und zu besitzen schlechterdings verboten ist. Die erste Schrift, welche K. herausgab, ist eine Uebersetzung des Ambrosius über die priesterliche Würdigkeit, o. O. 1521, 4; ihr folgte „Herrn Erasmus von Roterdam vermanung ... das hailige Euangelium ... zu lesen", Leipz., Wolfg. Stöckel, 1522, 4 (nachgedruckt in demselben Jahre o. O., Zwickau, J. Gastel), beide am Ende der Dedication datirt „am achten tag Agnetis" (28. Januar), 1522. Die Zueignungsschrift ist an Johann v. Pack, Amtmann zu Halle (einen Bruder des durch die Entdeckung eines Bündnisses der Katholiken wider die Lutheraner bekannten Otto v. Pack) gerichtet, dem er auch die nachfolgenden Briefe des Paulus widmete, und es scheint, daß K. mit dieser Schrift eine Einleitung zu den nicht ausgeführten Uebersetzungen aller Bücher des Neuen Testaments nach der „Translation des Erasmi" habe geben wollen, weil sie nichts anderes als die Vorrede des letzteren ist zu einer kleineren Ausgabe des Neuen Testaments. Denn wenn er am Ende der Dedication verspricht, er wolle in Kürze etwas anderes veröffentlichen, im folgenden Monate aber „am Tage Mathiä" (24. Febr.) die Zuschrift bei den Episteln Petri unterzeichnet, so dürfte es wol kaum einem Zweifel unterliegen, diese Briefe seien die von ihm zuerst herausgegebene Uebersetzung biblischer Bücher, welcher die Vorrede des Erasmus vorangehen und ihrem Inhalte zu Folge eine desto bessere Aufnahme bewirken und finden sollte. Die Briefe erschienen unter dem Titel: „Czwu Episteln oder Sendbrieff ... sanct Peters ... Leypszigk durch Wolfg. Stöckel", 1522, 4. Und wenn die an dem Ende der Zueignungsschrift gemeldete Zeit der Niederschrift von jener des Druckes vermuthlich nicht viel abweicht, so ist die Uebersetzung noch eine geraume Zeit vor Luthers neuem Testamente erschienen und es hat der letztere dieselbe sehen und gebrauchen können. Daß freilich Luther's Arbeit nicht wenige und bedeutende Vorzüge vor derjenigen Krumpach's, sowie auch vor dessen übrigen Uebersetzungen hat, ist fast überflüssig zu betonen. Noch in demselben Jahre ließ der fleißige Mann, jedoch ohne seinen Namen erscheinen sowol die Uebersetzung der „Epistel Petri an die Galater" (in zwei verschiedenen Ausgaben, die eine bei Schumann in Leipzig, die andere o. O. u. J., auch ohne den Namen des Druckers), als auch die „Czwu Episteln oder Sendbrief S. Paulus ... zu ... Timotheo" (Leipz., Wolfg. Stöckel), 1522, 4, sowie, jedoch o. O. u. J. die „Epistel sant Paul zu Tito". Aus guten Gründen ist ferner erwiesen, daß K. auch der Uebersetzer der beiden Evangelisten Marcus und Lucas (Leipz., Stöckel, 1522, 8) gewesen sei. Und ganz unzweifelhaft ist er, weil er sich selbst auf dem Titel als Verfasser nennt, der Uebersetzer des „Euangelium Johannis des gotlichen Cantzlers ... Jesu Christi ... Leypszigk durch Wolfg. Stöckel"

1522, 4 (einen Druck: „Johannes Evangelium durch Nic. K. ... ynn deutsch gebracht. Leypsyk, Stöckel", 1522, 4, zeigt das Serapeum, 1853, 80 an), ohne Frage eine seiner verdienstlichsten Arbeiten, durch welche er, wie er selbst in der Vorrede sagt, das gemeine Volk mit dem Worte Gottes bekannter zu machen sich bemühte. Ob er mit der Herausgabe auch dieser Schrift Luther noch zuvorgekommen, kann weder bejaht noch verneint werden, weil weder er noch der Drucker außer dem Jahre eine Bezeichnung der Zeit hinzugefügt haben. Jedenfalls aber hat Luther außer anderen Vorzügen und der weiteren Erstreckung seiner Arbeit noch das voraus, daß er nach dem Grundtexte übersetzt, K. dagegen, wie er selbst angibt, nach „Erasmi Translation" sich gerichtet hat, wodurch er allerdings die älteren Uebersetzer übertraf, die blos eine wörtliche Verdeutschung der Vulgata lieferten. In welchem Ansehen aber diese seine Uebersetzung des Johannes-Evangeliums damals stand und welche Verbreitung sie erlangte, beweisen fünf verschiedene Ausgaben in Quart und Octav. In das J. 1525 fällt die Veröffentlichung seiner Schrift, wiederum durch einen Leipziger Drucker, „Zwei Sendbrieff des ... Johan Picus Grauen zu Mirandel ...", welche Schrift er Albrecht von Mansfeld dedicirte, und als seine letzte litterarische Arbeit ist bis jetzt bekannt (Goedeke, Gr. I. 290) seine Vorrede zu dem „Büchlein Agapeti an den Kaiser Justinian", Wittenberg 1530, 4. Ob er, wie Riederer, III., 470, zu erweisen suchte, auch Hussens Briefe übersetzt hat, bleibe weiterer Untersuchung vorbehalten.

Rotermund, voce Krumbach. Weller, Repert., S. 488 (mit weiteren Nachweisen). Riederer, Nachr. zur Kirchengesch., I. 134—146; 264—286; III. 470. Hirsch, Millen. II. 227—228. Baumgarten, Nachr. von merkw. Büchern, VI. 386 ff. Aug. Bayer, Arcan. sacr. biblioth. Dresdens., I. 90 ff. Unschuldige Nachrichten, 1716, 222. Zeltner, Abhandl. von deutschen Bibelübersetzungen, S. 14 ff. J. Franck.

Krumper: Johann K. (Krumpter), Bildhauer und Erzgießer, wurde im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts zu Weilheim geboren und war bereits während der Regierung des Herzogs Wilhelm V. von Baiern (1579—1597) in dessen Aufträgen beschäftigt. Ueber die Lebensverhältnisse dieses ausgezeichneten Künstlers fehlen sozusagen alle Nachrichten, was um so unbegreiflicher erscheint, als derselbe den größten Theil seiner Lebenszeit in München zubrachte, sich einer angesehenen Stellung erfreute und außerordentlich viel zur Verschönerung der Stadt beigetragen hat. Eine vom Verfasser dieses Artikels am Schlusse des Jahres 1880 nach Weilheim gemachte Reise, um die dortigen Kirchenbücher zu untersuchen, gewährte nur insofern einige Aufschlüsse, als durch das dort erhaltene Häuserverzeichniß vom J. 1620 die Abstammung des Künstlers von einer seit langer Zeit allda ansässigen Familie festgestellt wurde. Die Taufbücher daselbst reichen nur bis zum J. 1635. Es ergab sich, daß bereits 1504 in der Schmiedgasse zu Weilheim ein Bildhauer Namens Thomas Krumpter wohnte, ferner daß etwas später ein Adam Krumper in derselben Gasse Hausbesitzer war. Endlich erscheint unter den Wohlthätern, welche zum Wiederaufbau der durch Brand zerstörten Stadtpfarrkirche Weilheims beigetragen haben, im J. 1626: „Herr Johann Khrumpper, churfürstlicher Baumeister und Possirer in München." — Wir besitzen somit eine urkundliche Nachricht, daß der berühmte Erzgießer aus einer alten Bildhauerfamilie hervorgegangen sei und dürfen annehmen, daß er im elterlichen Hause die Anfangsgründe der Kunst erlernt habe. Wo K. sich weiter ausgebildet und durch welche Meister er unterrichtet wurde, ist in völliges Dunkel gehüllt. Da der Erzguß früherhin in Baiern (nämlich im damaligen Umfange des Landes) nicht geübt wurde und der kunstfreundliche Herzog Wilhelm niederländische Meister berufen hatte, um die von ihm erbaute St. Michaelskirche

mit Erzstatuen schmücken zu lassen, ist wahrscheinlich, daß der junge K. bei den Bildhauern und Kunstgießern Hubert Gerhard und Martin Frey, welche zwischen 1580 bis 1600 in München wirkten und unter Anderem das kolossale Standbild des Erzengels Michael für die genannte Kirche fertigten, in die Lehre gegangen sei. Durch diese Meister kam K. unvermeidlich mit dem vielseitig gebildeten Peter de Witte, genannt Candid, in Berührung, welcher als Hofmaler und Architekt 1578 in bairische Dienste getreten war, später unter dem Kurfürsten Maximilian I. die neue Residenz in München erbaute und in Kunstangelegenheiten einen überwiegenden Einfluß übte. Candid scheint das Talent Krumper's frühzeitig erkannt zu haben, wie sich aus dem Umstande ergibt, daß Letzterer für den Residenzbau alle Erzarbeiten zu liefern hatte. — Die ersten Werke, mit denen K. als selbständiger Meister auftrat, waren für die Michaelskirche bestimmt, nämlich ein überlebensgroßes Crucifix, vor welchem die heilige Magdalena betend kniet, dann die Statue eines Engels, der das Weihwasserbecken hält; beide Arbeiten zwar etwas im Geiste der Zeit stilisirt, aber von tadellosem Guß und reiner Ciselirung. Nun folgten die nach Candid's Entwürfen ausgeführten Gußarbeiten für die Westfronte der Münchener Residenz, eine große Anzahl von Statuen, Genien, Wappen und Decorationen, annähernd zwischen 1610—1616 vollendet. Die Mitte der Façade ist durch einen hohen Nischenbau ausgezeichnet, in welchem die Himmelskönigin als Beschützerin Baierns (Patrona Bavariae) thront. Darüber auf einer Krönung sieht man Engel mit Kränzen, unterhalb eine riesige Laterne von Bronze. Zur Rechten und Linken dieses Mittelbaues befinden sich die Portale, neben denen je zwei bronzene Löwen als Wappenträger auf marmornen Postamenten ruhen. Auf den gebrochenen Giebeln der Portale sitzen allegorische Gestalten: die Weisheit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Tapferkeit vorstellend, nebenan sind Wappen, Embleme und Fruchtgehänge eingeschaltet, alles in Erz gegossen und sorgfältig ciselirt. — Während an der Residenz gearbeitet wurde, faßte Kurfürst Maximilian den Entschluß, seinem glorreichen Ahn, dem Kaiser Ludwig IV. dem Baier, ein würdevolles Denkmal errichten zu lassen und beauftragte seinen Hofbaumeister Candid, den Plan zu entwerfen. Dieser scheint sich an Michel Angelo's erste Skizze für das Monument des Papstes Julius II. gehalten zu haben, indem er einen mit Figuren umgebenen Katafalk projectirte, welcher sich über dem in der Frauenkirche zu München befindlichen Grabe des Kaisers erheben sollte. Natürlich wurde ein kleinerer Maßstab gewählt, auch sollten alle Statuen und sonstigen Decorationen aus Erz hergestellt werden. Mit der Ausführung wurde unverzüglich begonnen, so daß die Vollendung des Ganzen schon 1622 erfolgte. Der Katafalk hat seinen Platz im Mittelschiffe der Kirche, ist $16\frac{1}{2}$ Fuß lang, 11 Fuß breit und 13 Fuß hoch und besteht aus schwarzbraunem Marmor mit reichen Einlagen von Bronze. An den beiden Langseiten stehen die $7\frac{1}{2}$ Fuß hohen Erzstatuen der Herzoge Albrecht V. und Wilhelm V., erstere an der Nordseite in mittelalterlicher Fürstentracht, die zweite südwärts im Ordenskleid des goldenen Vließes; die vier Ecken aber werden durch geharnischte knieende Wächter ausgefüllt, ausdrucksvolle Gestalten, welche Standarten tragen und ebenfalls in Erz gegossen sind. Oben auf der Dachung erblickt man zwei liebliche Frauenbilder mit den Insignien der Kaiserwürde, Schwert, Scepter und Reichsapfel, in der Mitte zwischen denselben ruht auf einem hohen Gestelle die deutsche Reichskrone. Diese Gruppe ist umgeben mit Genien, welche Wappen, Lorbeerkränze und Embleme halten. — Neben den aufgezählten rund gearbeiteten Bildwerken kommen an dem Grabmale noch sehr viele Einlagen aus Bronze vor: Masken, Gewinde, Engelsköpfe u. dgl., dann vier große Kandelaber und ein Erzgitter, das den Bau umzieht. Ueberschaut man die Masse der hier angebrachten Sculp-

turen und bedenkt den Umstand, daß K. die doppelte Aufgabe zugefallen war, alle Theile selbst zu modelliren und dann zu gießen, möchte man glauben, daß dieses Unternehmen seine lebenslängliche Thätigkeit in Anspruch genommen habe. Doch dürfte er nur etwa fünf Jahre mit dem Werke beschäftigt gewesen sein, denn im Residenzbau harrte seiner eine neue großartige Aufgabe, indem zwei Brunnen mit Erzbildnereien ausgestattet werden sollten: der eine im großen Hofe, der zweite kleinere im sogenannten Grottenhof, einem mit offenen Lauben umzogenen Gärtchen. Diese Arbeiten dürften gleichzeitig gefördert worden sein, vielleicht die im Grottenhof etwas früher, da dieser Flügel zuerst bewohnt wurde. Die Form des hier befindlichen Brunnens ist nicht mehr ganz die ursprüngliche, die das Bassin umgebenden Figuren sind späterhin anders aufgestellt und aus dem Zusammenhang gebracht worden: nur die mittlere Partie blieb unverändert. Auf einer nur um ein Weniges über das Bassin emporragenden Säule steht Perseus, den einen Fuß auf den Körper der enthaupteten Medusa gesetzt, in der Rechten das Schwert, in der Linken das von Schlangen umringelte Haupt haltend. Die Gruppe erinnert an die berühmte Statue des Perseus von Cellini (in der Loggia de' Lanzi zu Florenz), die Durchbildung jedoch ist eigenartig und die Figuren erreichen nicht volle Lebensgröße. Acht Kindergestalten, mit Fischen und anderen Wasserthieren spielend oder ringend, stehen nun in symmetrischer Anordnung im Garten umher und zeigen allerlei Beschädigungen, welche sie durch das Versetzen erlitten haben.

Ganz unverändert ist der große Brunnen geblieben, nächst dem Grabmal das Hauptwerk Krumper's. In der Mitte eines rechteckigen, aber mit ovalen Ausbeugungen versehenen Wasserbeckens aus Sandstein erhebt sich ein reich verziertes marmornes Postament, welches die eherne Bildsäule des Herzogs Otto von Wittelsbach, des Stammvaters der gegenwärtig noch regierenden Fürstenfamilie, trägt. Die gegen 7 Fuß hohe Statue ist ebenso würdevoll aufgefaßt wie meisterlich gegossen und sogar das Costüm zeitgemäß angeordnet. Auf den vorspringenden Rundungen des Beckens sind vier lebensgroße Figuren in liegender Stellung angebracht, die Hauptflüsse Baierns, Donau, Inn, Isar und Lech vorstellend: an den vier Ecken aber sieht man die aufrecht stehenden Göttergestalten Vulkan, Neptun, Juno und Ceres, die Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde repräsentirend. Die sich ergebenden Zwischenräume werden durch Tritonen und allerlei Ungeheuer ausgefüllt. Daß die Entwürfe zu diesen beiden Brunnen von Candid gefertigt wurden, ist erwiesen, bei Ausführung der Einzelheiten jedoch scheint K. vollkommen freie Hand gehabt zu haben. Es ergibt sich dies zunächst bei Betrachtung des Mariendenkmals auf dem sogenannten Schrannenplatz in München, welches erst 1638, zehn Jahre nach dem Tode Candid's, hergestellt wurde. Kurfürst Maximilian hatte in der Schlacht auf dem Weißen Berge bei Prag (8. November 1620) gelobt, zu Ehren der unbefleckten Empfängniß ein Standbild zu errichten, doch wurde die Ausführung durch allerlei Umstände verzögert. Das Denkmal besteht aus einem quadratischen Unterbau und einer 30 Fuß hohen Säule mit korinthischem Kapitäl, auf dem die Statue der heiligen Jungfrau ruht. Kapitäl und Figur sind in Erz gegossen und reich vergoldet, die Säule aber, der Unterbau und ein das Ganze umziehendes Geländer wurden von dem Steinmetzmeister König aus Marmor erbaut. Den Säulenfuß umgeben vier große auf dem Unterbau angebrachte Erzgruppen: mit Schwertern und Helmen bewaffnete Engel, welche die als schlangenartige Ungeheuer dargestellten Sinnbilder der Zwietracht, Rebellion und Ketzerei bekämpfen und niederwerfen. Die oft nachgebildete, aber nie erreichte Marienfigur gehört zu den edelsten Gebilden des Jahrhunderts und ist ganz frei von der Geziertheit, welche damals einzureißen begann und durch Bernini zur Herrschaft gelangte. Die unteren

Gruppen sind äußerst lebendig und geistreich componirt, sie tragen wesentlich bei, den Eindruck des bedeutsamen Werkes zu erhöhen. Dieses Denkmal scheint die letzte größere Arbeit Krumper's gewesen zu sein, nach dem Jahre 1638 wird keine mehr genannt, auch der Meister selbst fernerhin nicht wieder erwähnt. Der 30jährige Krieg, in dessen Verlaufe Baiern wiederholt aufs Entsetzlichste verheert wurde, erklärt den Mangel an Nachrichten über Privatpersonen zur Genüge; unzählige Kirchen und öffentliche Gebäude mit ihren Archiven gingen in Flammen auf, werthvolle Kunstwerke wurden geraubt oder vernichtet. Dieses Schicksal mag auch so manches Gebilde von Krumper's Hand betroffen haben, wie denn von verschiedenen ehemals im Tempel des Hofgartens befindlichen Erzarbeiten eine einzige auf uns gekommen ist, nämlich die Statue einer Diana, welche auf dem Dachfirst des Tempels ihren Platz gefunden hat und vermöge ihrer Stellung weder beschädigt noch verschleppt werden konnte. Diese Figur darf wol den späteren und besten Schöpfungen des Meisters beigezählt werden; sie ist ganz im Geiste der Antike aufgefaßt und mit einer Feinheit durchgebildet, wie sie an gleichzeitigen Bildhauerarbeiten nicht wieder getroffen wird und nur durch gründliche Studien antiker Meisterwerke erworben werden konnte. Dieser bemerkenswerthe Umstand gibt Anlaß, den Bildungsgang des Meisters, soweit sich aus seinen Werken entnehmen läßt, einer näheren Prüfung zu unterziehen, um wenigstens einige Aufklärung über sein Streben und seine Thätigkeit zu gewinnen.

Die frühesten auf uns gekommenen Arbeiten Krumper's, die oben erwähnten Erzstatuen in der Michaelskirche, lassen bereits den vollendeten Gußmeister erkennen, welcher jedoch als Bildhauer seiner Sache noch nicht ganz sicher ist und dessen Zeichnung an manchen Schwächen leidet. Dann zeigen die Gesichter der heiligen Magdalena und des Engels mit dem Weihwasserbecken kein ideales Gepräge, sie gleichen sich auffallend und sind nach einem hübschen Mädchen geformt, wie man deren in Oberbaiern häufig trifft. Es ist augenscheinlich, daß K. in seiner ersten Schule zwar die Technik der Formerei und des Erzgusses gründlich erlernt, aber in künstlerischer Hinsicht nicht die gleichen Fortschritte gemacht hat. Die Anfertigung dieser Werke mag um 1600, eher etwas früher, stattgefunden haben, darauf begannen die Arbeiten am Residenzbau unter Oberleitung Candid's, welcher auf K. einen sehr bedeutenden Einfluß übte. Candid, seit 1578 in München wohnend, war anfänglich nur als Maler beschäftigt und fertigte Altarbilder für verschiedene Kirchen Baierns, bis er 1601 vom Kurfürsten Maximilian den Auftrag erhielt, den Plan für eine neue Residenz zu entwerfen und die Bauleitung zu übernehmen. Er führte nicht allein das ganze Gebäude mit Glück durch, sondern schmückte auch viele Prachtzimmer und Räume mit Frescomalereien und scheint bei diesen Unternehmungen K. zum Gehülfen erwählt zu haben, weshalb letzterer in Rechnungen und Verzeichnissen auch als Maler und Baumeister vorkommt. Was K. in dieser Beziehung geleistet, ist unbekannt; in seinen Erzbildern aber gibt sich fortan ein großer Fortschritt kund, die Zeichnung ist stets correct, der Faltenwurf naturgemäß und in den Einzelheiten ganz nach der Art Candid's durchgebildet. Eine größere Selbständigkeit offenbart sich an den Statuen des Grabmals für Kaiser Ludwig den Baier; rührt auch die Erfindung nicht von K. her, erforderte doch die Modellirung der kolossalen Figuren einen Künstler von schöpferischem Talent und vielseitigen Kenntnissen. (Von dem Grabmal existiren viele ältere und neuere Abbildungen in Kupferstich und Lithographie. Eine sehr gelungene Zeichnung der Statue des Herzogs Albrecht V. befindet sich in dem Atlas zu Kugler's Handbuch der Kunstgeschichte, Tafel 90, Figur 8. Die Statuen Krumper's, sowohl die des Kaisergrabes wie des großen Brunnens wurden im J. 1864 für das englische Nationalmuseum in Gyps abgeformt.) Die kleinen Ausstattungsarbeiten hingegen, die Masken, Laubgewinde u. dgl.

erscheinen etwas nüchtern und zum Theil geschmacklos, Mängel, von denen auch Candid's Werke nicht frei sind. Nach Vollendung des Grabmals scheint K. Italien bereist und die Meisterwerke der Florentiner, besonders aber die Antiken studirt zu haben; seine späteren Arbeiten erinnern wenig an Candid's Manier und zeigen nicht allein geläuterten Geschmack, sondern unmittelbare Einwirkungen der antiken Sculpturen, welche besonders in den Kinder- und Frauengestalten hervortreten. So stellt sich z. B. die Figur der Juno am großen Brunnen unverkennbar als Umbildung der mediceischen Venus dar; Bewegung, Kopf, Haarschmuck und sogar der Ausdruck des Gesichtes sind diesem Vorbild entnommen. Aehnliches läßt sich auch von den spielenden Kindern des kleinen Brunnens sagen, während der dortige Perseus und die Marienstatue auf dem Schrannenplatze an italienische Werke erinnern. Das Todesjahr des Meisters ist nicht verzeichnet; er dürfte, nach seinen Arbeiten zu schließen, etwa 70 Jahre alt geworden sein. In neuester Zeit wurde eine der Straßen Weilheim's mit dem Namen „Krumper-Straße" belegt.

Chronik der Stadt Weilheim von C. A. Böhaimb. — Geschichte der deutschen Kunst von E. Förster, III. S. 21. — Lipowsky, Baier. Künstlerlexikon. Eigene Untersuchungen in München und Weilheim.

B. Grueber.

Krünitz: Johann Georg K., Arzt und Encyklopädist, den 28. März 1728 in Berlin geboren, hatte in Göttingen, Halle und Frankfurt a./O. Medicin studirt und an der letztgenannten Universität 1749 die Doctorwürde erlangt. — Er habilitirte sich hier als Arzt und Privatdocent, reussirte jedoch auf beiden Gebieten so wenig, daß er seine Stellung aufgab und nach Berlin zurückkehrte, um sich ausschließlich litterarischen Arbeiten hinzugeben. Er ist daselbst am 20. December 1796 gestorben. In seiner schriftstellerischen Thätigkeit, welche enorme Dimensionen annahm, hat er sich fast nur auf compilatorische Arbeiten beschränkt. Am bekanntesten ist die von ihm herausgegebene „Oekonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft", von welcher er selbst (in den Jahren 1773—98) die ersten 73 Bände (A — Leiche) verfaßt hat, und welche dann, später von Flörke, Korth u. A. fortgesetzt, bis zum J. 1858 auf 242 Bände angewachsen ist.

A. Hirsch.

Krus: Jos. Ludwig Joachim Kasimir K., schweizerischer Staatsmann, geb. am 4. März 1734 in Luzern, † ebenda am 29. Juli 1805 im 71. Jahre. Der Sohn einer patricischen Familie, trat er 1757 in den Dienst des Fürstabtes von St. Gallen, welche Stellung ihm für den späteren Staatsdienst eine vortreffliche Schule war, kam dann 1762 in Luzern in den Kleinen Rath, ward 1765 Landvogt in Münster, 1769 Vogt in Lauis, 1776 Rath des Bischofs von Basel, 1785—92 Seckelmeister und den 25. Februar 1793 Schultheiß des Kantons Luzern, ebenso 1795 und fast „einhellig" 1797. Zur Zeit der Helvetik war K. auch Mitglied des gesetzgebenden Rathes und der helvetischen Tagsatzung, aus der er jedoch den 17. October 1801 wegen ihrer allzu unitarischen Tendenzen austrat, wurde dann aber durch den Staatsstreich vom 27./28. October 1801 wieder in den nun vorwiegend föderalistischen Senat berufen. Als Napoleon die Wirren der Helvetik mit der Mediationsacte schloß, zeigte sich, welch' großes Vertrauen der Schultheiß des alten Luzern bei seinen Mitbürgern genoß; der greise Staatsmann ward den 20. April 1803 wieder zum Schultheiß erwählt, und ebenso 1805, allein schon den 29. Juli d. J. entriß ihn der Tod dem Lande, für dessen Wohl er Jahrzehnte durch mit aller Hingabe gelebt hatte. Er war der Letzte seines Geschlechtes. K. war ein Mann von vieler Beredsamkeit und scharfem Verstande. Patricier von Geburt und Gesinnung waren

ihm die revolutionären Ideen mit ihrer Massenemancipation ein Gräuel. Er zählte daher zur Zeit der helvetischen Republik zu den aristokratischen Föderalisten, deren bedeutendster Führer er in seinem Heimathskantone war. Von den gewinnendsten Formen genoß er stets, selbst als in dem vorwiegend helvetisch gesinnten Luzern die politischen Wogen am höchsten gingen, das größte Ansehen, und er gelangte daher auch nach dem Falle der Helvetik, vor dem ihm weit überlegenen V. Rüttimann (s. d.), sofort wieder auf den Schultheißenstuhl, als der erste Schultheiß der neuen Aera.

Nekr.: Dem theuern Andenken eines Vaters des Vaterlandes, 1805. — Sein Porträt in der Porträtgallerie auf der Bürgerbibliothek in Luzern.

Schiffmann.

Kruse, Gießerfamilie zu Hannover.

Henning K. goß 1533 eine Schlange von fast 43 Centner für die Stadt Hannover.

Henni K., vielleicht derselbe, goß 1562 eine Glocke für die Kirche zu Wetteborn.

Jürgen K. goß 1547 fünf Schlangen für Hannover, von denen eine „Help Got in evicheit", eine zweite „der Becker Stück" hieß, letztere also von deren Innung bestellt war. Die Schlangen wurden in Hannover vom Apengeter (der offene Gefäße goß) gegossen.

Mithoff, Mittelalt. Künstler u. Werkmeister Niedersachsens u. Westfalens.

Krause.

Kruse: Andreas Abraham Theodor K., als pommerscher Geschichtsforscher und praktisch um das städtische Gemeinwesen Stralsunds in vielfacher Weise verdient, ward geboren am 23. Mai 1787 zu Alt-Strelitz als Sohn eines Senators daselbst und starb am 29. November 1873 zu Stralsund. Seit 1801 in der Handlung des Kaufmann Glaser zu Stralsund thätig, hatte er in der Folge Gelegenheit, unter den schwierigsten Verhältnissen, als das Land in den Händen der Franzosen und durch die Continentalsperre von Napoleon bedrückt war, seine praktische Tüchtigkeit und regen Eifer für dieselbe zu zeigen, so daß er wiederholt mit Aufträgen zur Vermittelung wichtiger überseeischer Handelsgeschäfte nach England, Dänemark und Schweden in den Jahren 1811—13 gesandt wurde. In jener Zeit, da er sich 17 Monate in London aufhielt, um durch gütlichen Vergleich oder gerichtliche Beitreibung eine Summe von 12 000 Thalern als Schadenersatz für eine leichtfertig unterlassene Versicherung von dem Hause Cowie & Co. einzuziehen, lernte er überall Land und Leute genau kennen und gewann Sinn, Blick und Verständniß für den Großhandel. Da sich der Proceß wegen der Schwerfälligkeit der englischen Jurisdiction in die Länge zog und erst am 19. Januar 1813 vor dem Court of Kings Bench unter Lord Ellenborough's Vorsitze zu Gunsten des Klägers zur Entscheidung kam, so gewann K. Muße ein genaues Tagebuch zu führen, in welchem er ausführliche Berichte über seine Erlebnisse verzeichnete. Die hinterher folgende Befreiung des Seehandels durch Bewältigung Frankreichs nahm seine kaufmännische Thätigkeit für eigene und fremde Rechnung auf's Aeußerste in Anspruch. Am 2. November, als eben die Nachricht von dem Siege bei Leipzig eingetroffen war, verließ K. London und kehrte nach Stralsund zurück. Hier übernahm und erweiterte er bald darauf die Glaser'sche Handlung und vermählte sich 1815 mit der jüngsten Tochter seiner Principalin. Sogleich begann auch seine Wirksamkeit auf städtischem, staatlichem und litterarischem Gebiet, besonders für die Geschichte Stralsunds. Die erste Pflicht, welche der junge Bürger der Stadt im communalen Leben übernahm, war herkömmlich die Theilnahme an der Armenpflege, und selbige eröffnete ihm ein weites Feld für sein eifriges Streben und Schaffen. Den Kirchen-,

Kloster- und zahlreichen Innungs- und Privat-Armenstiftungen fehlte nämlich eine ausreichende innere Organisation. Auch hatte die französische Occupation eine Fülle von Armuth gebracht und das Gemeindevermögen sowie die einzelnen Bewohner mit Schulden belastet. Es traten deshalb im J. 1817 fünf Rathsherren als Inspectoren, vier Kaufleute als Administratoren und Anfangs 15, später 18 Bürger ersten und zweiten Grades als Armenpfleger zu einem Collegium zusammen, in welches K. aufgenommen und 1824 zum rechnungsführenden Administrator des Johannis-Armenhauses erwählt wurde. Seit jener Zeit beginnt Kruse's eigenartige Doppelthätigkeit, welche ihn Anfangs praktisch wirken, dann aber die Erfahrungen seines Berufs schriftstellerisch verwerthen ließ. In diesem Sinne haben wir demnach seine 1847 erschienene Schrift „Umriß einer Geschichte der Unterstützungsquellen und des Armenwesens in Stralsund, insbesondere des Johannis-Armenhauses" als eine Rechenschaft über sein Wirken als Armenpfleger aufzufassen. Nach dem Vorbilde der 1820 in England gegründeten infant-schools richtete K. im Verein mit Pastor Tamms, Kaufmann Rühs, Sarnow und Furchau im Refectorium des alten Franziscanerklosters die Kinderstube zu St. Johannis ein. Schon in den ersten Jahren seines Bestehens erregte dies Institut die allgemeine Aufmerksamkeit und namentlich war es Hamburg, aus welchem dasselbe der Stadt zahlreiche Besucher zuführte und wo man nach solchem Vorbilde ähnliche Anstalten ins Leben rief. Durch Rathsbeschluß erhielt nach Jahresfrist die Anstalt als „Kinderstube der Armenpflege" einen öffentlichen städtischen Charakter und ward der Administration des Johannis-Armenhauses unterstellt. Als erster Administrator der Armenpflege beschaffte K. mit unermüdlicher Sorgfalt die Geldmittel für die Winterspeisung der Kinder. Auch an der Stiftung der Taubstummenanstalt hatte er neben Furchau, Tamms und Siebe hervorragenden Antheil, welcher von einem so guten Erfolge gekrönt wurde, daß, nachdem sie 25 Jahre als ein Privatinstitut unter der Leitung ihrer Gründer bestanden, ihr 1862 Corporationsrechte verliehen wurden und sie 1865 mit Genehmigung der Stände unter städtisches Patronat trat. Auch als Fabrikant und Kaufmann hat K. für Stralsund hohe Verdienste, insofern er die Anschauungen, welche er während seines Aufenthaltes in England von der dortigen Industrie gewonnen hatte, daheim, wo nach dem Kriege die Gewerbthätigkeit völlig danieder lag, zur Hebung derselben und Bildung der Industriellen zu verwerthen wußte. Im J. 1824 begann er mit der Gründung einer Bibliothek für Handel und Gewerbe, welche aus Zeitschriften und Büchern bestand und deren Verzeichniß nach einigen Jahren schon 1338 Bände aufzählt. Auch die Entstehung der städtischen Gewerbeschule seit dem Jahre 1829 ist namentlich auf Kruse's Wirken zurückzuführen, insofern er mit Syndikus Brandenburg, Pastor Furchau, Oberbauinspector Michaelis und den Professoren Nizze und Hasenbalg zu einem auf dieselbe gerichteten Verein zusammentrat, während der Unterhalt derselben durch Bürgerschaft, Landstände, königliche Regierung und Kaufmannschaft beschafft ward. Auch nachdem im J. 1832 die Anstalt als Provinzial-Gewerbeschule von der Staatsregierung und der Stadt übernommen und die Aufsicht über dieselbe einem aus Mitgliedern der königlichen Regierung, des Raths und der Bürgerschaft gewählten Curatorium anvertraut worden war, widmete K. noch weiter ihrer Verwaltung mit gleichem Eifer seine Kräfte. Seitdem er 1839 in die Körperschaft der Deputirten der Kaufmannschaft berufen wurde, wußte er in ähnlicher Weise die Handelsinteressen der Stadt zu fördern, indem er ihre Seeverbindungen durch Dampfschifffahrt zu heben suchte und sich das Verdienst erwarb, Stralsunds Rhederei das erste Dampfschiff zugeführt zu haben. Ein erneuter Aufenthalt in England, welcher ihm die binnen 30 Jahren erfolgte Umwandlung des materiellen Lebens durch die Dampfkraft und Eisenbahnen vor Augen führte, ließ es ihm

wünschenswerth erscheinen, durch Anlage einer Eisenbahn über Mecklenburg Stralsund direct mit Berlin zu verbinden und verfaßte er zu diesem Zwecke eine Denkschrift „Vorläufige Ansichten über eine Berlin-Neustrelitz-Stralsunder Eisenbahn“, worin er auf die hohe Wichtigkeit des Unternehmens hinwies. Die Staatsbehörden waren jedoch dem Unternehmen nicht günstig, so daß sich das Project trotz vielfach erneuter Bemühung in Wort und Schrift, wie der Aufsatz in Hübner's Jahrbuch für Staats- und Volkswirthschaft, Artikel in der Stralsunder Zeitung und eine auf ministerielle Veranlassung verfaßte Broschüre „Ueber die Versorgung von Berlin mit Nahrungsmitteln“, Berlin 1853, zuletzt die Schrift „Ueber Scandinaviens Eisenbahn- und Dampfschiff-Verbindungen mit besonderer Rücksicht auf die Seepost zwischen Ystad und Stralsund“ beweisen, zerschlug. Was damals nicht gelingen wollte, ist heute bereits in Ausführung gebracht, und die 1878 eröffnete Nordbahn bezeugt, daß ihre Nothwendigkeit im Staats- und Landesinteresse schon damals mit richtigem Verständniß erfaßt war. Noch wichtiger für seine Lebensentwickelung war seine Stellung als Altermann des Gewandhauses. Indem nämlich nach dem alten Stadtrecht, welches erst durch den 1871 in Kraft tretenden Verfassungsreceß Aenderungen erlitten hat, die Altersleute des Gewandhauses an der Spitze der Bürgerschaft standen und die Verhandlungen des bürgerschaftlichen Repräsentantencollegiums mit dem Rathe leiteten, gewann K. in diesem Amte auf die städtischen Angelegenheiten einen noch erweiterten Einfluß; zugleich erhielt er im Betrachten des reichen Urkundenschatzes dieser Körperschaft die Anregung, sich in die Geschichte Stralsunds zu vertiefen und schriftstellerisch darin thätig zu sein. Gerade nämlich das Collegium der Stralsunder Gewandhaus-Alterleute konnte auf eine inhaltreiche Geschichte zurückblicken, da unter den früh gebildeten Zünften die Innung der Tuchhändler in communaler Bedeutung eine hervorragende Stellung einnahm und das mit dem Jahre 1281 beginnende Originalregister der Compagnie eine höchst ausgiebige Quelle für die Kenntniß der städtischen Angelegenheiten ist. Mit dem größten Eifer wandte er sich diesen Studien zu, welche ihn von nun an bis in sein Greisenalter fesselten. An der Schwelle des Alters stehend, begann er Latein zu lernen, um den Schlüssel zum Verständniß mittelalterlicher Schriften seines Archivs zu erhalten. Auch blieb er nicht bei der Geschichte dieser Institution stehen, vielmehr erweiterten sich seine wissenschaftlichen Bestrebungen naturgemäß zur Erforschung der gesammten Verfassungsgeschichte Stralsunds. Seine historischen Forschungen erschienen gesammelt in den Sundischen Studien 1851—1855 und enthalten 1) Urkundliche Nachrichten zur Geschichte des Gewandhauses, 2) die oben erwähnte Geschichte des Johannisklosters, 3) Darstellung der Stralsunder Stadtverfassung, 4) Darstellung der Machtentwickelung Stralsunds im Hansabunde mit Abbildung von Bertram Wulflam's Haus und Siegel. Sind auch manche seiner Angaben durch neuere Studien zu berichtigen, so bieten jene Sammlungen dessenungeachtet jedem pommerschen Geschichtsforscher ein unschätzbares Material für die Entfaltung der heimathlichen Cultur und städtischen Verfassung. Aber auch Kruse's praktische Thätigkeit verdient rühmende Erwähnung, insofern er nicht nur ein beträchtliches, für milde Zwecke bestimmtes Innungsvermögen geschickt und treu mitverwaltete, sondern sich auch zur Aufgabe stellte die Corporation zu vermehren und sie im Sinne ihrer ursprünglichen Stellung als Vereinigungspunkt der Kaufleute für merkantilische Interessen nutzbar zu machen. Als am 2. Januar 1852 in festlicher Weise das 500jährige Bestehen der Altermänner des Gewandhauses gefeiert ward, konnte der damalige Senior derselben mit Befriedigung auf das Gelingen seines Regenerationswerkes zurückblicken. Das Jahr 1848 führte K. aus der Enge provinzieller und städtischer Interessen auf den Kampfplatz des politischen Lebens. Als Deputirter zum Handelscongreß in Frankfurt a. M. vom 1. September bis 7. December dort

weilend, war er Zeuge des Ringens in der Paulskirche um die Gestaltung Deutschlands und nahm aus dem Anblick der verwirrten und widerstrebenden Elemente nur Zweifel an dem Gelingen des Einigungswerkes mit in die Heimath. Hier ward K. nun von der conservativen Partei zum Abgeordneten für die zweite Kammer gewählt und hat vom 26. Februar 1849 bis zum J. 1863 ohne Unterbrechung dem gesetzgebenden Körper angehört. Klarheit in der Beurtheilung der gegebenen Verhältnisse, Besonnenheit bei Fassung der Beschlüsse und Festhalten an dem einmal als recht Erkannten, verbunden mit Unabhängigkeit des Charakters, mit immer lebendigem Eifer und unablässigem Fleiße haben K. während der 15jährigen Thätigkeit die Achtung seiner Collegen in der Volksvertretung und das in wiederholter Wiederwahl ausgesprochene Vertrauen seiner Wähler gesichert. Mit seinen Wählern blieb er ein für allemal in ununterbrochener Verbindung und wirkte durch stete Mittheilungen auf Klärung der politischen Ansichten hin. Den Sitzungen des 1849 als Sammelpunkt für die gemäßigten Elemente gegründeten Bürgervereins wohnte er beinahe allwöchentlich bei und machte, so lange er ein Mandat führte, Mittheilungen aus der Volksvertretung, die zum Theil in dem unter seiner Mitwirkung 1849 ins Leben gerufenen Organ des Bürgervereins, dem „Volksblatt für Neuvorpommern und Rügen", zum Theil in der „Stralsundischen Zeitung" weiteren Kreisen zugänglich gemacht wurden. Bei Eröffnung der zweiten Kammer am 26. Februar 1849 schloß er sich der Rechten unter Führung des Freiherrn v. Vincke an, welche nur mit Mühe die Anerkennung der octroyirten Verfassung unter Vorbehalt einer Revision durchsetzte. Nach Auflösung der Kammer am 27. April, der ein octroyirtes Wahlgesetz folgte, ward K. wiedergewählt und trat einem sich jetzt bildenden Centrum bei, dessen Programm „das Werk der Einigung Deutschlands unter Preußens Schutz und oberster Leitung" war. Nach dem Olmützer Vertrage gehörte er jener Gruppe von Männern an, welche mit Schwerin, Auerswald, Vincke, Harkort und Anderen in der zweiten preußischen Kammer an der Verfassung festhielten. Beruf und Pflicht zur Landesvertretung fand er auch in der Ueberzeugung, „daß aus Neuvorpommern und Rügen neben den Interessen der Landwirthschaft auch die des Handels, der Schifffahrt und Gewerbe von einem Sachkundigen wahrgenommen werden sollten." Für die Aufhebung des lästigen Sundzolles hat seine sorgfältige und als trefflich anerkannte Berichterstattung wesentlich eingewirkt. Der aus den Eisenbahnverhältnissen sich ergebenden Differenzen mit seinen Wählern und des vorgerückten Alters wegen verzichtete er auf die liebgewordene parlamentarische Wirksamkeit, zog sich immer mehr und mehr von jeglicher öffentlichen Thätigkeit zurück und wandte seine Muße wieder den früher gepflegten geschichtlichen Studien zu. Die letzte Frucht derselben war die „Erinnerung an den am 23. Mai 1470 geschlossenen Stralsunder Frieden", durch welchen die deutschen Städte der Hansa ihr Haupt über das mächtige Dänemark erhoben. Kruse's Aufruf, den denkwürdigen Säculartag festlich zu begehen, zündete und er sah am Abend seines Lebens die Sendboten der alten Hansestädte in Stralsunds Mauern versammelt, um einen Bund zur Förderung der Wissenschaft, den Verein für hanseatische Geschichte und Alterthumskunde zu schließen. Von seinen Söhnen haben sich **Heinrich**, geb. am 15. December 1815, als langjähriger Chefredacteur der Kölnischen Zeitung, sowie als dramatischer Dichter; **Karl**, geb. am 22. Juni 1828, zur Zeit Provinzialschulrath in Danzig, im praktischen Schulfach und durch schriftstellerische Leistungen in der classischen Philologie einen Namen gemacht.

Vgl. Dr. Rudolf Baier, Nekrolog in der Stralf. Ztg. 1874 Nr. 29 bis 34. — Pyl, Pommersche Geschichtsdenkmäler, S. 12—16.

Häckermann.

Kruse: August Freiherr v. K., herzoglich Nassauischer Generallieutenant, geb. am 5. November 1779 zu Wiesbaden, † am 30. Januar 1848, Sohn des Präsidenten v. K. (s. u. S. 265). Nachdem er durch Hauslehrer vorbereitet war, ließ der Vater, seinem dringenden Wunsche nach einer militärischen Laufbahn, wenn auch nur ungern nachgebend, ihn 1796 bei der hannöverschen Garde eintreten, wo er nach einem Jahre zum Lieutenant ernannt wurde. Als aber in seiner Nassauischen Heimath 1803 in Folge der durch den Reichsdeputationsschluß erlangten Gebietsvermehrung eine neue Organisation der Truppen vorbereitet wurde, trat er dort ein und formte, zum Hauptmann ernannt, die Weilburger Jägerdivision in ein Infanteriebataillon um. Bei dem trefflichen Fürsten Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg stand er in Gunst und Ansehen, begleitete ihn auch 1804 zur Kaiserkrönung Napoleons nach Paris. Nachdem Weilburg und Usingen dem Rheinbund beigetreten waren, vereinigten sie (30. August 1806) ihre Truppen zu einer gemeinschaftlichen Brigade und K., zum Major befördert, befehligte nun das um und in Weilburg stehende 2. Infanteriebataillon. Als 1806 der Krieg mit Preußen ausbrach, mußte die Nassauische Division unter Oberst Konrad von Schäffer zur Unterstützung der Franzosen ausmarschiren. An der Schlacht bei Jena (14. October) nahm jedoch nur das 3. Bataillon Theil, worauf es sich mit den drei anderen Bataillonen in Berlin vereinigte. Im Juni 1807 wurden das 2., 3. und 4. Bataillon unter Oberst v. Schäffer nach Colberg beordert und bis zu Ende der Belagerung dem französischen General Fririon untergeben; sie nahmen an den Gefechten vom 29. und 30. Juni Theil und wurden darauf Mitte Juli dem Corps des Marschalls Brune zugewiesen, welcher das von den Schweden besetzte Stralsund belagerte. Der Division Pino zugetheilt, betheiligten sie sich rühmlich an den Gefechten vom 6. bis 29. August. Nachdem die Convention des 7. September 1807 hier dem Feldzug ein Ende gemacht, kehrten sie mit den übrigen Nassauischen Truppentheilen in die Heimath zurück. Am 1. Januar 1808 hielt Herzog Friedrich August von Nassau-Usingen große Revue über seine Truppen und belobte sie in einem Tagesbefehl dafür, daß sie sich „die Achtung der ersten jetzt lebenden Helden erworben“ hatten. Noch in demselben Jahre mußten aber die nassauischen Truppen nach Spanien ausrücken, in der Stärke von zwei Infanterieregimentern nebst der zweiten Schwadron reitender Jäger, welcher am 13. März 1813 auch die erste Schwadron nachfolgte. Diese „nassauische Brigade“, welche jedoch fast nie vereinigt war, stand wiederum unter Schäffer's Befehl; das erste Regiment unter Oberst v. Pöllnitz, der am 11. Juli 1811 im Gefecht bei Mataro schwer verwundet wurde und am 13. daselbst starb, worauf ihm Oberst v. Meder im Commando folgte. Das zweite Regiment befehligte K., noch vor dem Feldzug zum Oberstlieutenant und schon am 2. October 1808 zum Oberst befördert. Die reitenden Jäger commandirte Oberst v. Bismark. Am 3. October in Langon eingetroffen, ward Oberst K. durch ein Schreiben des französischen Kriegsministers Clarke unangenehm überrascht, welches seinem Regiment vorwarf, auf dem Marsch durch Frankreich Excesse begangen zu haben. K., welcher stets die strengste Mannszucht unter seinen Truppen hielt und auch während des Marsches rastlos an ihrer militärischen Ausbildung arbeitete, rechtfertigte sich ausführlich dagegen und der Kriegsminister mußte dem nassauischen Gesandten gegenüber bekennen, daß sein Vorwurf auf einem Irrthum beruht habe. Am 11. October traf das Regiment in Bayonne ein und rückte nun, der Division Leval zugetheilt, mit dem Armeecorps des Marschalls Lefebvre unmittelbar gegen die spanische Armee unter General Blake vor. Das Regiment Nassau kam zuerst am 25. October bei Zornosa mit den feindlichen Vorposten ins Gefecht, nahm an den siegreichen Schlachten bei Durango (31. October) und Valmaseda (8. November) Theil und

stieß am 9. December zu der um Madrid concentrirten großen Armee. Am 10. December hielt der Kaiser eine Revue über das Regiment ab, bezeigte seine volle Zufriedenheit und schmückte Oberst K. nebst Anderen mit dem Kreuz der Ehrenlegion.

Während der folgenden Jahre blieb nun bis gegen Ende 1813 das erste nassauische Regiment in Barcelona und wirkte von dort aus bei vielen Unternehmungen in Catalonien mit. Das zweite Regiment dagegen, zeitweise mit der Jägerschwadron vereinigt, bestand in glänzender Weise zahlreiche Kämpfe in Estremadura, Alt- und Neu-Castilien und Murcia. Ein Ehrentag des Regiments war der 17. März 1809, an welchem die Division Leval bei Mesa-de-Ibor den fünffach überlegenen Feind, freilich unter schweren Verlusten, warf. Auch in der blutigen Schlacht bei Medellin (28. März 1809), wo das heldenmüthig kämpfende, schon auf 500 Mann zusammengeschmolzene Regiment 129 Todte und Verwundete zählte, erwarb es sich so hohe Anerkennung, daß man in der Armee sagte: „Nassau a décidé la bataille“. Oberst K. ward an diesem Tage mehrfach verwundet. In der siegreichen Schlacht bei Ocana (19. November 1809) commandirte Oberst K. die erste Brigade. Auch das Jahr 1810 bot dem zweiten Regiment unter Kruse's Führung in unausgesetzten Guerillakämpfen reichlich Gelegenheit seine Bravour und Ausdauer zu beweisen, besonders in dem blutigen Sieg bei Soquellamos am 7. September über den gefürchteten Guerillaführer Franciscetti. Nachdem Generalmajor v. Schäffer am 1. Januar 1810 vom Herzog nach Deutschland zurückgerufen war, nahm Oberst K. unter den nassauischen Officieren in Spanien die erste Stelle ein. Im J. 1811 focht das zweite Regiment bei Penas de San Pedro am 30. Januar, bei Villa nuova de la Fuenta am 2. November, bei Ciudad Real am 31. December; im J. 1812 bei Almagro am 16. Januar, bei Porzuna am 18. Januar, bei Quintanar del Orden am 25. April, bei Colmenar el viejo am 1. Juli, bei Navas del Marques am 1. August, bei Salamanca am 14. November; im J. 1813 bei Valladolid am 8. Mai, bei St. Domingo am 18. Juni und endlich unter dem Oberbefehl König Josephs und Jourdan's in der blutigen Schlacht bei Vittoria am 21. Juni, wo auch die aufopferndste Tapferkeit (das Regiment hatte sich den Ehrennamen „la citadelle mobile“ erworben) Wellington's Sieg nicht aufzuhalten vermochte. Nachdem am 12. Juli Marschall Soult das Commando der Armee übernommen hatte, erhielt Oberst K. den Befehl über die aus dem zweiten Regiment Nassau, dem Regiment Baden und dem Bataillon Frankfurt bestehende „deutsche Brigade“.

Nachdem die Schlacht bei Leipzig Deutschlands Befreiung entschieden hatte, erklärten die beiden nassauischen Fürsten am 16. November ihren Uebertritt zu den Alliirten. Schon vorher hatte Herzog Friedrich August dem Oberst K. im Geheimen den Wink zugehen lassen, daß er auf ein ihm noch zu gebendes, in einer unverfänglichen Depeche enthaltenes Stichwort seine Truppen zu den Engländern hinüberführen solle. K. vollführte zu Bayonne am 10. December diesen schwierigen Auftrag in einer dunkeln Nacht glücklich, wenn auch mit Aufopferung von einigen Offizieren, einiger Mannschaft sammt der Kasse. Das Frankfurter Bataillon schloß sich ihm an. Es war ein Wagniß, welches die höchste Unerschrockenheit und Umsicht forderte. Oberst v. Meder, dem der entsprechende Befehl durch K. zugegangen war, trat statt dessen in französische Dienste und fand bald darauf in einem Gefecht seinen Tod; sein Infanterieregiment und die reitenden Jäger wurden entwaffnet. Oberst K. mit seinem Regiment ward nun nach England hinübergeführt, wo sie nach stürmischer Fahrt am 4. Januar 1814 in Portsmouth landeten. Das Regiment, welches seit seinem Ausmarsch 14 Offiziere und 1661 Mann Ersatz erhalten hatte, zählte bei der Landung noch

22 Offiziere und 630 Mann. Die Leute, seit dem Uebertritt zu den Engländern von allen Hülfsmitteln entblößt, befanden sich, wie K. damals berichtet, in einem Zustand „de nudité absolue, même j'ose dire dans la misère“.

Auf den Wunsch des englischen Gouvernements und des Prinzen von Oranien ward das Regiment (mit nachträglich gegebener Zustimmung der beiden nassauischen Fürsten) im Februar nach Holland geschickt, wobei sich in der Nacht vom 8. bis 9. Februar das Unglück ereignete, daß zwei Schiffe strandeten und 12 Offiziere nebst 218 Mann ihr Grab in den Wellen fanden. Das Regiment nahm noch an der Belagerung und Einnahme von Bergen op Zoom Theil. Oberst K. ward darauf nach Deutschland zurückberufen, um an Stelle des Generalmajors v. Schäffer, der schon am 1. Mai 1813 in gleicher Eigenschaft in badische Dienste getreten war, die Leitung des Kriegsdepartements und später das Generalcommando der Truppen zu übernehmen. Er traf am 31. März in Wiesbaden ein, wo er sofort mit ganzem Eifer die Reorganisation der Truppen bewerkstelligte. 1815 übernahm er dann, zum Generalmajor ernannt, das Commando der nassauischen Brigade, welche zum Herzog von Wellington stieß; doch wurden auch diesmal die einzelnen Truppenkörper der Brigade wieder von einander getrennt. An der Schlacht bei Quatrebras (16. Juni) nahmen das zweite Regiment und die nassau-oranischen Truppen, an der Entscheidungsschlacht von Waterloo (18. Juni) sämmtliche nassauische Truppen Theil. Die erlittenen unverhältnißmäßig großen Verluste sind ein Zeichen des Todesmuthes, mit dem sie fochten, namentlich bei der Vertheidigung von La Haye sainte, Papelotte und Hougomont. Das erste Regiment, bei dem sich General K. befand, stand im Centrum den wüthenden Angriffen der französischen Garden gegenüber. Von Paris aus ward das zweite Regiment nach den Niederlanden zurückgeschickt, von wo es erst 1820 in die Heimath zurückkehrte. Mit dem ersten Regiment und dem Regiment Oranien dagegen hielt General K. am 28. December seinen Einzug in Wiesbaden. Das Regiment Oranien ward am 3. Januar 1816 aufgelöst. General K. erhielt als Lohn seiner ausgezeichneten Dienste vom Herzog die Anwartschaft auf das Lehensgut Hof-Hausen unweit Wiesbadens, in dessen Besitz er 1822 kam. 1818 war er zum Mitglied des Staatsrathes ernannt. Schon 1815 hatte er sich mit der an Schönheit, Tugend, Geist und Bildung gleich ausgezeichneten Henriette v. Dungern, Tochter des Oberstallmeisters und Geheimrathes Friedrich Heinrich v. Dungern, verlobt und am 7. November 1816 in Weilburg vermählt. Die Ehe war, obwol kinderlos, eine überaus glückliche.

Getragen von dem unbedingten Vertrauen des Herzogs Wilhelm wie von der allgemeinsten Verehrung wirkte nun K. als Präsident des Kriegscollegiums und Generalcommandant der Truppen auf das Ersprießlichste bis zum J. 1837. Die allgemeine Militärpflicht ward eingeführt; Bewaffnung und Bekleidung wie das Dienstreglement wurden verbessert; statt der aufgelösten reitenden Jäger und der Cavallerie ward 1822 die Artillerie eingeführt und im Laufe der Jahre zu einer ausgezeichneten Waffe ausgebildet. Ihre Organisation und die Einrichtung der Zeughauswerkstätte ward dem einsichtigen und kenntnißreichen General v. Hadeln übertragen, der auch an der Spitze der im J. 1819 in Wiesbaden errichteten Militärschule stand.

Im Frühjahr 1837 fühlte K., bei dem die unsäglichen Anstrengungen und Entbehrungen des spanischen Krieges trotz seiner sonst kräftigen Gesundheit doch nicht ohne Rückwirkung geblieben waren, eine Abnahme seiner Kräfte, welche ihn fürchten ließ, er werde den Pflichten seines Dienstes nicht mehr voll gewachsen sein. Am 13. Mai 1837 gewährte der Herzog seine Pensionirung unter Ernennung zum Generallieutenant. Sein Nachfolger im Generalcommando war sein Schwager, der Generalmajor v. Preen. K. lebte fortan als eifriger Landwirth

auf seinem Gute Hof-Hausen, mit dem trefflichen Director des Landwirthschaftlichen Institutes in Wiesbaden, dem nachmaligen Geheimen Regierungsrath Albrecht (Bd. I S. 322), innig befreundet. Auch gehörte er zu den Gründern und eifrigsten Förderern des Landwirthschaftlichen Vereins für das Herzogthum Nassau, dessen Präsident er ward und blieb. Als ein Zeugniß seines edlen Herzens verdient es hervorgehoben zu werden, daß er eine auf seinem Gute mit großen Kosten eingerichtete und mit großem Vortheil betriebene Branntweinbrennerei, als ihn 1843 Schriften gegen den Branntwein von dem entsittlichenden Einfluß dieses Getränkes überzeugten, ohne Rücksicht auf seinen Verlust sofort eingehen ließ. Auch in der ersten Kammer wirkte der „General“, wie er im Volksmunde nur hieß, als thätiges Mitglied, ein aufrichtiger Anhänger und Verfechter der Verfassung, wie sein Freund, der Regierungspräsident v. Ibell (Bd. XIII S. 737). Ibell und K. sind die beiden bedeutendsten Männer, welche das nassauische Land in der neueren Zeit hervorgebracht hat. Wie in Ibell's Wirken sich die gesammte Entwickelung der nassauischen Civilverwaltung abspiegelt, so in Kruse's Thätigkeit die Geschichte des nassauischen Militärwesens. Beide Männer, vom Schicksal in den Boden eines großen Staates gepflanzt, würden ohne Zweifel zu geschichtlicher Berühmtheit emporgestiegen sein. In K. fand sich in der That eine seltene Vereinigung hoher und edler Eigenschaften des Geistes und Charakters. Auf seinem Gute Hof-Hausen widmete er sich, den Fortschritten der Landwirthschaft mit Interesse folgend, eifrig der Oekonomie, daneben auch mit schriftstellerischen Arbeiten für landwirthschaftliche, militärische und politische Zeitschriften beschäftigt. Sein Freund Bercht, der Redacteur des „rheinischen Beobachter's“ (Bd. II S. 352) veranlaßte ihn auch, dem dringenden Wunsche vieler Freunde nachzugeben und die „Erinnerungen aus seinem Leben“ aufzuzeichnen. Doch konnte er sich zur Veröffentlichung derselben nicht entschließen und das Manuscript scheint leider mit all' seinen anderen Papieren seiner letztwilligen Verfügung gemäß gleich nach seinem Tode verbrannt zu sein. — Im November 1839 unternahm er mit seiner Gemahlin und seiner Adoptivtochter Amalie eine Reise nach Südfrankreich und Italien, von welcher er im Mai 1840 zurückkehrte. — Während des Sommers 1847 war der General leidend, ohne gerade krank zu sein. Gegen Ende des Jahres schien sich eine Besserung einzustellen; eine hinzutretende Erkältung führte aber im Januar 1848 rasch die Erschöpfung der Kräfte herbei; ohne eigentlichen Todeskampf schloß er am 30. Januar in den Armen der geliebten Gattin die Augen. — General K. war ein schöner, stattlicher Mann, wenig über mittlere Größe, wohlgewachsen und von edler Haltung; er hatte ein lebhaftes, geistreiches Auge und sein einnehmendes Antlitz trug den Charakter eines durch Freundlichkeit gemilderten Ernstes. Sah man ihn nicht in Uniform an der Spitze seiner Soldaten, so konnte man ihn eher für einen Staatsmann als für einen General halten. — Seine Wittwe verlegte nach seinem Tode ihren Wohnsitz in ihre Vaterstadt Weilburg, wo sie am 29. December 1873 gestorben ist.

Vgl. die Werke von Jones, Napier und Riegel über den Krieg in Spanien; G. Muhl, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generallieutenants Freiherrn C. K. v. Schäffer, Pforzheim 1840; Hergenhahn, Antheil der herzogl. nass. Truppe am span. Kriege von 1808—1814, Wiesbaden 1840; Ph. v. Rößler, Die Geschichte der herzogl. nass. Truppe mit einer Abbildung derselben während der Feldzüge in Spanien und mit Karten, Wiesbaden 1863; N. Nekrol. d. Deutsch., Jahrg. 26 (1848), S. 818 ff. (von B. Hain). Die sehr reichhaltigen nass. Militäracten im kgl. Staatsarchiv zu Wiesbaden.

Karl Schwartz.

Kruse: Christian (Karsten) K., geb. zu Hiddigwarden im Herzogthum Oldenburg am 9. August 1753 als Sohn eines Handwerkers, † zu Leipzig am 4. Januar 1827, wurde von seinem 10. Jahre an in dem Waisenhause zu Halle erzogen, studirte daselbst in den J. 1773—1775 Theologie und erhielt nach seiner Rückkehr ins Vaterland zuerst die Stelle des Subcantors (fünften Lehrers), dann diejenige des Subconrectors an der lateinischen Schule zu Oldenburg. Mit lebendiger Theilnahme schloß er sich den hier beginnenden litterarischen Bestrebungen an und erwarb sich durch Errichtung einer Abendschule für Mädchen rasch die Achtung und Zuneigung seiner Mitbürger, welche ihm die Anregung zu diesem gemeinnützigen Unternehmen hoch anrechneten. Dann schrieb er eine damals mit Beifall aufgenommene Satire gegen den Wolfenbütteler Fragmentisten: „Ueber den Zweck des Socrates und seiner Jünger" (1785) und seine in vielen Schulen eingeführte, mehrfach aufgelegte „Praktische Anweisung zur Orthographie der deutschen Sprache" (1787) und begann die Vorarbeiten zu seinem bedeutendsten Werke, dem „Atlas zur Uebersicht der Geographie und Geschichte der europäischen Staaten", von welchem die erste Lieferung im J. 1802 erschien, dessen Vollendung aber erst im J. 1818 erfolgte. Inzwischen wurde K. im J. 1788 von dem Herzoge Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg zum Instructor seiner beiden Söhne, des Erbprinzen, nachmaligen Großherzogs Paul Friedrich August und des Prinzen Peter Friedrich Georg erwählt und begleitete, nachdem er zum Consistorialrath ernannt war, in den Jahren 1803—1805 die Prinzen auf die Universität nach Leipzig, wo ihm die philosophische Facultät am 28. Februar 1805 das Doctordiplom verlieh. Nach seiner Rückkehr nach Oldenburg im Mai 1805 trat K. als Mitglied in das Consistorium ein und übernahm als Scholarch die obere Leitung des Gymnasiums und des Schullehrerseminars. In dieser Zeit erschien seine „Deutsche Sprachlehre für geborne Deutsche, insbesondere für Ungelehrte und zum Gebrauche in Schulen" (1807), welche mehrfache Auflagen erlebte. In Folge der französischen Besitznahme des Herzogthums Oldenburg verließ K., nachdem er kurz vor der Katastrophe vom Herzog auf sein Ansuchen mit dem Titel eines Hofraths aus dem Dienste entlassen war, im J. 1811 seine Heimath und siedelte nach Leipzig über, um der Vollendung seines „Atlas" ganz sich widmen zu können. Ein Anerbieten des Prinzen Georg, welcher damals in Twer residirte und ihm eine Verwendung in Rußland in Aussicht stellte, lehnte er ab, übernahm dagegen gern die ihm angebotene Professur der historischen Hülfswissenschaften in Leipzig (10. September 1811), in welcher Stellung er, als Mensch und als Gelehrter hoch geachtet, bis zu seinem Tode verblieb. Außer den erwähnten Schriften veröffentlichte er verschiedene kleinere Arbeiten, namentlich in den „Oldenburgischen Blättern vermischten Inhalts", welche er von 1787—1794 mit G. A. v. Halem und G. A. Gramberg herausgab.

Oldenb. Blätter v. 1827 Nr. 11, S. 81 ff. — Meinardus, Geschichte des Gymnasiums in Oldenburg, 1878. Mutzenbecher.

Kruse: Ernst Christian K., Prediger und Geschichtsforscher, war geboren am 26. August 1764 in der Stadt Altona. Er widmete sich dem theologischen Studium und bestand das Amtsexamen 1789. Darauf ward er 1791 zum Pastor auf der nordfriesischen Insel Pellworm erwählt, 1799 zum zweiten Compastor in Neumünster ernannt, rückte 1814 daselbst in das erste Compastorat auf und erhielt 1822 das Pastorat in Neuenbrock. Bei Gelegenheit des Reformationsjubelfestes 1817 ward er hon. causa von der Kieler Universität zum Dr. philos. creirt, feierte am 15. Januar 1842 sein 50jähriges Amtsjubiläum und starb am 9. September 1846. Er hat sich ganz besonders um die Provinzialgeschichte verdient gemacht durch zahlreiche Aufsätze in den Zeitschriften: Prov.

Berichte von Riemann und Petersen, Riemann's Blätter, Kieler Blätter, Winfried's nordalbing. Blätter, Falk's Staatsbürgerl. Magazin, sowie durch selbständige Schriften: „St. Anschar“, 1823; „St. Vicelin“, 1826; „Geschichte der Einführung des Christenthums in die dänischen Staaten“, 1826; „Joh. Petersen's Chronik oder Zeitbuch der Lande Holstein, Stormarn, Dithmarschen und Wagrien. Für unsere Zeiten lesbar gemacht“, 1827/28, 2 Bde., und als 3. Band „Adam Olearius' kurzer Begriff einer holsteinischen Chronik. Eine Fortsetzung von Johann Petersen's Chronik“, 1829; „Topographie des Fleckens Neumünster“, 1836. Außerdem erschien von ihm: „Das Traumgesicht, nach dem Lateinischen des Cunaeus“, 1795. Auch hat er mehrere Predigten dem Druck übergeben, z. B. „Letzte Predigt in Neumünster mit einer historischen Nachricht von dem Stifter und den Schicksalen dieser Kirche“. 1811: „Bei der Krönung Friedrich VI.“, 1815; „Zwei Predigten am Reformationsjubelfest“, 1817; „Vier Homilien über die Leidensgeschichte Jesu“, 1819, sowie theologische Abhandlungen in Zeitschriften, z. B. über die Repräsentation der protestantischen Kirche in einzelnen Staaten, Prov.-Ber. 1826; über den Eid in Boysen's Beiträgen, 1798, und zuletzt noch die Schrift „Markus und sein Evangelium“, 1840.

Vgl. N. Nekrolog d. Deutschen, XXIV. S. 949. Kordes, Lübcker-Schröder, Alberti, Schriftstellerlex. s. v. Carstens.

Kruse: Friedrich Karl Hermann K., geb. am 21. Juli 1790 zu Oldenburg, † am 23. August 1866 zu Gohlis bei Leipzig, besuchte zunächst das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann in den J. 1803—1805, während welcher sein Vater Christian K. (s. o.) die Prinzen August und Georg von Oldenburg auf die Universität Leipzig begleitete, die dortige Thomasschule und darauf wiederum das Gymnasium zu Oldenburg. Er bezog 1810 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, beschäftigte sich indeß zugleich vorzugsweise eifrig mit geschichtlichen Studien und wurde 1813 zum Doctor der Philosophie promovirt. Nachdem er 1815 als Inspector an der Ritterakademie in Liegnitz und 1816 als Collaborator an der von Manso geleiteten Magdalenenschule in Breslau eingetreten war, ließ er 1818 seine erste litterarische Arbeit erscheinen: „Ueber Herodot's Ausmessung des Pontus Euxinus, des Bosporus Thraciens, Hellespontus und der Propontis, sowie der Schiffbrücken, welche Europa und Asien verbanden“, und bald nachher als erste Frucht seiner Untersuchungen auf dem Gebiete der alten Geographie Deutschlands die weitere Schrift folgen: „Budorgis oder das alte Schlesien vor Einführung der christlichen Religion“ (1819). Im J. 1821 übernahm er die Professur der alten und mittleren Geschichte zu Halle. Hier gab er von 1824 an ein „Archiv für alte und mittlere Geschichte, Geographie und Alterthümer, insonderheit der germanischen Volksstämme“ heraus, welches bis 1840 erschien, und schrieb sein als vortrefflich anerkanntes Werk „Hellas oder geographisch-antiquarische Darstellung des alten Griechenland und seiner Colonien“ (1825—27). Dann folgte er 1828 einem Rufe der russischen Regierung an die Universität Dorpat, wo er, zum Hofrath ernannt, die Professur der Welt- und der russischen Geschichte übernahm. In kurzer Zeit machte er sich die russische Sprache zu eigen, so daß er im Stande war Beiträge zu russischen wissenschaftlichen Zeitschriften zu liefern und erwarb sich durch die Gründung der historisch-antiquarischen Gesellschaften in Dorpat, Reval und Riga ein wesentliches Verdienst um die Erforschung seines neuen Heimathlandes. Auch die Schriften, welche er während seines Aufenthalts in Dorpat erscheinen ließ, haben die Geschichte und die Alterthumskunde Rußlands, insbesondere der Ostseeprovinzen, zum Gegenstande; hervorzuheben dürfte sein: „Anastasis der Waräger“ (1841); „Necrolivonica, oder Alterthümer Liv-, Esth- und Kurlands“ (1842); „Bemerkungen über die Ostseegouvernements“ (1842); „Russische Alterthümer“

(1844); „Genealogische Tabellen zur Geschichte Rußlands" (1845/46); „Urgeschichte des esthnischen Volksstammes und der kaiserlich russischen Ostseeprovinzen" (1846) und „Chronicon Nortmannorum, Wariago-Russorum nec non Danorum, Sveonum, Norvegorum" (1851). Im J. 1841 durch die Ernennung zum Staatsrath und die Erhebung in den Adelstand ausgezeichnet, legte K. 1853 sein Lehramt nieder, kehrte nach Deutschland zurück und lebte als Privatmann in Leipzig. Die Vollendung der seit Jahren unter vielfachen Schwierigkeiten vorbereiteten Herausgabe des „Tagebuchs des Reisenden Ulrich Jasper Seetzen" (1854/55) und die Abfassung einer beifällig aufgenommenen Zusammenstellung: „Allgemeiner biographisch-historischer Festkalender für Gebildete und Gelehrte" (1864) sind als Früchte der Muße seiner letzten Jahre zu verzeichnen.

Unsere Zeit, 1866, Bd. II S. 786. Mutzenbecher.

Kruse: Johann K., Laienbruder zu Doberan ca. 1330—1337, anscheinend noch um 1345 am Leben, bietet das schlagendste Bild vom Verfall des mächtigen Cistercienserordens und von dem Treiben in seiner mächtigsten Niederlassung im Osten für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Mit der Gründung Doberan's hatte der Orden eine neue, zu Reichthum und Herrschaft führende Bahn beschritten, worüber „Winter, Die Cistercienser im östlichen Deutschland" zu vergleichen. Die aufstrebende Macht und der Reichthum der Nachbarstädte Lübeck, Wismar und Rostock, deren Patrizier zahlreich sich in Doberan finden, ließ die letzteren nach der Herrschaft im Kloster streben, wobei sie sich auf das fürstliche mecklenburgische Haus stützten: ebenso sehr aber suchte seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts das Mutterkloster Amelungsborn an der Weser seinen Einfluß durch Bevorzugung hingesandter Mönche aus den Niedersachsen-Landen fest zu behaupten. In dem Kloster tobte daher der Streit der „Sachsen" und der „Wenden", d. h. der Deutschen aus den colonisirten Slavengebieten. K., ein „wendischer" Laienbruder, nach seinem Anhange zu schließen aus der wismarschen Patrizierfamilie stammend, war nebst seinem Genossen Hinrich Reddewisch anscheinend der Führer gegen die „Sachsen", und speciell gegen den Abt Konrad IV. (1332—37). Vermuthlich ist durch die Wenden dem Herzoge Albrecht hinterbracht worden, daß die Sachsen ihm mit Gift und Zauberei, einem zu verbrennenden Wachsmännchen, nach dem Leben trachteten, ein Proceß, der ihn 1336 zur Austreibung dreier Sachsenmönche veranlaßte und in Folge dessen auch Abt Konrad in große Bedrängniß gerieth. Auch K. und Reddewisch hatten durch dasselbe Wachsbild (Manoleken) getödtet werden sollen. Beide hatte auch der Abt schon 1335 versucht als Ungehorsame ohne Urtheil in Haft zu setzen, doch floh K., suchte aber nachher vergeblich die Gnade des Abtes und des Vaterabtes zu Amelungsborn. Da überfiel er den Abt mit ritterlicher Hülfe und hielt ihn auf der Burg eines Helfers gefangen, wo indessen Bestechung ihn entschlüpfen ließ. Ein abermaliges Gnadengesuch Kruse's verwies Abt Konrad an die päpstliche Curie, und Avignon sprach den Sünder ledig. Als trotzdem der Abt die Aufnahme weigerte und mit dem Kerker drohte, entrann K. abermals, überfiel das Kloster am 27. November 1336, schleppte eine Anzahl Mönche fort und hielt vier Monate lang das Kloster in Angst. Der Abt war ihm aber wieder entkommen; er hatte sich nach Amelungsborn entfernt; K. aber und Reddewisch fingen am 15. März 1337 den Prior von Doberan, den Sachsen Hinrich von Hameln, dem sie aus Rache das Bein unter dem Kniee abhieben und ihn liegen ließen. Als Sachsen und Wenden sich endlich am 11. Mai 1337 durch einen Compromiß einigten, zahlte Abt Konrad den Preis durch Entsagung der Abtswürde, K. und Reddewisch aber durch ihre Ausschließung vom Frieden, dann sind sie verschollen. Wie wichtig die Sache dem Orden war, erhellt aus der Anwesenheit der sächsischen Aebte von Zinna, Lenin, Marienthal (bei Helmstädt) und Riddagshausen neben dem Vater-

abt, während die Aebte von Dargun und Richtenberg (Neuenkamp) im Sinne der „Slaven“ zum Ausgleich herbeigeeilt, auch die von Eldena, Reinfeld und Stolp anwesend waren. Die Uebermacht der sächsischen Mönche war gebrochen, da Konrads zweiter Nachfolger, Abt Jacob, sogar einen Proceß wegen der großen Kosten dieser Wirren um 1345 gegen Abt Heinrich von Amelungsborn führen konnte; Doberan's Ansehen hatte aber einen schweren Stoß erhalten.

Vgl. Lisch, Jahrb., Bd. VII. Malchow, Gesch. des Klosters Doberan von 1300—1350. Rostock 1880. Meckl. Urk.-B. Janauschek Cistert. I.

Krause.

Kruse: Johannes K., auch Cruse, von Johann Hadus Crispus genannt, nicht zu verwechseln mit dem gewöhnlich Crispinus (Allg. d. Biogr., Bd. IV, S. 598) genannten Rostocker Prediger, war als Mag. art. und baccal. theol. nächst Bartold Moller der eifrigste Gegner der Reformation in Rostock, wo er bis September 1531 als Docent an der Universität genannt wird, 1530 war er Dekan der Artisten. Nach Hadus (Allg. d. Biogr. Bd. X, S. 307), der selbst ein Bremer war, stammte er aus Bremen, sonst wird stets Triebsees in Pommern als seine Heimath angegeben. Im Sommer 1470 ist er in Rostock gratis als Küster der Jacobikirche immatriculirt, 1517 war er Regens der bursa mediae lunae, 1525 Rector der Universität. Er las über die verschiedensten Dinge: den Propheten Daniel, den Galen, Cicero's Rhetorica, die Geschichte des Berosus nach eigenen Forschungen, den Plautus. Sein „Introductorius liber Joannitii in artem Galeni“ wurde 1517 bei Ludwig Diez in Rostock gedruckt, 1527 gab er antireformatorische Thesen heraus. Er gehörte zu dem Kreise, der Ulrich v. Hutten freundlich aufnahm, war eng verbunden mit Egbert Harlem (Allg. D. Biogr. Bd. X, S. 602) und wurde von Hadus in seinen Camoene mit einem Hexastichum begrüßt. Mit den Karthäusern von Marienehe muß er in naher Verbindung gestanden haben, denn ein für sie 1518 gedruckter Holzschnitt enthält Verse von ihm auf den heiligen Patriarchen Bruno und den heiligen Hugo, Bischof von Lincoln. Vielleicht war er, wie Harlem, selbst Karthäuser.

Vgl. Rostocker Etwas, IV. S. 582. Krey, Rost. Humanisten, S. 41. Lisch, Jahrb. 4 und 5. Krabbe, Univ. Rostock. Krause.

Kruse: Karl Julius Hermann Friedrich Freiherr v. K., Nassau-Usingen'scher Hofkammer- und Regierungspräsident zu Wiesbaden, wurde am 22. Novbr. 1737 in dem bei Nidda gelegenen und als Filialdorf zur evangelischen Pfarrei Wingershausen gehörigen Dorfe Eichelsachsen (Kreis Schotten, Provinz Oberhessen) geboren, wo sein Vater, der hessen-darmstädtische Oberforstmeister Johann Christoph v. K., in dem dortigen Forsthause seinen Wohnsitz hatte. Derselbe gehörte, wie auch sein Wappen zeigt, zu der mecklenburgischen Familie dieses Namens; auch seine Gemahlin Dorothea v. Berlepsch stammte aus Mecklenburg. Er kam 1710 als Page an den darmstädtischen Hof, bildete sich zum Forstmanne aus und wurde 1731 zum Oberforstmeister mit dem Wohnsitze zu Eichelsachsen ernannt. Hier wurden ihm eine Tochter und acht Söhne geboren; jene, nach der Mutter Dorothea genannt, starb als Kind, der sechste Sohn, Friedrich Karl, im Alter von 22 Jahren (4. Mai 1764), zu Eichelsachsen; der älteste Sohn, Ernst Ludwig (geb. am 3. Januar 1736), der in hessen-darmstädtischen Diensten stand, starb 1803; ein anderer Sohn stand im letztgenannten Jahre als Generalmajor in hessen-kassel'schen, ein anderer als Oberst in hannoverichen Diensten. Karl Friedrich, der zweite der acht Söhne, der schon in früher Jugend ungewöhnliche Begabung und Lernbegierde zeigte, widmete sich, durch Hauslehrer gründlich vorbereitet, der Rechts- und Staatswissenschaft und trat nach beendigten Universitätsstudien zu Darmstadt in den Staatsdienst, in welchem er sich wegen seiner seltenen Fähigkeiten und Kenntnisse sowol als wegen seiner persönlichen Vorzüge einer

so schnellen Beförderung zu erfreuen hatte, daß er im Alter von 31 Jahren bereits die Stelle eines Geheimen Regierungsraths bekleidete, als ihm im December 1768 der Fürst Karl von Nassau-Usingen (s. Bd. XV S. 313) unter sehr vortheilhaften Bedingungen den Antrag machte, als Director der Regierung und der Hofkammer zu Wiesbaden in seine Dienste zu treten. In der ihm zugegangenen Vocation (d. d. Biebrich, 7. December 1768) sagt der Fürst, daß er den Geheimen Regierungsrath v. Kruse „wegen seiner Uns angerühmten besonderen Geschicklichkeit und sonstiger guten Eigenschaften“ mit dem Prädicate eines Geheimen Rathes dem Regierungs- und dem Hofkammercollegium als Director vorzusetzen beschlossen habe; K. nahm die Berufung an und nachdem ihm die Bestallung (d. d. Biebrich, 25. Januar 1769) zugegangen war, trat er sein neues Amt an und erwarb sich während eines Zeitraumes von 34 Jahren (1769—1803) durch sein ausgezeichnetes Verwaltungstalent, seine strenge Rechtlichkeit und seinen unermüdlichen Diensteifer allgemeine Anerkennung und um das nassauische Land und Fürstenhaus die größten Verdienste, insbesondere auch das unbedingte Vertrauen des Fürsten Karl und seines Regierungsnachfolgers, welchen er auch in ihren Privatangelegenheiten als umsichtiger und treuer Berather zur Seite stand. Schon im ersten Jahre seiner Amtsverwaltung erging an K. unterm 20. Novbr. 1769 die Berufung als wirklicher Reichshofrath, und da er kurz vorher ein ähnliches Anerbieten aus Anhänglichkeit an den Fürsten Karl ausgeschlagen hatte, so wandte sich das Regierungscollegium, in der Besorgniß, daß sein Director der jetzt an ihn gelangten vortheilhaften und ehrenvollen Berufung Folge geben könnte, unterm 30. November 1769 an den Fürsten und stellte, um den dem Lande drohenden großen Verlust abzuwenden, den Antrag, dem Geheimrathe v. K. den Titel Präsident, welchen auch in Weilburg und Saarbrücken die den Regierungscollegien vorsitzenden Geheimräthe führten, und den Dienstcharakter als wirklicher Geheimer Rath beizulegen, ihm auch eine entsprechende Gehaltszulage zu gewähren und für den Fall dereinstiger Pensionirung die Zusicherung eines möglichst ansehnlichen Ruhegehaltes zu ertheilen. Zur Motivirung dieses Antrages wurde in dem Berichte ausgeführt: „Der Geheimrath v. K. habe sein Amt mit solcher Geschicklichkeit und solchem Erfolge verwaltet, daß zur baldigen Abtilgung der bisher so beschwerlichen und von Jahr zu Jahr angewachsenen Schuldenlast der größte Anschein vorhanden sei, und es würde zum größten Nachtheile des fürstlichen Hauses gereichen, wenn er abginge, da es bekannt sei, daß Männer von solcher Begabniß und welche zur würdigen Versehung des von besagtem Geheimrathe bekleideten wichtigen Postens die erforderlichen Eigenschaften besitzen, insbesondere aber, wie Letzterer, mit einer gründlichen Rechtsgelehrsamkeit auch zugleich eine ausgebreitete Einsicht in Cameralwissenschaften, wie nicht weniger eine besondere Geschicklichkeit in Negotiationen verbinden, selten und so leicht nicht aufzufinden seien, weshalb Alles aufgeboten werden müsse, um den ausgezeichneten Mann für die Verzichtleistung auf die ihm durch die neueste Berufung in Aussicht gestellten Vortheile zu entschädigen.“ Der Antrag der Regierung wurde durch Decret des Fürsten (d. d. Biebrich, 13. Januar 1770) in allen seinen Theilen genehmigt und K. blieb nun dem nassauischen Lande erhalten. Im Juni 1773 trat Präsident K. durch seine Vermählung mit Philippina Katharina v. Bieburg, Tochter des Fürsten Karl und der mit ihm morganatisch vermählten Maria Magdalena v. Bieburg (letztere war eine Tochter des Stadtschultheißen Groß zu Wiesbaden und von dem Fürsten in den Adelstand erhoben worden) zu dem fürstlichen Hause auch in ein verwandtschaftliches Verhältniß. Bis dahin hatte er im Schlosse zu Biebrich gewohnt, da er sich vor seinem Eintritte in den nassauischen Staatsdienst verpflichtet hatte, sich beständig am Hoflager des Fürsten aufzuhalten; bei seiner Vermählung aber bezog

er eine Wohnung in Wiesbaden, dem Sitze der Landesbehörden, und der Fürst gewährte ihm für den Verlust der freien Tafel und anderer Vortheile durch Gewährung einer Naturalcompetenz an Wein, Früchten, Fourage, Holz und Wildpret eine reichliche Entschädigung. Der treffliche und um sein Land hochverdiente Fürst Karl starb am 21. Juni 1775 und ihm folgte sein edler, durch seltene Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgezeichneter Sohn Karl Wilhelm (Bd. XV S. 315), dessen Regierung der bedeutendste Theil der Wirksamkeit des Präsidenten K. angehört. Bei dem bekannten nassauischen Erbvereine, welcher 1783 zwischen der Walramischen und der Ottonischen Linie abgeschlossen wurde, entwickelte K. als Bevollmächtigter für Nassau-Usingen eine sehr hervorragende Thätigkeit. Auch bei dem Rastatter Congresse (9. December 1797 bis 23. April 1799) und bei der Reichsfriedensdeputation, welche im October 1801 zusammentrat, wirkte er mit und sein Verdienst war es, daß durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 das Haus Nassau-Usingen für den in Folge der französischen Revolution erlittenen Verlust aller linksrheinischen Besitzungen eine so reiche Entschädigung erhielt, daß durch dieselbe die alten nassauischen Stammlande der Usingen'schen Linie um mehr als die Hälfte vergrößert wurden. Nach Regensburg begleitete ihn, anfangs als Privatsecretär, nachher als wirklicher Legationssecretär, der 22jährige Rechtscandidat Karl Ibell (Bd. XIII S. 737), der nachmalige Präsident der herzoglich nassauischen Landesregierung, und es gereicht ihm zu besonderem Verdienste, diesen ausgezeichneten Mann, der unter allen nassau'schen Beamten an Fähigkeiten und Verdiensten ohne Frage die erste Stellung einnimmt, für den Staatsdienst gewonnen und in denselben eingeführt zu haben. Die große Verehrung, welche Ibell in den von dem Unterzeichneten in der Biographie desselben veröffentlichten Briefen für seinen Vorgesetzten ausspricht, ist für Kruse's Werth und Bedeutung ein vollgültiges Zeugniß. In Rastadt sowol als in Regensburg flößte K. durch seine reichen Kenntnisse, seine vielseitige Bildung und die Würde seines Benehmens den übrigen Gesandten und den dort verweilenden hervorragenden Persönlichkeiten die größte Hochachtung ein. Der bekannte Ritter Karl Heinrich v. Lang, welchem er als entschiedener Gegner der durch die französische Staatsumwälzung verbreiteten Grundsätze, die er auch in einer vielgelesenen Schrift aufs nachdrücklichste bekämpft hatte, unsympathisch war, behandelt ihn in seinen „Memoiren“, in welchen er über viele andere Congreßmitglieder in schonungsloser Weise die Geißel der Satire schwingt, ziemlich glimpflich, indem er von ihm bei den Schattenbildern, die er von den Gesandten entwirft, nur sagt (Thl. I S. 319): „für Nassau Herr v. Kruse Hoch- und Wohlgeboren, der sich sehr über die deutschen Jakobiner grämte, die er besonders unter den Diis minoribus witterte.“ Nach dem am 17. Mai 1803 erfolgten Hinscheiden des Fürsten Karl Wilhelm richtete K. an dessen Sohn und Regierungsnachfolger, den Fürsten Friedrich August (Herzog war derselbe erst seit dem 12. Juli 1806, vgl. Bd. VII S. 567), ein Gesuch um Versetzung in den Ruhestand (d. d. Wiesbaden, 4. Juli 1803), in welchem er vorstellte, daß er nach einer langjährigen mühevollen Berufsthätigkeit und in seinem vorgerückten Alter sich nicht mehr die Kraft zutraue, die durch seine Doppelstellung als Chef der Regierung und der Hofkammer sehr gehäuften Geschäfte in solcher Weise, wie es das Interesse des Fürsten und des Landes erfordere, zu versehen, sich jedoch erbot, in besonderen Fällen, wenn es gewünscht werden sollte, dem fürstlichen Hause auch den Rest seiner Kräfte zu widmen. Fürst Friedrich August genehmigte dieses Gesuch unter Gewährung der früher in Aussicht gestellten Pension und verfügte durch ein an die Regierung erlassenes Rescript (d. d. Biebrich, 14. December 1803), daß dem Präsidenten K. und zwar bereits vom 1. Januar des zu Ende gehenden Jahres an sein ganzes Gehalt unverkürzt

durch die Hofkammer ausgezahlt werden sollte, wobei er bemerkte: „Er hat dem Fürstlichen Hauß neuerlich in Regensburg Nuzen und ein schönes Arrondissement verschafft und dort Tages Last und Hitze aushalten müssen.“ In solcher Weise belohnte Fürst Friedrich August die seinen beiden Vorgängern und dem nassauischen Lande geleisteten Dienste; Orden gab es damals in Nassau nicht und K. scheint überhaupt äußere Auszeichnungen, auf welche er bei seinem einfachen, bescheidenen Sinne auch wenig Werth legte, außer dem Ritterkreuze des markgräflich badenschen Ordens pour la fidelité nicht besessen zu haben. Bemerkt zu werden verdient, daß K., der ein sehr gelehrter Mann war und sich ungeachtet seiner vielen amtlichen Arbeiten fortwährend mit ernsten wissenschaftlichen Studien beschäftigte, auch in der Landwirthschaft, in welcher er sogar als Schriftsteller auftrat und in der Forstcultur nicht gewöhnliche Kenntnisse und Erfahrung besaß, was sich wol dadurch erklärte, daß er, der Sohn eines Forstmannes, den größten Theil seiner Jugend in ländlicher Umgebung zugebracht hatte und die Liebe für das Landleben ihm gleichsam angeboren war. In Wiesbaden erwarb er auf dem eine entzückend schöne Aussicht gewährenden Geisberge eine ansehnliche Besitzung, welche er stets zu verbessern bemüht war und zu einem freundlichen Tusculum einrichtete, in welchem er in der besseren Jahreszeit die erwünschte Erholung von seinen mühevollen Berufsgeschäften fand. Diese Besitzung verkaufte er für den Betrag von 52000 fl. an den Fürsten Karl Wilhelm, wie aus einem uns vorliegenden Documente d. d. Wiesbaden, 2. Juni 1791, hervorgeht. Präsident K., dessen Lebenskraft durch die großen Anstrengungen, welchen er sich in seinem mühevollen Dienste hatte unterziehen müssen, erschöpft gewesen zu sein scheint, erfreute sich nicht lange der ihm zu Theil gewordenen Ruhe und starb am 9. März 1806 zu Wiesbaden im noch nicht vollendeten 69. Lebensjahre. Die Erinnerung an sein verdienstliches und segenvolles Wirken ist in den nassauischen Landen auch bei der gegenwärtigen Generation noch nicht erloschen. Seine Schriften sind folgende: „Standrede, gehalten bei der Gruft des Fürsten Karl von Nassau-Usingen“, 1775, 4°; „Kurzer Lehrbegriff der Landwirthschaft und Haushaltungskunst. Zum Gebrauche der deutschen Schulen und des Landmannes in den Nassau-Usingischen Landen“, 1780; „Wahre Darstellung der großen französischen Staatsrevolution in ihrer Entstehung, ihrem Fortgange und in den Folgen, welche dieselbe für Europa und vorzüglich für Teutschland haben dürfte. Mit Beilagen“, 1790, dritte vermehrte und verbesserte Auflage 1792 (die erste Auflage erschien anonym, auf dem Titel der zweiten und dritten Auflage hat er sich genannt); „Freimüthige Betrachtungen über die Gesetzgebung der Teutschen bei Gelegenheit der Wahl eines römischen Kaisers“, 1790.

Nachrichten über ihn enthalten folgende Schriften, in welchen übrigens Ort und Zeit seiner Geburt gar nicht oder unrichtig angegeben sind: Meusel, G. T. Intelligenzblatt zur Allg. Litteraturzeitung v. 1806, Bd. V, S. 683. — Bauer, Histor.-biogr. Wörterbuch, Bd. I, S. 770. — Stepf, Galerie jurid. Autoren, Bd. IV, S. 524. — Biograph Bd. V, S. 395. — Scriba, Biogr.-litter. Lexicon. — Schwartz, Lebensnachrichten über den Regierungspräsidenten Karl v. Ibell. Mit Briefauszügen und Beilagen. Wiesb. 1875 (Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung), S. 15 und Anm., S. 16, 19 u. 20. Karl Schwartz.

Kruse: Wichman K., 1464 in Stralsund geboren, studirte seit 1481 in Greifswald, wurde 1486 Magister, erwarb 1495 und 1499 die Grade eines Baccalaureus und Licentiaten des canonischen Rechts und lehrte bis zum J. 1501 in der Artistenfacultät, in welcher er sieben Mal das Decanat führte. Schon 1491 zum Priester geweiht, wurde er, nachdem er 1501 und 1502 die theologischen Würden erlangt hatte, 1515 Doctor der Theologie, Canonicus an der

Marienkirche zu Stettin und Nicolaikirche zu Greifswald, sowie Plebanus an der Marienkirche in letzterer Stadt. Aus der Artistenfacultät geschieden, lehrte er dann von 1501—1534 als Ordinarius in der theologischen Facultät und war ein Hauptgegner der lutherischen Lehre, welche nach seinen eigenen handschriftlichen Aufzeichnungen 1515 zuerst Eingang in Greifswald fand, überhaupt einer der einflußreichsten Professoren an der dortigen Hochschule, an welcher er neun Mal das Rectorat führte. Er stand als Geistlicher auch in naher Beziehung zu dem Abte des Klosters Eldena, Enwaldus Schinkel und zu dem dortigen Prior Michael Knabe, welcher letzterer aus Stralsund gebürtig im J. 1509 in Greifswald studirte. Wahrscheinlich ist es auch seiner Mitwirkung zuzuschreiben, daß der Abt im J. 1513 das Rectorat der Universität führte. Aus dem Universitätsalbum und anderen handschriftlichen Aufzeichnungen W. Kruse's können wir entnehmen, daß er seine Vorlesungen und Promotionen mit großem Eifer abhielt, unter Anderem liegt uns ein ausführlicher Bericht über die Reden vor, welche bei Ertheilung der theologischen Würden an Wilhelm v. Buren, Prior der Dominikaner in Schleswig, 1520—1523 gehalten wurden. Die große Reihe juristischer und theologischer Werke, welche K. in Handschriften und Incunabeln besaß und welche von ihm mit unzählbaren, für die Wissenschaft und Universitätsgeschichte wichtigen Randbemerkungen versehen sind, gingen nach seinem Tode 1534 theils an das Kloster Eldena und den Prior Knabe, theils an den Anclamer Kleriker und Notarius Johann Erp (auch Arp geschrieben) über, welcher 1505 in Greifswald studirt hatte und auch eine durch Kruse's Tod erledigte Vicarie besaß. Später wurden die Bücher 1535 in die Kirche zu Wolgast und von dort in die Universitätsbibliothek zu Greifswald übertragen, einige gelangten auch in die Bibliothek der dortigen Nikolaikirche, wo sie wichtige Quellen für die canonische Geschichte darbieten.

Kosegarten, Gesch. der Univ., I. 145, 168, 174; II. 121—255. Balt. Stud. XXI, 1 S. 131. Stavenhagen, Gesch. Anclams, Urk. Nr. 57, 83. Handschriftliche Bemerkungen in der Wolg. Biblioth., in der Greifsw. Univ.-Bibliothek, über welche zu vergleichen Pyl, 38. u. 39. Jahresbericht, 1877, S. 17—40. Pyl.

Krusemarck: Friedrich Wilhelm Ludwig v. K., geboren am 9. April 1767 als Sohn des preußischen General-Lieutenants Hans Friedrich von K., Adjutant des Feldmarschalls Möllendorf, wurde zuerst im J. 1802 nach Paris geschickt, um den Prinzen von Oranien in den Unterhandlungen wegen seiner Entschädigung zu unterstützen. Gegen Ende des J. 1805 erfolgte seine Sendung nach Hannover, wo er ohne Erfolg mit dem in Hameln commandirenden französischen General verhandelte. Im folgenden Jahre wurde er drei Mal (Juni, September, December) nach Petersburg, im Mai 1807 nach London geschickt, um die englische Regierung von dem Abschluß des Vertrags zu Bartenstein in Kenntniß zu setzen. Im October 1809 sandte ihn König Friedrich Wilhelm mit einem eigenhändigen Schreiben an Napoleon nach Paris. K. hatte den Auftrag, den Kaiser über die Haltung Preußens während des österreichisch-französischen Krieges aufzuklären und ihn gleichzeitig zur Herabsetzung der finanziellen Anforderungen zu bestimmen; er wurde jedoch, ohne in die Unterhandlung eintreten zu können, von Napoleon sogleich mit einem Schreiben an König Friedrich Wilhelm zurückgeschickt. Schon im December 1809 kam K. abermals nach Paris und wurde am 2. Januar 1810 zunächst als Geschäftsträger, am 28. Januar aber als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister bei der französischen Regierung beglaubigt. Im Jahre 1812, bei der Unternehmung gegen Rußland folgte er dem Hauptquartier Napoleons bis Wilna, wo er mit andern Diplomaten bei dem Staatssekretär Maret zurück-

blieb. Im Januar 1813 nach Paris zurückgekehrt, um den Anschein eines Festhaltens Preußens an der französischen Allianz zu erwecken, verließ er es nach der preußischen Kriegserklärung in den ersten Tagen des April und begab sich über Wien nach Breslau. Während des Krieges von 1813 und 1814 verweilte K. meist als preußischer Bevollmächtigter in dem Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden; einige Zeit hindurch war er auch Militärgouverneur des Landes zwischen Elbe und Weser. Im December 1815 zum preußischen Gesandten in Wien ernannt, bekleidete er diese Stellung bis zu seinem am 25. April 1822 erfolgten Tode. — Im J. 1821 hat er Preußen auf dem Congreß in Laibach vertreten. — Ohne bedeutende staatsmännische Begabung zu besitzen, zeigte K. doch in seinen verschiedenen Missionen diplomatische Fähigkeiten und Gewandtheit.

Artikel Krusemarck in Potens Handwörterbuch der Militärwissenschaften VI, 77 (von Max Lehmann). Akten des Geh. Staatsarchivs in Berlin.

Bailleu.

Krusemarck: Hans Friedrich v. K., preußischer Generallieutenant, in der Altmark geboren, trat 1738 in das Regiment Gensd'armes und war in demselben Lieutenant und Adjutant, als König Friedrich II. ihn 1747 zu seinem Flügeladjutanten ernannte. Als solcher nahm er am siebenjährigen Kriege Theil, bis er 1759 für den bei Kay gefallenen Wobersnow Generaladjutant wurde. In dieser wichtigen und einflußreichen Stellung, in der er im Kriege wie im Frieden wesentliche Dienste leistete und neben welcher er die Aemter eines Chef der Feldjäger und eines Hofjägermeisters bekleidete, blieb er bis zum J. 1768; Anhalt löste ihn ab. Nachdem er 1773 den schwarzen Adler-Orden erhalten hatte, starb er als Chef der Gensd'armen und als Inspekteur der in der Mark, im Magdeburgischen und Halberstädtischen garnisonirenden Kavallerieregimenter am 15. Mai 1775.

Poten.

Krusenstern: Adam Johann von K., Weltumsegler, geographischer Forscher und russischer Admiral, ward als das jüngste von sechs Geschwistern den 8. Novbr. (a. St.) 1770 auf dem väterlichen Gute in Haggud in Südharrien (Esthland) geboren und empfing den ersten Unterricht theils im elterlichen Hause, theils auf der Ritter- und Domschule zu Reval, die er von 1782 bis 1785 besuchte. Seine maritime Laufbahn entschied der zufällige Rath eines Familienfreundes und 1785 trat K. in das Seecadettencorps zu Kronstadt ein, welches leider zu dieser Zeit nur ein geringes Maß wissenschaftlicher Schulung seinen Zöglingen zu bieten vermochte. Die Zeiten waren dem Fortkommen eines jungen Seemannes günstig. Als 1787 gegen die Türkei und 1788 gegen Schweden gerüstet ward, nöthigte der Mangel an Seeoffizieren, die älteste Klasse der Seekadetten in Dienst zu stellen und K., welcher 1787 zum „Gardemarin“ befördert worden, trat im Mai auf dem „Mstislaff“, Linienschiff von 74 Kanonen, in den praktischen Dienst ein. Dieser Uebergang geschah unter günstigen Auspicien. Der Befehlshaber dieses Schiffes, Capitän Mulowsky, übte durch sein tüchtiges, ächt seemännisches Wesen einen entschieden günstigen Einfluß auf den jungen Kadetten, der außerdem das Glück hatte, die Seegefechte von Hochland und Oeland und im nächsten Jahre die Wegnahme des schwedischen Schiffes Sophia Magdalena mit solcher Auszeichnung mitzumachen, daß er zum Lieutenant ernannt und mit der Ueberführung der genommenen Flagge und des gefangenen Admirals Lyenanker nach seinem Schiffe betraut ward. Folgenreicher ward aber die nach langen und trägen, größtentheils in Reval verlebten Friedensjahren 1793 verfügte Versetzung auf die englische Flotte, welche K. mit 11 anderen jungen russischen Seeoffizieren traf. Hier erlangte er auf weiten Reisen, in vielseitigem Dienst und durch den Umgang mit bedeutenden Männern

jene Weltkenntniß und jenen weiteren Blick, die ihn sehr bald über das Mittelmaß hervorragen ließen. Er bat um Verwendung in entfernten Gegenden, und so kreuzte er unter Admiral Murray und Capitän Cochrane an der nordamerikanischen Küste, besuchte Westindien, ging 1797 nach dem Kap, Calcutta, Malakka und Canton, und kehrte reich an Erfahrungen und auch an Plänen reich, 1799 nach Rußland zurück, wo sich bald die günstigsten Aussichten ihm eröffnen sollten. Während seines Dienstes auf der englischen Flotte von 1793—99 hatte K. ausgiebige Gelegenheit gehabt, den ostasiatischen Handel kennen zu lernen, der damals fast ausschließlich von Holländern und Engländern betrieben wurde, und beklagte oft, daß Rußland an den Reichthümern so gut wie keinen Antheil hatte, welche derselbe anderen Nationen brachte. Mit Unterstützung des russischen Gesandten in London, Grafen Woronzoff, war es gewesen, daß er 1797 nach Indien und 1798 auf einem Kauffahrer nach China gegangen war, um die Schifffahrt in jenen Meeren, sowie die dortigen Handelsverhältnisse kennen zu lernen. Als er sich 1798 und 99 in Canton aufhielt, kam ein Schiff mit Fellen aus Nordwestamerika an, das seine Ladung mit fabelhaftem Gewinne verkaufte, und dies gab nun den Plänen Krusenstern's feste Gestalt, indem sie sich zunächst auf die Entwickelung des Seehandels zwischen Russisch-Amerika und China richteten. Bis dahin wurden die kostbaren Pelzwaaren von dort über Ochotsk nach Kjachta gebracht, wobei Verlust und eine große Beschränktheit des Handels nicht zu vermeiden waren. 1800 nach Rußland zurückgekehrt, arbeitete K. eine Denkschrift über diesen Gegenstand und über die Entwickelung der russischen Handelsmarine im Allgemeinen aus, worin er u. a. den Vorschlag machte, in dem bis dahin nur Adeligen zugänglichen Seekadettencorps jeweils 100 Bürgerliche für die Führung der Kauffahrer auszubilden. Zuerst abgewiesen, erlangte er Gehör und Beifall, als 1802 Mordwinoff Seeminister geworden war und Graf Romanzoff, damaliger Handelsminister, schloß sich mit lebhafter Befürwortung an. K. schrieb zeitlebens dem Letzteren das Hauptverdienst am Gelingen seines Planes zu und es entwickelte sich mit der Zeit zwischen den beiden Männern eine Freundschaft, welche der Entwickelung des russischen Seewesens und der geographischen Erforschung Rußlands zum größten Vortheil gereichte. Viel rascher als K. selbst vorausgesehen, wurde jener ins Werk gesetzt; K., der sich im Frühling dieses Jahres verheirathet hatte, wurde am 7. August 1802 zum Befehlshaber zweier nach der Nordwestküste bestimmter Schiffe ernannt, und hatte Mühe der Uebereilung vorzubeugen, welche die Reise bereits im October antreten lassen wollte. Erst am 7. August 1803 liefen die „Nadeschda" (Hoffnung) und die „Newa", beide in England angekauft, von Kronstadt aus, jenes 450 T. von K. befehligt, mit 85, dieses 370 T. unter Lisiansky, mit 54 Mann an Bord. Auf der „Nadeschda" befand sich eine Gesandtschaft nach Japan unter Resanoff; von Gelehrten begleiteten von Langsdorff, Horner, Tilesius, Laband, Brinkin, als Maler Kurlandzoff die Expedition, und unter den Kadetten befanden sich die später als Reisende bekannt gewordenen Otto und Moritz von Kotzebue. Die gegen Krusenstern's Plan und Absicht der Expedition beigegebene Gesandtschaft erwies sich schon bald als eine Quelle zahlloser Wirrnisse und Hindernisse, da Resanoff die Oberleitung der ganzen Expedition beanspruchte und K. mehr als einmal dieser Forderung entgegenzutreten wagte. Wenig fehlte, so wäre, von Resanoff angeschwärzt, K. in Peter-Paulshafen vor ein Kriegsgericht gestellt worden. Selten dürfte eine Weltumsegelung unter inneren Schwierigkeiten solcher Art vor sich gegangen sein. Ueber Falmouth erreichten sie am 19. Oct. Teneriffa, suchten auf der Ueberfahrt nach der brasilianischen Küste vergebens die Insel Ascension, deren Existenz seit La Pérouse's vergeblichem Suchen angezweifelt wurde, und erreichten am 19. Decbr. Sa. Caterina in Brasilien. Am

26. Febr. 1804 umsegelten sie Cap Horn, erreichten am 5. Mai die Mendoza= und Washingtons=Inseln, verweilten zwei Wochen auf Nukahiwa und landeten am 9. Juni auf Hawaii, von wo die Nadeschda allein nach Kamtschatka (13. Juli) und Japan weiterging. Vom 6. Octbr. bis zum 16. April 1805 lag das Schiff vor Nagasaki, um dann die Gesandtschaft, welche zu gar keinem Ziele geführt hatte, am 5. Juni im Peter=Paulshafen auf Kamtschatka ans Land zu setzen, von wo aus dieselbe ihre Rückreise durch Sibirien nach St. Petersburg bewirkte. Auf der Fahrt von Japan nach Kamtschatka wurde ein Theil der Küsten von Jesso und Sachalin untersucht und die Kurilen unter einem neuen Parallel geschnitten; erhebliche Verbesserungen wurden dadurch der Karte La Pérouse's zugefügt, deren Längenbestimmungen in dieser Gegend fast um einen ganzen Grad korrigirt werden mußten. Vorzüglich die Lage von Tsusima u. a. Inseln, die der La Pérouse=, der Sangarstraße und der vermeintlichen Insel Karafuto nördlich von Jesso wurde genauer bestimmt und über die Aino's von Jesso und Sachalin Beobachtungen gesammelt, deren Zusammenstellung im 2. und 3. Kapitel des 2. Bandes der Reisebeschreibung die erste treue, vorurtheilslose Schilderung dieses merkwürdigen Volkes ist. Ebenso verdankte man die erste genaue Bestimmung der Länge Nagasaki's den Arbeiten Krusenstern's und seines Gehülfen Horner. Die Bemerkungen Krusenstern's über die Entwickelungsfähigkeit des russischen Handels in diesen Gegenden sind voll Verstand und sein Rath auf Sachalin eine Handelsniederlassung zu gründen ist bekanntlich 1875 durch den Austausch dieser japanischen Insel gegen die russischen Kurilen befolgt worden, allerdings zu spät, um die von K. gehofften Ergebnisse heben zu können. Auf der Rückreise von Kamtschatka nach China wurde neuerdings eine Untersuchung der Küsten von Sachalin vorgenommen, wobei aber Krusenstern's Schiff, das 5 m tief ging, die tatarische Straße nicht zu durchschiffen vermochte, was bedauerlicher Weise zur Folge hatte, daß auch dieser Forscher in den Irrthum verfiel, Sachalin als Halbinsel anzusehen. Zum letzten Mal hielt sich die Nadeschda vom 30. August bis 5. October 1805 im Peter=Paulshafen auf und wir verdanken hauptsächlich diesem Verweilen die werthvolle Arbeit über den „Jetzigen Zustand von Kamtschatka“, welche als 8. Kapitel im 2. Band der Reisebeschreibung steht. Von hier aus wurde nun die Rückreise nach Europa angetreten, in Macao und Canton ein Aufenthalt vom 20. November 1805 bis 9. Februar 1806 gemacht, welcher zur Sammlung von Nachrichten über China's wirthschaftliche Verhältnisse und über den damaligen Stand des Handels in Macao und Canton benutzt wurde. Durch die Sundastraße und über St. Helena (3. Mai) kehrte die Nadeschda am 19. August nach dreijähriger Abwesenheit nach Kronstadt zurück, nachdem die Newa schon einige Tage früher in diesen Hafen eingelaufen war. Nachdem schon früher sowohl K. selbst als auch einige seiner Begleiter eine Reihe von wissenschaftlichen Beiträgen aus den Ergebnissen dieser ersten russischen Weltumsegelung veröffentlicht hatten, erschien 1810—12 die „Reise um die Welt in den Jahren 1803, 1804, 1805 und 1806“ zu St. Petersburg in deutscher, 1809—13 in russischer Sprache. In den 2 ersten Bänden gab K. die Schilderung der Reise selbst, im 3. stellt er eine Anzahl wissenschaftlicher Monographien zusammen, zu welchen außer ihm Horner, Tilesius und Espenberg beitrugen. Krusenstern's eigene Arbeiten betreffen Beobachtungen über Strömungen, Gezeiten und Witterungsverhältnisse. Ein Atlas von 104 Tafeln gehört zu diesem großen Werk. Das monumentale Ergebniß aber der auf diese Reise sich gründenden wissenschaftlichen Arbeit Krusenstern's ist der „Atlas de l'Océan Pacifique publié par ordre de S. M. I.“ in 34 Blättern (1824—27), in welchem K. alles vereinigt, was zu seiner Zeit

an guten geographischen Bestimmungen für dieses Meer veröffentlicht oder durch die mannigfaltigsten persönlichen Beziehungen aus ersten Quellen zu erlangen war. Auf diesem Gebiete hat er Zeit seines Lebens immer fortgearbeitet und nicht aufgehört, in allen Fragen, sei es hydrographischer, physikalisch-geographischer oder entdeckungsgeschichtlicher Natur, welche auf dasselbe sich bezogen, eine der ersten Autoritäten zu sein. K. wurde nach seiner Rückkehr zum Kapitän zweiter Klasse, 1811 zum Klassen-Inspektor im Seecadettencorps ernannt, er nahm regsten Antheil an der Ausrüstung der Kotzebue'schen Expedition, welche zu einem guten Theile sein eigenstes Werk war, ging 1814 selbst nach England, um die wissenschaftlichen Instrumente zu beschaffen, und erhielt dann einige Jahre Urlaub, welchen er zur Ausarbeitung seines großen Atlasses der Südsee benutzte. Von 1822 an war er wieder in Petersburg als Mitglied des Gelehrtencomité's des Seeministeriums, des Admiralitätsconseils, der Oberschuldirection und des Comite's für die Organisation der bürgerlichen Schulen thätig. 1826 aber ward er kurz nach der Thronbesteigung Nikolaus I. zum Gegenadmiral und Vorstand des schon früher nach Petersburg verlegten Seecadettencorps ernannt und füllte diese einflußreiche Stellung 17 Jahre aus. Er fand hier die ausgiebigste Gelegenheit seine seemännischen Erfahrungen zugleich mit seinem Wissen und Können aufs Fruchtbarste zu verwerthen und man darf wohl sagen, daß für diese Stellung zu seiner Zeit kein zweiter Mann in Rußland so durch Anlage und Lebensgang bestimmt war wie er. Zwar konnte es nicht anders sein, als daß seine auf höhere Geistesbildung der Seeoffiziere und auf humane Behandlung Aller zielenden Bestrebungen dem Widerstand der reinen Praktiker begegneten, aber er setzte seine Reformen gegen diese durch, vor allem die Schaffung eines höheren dreijährigen Unterrichtskursus für die fähigsten Seekadetten, welche das Corps mit Auszeichnung verlassen hatten. Noch weniger konnte es diesen Feinden gelingen, den Glanz zu trüben, den Freundschaft und Anerkennung der Besten des In- und Auslandes auf Krusenstern's Person warfen. Es mag hier nur hervorgehoben werden, daß er der Civilklasse des preußischen Verdienstordens, der Royal Society, dem Institut de France, der Göttinger Societät und natürlicherweise als Ehrenmitglied der Petersburger Akademie angehörte; die Dorpater Hochschule ernannte ihn zum Ehrendoctor. Sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum wurde in Petersburg mit einem Glanz und einer Herzlichkeit gefeiert, wie nie vorher eines in diesen Kreisen, und die Zeitgenossen sind einig darin daß die Verehrung, welche K. in allen Schichten fand, ebenso seinem Charakter als seinem Geiste galt; er durfte während der Jahre des herannahenden Alters fast jeden durch Geist und Charakter ausgezeichneten Mann in Petersburg, unter Fremden und Einheimischen, seinen Freund nennen. 1842 als Admiral auf seine Bitte in Ruhezustand versetzt, starb K. am 24. August 1846. Seine Schüler haben ihm vor dem Gebäude des Kadettencorps zu St. Petersburg ein Denkmal errichtet. — Von größeren Arbeiten Krusenstern's nennen wir außer den beiden monumentalen, die schon genannt sind: „Wörtersammlung aus den Sprachen einiger Völker des östlichen Asiens". 1813; „Beiträge zur Hydrographie der größeren Oceane", 1819; „Recueil de Mémoires hydrographiques", 2 Bde., 1824—27 und „Supplément au Recueil", 1835. Seiner Arbeit über die Polarreisen ist oben bei O. von Kotzebue gedacht. Unter seinen kleineren Arbeiten sind die zur Entdeckungsgeschichte der Südsee und der Polarmeere (Maldonado, NW. Durchfahrt) in den Allg. Geogr. Ephemeriden und den Memoiren der K. Russischen Admiralität von besonderem Werth. Zahlreiche Mittheilungen enthalten auch Malte Bruns' Nouv. Annales.

Krusenstern's eigene Angaben in der Reise um die Welt; Th. v. Bernhardi, Vermischte Schriften, 1879, I. Recke, Allg. Schriftsteller- und Ge-

lehrten-Lexikon, 1829. Bd. II. Prince Em. Gallitzin, Notices sur les voyages autour du monde des navigateurs russes. Bull. Soc. Géogr. Paris 1853. II. Friedrich Ratzel.

Krüsike: Paul Georg K., Poet (1641—1723), wurde am 10. Octbr. 1641 als Sohn des Stadtsecretärs in Schleswig geboren, verbrachte aber seine Jugendzeit in Pritzwalk in der Mark Brandenburg und in Schwerin, wohin sein Vater berufen war. Den höheren Schulunterricht empfing er auf den lateinischen Schulen in Schwerin, Quedlinburg, Erfurt, Naumburg und Neuhaldensleben; die Gründe für diesen vielfachen Wechsel sind nicht bekannt. Erst 1666 ging er nach Jena, um dort die Rechte zu studiren, bald darauf nach Helmstädt und 1668 nach Altorf. Nach vielfachen Reisen durch Deutschland war er von 1669 an Hofmeister an verschiedenen Orten in Mecklenburg, kam darauf 1675 nach Hamburg und ernährte sich hier als Privatlehrer. Nachdem er mehrfache Anerbietungen, u. A. die der Professur für Poesie in Rostock, ausgeschlagen, wurde er 1679 Lehrer der 3. Klasse am Hamburgischen Johanneum, 1683 Subconrector, 1699 Conrector. In demselben Jahre wurde er Magister in Wittenberg. 1719 emeritirt, starb er am 9. April 1723. K. war gekrönter Poet und Mitglied der Zesen'schen poetischen Gesellschaft unter dem Namen „der Tragende", ein überaus gewandter Versificator in lateinischer und griechischer Sprache, dessen Stärke freilich vornehmlich im leichten Beherrschen der Form beruhte; Spielereien, wie die Anfertigung eines Gedichtes von 142 Versen, in denen jedes Wort mit dem Buchstaben S beginnt, wurden seiner Zeit angestaunt. 1686 erschienen von ihm „Versus Mnemonici de Imperatorum Regumque Europaeorum successione", 1689 „Lyra querula in exequiis Philippi a Zesen moestissimo pollice pulsata" ꝛc. — Die dichterische Ader Krüsike's ging auf einen seiner Söhne Johann Christoph K. über. Dieser, geboren in Hamburg am 11. März 1682, besuchte das Johanneum und das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte von 1702—6 Theologie und Mathematik in Kiel und Wittenberg. Nach vergeblichen Versuchen, eine akademische Professur zu erlangen — auch Leibniz, der ihn in Hannover kennen gelernt hatte, bemühte sich vergeblich für ihn —, wurde er 1715 Diakonus zu St. Petri in Hamburg, 1741 Archidiakonus, und starb am 26. Novbr. 1745. Auch von ihm sind eine große Zahl von Elegien in deutscher und lateinischer Sprache erhalten; von seinen anderen Schriften bieten Interesse die „Disput. mathematica de muniendi tam vetere quam novo naturalibus modis", Kiel 1702 und „Vindemiarum literariarum spec. I et II: De Bibliothecis et de libris", Hamb. 1727. spec. III „de varia eruditione" 1731.

Moller, Cimbria lit. 318 u. 439. Hamb. Schriftsteller-Lexikon 4, 228 bis 230 und 224—227. R. Hoche.

Krütli: Dr. Joseph Karl K., schweizerischer Bundesarchivar, † in Bern am 18. October 1867. — Geboren am 9. Juni 1815 in Luzern, widmete sich K. juristischen und staatswissenschaftlichen Studien, trat, nach seiner Rückkehr von der Universität Jena in den Staatsdienst seines Heimathkantons, wurde Staatsarchivar in Luzern, 1856 aber zum schweizerischen Bundesarchivar in Bern ernannt. Als solcher übernahm er die Leitung der „Amtlichen Sammlung der älteren eidgenössischen Abschiede", welche auf Anordnung der Bundesbehörden im Drucke veröffentlicht wird und stand während eines vollen Jahrzehents mit Erfolg diesem Unternehmen vor. Sechs umfangreiche Bände der Sammlung erschienen unter seiner Obsorge: die Abschiede der Jahre 1421—1477, 1478 bis 1499, 1556—1586, 1649—1680, 1712—1743 und 1743—1777 umfassend; den Band der Abschiede von 1556—1586 bearbeitete K. selbst. Die Universität

Jena beehrte das Verdienst Krütli's um das monumentale Werk durch die Ertheilung des Doctortitels h. c. an ihren einstigen akademischen Bürger.

Schiffmann.

Krutter: Franz K., schweizerischer Dichter und Geschichtsforscher. — Geboren am 5. August 1807 in Solothurn, gehörte K. einem patrizischen Geschlechte an. Sein Vater, einst ein Zögling der Karlsakademie in Stuttgart, war Großrath und Kantonsrichter, ein kenntnißreicher, tüchtiger Mann, starb aber schon 1815, so daß die Erziehung des einzigen Kindes der frommen, gemüthreichen Mutter zufiel, die den zartgebauten Knaben sorgfältig hütete. Nachdem derselbe die Stadtschulen durchlaufen, kam er an das Kollegium seiner Vaterstadt, und hier wurde der Sinn für altklassische Litteratur und Poesie von einem trefflichen Lehrer, Professor Franz Joseph Weißenbach, in dem begabten Jünglinge angeregt, so daß er damals schon poetische Versuche in das Solothurner Wochenblatt einsendete. An der Universität München studirte K. die Rechte; er setzte dies Studium in Heidelberg fort und begab sich auf einer Bildungsreise nach Dresden, Prag und Wien. In Paris, wo sein mütterlicher Oheim die Ehrenstelle eines schweizerischen Gesandten bekleidete, gefiel er sich so wenig, daß er nach Genf übersiedelte, um sich in der französischen Sprache auszubilden. Nach der Heimkehr trat K. in die juristische Praxis und zwar zunächst als Substitut des Appellationsgerichtsschreibers und 1832 selbst als Appellationsgerichtsschreiber, welche Stelle er um zwanzig Jahre bekleidete. Im J. 1851 wurde er Oberrichter, 1861 bis zur Aufhebung dieser Behörde 1863 Criminalrichter, 1866 Suppleant des Obergerichtes und Mitglied des Schwurgerichtshofes. In der politischen Bewegung schloß sich K. mehr der liberal-konservativen Partei an, behielt aber seine eigene selbständige Meinung. Er war 1839 bis 1841 Großrath und wieder 1866 bis zum Tode Kantonsrath. Längere Zeit auch, seit 1856, saß er im Gemeinderathe von Solothurn und stets war er bei allen humanen Bestrebungen mitthätig und eifriges Mitglied der Vereine auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, insbesondere der sogenannten Töpfergesellschaft, welche alljährlich einen Cyclus von Wintervorträgen für ein größeres Publicum hielt, wie er denn auch 1867 einen freundlichen Rückblick auf die zehn ersten Lebensjahre derselben veröffentlichte. Mit besonderer Vorliebe gehörte er dem Richterstande an; er verband juristische Kenntnisse und Scharfsinn mit gewissenhafter Gerechtigkeit. Auf litterarischem Gebiete veröffentlichte K. zunächst in Musenalmanachen und belletristischen Zeitschriften unter dem Pseudonym „Valentin Namenlos" einige Gedichte, meist Balladen, welche Dichtungsart, auf historische Stoffe angewendet, ihn besonders anmuthete. Mit seinen Freunden Alfred Hartmann und Georg Schlatter vereinigte er sich zur Herausgabe belletristischer Jahrbücher, so 1836 zu der Zeitschrift „Der Morgenstern", 1844 zu dem Taschenbuch „Alpina", 1845—1847 auch zu dem „Wochenblatt für Literatur und vaterländische Geschichte", in welchem er die Ergebnisse seiner historischen Forschungen niederlegte. Vorzugsweise aber wandte sich K. der dramatischen Poesie zu. Sein erster Versuch war ein glücklicher. „Salomon und Salomeh", ein dramatisches Märchen mit Tieck'schem Hintergrund, dessen Stoff er dem alten deutschen Volksbuche „Salomon und Marolf" entnommen, wurde auf der Liebhaberbühne in Solothurn mit Lust und Glück agirt und erschien 1840 im Buchhandel. Die nächstfolgende größere Arbeit war das Drama „Schultheiß Wenge" (1845), in welchem K. die religiösen und politischen Stürme der Reformationszeit mit markigen Zügen in Holzschnittmanier zeichnet. Bald darauf folgten die historischen Trauerspiele „Agnes Bernauer", „Kaiser Tiberius", eine poetische Rehabilitation des von der Geschichte verurtheilten Tyrannen, „Samuel Henzi, oder der Burgerlärmen in Bern", 1868 als Manuskript

für die Bühne gedruckt, und „Julian und Francesco", die Tragödie der Freundschaft zwischen Julian Medici und Francesco Pazzi. Krutter's Dramen sind der größeren Lesewelt wenig bekannt geworden und doch sind es tief poetisch angelegte, durch Reichthum der Gedanken und Adel der Sprache sich auszeichnende Dichtungen mit treu gezeichnetem historischem Hintergrunde. Der Dichter starb am 15. Novbr. 1873.

Alfred Hartmann, Franz Krutter, ein schweizerischer Dichter (Die illustrirte Schweiz, 1874). F. Fiala.

Krutzsch: Karl Lebrecht K., Professor der Naturwissenschaften zu Tharand, † daselbst am 6. Novbr. 1852, war als der vierte Sohn eines unbemittelten Dorfschullehrers am 23. Mai 1772 zu Wünschendorf im erzgebirgischen Kreise Sachsens geboren und hatte dort von väterlicher Seite den ersten Unterricht, sowie aber auch eine sehr harte, fast übermäßig strenge Erziehung, die eher nachtheilig auf die Entwickelung seiner habituellen Eigenthümlichkeiten einwirkte, erhalten. Nachdem ihm durch die Initiative des Seelsorgers in Lengefeld mittels gratis ertheilten Privatunterrichts der Zutritt an der damaligen Lateinschule in Chemnitz ermöglicht war, brachte er es unter beispiellosen Entbehrungen und Anstrengungen, größtentheils auf eigenen Erwerb im Unterweisen anderer Schüler und auf kleine Freistellen gestützt, zum Absolviren dieser Schule und konnte 1795 die Universität Leipzig beziehen, um sich dort dem theologischen Studium zu widmen. Auch hier hatte er zwar während der ersten Semester mit unaufhörlichen Schwierigkeiten bei der Beschaffung der nöthigen Subsistenzmittel zu kämpfen, doch es glückte ihm noch zur rechten Zeit, sich durch die Uebernahme dankbarerer Lehrfunctionen im Hause einer angesehenen und begüterten Familie den schon verloren gewähnten materiellen Halt wiederzugewinnen. Nach Ablauf einer vierjährigen Universitätszeit konnte er sich dem Examen als Candidat des Predigtamtes mit gutem Erfolge unterziehen. Damit indeß nicht zufrieden gestellt, kehrte er nochmals nach Leipzig zurück, um einerseits seine dankbare Lehrthätigkeit fortzusetzen und andrerseits nun auch zur Ergänzung der theologischen Fachbildung weitere philosophische und naturwissenschaftliche Studien zu betreiben. Mit Eifer noch immer seine Ausbildung für das Predigtamt verfolgend wurde er nach kurzer Zeit in eine Berufsrichtung gelenkt, die einen ebenso unerwarteten wie erwünschten Ausgang für ihn haben sollte. — Zunächst ein Engagement zur Functionirung als Hofmeister bei einem die Universität Leipzig besuchenden polnischen Grafen eingehend trat K. in eine sehr vortheilhafte Stellung, welche ihm die Fortsetzung seiner Studien an der Universität in Abwechselung mit dem periodischen Aufenthalte auf dem Familienbesitze des Grafen recht gut gestattete. Als ihm jedoch seitens einer in Sachsen begüterten Familie eine mit der Aussicht auf baldige Einsetzung in Vacanzen von Patronats-Pfarrämtern verbundene Hofmeisterstelle angetragen wurde, nahm er dieselbe, freilich nicht ohne Widerstreben an, um wenigstens sich für seine Zukunft gesichert wissen zu dürfen. Mit seinem Zöglinge besuchte er auch auswärtige höhere Lehranstalten. So verlebte er die drei Studienjahre 1805 bis 1808 an dem Collegium Carolinum in Braunschweig, sich mit naturwissenschaftlichen und technischen Studien beschäftigend und vielfach im Umgange mit Professoren bewegend, wodurch er auch alsbald bestimmt wurde, dem theologischen Berufe definitiv abzusagen. Dann wandte er sich mit seinem Schutzbefohlenen in die französische Schweiz, verweilte Herbst 1808 bis Sommer 1810 in Lausanne, Hofwyl, Yverdun, besuchte als Hospitant die dortigen Institute von Fellenberg und Pestalozzi, wobei er mit beiden Männern in näheren Verkehr treten konnte. Durch Ereignisse in der Familie seines Schützlings plötzlich in die Heimath zurückberufen, gewann er jedoch noch die Frist, auf ein Jahr die Universität Göttingen zur Anhörung national-ökonomischer und naturwissenschaft-

licher Vorlesungen zu besuchen und für ein weiteres Jahr die landwirthschaftliche Akademie in Möglin zu beziehen, ehe die gewaltigen Vorbereitungen zu den großen Kriegsthaten des Jahres 1813 den Studien auch dort ein Ziel setzen mußten. In der Absicht, seinem Schutzbefohlenen endlich noch eine Instruction für die forstwirthschaftlichen Aufgaben in dessen späterer Lebensstellung zu verschaffen, ging K. im April 1813 mit demselben von Möglin nach Tharand, um dort an dem Cotta'schen Forstlehrinstute jenen Zweck zu verfolgen. Einen um diese Zeit vom Staatsrath Thaer in Möglin erhaltenen Antrag, der Nachfolger des Professor Crome in dem durch dessen Tod erledigten Lehramte für Naturwissenschaften zu werden, lehnte K. ab, ebenso konnte er sich nicht entschließen, einer vom Cabinetsrath Römer in Braunschweig an ihn ergangenen Aufforderung, als Lehrer für Geschichte und Staatswirthschaftslehre an das Collegium Carolinum zu kommen, Folge zu geben. Mittlerweile war K. nach Olbernhau bei Dresden gegangen, wo er privatisirend sich mit militärtechnischen Aufgaben beschäftigte, als ihm endlich seitens des Oberforstrathes von Cotta der Vorschlag gemacht wurde, die neu zu creirende Stellung eines Lehrers für Naturgeschichte an dem Forstinstitute in Tharand zu übernehmen. Sofort dazu bereit, begann K. im Herbste 1814 die neue Lehrthätigkeit. — Als jene Anstalt zwei Jahre später zur königlich sächsischen Forstakademie erhoben wurde, trat auch K. in den Staatsdienst über und theilte sich mit dem Dr. Reum, welcher schon vor ihm dort docirt hatte, derart in die Lehraufgaben, daß ihm anfänglich Physik und Forstchemie, allgemeine Bodenkunde, allgemeine und besondere Naturgeschichte (letztere speciell in Betreff der Waldinsekten und jagdbaren Thiere) zufielen. Zwar wurden ihm diese naturgeschichtlichen Disciplinen nach wenigen Jahren wieder abgenommen, dagegen hatte er die Physik und Chemie, die Gebirgs- und Bodenkunde nebst Meteorologie, wozu seit 1830 nach die landwirthschaftliche Technologie gefügt war, bis an seinen Rücktritt vom Lehramte zu vertreten. Gleich beim Beginn der öffentlichen Lehrthätigkeit hatte er darauf gedrungen, daß eine auf Physik und Chemie gestützte Bodenkunde in das Forstlehrsystem eingeführt wurde. Dadurch aber hat er sich auch um so größeres Verdienst erworben, als nicht nur die Aufnahme des neuen Unterrichtsgegenstandes viel Widerstreben in den Kreisen der Forstpraktiker hervorrief, sondern auch die didaktisch gebotene Behandlung desselben bei dem Mangel an Lehrhilfsmitteln außergewöhnliche Schwierigkeiten verursachte. K. war ebenfalls der Erste, welcher den Gedanken an die Verbindung eines landwirthschaftlichen Lehrinstituts mit der Forstakademie kund werden ließ und zur Verwirklichung desselben schon bald nach der Eröffnung der letzteren im J. 1816 wiederholt Schritte that. Seine Bemühungen in dieser Richtung mußten freilich bei der damals in Regierungskreisen herrschenden Anschauung von den Grundlagen der landwirthschaftlichen Fachbildung längere Zeit erfolglos bleiben, allein sie führten doch nach erneuertem Vorgehen und nachdem K. mit dem Dr. Schweitzer unter Zustimmung der sächsischen Finanzbehörde bereits über die Gründung eines demselben Lehrzwecke zu widmenden Privatunternehmens Vereinbarungen getroffen hatte, endlich im J. 1830 zu dem erstrebten Ziele der Vereinigung einer höheren landwirthschaftlichen Lehranstalt mit der Forstakademie. — K. wirkte in seiner Eigenschaft als öffentlicher Lehrer mit großer Neigung und Ausdauer, mit ebenso vielem Verständniß als Begabung; sein großer Schatz von vielseitigen Kenntnissen und die Befähigung zur scharfen Beobachtung, welche er überall auf forstlichen Excursionen resp. im Bereiche der Forstkultur bewährte, kamen ihm dabei sehr zu Statten. Er wußte das Interesse und die geistige Regsamkeit der Studirenden stets zu beleben und den naturwissenschaftlichen Unterricht durch Verknüpfung mit den Vorgängen oder Erscheinungen in der Natur, durch Nachweisung der Beziehungen zur Forst-

praxis ansprechend und fruchtbar zu machen. Seine Vorträge, immer klar und wissenschaftlich gehalten, waren daher auch sehr geschätzt, und die Erfolge seiner ganzen Lehrthätigkeit wurden sowohl von Seite der Akademie als auch seitens der aus ihrer Schule hervorgegangenen tüchtigen Forstwirthe als bedeutende anerkannt. — Auf dem Gebiete der Litteratur führte er sich mit einer 1820 erschienenen Schrift: „Ueber forstwirthschaftliche Bildung und Unterricht“, ein, er vertheidigte darin, polemisirend gegen Oberforstrath Pfeil, die größere Ausdehnung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes und suchte dessen wichtigen Einfluß auf den forstlichen Beruf darzuthun. Mit seiner 1825 veröffentlichten Schrift über die Lebens- und Ernährungsweise des Borkenkäfers, Bostrychus typographus, bekannte er sich zu den Vertretern der Ansicht, daß der Borkenkäfer nur kranke Bäume angehe und griff damit eine vielbestrittene Frage auf, welche ihn bis an sein Ende beschäftigte. Von größerer Bedeutung war sein 1827 herausgegebenes „Lehrbuch der Gebirgs- und Bodenkunde für Forst- und Landwirthe“ worin er einen für die Praxis besonders instructiven Weg eingeschlagen hatte. Dies Werk unterzog er noch einmal einer Umarbeitung und gab 1844 die zweite mehrfach verbesserte Auflage davon heraus, welche damals große Beachtung fand und auch ins Dänische übersetzt wurde. Ein in gewissem Zusammenhange damit stehendes Buch: „Das ABC der Chemie, enthaltend das Gemeinnützigste aus den chemischen Wissenschaften für Nichtchemiker“ hatte er inzwischen geschrieben und konnte dasselbe bei der durch populäre Fassung geförderten großen Verbreitung 1845 in zweiter Auflage erscheinen lassen. Unter seiner Bearbeitung war schon 1838 die zweite Auflage von Schübler's Werk: „Grundsätze der Agriculturchemie in näherer Beziehung auf land- und forstwirthschaftliche Gewerbe“ zu Stande gekommen. Außer diesen litterarischen Leistungen veröffentlichte er gegen Ende der 40er Jahre noch die Resultate eigener Beobachtungen bei der Seidenraupenzucht in seiner Schrift: „Beiträge zur Förderung des Seidenbaues, hauptsächlich einer naturgemäßen Seidenzucht“, womit er damals einem lebendigen und allgemeineren Interesse Rechnung zu tragen wußte.

Um jene Zeit hatte K., obwohl geistig noch sehr rüstig, doch schon viele Heimsuchungen durch sein rheumatisches Leiden zu ertragen und dabei Einbußen an Körperkraft zu erleiden gehabt; sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich durch Hinzutreten anderer Leiden dermaßen, daß er sich genöthigt sah, mit Ostern 1849 sein Lehramt niederzulegen. Von diesem Zeitpunkte an größtentheils auf sein Studirzimmer und seinen Garten angewiesen, beschränkte er seine geistige Thätigkeit mehr auf die ihm besonders zusagenden Aufgaben und auf die Verfolgung der wissenschaftlichen Bewegung innerhalb der Sphären des von ihm gepflegten Berufs. Seine Mußestunden verwendete er zum Theil noch zur Ausarbeitung einer 1851 erschienenen Schrift: „Idee zu einem Luftkalthause als Ersatz für den Felsenkeller für Bierbrauereien“, im Uebrigen widmete er allen wichtigen Zeitfragen noch aufmerksamste Beachtung, befaßte sich mit dem Studium neuerer Geschichtswerke und vermochte in dieser Weise seinem Wirken einen ruhigen Abschluß im engsten Familienzirkel zu geben. — Schon im Jugendalter an Zurückgezogenheit gewöhnt und durch eine zarte, fast schwächliche Körperconstitution zu einfachster und vorsichtiger Lebensweise genöthigt, suchte er auch in späteren Lebensjahren nur in einem engeren Kreise von Bekannten gesellige Beziehungen zu pflegen, so daß nur wenigen seiner Berufs- und Zeitgenossen die Gelegenheit geboten war, von seinen vorzüglichen Charaktereigenschaften, seinem geistreichen Gedankenschatz Kenntniß zu gewinnen. Ausgerüstet mit scharfem Verstande und reichem Wissen, von sarkastisch angelegtem, jovialem und edlem Charakter, empfänglichen, tiefen Gemüthes und religiöser Gesinnung vollendete er ein vielbewegtes Leben, das einen schweren aussichtslosen Aufstieg aber einen

sonnigen Mittag und wohlthuenden Abend hatte, als ein von den Seinigen hochgeschätzter liebevoller Gatte und Vater, als treuer Freund unter Freunden, als ein der Wissenschaft wie dem Staate treu ergebener eifriger Lehrer und hochachtbarer Bürger.

Vgl. Jahrbuch der königl. sächsischen Akademie für Forst- und Landwirthe zu Tharand, Bd. VII und IX, Nekrolog des Prof. K. L. K. von Oberforstrath von Berg und „Bruchstücke aus meinem Leben" von K. L. K.

C. Leisewitz.

Kübeck: Karl Freiherr K. von Kübau, als der Sohn eines unbemittelten Schneiders im mährischen Landstädtchen Iglau im Jahre 1780 geboren, besuchte das Gymnasium in Znaym, machte die juridisch-politischen Studien an den Universitäten in Wien und Prag und trat im October 1800 in den Staatsdienst, in dem er, obgleich ohne alle Verbindung mit den höheren Regierungskreisen, die Beamtenlaufbahn, fast stets im Präsidialdienst verwendet, mit außergewöhnlicher Raschheit zurücklegte. Im J. 1805 wurde K. als Concipist der n. ö. Landesregierung während der Besetzung Wiens durch die Franzosen dem Bevollmächtigten Hofcommissar Grafen Rudolf Wrbna beigegeben. Das J. 1807 findet ihn als Präsidialsecretär an der Seite des Oberstburggrafen Grafen Wallis in Prag in Thätigkeit. Schon nach wenigen Monaten ward er zum Hofsecretär der vereinigten Hofkanzlei ernannt, und bei dem Ausbruche des Krieges im J. 1809, dem zum Armeeminister ernannten Grafen Karl Zichy zugetheilt. Nach dem Friedensschlusse ward K. zum Regierungsrath bei der Hofkanzlei ernannt, und im September 1814 als Referent in den Staatsrath berufen, wo er in der Finanzsection seine Verwendung fand, und daneben auch an den Arbeiten der Hofcommission, welcher die Organisirung der Verwaltung in den durch den Pariser Frieden neuerworbenen Provinzen oblag, thätigen Antheil nahm. Als Graf Franz Stadion im J. 1815 als Präsident der allgemeinen Hofkammer die Ordnung der gänzlich zerrütteten Finanzen übernahm, war es sein Erstes, sich mit den tüchtigsten Kräften, die sich im Staatsdienste fanden, zu umgeben. Sein Augenmerk fiel neben Pillersdorf und Hauer, vor Allem auf K. In einer umfangreichen Denkschrift, welche er auf Stadion's Aufforderung ausarbeitete, entwickelte er, theilweise von Pillersdorf's auf Convertirung der ganzen Papiergeldschuld in eine $2^1/_2$%ige Staatsschuld gerichteten Anträgen abweichend, die Grundsätze für die Regelung des österreichischen Geldwesens und die Bedingungen, von welchen allein eine dauernde Besserung der Finanzlage erhofft werden könnte. Unter seinen Vorschlägen nahm insbesondere das unbedingte Aufgeben der Emission von Staatspapiergeld und die Gründung einer mit der ausschließlichen Berechtigung zur Ausgabe von jeweil einlösbaren Noten ausgestatteten Bank einen hervorragenden Platz ein. Ganz im Einklange mit seinen Anträgen, denen sich Stadion unbedingt anschloß, erfolgte denn auch im J. 1816 die Errichtung der österreichischen Nationalbank. Im J. 1821 zum wirklichen Staatsrath ernannt, ward K. dazu ausersehen, den Kaiser Franz zu den Congressen in Laibach und Verona und auch bei der im J. 1825 unternommenen Reise nach Mailand und Venedig zu begleiten, um ihm über die bei diesen Anlässen zur Sprache gekommenen finanziellen Fragen Vortrag zu erstatten. In seiner Stellung im Staatsrathe war er auch nach dem Rücktritte Stadion's und unter dessen Nachfolgern Klebelsberg und Eichhof stets bemüht, deren auf Herstellung der Ordnung im Staatshaushalte und insbesondere auf Verminderung des Armeeaufwandes abzielenden Bestrebungen zu unterstützen, ohne daß es ihm jedoch bei dem Abgange einer jeden wirksamen Controle der Verwaltung und bei der, jedes einigenden Mittelpunktes ermangelnden, zersplitterten Thätigkeit der einzelnen Ressorts der Centralregierung gelingen konnte, hierin wesentliche Resultate

zu erzielen. Im J. 1839 als Präsident an die Spitze des Generalrechnungsdirectoriums gestellt, war K. eifrig damit beschäftigt, die von ihm wahrgenommenen Mängel durch eine durchgreifende Reform dieser obersten Controlsbehörde abzustellen. Seine Wirksamkeit in dieser Stellung dauerte jedoch nur kurze Zeit. Eine Meinungsdifferenz zwischen Eichhof und K., betreffend die von letzterem gerügte Verwendung der Mittel des Tilgungsfondes zum Ankauf der Centralkassenanweisungen, dann die von K. beantragte Einschränkung des Wechselescomptes der Nationalbank hatten gegen Ende des J. 1840 den Rücktritt Eichhof's, eines erklärten Günstlings Kolowrats von dem Posten eines Hofkammerpräsidenten zur Folge. Durch den Einfluß Metternich's und in Folge des speziellen Vertrauens, das K. bei dem Erzherzog Ludwig genoß, ward K. an dessen Stelle an die Spitze der allgemeinen Hofkammer, unter gleichzeitiger Uebertragung des Präsidiums der Hofkammer für das Münz- und Bergwesen berufen, während auch kurz zuvor Kolowrat, ein Augenleiden vorschützend, am 3. November 1840 auf seine amtlichen Befugnisse in Finanzsachen Verzicht geleistet hatte. So gelangte K. unter Verhältnissen, welche ihm einen freieren, durch den Einfluß des Staatsrathes weniger als unter seinen Vorgängern beschränkten Wirkungskreis in Aussicht stellten, an die Spitze der österreichischen Finanzverwaltung. Seine Erhebung zum Hofkammerpräsidenten wurde in allen Schichten der Bevölkerung mit den größten Erwartungen begrüßt. Mit dem Mechanismus der Verwaltung vertraut wie Wenige, verfügte er über eine gründliche nationalökonomische Bildung und eine seltene Vertrautheit mit den Grundsätzen des Finanzwesens. Obwol vorgerückt in Jahren, hatte er sich noch die volle Elasticität des Geistes und eine, durch die Rücksicht auf das Herkommen vollkommen unbeirrte Selbstständigkeit des Urtheils bewahrt. Als das Hauptgebrechen im österreichischen Finanzwesen erkannte er das zum System gewordene Hinaufschrauben des Staatsaufwandes ohne Rücksichtnahme auf die zur Verfügung stehenden Mittel, welches die Finanzverwaltung zu fortwährenden Staatsanlehen und zur stetigen Inangriffnahme des Credites der Nationalbank nöthigte. Während er einerseits mit aller Energie auf Beschränkung des Armeeaufwandes und auf strenge Einhaltung der den einzelnen Verwaltungszweigen bewilligten Credite drang, erkannte er auch die unbedingte Nothwendigkeit, durch zweckmäßige Reformen der Steuergesetzgebung und durch Hebung des allgemeinen Volkswohlstandes die Einnahmen des Staates zu heben. Auf die directen Steuern, welche im alten Oesterreich dem Ressort der obersten Finanzverwaltung entzogen waren und in den Wirkungskreis der vereinigten Hofkanzlei gehörten, konnte er allerdings nur anregend Einfluß nehmen, und fanden seine diesbezüglichen Vorschläge leider nicht die genügende Unterstützung. Desto eifriger war er bestrebt, in allen Zweigen des eigentlichen Finanzdienstes durchgreifende Reformen einzuführen. Durchdrungen von den politischen und volkswirthschaftlichen Nachtheilen des Abschließungssystems gegen das Ausland, wirkte er in wiederholten Denkschriften für die Annäherung und den eventuellen Anschluß Oesterreichs an den deutschen Zollverein. Die laue Aufnahme, welche seine Vorschläge bei der Staatskanzlei fanden, und die Rücksichten auf die Sonderstellung Ungarns, auf dessen Gesetzgebung kein directer Einfluß genommen werden konnte, stellten sich jedoch einer ernsten Inangriffnahme des Projectes hindernd entgegen. Mit mehr Erfolg konnte K. sich den Angelegenheiten des allgemeinen Verkehrswesens widmen. Durchdrungen von den Vortheilen der Eisenbahnen für Belebung des Handelsverkehrs und Hebung der gesammten Cultur erwirkte er sehr bald nach dem Antritte seines Amtes im J. 1841 eine allerh. Entschließung, mit welcher der Bau von vier großen Eisenbahnlinien (von Wien über Prag nach Dresden, nach Triest, von Venedig nach Mailand und über Linz nach München) auf Staatskosten angeordnet wurde,

und legte sofort Hand an die Ausführung, die er auch, ohne Rücksicht auf die sehr bedeutenden, durch Anlehen aufzubringenden Kosten, in energischester Weise förderte. Ebenso wurde unter Kübeck's Amtsführung im J. 1846 der Grund zur Einführung des Staatstelegraphen gelegt und im Laufe von kaum zwei Jahren die größere Hälfte der Monarchie mit Telegraphenleitungen versehen. Neben all dieser, auf die Förderung des wirthschaftlichen Aufschwunges gerichteten Thätigkeit bildete die Regelung des Verhältnisses des Staats zur Nationalbank und die damit in Verbindung stehende Consolidirung des gesammten Geldwesens den Gegenstand von Kübeck's angelegentlicher Fürsorge. Ein entschiedener Gegner des bisherigen Systems, zur Bedeckung des laufenden Staatsaufwandes fortwährend den Credit der Bank in Anspruch zu nehmen, wodurch deren Solvenz ganz von der Situation der Staatsfinanzen abhängig gemacht wurde, war er ernstlich bestrebt, den ganz ungedeckten Bankvorschuß von 30 Millionen abzustoßen. Eine gründliche Heilung war wohl für den Augenblick nicht möglich. Das einzige Mittel, den Banknotenumlauf auf einen normalen Stand zurückzuführen, erblickte er in einer Beschränkung des Escomptes der Bank, auf welcher er ungeachtet des hartnäckigen Widerstandes der Bankdirectoren energisch bestand. In Folge dieser Maßregel brachen allerdings einige der ersten Bankhäuser wie Geymüller, Steiner, welche seit lange morsch, sich nur durch übermäßige Benützung des Bankcredites gehalten hatten, im Sommer 1841 zusammen und verfiel der Wiener Platz in arge Deroute. K. ließ sich jedoch dadurch nicht einschüchtern, und brachte es durch successive Abzahlung von 6 Millionen an die Bank und deren Nöthigung zum Ankauf von 6 Millionen Silber dahin, daß der Notenumlauf bis Ende des J. 1841 wieder auf das Verhältniß von 4,22 : 1 zurückgeführt wurde. Um der Wiederkehr solcher abnormer Zustände vorzubeugen, hielt er eine Verstärkung des staatlichen Einflusses auf die Gestion der Bank für unbedingt geboten, und benützte das im Jahre 1841 eintretende Ende des Bankprivilegiums und die Nothwendigkeit der Revision der Bankstatuten, um durch Bestellung von zwei k. k. Bankcommissären mit erweitertem Wirkungskreise den Einfluß der Staatsverwaltung in der gedachten Richtung zu sichern. Ungeachtet alles wiederholten Drängens auf Ordnung im Staatshaushalte wurde doch die Herstellung des Gleichgewichtes durch die willkürlichen, und aller eindringlichen Mahnungen Kübeck's spottenden Vorgänge der Armeeverwaltung unmöglich gemacht, und K. in die Nothwendigkeit versetzt, fort und fort das Deficit des laufenden Dienstes durch Aufnahme von Darlehen zu decken. Das erste 5prozentige Anlehen unter Kübeck's Verwaltung im Betrage von $38,_{461}$ Millionen, zur Bedeckung des Staatsbedürfnisses in den Jahren 1841—1844 bestimmt, wurde am 14. Juli 1841 zum Curse von 104 abgeschlossen, wobei jedoch die Finanzverwaltung auf eine Convertirung der 5prozentigen Staatsschuld innerhalb der nächsten 15 Jahre verzichten mußte. Aber schon zwei Jahre später mußte zu einem neuen 5prozentigen Anlehen von 50 Millionen, das Rothschild zum Curse von 106 übernahm, geschritten werden. Die Hoffnungen Kübeck's, durch die vorgeschlagenen Reformen der Steuergesetzgebung das Deficit schwinden zu sehen, realisirten sich nicht. Die größte Mehrzahl seiner Reformvorschläge wurde im Schoße der Staatsconferenz begraben und erhielt keine definitive Erledigung. Andrerseits drängten die unruhigen politischen Zustände seit 1846 zu erhöhten militärischen Rüstungen, welche die Finanzverwaltung im J. 1847 zu einem neuerlichen Anlehen von 80 Millionen, das in Raten bis 1852 eingezahlt werden sollte, nöthigten. Trotzdem die Einzahlungen in den ersten Monaten anstandslos erfolgten, war K. gezwungen, ungeachtet seiner bei allen Gelegenheiten bewährten Aversion gegen die Benützung des Bankcredites zu einer Erhöhung der schwebenden Schuld bei der Bank von 30 auf 40 Millionen seine

Zuflucht zu nehmen. Noch aus einem anderen Anlaß gerieth K. in einen Conflict mit seinen auf Fernhaltung der Staatsfinanzen von allen Privatspeculationen gerichteten Grundsätzen. Gegen das Ende des J. 1847 gestalteten sich die Zustände an der Wiener Börse in Folge der Schatten, welche die kommenden Ereignisse voraus warfen, geradezu trostlos. Insbesondere die Actien der meisten Privateisenbahngesellschaften unterlagen einem forcirten Ausgebote, deren Curse sanken rapid und zogen in ihrem Falle auch jenen der Staatspapiere nach sich. Viele der ersten Firmen, welche in diesen Eisenbahnpapieren arg engagirt waren, drohten in Insolvenz zu verfallen. Von allen Seiten bestürmt, entschloß sich K., dem Wiener Platze zu Hilfe zu kommen, und dem weiteren Rückgange der Papiere durch Verwendung von Staatsmitteln Einhalt zu thun. Er erwirkte die Bewilligung zur Errichtung einer Creditcasse, die anfänglich mit 20 Millionen dotirt, die Bestimmung hatte, die gedachten Actien für Rechnung des Staates aufzukaufen. Diese Operation, die von einzelnen Spekulanten in maßloser Weise zu ihrem Vortheil auf Kosten des Staates ausgenützt wurde, machte ein trauriges Fiasko. Am 18. wurde der weitere Ankauf eingestellt, in Folge der daraus entstandenen furchtbaren Deroute aber die Einstellungsordre schon am Tage darauf zurückgenommen und der Ankauf wieder in größter Ausdehnung betrieben. Der Andrang der Verkäufer nahm aber in so gewaltiger Weise zu, daß die 20 Millionen bald erschöpft waren, und weitere 10 Millionen aufgenommen werden mußten. Dennoch reichte auch diese Summe nicht hin, und mußte am 29. September durch Bekanntmachung der Wiener Zeitung die Schließung der Creditcasse, ohne Erreichung des beabsichtigten Zieles, erfolgen. Die Finanzen waren in den Besitz von mehr als 80 000 Stück Actien der Mailänder, Gloggnitzer und ungarischen Centralbahn gekommen. Die Schuld an die Bank hatte um die 30 Millionen Gulden zugenommen. So ging das J. 1847 unter durchaus sehr trüben Aspecten zu Ende. K. erkannte mit voller Klarheit die Gefahren, die am politischen Himmel drohten. Noch vor dem Ausbruche der Februarrevolution in Paris war er von der Nothwendigkeit durchdrungen, das gesunkene Vertrauen in den Stand der Finanzen durch außerordentliche Mittel aufzurichten. Er beantragte in der Staatsconferenz die Einberufung von Abgeordneten aller Provinziallandtage, denen der Stand der Finanzen mit aller Offenheit vorgelegt und mit welchen über die Mittel zur Besserung der Lage berathen werden sollte. Während die Staatsconferenz darüber deliberirte, ohne zu einem Entschlusse zu gelangen, brach am 13. März 1848 die Bewegung mit elementarer Gewalt in Wien aus, und machte dem alten System ein Ende. K. ward in dem neugebildeten Ministerium für das Portefeuille der Finanzen ausersehen. Er erkannte es jedoch selbst, daß seine Kraft für so stürmische Zeiten nicht ausreichte, und erbat sich schon am 25. März die Versetzung in den Ruhestand, die ihm denn auch gewährt wurde. Nach der Niederwerfung der Revolution und nach dem Rücktritte des Erzherzogs Johann von der Würde des deutschen Reichsverwesers ward K. im Herbste 1849 an die Spitze der provisorischen Centralcommission in Frankfurt a. M., der Vorläuferin des schon im J. 1850 wiederhergestellten deutschen Bundestages gestellt, aber bereits im Herbste 1850 abberufen und zum Präsidenten des neu errichteten Reichsrathes ernannt. Ihm fiel in dieser Stellung das Loos zu, die Arbeiten jener Commission zu leiten, welche die an die Stelle der octroyirten Verfassung vom 4. März 1849 zu treten bestimmten Verfassungs- und Verwaltungsnormen auszuarbeiten hatte, und deren Ergebniß die Aufhebung der Märzverfassung und die Verkündigung des kaiserl. Motuproprio vom 31. Decbr. 1851 war. Als Präsident des Reichsrathes und als persönlicher Vertrauensmann des Kaisers nahm K. auch unter den nachgefolgten Ministern Krauß und Baumgartner insbesondere an allen Finanzsachen einen

hervorragenden Antheil und entschied in den meisten Fällen durch sein Gutachten die von den Finanzministern einzuschlagende Richtung. Bis an das Ende seines Lebens die geistige Kraft und physische Rüstigkeit sich bewahrend und nach allen Richtungen unermüdlich thätig, raffte ihn im Herbste 1855 die Choleraseuche am 11. Septbr. im 75. Jahre plötzlich hinweg.

Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon, 13. Bd. S. 308 ff. Beer, Die Finanzen Oesterreichs, Wien 1877. S. 150 ff. Augsburger allgemeine Zeitung vom J. 1855. Beil. Nr. 336. Genesis der österreichischen Revolution, 1850. Springer, Geschichte Oesterreichs, I. Theil. S. 550 ff.

Sommaruga.

Kübel: Lothar von K., Weihbischof und Verweser des Erzbisthums Freiburg, geb. am 22. April 1823 zu Litzlung, Pfarrei Sinzheim bei Baden-Baden, † am 3. August 1881 zu St. Peter bei Freiburg. K. machte seine Gymnasialstudien zu Rastatt, seine Universitätsstudien zu Freiburg und München und wurde am 19. August 1847 zum Priester geweiht. Er wurde zunächst Vicar in Donaueschingen, Bonndorf und Freiburg, dann Repetitor an dem dortigen Convict bis zu dessen Schließung im J. 1853. Im J. 1857 wurde er von dem Erzbischof von Vicari zum Director des neu eröffneten Convicts und Assessor bei dem Ordinariate, 1867 nach zweijährigen Verhandlungen mit der Regierung zum Domdecan (als Nachfolger des am 4. Septbr. 1865 verstorbenen Hirscher) und gleichzeitig zum Generalvicar ernannt. Auf den Antrag des Erzbischofs wurde er ferner am 20. Decbr. 1867 als Erzbischof von Leuka i. p. und Weihbischof von Freiburg präconisirt, am 20. März 1868 consecrirt. Die theologische Facultät zu Freiburg verlieh ihm bei dieser Gelegenheit honoris causa die Doctorwürde. Nachdem er am 29. Decbr. 1869 den Bischof Hefele in Rottenburg consecrirt hatte, erhielt er den württembergischen Kronenorden; seitdem hieß er L. von K. — Nachdem am 14. April 1868 der Erzbischof von Vicari gestorben war, wurde K am folgenden Tage von dem Domcapitel zum Erzbisthumsverweser gewählt. Am 6. Mai reichte das Capitel der Regierung eine Liste von Candidaten für das Erzbisthum ein, worunter auch K. war. Da die Regierung alle Candidaten bis auf Einen für nicht genehm erklärte, das Capitel die Einreichung einer neuen Liste verweigerte, kam es zu keiner Wahl. Alle weiteren Verhandlungen blieben erfolglos und K. bis zu seinem Tode Erzbisthumsverweser. — Als durch eine großherzogliche Verordnung vom 6. Septbr. 1867 für die Candidaten des geistlichen Standes eine Prüfung behufs des Nachweises ihrer allgemein wissenschaftlichen Vorbildung vorgeschrieben wurde, verbot K. den Candidaten diese Prüfung zu machen oder Dispens von derselben nachzusuchen. Er erhielt dieses Verbot auch der Verordnung vom 2. Novbr. 1872 und dem Gesetze vom 19. Febr. 1874 gegenüber aufrecht. In Folge davon konnten die in dieser Zeit geweihten Priester nicht in Baden angestellt werden. Nach längeren Verhandlungen wurde durch das Gesetz vom 5. März 1880 die Prüfung abgeschafft, nachdem K. mit Genehmigung des Papstes seine Verbote zurückgenommen hatte. Die schroffe Haltung, welche K. in dieser und in anderen ähnlichen Conflicten mit der Regierung einnahm, wurde weniger ihm selbst als seinen Rathgebern, namentlich dem geistlichen Rathe Strehle und dem Kanzleidirector Maas, zur Last gelegt. — Viele und berechtigte Angriffe hatte K. von altkatholischer Seite zu erleiden, weil er in einem Hirtenbriefe im J. 1874 behauptet hatte, Bischof Reinkens habe in einer bei dem Altkatholiken-Congresse zu Constanz im J. 1873 gehaltenen Predigt das Wunder der Erweckung des Jünglings von Nain rationalistisch umgedeutet, und diese Angabe auch, nachdem sie förmlich für gänzlich unwahr erklärt worden, nicht zurücknahm. Die altkatholischen Geistlichen Michelis und Rieks, welche

auf seinen Antrag wegen solcher Angriffe in Anklagezustand versetzt wurden, wurden am 15. December 1880 von dem Schwurgericht zu Mannheim frei gesprochen.

Germania 1881, Nr. 178. 179. Friedberg, Der Staat und die Bischofswahlen, S. 341. R. Baumstark, Die Wiederherstellung der katholischen Seelsorge in Baden, 1880. Der vierte Altkatholiken-Congreß in Freiburg, 1874, S. 146. Deutscher Merkur, 1874, Nr. 27. Stenogr. Bericht über die Schwurgerichtsverhandlung zu Mannheim am 15. Decbr. 1880.

Reusch.

Kucharz: Johann Baptist K., Tonkünstler, geb. zu Chotetsch am 5. März 1751, † in Prag am 18. Febr. 1829, Sohn eines Landwirths, erhielt nach bäuerlichem Brauche neben dem Lesen und Schreiben, vom Dorfcantor auch „etwas Musik" eingedrillt. Sich fähig zeigend für eines wie das andere, setzte es der befreundete Pfarrer durch, daß der frische Junge zu den Jesuiten nach Königgrätz ins Gymnasium geschickt wurde, wo er nebenbei noch seiner Liebe zur Musik Genüge thun und Orgelspielen lernen durfte. Letzteres gewann offenbar ein Uebergewicht, so daß die Patres Interesse daran fanden und K. als Organisten ins Ordensseminar nach Gitschin empfahlen, wo er zugleich nach Wunsch die Humaniora studiren konnte. Daß aber das Studium in dieser Richtung nur mehr ein formelles, die Ausbeutung des musikalischen Talentes eine von den Jesuiten selbst beabsichtigte war, beweist am besten, daß sie K. vollständig zum Concertmeister des Seminars bestimmten und kirchlich musikalische Productionen durch ihn veranlaßten — bei welchen dieser zugleich als Componist auftrat und allgemeinen Beifall erntete. Das dadurch gewonnene Selbstgefühl quoll indeß über die Klosterschranken hinaus und drängte den doch blos autodidakten Virtuosen in die Landeshauptstadt, um sich hier mit den Meistern der Orgelkunst zu messen. An der Spitze dieser stand aber der berühmte Contrapunktist und Kreuzherrnkirchen-Organist, Joh. Seeger (auch Segert genannt). Und es genügt für das eigene richtige Ermessen, daß K. nach dem Anhören desselben, sich ihm sofort als Schüler unterwarf und mehrere Jahre hindurch seiner Leitung überließ. Nach Dlabacz vollendete K. während dem zugleich die philosophischen Studien, mit deren Abschluß er dann definitiv auf das Musikgebiet überging. Mit welchem Erfolge, dafür spricht am deutlichsten seine alsbaldige Berufung zum Organisten der St. Heinrichs-Pfarrkirche auf der Neustadt in Prag. Ueber kurz auch ein beliebter Lehrer für Gesang und Clavierspiel, erwarb er sich zudem noch guten Namen als Componist durch einen Cyclus von Sonaten und Sologesängen, so daß ihm in Ansehung seines verdienstlichen Wirkens für die Kunst der Neustädter Magistrat das Bürgerrecht taxfrei verlieh. Ein besonderes Verdienst erwarb sich K. noch durch seine Clavierauszüge aus den Opern Mozart's, die nicht wenig dazu beitrugen den großen Meister in Prag populär zu machen — was dieser selbst auch dankbar anerkannte. Eine Wendung und Erweiterung im Wirkungskreise Kucharz' brachte das J. 1790, in welchem er nach dem Ableben des Prämonstratenserstifts-Organisten Joh. Ign. Wolf, an seine Stelle berufen wurde, und sein großes Talent in der großen Orgel der Stiftskirche — am Strahow zu Prag — erst das rechte Werkzeug vorfand, um, wie Joseph Proksch äußerte: „zum Ruhme des Vaterlandes wirken zu können". Gewichtiger als alles andere für die Bedeutung Kucharz' ist, was der genannte gefeierte musikalische Pädagog in seiner „Studie zur Geschichte der Musik in Böhmen" noch weiter über denselben ausspricht: „Ich halte Kucharz für den größten Organisten Böhmens! An Phantasie stand ihm selbst sein großer Lehrer weit nach; dieser vermochte gewiß auch keinen also wirksamen Gebrauch von den verschiedenen Registern zu machen, als dieses K. verstand, worin er allerdings

wesentlich mit unterstützt wurde von dem großartigen und vielstimmigen Strahower Orgelwerke, dessen er vollkommen Meister wurde. — Ich erinnere mich heute noch mit wahrer Herzenslust an die weihevollen Momente in dieser Kirche, in welche dieser Meister stets zu versetzen wußte, namentlich während der Wandlung (beim Meßopfer), wo er sein Thema in den geistreichsten Verknüpfungen der mannigfaltigen Register vortrug. Mit ihm verstarb wol auf langehin (in Böhmen) die wahre Orgelkunst!" Zur Berufung an dieses Organistenamt erfolgte 1791 auch noch die zum Capellmeister des Prager Opernorchesters und wurde gleich Rühmliches von den Zeitgenossen über sein Wirken in dieser Stellung ausgesprochen. Besonders über die bei Gelegenheit der Krönungen Kaiser Leopolds II. 1791 und Franz I. im J. 1792 arrangirten musikalischen Festlichkeiten, ferner anläßlich der ersten Aufführung von Haydn's „Schöpfung" — 1800 und des „Vater Unser" von Naumann — 1801, welcher der Componist persönlich beiwohnte. Von Werken Kucharz', theils Manuscript, theils gedruckt, sind bekannt: mehre Sonaten für das Clavier zu vier und zwei Händen; zwei Concerte für die Orgel; eine Reihe von Präambulen, Phantasien, Toccaten ꝛc. für die Orgel, ein concertanter Orgelchor: „O salutaris Hostia"; Transcriptionen aus Mozart's Figaro, Don Giovanni, Cosi fan tutte, Clemenza di Tito, Recitative zur Zauberflöte — aus 1794: Cantate zu Ehren des Strahöwer Abtes Milo Grün — aus 1807: „Opfer der Freundschaft", Cantate zu Ehren des Dr. Wenz. Edlen v. Bauer und Adelsbach — 1808: Cantate zur silbernen Hochzeit des Hrn. Mich. Kriner —; verschiedene Compositionen für die 1799 von Heinr. Klein erfundene Tastenharmonika und die Mandoline. — K. hinterließ einen Sohn Namens Joseph, welcher zum Organisten herangebildet, schließlich in den Prämonstratenserorden eintrat und als Professor für Geographie und Geschichte Anstellung erhielt.

Dlabacz, Künstlerlexikon. Jahrbuch der Tonkunst für Prag und Wien, 1796. Jos. Prokſch, Studie zur Geschichte der Musik in Böhmen (in Prof. Müller's biogr. Denkmal Jos. Proksch's). Rud. Müller.

Kuchenbecker: Johann Philipp K., geb. am 10. April 1703, † am 1. Januar 1746, hessen-casselscher Regierungsarchivar und seit dem Tode Joh. Herm. Schminke's 1743 auch Bibliothekar und Inspektor des physikalischen Cabinets und der Kunstkammer in Kassel. Schon als junger Student war er auf dem Gebiete der hessischen Geschichte thätig; 1720 erschien von ihm: „Oratio de illibata Hassorum religione". 1728 begann er mit der Herausgabe der „Analecta Hassiaca", welche bis zum Jahr 1742 auf 12 Collectionen anwuchsen. Außer einer Biographie des hessischen Rechtsgelehrten Herm. Vulten und Paul Hachenberg's Geschichte des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz veröffentlichte er dann 1744 seine „Gegründete Abhandlung von denen Erb-Hof-Aemtern der Landgrafschaft Hessen". In seinem handschriftlichen Nachlaß finden sich Collectaneen zu einer Geschichte Landgraf Heinrichs I., ferner zur Geschichte verschiedener hessischer Klöster und Stifter, Hersfeld, Breitenau u. A.

Marburger Staatsarchiv. Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte VII. Ilgen.

Kuchimeister: Christian K., Bürger und Geschichtschreiber zu St. Gallen, in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Seit Konradus de Fabaria mit dem J. 1232 an der Geschichte des Klosters St. Gallen, den Casus sancti Galli, zu schreiben aufgehört (s. d. Art.), hatte die lateinische Geschichtschreibung im Gotteshause des Heiligen geruht, und erst 1335 wurde der Faden wieder aufgenommen, aber jetzt nicht mehr lateinisch, sondern deutsch — „Nüwe Casus" —, nicht mehr durch einen Insassen des Klosters, sondern durch einen Bürger der Stadt, welche sich nun vom Kloster emancipirt, seit 1273, oder vielmehr

seit 1291, ihre Freiheiten verbrieft bekommen hatte. K. stammt, wie sein Name zeigt, aus einem Geschlechte städtischer Bürger, das nach einem Amte beim Kloster bezeichnet worden ist; aber sobald die Familie, 1222, urkundlich zuerst auftaucht, steht sie schon ganz in den Kreisen der Stadt. Leider ist von Christian K. so zu sagen nichts bekannt: es ist nur anzunehmen, daß er nach einer großen, 1314 eingetroffenen Feuersbrunst neben einem älteren angesehenen Manne seines Namens, Konrad K., mit dem Wiederaufbau des Klosters und der Stadt beauftragt gewesen sei. Seine Fortsetzung der Casus setzt mit Abt Konrad (s. d. Art.) ein und reicht bis auf Abt Hiltbold's Tod, bis 1329. Die hauptsächlichsten Persönlichkeiten, welche er vorzuführen hat, sind die Aebte Berchtold von Falkenstein (s. d. Art.), 1244—1272, und Wilhelm, Graf von Montfort (s. d. Art.), 1281—1301, und in erster Linie erwecken die Conflicte des letzteren mit der zum Königsthrone emporgestiegenen Macht der Habsburger, sein Anschluß an den dem Herzog Albrecht gegnerischen König Adolf — Wilhelm ist am Hasenbühel bei Adolf der einzige anwesende „Pfaffenfürst" — das Interesse des Lesers. Während in der Geschichte Berchtold's noch chronologische Verschiebungen, Unklarheiten entgegentreten, steigt nachher die — man kann sich so ausdrücken — urkundliche Sicherheit und Glaubwürdigkeit der Erzählung, der es auch an Anschaulichkeit und Lebendigkeit, je nach der Beschaffenheit des Stoffes, nicht gebricht. Nach der stofflichen Seite ist K. eine der wichtigsten und inhaltreichsten Geschichtsquellen zur schwäbischen Geschichte und derjenigen der nordostschweizerischen Territorien; an Glaubwürdigkeit steht er über allen früheren Verfassern der Casus.

Vgl. von dem Verf. d. Art. Einleitung und Commentar zur neuen Ausgabe in den St. Gallischen Geschichtsquellen, Heft V (1881).

Meyer von Knonau.

Küchler: Heinrich K., großherzogl. hessischer geheimer Ober-Medizinalrath zu Darmstadt, war daselbst am 23. April 1811 als das jüngste Kind aus erster Ehe des geheimen Regierungsrathes Küchler geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1828 die Hochschule zu Gießen, wo er sich mit Eifer dem Studium der Medicin hingab und bald der Liebling seiner Lehrer, besonders Vogt's und Balser's wurde. Während sich K. anfänglich von den burschenschaftlichen Verbindungen fern hielt, nahm er später an denselben Theil, wofür er noch nach Jahren zu büßen hatte. — Nach Beendigung seiner Studien ging K. nach Paris und dachte daselbst seinen dauernden Aufenthalt zu nehmen, er kehrte aber auf den Wunsch seines Vaters nach Darmstadt (1834) zurück, machte bereits im September desselben Jahres zwei glückliche Staaroperationen und wurde rasch als Augenarzt bekannt. 1835 brachten die Heidelberger Medicin. Annalen seine Erstlingsarbeit über eine „Tödtliche Arsenikvergiftung, erzeugt durch äußerliche Anwendung des Arseniks". In demselben Jahre bestand er die Prüfung an dem Medicinalcollegium und im August wurde von ihm auch eine Augenheilanstalt eröffnet. Der günstige Anfang von Küchler's praktischer Laufbahn erfuhr jedoch eine plötzliche Unterbrechung durch seine am 29. Februar 1836 erfolgte, ganz unvorhergesehene Verhaftung, in Folge seiner Betheiligung an den Bewegungen der Burschenschaft in Gießen. Bis zum 11. Januar 1839, also fast volle drei Jahre, wurde er in elender, feuchter Einzelzelle zurückgehalten, in welcher er nur auf der Bettlade stehend, um dem Fenster näher zu sein, studiren konnte; daselbst wurde auch der Grund zu seinem rechtsseitigen nervösen Hüftweh gelegt, welches ihn durch sein ganzes Leben mit mehr oder minder großen Schmerzen begleitet hat. Nach seiner Entlassung eröffnete er mit der ihm eigenen Energie sofort wieder seine Augenheilanstalt, in der er noch 1839 allein 23 Staaroperationen ausführte. 1840 machte er sich in

weiteren Kreisen durch Vorträge über Physiologie, durch Ausführung seiner ersten Schieloperation und den Jahresbericht über seine Augenheilanstalt bekannt. 1841 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Berlin, Dresden, Prag und den böhmischen Bädern. Es folgten (in den Heidelberger Annalen) 1841—43 einige kleinere Arbeiten: „Der Messergebrauch gegen den Milzbrand-Carbunkel des Menschen", „Ueber die diagnostischen Zeichen des Typhus", ferner (1848) eine erste selbständige Schrift: „Schriftnummerprobe für Gesichtsleidende". Bereits 1842 hielt er auf der Mainzer Naturforscher-Versammlung einen Vortrag über eine Operationsmethode des Hornhautstaphyloms, die ihm später noch zu wiederholten Publikationen Anlaß gab. Im J. 1842/43 fesselte den jungen Ehegatten die schon erwähnte Neuralgie fast ein ganzes Jahr lang an das Bett; er hat aber auch auf dem Sopha liegend operirt. Auch erschienen, auf dem Schmerzenslager geschrieben, im folgenden Jahre einige Arbeiten „Die Horngeschwülste des Augapfels" und eine viele beherzigungswerthe und treffende Bemerkungen über das praktische Handeln am Krankenbette enthaltende Schrift: „Bemerkungen über die Erkenntniß der Krankheiten, nebst einer Anleitung zur Führung einer geordneten Krankencontrole". Das J. 1844 sah K. zwar an Krücken gehend, aber thätiger als zuvor; namentlich fällt in dieses Jahr die ihm allein zu dankende Gründung des aus den unscheinbarsten Anfängen hervorgegangenen, jetzt über 100 Betten verfügenden Mathilden-Landkrankenhauses, einer Anstalt zur Aufnahme heilbarer armer Kranker vom Lande bestimmt, die im Laufe der Jahre viele schwere und chirurgische Kranke aufgenommen und geheilt hat. K. hat dieser seiner Gründung sein ganzes Leben in uneigennützigster Weise geopfert und sich mehrmals in derselben bei Ausübung seines Berufes einen Rückfall seines schmerzhaften Leidens zugezogen. — Dabei war K. mehrfach litterarisch thätig, z. B. erschien 1853 von ihm, als Erweiterung einer früheren (1845) Publication, eine Schrift: „Eine neue operative Heilmethode der sämmtlichen Hornhautstaphylome ꝛc."; dabei Jahresberichte aus dem Landkrankenhause und der Augenheilanstalt, und endlich 1855, großes Aufsehen in der ärztlichen Welt erregend, ein Schriftchen: „Exstirpation eines Milztumor. Wissenschaftliche Beleuchtung der Frage über Exstirpation der Milz bei dem Menschen, ihre Ausführbarkeit, wie ihre Zulässigkeit". Die Operation, welche dieser Schrift zu Grunde lag und erst die dritte bekannte, jemals ausgeführte war, gab Anlaß zu einer lebhaften Polemik gegen dieselbe und den Operateur, namentlich von Seiten einiger Darmstädter Collegen, unter denen Gustav Simon obenan stand, der ein „Urtheil des Vereins hessischer Aerzte in Darmstadt" über diese und eine andere, ihrer Ansicht nach nicht gerechtfertigte Operation Küchler's provocirte und eine größere Schrift über die Milzexstirpation beim Menschen herausgab (1857). In Folge davon schrieb K. 1858 eine Gegenschrift: „Kurze Zergliederung der Schrift des Dr. G. Simon ꝛc." Heutzutage, wo auch noch andere Eingeweide, namentlich durch Simon selbst und andere deutsche Chirurgen mit glücklichem Erfolge exstirpirt worden sind, würde eine so erbitterte Polemik, wie sie damals stattfand, über eine allerdings sehr ungewöhnliche, aber in einzelnen verzweifelten Fällen doch vollkommen berechtigte Operation kaum noch möglich sein. — Trotz Krücken und Stöcken, denen K. einen Theil seines Körpergewichtes anvertrauen mußte, machte er abwechselnd mit dem Besuche von Bädern, namentlich von Wildbad, wissenschaftliche Reisen; so 1851 nach Belgien und England, 1855 nach Frankreich, 1856 nach Berlin, 1858 nach Wien; 1861—62 war er wieder Monate lang durch sein Beinleiden an das Bett gefesselt. 1862 wurde er auch zum Ober-Medicinalrath ernannt. — Außer kleineren Arbeiten, größtentheils ophthalmologischen Inhalts (Ueber Circumcision der Hornhaut, Iridectomie, schräge Beleuchtung des Auges als diagnostisches Hülfsmittel, Staar-

operation, Blepharoplastik, Exophthalmus, Tumoren der Augenhöhle), aber auch chirurgischen Inhalts (Anwendung der Arsenikpaste, Rhinoplastik, Kniescheibenbruch ꝛc.), die, nebst Jahresberichten über die beiden von ihm geleiteten Krankenanstalten in der „Deutschen Klinik“ von 1854—1866 erschienen, gab K. eine größere Arbeit 1863 heraus unter dem Titel: „Die Doppelnath zur Damm-Scham-Scheidennath ꝛc.“, mit 12 Tafeln in Farbendr., ferner 1868: „Die Querextraktion des grauen Staares der Erwachsenen“, beide Publikationen neue Operationsmethoden betreffend, die er schon früher durch Wort und Schrift zu verbreiten gesucht hatte; endlich in demselben Jahre auch der „Sanitätsdienst im Großherzogthum Hessen“, zur Erfüllung eines von den Verwaltungsbeamten lange gefühlten Bedürfnisses, in Folge wovon K. noch in demselben Jahre zum Geh. Ober-Medicinalrath ernannt wurde. — Wie die kriegerischen Ereignisse der Jahre 1849 und 1866, war der Deutsch-Französische Krieg von 1870—71 für den rastlosen Arbeiter eine noch in höherem Grade anstrengende Zeit. Außer seiner Thätigkeit in der Privatpraxis, in seiner Augenheilanstalt, im Mathilden-Landkrankenhause, wo er mit Beginn des Feldzuges seine beiden Assistenten abgeben mußte, übernahm er freiwillig die Direction des Reservelazareths in der Pionierkaserne, zweier Baracken im Bessunger Orangeriegarten, mit zusammen 168 Betten. In jenem Winter fand man ihn des Morgens um 6 Uhr bei der Visite und Nachts bei schriftlichen Arbeiten. Damals verschlimmerte sich sein seit mehreren Jahren bestehendes Blasenleiden, das ihn gegen Ende 1871 vollkommen an das Bett fesselte und den sonst so kräftigen Mann nach $1^1/_2$jährigen furchtbar schmerzhaften Leiden am 29. März 1873 enden ließ. — Küchler's letzte Arbeiten (Der rinnenförmige Mastdarmspiegel ꝛc., Die literarische Slowakenkrankheit — Flecktyphus —, Statistik der Hornhautstaphylome) finden sich in den „Memorabilien“, deren Mitarbeiter K. 1867 geworden war. — Außerdem hinterließ K., nicht gerechnet die Journale der beiden von ihm geleiteten Krankenanstalten, an 30000 selbst geführte vollständige Krankengeschichten von Privatkranken, womit er den Beweis geliefert hat, daß es auch für einen Privatarzt, wie er es in seiner 1844 (s. oben) erschienenen Schrift vorgeschlagen und empfohlen hatte, möglich sei, über alle seine Patienten Krankengeschichten zu führen. K. zeichnete sich, neben großer Energie, durch ein erstaunliches Organisationstalent und große Thätigkeit als Arzt aus. Seine wissenschaftlichen Arbeiten zeigen überall den Praktiker, der mit nüchternem Verstande sein Material sammelt und sichtet; einige derselben stellen entschiedene Fortschritte dar und werden in der Geschichte der Chirurgie und Augenheilkunde unvergessen bleiben.

Vgl. Dr. C. Küchler Sohn) in Friedrich Betz's Memorabilien. 18. Jahrg. 1873. S. 333. E. Gurlt.

Küchmeister: Michael K. (erst ein Jahrhundert später von wenig glaubwürdiger Seite als K. von Sternberg bezeichnet), Hochmeister des deutschen Ordens vom 9. Januar 1414 bis zu seiner Abdankung im März 1422, † den 15. Decbr. 1423. — Der Hochmeister Heinrich v. Plauen, ohne Zweifel der Retter des Ordens und seines Staates nach der Unglücksschlacht von Tannenberg, wurde bereits nach dreijähriger Regierung seines Amtes entsetzt, weil er in der Noth des Augenblicks für die Zukunft kein anderes Heil sah, als die Kräfte straff zusammenzufassen und gegen Unzuverlässige und Widerspenstige scharf, ja zu scharf und nicht ohne Gewaltthätigkeit zuzugreifen. Nicht blos einer der Hauptanstifter bei diesem Vorgehen gegen Heinrich v. Plauen war der oberste Marschall Michael K., sondern er wurde auch selbst an Stelle des Abgesetzten zu der höchsten Würde des Ordens erhoben. Die Hoffnung, von der er sich zunächst hatte leiten lassen, durch größere Nachgiebigkeit die Polen zur

Ermäßigung ihrer Forderungen, zum Eingehen auf einen festen Frieden zu bewegen, schlug vollständig fehl. Obwol er dem Könige Wladislaw (Jagiello) mit der Anzeige seiner Erhebung zugleich eine friedlichere Regierung zusicherte, um dadurch den Krieg, welchen Heinrich v. Plauen noch kurz vor seiner Absetzung begonnen hatte, mit einem Male zu beendigen, stellten die Polen dennoch auf einer Zusammenkunft des Königs mit dem neuen Hochmeister, jenen mit sich fortreißend, Forderungen, wie sie seit beinahe einem Jahrhundert, seit dem ersten Beginne des preußisch-polnischen Streites, nicht lautbar geworden waren. Sofort ging es in den neuen Krieg, der auf beiden Seiten eine ganze Reihe von Städten in Flammen aufgehen ließ; erst als in diesem „Hungerfeldzuge" das preußische Land wieder auf weite Strecken hin aufgezehrt war, kam durch die Vermittelung eines päpstlichen Legaten ein zweijähriger Waffenstillstand zu Stande, welcher, wie der Thorner Friede den Papst, so das Kostnitzer Concil zum obersten Schiedsrichter einsetzte. Aber weder Kaiser, noch Papst, noch Concil vermochte die verfahrene Frage zur Entscheidung zu bringen, und nicht zum wenigsten, da Niemand die Macht besaß, einem eigenen Spruche bei den streitenden Parteien selbst Geltung zu verschaffen; eine Reihe von Jahren hindurch entwickelt sich da ein ebenso unfruchtbares, wie widerwärtiges diplomatisches Intriguenspiel, bei welchem sich die großen politischen und kirchlichen Fragen der Zeit bald wechselsweise, bald ineinander greifend mit der preußisch-polnischen Frage verquickten. Das Einzige, was aus allen Verhandlungen hervorging, waren die wiederholten Verlängerungen des Waffenstillstandes, aber doch auch sie nur, weil die Parteien selbst in der ganzen Zeit wegen mangelnder Kräfte nicht allzu geneigt, kaum fähig waren, wieder zu den Waffen zu greifen. Schon hatten endlich im Sommer 1420 Polen und Masowier abermals ihre Waffen in das südliche Preußen hineingetragen, wobei, wenn auch sonst nichts erreicht, so doch das Land von neuem mit Raub und Brand schrecklich verwüstet wurde, als noch ein neues, für den Orden höchst gefährliches Moment hinzukam: der König schloß um Ostern mit dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, dem der Rückgewinn der Neumark am Herzen lag, einen Vertrag ab, der die Heirath der zur Erbin Polens bestimmten Tochter des Königs mit dem zweiten Sohne des Kurfürsten festsetzte und zugleich ein gegenseitiges Bündniß gegen den Orden enthielt, d. h. das Ordensland vom Reiche abschnitt. Die Erkenntniß, daß nunmehr bei den Polen der Krieg gegen den Orden beschlossene Sache wäre, der Anblick der jammervollen Lage des eigenen Landes und die allgemeinen Beschwerden und Klagen, die fast täglich einliefen und in Danzig gar zu einem Aufruhr führten, sodann Mißmuth und Verzweiflung über das völlige Fehlschlagen der eigenen Politik, endlich schwere körperliche Leiden bewogen den Hochmeister, Amt und Würde niederzulegen. — Verfolgt man die innere Regierung und Verwaltung Küchmeister's genauer, so gewinnt man wol den Eindruck, daß es durchaus nicht lediglich persönlicher Ehrgeiz gewesen war, was ihn einst zu der Empörung gegen den Hochmeister Heinrich v. Plauen getrieben hatte, sondern zum guten Theile wenigstens ehrliche Ueberzeugung von der Verkehrtheit und Schädlichkeit der aggressiven Politik desselben; nur hatte er sich leider in der Art der Polen sehr schlimm verrechnet. Die Folge davon, daß es bei der Steigerung der polnischen Forderungen nie zu einem festen Frieden kam, war trotz der Erneuerungen des Waffenstillstandes die unabweisbare Nothwendigkeit für den Orden, sich fortwährend gerüstet zu halten und, da dieses jetzt nur noch durch Annahme von Söldnern möglich war, dem durch die letzten Kriege verheerten Lande dauernd schwere Lasten aufzulegen. Sichtlich ließ es sich K. angelegen sein, die Einigkeit zwischen dem Orden und den Ständen des Landes zu pflegen. Nicht blos bei der Entscheidung innerer Zwistigkeiten und bei der

allgemeinen Gesetzgebung zog er den Beirath der Stände herbei, sondern auch bei wichtigen auswärtigen Verhandlungen that er „nichts ohne das Wissen des gemeinen Landes"; gegen die Empörer in Danzig ging er, anders als einst in ähnlichem Falle Heinrich v. Plauen, streng gesetzlich vor; um die preußischen Hansestädte nicht völlig mit ihren Genossen zu überwerfen, verzichtete er schließlich ganz auf den ergiebigen Pfundzoll, jene Handelsabgabe, die einst nur zu hansischen Zwecken eingeführt, dann aber von den Hochmeistern in ihrer Geldnoth zumeist für sich selbst in Anspruch genommen war. Aber das Alles konnte doch dem gesunkenen Handel, dem darniederliegenden Ackerbau des Landes, der Geldnoth des Ordens nicht mehr aufhelfen, und immer vernehmlicher trat die allgemeine Unzufriedenheit zu Tage. — Nach seiner Abdankung lebte K. nicht volle zwei Jahre mehr in Danzig, wohin er sich „abgebeten" hatte.

J. Voigt, Gesch. Preußens, 7. Bd. (1836); Caro, Gesch. Polens, 3. Bd. (1869); Acten der Ständetage Preußens, herausgegeben von Töppen, 1. Bd. (1878); Scriptores rerum Prussicarum, 3. u. 4. Bd. (1866 u. 1870).

Lohmeyer.

Kücken: Friedrich Wilhelm K., ein bei der großen Menge sehr beliebter Liedercomponist, der zwar vor dem Kunstrichter wenig Gnade fand, doch aber einige Lieder geschaffen hat, die durch Einfachheit und innigen Ausdruck unvergänglich bleiben werden. K. war den 16. Novbr. 1810 in Bleckede im Lüneburgischen geboren. Sein Biograph Neumann (Kassel, bei Balde) gibt zwar den 10. an, doch scheint dies auf einem Druckfehler zu beruhen, da auch sämmtliche Nekrologe den 16. verzeichnen. Kücken's Vater war ein wohlhabender Landwirth und großer Musikliebhaber, in dessen Hause viel musicirt wurde. Des Sohnes musikalische Anlagen zeigten sich schon frühe; ohne Unterricht lernte er Klavier spielen und componirte allerlei kleine Stücke. Durch die um 1826 stattfindende Verheirathung seiner Schwester mit dem Musikdirector und Schloßorganisten Friedrich Lührß wurde der Trieb nach musikalischem Unterricht mächtig in ihm angeregt und obgleich er vom Vater bereits zum Landwirth bestimmt war, gab derselbe den dringenden Bitten seines Sohnes doch nach und ließ ihn mit seinem Schwiegersohne nach Schwerin gehen. Dort, unter der Anleitung desselben, machte er in Composition und praktischen Studien schnelle Fortschritte. Einige Stücke für den dortigen Militärchor, eine Cantate, das Duett „Der Jäger" und das als „Thüringer Volkslied" allbekannt gewordene „Ach, wie wär's möglich dann", fanden allerseits die beste Aufnahme und sogar der Großherzog Paul Friedrich zog ihn an den Hof, wo er als Klavierlehrer des Prinzen und der Prinzessin, sowie als Mitwirkender in den musikalischen Abendunterhaltungen der großherzoglichen Familie thätig war. — Durch die Vermittelung des Frhrn. v. Sell, damals Gouverneur der großherzogl. Kinder und ein großer Musikliebhaber, ging K. im J. 1832 nach Berlin, um sich dort bei dem als Lehrer im Contrapunkt bekannten Birnbach weiter auszubilden. Seine Geistesrichtung war aber nicht auf das Ernste und Erhabene gerichtet. „Ach, wie wär's möglich dann" blieb für sein ganzes Leben der Ton, den er am liebsten anschlug und so entstanden auch in Berlin eine Anzahl seiner bekanntesten und am meisten beliebt gewordenen Lieder, wie „Du bist wie eine Blume", „Maurisches Ständchen", „Das Mädchen von Juda", „Ach, wenn du wärst mein eigen" u. a. m. Außerdem aber auch Sonaten, Duos, eine Oper „Die Flucht nach der Schweiz", welche im königl. Theater in einem Winter 14 Mal mit großem Beifall zur Aufführung gelangte.

Rob. Schumann's Zeitschrift „Neue Zeitschrift für Musik" fällt im Jahre 1837 in Nr. 16 des 7. Bandes folgendes treffende Urtheil. Es heißt dort: „Hr. K. ist, seinen Duo's nach, ein glatter, freundlicher junger Mann, dem man

nichts anhaben kann, und schüttelts aus den Fingern. In Leichtigkeit der Form und Melodie streifen die Sonaten an Reissiger's Compositionen in dieser Art, der indessen bei weitem besser erfindet und mehr auswählt. Die Form ist eine alte gewöhnliche: Cdur, Gdur, ein wenig Amoll, Cdur; die Melodie hält sich zwischen deutscher Prosa und Bellini'scher Weichlichkeit; namentlich klingen im ersten Satz in Nr. 2 die weltberühmten Triolen aus dem Montecchi-Finale doch zu mächtig hindurch. Dem Scherzo fehlt alle Feinheit des Witzes, dagegen er sich im sogen. ‚à la Russe' mit Geschick und Natürlichkeit auszudrücken versteht. Zusammen genommen: Die Sonaten werden jungen Talenten weder viel nützen noch schaden, jedenfalls sie unterhalten". Ein andermal heißt es dort bei Besprechung der oben erwähnten Oper, die um 1839 bei Schlesinger in Berlin im Klavierauszuge erschien (Bd. 11 S. 157): „Kücken's Musik ist im übrigen leicht, fließend und melodiös, wenn auch ohne erhebliche Erfindung und nicht aus dem Kreise des Gewöhnlichen heraustretend". Wie beliebt K. damals als Componist bereits war, gibt uns eine andere Besprechung seiner Duette op. 25 zu erkennen. Otto Lindner, in Berlin lebend, schreibt in derselben Zeitung (Bd. 13 S. 127): „Ein nicht Geringeres haben die Duetten dieses Componisten beigetragen, diese Gattung überhaupt in Credit zu bringen. Manch schöne Lippe lächelt schöner und manches Auge leuchtet sehnsuchtstrunkener bei seines Namens wohlbekanntem Klange. Sehr gleich ist es übrigens, welches von den Kücken'schen Duetten man im Sinne hat, wenn man ihre Formenfertigkeit, die Leichtigkeit in Stil und Ausdruck, den schmeichelnden Wohlklang und die lebendige Empfindungssprache rühmt, die sich jedoch wol in acht nimmt, durch allzu starke Rührung das gemüthliche Behagen, die stillvergnügte Laune zu verscheuchen". Auch auf S. 185 desselben Bandes werden die Vorzüge der Kücken'schen Muse treffend charakterisirt. Es heißt dort: „Wie Wenige der zahllosen Liedercomponisten, hat sich K. des Salontons zu bemeistern gewußt. Gewandte, glatte Technik, meist ausdrucksvolle, stets sangbare Melodie, Wärme der Empfindung, eine Declamation, die, wenn auch der feineren Abstufung einer tiefen Charakteristik entbehrend, doch nirgend durch Unpassendes, Verfehltes stört, das sind da, wo poetische Tiefe der Auffassung, Originalität der Erfindung verlorene Posten sein würden, immerhin achtbare Tugenden. Sind seine Lieder nicht frei von bloßen Floskeln und flachen Conversationswendungen, so sinken sie doch nirgends zu der gassenhauerartigen Frivolität, die in den Proch'schen und öfters in den Fr. Lachner'schen Liedern so abstoßend hervortritt".

Auch in Berlin war K. in den aristokratischen Kreisen eine gesuchte Persönlichkeit und man drängte sich, ihn als Lehrer zu gewinnen, so der Graf von Redern und der Prinz Georg von Cumberland, der spätere König von Hannover. Im Jahre 1841 ging K. nach Wien und studirte unter Sechter Contrapunkt und Fuge. Einer Einladung nach der Schweiz folgend, dirigirte er 1843 die großen Männergesangvereinsfeste zu St. Gallen und Appenzell, gründete in Teufen im Verein mit dem Präsidenten Roth einen Gesangverein, der in kurzer Zeit einen bedeutenden Aufschwung nahm und erfolgreiche Resultate lieferte. In diesem Jahre ernannte ihn der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin zum Hofcomponisten, auch wurde die längst geplante Reise nach Paris in diesem Jahre ausgeführt. Dort schrieb er die am meisten bekannt gewordene seiner Opern „Der Prätendent", die aber erst 1847 in Stuttgart zum ersten Male gegeben wurde und dann in fast allen Städten die beste Aufnahme fand. Wieder nach Berlin sich wendend, erhielt er hier im Jahre 1851 den Ruf als zweiter Kapellmeister an der Stuttgarter Hofbühne, wo er neben Lindpaintner wirkte und nach dessen Tode im J. 1856 in dessen Stellung eintrat. Im J. 1861 nahm er seinen Abschied und zog sich als Privatmann nach Schwerin zurück.

Wie beliebt K. in den gesellschaftlichen Kreisen war, die seine Lieder, Duette und Quartette über alles schätzten, bewies wieder 1863 sein Aufenthalt in Straßburg, wo er mit Berlioz, Abt und anderen als Preisrichter fungirte und vor allen anderen durch Ovationen jeglicher Art ausgezeichnet wurde. — Am Abend des 3. April 1882 verschied K. plötzlich in Schwerin. Die neue Berliner Musikzeitung schreibt (1882, S. 114): „Wenn auch bereits über 71 Jahre alt, erfreute sich der Verewigte doch noch einer seltenen körperlichen wie geistigen Rüstigkeit. Noch am Vormittage hatte er sich der Pflege seiner Lieblinge, der Rosen, gewidmet, die den kleinen Vorgarten seines am Pfaffenteiche gelegenen Hauses im Sommer zu einer viel bewunderten Sehenswürdigkeit Schwerins machten, und den Abend hatte er in heiterem Freundeskreise zugebracht, von wo er mit der Pferdebahn heimfuhr. Am Ende der Strecke wollte der Conducteur ihn daran erinnern, daß es Zeit sei auszusteigen. Allein K. war bereits verschieden. Ein Schlaganfall hatte schnell und unvermerkt seinen Lebensfaden durchschnitten. Noch mit der Cigarre in der Hand saß er da — es war zu Ende“ Rob. Eitner.

Kudernatsch: Johann K., Bergverwaltersadjunct und Sectiongeologe. K., geb. am 6. August 1819 zu Neujahrsdorf in Böhmen, widmete sich dem Montanfache und besuchte 1843—44 den mineralogischen Curs des montanistischen Museums unter Haidinger in Wien. Derselbe wurde später dem Generalmünzprobiramte zugetheilt und dann als Bergverwaltersadjunct in Steierdorf bei Orawitza im Banat angestellt. Hier unternahm K. werthvolle geologische Forschungen, deren Ergebnisse in den Berichten der naturforschenden Freunde in Wien veröffentlicht worden sind. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit auf seine besonderen geologischen Kenntnisse gelenkt und derselbe bei Errichtung der geologischen Reichsanstalt in Wien 1850 als Sectionsgeologe an dieser Anstalt einberufen. In dieser Stellung betheiligte sich K. während einiger Jahre an der geologischen Erforschung, namentlich der österreichischen Alpen und im Hausruckgebiete. Zahlreiche geologische und paläontologische Publicationen in den Schriften der geologischen Reichsanstalt legen Zeugniß ab von der Tüchtigkeit dieses jungen eifrigen und geistreichen Forschers. Doch schon 1852 nöthigte ihn seine in Folge einer schweren Krankheit in hohem Grade geschwächte Gesundheit auf die anstrengende Thätigkeit der geologischen Aufnahmsarbeiten zu verzichten und K. kehrte deshalb in seine frühere Stellung nach Steierdorf zurück, wo er seine geologischen Studien, soweit es sein Zustand zuließ, eifrigst fortsetzte. In diese Zeit fällt auch eine ihm übertragene Untersuchungsarbeit in der Gegend von Teplitz in Böhmen. Zum Zwecke der Wiederherstellung seiner Gesundheit war er 1855 nach Wien übergesiedelt, wo ihn bereits am 14. April 1856 ein frühzeitiger Tod ereilte. Unter seinen Publicationen sind zu nennen: „Geologische Notizen aus den Alpen“, „Ueber den Banater Gebirgszug“, „Der Bergbau im Banat“; „Die Cephalopoden des Adnether Marmors“, „Die Cephalopoden des Ooliths von Swinitza“, zwei wichtige paläontologische Arbeiten, dann: „Das Eisensteinlager von Gollrad“, „Ueber Guttensteiner Kalk“, „Die Goldwäschereien des österreichischen Kaiserstaates“, „Niederösterreich südlich der Donau“, „Der Semmering-Tunnel“; endlich „Ueber das Steierdorfer Kohlenlager“, welche sämmtlich in den Schriften der geologischen Reichsanstalt mitgetheilt worden sind.

Jahrbuch der geol. Reichsanstalt, Bd. VII. 375. Gümbel.

Kudler: Joseph Ritter v. K., Nationalökonom und Rechtsgelehrter, wurde geboren zu Graz am 10. Oct. 1786. Frühzeitig seines Vaters beraubt, lernte er schon in jungen Jahren den Ernst des Lebens kennen, und nur mit großer Aufopferung konnte eine treue, sorgfältige Mutter seine erste Bildung vollenden. Mächtig zogen den hochbegabten Jüngling die Wissenschaften an. Da nahm

sich Kudler's dessen Oheim, der um die Rechtsentwickelung so hochverdiente Hofrath Zeiller an, eröffnete ihm väterlich sein Haus und sorgte für seine Erhaltung und wissenschaftliche Ausbildung, welch' letztere K. von der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät der Wiener Universität genoß. Noch ehe er das Doctorat erworben, ward er supplirender Professor der Statistik und der politischen Wissenschaften an dieser Hochschule, und sofort nach Erlangung des Doctorgrades Professor der genannten Fächer am Lyceum in Graz. Die 11 Jahre, welche K. nun in seiner Vaterstadt als Lehrer wirkte, waren eine Zeit der Vorbereitung für sein späteres schriftstellerisches Wirken. Selbständig litterarisch thätig trat er damals nur wenig hervor. Um so bedeutender war sein praktisches Wirken. An der Gründung der steiermärkischen Landwirthschaftsgesellschaft, sowie des Lesevereins am Joanneum in Graz (eines Brennpunktes des geistigen Lebens der Stadt) war K. lebhaft betheiligt. Als Director des Lesevereines (seit 1818), oblag ihm auch die Herausgabe des Vereinsorganes, der „Steiermärkischen Zeitschrift", eines damals sehr verbreiteten Blattes, in dem verschiedene Aufsätze Kudler's erschienen. Große Verdienste erwarb sich K. damals um die Ausbildung und Verbreitung der Feuerschaden-Versicherungsanstalten, besonders der sogen. wechselseitigen. Ein zuerst im „Aufmerksamen" (Beilage zur Grätzer Zeitung) vom 7. Aug. 1824 erschienener Artikel, in dem K. den großen volkswirthschaftlichen Nutzen derartiger Institute darthat, durchlief beinahe die ganze Presse der Monarchie. Im J. 1821 erfolgte Kudler's Berufung nach Wien auf die Lehrkanzel der politischen Wissenschaften und der österreichischen politischen Gesetzkunde, und nun beginnt erst recht eigentlich seine große wissenschaftliche Thätigkeit. 1824 erscheint seine „Erklärung des Strafgesetzes über schwere Polizei-Uebertretungen", da die Polizeiwissenschaft, einschließlich des Polizeistrafrechtes nach damaliger Studienordnung an den Universitäten in die Lehraufgabe des Professors der politischen Wissenschaften fiel. Gleich nach seinem Erscheinen wurde das Werk von der Kritik als eine Musterleistung hingestellt. (S. Recension von Dr. Kerschbaumer in Wagner's Zeitschrift für österr. Rechtsgelehrsamkeit, Jahrg. 1825, 3. Bd., S. 73 ff.) Bald war das Buch in Tausenden von Händen, und eine Auflage jagte die andere. In rascher Folge erschien nun von K. eine Reihe von Aufsätzen und Recensionen über Fragen und Werke strafrechtlichen und volkswirthschaftlichen Inhaltes in der Zeitschrift für österr. Rechtsgelehrsamkeit und politische Gesetzkunde, deren Redaction K. später (1834) nach Wagner's Tode übernahm und bis einschließlich 1849 im Vereine mit den namhaftesten Gelehrten Wiens führte. K. ist in diesen Recensionen ein strenger, aber immer wohlwollender Kritiker, der nie persönlich wird, so scharf und schneidend sein Urtheil auch ausfallen mag. Wir können daraus viele von Kudler's volkswirthschaftlichen Ansichten kennen lernen, besonders was die Fragen der Besteuerung betrifft; denn diese Recensionen treten, so kurz und gedrungen sie auch sind, doch weit aus dem Rahmen bloßer Besprechungen heraus. Und da K. leider kein eigenes Werk der Finanzwissenschaft gewidmet hat, verdienen die einschlägigen erhöhte Beachtung. Die Steuern, führt K. aus, sollen so lange als möglich nur auf das reine Einkommen gelegt werden. Consumtionssteuern verwirft K. ziemlich allgemein und führt durch, wie ihre Erhebung meist drückender sei, als die der directen Steuern; unbedingt verdammt er die Accise, von welcher er behauptet, daß ihr sogar ein besonderer rechtlicher Grund der Steuerpflicht nicht zuerkannt werden könne, denn es könne nicht angehen, diesen in dem staatlichen Schutze der Consumtion zu suchen. Es bleibe zu bedenken, „daß das Volk nur deshalb für seine Erzeugnisse Schutz sucht, weil sie Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse sind, — daß sich der Güterwerth von der Idee des Gütergebrauches nicht trennen läßt, daß also kein Grund vorhanden

ist, denjenigen, der schon für den Schutz seines Erwerbes besteuert wurde, nun für den Schutz des Genusses des Erworbenen noch besonders zahlen zu lassen. Auch in Hinsicht der Gefahr der Demoralisirung des Volkes durch den Reiz zu Defraudationen steht die Accise den directen Steuern bei weitem nicht gleich. Die Anlockung und Gelegenheit sind bei der ersteren weit größer &c." (Recension von A. S. v. Kremer's Steuerwesen). K. hatte ursprünglich keineswegs die Absicht gehegt, ein Lehrbuch der Volkswirthschaft zu schreiben. Daß er doch eines verfaßt hat, verdanken wir zwei Umständen. Damals waren als Lehrbuch der politischen Oekonomie in Oesterreich noch immer Sonnenfels' „Grundsätze der Handlungswissenschaft" (der zweite Theil seiner „Grundsätze der Polizei, Handlung und Finanz") vorgeschrieben. Daß dieses Werk schon seit geraumer Zeit als Lehrbuch nicht mehr entsprach, bedarf kaum der Andeutung. Es war eigentlich, wie K. es treffend kritisirt, ein Handbuch der Wohlstandspolitik, dessen Principien aber, da kein Unterricht in der theoretischen Volkswirthschaftslehre vorausging, gewissermaßen in der Luft schwebten. Von Theorie und selbst Praxis war es überholt, der Lehrer aber gleichwol nach der damaligen Studienordnung, beim Ertheilen des Unterrichtes daran gebunden, denn der mündliche Vortrag sollte nichts weiter sein, als eine Erklärung, oft nur Umschreibung der obrigkeitlich vorgeschriebenen Lehrbücher. Daß diese Forderung Sonnenfels gegenüber unerfüllbar, lag auf der Hand. So bekam denn der Unterricht aus der Volkswirthschaftslehre — nicht zu seinem Vortheile — einen negativen Charakter, er kleidete sich in die Form der Kritik, und erheischte dringend ein neues Lehrbuch. Ueberdieß erging auch die directe Aufforderung hierzu an K. von dem jungen Erzherzog Wilhelm, dessen Lehrer in den Staatswissenschaften er gewesen war. Dieser Umstand konnte K. hoffen lassen, daß der Druck der damaligen Büchercensur nicht mit voller Schwere auf ihm lasten werde. (Daß er diesen hart genug habe empfinden müssen, erklärte K. später selbst im constituirenden Reichstage.) So entschloß er sich denn zur Herausgabe eines kurzen Lehrbuchs, das, wie er in der Vorrede sagt, nur ein Leitfaden für die Vorlesungen sein, und Lehrer wie Schüler zur weiteren Ausführung und Vertiefung des Gegenstandes Raum lassen sollte. Es erschien 1846 in Wien unter dem Titel „Die Grundlehren der Volkswirthschaft" in 2 Theilen, in deren erstem die theoretische, im zweiten die praktische Nationalökonomie vorgetragen wird. Um dieses Werk (bei dessen Abfassung und Herausgabe K. übrigens sehr gedrängt wurde), richtig zu würdigen, ist es nöthig, auf alle die Umstände Rücksicht zu nehmen, welche seine Abfassung veranlaßt, sowie bei seinem Entstehen geherrscht haben. So ist es denn auch nicht zu verwundern, daß das Hauptgewicht und die größten Vorzüge des Buches dort liegen, wo der Verfasser seine langjährige Opposition gegen die Ansichten der alten Schule zum Ausdrucke bringt, deren Lehrsätze gleichwol mehr denn ein Drittel Jahrhundert ihm hätten die Basis seiner Vorträge sein sollen: so ist es leicht erklärlich, daß der zweite oder praktische Theil, den ersten, den theoretischen, bei weitem überragt. Nicht als ob dieser nicht auch ein gutes, zum Theile geradezu vortreffliches Lehrgebäude aufstellte, aber jene überzeugende Kraft, die dem praktischen Theile durchaus eigen ist, besitzt er nicht in gleichem Maße, einzelne Unvollständigkeiten (wie im geschichtlichen Theile) kommen vor, von einigen Undeutlichkeiten, selbst Widersprüchen (Theorie des Tauschwerthes, der Grundrente) hat K. hier nicht völlig sich freizuhalten vermocht. Um so glänzender tritt der zweite, praktische Theil hervor. Mit überzeugender Schärfe thut K. dar, wie irrig, ja wie verderblich für die Wirthschaft des Volkes die alte beengte und beengende Theorie der Prohibitivschule gewesen, wie die Freiheit des Erwerbes, des Eigenthumes, Besitzes und Verkehres das Natürliche, wie alle die Einrichtungen, welche sie beschränken oder gar aufheben, der Entwicke-

lung des Wohlstandes, und damit der Förderung der Kulturzwecke fast durchwegs feindlich und zuwider seien. Damit nahm K. nun auch in einem Lehrbuche den Kampf auf gegen eine Menge bestehender ökonomischer und socialer Einrichtungen, — zu jener Zeit, wo eine Staatseinrichtung gut war, weil sie bestand, nicht aber bestand, weil sie gut war — ein gefährliches Beginnen! So entschieden nun K. die Beseitigung der auf dem Landbau liegenden Lasten der Unterthänigkeit, besonders des Zehents und der Robot verlangt, so bestimmt er für die volle Gewerbefreiheit eintritt, so räumt er doch ein, daß die Nothwendigkeit den eigenen Staat in Betreff der Sicherheit und Stetigkeit seiner Versorgung mit den Producten des Gewerbefleißes unabhängig vom Auslande zu stellen, und daß vor allem die Hebung und Festigung seiner Productivkraft die Einführung oder Beibehaltung von Zollmaßregeln zum Behufe der ungestörteren Entwickelung und des Schutzes der heimischen Industrie nothwendig machen können, insoferne durch diese Zölle ein Ausgleich in den verschiedenen Productionskosten der Länder bewirkt wird — nie aber sollen Schutzzölle höher gehalten sein. Wären sie höher, so würden sie die eigene Volkswirthschaft, wie K. glänzend ausführt, lediglich schädigen. Aber auch diese mäßigen Schutzzölle müßten, wo es nur irgend möglich sei, vermieden werden, und in dieser Hinsicht sei die Hauptaufgabe der Staatswirthe durch Hinwegräumen aller Umstände, welche die Production vertheuern, solche Zölle entbehrlich zu machen. Daß aber K., der in früherer Zeit nur die unbedingte Freiheit des Handels vertrat (so 1834 in seiner glänzenden Recension von Fränzl's: Ueber Zölle, Handelsfreiheit &c.), 12 Jahre später den Schutzzoll, wenn auch nur theilweise, — als ein öfters nothwendiges Uebel, um noch größeres zu verhüten — gelten läßt, das beweist, daß auch K. sich dem gewaltigen Einflusse Fr. List's nicht hatte entziehen können. Kudler's Lehrbuch fand, wie es zu erhoffen, ja wie es nicht anders zu erwarten war, die weiteste Verwendung. Indem es an die Stelle desjenigen von Sonnenfels trat, eröffnete es der wissenschaftlichen Behandlung der Volkswirthschaftslehre an den österreichischen Universitäten recht eigentlich allgemein die Pforten. In seiner bevorzugten Stellung, als herrschendes Lehrbuch, hat es sich wol lange siegreich erhalten, als auch in Oesterreich die Lehr- und Lernfreiheit längst zur Wahrheit geworden war. Als Lehrer war K. eine Größe ersten Ranges. Sein Vortrag, unterstützt durch ein klangvoll-tiefes Organ, völlig frei, schlicht im Ausdrucke, aber von vollendeter Form, war bezaubernd; nie eine leere Phrase, kein Wort zu viel, nie eine Wiederholung, alles aufgebaut und getragen von strenger Logik! Kudler's Disputationen, deren er viele mit seinen Schülern veranstaltete, waren berühmt und versammelten immer ein großes Auditorium. So brachte K. zu einer Zeit, wo der ganze Druck des Reglements auch auf der Wissenschaft lastete, und ihre Lehre nur obrigkeitlich nach dem inneren Gehalte und Maße punzirt und geaicht in den Verkehr der Geister treten durfte, einen neuen, bis dahin ungeahnten Schwung in das akademische Leben. K. hat tüchtig Schule gemacht: eine stattliche Schaar angesehener zum Theil hervorragender Gelehrten ist aus seinen Hörsälen hervorgegangen und ihm ist es zum guten Theile zu danken, daß die später in rascher Folge sich in Oesterreich ablösenden großen socialen und wirthschaftlichen Reformen, denen er so lange vorgearbeitet, von wohl vorbereiteten Kräften in Angriff genommen und durchgeführt werden konnten. Trotz aller (freilich immer gerechten) Strenge hingen seine Schüler begeistert an ihm, keiner, der ihm nicht das beste Andenken bewahrte. Das J. 1848 sah K. aus dem Lehramte, dem er an 40 Jahre gewidmet, scheiden. Eine neue, wenn auch leider nur kurze, Thätigkeit sollte ihm Gelegenheit geben, sein reiches Wissen dem Wohle seiner Mitbürger und seines Staates in anderer Weise zu weihen. Das Vertrauen der Wähler der damaligen

Wiener Vorstadtgemeinde „Laimgrube" berief ihn als Abgeordneten in den constituirenden Reichstag. K. war dessen erster Alterspräsident. K. sprach selten, aber was er sagte und wie er es sagte, war immer bedeutend. An der Discussion betheiligte er sich erst, als der durch die October-Revolutionsereignisse in Wien gesprengte Reichstag in Kremsier seine Sitzungen wieder aufgenommen hatte. K. wollte die Ordnung, die rechtliche Entwickelung. In seinen Augen „ist das Rechtsgesetz nicht feindlich gegen die Freiheit, die Freiheit selbst hat keine andere Basis, sie wird durch das Rechtsgesetz normirt. Das Rechtsgesetz will sie und wird sie schützen". So trat er denn auch mit vollem Gewichte ein für die Wahrung des Rechtes, wo immer er es gefährdet erachtete. Dem Antrage, daß durch ein freisprechendes Urtheil eines Geschworenengerichtes der Straffall für immer abgethan sei, stellte er die Forderung entgegen, daß eine Wiederaufnahme des Verfahrens zulässig sein solle, neuen Beweismitteln (nicht aber Verdachtsmomenten) gegenüber, unter Uebernahme der Leistung einer vollen Genugthuung von Seite des Anklägers, denn, führte er aus, das Urtheil der Geschworenen sei allerdings Recht, aber nur formales, die Aufgabe der Gerechtigkeit aber sei die Wahrung des wahren Rechtes (76. Sitzung des constituirenden Reichstages [24. in Kremsier] vom 23. Jan. 1849). Strenge sollte die Handhabung des Rechtes, milde die Strafe sein. In der folgenden Sitzung am nächsten Tage stellt K. im Gegensatze zum Commissionsantrage, welcher die Todesstrafe lediglich für politische Verbrechen abschaffen will, den Gegenantrag auf deren allgemeine Aufhebung. Und Tags darauf begründet er in glänzender Rede seinen Antrag. „Politische Verbrechen", ruft er dem Reichstage zu, „sind verschieden zu beurtheilen nach dem Zustande der Gesellschaft, in dem sie vorkommen, nach den Beweggründen, die dazu geleitet haben". Die Todesstrafe bekämpft K. wegen der durch Mißgriffe in der Anwendung entstehenden Gefahr, und weil bei ihrer Anwendung die Geltendmachung des Rechtes unsicherer wird. Das Volk durch harte Strafen vom Unrechte abhalten wollen, heiße in einen gefährlichen Zirkel zu verfallen, denn das Volk verkomme dadurch sittlich. „Das Volk bleibt roh und verwildert", ruft er aus, „wenn ihr es als roh behandelt". Vielleicht etwas inconsequent gegen sein volkswirthschaftliches Glaubensbekenntniß, tritt K. in der 82. (30.) Sitzung vom 31. Januar für die Auflage von Abfahrtsgeldern an Auswanderer ein, mit der Motivirung, die bestehende Staatsschuld sei eine Schuld Aller, der man sich durch das Verlassen des Staates nicht einfach entziehen dürfe. — Glänzend war Kudler's letztes parlamentarisches Auftreten, als die Normirung des Verhältnisses des Staates zur Kirche eine lebhafte Debatte hervorgerufen hatte. So energisch K. die volle Gewissensfreiheit verlangte, so vernichtend seine Kritik der Staatskirche war, so entschieden wollte er, von echt josephinischem Geiste durchweht, die Macht des Staates der Kirche gegenüber gewahrt wissen, wo es die Erfüllung der Aufgaben des Staates erfordere. „An dem Dasein, an dem Gedeihen, aber auch an dem richtigen Wirken der Kirche hat der Staat nicht etwa das gemeine Interesse, wie an einer anderen, etwa einer ökonomischen Gesellschaft, sondern das höchste Interesse; denn es hängen die sittlichen Interessen damit zusammen". Und dem Vorwurfe, daß diejenigen die Freiheit der Kirche unterdrücken wollen, die — wie er — keine Anhänger der Theorie der vollständigen Nicht-Einmischung des Staates in die Verwaltungsthätigkeit der Kirche seien, diesem Vorwurf setzt er entgegen: „Nein, ich will auch die Freiheit für die Kirche, und die volle Freiheit, sobald dies der bürgerlichen Gesellschaft durchaus keinen Nachtheil zuzieht. Von einer vollen Unabhängigkeit und Selbständigkeit einer Gesellschaft im Staate kann man überhaupt nur sprechen ohne publicistische Bildung. Denn als vollkommen unabhängig kenne ich nur Einen im Staate, das bürgerliche Oberhaupt". —

K. genoß großes Ansehen im Reichstage, und ob er auch manches Wort sprach, das den Stimmführern, rechts wie links, als herbe Zurechtweisung erscheinen mußte, so folgte doch, wenn er die Tribüne verließ, immer einmüthiger Beifall seiner eindringlichen Rede. K. war Mitglied des Ausschusses für Unterrichtsangelegenheiten und Berichterstatter des staats- und volkswirthschaftlichen Ausschusses. Unmittelbar vor seiner Auflösung wählte der Reichstag K. noch zu seinem ersten Vicepräsidenten. Nur ein Mal noch trat K. vor die Oeffentlichkeit. Es geschah in der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, vor der er am 8. Oct. 1851 einen Vortrag hielt „Ueber Gesetze, welche die Forderung von Kapitalzinsen im Privatverkehre beschränken". Es war dies seine letzte und vielleicht seine beste wissenschaftliche Leistung. Sicherlich gehört es zum Bedeutendsten, was über die so oft erörterte Frage der Zins- und Wuchergesetzgebung gesprochen und geschrieben worden ist. Mit voller Klarheit erfaßt K. das Unsittliche des eigentlichen Wuchers, als des „Strebens, den Nothstand Anderer zur Erlangung eines übermäßigen Gewinnes zu mißbrauchen". Das Strafbare desselben findet er, wo dieses Streben in äußerlicher Darstellung erscheint; denn dann werde es zur öffentlichen Unsitlichkeit, die strafbar sei. Mit aller Schärfe führt er aus, wie ein noch so hoher Zinsfuß, als solcher, nun und nimmer das Wesen des Wuchers ausmachen könne; wie widersinnig eine gesetzliche Normirung der Höhe der Kapitalzinsen sei, die, als ein für die Benützung aufgeborgter Kapitale entrichteter Preis, allen Gesetzen der Preisbildung unterliegen und, wie jeder Preis einer Waare, verändert würden durch alle Umstände, welche auf die Productionskosten dieser Waare, wie auf die Marktverhältnisse von Einfluß seien; ja wie eine Fixirung des Kapitalpreises nur dahin führen könne, das Kapital zu vertheuern, und gerade jenem Feinde, den man bannen wolle, die Thore zu öffnen, dem Wucher.

An öffentlicher Anerkennung seines Wirkens hat es K. nicht gefehlt. 1835 wurde ihm Titel und Rang eines Regierungsrathes verliehen, 1845 wurde er dem Comité beigezogen, welches mit der Berathung der Reform der juridischen Studien betraut worden war, 1848 wurde er zum Vicedirector der juridisch-politischen Studien an der Wiener Universität, und nach der Neuorganisirung der Universitäten, 1849 zum Vorstande des Professorencollegiums der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät und bald darauf zum Präses der Staatsprüfungscommission, allgemeine Abtheilung, bestellt. 1852 erhielt er den Hofrathstitel; 1849 war ihm das Ritterkreuz des Leopoldordens verliehen worden, welche Auszeichnung statutengemäß die Erhebung in den österreichischen Ritterstand mit sich führt (1851). Der kaiserl. Akademie der Wissenschaften gehörte K. als wirkliches Mitglied seit dem 17. Juli 1848 an. K. hat sich an vielerlei gemeinnützigen und industriellen Unternehmungen mit Glück betheiligt, solche wol auch selbst ins Leben gerufen. Erwähnt seien, nebst der bereits genannten steiermärkischen Landwirthschaftsgesellschaft, die steiermärkischen, niederösterreichischen und mährisch-schlesischen Brandschaden-Versicherungsanstalten, die Eisenwerksactiengesellschaft in Wolfsberg, die Wiener Dampfmühlengesellschaft, die Bierbrauerei in Brunn, der niederösterreichische Gewerbeverein und die von diesem ins Leben gerufene Centralgesellschaft für Flachs- und Hanfcultur, der humane Verein zur Hülfe für entlassene Züchtlinge. In Südsteiermark hatte sich K. ein kleines Landgut erworben. Er, dessen Jugend nicht frei blieb von Dürftigkeit, hinterließ ein beträchtliches Vermögen. K. liebte es, das Leben zu genießen. Sein Charakter war offen und gerade, immer war er bereit, sein reiches Wissen, seine große Erfahrung und seinen scharfen Verstand dem Wohle seiner Mitmenschen zu widmen. Rastlose Thätigkeit war ihm Bedürfniß. Daß die Menschen durch die Zunahme der Bildung als Menschen und Staatsbürger veredelt wurden, stand für ihn

fest. Schon 1823 hatte er in einer akademischen Festrede den Würdenträgern des Staates zugerufen: „Daß ein ungebildetes Volk besser gehorche, ist ein Wahn, den die Erfahrung aller Zeiten hinreichend widerlegt. Die Köpfe sind hier nicht etwa leer, sondern mit Vorurtheilen und Irrthümern angefüllt, und stehen jedem bösen Eindrucke offen!" — Diese zu widerlegen und zu bekämpfen war das Ziel seines Strebens, das er unentwegt verfolgte, bis nach längerem Krankenlager, am 6. Febr 1853 in Wien eine Gehirnlähmung seinem thaten- und segensreichen Wirken ein Ziel setzte.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Almanach der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Jahrgänge 1851, 1854. Oesterr. Morgenblatt, 1837, Nr. 44. „Die Presse", 1853, Nr. 33, 34, 35. Wiener Zeitung, 1853, Nr. 57. Nebst amtlichen Daten, Mittheilungen verschiedener Schüler Kudler's. v. Roschmann-Hörburg.

Kuenring, die Herren v. K., österreichisches Ministerialengeschlecht, benannt nach der längst zerstörten Veste Kuenring in Niederösterreich, am linken Ufer der Donau, südlich von Eggenburg. Als Stammvater des Geschlechtes gilt Azzo von Gobatsburg (bei Krems), um dessen Gestalt Sage und Dichtung einen schwer zu lüftenden Schleier gewoben haben. Darnach soll Azzo, von dem ihm blutsverwandten Erzbischof Poppo von Trier dessen Bruder, dem Markgrafen Leopold von Oesterreich, zu Hülfe gesandt und von diesem zu seinem Marschall ernannt, den Böhmen ihren früheren Sieg bei Mailberg (1082) durch eine blutige Niederlage heimgezahlt haben, zum Lohne dafür von Leopold auch zum Schenken erhoben, als Gemahl einer dem vornehmsten Geschlechte der Mark entsprossenen Frau der Stammvater der späteren Kuenringe geworden sein. Allein die Sage findet keine Stütze in der beglaubigten Geschichte und dürfte überhaupt erst der Zeit angehören, als die Kuenringe sich bereits wirklich im Besitze des Schenken- und Marschallamtes befanden. In der Geschichte taucht Azzo zum ersten Male 1059 auf und zwar in einer Urkunde, mittels welcher ihm König Heinrich IV. eine Besitzung zu Hecimannesuisa (Azmannswiesen), d. i. eben bei dem späteren Kuenring schenkt. In einer Urkunde von 1074 erscheint Azzo mit dem Beinamen von Gobatsburg, welche Veste bis Ende des 12. Jahrhunderts im Besitze seines Hauses verblieb, an der Spitze der Ministerialen des Markgrafen von Oesterreich zusammen mit seinen Söhnen Anshalm und Nizzo, neben denen noch ein dritter Adalbero beglaubigt ist. Anshalm nannte sich nach der väterlichen Besitzung Hezmannswiesen, zuweilen aber auch: „von Brunn", nach einem Dorfe bei Krems. Nizzo scheint von dem Besitzthum seines Vaters die Güter um Zwetl und an der Donau geerbt zu haben. Von den Söhnen Nizzo's ist Hadmar I., der erste, der mit dem Prädicate von K. erscheint, der muthmaßliche Erbauer dieser Burg. Da er in kinderloser Ehe lebte, beschloß er, einen Theil seiner Besitzungen zur Gründung eines Cistercienserklosters zu verwenden und wurde so der Stifter der Abtei Zwetl. Doch erlebte er die Vollendung seiner Stiftung nicht. Er starb am 27. Mai 1138. Während die Linie Nizzo's bereits mit dessen Söhnen erlosch, ist Azzo's dritter Sohn Albero I. als der eigentliche Ahnherr der späteren Kuenringer zu betrachten. Sein ältester Sohn war Albero III., der durch Erbschaft die meist am linken Donauufer gelegenen Besitzungen des Hauses fast insgesammt in seiner Hand vereinigte und als einer der mächtigsten Ministerialen Oesterreichs an den wichtigsten Ereignissen und an den vielen Kämpfen, welche die Tage des Markgrafen Leopold IV. und des Herzogs Heinrich II. von Oesterreich erfüllten, Antheil nahm. An Leopolds Seite kämpfte er in Baiern gegen die Schaaren Heinrichs des Stolzen und seines Bruders Welf; er stand an seines Herrn Sterbebette und wohnte mit seiner ganzen Familie als Zeuge der Erhebung Oester-

reichs zum Herzogthume bei. Als besonderer Gönner erwies sich Albero III. der Stiftung seines Vetters Hadmar I., dem Kloster Zwetl, und überdies machte er sich um die Kultur im Lande nördlich von der Donau durch die Gründung der Stadt Zistersdorf verdient. Er starb hochbetagt am 15. Aug. 1182 und wurde, wie er demüthig verlangt hatte, im Kapitel der Mönche von Zwetl unter der Matte, d. i. unter dem mit Brettern belegten Platze, dem Sitze des Abtes gegenüber begraben. Der mächtigste und berühmteste aus dem Geschlechte Azzo's von Gobatsburg war Hadmar II., der Sohn Adalbero's III. Gleich seinem Vater stand auch Hadmar II. in hohem Ansehen bei den Herzogen von Oesterreich. Leopold V. verlieh ihm für die im Kriege gegen Böhmen geleisteten Dienste das Gebiet von Weitra zu Lehen. Hadmar rodete den umliegenden Wald aus und erbaute die Burg Weitra, welche eine starke Schutzwehr für die nahe Grenze gegen Böhmen bilden und das zweite Stammhaus der Kuenringe werden sollte. Doch hielt sich Hadmar selbst wol nur vorübergehend in Weitra auf; er war vielmehr der ständige Begleiter des Herzogs, nahm vermuthlich auch an dessen Kreuzfahrt theil, wurde von diesem mit der Bewachung des in die Burg Dürnstein gebrachten Königs Richard Löwenherz betraut und stand zu Graz am Sterbelager seines Herrn. Wie Hadmar dem Vater mit aller Hingebung gedient hatte, so war er nicht minder dessen Söhnen und Nachfolgern, den Herzogen Friedrich I., dem Katholischen, und Leopold VI., dem Glorreichen, ergeben. 1200 wohnte er der Schwertleite des letzteren bei und wurde von ihm nebst drei anderen Edlen nach Bamberg gesandt, um den Beitritt des Herzogs zum Bunde der staufisch gesinnten Fürsten zu erklären. 1214 nahm er an dem Zuge Leopolds nach Aachen gegen Kaiser Otto IV. theil und als 1217 der Herzog das Kreuz nahm, und mit ihm die Blüthe der Ritterschaft Oesterreichs und Steiermarks nach dem hl. Lande aufbrach, da blieb auch der alte Kuenringer nicht zurück, sondern zog mit aus, starb aber unterwegs, wahrscheinlich auf der Ueberfahrt nach Spalato, am 21. Juli 1217. Seine Gebeine wurden nach Zwetl gebracht, an dessen Bau er wie sein Vater eifrig thätig gewesen war. Namentlich stammt der herrliche Kreuzgang des Klosters aus seiner Zeit. — Die bekanntesten, leider auch die berüchtigtesten unter den Nachkommen Hadmars II. von K. sind seine Söhne Hadmar III. und Heinrich I., „die Hunde von K." Der Verfasser des „Gründungsbuches" von Zwetl, der ihrer Zeit nahe stand, sagt, die Brüder hätten sich selbst gerne „Canes", die Hunde genannt, wegen der umsichtigen Wachsamkeit, womit sie ihre Güter vertheidigten, aber das Volk habe ihnen den Namen wegen ihrer Wildheit und Bösartigkeit gegeben. Doch dürfte diese Behauptung irrig sein. Von den beiden Brüdern bediente sich nur Heinrich urkundlich dieses Beinamens, den er von seinem mütterlichen Großvater, Heinrich von Mistelbach, ererbte, gleichwie er von Heinrich auf seinen Enkel Heinrich von Pottendorf überging. Von Seite des Herzogs Leopold VI. hatten sich die beiden Brüder, von denen Hadmar in dem „Frauendienste" Ulrichs von Liechtenstein öfters erwähnt wird, derselben Zuneigung zu erfreuen, wie ihr Vater und es gibt wenige Regierungsacte dieses Fürsten, denen nicht die Kuenringer beigewohnt hätten. Wiederholt vertraute der Herzog für die Zeit seiner Abwesenheit (in Italien) Heinrich von K. unter dem Titel „rector totius Austriae", die Regierung des Landes an und 1228 verlieh er ihm und seinen Nachkommen die Würde eines obersten Marschalls in Oesterreich. Die errungene Macht benützten die Brüder, um nach dem Tode Leopolds VI. gegen dessen unerfahrenen jungen Sohn Friedrich II. den Streitbaren sich in Verein mit ihren Freunden und Vasallen zu empören, wie es scheint, zu dem Zwecke, dem Stande der Ministerialen, dem sie angehörten, gegenüber dem Landesfürsten eine freiere, dem alten Landesadel beigeordnete Stellung zu erringen. Die Aufrührer bemächtigten sich der Stadt

Zwetl, ja sogar des Schatzes, den der verstorbene Herzog seinem Sohne hinterlassen hatte. Während Hadmar von Aggstein und Dürnstein aus das Land verheerte, hatte Heinrich, das eigentliche Haupt und der Leiter der Empörung, den Krieg von Weitra aus nach Osten hin ausgebreitet und dann in Korneuburg sich festgesetzt, um Friedrich II. den Donauübergang zu wehren. Da sich zu dem Aufstande auch ein Einfall der Böhmen gesellte, wurde die Lage des jungen Herzogs sehr bedenklich. Allein Friedrich verzagte nicht. Unterstützt von seinen Getreuen, trieb er die Aufrührer in kurzer Zeit zu Paaren, indem er die Burgen Aggstein, Dürnstein und Weitra brach und Zwetl erstürmte. Die Kuenringer und ihre Verbündeten baten um Frieden, den ihnen der Herzog gegen Zurückgabe alles Geraubten, Abtretung einiger Burgen und Geiselstellung gewährte. Dagegen ist die durch das „Gründungsbuch von Zwetl" zuerst in die Geschichte eingeführte Erzählung von Hadmars Ueberlistung und Gefangennehmung auf einem eisengepanzerten Kaufherrnschiffe, das bei Aggstein landete, eine bloße Sage. Wol aber verhängte Bischof Gebhard von Passau wegen der auf den Besitzungen seines Hochstiftes verübten Plünderungen den Bann über die Kuenringe. Hadmar soll, von Reue gefoltert, nach Passau gepilgert, unterwegs aber gestorben sein; erst nach einiger Zeit wurde mit Erlaubniß des Bischofs sein Leichnam im Kloster Zwetl beigesetzt (1231). Heinrich überlebte seinen Bruder und erscheint auch ferner als Marschall von Oesterreich, und fand (vermuthlich 1233) bei einem Einfall in Böhmen den Tod. Der Zweig, welcher von Heinrich I. „dem Hunde" ausging, erlosch mit dessen Söhnen. Die Güter derselben (darunter die Stammburg Kuenring) gingen an ihre Schwester Euphemia über, die in zweiter Ehe an Rudolf von Pottenstein vermählt war. Somit war Hadmar III. der Stammvater aller späteren Kuenringe. Trotz der Demüthigung, die sie durch Friedrich II., den Herzog von Oesterreich, erlitten hatten, war die Macht der Kuenringe noch fortwährend im Steigen begriffen. Im J. 1233 erscheinen sie zum ersten Mal auch im Besitz des obersten Schenkenamtes von Oesterreich. Unmittelbar nach des Herzogs Tode trat Hadmars III. Sohn, der Stammvater der Linie K.-Dürnstein, Albero V. († am 8. Januar 1260), als „capitaneus Austriae" an die Spitze der Verwesung des herrenlosen Landes, bis dieselbe im Auftrage des Kaisers der Graf Otto von Eberstein übernahm. Je nach ihrem augenblicklichen Vortheil wechselten nun die Kuenringe öfter ihre Parteistellung. Bei der völligen Zersetzung, in der damals die staufische Partei auch in Oesterreich begriffen war, schlossen sie sich zuletzt entschieden an Ottokar an, der ihnen vor allem seine rasche Anerkennung in Oesterreich verdankte und daher nicht nur das oberste Schenkenamt bestätigte, sondern auch Albero's Bruder, Heinrich II. (IV.), dem Stifter der Linie Weitra-Seefeld die Würde des erblichen Marschallamtes von Oesterreich, sowie den Titel und die Würde eines Zupan verlieh. Weniger eifrig im Dienste Ottokars als Albero V. erwiesen sich dessen Söhne Leutold I., Albero VI. und Heinrich IV. (VI.), von denen der älteste zugleich der bedeutendste war. Ein Hauptgrund ihrer politischen Stellung dürfte in dem Vorgehen Ottokars gegen mehrere unbotmäßige Adeliche Oesterreichs und Steiermarks zu finden sein, die er festnehmen und deren Burgen er brechen ließ. Unter denen, die dieses Schicksal traf, befand sich auch Hartnid von Wildon, der nächste Verwandte Leutolds von K. Je weniger Leutold mit Ottokar verkehrte, desto inniger schlossen er und seine Brüder sich später dem Gegner desselben, König Rudolf von Habsburg, an. Leutold und Heinrich befanden sich in dem Ausschuß von 16 Edlen, welcher nach König Rudolfs Verordnung dessen Sohn Albrecht als Reichsverweser von Oesterreich berathend zur Seite stand. Leutold wohnte 1282 zu Augsburg der Belehnung der Söhne Rudolfs mit den österreichischen Ländern bei und weilte von nun an häufig am Hoflager des neuen

Herzogs Albrecht I. und begleitete denselben auch auf seinen Kriegszügen. Dennoch war Leutold 1295 an dem Aufstande der österreichischen Herren gegen Herzog Albrecht hervorragend betheiligt. Leutold begab sich selbst nach Prag, um — freilich vergebens — von König Wenzel Hülfe zu erbitten. Er mußte sich endlich unterwerfen und gewann in kurzem Albrechts Gunst von neuem. Leutold begleitete Albrecht auf dem Kriegszuge wider Adolf von Nassau und wohnte zu Nürnberg der Belehnung der Söhne Albrechts mit den österreichischen Ländern bei. Nach dem Tode seiner Gemahlin Agnes von Feldsberg, beabsichtigte Leutold sich in das Kloster Zwetl, in diese Stiftung seiner Ahnen, zurückzuziehen. Doch König Albrecht, der einen so einflußreichen Mann nicht verlieren wollte, vermählte ihn mit Agnes, Gräfin von Absberg, angeblich einer Verwandten der Habsburger, mit welcher er dann noch durch mehr als ein Decennium in glücklicher Ehe lebte. Leutold war während eines langen Lebens eifrig bedacht, sein väterliches Erbe, die Burgen Dürnstein und Aggstein und die Besitzungen um Zwetl und im Marchfelde, wozu nach dem Tode seines mütterlichen Großvaters, Leutold von Wildon auch noch steirische Güter kamen, ansehnlich zu vermehren. Durch die Vermählung mit Agnes von Feldsberg erhielt Leutolds Besitz sowol in Oesterreich (Thaya, die Grafschaft Litschau), wie in der Steiermark eine bedeutende Vergrößerung. Herzog Albrecht verlieh ihm Weitra, dessen sein Vetter Heinrich II. (IV.) durch Aechtung (s. u.) verlustig geworden war. Von den Grafen von Nürnberg erwarb er käuflich Seefeld (1292). Andererseits aber schmälerte Leutold in der Folge sein Besitzthum wesentlich wieder, sowol durch seine Erhebung gegen Albrecht, in Folge deren er alle seine Güter in Steiermark, Feldsberg in Niederösterreich und Steieregg, sowie die Güter um Wels im Lande ob der Enns verkaufen mußte und der reichen Herrschaft Weitra wieder verlustig ging, als auch durch großartige Schenkungen an die Kirche. Insbesondere suchte er die Entfremdungen, durch die sich seine Vorfahren an dem Eigenthum des Klosters Zwetl vergangen hatten, wieder gut zu machen. Leutold gründete das Clarissinnenstift zu Dürnstein und begann den Bau der herrlichen Klosterkirche. Leutold starb am 18. Juni 1312, 69 Jahre alt und wurde zu Zwetl beigesetzt. Seine Brüder **Albero** VI., der 1278 in der Schlacht auf dem Marchfelde fiel, und **Heinrich** IV. († 1286), starben kinderlos; ihre Güter gingen größtentheils auf Leutold über, mit dessen Enkel **Leutold** III. 1355 dieser Zweig der Kuenringe im Mannesstamme erlosch. Länger blühte die von Heinrich II. (IV.) ausgehende **Linie K.-Weitra-Seefeld**. **Heinrich** II. (IV.) und sein Sohn **Heinrich** V. (VII.) hielten im Gegensatze zu ihren Verwandten von der Linie K.-Dürnstein gegen Rudolf von Habsburg an Ottokar von Böhmen fest, welcher den jüngeren Heinrich als Marschall zugleich zu seinem Statthalter in Oesterreich ernannt und ihn 1275 mit seiner natürlichen Tochter Elisabeth vermählt hatte. Zwar mußten, als das ganze Land sich für Rudolf erklärte, auch die beiden Kuenringe von Weitra sich demselben unterwerfen, bald jedoch trat der jüngere Heinrich abermals und insgeheim mit Ottokar in Verbindung und suchte den mit dem erfolgten Umschwunge unzufriedenen Adel des Landes für den Böhmenkönig zu gewinnen. Doch wurde das Complott des Kuenringers rechtzeitig entdeckt und bestraft. Der römische König entzog dem Verräther das Amt des Marschalls von Oesterreichs und das über ihn abgehaltene Gericht verurtheilte ihn zum Verlust aller seiner Güter. Die beiden Kuenringe trotzten zwar anfangs auf ihrer Veste Weitra dem Richtspruche; aber der bald darnach erfolgte Fall Ottokars entschied auch ihr Geschick. Rudolf ließ durch den neuen Marschall von Oesterreich, Stephan von Meissau, Weitra belagern. Längere Zeit widerstanden die beiden Kuenringe, endlich übergaben sie die Burg und zogen in die Verbannung (1280). Der gewesene

Marschall begab sich mit seiner Familie nach Troppau zu seinem Schwager, Herzog Nicolaus, einem natürlichen Sohne Ottokars, wo er kurze Zeit darnach starb. Sein Vater verweilte noch längere Zeit am Hofe des Herzogs von Breslau, wurde später von Herzog Albrecht begnadigt und erhielt auch einen Theil seiner Güter wieder, nur nicht Weitra, das an die andere Linie seines Hauses (s. o.) und nach Leutolds Empörung an die Wallsees fiel. Heinrich der Alte, der auch 1263 das Cistercienser nonnenkloster zu Meilan in Niederösterreich (später nach St. Bernhard bei Horn verlegt) gegründet hat, starb am 12. Mai 1293 zu Znaim, und wurde gleich seinem Sohne zu Zwetl beigesetzt. Nach dem Verluste von Weitra wurde die Wiege der späteren Kuenringe dieser Linie die Burg Seefeld, welche aus dem Besitze des älteren Zweiges an Heinrichs IV. jüngeren Sohn Albero VII. noch vor dem J. 1299 überging und nach der sich auch die von Albero VII. abstammenden Kuenringe fortan zu bezeichnen pflegten. Indessen war durch die Niederwerfung der beiden Heinriche die Macht der Kuenringe von Weitra für immer gebrochen. Damit hängt es wol auch zusammen, daß die späteren Kuenringe nicht mehr jenen hervorragenden Antheil an den öffentlichen Vorgängen nahmen, wie einst ihre Ahnen. Georg I. († ca. 1464), welcher sich unter denen befand, die den Kaiser Friedrich IV. zur Auslieferung des Ladislaus zwangen, sodann unter den von diesem ernannten Regenten erscheint, endlich als Landmarschall von Oesterreich treu auf der Seite des Kaisers gegen dessen Bruder Albrecht stand, war wol der letzte aus seinem Geschlechte, in dem der thatendurstige Geist seiner Vorfahren noch einmal mächtig aufflammte, um dann bei seinen Nachfolgern für immer einzuschlummern. Unter den letzten Herren gerieth überdies das Haus in arge Verschuldung; es erlosch 1594 mit Johann VI. Ladislaus. Er wurde „wegen des eingefallenen Landtages“ erst am Sonntag Misericordias des folgenden Jahres in der Pfarrkirche zu Seefeld dem Schoße der Erde übergeben und dann das Wappen der Kuenringe, während der schaurige Ruf: „Kuenring nimmer Kuenring“ ertönte, in mehrere Stücke zerbrochen und neben den Leichnam hingeworfen.

Stiftungsbuch des Cistercienserklosters Zwetl. Wien 1851. (Font. r. Austr., II. Abth. 3. Bd.) Linck, Annales Claro-Vallenses. G. E. Frieß. Die Herren von Kuenring. Wien 1874 (mit Regesten). v. Zeißberg.

Kuffner: Christoph K., Dichter (geb. zu Wien am 28. Juni 1780, † daselbst am 7. Nov. 1846), erhielt von seinem Vater, einem Wiener Advokaten, der, wie es scheint, einer niederösterreichischen Bauernfamilie entstammte, eine sehr sorgfältige Erziehung. Besonders die lateinischen Classiker las er gerne und eingehend, daneben zeigte sich aber eine so entschiedene Liebe zur Musik, die er unter Wranitzky betrieb, daß ihn diese Neigung dem großen Dreigestirne unserer Musiker Haydn, Mozart, Beethoven bekannt machte. Die Leistungen des sanften Knaben im Gesange und Violinspiele in Verbindung mit seinem überaus liebenswürdigen und gewinnenden Wesen machten auf Vater Haydn einen solchen Eindruck, daß er ihn sogar adoptiren wollte. Charakteristisch für K. ist es, daß sein großer Fleiß sich zwischen Musik und dem Studium seiner Lieblinge Vergil und Horaz theilte, daß er kein Freund der lärmenden Spiele und von unverlierbarer Gutmüthigkeit war. 1803 wurde K. Beamter beim Hofkriegsrath und nach pflichtgetreuer Beamtencarriere, in der er auch das in jenen Zeiten so peinliche Censuramt übernehmen mußte, Hofsecretär im Geheimen Staats- und Conferenzrath, als der er 1846 starb. K. producirte früh; mit 13 Jahren schon dichtete er, werthvoller als diese Producte waren die in denselben Jahren unternommenen Uebersetzungen. Aber sein ganzes Leben hindurch war K. von außerordentlicher — wie mir scheint allzugroßer — Productivität in allen Dichtungsarten. Am schwächsten ist er in der Erzählung. Allerdings er hat

nicht weniger als 73 Novellen und Erzählungen und 156 vermischte Aufsätze geschrieben, aber die Stoffe, die er behandelte, sind meist ungenießbar, häufig kleinlich und banal. Freilich wäre es eine arge Ungerechtigkeit, dies K. allein zuzuschreiben, vieles, das dem Leser heute geschmacklos erscheint, ist Signatur der Franciscеischen Periode, in der die Stoffe aus dem kleinlichsten Privatleben genommen wurden, um nur jeder politischen Verfänglichkeit auszuweichen. Vielfach begegnet man übrigens Reminiscenzen an Lohenstein und Hoffmannswaldau, aber auch Anklängen an die romantische Schule. In der Anlage zeigt sich Kuffner's Talent als Epiker nicht ausreichend, er kommt immer wieder in den dramatischen Dialog oder bedient sich der Briefform. Doch fehlt es auch in dieser seiner schwächsten Leistung nicht an Gelungenem, Witzigen, wenngleich er als Erzähler jedenfalls seine österreichischen Strebegenossen nicht überragt. Auch seine Lyrik leidet an der Beschränkung in der Wahl der Stoffe, man lebte ja damals in Oesterreich wie auf einer abgeschiedenen Insel. Dennoch taucht auch hier und da aus dem Idyllischen, Weichen ein Können auf, das erweist, daß die großen Weltbegebenheiten nicht ohne Eindruck auf den Dichter blieben, er schafft seiner Entrüstung gegen Napoleon Ausdruck, rühmt der Alliirten Thaten, prophezeit Preußens große Zukunft, verherrlicht Kaiser Joseph, den Bezwinger der Höllenmacht Aberglaube, läßt Thusnelda eine Heroide an Hermann schreiben. Einige seiner stets warmempfundenen lyrischen Ergüsse sind von wahrhaftem Reize, sie klingen wie eine Melodie; begreiflich deshalb, daß Aßmayer, Abbé Stadler, ja sogar Schubert Kuffner's Lieder componirten; Haydn wie Beethoven von ihm Texte für Oratorien verlangten, die Beiden für musikalische Bearbeitung in hohem Grade geeignet erschienen, deren Composition aber durch den Tod beider Meister unterblieb; einer der vielen Unfälle, die K. trafen und die Anerkennung seiner Leistungen verkümmerten. Am bedeutendsten ist Kuffner's dichterisches Talent im Drama hervorgetreten. Was er hier geschaffen, kann man nicht so sehr aus den Triumphen, welche Schauspieler in seinen Stücken errangen und aus der Aufführung im Burgtheater ermessen, sondern vielmehr aus dem edlen und mächtigen Eindruck, den vieles, wie z. B. sein Catilina, noch jetzt macht. Es ist kräftige Charakteristik, weiter historischer Hintergrund, lebensvolle dramatische Bewegung und fast durchweg edle Sprache zu rühmen. Geschickt hat der Dichter seine großen historischen und archäologischen Kenntnisse benutzt, man könnte seinen Catilina in dieser Hinsicht mit Freytag's Fabiern vergleichen. Es ist stark pulsirendes Leben, das der Dichter vorführt, seine Gestalten sind keine Schemen, sie sprechen würdig, ein Zug antiker Hoheit geht durch das Ganze. — Andere Dramen sind schwächer, auch im Ausdrucke, aber es fehlt keinem an frischem Leben. Bleibenden Werth haben Kuffner's gelehrte Schriften. Durch eine Reihe von Werken hat K. in der banausischen Zeit Oesterreichs auf die unverlierbare Bedeutung und Herrlichkeit des classischen Alterthums mit solcher Wärme und Begeisterung hingewiesen, wie Wenige vor und nach ihm. In seiner schönen Arbeit „Perikles der Olympier“ zeigt sich K. als Vorläufer von Curtius und Hamerling; bekannter als diese Studien ist sein „Artemidor“, ein Werk in sechs Bänden (Brünn 1822), das auch ins Holländische übersetzt ward. Hellas und Rom erscheinen ihm darin auch jetzt noch als die Sternbilder der Schönheit und Größe. „Mit Wunden der Gegenwart bedeckt, begrüßt des Leidenden Sehnsucht Euer Geisterreich! Eure Zauber einmal empfunden, wirken fort und fort!“ — Artemidor ist entstanden durch die Anregung von Barthelemy's Anacharsis, es ist ein Seitenstück von Böttger's Sabine. Treffend bemerkt K., die Schätze der alten Litteratur würden weder durch anatomirende Philologen und trockene Gedächtnißgelehrte, noch durch prunkende Schöngeister lebendig gemacht, er versucht es nun durch eine Darstellung, die gewissermaßen

ein Vorläufer des jetzigen Geschichtsromans ist, aber freilich durch die Gelehrsamkeit des Verfassers überwuchert, ganz vom ursprünglichen Plane abweicht und schließlich zu einer römischen Litteraturgeschichte wird. Seine beste Leistung kann ich darin nicht finden, diese ist die epochemachende und noch jetzt gelobte Uebersetzung von Plautus (1807). — Denn lange vor Ritschl's unsterblichen Bemühungen um die römische Comödie gab er hierin neben einer die „Bücher- und Pöbel-Sprache" gleichmäßig meidenden Uebertragung eine Abhandlung über das Lesen der alten Comödie und eine Biographie des Plautus; die Arbeit zeichnet sich, in großer Bescheidenheit einherschreitend durch Treue und Gewissenhaftigkeit vor den damaligen Versionen aus. Kuffner's Werke wurden auch in England bekannt und gerühmt (cf. New Quarterly Review), während sie in Oesterreich eigentlich nie ein großes Publikum gefunden; wer die besseren unter seinen vielen Schriften liest, wird aber sagen müssen, daß er mit Unrecht vergessen ward und gewiß eher in einer Litteraturgeschichte Oesterreichs mit Anerkennung genannt zu werden verdient, als Saphir, Nestroy und so manche andere. Einer, der ihn gekannt (Strälen), spendet aber auch dem Charakter Kuffner's alles Lob, er sagt, „die sittliche Richtung Kuffner's, seine liebenswürdige Persönlichkeit müssen wir hervorheben. Es wird die Aufgabe des Biographen Kuffner's sein, zu erzählen, wie sein Herz wohlwollend und mild Jeden anzog, der sich ihm näherte, wie er jüngere Talente förderte und berieth, wie er gerade und ehrlich war und sich stets als Ehrenmann erwies".

Mein Aufsatz in der „Heimat", Wien 1882. Kuffner's Werke, Wien, 20 Bde. cf. Koberstein, L. G. IV. Horawitz.

Kufner: Godehard K., geb. am 9. Nov. 1743 zu Osterhofen in Baiern, trat jung in das Benedictinerstift Metten, wo er durch mehrere Jahre canonisches Recht lehrte, war 1783 und 1784 Professor der Mathematik und Physik am Lyceum zu Freising, 1787 Lehrer am kurfürstl. Schulhause in Straubing, † am 25. Jan. 1792. Seine Schriften sind Compilationen, die Synopsis hat wegen Berücksichtigung deutscher Verhältnisse als Beigabe zu Vorlesungen einen gewissen Werth. „Systema theologicum ex omnibus theologiae classibus adornatum", Ingolst. 1778. „Materia concertationis ex iure eccles. statui Germaniae accommodata, quam sub praesidio G. Kufner literatorum criterio proponent P. Joan. Ev. Elger et Fr. Emmeram Keutl", Straub. 1780. 4. „Synopsis iurisprud. ecclesiasticae univ., publ. et priv. statui Germ. maxime Bavar. accom.", Burgh. 1781. „Synopsis institut. logic. metaph. et mathem.", Frising. 1783.

Baader, I. S. 636. v. Schulte.

Kuffstein: Hanns Ludwig v. K., geb. 1587, † am 26. Sept. 1657 in Linz, niederösterreichischer Landstand und Diplomat. Er stammte aus einem alten, schon seit dem 13. Jahrhundert im Viertel o. d. Manhardsberge urkundlich bekannten, auf Feinfeld altersher seßhaften Geschlechte, von raschem Emporkommen, das frühzeitig der protestantischen Lehre anhing, und war der jüngste der vier überlebenden Söhne Hannsen Georgs v. K. († 1610), der 1602 als der erste seines Hauses die freiherrliche Würde erworben. Der älteste Bruder, Hans Jakob († 1633), gleichwie der zweitjüngste, Hanns Lorenz († 1626), gehörten der gemäßigten Partei im niederösterreichischen Protestantenadel an, welche im Bewegungsjahre 1620 loyal blieben und im kaiserlichen Dienste ihre Tage schlossen; der zweite Sohn, Hanns Wilhelm, fand als Kriegsmann den Tod in Ungarn (1618), beim Ausbruche der Kämpfe mit Gabriel Bethlen. K., in den Hochschulen zu Tübingen und Straßburg gebildet, bereist, Gatte des Ritterfräuleins Grabner, Erbherr auf Puchberg im Kampthale, war ein feder- und wortgewandter Vertreter der ständischen Interessen Niederöster-

reichs, wurde im Juni 1619 mit Wolf Rauber an die oberösterreichischen Standes- und Glaubensgenossen entsendet, um mit ihnen über eine Conföderation und ein Bündniß zu unterhandeln, worüber sein handschriftliches Tagebuch vorliegt. Bald darauf betraute ihn die niederösterreichische bewaffnete Adelsconföderation zu Horn mit der Botschaft an Erzherzog Albrecht in die Niederlande, um diesem, als ihrem „natürlichen Erbherrn“ die ständischen Beschwerden über Ferdinand vorzubringen. Doch unterblieb diese Mission; dagegen erhielt er im Spätherbste 1619 als tauglichste Persönlichkeit das Vertrauensamt eines Sendboten an die „correspondirenden“ Fürsten der Union nach Nürnberg. Auch über diese Sendung, die er am 8. Nov. antrat und am 18. Decbr., allerdings ohne eigentlichen Erfolg beendigte, liegt sein Tagebuch vor. Bald darauf Mitte Februar 1620 finden wir K. bei der Ausgleichsbotschaft an Kaiser Ferdinand II., welche den 4. März stattfand. Am 31. März führte er Beschwerde über die Niederbrennung seiner und der Brüder Besitzungen durch die kaiserlichen Truppen und bekam als loyaler, wenngleich rühriger Ständepartner eine gnädige Antwort. Keine untergeordnete Rolle spielte er bei den weiteren Unterhandlungen des April und Mai 1620, wie sein sorgfältig geführtes Tagebuch berichtet. Aber durch die kaiserl. Resolution vom 28. Mai wurde der Bruch zwischen dem Landesfürsten und der protestantischen Adelspartei, welche mit der böhmischen Conföderation gleichen Schritt zu halten entschlossen war, — sogut wie entschieden. Nur die Mittelpartei, die Legitimisten, zu denen K. zählte, machte nochmals einen Ausgleichsversuch mit dem Kaiser, zu welchem K. ausersehen ward. Die Sache war schwierig und, wie voraussichtlich, der gute Wille unfruchtbar. Als die Katastrophe nach der Schlacht am weißen Berge (8. Nov. 1620) auch über das protestantische Ständethum des Landes Oesterreich ob und unter der Enns hereinbrach, entgingen wol die K. den vernichtenden Wirkungen, aber sie bequemten sich auch, wie viele, der Rekatholisirung, den einen, Hanns Lorenz v. K., ausgenommen, welcher nach wenigen Jahren als Protestant starb. K. wechselte, zum zweiten Male und abermals mit einer Protestantin, Gräfin Susanne Eleonore Stubenberg, vermählt, in Gemeinschaft mit ihr den Glauben. Es war dies im J. 1627. Im folgenden Jahre sehen wir ihn als kaiserlichen Gesandten den Weg nach Constantinopel einschlagen. Schwieriger noch war sein Amt als Landeshauptmann Oberösterreichs, das er 1630, nach dem Tode des verhaßten baierischen Statthalters, Adam v. Herberstorf, bekleidete. Als solcher verstand er es, den neuen durch den Schwedensieg des J. 1632 angefachten Bauernaufstand im ersten Aufflammen zu ersticken. Auch in der Rekatholisirungscommission begegnen wir ihm. 1634 in den Reichsgrafenstand erhoben und geheimer Rath geworden, rechtfertigte er das Vertrauen der Regierung angesichts neuer Erhebungsversuche der unzufriedenen, aufgewiegelten Bauernschaft in den J. 1636, 1641, 1645, 1648. Reichbegütert starb K. (26. Sept. 1657) zu Linz und wurde hier in der Minoritenkirche bestattet.

A. Wolf, Geschichtsbilder aus Oesterreich, I. 1878, V. 238—305. Vgl. auch Wißgrill, Schaupl. des landst. niederösterr. Adels, V. 300 ff.

Krones.

Kügelgen: Gerhard v. K., Historien- und Porträtmaler, geb. am 6. Febr. 1772 zu Bacharach am Rhein, † am 27. März 1820 zu Dresden. Er war der Sohn eines kurkölnischen Hofkammerraths und wuchs in häuslich stiller Behaglichkeit, unter der Obhut einer frommen Mutter auf. Von der Natur mit einer lebhaften Einbildungskraft und einem warmen Gemüth ausgestattet, entwickelten die ersten Jugendeindrücke in ihm einen Hang zur Schwärmerei und Schwermuth, wie zugleich die Liebe zur Kunst. Wuchs er doch in der bilderreichen Heimath einer alten berühmten Malerschule auf. Den frühen Zug

zur Kunst theilte K. mit seinem Zwillingsbruder Karl K. In regem Wetteifer gaben sich die beiden gleich gearteten Knaben ihren künstlerischen Neigungen hin. Doch wollte der Vater, der die Malerei zu den losen Künsten zählte, von diesen Neigungen nichts wissen; die Zwillinge sollten studiren, zu welchem Zwecke sie im J. 1786 auf das Gymnasium zu Bonn gebracht wurden. Erst nach dem zwei Jahre darauf erfolgten Tod des Vaters erlangte Gerhard von der Mutter die Erlaubniß, sich der Malerei widmen zu dürfen. Sein erster Lehrer war Januarius Zick, ein Historienmaler in Koblenz, unter dessen Leitung er seine ersten Bilder, meist Porträts, malte. 1790 nahm der Maler Christoph Fessel in Würzburg, ein Schüler von Mengs, die beiden Brüder, da sich mittlerweile auch Karl v. K. der Malerei zugewendet hatte, als Schüler an. Bald darauf fanden sie an dem Kurfürsten von Köln, Maximilian Franz, Erzherzog von Oesterreich, einen Gönner, mit dessen Unterstützung sie 1791 zu ihrer weiteren Ausbildung nach Rom gingen. Sie kamen hier mit dem bekannten Kunstschriftsteller Fernow und Heinrich Gentz in Berührung. Nach einem dreijährigen Aufenthalte in Rom hörte, in Folge des Krieges, die Unterstützung plötzlich auf und Gerhard mußte den Heimweg antreten. Er wendete sich mit einem Freunde, einem jungen Livländer, Namens Schwarz, zunächst nach München, wo er seine spätere Gattin, Helene v. Manteufel, kennen lernte. Sein Bruder Karl heirathete eine Schwester derselben; die Verheirathung veranlaßte die beiden Künstler, die aus adelichem Geschlechte waren, den Adel ihrer Familie wieder herstellen zu lassen. Mit Bruder Karl, der ebenfalls in die Ostseeprovinzen gekommen war, besuchte Gerhard im December 1798 St. Petersburg, wo unsere Maler eine sehr günstige Aufnahme fanden. Gerhard fand als Bildnißmaler zahlreiche und sehr lohnende Aufträge; er malte den Kaiser Paul, wie später den Kaiser Alexander und viele Personen des Hofes und der Stadt. Trotz der sicheren Existenz, die ihm hier zu Theil wurde, konnte sich der Künstler jedoch in dem rauhen Norden nicht recht heimisch fühlen. Er beschloß, St. Petersburg wieder zu verlassen und ging 1803 mit Frau und Kind nach Livland und ein Jahr darauf nach seiner rheinischen Heimath. Von da aus machte er einen Abstecher nach Paris, ohne an der dortigen Kunstrichtung Gefallen zu finden. Im Jahre 1805, nach dem Tode seiner Mutter, ließ sich v. K. in Dresden nieder. Er wurde hier 1811 Ehrenmitglied der kgl. Akademie der Künste und 1814 außerordentlicher Professor und Lehrer an derselben. Der Künstler widmete sich in Dresden zunächst ausschließlich seinem Lieblingsfach, der Historienmalerei. Vermögensverluste und die Sorge um die Zukunft seiner Familie aber veranlaßten ihn später auch wieder Porträts zu malen. Er weilte zu letzterem Zwecke öfters in Berlin, Weimar und anderen Orten; überall seiner liebenswürdigen Charaktereigenschaften wegen wohl aufgenommen. In Berlin malte er Blücher, Gneisenau; in Weimar Goethe, Wieland u. A. Das Leben Kügelgen's, das nur seiner Kunst und seiner Familie zugewendet war, fand einen jähen Abschluß; er starb, als er eines Abends in der Osterzeit des J. 1820 von seinem Landhause in Loschwitz nach der Stadt zurückkehren wollte, unter den Händen eines Raubmörders, tief betrauert von einem großen Freundeskreise, der in K. den Menschen und Künstler gleich hoch stellte. In Bezug auf seine künstlerischen Leistungen hat das Urtheil der Zeitgenossen in der Folge einige Einschränkung erfahren, bereits Goethe war von den Allegorien des Künstlers wenig erbaut. Wol war K. erfüllt von einem ernsten Kunststreben, doch blieb sein schöpferisches Vermögen hinter seinem Wollen zurück, und befangen noch in dem eklektischen Stil der Mengs'schen Schule fehlt es seinen Werken nur zu häufig an dem überzeugenden Ausdruck eines warmen inneren Lebens.

Karl v. K., Landschaftsmaler, war der Zwillingsbruder des Vorigen und theilte, wie in der obigen Biographie bereits berichtet, mit diesem seinen Entwickelungsgang. Als Karl nach der italienischen Reise mit seinem Bruder Gerhard nach St. Petersburg kam, wurde er vom Kaiser Paul mit einem Gehalte von 3000 Rubel als Hofmaler angestellt und mit verschiedenen Aufträgen bedacht. Er bereiste für den Hof die Krim, wie später Finnland und behandelte die landschaftliche Natur dieser Länder in Oelgemälden, Sepiazeichnungen und Lithographien. 1827 zog der Künstler nach Reval, wo er am 9. Januar 1832 starb.

Vgl. Hasse, Das Leben Gerhard v. Kügelgen's, nebst einigen Nachrichten aus dem Leben des kaiserl. russ. Cabinetsmalers Karl v. Kügelgen, Leipzig 1824.

Wilhelm v. K., Maler, geb. am 20. Nov. 1802, † am 25. Mai 1867 zu Ballenstedt im Harz. Er war der älteste Sohn Gerhard v. Kügelgen's und widmete sich in Dresden und Rom der Malerei, lebte dann einige Jahre in Livland und von 1834 an in Ballenstedt, wo er von dem letztregierenden Herzog Alexander von Anhalt-Bernburg zum Hofmaler ernannt wurde; später ließ er die Malerei liegen und trat als Kammerherr in den persönlichen Dienst seines Landesherrn. Als Künstler hat er hauptsächlich Porträts gemalt, auch einige Altarbilder lieferte er, ebenso illustrirte er ein Paar Werke seines Schwiegervaters, des bekannten Parabeldichters F. A. Krummacher. Weiteren Kreisen vortheilhaft bekannt wurde Wilhelm v. K. durch ein Buch, in welchem er, unter dem Titel: „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", die Geschichte seiner Jugend sinnig erzählt. C. Clauß.

Kugelmann: Hans K., Kapellmeister des kunstsinnigen Fürsten Herzog Albrecht von Preußen, gab um 1540 im Auftrage seines Fürsten eine Sammlung dreistimmig contrapunktisch gesetzter Kirchenlieder heraus, die aber auch eine Reihe fünf- bis achtstimmig kunstvoll gesetzter Psalmen enthalten (Exemplare in Wien und München). Ueber Kugelmann's Leben sind wir sehr wenig orientirt. Erst aus den 1876 in den Monatsheften für Musikgeschichte veröffentlichten Briefen aus dem geheimen Staatsarchive in Königsberg in Pr. ist so viel zu ersehen, daß K. anfänglich Trompeter beim Herzog war, damals freilich eine angesehenere Stellung als heute; daß er um 1536 den Kapellmeister Adrian Rauch beim Herzog anschwärzte, worauf derselbe entlassen wurde und K. in dessen Stellung einrückte (a. a. O. S. 65 u. 68), die er bis zum J. 1542 inne hatte, in welchem Jahre er nach dem Rathsbuche in Königsberg starb. Außer den 28 mehrstimmigen Gesängen, die sich in obiger Sammlung befinden, ist nichts weiter von ihm bekannt. v. Winterfeld widmet der Sammlung eine weitläufige Besprechung und äußert sich dann über Kugelmann's Satzweise (evangel. Kirchengesang, I. 212): Die Formen des Kugelmann'schen Satzes sind mannigfaltig; er ist gewandt, sangbar in den Mittelstimmen, doch nicht ganz frei von verbotenen Fortschreitungen, die zwar in der Genauigkeit der Nachahmung eine Erklärung finden, aber doch wol hätten vermieden werden können. Man wird diesen Meister stets unter den besseren Setzern jener Zeit nennen müssen. Ob er auch zugleich „Sänger der Melodieen der Weisen" war, d. h. ob er die Melodieen auch erfunden hat, ist Winterfeld nicht geglückt, nachzuweisen.

Rob. Eitner.

Kugler: Franz Theodor K., Kunsthistoriker, geb. in Stettin am 19. Jan. 1808, † in Berlin als geh. Oberregierungsrath am 18. März 1858. Sein Vater, der Kaufmann und Consul Johann Georg Emanuel K., war ein durch Talente und Bildung ausgezeichneter Mann, der, mitten in mannigfacher praktischer Thätigkeit, voll Lebensfrohsinn immer dem Schönen zustrebend, in

seinem Hause eine heitere, künstlerisch angeregte Geselligkeit pflegte. Unter der Einwirkung des Elternhauses entwickelten sich die in Franz, dem dritten Kinde, vorhandenen Anlagen für Musik, Malerei und Poesie sehr schnell und kräftig: schon als Knabe war er ein firmer Sänger, der bei jeder Art öffentlicher Aufführungen, namentlich Kirchenconcerten mitwirken mußte: gleichzeitig führte er den Pinsel so sicher, daß er bei seiner Einsegnung die wohlgelungene Copie eines Christuskopfes seiner Pfarrkirche zu öffentlicher Ausstellung zu schenken vermochte; und den bedeutendsten seiner Lehrer, den Dichter und Historiker Ludwig Giesebrecht erfreute er durch eine Fülle poetischer Versuche. Ostern 1826 bezog er die Universität Berlin, dem Anscheine nach, um Philologie zu studiren, mehr jedoch, um auch dort seinen künstlerischen Neigungen zu folgen. An der Hand Friedrich Heinrichs von der Hagen vertiefte er sich in die Poesie des deutschen Mittelalters und eignete sich hierbei nicht blos den Text der Dichtungen, zum Theil unmittelbar aus den Handschriften, an, sondern forschte ebenso eifrig nach den Melodien von Minneliedern und den zierlichen Miniaturen, die so viele Manuscripte schmücken. Daneben wurde er eines der thätigsten Mitglieder der unter Zelter's Direction blühenden Berliner Singakademie, unternahm gemeinsam mit den jungen Malern der Residenz sehr ernsthafte Modellstudien und begann während zahlreicher kleinerer und größerer Ferienreisen, sowie auf der Universität Heidelberg, der er im Sommer 1827 angehörte (sonst blieb er der Berliner Hochschule getreu), an den Ueberresten der Kirchen-, Palast- und Festungsbauten die Geschichte der deutschen Baukunst zu studiren. Ein reicher Freundeskreis, in dem Karl Rosenkranz, Johann Gustav Droysen, Felix Mendelssohn, Friedrich Drake, Robert Reinick, Heinrich Strack, von älteren Genossen Heinrich Heine und Adalbert von Chamisso hervorragten, führte ihm immer neue künstlerische und wissenschaftliche Anregungen zu und festigte ihn in der ästhetisch-historischen Richtung, die mehr und mehr für sein ganzes Geistesleben bestimmend wurde. Von dem philologischen Studium, dem K. sich hatte widmen sollen, konnte hiernach vollends keine Rede mehr sein. Er versuchte es deshalb mit der Architektur, trat in die königl. Bauakademie zu Berlin, bestand im Frühjahr 1829 das Feldmesserexamen und brachte den Sommer 1829 in Stettin mit der Bemühung zu, sich in die praktische bauliche Laufbahn hineinzuleben. Aber auch dieser Beruf befriedigte ihn so wenig, daß er im Herbst 1829 nach Berlin in den geliebten Kreis der Historiker und Dichter, Maler und Musiker zurückkehrte. Hier war er in dem Elemente, welches er zu seiner weiteren Entwickelung bedurfte, und seine vielseitige Begabung, wie seine frische, thatenfrohe Jugend machten ihn (neben Rob. Reinick) bald zum Mittelpunkte der schönen Berliner Künstlerfeste, für die er dichtete, sang und zeichnete. Was er da schuf, vereinigte er großentheils in dem „Skizzenbuch“ (Berlin, G. Reimer, 1830), einem der liebenswürdigsten Spätlinge der Romantik. Eigene Radirungen und Liedercompositionen mischen sich in bunter Reihe unter die Verse, in denen Anklänge an Uhland, Heine, Eichendorff nicht fehlen, aber ein eigenster Ton doch überall durchbricht. Eine Skizze der Rudelsburg illustrirt das zum Volkslied gewordene „An der Saale hellem Strande“. Jeder wird aus diesem Büchlein eine echte und reine Dichterseele herausklingen hören.

Indessen eine gesicherte Lebensstellung war durch solche Leistungen nicht zu erringen, und besonders drückend empfand dies der junge Dichter, als er zu der jüngeren Tochter des Criminaldirectors Julius Eduard Hitzig, die er in Chamisso's Hause kennen gelernt hatte, eine tiefe Neigung faßte. Der Wunsch in Bälde einen eigenen Hausstand gründen zu können, nöthigte ihn, schneller, als sonst wol geschehen wäre, zu entscheiden, welcher Kunst oder Wissenschaft er sich auf die Dauer zuwenden wolle. Seine „Vorstudien“, wie er seine bisherigen Arbeiten selber be-

zeichnet hat, drängten ihn auf das Gebiet der Kunstgeschichte, in welchem er, wenn auch nicht alle, so doch die meisten Gaben, die ihm eigen waren, am erfolgreichsten verwerthen konnte. Im J. 1831 promovirte er mit einer Dissertation über Werinher von Tegernsee, die das Leben, Dichten und Malen eines Benedictiners des 12. Jahrhunderts eingehend behandelt. Im Frühling 1833 ließ er sich als Privatdocent an der Berliner Universität nieder, gründete die Zeitschrift „Museum, Blätter für bildende Kunst“ und schloß noch im selben Jahre die Ehe mit Clara Hitzig.

Seine Thätigkeit als Kunsthistoriker beschränkte sich anfangs auf viele kleine Specialarbeiten, wie sie ihm seine akademischen Studien und seine Wanderungen durch die Denkmäler, Sammlungen und Bibliotheken Deutschlands an die Hand gaben. Diese Publicationen sind später theils ganz, theils insoweit ihr Inhalt inzwischen nicht veraltet war, in seine Sammlung: „Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte“ (Stuttg., Ebner u. Seubert, 1853—54, 3 starke Bde.) aufgenommen worden. — Mitten in den großen Streit über die Farbigkeit der antiken Kunstwerke trat K. dann 1835 ein mit seiner Schrift „Ueber die Polychromie der griechischen Architektur und Skulptur und ihre Grenzen“; von den sorgfältig ausgesonderten sicheren Funden über den Thatbestand und von den richtig erkannten Grundkräften der antiken Kunst ausgehend, traf der Verfasser hier diejenige rechte Mitte, von welcher er auch später, nachdem des Materials sehr viel mehr zu Tage gekommen, in seinen Nachträgen nicht mehr nöthig gehabt hat, irgend wesentlich abzuweichen. Die „Nachträge“ sammt der Hauptschrift über die Polychromie sind aufgenommen in die „Kleinen Schriften und Studien zur Kunstgeschichte“. — Im J. 1838 folgte die „Beschreibung und Geschichte der Schloßkirche zu Quedlinburg“, worin das Historische von E. F. Ranke, das Künstlerische von K. besprochen war; eine der bahnbrechenden Monographien über die Entwickelung des romanischen Stiles überhaupt und in Norddeutschland insbesondere, indem außer der genannten Kirche und ihren zum Theil so wichtigen einzelnen Alterthümern auch noch eine ganze Gruppe von benachbarten Kirchen mitbesprochen ist, hauptsächlich Basiliken, darunter die uralte von Gernrode. Für die Zeitbestimmung der Denkmäler wurde hier die Prüfung des architektonischen Details, namentlich der Profile, als sicherste Methode erkannt und durchgeführt. Auch diese Arbeit ist wieder abgedruckt in den „Kleinen Schriften und Studien zur Kunstgeschichte“. — In demselben Jahre 1838 erschien die „Beschreibung der Kunstschätze von Berlin und Potsdam“ (Berlin, Karl Heymann, 2 Bde.), durch die seitherige ungemeine Vermehrung dieser Schätze sowol als auch der kunsthistorischen Funde antiquirt, aber für jene Zeiten eine sehr achtbare Leistung. — Dann folgte eine große allseitige Specialforschung in Kugler's engerer Heimath, die 1840 in den „Baltischen Studien“ herausgegebene „Pommersche Kunstgeschichte“, verfaßt auf Veranlassung der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde, welche hierzu auch königliche Unterstützung gewonnen hatte (wieder abgedruckt in den „Kleinen Schriften und Studien zur Kunstgeschichte“). Abgesehen davon, daß es hohe Zeit war, durch wissenschaftliche Besprechung gar Vieles vor weiterer Zerstörung oder Entstellung zu retten und zu öffentlichen Sammlungen für Aufbewahrung der beweglichen Gegenstände anzuregen, machte K. hier in manchem Betracht eine Entdeckungsreise; sein großes Hauptverdienst, womit er über die Grenzen seiner Provinz thatsächlich weit hinausgriff, war die Analyse des gothischen Baustiles der norddeutschen Flachlande überhaupt, bei Anlaß der Gebäude Pommerns; allein auch für die Sculptur, deren Werke sich zahlreicher und (namentlich in den Schnitzaltären) viel wichtiger erwiesen als zu erwarten war, ist hier ganz eigentlich die Bahn gebrochen. — Doch bereits hatte K. inzwischen das

Gebiet der allgemeinen Kunstgeschichte betreten. Das erste Unternehmen dieser Art war das „Handbuch der Geschichte der Malerei von Constantin dem Großen bis auf die neuere Zeit" (Berlin, Duncker und Humblot, 1837, 2 Bde.; zweite Auflage, bearbeitet von Jacob Burckhardt, 1847; dritte Auflage, bearbeitet von Hugo Freiherrn von Blomberg, Leipzig, Duncker und Humblot, 1867, 3 Bde.). Zum ersten Mal ist hier das Ganze der Malerei in ihrer Entwickelung mit universalhistorischem Blicke dargestellt, in den wesentlichsten Partien bereits nach Autopsie, was in jener Zeit der noch sehr beschränkten Reisen viel heißen wollte (erst unmittelbar vor Abfassung dieses Werkes hatte K. seinen Wanderungen durch Deutschland eine gründliche Bereisung Italiens hinzuzufügen vermocht); Anderes mußte nach den damals zugänglichen Abbildungen und kunstgeschichtlichen Darstellungen mitgegeben werden, wobei Kugler's Ahnungsvermögen ihn oft auf das glücklichste geführt hat. Ein und derselbe lebendige Geist, gepaart mit dem Willen reiner Objectivität, durchdringt das Ganze und gewinnt den verschiedensten Epochen sowol ihr höheres ästhetisches Interesse, als auch ihr Zeugniß für den Geist der betreffenden Zeiten ab. Manches einzelne ist hier zum ersten Mal so glücklich geschaut und ausgesprochen, daß es nicht mehr überboten werden kann. — Von selber knüpfte sich dann an die Geschichte der Malerei der kühnere Entschluß, zum ersten Mal die Geschichte der ganzen bildenden Kunst zu erzählen. Es entstand in den nächsten Jahren dasjenige grundlegende Werk, in welchem die deutsche Wissenschaft die Entwickelung der monumentalen und künstlerischen Formen als einen großen organischen Gesammtproceß zu ergreifen suchte: das „Handbuch der Kunstgeschichte" (Stuttgart, Ebner und Seubert, 1842, zweite Auflage 1848, bearbeitet von Jacob Burckhardt, dritte Auflage 1856—58, bearbeitet von K., vierte und fünfte Auflage 1861 und 1872, bearbeitet von Wilhelm Lübke; erste und zweite Auflage in einem Band, die folgenden in zwei Bänden). K. war zu dem Unternehmen in höherem Grade ausgerüstet als seine Zeitgenossen, indem ihm nicht nur die damals publicirten Forschungen und die bereits mehr als irgend anderswo historisch geordneten Berliner Sammlungen zu Gebote standen, sondern auch jene reiche Fülle eigener Specialstudien, hauptsächlich aus der Kunst des deutschen Mittelalters, welcher er als emsiger Forscher und stilgewandter Zeichner so liebevoll nachgegangen war. Zu diesen Eigenschaften des Forschers und Specialisten gesellte sich eine allgemeine Bildung, welche überall die höchsten geistigen Gesichtspunkte über Leben und Geist der Völker zu gewinnen wußte. Seine innerste Ueberzeugung ging dahin, daß die Kunstgeschichte nur ein Zweig der allgemeinen Kulturgeschichte im reichsten Sinne des Wortes sei, und das Werk selbst verräth dies aller Orten dem kundigen Leser. Auch nach den Fortschritten der Kunstforschung seit vier Decennien wirken bis heute Kugler's Eintheilung, Gruppirung und einzelne Anschauungen in hohem Maße nach, und welches auch die Wandelungen der allgemeinen Kunstgeschichte sein mögen, so bleibt dies Buch der Anfang und die Grundlage.

Die ebenso umfang- wie erfolgreiche Thätigkeit, die K. während der dreißiger und vierziger Jahre auf dem Gebiet der Kunstgeschichte entfaltete, umfaßt jedoch bei weitem nicht den ganzen Kreis seines damaligen Schaffens. Das historische Interesse, welches sich neben dem rein ästhetischen mit immer wachsender Kraft in ihm regte, führte ihn auch zur politischen Geschichte. Als mit dem J. 1840 die Säcularfeier des Regierungsantritts Friedrichs des Großen herannahte, faßte er den Plan, eine übersichtliche Darstellung vom Lebensgange dieses Monarchen zu geben. Gelehrte Untersuchungen über das Zeitalter Friedrichs II. waren damals schon in Fülle vorhanden, an einer wirksamen Zusammenfassung des wissenschaftlich Errungenen fehlte es dagegen

gänzlich. K. besaß die Gabe, die Ergebnisse der Forschung sich vollständig anzueignen und doch nur das allgemein Wissenswerthe in sinniger Verknüpfung vorzutragen. Die schlichte Anmuth seiner Erzählung, die patriotische Wärme, welche dieselbe erfüllt, und der feine Tact, mit dem er Geist und Charakter des großen Königs so treffend zeichnete, daß die Grundlinien des von ihm entworfenen Bildes noch heute feststehen, alles dieses bewirkte, daß seine „Geschichte Friedrichs des Großen" (Leipzig, Carl B. Lorck, 1840), ein Volksbuch von starker und nachhaltiger Zugkraft wurde, welches durch viele Auflagen und durch Uebersetzungen in alle Hauptsprachen Europas in den weitesten Kreisen Verbreitung fand. Behülflich zu diesem Erfolge war allerdings auch, daß Adolf Menzel den Text Kugler's mit zahlreichen charaktervollen Illustrationen schmückte und der Verleger diese Geschichte Friedrichs des Großen schnell nacheinander in zwei Ausgaben, als anziehendes Prachtwerk und als bescheidenes Lesebuch veröffentlichte. — An die erste Leistung auf dem Gebiet der politischen Geschichte schloß sich bald eine zweite. Eduard Heinel hatte eine sehr wohlgemeinte, aber etwas weitschweifige populäre „Geschichte des preußischen Staates und Volkes" bis in die Regierung des großen Kurfürsten geführt, als er durch Krankheit genöthigt wurde, die Feder niederzulegen. K. übernahm die Fortsetzung und veröffentlichte (Berlin, Duncker und Humblot, 1844) einen starken Band, der die preußische Geschichte vom Frieden von Oliva bis zum Tode Friedrichs II. (1660—1786) erzählt. Die Vollendung des Werkes mußte er jedoch, da er sich diesmal angesichts seiner übrigen Lebensaufgaben mit einer allzu umfangreichen Arbeit belastet hatte, einem dritten Verfasser (Karl Adolf Menzel) überlassen, wie er denn auch gleich darauf sich genöthigt sah, für die Herausgabe der zweiten Auflage der Geschichte der Malerei und der Kunstgeschichte die junge Kraft Jacob Burckhardt's zu gewinnen. Der Theil der preußischen Geschichte, den K. geschrieben hat, zeigt im Ganzen dieselben Vorzüge, wie die „Geschichte Friedrichs des Großen", allein die gleiche künstlerische Abrundung, die nach Lage der Dinge unerreichbar war,, besitzt er nicht; auch leidet er darunter, daß er nur das Mittelglied eines übergroßen und nicht völlig harmonisch gestalteten Körpers ist.

Um die Mitte der vierziger Jahre trat in Kugler's litterarischen Schöpfungen eine Pause ein, theils weil die Gesundheit des rastlosen Arbeiters der Schonung bedurfte, mehr aber, weil ihn amtliche Pflichten geraume Zeit hindurch völlig in Anspruch nahmen. Seit 1835 Professor an der Akademie der Künste und seit 1842 Senatsmitglied derselben Anstalt, wurde er 1843 vom Minister Eichhorn zur Bearbeitung der Kunstangelegenheiten in das Kultusministerium berufen. Hier galt es, die Stellung der Kunst zum Leben, ihr Verhältniß zum Staate, ihre materielle Existenz sowol wie ihre Förderung im Sinne wahrhaft humaner Bildung und Gesittung ins Auge zu fassen. Um hierüber genügende Erfahrungen auch auswärts zu sammeln, wurde K. im J. 1845 mit einer Reise durch Deutschland, Belgien und Frankreich beauftragt. Die Resultate seiner Beobachtungen legte er in zwei längeren Abhandlungen vor: „Ueber die Anstalten und Einrichtungen zur Förderung der bildenden Künste und zur Conservation der Kunstdenkmäler in Frankreich und Belgien" ꝛc. (Berlin, Karl Reimarus, 1846) und „Ueber die Kunst als Gegenstand der Staatsverwaltung mit besonderem Bezuge auf die Verhältnisse des preußischen Staates" (anonym erschienen, Berlin, Karl Reimarus, 1847; beide Schriften wieder abgedruckt in den „Kleinen Schriften und Studien zur Kunstgeschichte"). K. hatte in der gesammten Kunstthätigkeit eine Manifestation der höchsten Ideen im Leben der Völker erkannt; er hatte das Bewußtsein, daß die Kunst eben deshalb einer der mächtigsten Hebel zur Förderung des Ethischen im nationalen Dasein, zur Kräftigung eines ächten nationalen Bewußtseins sei. In diesem Sinne sollte

der Staat sich ihrer Angelegenheiten annehmen; sie sollte einen wichtigen Theil in der großen Aufgabe der Volkserziehung bilden; doch war freie Bewegung, ungehemmte Entfaltung ihres Wesens eine Grundbedingung dieser Fürsorge. Eine Auffassung von solcher Tiefe führte K. von selber dazu, nicht blos die bildenden Künste, sondern auch die Musik und die Dichtkunst, namentlich in ihrem bedeutsamsten öffentlichen Auftreten, auf dem Theater, in den Kreis seiner Beobachtung zu ziehen. Dem Bühnenwesen, das allzu oft nur ein Gegenstand kaufmännischer Speculation oder ein Zeitvertreib für die Großen und Reichen ist, schenkte er sogar hervorragende Aufmerksamkeit, weil er nichts sehnlicher wünschte, als der Bühne jene ideale Stellung und Bedeutung einer Bildungsanstalt des nationalen Geistes zu erwirken, welche Männer, wie Lessing, Schiller, Goethe und Immermann ihr zu geben trachteten. — Unter solchen Bestrebungen war das J. 1848 herangekommen, und es schien sich mit einem Male, wie für das gesammte nationale Leben, so auch für die Kunst das verwirklichen zu wollen, was patriotische Geister seit langen Jahren gehofft und ersehnt hatten. Unter Adalbert v. Ladenberg's Verwaltung des Kultusministeriums wurden jene Vorarbeiten in umfassendster Weise gefördert und ein Plan für die durchgreifende Organisation des ganzen Kunstwesens im preußischen Staate entworfen. Um diese Zeit (1849) erfolgte auch die Ernennung Kugler's zum geh. Regierungsrath und vortragenden Rath im Ministerium. Aber schon mit dem Rücktritte Ladenberg's, im December 1850, wurden jene Bestrebungen unterbrochen. Der Reorganisationsplan blieb auf dem Papier und alle Hoffnungen und Wünsche mußten fürs erste resigniren. K., dem das J. 1857 die Ernennung als Geh. Oberregierungsrath brachte, sah sich darauf beschränkt, im einzelnen nach Kräften für das Gute und Schöne zu wirken, und das hat er bis an sein Ende redlich und treu gethan. Nicht lange nach seinem Tode wurde aus seinem Nachlaß noch die Schrift veröffentlicht „Grundbestimmungen für die Verwaltung der Kunstangelegenheiten im preußischen Staate“ (Berlin, Schroeder, 1859).

Seine amtliche Thätigkeit hatte jedoch die Neigung zu anderweitigem schöpferischen Wirken nie zu ersticken vermocht. Sobald ihm nur möglich, hatte er sich deshalb neuen und zwar rein künstlerischen Aufgaben zugewendet. Sinn und Begabung für manche Kunst waren ihm ja eigen, und jede hatte er so gewissenhaft gepflegt, daß er fast schwanken durfte, ob er als Dichter, Maler oder gar als Componist auftreten solle. Einen anmuthigen Beweis seiner vielseitigen Befähigung veröffentlichte er in fünf „Liederheften“ (Stuttgart, Ebner und Seubert, 1852), die theils seine Compositionen zu fremden Texten, theils seine Texte zu beliebten Volksmelodien enthalten und mit den von ihm entworfenen Bildnissen Chamisso's, Reinick's, Geibel's und Eichendorff's geschmückt sind. Vor allem aber drängte es ihn, dem Poeten, der in ihm steckte, zu seinem Rechte zu verhelfen. Dem oben erwähnten „Skizzenbuch“ waren inzwischen gefolgt das „Liederbuch für deutsche Künstler“ (Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1833, gemeinsam herausgegeben mit R. Reinick), „Der letzte Wendenfürst, Novelle aus den Zeiten der Gründung Berlins“ (Berlin, Alexander Duncker, 1837, 2 Thle., herausgegeben unter dem Pseudonym F. Th. Erwin), „Gedichte“ (Stuttgart u. Tübingen, Cotta, 1840). Indessen an diese Anfänge, in denen noch die Stimmungen seiner Jugend lebten, konnte der gereifte, in schwerer Lebensarbeit bewährte Mann jetzt nicht mehr anknüpfen. Die Lyrik war ihm verflogen, das Traumleben der Romantik vor der historischen Klarheit seines Blickes verduftet: da ergriff ihn ein unwiderstehlicher Zug zum Drama, zum Theil durch seine amtliche Thätigkeit unter Ladenberg's Verwaltung, mehr aber wol durch persönliche Einflüsse angeregt, weil er es liebte, mit jüngeren dichterischen Freunden Stoffe und Behandlungsarten dramatischer Projecte durchzusprechen. Aus diesem theoretischen Interesse wuchs nach und nach seine Neigung hervor, selbst Hand

anzulegen und eigene Pläne zu gestalten. In wenigen Jahren entstand so eine ganze Reihe von Dramen — ernster und heiterer Gattung —, die von den 8 Bändchen „Belletristischer Schriften" (Stuttgart, Ebner und Seubert, 1851 bis 1852) die sechs ersten füllen, während die zwei letzten „Erzählungen" (neue vermehrte Ausgabe 1859) enthalten. — Es wäre ungerecht, diese Dichtungen als dilettantische Ferienarbeiten eines Kunstforschers zu bezeichnen. Ein echt dichterisches Gemüth, eine starke Erfindungsgabe und ein sehr eigenthümlicher Kunstverstand sind all diesen Sachen eigen. Wenn sie gleichwol nicht zu voller Wirkung gediehen sind, wenn der Poet, der in ihnen allen steckt, nicht ganz herauszukommen vermag, so trägt allerdings die lange Beschäftigung mit den mannigfachen Formen des Kulturlebens einen Theil der Schuld, da die Wahl der Stoffe zumeist durch das Interesse an irgend einem charakteristischen Entwickelungspunkt der Geschichte geleitet wurde, einen größeren Theil jedoch die späte Hinwendung zu diesen Aufgaben, in einer Zeit, wo die Kraft leidenschaftlicher Empfindung und Darstellung schon gedämpft war. Helden, die mit einer gewissen Nüchternheit vergebens gegen das Hereinbrechen elementaren Verfalls ankämpfen und darüber zu Grunde gehen, daß ihnen selbst die entscheidende heroische Thatkraft abgeht (Pertinax, Hans v. Baisen) oder die durch übermächtige Verhältnisse anderer Art erdrückt werden, ohne es zu rechtem Handeln zu bringen (Marino Falieri), zogen den Dichter besonders an. Hier fehlte die volle Unmittelbarkeit des dramatischen Interesses, die Fähigkeit, durch starke innere Bewegung das Drama auf seine Höhe zu treiben. Am besten gelangen daher die Expositionsacte, während sich in den Liebesscenen eine gewisse conventionelle Lyrik ohne die durchschlagenden Naturlaute fühlbar macht. Wo es sich, wie in der „Tatarischen Gesandtschaft", um ein freies Spiel mit einer Menge ergötzlicher Figuren handelt, war der Mangel eines straff geschürzten Intriguenknotens empfindlich. Ueberall daher zeigt sich die Kunst, zu charakterisiren und Personen und Zustände zu schildern, größer als die eigentlich dramatische. Kleinere Arbeiten, wie das schottische Liederspiel und die Bluette „Und doch" gelangen am erfreulichsten. Die Bühne hat von diesen Versuchen zu wenig Notiz genommen. Von den größeren Dramen sind unseres Wissens nur „Jakobäa", „Doge und Dogaressa" und die „Tatarische Gesandtschaft" zur Aufführung gekommen. — Viel mehr auf seinem eigensten Grund und Boden bewegte sich K. in seinen „Erzählungen", zumeist Kulturbildern, die er gleichsam zur Ergänzung seiner strengeren historischen Arbeiten ausführte. Auch hier ist gelegentlich die letzte volle Illusion zu vermissen, und die Zustände sind interessanter als die handelnden Personen. Aber ein feiner Sinn für die Composition der Novelle und eine Fülle glücklich angeschauter Züge zeichnen Geschichten, wie „Genesius", „Die Incantada", „Ein italienischer Kunsthändler", „Chlodosinda" aufs vortheilhafteste vor vielen der heut in Mode gekommenen oberflächlichen Kulturnovellen aus, und ein Capriccio, wie Tizian's Tochter, ist ein wahres Muster leichtspielender Phantastik. — Welchen Einfluß endlich der persönliche Umgang mit dem sinnigen, sich ins Feinste der Technik hineinfühlenden Freunde auf das jüngere Geschlecht, das damals in Berlin heranwuchs, geübt habe, läßt sich hier nicht im einzelnen nachweisen. Sein Grundsatz, es mit keiner Aufgabe leicht zu nehmen, wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit auch auf dichterische Arbeiten zu übertragen und nicht zu ruhen, bis man voll und ganz das Seinige gethan, ist vielleicht nur ihm selbst verhängnißvoll geworden, da es die nachtwandlerische Kühnheit lähmte, ohne die in der Kunst nichts wahrhaft Lebensvolles zu Stande kommt.

Daß er als Künstler nicht so durchschlagende Erfolge davontrug, wie als Gelehrter, minderte jedoch seinen freudigen Schaffensmuth nicht im geringsten, weil

seine sämmtlichen Kunstübungen seiner großen wissenschaftlichen Lebensaufgabe zu Gute kamen. Nach seiner Auffassung war ja die Kunstgeschichte nur von einem wahrhaft künstlerischen Naturell verständnißvoll zu umfassen, da sie nicht, wie dieser oder jener Zweig der Geschichtswissenschaft, auf einfache Sammlung, Sichtung und Combination von Urkunden angewiesen ist, sondern der nachschöpferischen Kraft der Phantasie bedarf. Ohne einen gewissen Grad des Könnens ist hier kein Erkennen zu hoffen, und K. durfte sich deshalb von jeher und selbst, nachdem er einige Jahre fast ausschließlich der Dichtkunst gewidmet hatte, sagen, daß seine künstlerischen Versuche ein Gewinn für seine Einsicht in die Geschichte alles ästhetischen Strebens seien. Als er nunmehr zur Kunstgeschichte zurückkehrte, veranstaltete er zunächst die mehrerwähnte Sammlung der „Kleinen Schriften und Studien zur Kunstgeschichte“, in der außer den berührten Abhandlungen noch umfangreiche Reisenotizen von bleibender Bedeutung aus verschiedenen Lebenszeiten des Verfassers, Einleitungen zu bildlichen Publicationen, biographische Schilderungen (z. B. Schinkel's vom J. 1842) und sehr viele Anzeigen und Kritiken enthalten sind. Als Kritiker verband K. im höchsten Sinne die Wahrheitsliebe mit der Gabe, das Neue und Bedeutende überall nach Kräften hervorzuheben. Sodann veröffentlichte er die dritte „gänzlich umgearbeitete“ Auflage des Handbuchs der Kunstgeschichte und begann gleichzeitig das dritte seiner kunstgeschichtlichen Werke von universalem Inhalte, die „Geschichte der Baukunst“ (Stuttgart, Ebner und Seubert, 1856 ff., von K. selber in drei Bänden bis zum Schluß des Mittelalters geführt und nach seinem Tode fortgesetzt durch Jacob Burckhardt für die italienische und durch Wilhelm Lübke für die französische und deutsche Renaissance). Dieselbe entspricht nicht nur der bis zu Kugler's letzten Jahren stark vermehrten baugeschichtlichen Quellenkunde, sondern sie setzt sich auch, da die Rücksicht auf die Schwesterkünste hier wegblieb, ein freieres Ziel in der Gruppirung, welche hier mehr die nach Völkern, als nach scharf synchronistisch bemessenen Zeiträumen sein durfte. — Während aber die breit angelegte Geschichte der Baukunst seine Arbeitskraft in höchster Spannung erhielt, plante er schon eine Geschichte aller Künste oder richtiger des gesammten ästhetischen Strebens in redenden und bildenden Künsten, in Historiographie, Philosophie und jeglicher Schriftstellerei. Schon besuchte er deshalb alle musikalischen Aufführungen, in denen man „historische“ Musik hörte, und füllte sein Notizbuch trotz dem fleißigsten Referenten. Indessen zur Ausführung dieses Planes, der ihm warm am Herzen lag, sollte er nicht mehr kommen.

Die reiche Summe seiner Lebensarbeit ist mit dem Vorstehenden noch nicht erschöpft. Unter seiner Leitung begann der große kunstgeschichtliche Atlas, „Denkmäler der Kunst“, welcher seither (Stuttgart, Ebner und Seubert) in stets mehr bereicherter Gestalt veröffentlicht worden ist. Journalistisch wirkte er während seiner ganzen Laufbahn, zuerst in jenem von ihm gegründeten „Museum“, seit 1842 im „Kunstblatt“ und seit 1850 im „Deutschen Kunstblatt“. Seine dichterische Ader regte ihn, auch nachdem er sich der Wissenschaft wieder zugewendet hatte, zu neuen kleineren (zum Theil in der „Argo, belletristisches Jahrbuch für 1854“, Dessau, Gebrüder Katz, gedruckten) Schöpfungen an. Unter seinen Papieren befand sich ein detaillirter Plan für gründliche Ausgrabungen in Olympia. Fruchtbare Ideen für umfangreiche wissenschaftliche Unternehmungen theilte er jüngeren Fachgenossen ebenso freigebig mit wie sinnigen Rath den Dichtern. In manchem Werke Jacob Burckhardt's, Wilhelm Lübke's, Hermann Weiß', Friedrich Eggers', Emanuel Geibel's, Paul Heyse's lebt sein Geist fort.

Mitten in frischester Gesundheit überfiel ihn in der ersten Hälfte des März 1858 eine leichte Lungenentzündung, die ärztlich, wie es scheint, nicht

richtig behandelt, am 18. März seinen Tod herbeiführte. Sein Familienleben war überaus glücklich gewesen. Von seinen drei Kindern war die Tochter, Margarete, mit Paul Heyse verheirathet; der ältere Sohn Bernhard lebt als Professor der Geschichte in Tübingen; der jüngere Sohn Johannes wandte sich der Kunst zu, wurde jedoch, kaum zum Manne gereift, von einem schweren Siechthum ergriffen, welches ihn verhinderte, der Malerei, für die er besonders begabt war, sich dauernd zu widmen. Auf seinem letzten Krankenlager schrieb er eine Novelle „Im Fegefeuer" (gedruckt im „Salon", Jahrgang 1873), in welcher er mit überraschender künstlerischer Reife sein bitteres Leiden in liebenswürdiger Weise ironisirt. Er starb am 12. Decbr. 1873.

Franz K. war von stattlichem Wuchs. Bildung und Ausdruck des Antlitzes verkündeten seine reiche Begabung. Die „sokratischen" Gesichtszüge und die mächtige Wölbung der Stirn veranlaßten, wie wohl des Andenkens werth ist, den alten Schadow, als K. sich in Studentenjahren bei ihm zum Zeichenunterrichte anmeldete, den Kopf des Schülers fest ins Auge zu fassen und denselben, jede Antwort vergessend, zu betasten. Dann erbat sich der Verfasser des „Polyklet" zur gelegenen Zeit erneuten Besuch, weil er die interessante Kopfform messen müsse. Bernhard Afinger hat im Auftrage der Freunde Kugler's eine Büste desselben angefertigt, die unter den Hallen des Neuen Museums in Berlin aufgestellt ist.

Vgl. besonders die Biographie Kugler's von Friedrich Eggers, abgedruckt in Kugler's Geschichte der Malerei, 3. Auflage, Bd. I. *

Kugler: Hans K., Volkssänger des 15. Jahrhunderts, der sich als Diener des weisen Rathes von Nürnberg bezeichnet. Er verfaßte ein Lied auf den bekannten Räuber Hans Schüttensam, der, nachdem er längere Zeit mit Bamberg und Nürnberg in Streit gelegen, endlich von den Nürnbergern gefangen und am 13. Sept. 1474 verbrannt ward, während zwei seiner Knechte gleichzeitig geköpft wurden. Wahrscheinlich ist K. derselbe, von dem wir auch ein Spruchgedicht besitzen, das zu der Gattung der sogen. Lügenmärchen gehört, worin absichtlich eine Menge unmöglicher Sachen zusammengestellt sind.

R. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen, II. (1867), 9 ff. Erzählungen aus altdeutschen Handschriften, herausgegeben von A. v. Keller, S. 490 ff. Die Vermuthung, er sei identisch mit Hans Folz, ist daher aufzugeben. K. Bartsch.

Kugler: Johann K., Canonist, geboren zu Tachau in Böhmen am 23. April 1654, Jesuit 1674, † zu Olmütz am 22. Febr. 1721, docirte Philosophie, Theologie und canonisches Recht in Olmütz, war von 1708—15 Kanzler der Universität Breslau, vorher und nachher von Olmütz. „Opus theol.-canon. de sponsalibus", Nürnb. 1705, Würzb. 1713, umgearbeitet „Tract. theol.-can. de spons. et matrimonio", Würzb. 1713, Breslau 1727 fg., 3 Bde.

de Backer, Bibl. V. 394 (erwähnt das Breslauer Amt nicht).

v. Schulte.

Kugler: Johann Reinhard K., geb. zu Straßburg am 22. October 1723, machte daselbst die juristischen Studien und wurde 1750 Doctor der Rechte, 1756 ordentlicher Professor der Institutionen, 1760 der Pandekten und des Kirchenrechts, Canonicus an St. Thomas, 1770 der Pandekten und des öffentlichen Rechts. Er schrieb eine Anzahl von Dissertationen über civilistische und processualistische Materien, über die Reformatio Frid. III. a. 1441, de jure legislatorio Merovaeorum et Carolingorum circa sacra u. a., aufgezählt bei Weidlich, Biogr. Nachr., I. 441 ff. Nachtr. S. 151 ff. Fortges. Nachtr. S. 156. v. Schulte.

Kuh: Emil K., geb. zu Wien am 13. Decbr. 1828, war der Sohn eines dortigen wohlhabenden Kaufmanns. Seine Mutter war die Schwester des Mitbegründers der österreichischen Nordbahn, v. Suchrowski. Nach dem Besuche der Gymnasialclassen beendete er 1846 seine philosophischen Studien, trat aber schon im darauffolgenden Jahre in das Geschäft seines inzwischen nach Triest übergesiedelten Vaters. 1854 wurde er durch Vermittelung seines Onkels an der Nordbahn angestellt, schied aber drei Jahre später wieder aus, weil diese administrative Beschäftigung seinen litterarischen Anlagen so wenig wie die kaufmännische zusagte. Im J. 1849 hatte er durch Deinhardstein Friedrich Hebbel kennen gelernt und das Verhältniß, das sich durch den Umgang mit letzterem entwickelte, wurde bestimmend für seine gesammte spätere Entwickelung. Nachdem er bereits mehrfach litterarisch thätig gewesen war und schon 1854 eine Charakteristik Hebbel's geschrieben hatte, leitete er 1861 das Feuilleton der Oesterreichischen Zeitung, wurde im darauffolgenden Jahre Mitarbeiter der Wiener Presse, wo er besonders die Leistungen des Burgtheaters besprach und hielt Vorträge über deutsche Kultur- und Litteraturgeschichte, denen sich 1864 die über Hebbel, „Ueber den Wendepunkt in Goethe's Jugend“ und „Ueber die Gesellschaft im classischen Weimar“ anschlossen. Im April desselben Jahres wurde er Professor an der Wiener Handelsakademie und bald darauf kaiserlicher Rath. An einem Brustleiden erkrankt, mußte er die Professur an der Handelsakademie aufgeben, suchte Besserung in Capri und später in Meran und starb daselbst am 30. Decbr. 1876. — Dem 10jährigen Umgange Kuh's mit Hebbel verdanken wir die hervorragendsten litterarischen Leistungen des ersteren, zunächst die 1865 begonnene und 1867 vollendete Herausgabe der „Sämmtlichen Werke Hebbel's“ und dann dessen in mehrfacher Beziehung monumental zu nennende Biographie. K., dem Julius Glaser nach einer testamentarischen Verfügung Hebbel's bei der Herausgabe der sämmtlichen Werke beistand, hat dieselben mit richtigen und fleißig zusammengestellten Anmerkungen versehen, auf welche spätere Biographen und Kritiker stets werden zurückkommen müssen, während die Biographie, bei manchen Fehlern, Vorzüge und Schönheiten enthält, die noch einer allgemeineren Würdigung entgegensehen. Gerade die Darstellung des persönlichen Verhältnisses Kuh's zu Hebbel gehört mit zu den charakteristischesten und werthvollsten Kapiteln und läßt tiefe Blicke in die Ascese des Dichters, aber auch in alles das thun, was der Schüler dem Lehrer verdankte. Als K. sich im Jahre 1859 mit der talentvollen Sängerin Adele Ferrari verheirathete, konnte er den bis dahin täglichen Umgang mit Hebbel nicht mehr regelmäßig fortsetzen. Die Unterbrechung führte zum Bruche und Glaser scheint die Schuld daran mehr Hebbel als K. zuzuwälzen, wenn er letzterem (s. Biographie, Bd. II, S. 635) schreibt: „Du weißt, was er unter Intimität verstand. Mit seinen produktiven Stimmungen auf wenige Monate und auch dann nur auf wenige Stunden des Tages beschränkt, bedurfte er einer fortwährenden Gelegenheit, die riesige Energie seines Geistes in einem Verkehr zu entladen, der gerade lebendig genug war, um ihn anzuregen, ihm neue Gegenstände von neuen Seiten darzubieten, ihn aus Lebens- und Denkkreisen, die ihm nicht so leicht zugänglich waren, Ansichten zuzuführen, welche mit den Lieblingsmomenten seiner Weltanschauung in Zusammenhang gebracht werden konnten, wobei man sich zu hüten hatte, solche Gegenstände zu berühren, die ihn verstimmten, oder die mit der mächtigen Strömung sich nicht vertrugen, welche in der Tiefe seiner Seele ein noch unabgeschliffenes projectirtes Werk wusch und weiter wälzte“! Der Verfasser dieser Biographie kann aus persönlichem Umgange mit Hebbel die Richtigkeit dieser Auffassung nur bestätigen und hinzufügen, daß Hebbel, wenn er auch stets unendlich mehr gab, als seine Freunde ihm geben konnten, in

seiner Messung der ihm zu bringenden Zeitopfer ihre sie selbst oft beherrschenden äußeren Verhältnisse zu wenig beachtete. Aber wie schön und groß er sich selbst bei diesem von ihm einfach als schlechte Erfahrung aufgefaßten Bruche zeigte, geht aus dem Briefe hervor, den er sofort nach dem Eintritt desselben an K. schrieb: „— — — ich will Ihnen die Versicherung, die Sie zu wünschen scheinen augenblicklich geben, die Versicherung, daß ich unter allen Umständen für Sie bleibe, was ich war. Wie könnte dies auch anders sein; uns bindet das Ewige und Unvergängliche, das wir alle mit Ernst und Eifer suchen — — — Alles, was sich auf der Oberfläche der Erde herumdreht, Schäfer und Jäger, Fischer und Gärtner zankt und hadert mit einander, aber die Bergleute in ihrer Nacht leben in Frieden und gewiß fiel in einem Schacht noch nie ein Mord vor. Halten Sie sich meiner daher sicher". In dem mir vorliegenden Nachlasse von Hebbel finden sich trotz dessen Klagen über Undankbarkeit gegen K. vor, und als dieser nach langjähriger Unterbrechung den kranken Dichter besuchte, äußerte er ahnungsvoll und sarkastisch zugleich: „es muß schlecht mit mir stehen, wenn K. mich besucht". Hebbel hatte durch die schonungslose Aufrichtigkeit, die ihn auszeichnete, fast zerschmetternd auf das dichterische Talent Kuh's gewirkt und hiervon ist bei letzterem ein Stachel zurückgeblieben, den er edel genug war durch die umfassende Arbeit über Hebbel's Leben und Schaffen abzustumpfen. Von den Verstößen gegen die berechtigten Interessen Lebender, und einer der Wirkung des Ganzen schadenden Weitläufigkeit abgesehen, hat K. den Fehler begangen, Hebbel's Lyrik über seine Dramatik zu stellen und in der Auffassung einzelner Dramen sich dieselben verkehrten Urtheile der Gegner Hebbel's anzueignen, die er an anderen Stellen so hartnäckig bekämpft. Nichts desto weniger ist sein Buch eines der hervorragenden der neueren kritischen Litteratur. Nächst diesem Werke ist das „Zwei Dichter Oesterreichs, Franz Grillparzer — Adalbert Stifter" betitelte das bedeutendste unter Kuh's Leistungen. Obgleich manches Vortreffliche enthaltend, zeigt doch gerade diese Arbeit, wie erst die tiefere Beschäftigung mit Hebbel's litterarischem Nachlaß das ästhetische Urtheil Kuh's zur Reife gebracht hat. Von ihm sind ferner erschienen: „Friedrich Hebbel, eine Charakteristik", Wien 1854; „Erzählungen", Troppau und Leipzig 1857; „Gedichte, Hebbel gewidmet", Braunschweig 1858, „Die Quelle der Kleist'schen Erzählung Michael Kohlhaas" in Kolatschek's Stimmen der Zeit, 1861. Nr. 31. Constant. v. Wurzbach führt im 12. Theil seines biographischen Lexikons des Kaiserthums Oesterreich noch eine nicht unbeträchtliche Anzahl in Zeitschriften erschienener Abhandlungen Kuh's an.

Bamberg.

Kuh: Ephraim Moses K., Dichter, wurde im J. 1731 (sein Geburtstag ist nicht bekannt geworden) zu Breslau geboren, wo sein Vater Israelit und Kaufmann war. Dieser, welcher die guten Anlagen und die Liebe zum Studium des Sohnes erkannte und zu würdigen verstand, wollte ihn zu einem gelehrten Rabbiner ausbilden lassen, jedoch die lebhafte Einbildungskraft des Knaben konnte und wollte sich den Subtilitäten der hebräischen Scholastik nicht fügen und er legte einen so großen Widerstand gegen diese Art des Wissens an den Tag, daß der Vater, verzichtend auf die Ehre, einen Rabbiner in seiner Familie zu besitzen, beschloß, ihn die Laufbahn betreten zu lassen, auf der er selbst zum reichen Mann geworden war. Zu diesem Zwecke gab er ihn 1763 nach Berlin in das Haus eines nahen Verwandten, des Banquiers Feitel Ephraim, der unter Friedrich dem Großen durch die Prägung der sogen. „Ephraimiten" sich einen wenig ehrenvollen Namen erworben hat. Da K. aber in dieser Stadt die Bekanntschaft Mendelsohn's, Ramler's, Lessing's u. a. Gelehrten und Dichter machte, vernachlässigte er endlich seine Dienstespflichten, ergab sich gänzlich dem

Studium der Wissenschaften und der Dichtkunst und ganz vorzüglich der Liebhaberei des Büchersammelns und letzterer in dem Grade, daß diese Verschwendungssucht in wenigen Jahren ihn zu Grunde richtete und seine Familie ihn außerordentlich zu unterstützen sich genöthigt sah. Er machte nun seit 1768 eine zweijährige Reise durch Holland, Frankreich und Italien, immer begleitet von drei ungeheuer großen Bücherkisten, lebte dann wieder in Breslau, versank aber in einen traurigen Wahnsinn, der in eine sechsjährige Raserei überging, erhielt zwar den Gebrauch seines Verstandes wieder, allein 1786 lähmte ihm ein Schlagfluß die rechte Seite und machte ihn sprachlos und in diesem Zustande starb er den 3. April 1790. Seine Dichtungen, deren Manuscripte mehr als 5000 Stücke enthielten, wurden nach seinem Tode gesammelt und Ramler übergeben, welcher daraus eine Auswahl traf und nach seiner Weise mit beliebigen Aenderungen versah. Und so erschienen sie, besorgt durch J. J. Kausch in zwei Bänden zu Zürich 1792, wobei auch sein Leben durch Moses Hirschel; einige Poesien sind auch abgedruckt in den Jahrgängen des Deutschen Museums 1784—86. Unter seinen dichterischen Arbeiten befinden sich Epigramme, Madrigale und Lieder in der Weise Catulls oder Anakreons, Fabeln, worin er Phädrus nachzuahmen sich bemühte, sowie eine Ode an die Gottheit, an welche, wie man glaubt, Mendelssohn die bessernde Hand gelegt hatte. Unter allen diesen Erzeugnissen sichern ihm seine Sinngedichte ein ehrenvolles Andenken und in keiner anderen Gattung hat er so viele gute Stücke gedichtet. Scherz und Ernst, feine und beißende Satire über Modethorheiten, belehrender Unterricht, spielender Witz, allgemein anerkannte vortreffliche Lebensregeln wechseln in diesen Sinngedichten mannigfaltig ab. Martial scheint sein vornehmstes Muster gewesen zu sein und sowie er zu dessen gewandtesten Uebersetzern gehört, so ist er auch einer seiner glücklichsten Nachahmer. Was seine Persönlichkeit betrifft, so war er edelmüthig und mildthätig ohne Unterschied des Glaubens, ein wahrhaft frommer Mann, kenntnißreicher Gelehrter und angenehmer Gesellschafter, ohne jedoch eine kleine Eitelkeit rücksichtlich seines Dichtertalents ganz verbannen zu können, doch that dies seiner Liebenswürdigkeit keinen Eintrag. Bekanntlich hat Berthold Auerbach in seinem 1839 zu Mannheim erschienenen Buche „Dichter und Kaufmann“ K. zum Helden dieses Romans gemacht.

Schlichtegroll, Nekrolog, 1790, II. 351. Vetterlein, Handb. der Litt., S. 585—88. Baur, Hist.-biogr.-litter. Handwörterbuch, III. 136—37 und dessen Gallerie d. ber. Dichter, S. 366. Kayserling, Der Dichter Ephraim Kuh, Berlin 1864. Jördens, Lexikon III. VI. Goedeke, Gr. II. 621.

J. Franck.

Kuhl: Heinrich K., Zoologe, geb. zu Hanau 1797, † in Batavia 1821. Trotz seines frühen Todes veröffentlichte er zahlreiche beachtenswerthe Arbeiten, von denen namentlich zu erwähnen sind: „Die deutschen Fledermäuse“, in den Annalen der wetterauischen Gesellschaft, Bd. IV. 1819; „Beiträge zur Zoologie und vergleichenden Anatomie“, 1820; „Conspectus Psittacorum“ in Nov. Act. Ac. Leop.-Car. Tom. X. p. 4—114, 1820. W. Heß.

Kuhl: Karl August K., Professor der Chirurgie an der Universität Leipzig, wurde am 31. Juli 1774 zu Baalsdorf, wo sein Vater, M. Friedrich August K., Pfarrer war, geboren. Schon in seinem fünften Jahre verlor K. seinen Vater; jedoch nahm ihn sein Schwager, der Diakonus an der Neukirche zu Leipzig. M. Beyer, zu sich, unterrichtete ihn auf das sorgfältigste und überhäufte ihn mit Wohlthaten aller Art. Von 1787 an besuchte er die Nicolaischule in Leipzig und widmete sich fünf Jahre später, 1792, auf der dortigen Hochschule dem Studium der Arzneiwissenschaft, wobei er von der medicinischen Facultät

derselben mit Stipendien unterstützt wurde. Zu seinen Lehrern und Gönnern gehörten namentlich E. Platner und Hebenstreit. 1794 erhielt er nach bestandener Prüfung von der medicinischen Facultät das Baccalaureat, am 11. Februar 1796 wurde er, nachdem er seine Specimina abgelegt, zum Magister und Doctor der Philosophie creirt. Als Amanuensis des älteren Dr. Dähne, eines der geschicktesten praktischen Aerzte der damaligen Zeit, hatte K. im Laufe von vier Jahren die beste Gelegenheit, sich praktisch auszubilden. — Im J. 1800 machte K., mit Unterstützung einiger Gönnerinnen, eine wissenschaftliche Reise nach Kopenhagen und erfreute sich daselbst des Unterrichts von Callisen, Winslow, Tode, Saxtorph u. a., und als im folgenden Jahre, nach der auf der Rhede von Kopenhagen zwischen den Dänen und Engländern stattgehabten Seeschlacht zahlreiche Verwundete in das dortige Friedrichs-Hospital, in die Behandlung von Schumacher und Jacobsen kamen, hatte er Gelegenheit, bei der Behandlung der Verwundeten und bei den Operationen Hülfe zu leisten und bekam dadurch zuerst eine Vorliebe für die Chirurgie. Im J. 1801 nach Leipzig zurückgekehrt, bestand er das Doctorexamen und wurde am 31. Decbr. 1803 mit der Dissertation „De dysenteria“, unter Ludwig's Vorsitz, zum Dr. med. promovirt, während seine äußeren Verhältnisse sehr dürftige waren. Drei Jahre später jedoch, während welcher K. sich eifrig der ärztlichen Praxis gewidmet hatte, wurde ihm, nach dem Tode seines Schwagers Beyer, durch Erbschaft ein großes Vermögen zu Theil, das ihn von da an aller Sorgen überhob. In demselben Jahre, 1806, vermählte sich K. mit Johanna Friederike Goldhorn, mit der er bis zu seinem Tode in glücklichster, wenn auch kinderloser, Ehe gelebt hat. 1808 ging K. mit derselben nach Wien, um unter des berühmten Beer Leitung in der Augenheilkunde, der er sich zu widmen beschlossen hatte, sich weiter auszubilden. Im folgenden Jahre nach Leipzig zurückgekehrt, führte er mehrere Augen-Operationen mit bestem Erfolge aus, ging aber 1811 von Neuem mit seiner Gattin nach Wien, um bei Beer weitere Studien zu machen. Auf dieser Reise wurde er von einem schweren Typhus befallen und machte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft des italienischen Chirurgen Pajola, eines älteren Mannes, der sich besonders durch seine glücklichen Steinschnitte hervorgethan und dafür ein neues Verfahren angegeben hatte. Er erwarb sich die Freundschaft dieses Mannes und lernte sein Verfahren von ihm. Nachdem K. selbst später nach dieser Methode operirt hatte, gab er darüber eine kleine Schrift („Lithotomiae Pajolianae expositio“, 1825) heraus. — In der Zeit der Befreiungskriege, von 1812 an, leistete K. als dirigirender Civilarzt in den Militär-Hospitälern den Verwundeten Hülfe, und wurde, als im folgenden Jahre Gehler, Chirurg des Jacobs-Hospitales, in der Blüthe seiner Jahre gestorben war, an seiner Stelle zum chirurgischen Demonstrator bei dem klinischen Institute desselben ernannt, ihm in derselben Zeit auch die Geschäfte eines gerichtlichen Stadtwundarztes übertragen. — Obgleich K., auf der Mittagshöhe des Lebens befindlich, durch seine äußeren Verhältnisse von allen Sorgen frei, bei den Collegen und bei dem Publicum im höchsten Ansehen stehend, wie kein zweiter in der Stadt, sich der Ruhe und Gemächlichkeit hätte hingeben können, trieb ihn doch der Drang, immer mehr sich zu vervollkommnen und fremde Länder mit ihren medicinisch-chirurgischen Einrichtungen kennen zu lernen, zunächst nach London, wohin er im April 1816 abging und wo er während eines sechsmonatlichen Aufenthaltes sich der besonderen Freundschaft und Unterstützung eines Astley Cooper, eines William Lawrence, eines Benjamin Brodie zu erfreuen hatte. Nachdem er noch 1½ Monate in Paris verweilt, kehrte er mit Beginn des J. 1817 in die Heimath zurück, wurde noch in demselben Jahre zum Professor extraordinarius ernannt und begann vom Wintersemester dieses

Jahres an Vorträge und Examinatorien über Chirurgie und Demonstrationen an Lebenden und Todten, ferner über Augenheilkunde mit großem Beifall zu halten. — Im J. 1824 wurde er, nach Ludwig's Tode, zum Professor ordinarius der Chirurgie in der medicinischen Facultät ernannt, in welcher er sechs Mal das Amt eines Decans versehen hat. Bei seiner Aufnahme in die Facultät (19. Novbr. 1824) vertheidigte K. eine „Diss. de potioribus arteriae aneurysmaticae ligandae methodis praemissis duorum aneurysmatum feliciter sanatorum historiis. Acc. IV tab. aen.“. Er widmete überhaupt während seiner langen klinischen Thätigkeit der Unterbindung großer Arterienstämme seine besondere Aufmerksamkeit, unterband in der Zeit von 1834—37 die Art. anonyma, beide Carotiden, die Art. subclavia, brachte ein Aneurysma der Art. anonyma durch Ligatur der Carotis zur Heilung ꝛc.; über alle diese Ergebnisse hat er in Gelegenheitsschriften Bericht erstattet. Außerdem haben diese kleinen, als Programme oder bei Gelegenheit von Gedächtnißreden verfaßten Schriften (größere liegen von ihm nicht vor), die unter der Bezeichnung „Quaestiones chirurgicae“ bis zu Pars XXX gehen und den gleichen Gegenstand oftmals fortgesetzt behandeln, zum Inhalt: „De prognosi in morbis chirurgicis cautissime sistenda“, „Meditationes de vulneribus selopetariis“, „De idiosyncrasia haemorrhagica“, „De vitiligine ulceroso-serpiginosa integumentorum faciei atque colli“ ꝛc. — Seinem Charakter nach war K. von der vollendetsten Integrität, Wahrhaftigkeit und Bescheidenheit; seine Wohlthätigkeit gegen alle Nothleidende, namentlich gegen arme Studirende, war rühmlich bekannt; er gab stets im Stillen, ohne damit zu prunken. Den Kranken war er ein stets bereiter Helfer, oft auf Kosten seiner eigenen schwachen Gesundheit. Sein Körper war ein schwächlicher; mehrere bedenkliche Katastrophen, die K. während seiner Lebenszeit durchzumachen hatte, hatten nur dazu beigetragen, seine Arbeitsfähigkeit zu beeinträchtigen, namentlich eine Schwäche der rechten Hand, die er von einer rheumatischen Lähmung zurückbehalten hatte. Dennoch war er bis zu seinem Lebensende, das den 21. August 1840 erfolgte, rastlos thätig; noch acht Tage vor demselben hatte er einen Steinschnitt gemacht.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, 18. Jahrg. 1840, Thl. II. 1842, S. 898, Nr. 273. — Jo. Chr. Aug. Clarus, Caroli Augusti Kuhlii, etc. etc. Opuscula academica. Praefationis loco praemissa est b. auctoris memoria. Acced. VIII. tabb. Lipsiae 1842 (enthält den von Freundeshand geschriebenen Lebenslauf Kuhl's und eine Sammlung seiner akademischen Schriften).

E. Gurlt.

Kuhlau: Friedrich K., geb. am 11. Sept. 1786 zu Uelzen im Lüneburgischen, hatte als Kind das Unglück, durch einen Sturz ein Auge zu verlieren. Hierdurch wurden seine ziemlich unbemittelten Eltern veranlaßt, das früh erwachte musikalische Talent des Sohnes auszubilden und ermöglichten es, ihn nach Braunschweig zu schicken, wo er in das öffentliche Singechor eintrat und Unterricht auf dem Pianoforte und der Flöte erhielt. Später kam der junge K. nach Hamburg, wo er seine musikalischen Studien, namentlich in der Theorie, beim Musikdirector Schwenke fortsetzte. Schon damals veröffentlichte er nicht ohne Erfolg kleine Clavierstücke und Lieder. Um der französischen Conscription zu entgehen, flüchtete er 1810 nach Kopenhagen und wurde dort zunächst mit dem Titel eines Kammermusikus als erster Flötist in der Hofcapelle angestellt, daneben wurde er bald bekannt als tüchtiger Claviervirtuos. Seine Beschäftigung im Theater führte ihn zu dem Beschluß, die dänische Nationaloper zu heben. 1813 componirte er Oehlenschläger's „Räuberburg“ (Röverborgen); der Erfolg war durchschlagend und Kuhlau's Name mit einem Schlage über ganz Dänemark verbreitet. Seine zweite Oper, von 1816, „Die Zauberharfe“ (Trylleharpen), kam vermöge einer Theatercabale gegen Baggesen, den Verfasser des

Textes, zu Fall. Auch die dritte, „Elisa“, scheiterte 1819 an dem elenden Text von Boye. 1824 folgte dagegen, mit großem Beifall aufgenommen, „Lulu“ von Güntelberg; 1827 „Hugo und Adelheid“, wegen des mageren Boye'schen Textes bald vergessen. Dann aber ward am 6. November 1828 zur Vermählung des nachmaligen Königs Friedrichs VII. Heiberg's Originalschauspiel „Der Elfenhügel“ (Elverhöi) mit Kuhlau'scher Musik, für die er altnordische Volkslieder benutzt hatte, aufgeführt und mit stürmischem Beifall begrüßt. (Ueber Kuhlau's Wirksamkeit an der Bühne ist zu vgl.: Overskou, Den danske Skueplads, Bd. IV—V, Kopenhagen 1862—64.) K., jetzt hoch gefeiert, ward mit dem Titel eines Professors der Tonkunst zum königl. dänischen Hofcomponisten ernannt und vom praktischen Capelldienst befreit. Er zog nach Lyngbye, einem kleinen Städtchen bei Kopenhagen, wo er noch vielerlei Instrumental- und Vokalsachen schrieb. Im J. 1830 raubte ihm ein Brand, welcher einen Theil von Lyngbye in Asche legte, viele werthvolle Manuscripte. Der Schmerz hierüber, sowie über den Tod seiner Eltern, die bei ihm lebten, störte seine bis dahin ziemlich feste Gesundheit; er fing an zu kränkeln und starb am 12. März 1832. Seine Oper „Lulu“ hat sich am längsten auf dem Repertoire erhalten, ebenso das Liederspiel „Elverhöi“, welches sehr eigenthümliche nordische Volksmelodien enthält und dadurch dem dänischen Volke besonders lieb geworden ist. Dieses ausgesprochenen Nationalcharakters wegen hatten Kuhlau's Opern in Deutschland weniger Erfolg, dort ist er durch einige Männerchöre („Ueber allen Gipfeln ist Ruh“), durch 12 komische Canons für 3 Männerstimmen und durch seine zahlreichen und trefflichen Instrumentalcompositionen, insbesondere für Pianoforte und Flöte, bekannt und beliebt geworden. Von Kuhlau's Compositionen für Flöte sind folgende zu erwähnen: 3 Quintetten für Flöte und Streichinstrumente, op. 51; Quartett für 4 Flöten, op. 103; Trios für 3 Flöten, op. 13 und 86;. Duos für 2 Flöten, op. 10, 39, 80, 81, 87 und 102; Solos, Phantasieen &c. für Flöte allein, op. 57, 68, 73, 95, 104, 105 &c.; Trio für 2 Flöten und Pianoforte, op. 119; 3 Duos für Flöte und Pianoforte, op. 110; Sonaten für Flöte und Pianoforte, op. 64, 69, 71, 83 und 85; mehrere Divertissements, Variationen &c. für Flöte und Pianoforte. Alle diese Compositionen gehören zu den besten, welche je für Flöte geschrieben worden sind und gereichen noch heute Allen, welche dieses Instrument kultiviren, zur Freude und zum empfehlenswerthen Studium. Auch für Pianoforte und Streichinstrumente hat K. componirt, so die Quartetten op. 32, 50 und 108; die Sonaten op. 6, 33, 74, 88 &c. — Für das Pianoforte (zwei- und vierhändig) hat K. ebenfalls viel geschrieben; besonders zu erwähnen sind ein Concert op. 7, die Sonatenwerke op. 52, 66 und 127. Seine instructiven, sehr geschätzten Claviersachen erschienen in neuen billigen Ausgaben: Edition Peters, Sonatinen, 2 Bände; Rondos, 1 Band; Sonatinen zu 4 Händen, 1 Band. — Collection Litolff, Sonatinen, 2 Bände; Rondos und Variationen, 1 Band. — Sonatinen, roth cart., bei Breitkopf und Härtel.

Ein Bruder Kuhlau's lebte als Musikdirector in Calcutta und kehrte 1820 nach Europa zurück. Dessen Sohn, Andreas Karl K., geb. am 3. Jan. 1821 zu Leipzig, ward geschätzt als Pianist und Orgelspieler, starb aber bereits am 29. Mai 1857 als Organist an der Kirche zu St. Johannis in Leipzig. Er hatte seine Studien am dortigen Conservatorium unter Mendelssohn gemacht.

Fürstenau.

Kühle: Gabriel K. (später mit dem Adelsprädikate von K. geschrieben), preußischer Generalmajor aus Kyritz gebürtig, kam 1682 zur brandenburgischen Artillerie, ward 1686 vom Zeugschreiber in Berlin Zeugwärter daselbst, diente bei der Belagerung von Bonn, ward 1690 zum Stückhauptmann, 1701 zum

Major, 1704 zum Oberstlieutenant ernannt, erhielt im letzteren Jahre das Commando der Feldartillerie des an die Donau entsendeten Hülfscorps und führte nach des Oberst Schlundt im J. 1707 erfolgten Entlassung das Commando der gesammten Artillerie unter dem Markgrafen Philipp von Brandenburg-Schwedt. Als dieser am 19. Decbr. 1711 gestorben war, trat K. an seine Stelle, zwei Jahre später wurde er, seit 1709 Oberst, zum Generalmajor befördert, der erste Fall, daß aus der Waffe selbst ein General und ihr Chef hervorging. Während seiner Wirksamkeit als solcher wurde die Artillerie vermehrt und anders organisirt, die Zahl der Kaliber wurde verringert, viele Geschütze wurden gegossen, auch hatte er am Bau des Berliner Zeughauses Antheil. 1715 begleitete er den König Friedrich Wilhelm I. zur Belagerung von Stralsund, hier ward er am 9. Decbr. durch einen Steinsplitter, welchen eine einschlagende Kanonenkugel abgesprengt hatte, zu Tode getroffen.

K. W. v. Schöning, Historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie, I, Berlin 1844. Poten.

Kühlwetter: Friedrich Christian Hubert v. K., preußischer Staatsmann, geb. am 17. April 1809 in Düsseldorf als Sohn des dortigen Kreissecretärs K., † am 2. December 1882 in Münster. Derselbe widmete sich, nach dem Besuche des Gymnasiums in Düsseldorf, auf den Universitäten zu Bonn, Heidelberg und Berlin dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaft, trat am 7. Mai 1830 beim königlichen Hofgerichte in Arnsberg als Auscultator in den Staatsdienst und wurde 1834 zum Landgerichtsassessor und Instructionsrichter und im April 1836 beim königlichen Landgerichte in Düsseldorf zum Staatsprocurator bestellt. Im November 1845 vollzog er den Uebertritt in die Verwaltung und wurde bereits am 6. Mai 1848 zum Präsidenten der königlichen Regierung in Aachen ernannt, nachdem er im April Mitglied des zweiten Vereinigten Landtages gewesen war. An den Verhandlungen desselben hat er sich nicht betheiligt, ist aber in der Commission zur Entwerfung einer Adresse des Landtags auf die Eröffnungsrede vom 2. April, sowie in der Abtheilung zur Vorberathung des von der Regierung vorgelegtem Entwurfs eines „Wahlgesetzes für die zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung zu berufende Versammlung" sehr thätig gewesen. In jenem alsbald genehmigten Adreßentwurfe war der Dank für die im März vom König ertheilten Zusicherungen und die Anerkennung ausgesprochen, daß die constitutionelle Monarchie auf der breitesten Grundlage von nun an die Staatsverfassung Preußens sein werde. In der Abtheilung für das Wahlgesetz soll er, wie Ad. Stahr (Die preußische Revolution, S. 350) berichtet, sehr freisinnige Grundsätze verfochten, sich sogar für Erweiterung des Wahlrechts auch auf die Almosenempfänger ausgesprochen haben. Bei der Wahl der Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung, welche nach dem Decret vom 3. April dieser Landtag vorzunehmen hatte, erhielt er am 6. April in der Abstimmung der rheinischen Abgeordneten nur wenige Stimmen. In weiteren Kreisen hat sich K. hauptsächlich erst dadurch bemerklich gemacht, daß er in einer der bewegtesten Perioden des Jahres 1848 eine der einflußreichsten Stellen im preußischen Staate, wenn auch nur für kurze Zeit, bekleidete und daß, zum Theil von Fragen, die seinen Berufskreis betrafen, der Wendepunkt in der preußischen Revolution zu datiren ist. Das Ministerium v. Auerswald-Hansemann, welchem K. während der ganzen Dauer desselben (25. Juni bis 9. September 1848) angehörte, wollte in praktischerer Weise als das vorangegangene Ministerium Camphausen den preußischen Verfassungsneubau auf Grund der März-Errungenschaften aufzubauen versuchen. Es nannte sich ein „Ministerium der That" und gedachte mit starker Hand die noch hoch gehenden Wogen der Volksbewegung beruhigen zu können. Die preußische Nationalver-

sammlung, gewählt auf Grund jenes von K. mitbearbeiteten Wahlgesetzes vom 8. April, hatte seit ihrem Zusammentritt (22. Mai) dem am 29. März ins Amt getretenen Ministerium Camphausen schwere Stunden bereitet, nicht blos indem sie den Verfassungsentwurf der Regierung zur Seite schob, sondern vor Allem dadurch, daß sie sich über die grundsätzliche Bedeutung der Märzrevolution mehrfach in einer Weise aussprach, welche das Ministerium nicht billigen konnte. Nachdem Camphausen am 30. Mai in der Versammlung erklärt hatte, die Minister hätten die Lage keineswegs so aufgefaßt, als sei durch die Märzereignisse eine vollständige Umwälzung eingetreten und die ganze Verfassung des Staates umgeworfen, ging die Landesvertretung immer mehr darauf aus, ihre staatsrechtliche Stellung im entgegengesetzten Sinne zur Geltung zu bringen. Dazu diente namentlich die Erklärung vom 8. Juni, daß sich die Märzkämpfer um das Vaterland wohl verdient gemacht hätten. Wurde schon durch die grundsätzliche Frage die Stellung des Ministeriums Camphausen immer schwieriger, so wurde sie es auch durch die Frage nach Maßregeln gegen die Straßendemagogie in Berlin, durch welche die Nationalversammlung unaufhörlich belagert wurde. Ueber diese Frage hatten, wie Hansemann (Das preußische und deutsche Verfassungswerk) sagt, schon seit Mai Meinungsverschiedenheiten im Ministerium bestanden. Einige Minister hielten solche Maßregeln für „opportun", andere nicht. Andererseits erklärte nun die Nationalversammlung, daß sie keines besonderen Schutzes bedürfe. Nachdem Camphausen's Versuch, drei ausgetretene Minister zu ersetzen, erfolglos geblieben war, begründete derselbe am 26. Juni in der Nationalversammlung seinen Rücktritt damit, daß man wegen seiner Grundsätze über die Bedeutung der Märzrevolution an die Dauer einer Verwaltung unter seinem Namen nicht glaube. Dem mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragten bisherigen Finanzminister Hansemann kam es also darauf an, zu Genossen im Ministerium Männer zu finden, welche einestheils die Revolution in freierem Sinne anerkannten, anderentheils zu entschiedenen Maßregeln gegen die Ausschreitungen der Straßendemagogie geeignet und entschlossen waren. Für das namentlich in letzterer Beziehung wichtigste Ministerium des Innern hatte er Anfangs sein Augenmerk auf den Abgeordneten Milde gerichtet (Stahr S. 349); als dies aber am Widerspruche des für das Fach des Cultus gewonnenen Rodbertus scheiterte, welcher jenen für willenlos gegenüber dem entschiedenen Hansemann hielt, lenkte dieser seinen Blick auf K., welcher als selbständiger Mann wie als energischer und geschäftskundiger Beamter bekannt war und nach seinem Verhalten in den Commissionen des zweiten vereinigten Landtags zu der Richtung dieses Ministeriums zu passen schien. Dasselbe constituirte sich am 25. Juni 1848 Abends. Folgenden Tags brachte der Staatsanzeiger die Ernennungen, die Kühlwetter's mit dem Beisatze, daß ihm die Leitung des Ministeriums auf seinen Wunsch interimistisch übertragen werde. Vom 6. Juli an übernahm er dasselbe definitiv. Er gehörte zu der Mehrzahl der Minister, welche bis dahin dem größeren Publikum unbekannt waren; doch war er von diesen der erste, der seine politische Gesinnung besonders öffentlich kundgab. In dem von Hansemann am 26. Juni im Anschluß an obige Rede Camphausen's der Nationalversammlung vorgetragenen Programm der Minister hieß es: „In der Gesetzgebung, in der Verwaltung, in unserm Thun und Handeln fassen wir die denkwürdigen Ereignisse des Monats März und unsere Anerkennung der damals stattgehabten Revolution auf, einer Revolution, deren ruhmvoller und eigenthümlicher Charakter darin besteht, daß sie, ohne Umsturz aller staatlichen Verhältnisse, die constitutionelle Freiheit begründet und das Recht zur Geltung gebracht hat. Auf rechtlicher Grundlage steht diese Versammlung, steht die Krone; diese Grundlage halten wir fest." Es läßt sich nicht behaupten,

daß in diesem Programme die grundsätzliche Bedeutung der Revolution, welche das Ministerium Camphausen nicht hatte anerkennen wollen, erkennbar zum Ausdruck gelangt sei. Dies schien erst durch eine Erklärung Kühlwetter's in derselben Sitzung geschehen zu sollen. Denn als im Anschluß an obiges Programm Hansemann die Versammlung ersuchte, den soeben von ihrer Commission vollendeten Entwurf einer Adresse zur Beantwortung der vor einem Monat gehaltenen Thronrede mit Rücksicht auf den stattgehabten Ministerwechsel an die Commission zurückzuverweisen und dies auf Widerstand zu stoßen begann, wurde er hierin von K., welcher übrigens für diese Versammlung nur als stellvertretendes Mitglied für den Wahlkreis Aachen-Eupen gewählt war, durch den Hinweis unterstützt, daß der Ministerwechsel „eine so wichtige Veränderung“ sei, „daß alles dasjenige, was zu dem abgetretenen Ministerium nur in irgend einem Zusammenhang steht, einer neuen Prüfung unterworfen werden muß“. Und als er hinzufügte: „Es ist im Programm des Ministeriums die Rede von der Anerkennung der Revolution und das ist etwas Neues“ (Stenographische Berichte der preußischen Nationalversammlung, Bd. I S. 285), so schien man zu der Annahme berechtigt, daß er hiermit die Revolution als eine Recht schaffende Quelle im Allgemeinen habe anerkennen wollen, während Hansemann, den Punkt, um welchen es sich so wesentlich gehandelt, noch verdunkelnd, nur von der stattgehabten Revolution gesprochen habe. Es kam dieser Punkt noch 8 Jahre später in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 7. Februar 1856 nochmals zur Sprache. Von allen Ministern fielen K. die größten Aufgaben zu. Sie bestanden in der Vollendung eines schon vom vorigen Ministerium in Angriff genommenen Entwurfs einer Gemeindeordnung und im kräftigen Einschreiten gegen die Straßendemagogie der Hauptstadt. Die Schwierigkeiten dieser Aufgaben wurden noch erhöht durch den Zwiespalt der Minister über die Art der Ausführung. Ein Theil derselben scheute die Unpopularität jenes Einschreitens, und was die Gemeindeordnung betrifft, so hatte sich der Kriegsminister v. Schreckenstein öffentlich gar für Erhaltung des bestehenden Zustandes ausgesprochen, also thatsächlich für das Ziel, für welches die reactionäre Junkerpartei agitirte. Noch weniger Beistand fand K. in der Nationalversammlung. Die rein sachlichen, präcisen, geschäftlichen Antworten, welche er schon von Ende Juni an hier auf eine Reihe wortreicher, leidenschaftlich vorgebrachter, mißtrauensvoller Interpellationen und Beschwerden gab, deren Leichtfertigkeit, Unnöthigkeit und Schädlichkeit durch jene einfachen Antworten hervortrat und nicht selten zur Beschämung für die deklamatorischen Redner führte, machten ihn diesen unbequem. Das war am Ende doch nicht der Mann der Revolution, wie sie ihn sich gedacht hatten. In obiger Weise behandelte K. am 28. Juni die Interpellation des Abg. Dierschke über die Frage, ob er „den reactionären Bestrebungen einer großen Adels- und Rittergutsbesitzer- wie auch Beamtenpartei durch einen öffentlichen Erlaß im Sinne des Fortschritts und der Freiheit entgegentreten wolle.“ Aehnlich verhielt es sich am 7. Juli mit der Interpellation des Abg. Gladbach, welcher verlangte, daß die Staatsbeamten vorläufig nur noch provisorisch angestellt werden sollten; ferner mit der Anfrage desselben Abgeordneten, „ob die Beamten, welche die Zuneigung des Volkes nie besessen oder verloren haben, nicht sofort entlassen oder suspendirt oder durch Vertrauensmänner provisorisch ersetzt werden sollten“. Kein Gericht und er selbst nicht, erwiderte K., könne prüfen, ob ein Beamter das Zutrauen des Volkes habe oder nicht; er könne dieselben nicht außerhalb des Gesetzes stellen und Gesetzlosigkeit sei kein Mittel zur Beruhigung des Volks. Die Beamten nahm er auch am 4. Juli in Schutz gegen die Angriffe, denen sie bei der Berathung über die Untersuchung bezüglich der blutigen Ereignisse in Posen ausgesetzt waren. Aufs

entschiedenste sprach er sich hierbei auch gegen die Niedersetzung einer isolirten Commission der Nationalversammlung behufs jener Untersuchung aus. Dieselbe müsse im Einverständnisse und unter steter Mitwirkung des Ministeriums handeln. Die Versammlung aber zog die Folgen des Revolutionsrechts und sprach sich für eine selbständige Commission aus. Bezüglich der Beamten sah sich K. freilich genöthigt, der Richtung der Versammlung ein Zugeständniß zu machen. Sein am 15. Juli an die Civilbeamten gerichteter Erlaß, worin Diejenigen, welche dem neuen Regierungssystem ihre Anerkennung versagten oder ihm geflissentlich zuwiderhandelten, mit Entfernung vom Amte bedroht wurden, hat sowohl grundsätzlich als wegen der Zweischneidigkeit dem späteren gemäßigteren Liberalismus nicht zugesagt. Ganz besondere Schwierigkeiten wurden von der Nationalversammlung K. bereitet wegen seiner Einführung der schon vom Ministerium Camphausen am 11. Juni beschlossenen und auch bei Mittheilung an die Versammlung am 15. Juni von dieser nicht beanstandeten Einrichtung einer Schutzmannschaft für Berlin. Das war die Maßregel, vor welcher seine Vorgänger und ein Theil seiner Collegen sich so sehr gescheut hatten. Das plötzliche Einschreiten der Schutzleute gegen ein Publikum, welches so lange Zeit in seinem wüsten Treiben auf den Straßen unbelästigt geblieben und in seiner Gewohnheit, auch die Nationalversammlung zu terrorisiren, von dieser durch den erwähnten früheren Beschluß gleichsam bestätigt war, hatte in dem betreffenden Theile der Berliner Bevölkerung großen Unmuth erregt und es wurde K. zur Last gelegt, daß die Schutzleute Anfangs in einzelnen Fällen ihren Anweisungen ungeschickt nachgekommen seien. Unbefugt sollen sie zuweilen mit Säbeln und Schießgewehren auf den Straßen erschienen sein, wodurch die Straßenaufläufe noch vergrößert worden. In der „Gegenwart“ (Bd. IV. Lpz. 1850) wird K. vorgeworfen, daß er nicht für „ein allmähliges Einschreiten“ Fürsorge getroffen habe. Nach den damaligen Zuständen erklärt es sich, daß die Landesvertretung ebenfalls unter diesen Eindrücken stand. Jedoch dem dadurch hervorgerufenen Antrage des Abg. Waldeck, einzelne Bestimmungen des Verfassungsentwurfs durch besonderes Gesetz als Habeas-Corpus-Acte alsbald zu verkündigen, trat K. am 1. August entgegen. Er war dagegen, daß „ein so wichtiger Theil aus der ganzen Verfassung herausgerissen und in unvorbereiteter Weise zum Beschluß erhoben werde“; Beschwerden über unrechtmäßige Verhaftungen sollten untersucht werden. Er verwahrte sich gegen die Unterstellung einer Rückkehr zum Polizeistaate und fügte hinzu: „Ich glaube, daß die wahre Freiheit nur da möglich ist, wo die Ordnung geschützt ist. In wieweit die Schutzmänner die Freiheit behindern sollten, begreife ich nicht. Es ist mit der öffentlichen Ordnung nicht verträglich, wenn ohne polizeiliche Gestattung fortwährend Volksversammlungen auf den Straßen gehalten und den bestehenden Gesetzen entgegen getreten wird.“ (Stenogr. Ber. Bd. I. S. 658.) Der Waldeck'sche Antrag fiel zwar zur Vermeidung einer Ministerkrisis, aber schon am 9. August wurde dieselbe Sache in anderer Form wieder angeregt, und zwar von Rodbertus, dem schon am 4. Juli aus dem Ministerium geschiedenen bisherigen Collegen Kühlwetter's. Der Antrag ging auf ein Ersuchen an die Regierung, um sofortige nachträgliche Vorlegung eines Gesetzes über die Schutzmannschaften. Auf die Begründung Seitens des Abg. v. Berg, wonach die Aufregung blos gewachsen sei, weil die Einrichtung keinen gesetzlichen Boden habe, wies K. darauf hin, daß letztere lediglich der Polizeiverwaltung angehöre und daß in den größeren Städten der Wunsch nach einer Organisation der Polizeiverwaltung laut geworden sei, da es der Executive an der nöthigen Macht fehle, um die Straßenpolizei in dem Maße aufrecht zu erhalten, wie es zum Schutze von Ordnung und Freiheit nöthig ist. „Meines Erachtens muß ein Staat, der recht frei sein will, gerade ein recht gutes Per-

sonal als executive Macht haben". Als hierüber in der Versammlung gelacht wurde, stellte er diesen Satz gegen Mißdeutungen klar. Gleichwohl ist ihm das Bedenkliche desselben in der Schrift „Radowitz. Eine Silhouette" (Berl. 1849) vorgehalten; Temme, Mitglied jener Versammlung, sagt in seinen (aus dem Nachlaß herausgegebenen) „Erinnerungen" (Leipzig 1883) S. 286, K. habe sein Ministerium mit jenem Ausspruche angetreten und ist im übrigen der Meinung, „unter dem polizeilichen Schutze Kühlwetter's habe die Reaction doppelt rasch und kühn ihr Haupt erhoben"; die Camarilla in Potsdam habe nun ungescheut ihre Befehle nach allen Seiten ertheilt; die Kreuz-Ztg. habe jetzt täglich Schmutz und Gift auf das Ministerium, die Versammlung, jede freiheitliche Regung geworfen, den König als unfrei dargestellt und drohend zum Ungehorsam gegen das Ministerium aufgefordert, ohne daß Staatsanwalt und Polizei entgegengetreten seien. Wegen jenes Auftretens am 9. August war K. in der Nationalversammlung den heftigsten Angriffen ausgesetzt, welche auch deren Präsident v. Unruh in seinen „Skizzen aus Preußens neuester Geschichte" (Magd. 1849. S. 49) maßlos nennt. An der ebenfalls am 9. August in der Versammlung berathenen Frage über die Folgen der blutigen Ausschreitungen, welche das Militär in Schweidnitz am 31. Juli gegen die dortige Bürgerwehr begangen, war K. nur in soweit betheiligt, als er Mittheilung über den Thatbestand und von der Einleitung der Untersuchung machte. Während auf der einen Seite dies der Versammlung nicht genügte, sodaß sie verhängnißvolle Beschlüsse faßte, hat, wie Reichensperger („Erlebnisse eines alten Parlamentariers", Berl. 1882, S. 117) berichtet, der König am 30. Juli, als die Mitglieder der Nationalversammlung bei ihm im Neuen Palais bei Potsdam zu Gaste waren, K. unfreundlich angesprochen, „in nichts weniger als gnädigem Tone" von der Mißachtung der preußischen Fahne bei einem Straßenkrawall in Berlin am 29. Juli geredet und sich für besser als K. hierüber unterrichtet bezeichnet. Diese Notiz würde angezweifelt werden können, da Reichensperger in jener Schrift auf K. als seinen Gegner im späteren kirchenpolitischen Streite übel zu sprechen ist und von dessen obiger „Anerkennung der Revolution" viel Wesens gemacht hat; allein auch v. Unruh (Skizzen, S. 49) spricht von einer an jenem Tage für K. „sehr peinlichen Erörterung" mit dem Könige. Weiterhin war K. heftigen Angriffen ausgesetzt in Folge eines Vorgangs in Charlottenburg, wo am 20. August ein angeblich von der reactionären Partei aufgestachelter Verein demokratisch gesinnter Handwerker unter Mißhandlungen auseinandergesprengt war. Die hierüber erregten Demagogen Berlins und ihr Anhang sandten eine Deputation an K., welche strenge Bestrafung forderte und versammelten am 21. August große Volksmengen, die sich vor die Wohnung Kühlwetter's begaben um dessen Abdankung zu verlangen. Sie erzwangen den Eingang, fanden ihn nicht zu Haus und begingen dann an anderen Stellen der Stadt Ausschreitungen, bis es vor der Wohnung Hansemann's zu einem erbitterten Kampfe mit der Schutzmannschaft kam. Der in Folge dessen in Kühlwetter's Ressort ausgearbeitete, alsbald der Nationalversammlung vorgelegte Gesetzentwurf über Tumulte und unerlaubte Versammlungen wurde trotz der Bestimmungen, welche die Mehrheit für einen Verstoß gegen die Märzerrungenschaften hielt, für dringlich klärt, weil sie gegenüber der sich bereits offen zeigenden reactionären Partei das Ministerium stützen zu müssen meinte. Die ganze Schwierigkeit von Kühlwetter's Stellung ergiebt sich, wenn die Meinung Temme's (Erinnerungen, S. 274—277), daß die Straßendemagogie Berlins vom 13. Mai bis 9. November lediglich von der reactionären Camarilla in Potsdam veranlaßt sei, auch nur zum geringsten Theile auf Wahrheit beruhen sollte. Als die Nationalversammlung am 4. Septbr. auf ihren Beschluß vom 8. August wegen eines an

das Militär zu richtenden Erlasses zurückkam, legte K. dar, daß ein Antrag nicht ausgeführt werden könnte, welcher wie jener die politische Gewissensfreiheit beschränke, indem er fordere, daß „das Militär durch Annäherung an die Bürger zeigen solle, daß es mit Aufrichtigkeit und Hingebung an der Verwirklichung eines constitutionellen Rechtszustands mitwirken wolle". Auch wies K. auf den großen Unterschied eines solchen Erlasses von seinem am 15. Juli an die Civilbeamten gerichteten hin. Im weiteren Verlaufe der höchst erregten Verhandlungen erklärte er, das Land werde es dem Ministerium Dank wissen, keinen Schritt breit in dieser Frage gewichen zu sein. Der Beschluß der Versammlung, wonach sie auf ihrer Aufforderung vom 9. August bestehe, hatte das Entlassungsgesuch Kühlwetter's und Genossen zur Folge. In der Begründung desselben hieß es: „Unserer Ansicht nach muß das von uns vertretene und in der Sitzung der Nationalversammlung vom 7. Septbr. vertheidigte Princip, daß derselben die Festsetzung von Verwaltungsmaßregeln nicht zustehe, aufrecht erhalten werden, weil ohne dasselbe die constitutionelle Monarchie nicht bestehen könnte." Dieser Ansicht trat der König in seiner Antwort vom 10. Septbr. bei, worauf am 11. Septbr. der Rücktritt angekündigt wurde. Hansemann giebt in seiner Schrift von 1850 unter den Gründen des Rücktritts auch den an, daß nicht, wie er, alle Minister zur Mitwirkung an der bei ihrem Verbleiben im Amte nothwendigen Auflösung der Nationalversammlung bereit gewesen wären. Es ist wahrscheinlich, daß K. hierin gleicher Ansicht war. Von diesem Ministerium, in welchem K. neben Hansemann die bedeutendste Persönlichkeit war, läßt sich sagen, daß es Alles, was unter den damaligen Umständen möglich war, gethan hat, um vom gemäßigt-liberalen Standpunkte aus den Versuch zu unternehmen, eine Verständigung zwischen der Krone und der Revolution über neue, dauerhafte Einrichtungen zu Stande zu bringen, daß es aber gegenüber sowohl der erstarkenden Reaction als auch der sich noch in ungebrochener Kraft fühlenden, in ihren Organen unverständigen Revolutionspartei den Versuch bald aufzugeben genöthigt wurde. Es lag von vorn herein etwas Zwiespältiges in den Aufgaben dieses Ministeriums, namentlich Kühlwetter's. In der Absicht kräftig mit dem Antiquirten zu brechen und Zeitgemäßes zu begründen, mußte es sich der Umstände halber doch gerade gegen diejenige Seite wenden, von welcher es am ehesten Unterstützung hätte erwarten können. In kleineren deutschen Staaten mit überwiegend gemäßigt-liberaler Bevölkerung gelang dies, in Preußen mißlang auch dieser zweite Anlauf wegen des jeden ordentlichen Zustand in Frage stellenden Uebermaßes revolutionärer Elemente. Die Tadel Kühlwetter's und Genossen rühren noch von Mitgliedern oder Genossen dieser Partei her. Stahr (S. 326 u. 335) nennt dieses Ministerium „nur eine Fortsetzung des alten" und ein „Krämerministerium", hat aber in gewissem Sinne wohl darin Recht, daß er es auch als „zwar kein Ministerium der Reaction, wohl aber der Restauration" bezeichnet. Temme (Erinn. S. 286) zählt K. zu „den rheinischen Beamten, die bei allem liberalen Schein und Anstrich etwas Absolutistisches gehabt"; K. habe auch „Manier und Formen" gefehlt. Der General der Infanterie z. D. Dr. H. v. Brandt, welcher am 10. August 1848 als Unterstaatssecretär im Kriegsministerium zu dessen Vertretung in der Nationalversammlung bestellt war und demgemäß vielen Sitzungen des Staatsministeriums beiwohnte, schildert in seinen unter dem Titel „Berlin vor, unter und nach dem Ministerium Pfuel" in der „Deutschen Rundschau" (Bd. XI von 1877, S. 140) veröffentlichten Denkwürdigkeiten K. also: „K., eine ganz interessante Erscheinung, stark und muskulös gebaut, mit einem Gepräge von Entschlossenheit in seiner Physiognomie und etwas ungelenkiger Haltung, entsprach diesem Aeußern nur, wenn es darauf ankam, einen Gegenstand auf dem Gebiete des Rechts zu

verfechten. Gewandt vielleicht als Jurist, um schnell den wunden Fleck in einer Sache aufzufassen und sich mit hundert Gründen für oder gegen dieselbe loszulassen, mangelte es ihm an staatsmännischer Gewandtheit. Vor den Kammern fehlte ihm die überzeugungsmächtige Beredtsamkeit, die die Parteien versöhnt und fortreißt; eintönig, einfach, ja zu einfach, unbeholfen in der Diction, blieben seine Reden, welche nur ab und zu eine herausfordernde Festigkeit und einen ohne Zweifel aus gründlicher Erwägung erwachsenen Zorn durchschimmern ließen, meist ohne entscheidendes Resultat. Ich fand ihn, als ich ihn das erste Mal sah, seines Amtes bereits überdrüssig. Gewiß hätte er die Lasten desselben gern länger ertragen, wenn er nicht der allgemeinen Stimmung, die damals in den Rheinlanden herrschte, erlegen wäre. Während er nämlich nach dem Beifall seiner Landsleute strebte, sah er doch die Nothwendigkeit ein, auf der Bahn, die er betreten, mit Energie entschieden vorzugehen; dies aber brachte ihn gerade mit seinen Landsleuten und politischen Freunden auseinander. Nicht stark genug, den Eindrücken von dort her zu widerstehen und den conservativen, wahren Interessen des Landes seine Anstrengungen zu widmen und deren Vertretern Vertrauen einzuflößen, trat er im Moment, als es sich darum handelte, die Aufrechthaltung der Repressivgesetze zu vertreten, die Disciplin unter den Beamten wiederherzustellen und die Staatsgewalt zu befestigen, die Brust voll quälender Gedanken und das Herz voll Bitterkeit von dem Schauplatz seiner ministeriellen Thätigkeit, die ihm unaufhörliche Kämpfe und sturmvolle Erörterungen ohnedies verleidet hatten, zurück." Nach seinem Austritt aus dem Ministerium nahm K. seinen Sitz in der Nationalversammlung ein, in die er vom Bezirk Aachen-Eupen als Stellvertreter gewählt war, nahm auch an den Sitzungen in Brandenburg Theil, und vertrat, der Fraction Auerswald-Beckerath angehörend, denselben Bezirk in der zweiten Kammer, legte aber schon am 21. Octbr. 1850, kurz vor Beginn der zweiten Session das Mandat nieder. Am 28. Juni 1866 wurde er, unter dem Ausdrucke der besonderen Zufriedenheit mit seiner bisherigen Thätigkeit und des ungeänderten Vertrauens des Königs Wilhelm, zum Präsidenten der Regierung in Düsseldorf ernannt, auch wurde ihm im gleichen Jahre der Adel verliehen. In dieser Stellung hat er sich in weiteren Kreisen sehr beliebt gemacht und hier trat, wie es in der „Essener Ztg." vom 7. Decbr. 1882 heißt, „zuerst hervor, welch warme Theilnahme er auch denjenigen Zweigen entgegenbrachte, die nicht innerhalb des nächsten Gesichtskreises eines Verwaltungsbeamten liegen, besonders den Künsten und der Wissenschaft." Das Vertrauen in seine Umsicht und Energie zeigte sich wiederum im Jahre 1870. Er wurde am 14. August zum König in das Hauptquartier nach Herny berufen und erhielt am 26. August durch königl. Befehl aus Bar-le-Duc die schwierige Stellung eines Leiters der Civilverwaltung in dem am 14. August errichteten Generalgouvernement für die besetzten Bezirke des Elsaß, also die eroberten französischen Departements Ober- und Niederrhein, wozu am 21. August noch das Departement der Mosel und am 7. Novbr. die Kantone Schirmeck und Saales kamen. Seine Functionen wurden näher bestimmt durch eine Instruction vom 26. August und einen Erlaß des Bundeskanzlers vom 3. Septbr. 1870. Nach letzterem sollte er Sorge tragen für die Erhebung der Steuern und für Einziehung der für das deutsche Heer von der Bevölkerung zu beschaffenden Lieferungen; er selbst sollte die allgemeine Verwaltung leiten und in allen diesen Functionen die den Ministern nach der französischen Gesetzgebung zustehenden Befugnisse ausüben. An die Ansprache, mit welcher der am 14. August ernannte Generalgouverneur Graf Bismark-Bohlen am 30. August seine Stellung antrat, schloß sich an demselben Tage eine Ansprache Kühlwetters, wonach alle Behörden und Beamten, ohne Rücksicht auf ihre politischen Sympathien, in ihren Stellungen bleiben sollten. Hiermit glaubte er der Bevölkerung einen Dienst zu leisten: allein da

die französischen Behörden überall ihre Thätigkeit einstellten und mit den Akten das Land verließen, wurde Kühlwetter's erste Aufgabe, die Herstellung einer geregelten Verwaltung, sehr erschwert, doch gelang dies nach Zuziehung deutscher Beamten in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Der Sitz der Regierung war zunächst in Hagenau und wurde, nach dem Falle Straßburgs, Anfang October 1870 hierhin verlegt. Durch verschiedene Verordnungen aus der Zeit vom 7. Decbr. 1870 bis 12. März 1871 führte er die Kreiseintheilung ein und durch Verordnung vom 14. Septbr. 1870 gab er allen Bürgermeistern auf, für die Fortsetzung des Unterrichts zu sorgen, hielt auch streng darauf, daß den Lehrern rechtzeitig der Gehalt ausbezahlt werde. Dadurch war Ende October in fast allen Theilen des Gebiets der Elementarunterricht wieder in Gang gebracht. Zugleich wurde die Autorität des Unterrichtsministers sowie der Akademien in Straßburg und Nancy suspendirt. Weniger Beifall fand K. in Berlin mit seinem im December 1870 an den Bischof von Straßburg gerichteten, von diesem sofort der gesammten katholischen Geistlichkeit am 22. Decbr. mitgetheilten Briefe, in welcher er der letzteren Aussicht auf die Herrschaft über die Volksschule eröffnete. Es hieß darin: „Comme le curé est le membre le plus instruit et le plus capable du comité locale, il est particulièrement de son devoir de porter l'attention sur la situation de l'école, par exemple sur la méthode d'enseignement qu'on y suit sur les études et les progrès personnels de l'instituteur." Löning (Die Verwaltung des Generalgouvernements im Elsaß, Straßburg 1874. S. 173) meint, daß K. hiermit „in einer allerdings schwer zu begreifenden Kurzsichtigkeit die Sympathien des katholischen Clerus zu gewinnen gehofft" habe. Daß er aber selbst als Katholik im Allgemeinen nicht Willens war, der staatlichen Gewalt gegenüber der Kirche etwas zu vergeben, ging schon aus seinem am 12. Septbr. 1870 an die Geistlichkeit aller Glaubensbekenntnisse im Generalgouvernementsbezirk gerichteten Erlasse hervor. Von seinen sonstigen Verordnungen ist noch die vom 18 April 1871 über die Einführung des Schulzwangs hervorzuheben. Sie ist die einzige, durch welche von ihm das bestehende Landesrecht abgeändert ist und hatte, wie er selbst zugab (Elsaß-Lothringen unter deutscher Verwaltung. Eine Denkschrift von G. Mitscher, Berlin 1874), viele durch die Zeit großer Erregung veranlaßte Mängel. Als im Januar 1871 in Folge des Bourbaki'schen Feldzugs eine große Aufregung im Elsaß herrschte, sah er sich zur Ausweisung von Beamten genöthigt. Auch war die Gefangennahme des republikanischen Präfecten von Straßburg, Valentin, eine Maßregel der Vorsicht. Kühlwetter's Amt dauerte in dieser Weise fort auch nachdem am 10. Mai 1871 an Stelle der völkerrechtlichen Verwaltung des deutschen Reichs die Souveränetät desselben getreten war; doch wurde er, nachdem eine Einigung zwischen den Bundesregierungen und dem Reichstage über das am 9. Juni verkündete Gesetz bezüglich der Einverleibung von Elsaß-Lothringen in das deutsche Reich zu Stande gekommen war, bereits am 2. Juni 1871 aus dieser Stellung abberufen und, unter Verleihung des Titels eines Wirkl. Geh. Raths mit dem Prädikate Excellenz, zum Oberpräsidenten der Provinz Westfalen ernannt. Als solcher hat er, wie in der „Essener Ztg." (Nr. 286 vom 6. Decbr. 1882) ausgeführt ist, „in einer eilfjährigen Verwaltung unter den schwierigsten Verhältnissen für das Wohl der Provinz eine so energische, hingebende, aufopfernde Thätigkeit entfaltet, daß, außer dem Oberpräsidenten v. Vincke, nicht leicht ein anderer seiner Vorgänger ihm wird an die Seite gestellt werden können". Namentlich wird von ihm gerühmt, daß er das für ersprießlich Erkannte trotz aller Hindernisse mit der größten Ausdauer verfolgt und endlich durchgesetzt habe. Mit besonderem Eifer nahm er sich des Lehrerstandes an und betheiligte sich gern an den größeren Versammlungen der Lehrer der Provinz. (Näheres:

Essener Ztg. Nr. 291 vom 12. Decbr. 1882). Auch um die Akademie in Münster hat er sich sehr verdient gemacht. Er suchte sie zu einer vollständigen Universität zu erheben und verschaffte auch der philosophischen Facultät das Recht der Doctorpromotion. Er selbst wurde von ihr am 3. August 1880 promovirt. Daß er als pflichttreuer Beamter den Pflichten nachkam, welche ihm in Folge der kirchenpolitischen Gesetze oblagen, daß er 1876 die Bischöfe von Münster und Paderborn zur Niederlegung ihres Amtes aufforderte, wurde ihm von den Ultramontanen Westfalens sehr verübelt. Näheres darüber, welch' starke Stütze er in der That dem kirchenpolitischen Systeme des Ministers Falk war, wird vielleicht erst später bekannt werden. Nach längerem Leiden starb er in Münster am 2. Decbr. 1882. Der mit Wahrnehmung der Oberpräsidialgeschäfte beauftragte Regier.-Präs. v. Rosen widmete ihm Namens der obersten Provinzialbehörden einen ehrenden Nachruf in den Blättern der Provinz. Der Nekrolog des R.- und Staatsanz. (Nr. 291 vom 11. Decbr.) ist sehr mager, der der „Essener Ztg." (Nr. 286), nachgedruckt von der Berliner „Nordd. Allg. Ztg." (Nr. 574 vom 7. Decbr.) und vielen anderen deutschen Blättern, dagegen der würdigste. In diesem Nachrufe hieß es: „Die Traditionen der geistlichen Herrschaft saßen in Münster noch so fest, daß für einen königl. preuß. Oberpräsidenten eigentlich gar kein Raum da war. Jedenfalls war so viel gewiß, daß ihm dieser Raum nicht eingeräumt wurde, wenn der Inhaber des Postens sich nicht mit Energie zur Geltung brachte. Ganz natürlich, daß sich ein Conflict entwickelte, der durch den Culturkampf noch verschärft wurde. K. erkannte mit dem sicheren Blick, der ihm eigen war, daß in diese Zustände nur mit Hülfe neuer geistiger Strömungen, die freilich erst in der Jugend groß gezogen werden konnten, Bresche zu legen sei. Aus diesem Gesichtspunkt hat er vom ersten Moment an der Hochschule in Münster seine besondere Sorgfalt zugewendet, und wenn künftige Geschlechter im Münsterland eine anders gesinnte Generation sehen werden, so wird es eine Frucht der Saat sein, die K. unter schweren Kämpfen gesäet hat." Daß diese Sätze der „Essener Ztg." von der zuweilen als Regierungsblatt geltenden „Nordd. Allg. Ztg." mit abgedruckt waren, hat die Berliner „Germania" vom 8. Decbr. und die Berliner „Polit. Gesellschaftsblätter" (Heft 10 vom 14. Decbr. 1882), letztere in einem mit K. überschriebenen Artikel, sehr erzürnt. In der „Elberfelder Ztg." (334 vom 3. Dec.) wurde betont, K. habe nicht wenig dazu beigetragen, die Communalangelegenheiten von Münster vom alten Schlendrian zu befreien und zu mancherlei Verbesserungen den Anstoß gegeben; er sei „stets bedacht gewesen, Neues zu schaffen, Gutes zu stiften". Aehnlich sagte die „Westf. Ztg." vom 2. Decbr. „Was K. geleistet, wie viel fruchtbare Anregungen er gegeben, das sichert ihm auf lange hinaus einen Platz im Herzen der Männer von der rothen Erde". Auch die „Rhein- u. Ruhr-Ztg." in Duisburg (Nr. 285 vom 5. Dec.) brachte einen ehrenden Nachruf. Selbst die ultramontane Berl. „Germania" (Nr. 558 vom 5. Decbr.) erkannte an, Kühlwetter's Verdienste um die materielle Hebung der Provinz und deren Hauptstadt seien „unleugbar", sie würden aber, meinte sie, „in den Schatten gestellt durch seine Rücksichtslosigkeit im Culturkampf, durch welche er alle seine protestantischen Collegen übertraf", selbst seine Stellung habe mehrmals ernstlich in Frage gestanden, er habe aber „einen schweren Stein im Brett gehabt beim König, dem er 1848 wesentliche Dienste geleistet". Der katholische „Volksfreund" in Straßburg bemerkte: „Wir müssen es K. nachsagen, daß er in seiner schwierigen Stellung in der Civilorganisation der Reichslande eine große, verdienstvolle Thätigkeit entwickelte und sein Wohlwollen für die katholische Bevölkerung mehrfach an den Tag legte. Seine Verwaltung war eine weit rationellere und weisere als die darauf folgende. Was das Reichsland betrifft, müssen wir der

Wahrheit Zeugniß geben und sagen: Unter uns hat er Gutes stiften wollen und hat dessen gestiftet." — Am Leichenbegängnisse in Münster betheiligten sich am 5. Decbr. 1882 Männer aller Stände aus allen Theilen Westfalens, auch der Minister a. D. Falk. (Näheres: „Westf. Ztg." und „Essener Ztg." vom 6. Dec.) — K. besaß den rothen Adlerorden 1. Cl. mit Eichenlaub, den Kronenorden 2. Cl. mit dem Sterne, das Kreuz der Comthure von Hohenzollern 2. Cl., das eiserne Kreuz 2. Cl., den belgischen Leopoldsorden 1. Cl. und den Civilverdienstorden vom niederländischen Löwen 2. Cl.

Die Quellen s. an verschiedenen Stellen des Artikels.

Wippermann.

Kuhlmann: Quirinus K., ein religiöser Schwärmer des 17. Jahrhunderts, wurde geboren zu Breslau, den 25. Februar 1651. Von Natur hochbegabt, aber schon in seiner Jugend außerordentlich nervös, glaubte er sich eines Tages im visionären Zustande zum Heiligen berufen. Er sah an seiner linken Seite stets einen Lichtschein, den er sich als Heiligenschein deutete. Aus der Etymologie seines Namens Kuhlmann (Kohlmann) folgerte er, daß er wachsen solle wie der Kohl, das Senfkorn im Evangelium, und in seinem Vornamen Quirinus, den er mit dem ersten römischen Könige und mit dem Landpfleger Cyrenius gemeinsam hatte, sah er sich zum Herrscher der Welt bestimmt. 1670 bezog er die Universität Jena, nachdem ihm der Rector des Magdalenengymnasiums zu Breslau bereits gesagt hatte, „du wirst entweder ein großer Theologe oder ein großer Ketzer werden". Die Rechtswissenschaft, für die er sich hatte einschreiben lassen, betrieb er auf der Universität aber nicht, sondern hing in seinem Jenenser Einsiedlerleben religiöser Schwärmerei nach. 1673 verließ er die Universität und begab sich in das Eldorado aller Schwärmer, in das Land der Geistesfreiheit, nach Holland; hier vertiefte er sich in Jacob Böhme's Schriften, die in Amsterdam herausgekommen waren, und erreichte bald unter den Anhängern des deutschen Theosophen den größten Ruhm. Das Maß von Kirchlichkeit aber, das Böhme noch besessen hatte, ließ K. weit hinter sich. In vollständiger Selbstverblendung construirte er sich eine Lehre, die darauf hinauslief, daß er als Prinz des höchsten Monarchen der Welt berufen sei, nach den vier Weltmonarchien die fünfte aufzurichten, die der Frommen, das Kuhlmannsthum. Alle weltlichen und geistlichen Fürsten wurden eingeladen, dem Könige dieses Reiches zu huldigen. Die Mahnung an den Papst sollte durch den berühmten Jesuiten Athanasius Kircher, vermittelt werden, mit dem K. eine Zeit correspondirte. Den türkischen Kaiser hat er in eigener Person eingeladen, wobei er aber in Konstantinopel nur mit Mühe der Einkerkerung durch die Flucht entgehen konnte. Die Irrfahrt nach der Türkei war eine von seinen vielen Agitationsreisen, die er zu Gunsten seiner Schwärmerei gemacht hat. Er hatte schon vorher in England und Frankreich Gesinnungsgenossen zu werben gesucht, aus der Türkei aber wandte er sich jetzt nach Rußland. Allein kaum war dem Patriarchen von Moskau der Plan des Schwärmers bekannt geworden, als er ihn ergreifen und am 4. Octbr. 1689 verbrennen ließ. Seine vielen Bücher, die er in seinem beruflosen Leben verfaßt hat, können, mit Ausnahme seiner deutschen Dichtungen, alle vergessen werden. Ihre Titel bei Adelung (s. u.) p. 82 ff. Als deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts wird er dagegen stets eine gewisse Bedeutung behalten; denn er war von Jugend auf eine poetische Natur und hatte schon als 20jähriger Jüngling den kaiserlichen Titel eines poeta laureatus bekommen. In seinem „Kuhlpsalter" hat er 150 Psalmen auf sein eigenes religiöses Königreich gedichtet, von denen mancher allerdings an Verrücktheit grenzt, z. B. zu Ps. 53:

Liebquelle Jesus Liebe lieber,
Je mehr sie quillet ewigst über,
Je mehr sie ewigst Dich liebküßt,
Liebküssend ewigst Dich durchsüßt,
Durchsüßend ewigst Dich umherzet,
Umherzend ewigst in Dich sterzet.

Ueber ihn ist zu vergleichen ein ausführlicher Aufsatz bei Adelung, Geschichte der menschlichen Narrheit, Bd. V, S. 3—90. Derselbe nimmt Bezug auf eine frühere Darstellung von Harenberg: De Quirino Kuhlmann im museum historico-theologicum Bremense T. I p. 651—687. Hagenbach in Herzogs Realencyclopädie, 1. Auflage, Bd. VIII, S. 132.

P. Tschackert.

Kühmstedt: Friedrich K., Professor und Musikdirector am Seminar in Eisenach, ward geboren am 20. Dec. 1809 in Oldesleben, nicht weit vom Kyffhäuser, woselbst sein Vater Schmiedemeister war. Von den Eltern, seines sanften Wesens halber, schon früh zum Prediger bestimmt, wurde er seiner besseren Ausbildung wegen nach Frankenhausen gethan. Seine Liebe zur Musik wurde aber durch das Hören einer Aufführung des Freischützes von Weber dermaßen aufgeregt, daß es des strengen Eingreifens des Vaters bedurfte, um den Sohn in dem ruhigen Gange seiner Studien zu fesseln. Er nahm ihn sogar aus Frankenhausen fort und gab ihn in Weimar einer Familie in Obhut, welche die strengste Weisung hatte, ihn von jeglichem Umgange und jeglicher musikalischer Aufführung fern zu halten. Doch der innere Drang ließ sich keine Vorschriften machen, denn trotz aller Absperrung von jeglicher Musik klang und tönte es in dem jungen Herzen fröhlich fort und ohne jegliche Anleitung componirte er heimlich Lieder und Clavierstücke. Siebenzehn Jahre alt geworden, bäumte sich die jugendliche Kraft gegen die eisernen väterlichen Fesseln auf und zerbrach sie gewaltsam. Heimlich, mit nur geringer Barschaft versehen, wanderte er nach Darmstadt zu dem damals berühmten Organisten Rink, von dem er in Weimar gehört hatte. Nun folgte eine Zeit großer Noth, großen Fleißes und großer innerer Glückseligkeit. Nach kurzer Zeit war er im Stande als Claviervirtuose in Darmstadt und Frankfurt aufzutreten. Rink war dem fleißigen und begabten Schüler so geneigt, daß er selbst eine Aussöhnung zwischen Vater und Sohn anstrebte, die ihm auch endlich gelang; der Vater zahlte das kleine Erbtheil aus, um dem Sohne die Mittel zu weiteren Studien zu geben. K. ging nun zu Hummel in Weimar und bildete sich dort zum Claviervirtuosen und Componisten aus, auch machte er Bekanntschaft mit dem berühmten Schauspieler Unzelmann, wo er zuweilen zum Lesen klassischer Stücke herangezogen wurde und darin so Ausgezeichnetes leistete, daß er Aufsehen erregte; doch ließ er das Talent nicht aufkeimen, sondern übte es nur im Freundeskreise. Der Biograph in der Niederrheinischen Musikzeitung (6. Jahrgang, S. 67) sagt hierüber: „Es war ein hoher Genuß, ihn (K.) das kleinste Gedicht vorlesen zu hören. Ohne alle Effecthascherei wußte er Schönheiten einer guten Dichtung, die man kaum geahnt hatte, so hervorzuheben, daß man glaubte, zum ersten Male das Gedicht so recht zu verstehen.“ — Hier erschienen auch seine ersten Compositionen in Hummel'scher Manier geschrieben; es sind Rondo's, Duo's u. a. m. — Das theure Stundengeld bei Hummel — einen Louisd'or für die Stunde — konnte seine kleine Kasse nicht lange erschwingen. Auch sagte Hummel nach einem Jahre zu ihm in seiner aufrichtigen Wiener Manier: „Nun sind wir holter fertig, nun müssen's auf eignen Füßen stehen und holter durch die Welt schmeißen und was erreichen“. Zu seinem Unglück fühlte K., wahrscheinlich veranlaßt durch übermäßiges Clavierüben, eine Lähmung der rechten Hand und unpraktisch, wie fast alle echten Künstlernaturen, verfiel er darauf, sich einen

Operntext zu verschaffen und eine Oper zu componiren, theils um während der Zeit die Hand zu schonen, theils um daraus einen Erlös zu gewinnen. Er läßt sich also von einem Literaten in Gotha einen Operntext schreiben und zahlt dafür baare 150 Thlr. „Die Schlangenkönigin", hieß der Operntext, ein gänzlich leeres Produkt. Ohne Kenntnisse von Instrumentation und noch weniger Kenntnisse über Gesangsleistungen auf der Bühne, nur die Mozart'schen Opern als Musterarbeiten vor sich, wurde er binnen einem halben Jahre mit der Composition fertig. Doch was half ihm das, der Beutel wurde immer leerer und die Aussichten auf Broderwerb immer geringer, trotzdem Spohr, dem er die Partitur der Oper einsandte, sich recht günstig über dieselbe aussprach. Mit den letzten 100 Thlrn. in der Tasche geht er nach Berlin, theils um dort seine Oper anzubringen, theils um sich eine Lebensstellung zu gründen, doch keins will ihm glücken. Verzweiflungsvoll steht er in der Abenddämmerung an einem einsamen Ufer der Spree. Da faßt ihn etwas am Rockzipfel: „Na, wollen Se 'nen Bittern aus der Spree nehmen? det lassen Se man sin!" ertönt die Stimme eines Eckenstehers. R. muß in all' seinem Elend über diesen treffenden Humor lachen und — ist gerettet. Zu Hause angekommen, findet er das Billet einer Gräfin, die für ihre Kinder Unterricht in den Anfangsgründen des Griechischen und Lateinischen wünscht. Auf diese Weise findet er ein spärliches Existenzmittel. In Berlin war damals der Philosoph Hegel der Mittelpunkt aller Intelligenz. Auch R. befand sich unter den begeisterten Zuhörern; doch hat er später versichert, daß nur die glänzende Dialektik des bedeutenden Mannes ihn bestochen habe, und daß er zum Selbstdenken und Philosophiren damals noch wenig Neigung gehabt. Nach einiger Zeit erhielt er durch Vermittelung des Kapellmeisters Hummel, besonders aber durch den bekannten Musikdilettanten Freiherrn von Beyerburgk den Antrag, in Eisenach als Musik- und Singlehrer am Gymnasium, ferner am Seminar zu lehren und die Kirchenmusik zu leiten. Mit Freuden nahm er die Stelle an — es war der Hoffnungsstrahl einer besseren Zeit, einer gesicherten Existenz. Doch auch hier wollte ihn sein Unglücksstern verfolgen und die öffentliche Wirksamkeit verbittern. Die Lähmung seiner Hand glaubte er soweit überwunden zu haben, um sich durch ein Concert öffentlich in Eisenach einführen zu können. Der große schöne Mann, wie der Biograph in der Niederrheinischen Musikzeitung schreibt — mit dem braunen kurzgelockten Haar über der hohen Stirn, den edeln ausdrucksvollen Zügen und den glänzenden dunkeln Augen machte den vortheilhaftesten Eindruck, als er in den dicht mit Menschen gefüllten Saal trat und sich an den Flügel setzte. Plötzlich, gleich nach den ersten Passagen, hielt er inne, versuchte mehrmals wieder anzufangen, stockte, machte sein Kompliment, eine etwas verwirrte und nicht ganz passende Entschuldigung stammelnd, und verließ das Podium. Seine gelähmte Hand hatte ihm den Dienst versagt. Noch sollte er in demselben Concert als Sänger auftreten, da er eine ausgezeichnete wohlgebildete Tenorstimme besaß. Zu seinem abermaligen Unglück hatte er eine Arie gewählt, die mit den Worten begann: „O grauses Schicksal!" Kaum waren dieselben von seinen Lippen, als die Anwesenden in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Er trat beschämt vom Schauplatz ab. Der Stab schien über seine öffentliche Wirksamkeit gebrochen zu sein. Er konnte diese Scene nie überwinden. Auch der Elementarunterricht in der Musik und dem Gesange sagte ihm nicht zu und zur Direction eines Gesangchores war sein Naturell nicht geschaffen. Außerdem brachte ihm seine Stelle nur eine kärgliche äußerliche Existenz und nahm beinahe seine ganze Zeit in Anspruch. Auch das häusliche Glück sollte ihm fürs erste versagt sein. Noch ehe die Hochzeit sein konnte, starb die Braut in seinen Armen an der Auszehrung. Aus Pietät behielt er die Mutter, welche die einzige Stütze in der Tochter verlor, bei sich,

eine sehr wenig liebenswürdige Frau, die er dennoch mit der größten Geduld bis an ihr Ende pflegte. Inmitten all' dieser Widerwärtigkeiten entstanden trotzdem einige der gediegensten Compositionen, unter anderen Orgelstücke, reich und neu an Inhalt, Choräle, die noch jetzt im Munde des Thüringervolkes leben und ihn, der den eigentlichen Priesterstand zurückgewiesen, als würdigen Priester im Reiche der Töne bekunden. Durch Privatschüler in der Theorie angeregt, beginnt er Philosophie zu studiren, und sucht nach der Definition des musikalisch Schönen, nach dem Urgesetz des Zusammenhanges und schafft eine neue einfachere und klarere Unterrichtsmethode, von der alle seine Schüler begeistert sind. Namentlich die Gebildeteren, denen, wie sie versichern, dadurch Geist und Gemüth in überraschender Weise nicht blos für die Musik, sondern überhaupt in rein menschlicher Beziehung höher gehoben wurde. So wenig K. jemals ganz klar in dem Gebiete der Philosophie an und für sich die Ergebnisse seines Forschens kund geben konnte, so licht wurde es, wenn er sie in Verbindung mit der Musik brachte. Nicht nur wußte er seine Lehre den einfachen Bauernsöhnen im Seminar trotz der Vergeistigung dieser theoretischen Gesetze, oder vielleicht eben deshalb, klar zu machen, sondern auch Kindern von 12 Jahren konnte er sie anpassen, wenn sie nur überhaupt musikalisches Talent hatten. Sonderbarer Weise aber wurde es bei einem so abstracten Unterrichte, wie der in der Theorie der Musik, gerade den verständigen reflectirenden Naturen am schwersten, ihm zu folgen, und er hat oft geäußert, er könne dieselben nur bis zu einem gewissen Punkte bringen, dann wäre Alles aus. An größeren Kompositionen, die auch öffentlich aufgeführt wurden, schrieb er das Oratorium: „Des Heilandes Verklärung", und dann „Der Sieg des Göttlichen", letzteres 1843 in Kassel aufgeführt. Drei Sinfonien, Fugen und Vorspiele für Orgel, „Gradus ad Parnassum, oder Vorschule zu Seb. Bach's Clavier- und Orgelcompositionen", Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte, viele Orgel- und Clavierstücke und eine „Theoretisch-praktische Harmonie- und Ausweichungslehre" (Eisenach 1838). Sein größeres theoretisches Werk, woran er viele Jahre gearbeitet hat, blieb unvollendet. Die Leipziger Allgemeine musikalische Zeitung äußert sich über ihn (1837, Jahrg. 39, Sp. 269) bei Besprechung des 1. Heftes Fugen für die Orgel (op. 19, Mainz bei Schott): „Der Verfasser ist ein Schüler Rink's und hat dieses sein erstes durch den Druck bekannt gemachtes Orgelwerk aus Liebe und Dankbarkeit seinem Lehrer zugeeignet. Von gerathenen Schülern hat man Dank, von ungerathenen keinen, denn wer will dir in der Hölle danken? Herr K. ist ein sehr gerathener Schüler, nun zum selbständigen Komponisten herangereift. Sein Stil ist rund, seine Schreibart orthographisch genau, seine 3 Fugen über ein Thema sind vortrefflich zum Vortrage und zum Studium. Auch die übrigen 2 Fugen und 2 Präludien zeigen einen klaren, in seinem Fache heimischen Mann, der schlicht das Rechte will, kräftig und geschickt Gesundes giebt und ohne Prunk und Affektation stets eine innere Wohlhabenheit offenbart." Auch sein Gradus ad Parnassum wird 1839 (XLI, 890) sehr lobend besprochen. In dem Vorworte setzt K. auseinander, daß zum Künstler nicht nur Talent, sondern auch die Fertigkeit gehört den Stoff mit Leichtigkeit zu beherrschen. Mein Streben — sagt er — war, es Bach wo möglich gleich zu thun, obgleich ich weiß, daß Bach nicht zu erreichen ist. Auch mit äußeren Ehren wurde er bedacht und sein redliches Streben fand weit und breit Anerkennung. Er wurde zum Musikdirector ernannt, 1847 zum Professor, 1846 machte ihn die niederländische Musikgesellschaft (Maatschappij tot bevoordering der Toonkunst) zum korrespondirenden Mitgliede. Auch die Großherzogin Marie von Weimar zeichnete ihn öfters aus, eine Schülerin Hummel's, welche selbst vortrefflich spielte. Der bereits

mehrfach erwähnte Biograph der Niederrheinischen Musikzeitung sagt über seinen Charakter in den letzten Jahren seines Lebens, die er an der Seite einer innig geliebten Gattin verlebte (S. 75): „So schroff und zurückhaltend K. den Entfernterstehenden erschien, so liebenswürdig war er bei näherem Umgange. Deutsche Herzlichkeit und Biederkeit fand man in seinem Hause, und der Hauch seines Genius wußte dem Gewöhnlichsten eine Weihe zu geben. Eine Stunde bei ihm war geistig in hohem Grade anregend und zugleich gemüthlich befriedigend. Aber sein nach Anerkennung strebendes Herz konnte es nicht überwinden, daß dieses immer nur ein kleiner Kreis war; und doch hinderten ihn auch hinsichtlich einer weiteren Geselligkeit sein Mangel an praktischer Lebenskenntniß und sein edler Künstlerstolz." Er starb am 8. Januar 1858 an einer überaus schmerzhaften Krankheit, die ihn über ein Vierteljahr ans Lager fesselte.

Rob. Eitner.

Kuhn: Franz Felix Adalbert K., geb. am 19. November 1812 zu Königsberg in der Neumark, † am 5. Mai 1881 in Berlin, gehörte zu den bedeutendsten Vertretern der von Bopp begründeten indogermanischen Sprachwissenschaft. Schon auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin, das er von 1827—1833 besuchte, trat seine Neigung zu ausgedehnteren Sprachstudien, als die Lehrgegenstände des Gymnasiums boten, hervor; er lernte schon als Schüler die Anfangsgründe des Sanskrit und setzte dies Studium, nachdem er 1833, um Philologie zu studiren, die Universität Berlin bezogen hatte, als Schüler Bopp's fort, trieb aber neben Sanskrit und klassischer Philologie in eingehender Weise auch germanistische Studien. 1837 promovirte er mit der Dissertation „De conjugatione in μι linguae sanscritae ratione habita" und trat, zunächst als Probandus, beim Köllnischen Gymnasium in Berlin ein; an dieser Anstalt war er bis an sein Lebensende thätig; 1841 wurde er zum ordentlichen Lehrer, 1856 zum Professor, 1870 zum Nachfolger E. F. August's im Directorat ernannt. 1872 hatte ihn die Berliner Akademie der Wissenschaften zum Mitgliede gewählt, zu einer Thätigkeit als Universitätslehrer, die er sich von jeher gewünscht hatte und die seiner wissenschaftlichen Begabung und ausgezeichneten Arbeitskraft mehr Raum zu umfassenderen wissenschaftlichen Arbeiten gegeben hätte, ist ihm leider der Weg nicht eröffnet worden. Kuhn's Verdienste um das vergleichende Studium der indogermanischen Sprachen und Völker liegen nach drei verschiedenen Seiten: er war der erste, der den seit Ende der dreißiger Jahre allmählich zugänglich gewordenen Rigveda für die vergleichende Grammatik ausbeutete, während dieselbe vorher auf das classische Sanskrit angewiesen war (dahin gehört namentlich die große Abhandlung „Sprachliche Resultate aus der vedischen Metrik" im 3. und 4. Bande der „Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung" und eine große Anzahl kleinerer und größerer Aufsätze in diesen „Beiträgen" wie in der „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung"). Weit bedeutender noch und Kuhn's bedeutendste wissenschaftliche Leistung überhaupt ist die Begründung einer ganz neuen Disciplin, der vergleichenden Mythologie und, was eng damit zusammenhängt, der vergleichenden Culturgeschichte der indogermanischen Völker auf Grundlage der vergleichenden Sprachforschung. Noch während seiner Studienjahre erschien 1835 J. Grimm's deutsche Mythologie; das großartige Werk regte ihn wie andere zunächst zur Erkundung und Erforschung der Spuren uralten Volksglaubens in den noch erhaltenen Sagen, Märchen und Gebräuchen an. K. sammelte als Student und später in seinen Ferienwanderungen eifrig und mit großem Erfolg aus dem Munde des Volkes „Märkische Sagen und Märchen" (Berlin 1843); „Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche" (zusammen mit Schwartz, Leipzig 1848); „Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen" (in 2 Bdn., Leipzig 1859). Die Kenntniß der ältesten indogermanischen Ueber-

lieferung im Rigveda und die Beherrschung der etymologischen Resultate der vergleichenden Grammatik, verbunden mit glücklicher Combinationsgabe und zugleich mit scharfem kritischem Urtheil, setzten ihn aber in den Stand, über den germanischen Kreis hinauszugehen. Schon 1845 hatte er in dem Programm „Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker" (erweitert noch einmal erschienen im 1. Bande von Weber's Indischen Studien) das Bild des ältesten erreichbaren Culturzustandes unseres Sprach- und Völkerstammes gegeben, das seitdem gültig geblieben ist. Sein Hauptwerk aber, die Grundlage aller bisherigen Arbeiten über die vergleichende Mythologie, ist: „Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen" (Berlin 1859). Das Buch berührt weit mehr Mythen als der Titel angibt und was seitdem an sicheren Resultaten auf diesem Gebiete hinzugekommen, ist wenig im Vergleich zu dem von Kuhn's Scharfsinn und sicherer Methode Gefundenen. Ihn bewahrte namentlich seine sichere sprachwissenschaftliche Kritik und seine Scheu vor dem blos Geistreichen, aber nicht Erweisbaren vor Combinationen, wie sie von anderen später vielfach geliefert und von ernsterer Wissenschaft verworfen sind. Kuhn's letzte Schrift „Ueber Entwicklungsstufen der Mythenbildung" (in den Abhandlungen der Berliner Akademie von 1873) ist eine Methodologie der Mythenforschung, deren Hauptgrundsatz ist: „die Grundlage der Mythen ist auf sprachlichem Gebiete zu suchen, Polyonymie und Homonymie sind die wesentlichsten Factoren derselben." — Ein ganz außerordentliches Verdienst um die Sprachforschung erwarb sich endlich K. durch die Gründung und Leitung der „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen", die er 1852 mit Theodor Aufrecht begann, vom 3. Bande an allein fortführte. Als Ergänzung dazu gab er von 1858 an zusammen mit Schleicher die „Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, keltischen und slawischen Sprachen" heraus; 1875 wurden beide Zeitschriften verschmolzen zu der „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen" und K. zugleich in der Redaction von jüngeren Kräften unterstützt. Diese Zeitschriften, lange Jahre die einzigen auf diesem Gebiete, wurden von K. mit musterhafter Einsicht und Unparteilichkeit geleitet, sie haben durch das Zusammenhalten der Arbeiter und Ausgleichen der Gegensätze den raschen Fortschritt der vergleichenden Sprachwissenschaft ganz wesentlich mit bedingt, und auf ihnen beruhte zu einem großen Theile das Ansehen, zu welchem sich diese Disciplin gegen heftig widerstrebende Anschauungen siegreich durchkämpfte. — Während seiner langjährigen Lehrthätigkeit hat K. namentlich durch die unbeirrbare Wahrhaftigkeit und Sicherheit seines Wesens, durch seine Gabe zu rascher Auffassung der Individualität des Schülers und sein Interesse für die Entwicklung des Einzelnen vorzüglich gewirkt.

Vgl. R. Hocker in der Illustrirten Zeitung Nr. 1112, 22. October 1864, S. 279 f. J. Schmidt in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung XXVI, S. V ff. O. Hoffmann in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, Januar 1882, S. 89 ff. K. Bruchmann in Bursian's Biographischem Jahrbuch für Alterthumskunde, 1881, S. 49 ff. K. Prantl in den Sitzungsberichten der philosophisch-philologischen und historischen Klasse der kgl. bair. Akademie der Wissenschaften zu München, 1882, 1. Bd., S. 391 ff. und H. Pröhle's Aufsatz, Adalbert Kuhn und die märkischen Volksgebräuche, in der Sonntagsbeilage Nr. 24 zur Vossischen Zeitung, 12. Juni 1881.

A. Leskien.

Kuhn: Bernhard Friedrich K. von Bern (1762—1825) war der Sohn des Pfarrers Friedrich Kuhn zu Grindelwald, der diesem entlegenen Berg-

thale zugleich als Arzt und Geburtshelfer diente und sich durch seine Thätigkeit einen geachteten Namen gemacht hat. Er wurde den 26. Septbr. 1762 in Grindelwald getauft. Von seiner Jugend ist nichts Näheres bekannt. Er studirte die Rechte, wurde bald Professor des vaterländischen Rechts an der Berner Akademie, 1791 als solcher förmlich anerkannt und in ungewöhnlich ehrender Form als Mitglied des Schulraths erwählt. Heller Blick, strenges Rechtsgefühl und große Uneigennützigkeit machten ihn auch als Anwalt beliebt. Im J. 1785 veröffentlichte er in einer Bernischen Zeitschrift eine vielleicht theilweise schon von seinem Vater herstammende Arbeit „Ueber den häuslichen und sittlichen Zustand der Einwohner des Grindelwaldthales“, welche bemerkenswerthe Beobachtungen enthält über das Wesen und Wachsthum der Gletscher. Trotz seiner der herrschenden Aristokratie abgeneigten Gesinnung und ausgesprochenen Sympathie mit den Tendenzen der französischen Revolution, nahm er, als im Anfange 1798 der Krieg mit Frankreich zum Ausbruch kam, lebhaften Antheil an der Vertheidigung des Landes. Er trat freiwillig als Offizier in die Armee, und in einem Gefechte am 5. März 1798 spaltete er mit eigener Hand einem Franzosen den Schädel. Als nun die besiegte Eidgenossenschaft sich als „Eine und untheilbare helvetische Republik gemäß“ ihrer von Frankreich auferlegten Verfassung neu constituirte, wurde K. am 12. April zum ersten Präsidenten des Großen Rathes, der obersten Landesbehörde, erwählt. Er galt als einer der entschiedensten Anhänger der neugeschaffenen Zustände, zeigte aber dabei eine einsichtsvolle Mäßigung und Besonnenheit, die ihn wesentlich von den politisch unreifen Schwärmern unterschied. So widerstrebte er der übereilten und unvorbereiteten Aufhebung der Feudallasten; er erklärte im gesetzgebenden Rathe, daß er lieber einem Volksaufstand entgegensehen, als eine Ungerechtigkeit begehen wolle, und hatte den Muth, diese Ueberzeugung in einer eigenen Schrift zu vertreten. Er wurde in die Ostschweiz gesandt, als 1799 die österreichische Armee das Land betrat, und verhandelte gleich darauf mit General Massena über die Mitwirkung der helvetischen Truppen zur Vertreibung derselben. Neben den beiden Zürichern Escher und Usteri war er eines der Häupter derjenigen Partei, die man als die „republikanische“ bezeichnete, und führte mit den Genannten durch den Staatsstreich vom 8. Januar 1800 den Sturz des ganz französisch gesinnten Directoriums und des bisher allmächtigen Cäsar Friedrich Laharpe herbei. Die absolute Abhängigkeit der helvetischen Regierung von den Winken der französischen Generale schien damit gebrochen zu sein; aber um so bedenklicher offenbarte sich jetzt der Zwiespalt der Parteien im Innern und die Unmöglichkeit, zwischen den entgegengesetzten, zudem in den zwei Mächten Frankreich und Oesterreich verkörperten Prinzipien zur Ruhe zu kommen. Die Schweiz war der Anarchie preisgegeben, eine provisorische Regierung stürzte die andere, ein Verfassungsproject trat nach dem andern auf, ohne daß eines allgemein anerkannt oder auch nur förmlich angenommen worden wäre. K. spielte bei allen diesen Veränderungen eine hervorragende Rolle, jeweilen stand er eifrigst auf der Seite, welche die unitarischen Tendenzen verfocht, und schrieb auch in diesem Sinne seine bekannteste Schrift: „Ueber das Einheitssystem und den Föderalismus als Grundlage einer künftigen helvetischen Staatsverfassung“, Bern 1800. In Form und Inhalt zeichnete sich diese nach dem übereinstimmenden Urtheil schon der Zeitgenossen vortheilhaft aus vor der großen Zahl entweder seichter oder leidenschaftlicher Tageserzeugnisse. Sie erschien bald in zweiter Auflage und gleichzeitig in französischer Sprache. K. war Mitglied des gesetzgebenden Rathes, der am 7. Aug. 1800 an die Stelle der bisherigen obersten Behörde trat, und am 7. Septbr. 1801 Präsident einer neuen constituirenden helvetischen Tagsatzung. Er war es auch, der am 17. April 1802, als der eben erst zu Ende

berathenen Verfassung neuer Umsturz und ihm selbst Verhaftung drohte, in einer berühmt gewordenen Rede den Antrag stellte, eine eigene Notabelnversammlung zu berufen. Er drang damit durch; doch auch die hier geschaffene Constitution vom 25. Mai 1802 brachte keine dauernde Ruhe. Kleine Aufstände in verschiedenen Theilen der Schweiz zeugten von der Aufregung und allgemeinen Unzufriedenheit. Im Wadtlande namentlich kam es zu argen Ausschreitungen. Erbittert über die theilweise Wiedereinführung der Zehentpflicht, rotteten die Bauern sich zusammen und plünderten und verbrannten eine Anzahl öffentlicher Archive. K. wurde als Regierungscommissär abgesandt, um die Ordnung herzustellen; es gelang ihm aber nur theilweise, da die Regierung weder zu energischer Unterdrückung noch zu einer Amnestie-Erklärung sich verstehen wollte. Im Juli 1802 wurde K. Minister des Justiz- und Polizeiwesens, trat aber sofort wieder zurück, als seine durchgreifenden Reformvorschläge keine Unterstützung fanden. In einem Gutachten über die Grundideen einer neuen Einrichtung des Criminalwesens in der helvetischen Republik hatte er schon 1799 seine Gedanken ausgesprochen. Am 18. Septbr. 1802 wurde Bern im Bürgerkrieg eingenommen, und die helvetische Regierung zur Flucht gezwungen. Bekanntlich war es nun der erste Consul von Frankreich, der endlich den permanenten Umwälzungen in der Schweiz ein Ende zu machen beschloß. K. war eines der Mitglieder der von Napoleon nach Paris berufenen sogenannten Consulta, und ebenso eines engeren Ausschusses, der am 12. Decbr. 1802 in St. Cloud mit dem nunmehrigen Mediator der Schweiz conferirte. Nach der Einführung der hier dictirten sogenannten Mediationsverfassung, welche, den Einheitsgedanken fast ganz preisgebend, die staatliche Selbständigkeit der Kantone wiederherstellte, zog K. sich gänzlich vom politischen Leben zurück. Durch den Tod seiner Gattin († 1815), wol mehr noch durch das vollständige Erlöschen aller seiner politischen Ideale vergrämt, versank der geist- und kenntnißreiche Mann zuletzt in Trübsinn und starb im J. 1825 im Irrenhause. K. war unzweifelhaft einer der bedeutendsten und zugleich einer der edelsten Männer, welche die Schweiz in jenen traurigen, aber in mancher Hinsicht großartigen Uebergangsjahren besaß.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 1825. II, S. 1321. — M. Lutz, Moderne Biographien, S. 167. — Höpfner, Gemeinnützige helvetische Nachrichten, 1802, Nr. 63 ff. — Tillier, Geschichte der helvetischen Republik, 1843. 3 Bde. — Hilty, Vorlesungen über die Helvetik, Bern 1878 (vorzügl. S. 679). — Tageblatt der Gesetze und Dekrete der gesetzgebenden Räthe der Helv. Rep. Bern, 6 Bde. Blösch.

Kuhn: Friedrich Adolf K., Dichter, geb. in Dresden am 2. Septbr. 1774, † daselbst am 29. Juli 1844, besuchte das Gymnasium zu Freiberg, in welcher Stadt sein Vater als Senator und Kreisschocksteuereinnehmer 1796 starb, und studirte in den Jahren 1793—1796 in Wittenberg die Rechte; verbrachte das darauf folgende Jahr in Jena mit philosophischen und historischen Studien und ließ sich dann in Dresden nieder, wo er anfänglich die Studien eines verwandten russischen Edelmannes, Baron von Dolst, beaufsichtigte, wenig später aber als Rechtsanwalt die juristische Praxis zu betreiben begann und in diesem Berufe zu einer dauernden und angesehenen Lebensstellung gelangte. — Wie er sich schon als Wittenberger Student in freundschaftlichem Umgange mit Karl Theodor Winkler (Theodor Hell), Karl und Otto Baron von Manteuffel, Diemer, v. Hardenberg (Novalis) mit der Dichtkunst beschäftigte, so widmete er sich auch noch in seinen Mannesjahren als Mitglied eines Dichterkreises, an welchen K. Streckfuß in seiner Uebersetzung von Ariost's Rasendem Roland (1818) eine Zueignung richtet, poetischen Arbeiten. Diese Arbeiten erhoben sich schon dadurch über das Dilettantische, daß sie sich, wie die von ihm gemeinsam

mit dem bereits genannten Winkler verfaßte Uebersetzung der „Lusiade des Camoens“ (Leipzig 1807) zeigt, mit dem Studium fremder Sprachen und Litteraturen verbanden. Indessen ist diese Uebersetzung wol die bedeutendste seiner litterarischen Leistungen geblieben. „Gedichte“ von ihm erschienen im J. 1820 (zu Leipzig). Seine übrigen Publicationen findet man bei Brümmer angegeben, zu dessen Verzeichnisse jedoch die Bemerkung, daß die „Zwölf Lieder eines Sachsen, niedergeschrieben im Januar des Jahres 1814“ ohne seinen Namen erschienen und der Titel „Jugendphantasien“, 1. Bändchen, Dresden 1830 nachzutragen ist. Sein ältester Sohn, Emil K. (geb. zu Dresden am 3. Januar 1807, † ebenda 17. Mai 1880) hat sich als Forscher auf dem Gebiete der römischen Verfassungsgeschichte bekannt gemacht.

H. J. G. Haymann, Dresdens Schriftsteller, Dresden 1809. 8°. S. 276. Conversations-Lexikon. N. F. Des Hauptwerks 12. Bandes 1. Hälfte, Leipzig F. A. Brockhaus, 1825. 8°. S. 52—54. 8. Aufl. Bd. 6. S. 381. Bd. 12. S. 297. Meusel, Das gelehrte Teutschland. 5. Ausg. Bd. 23. 1834. 8°. S. 319 ff. Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 22. 1844. Th. 2, Weimar 1846. 8°. S. 578—581. F. Brümmer, Dichter-Lexikon, Bd. 1. Eichstätt und Stuttgart 1876. 8°. S. 481 ff.

F. Schnorr von Carolsfeld.

Kuhn: Gottlieb Jacob K., schweizerischer Dialektdichter. — Der Sohn eines wenig bemittelten Buchbinders, am 12. Novbr. 1775 in Bern geboren, besuchte K. die Schulen der Vaterstadt. Mit Unterbrechung der theologischen Studien übernahm er 1794 eine Hauslehrerstelle bei Landvogt von Rodt auf dem schön gelegenen Schlosse Trachselwald im Emmenthal. Im J. 1798 wurde K. zum Predigtamte ordinirt und als Vicar nach dem Dörfchen Sigriswil über dem Thunersee beordert, wo er zugleich Schule zu halten hatte. Hier, angeregt von dem naturwüchsigen Leben der Landbevölkerung, unter dem Einflusse der allemannischen Gedichte Hebel's, die er zufällig in die Hände bekam, begann K. seine volksthümlichen Lieder zu dichten. Zuerst erschienen seine „Drei Volkslieder auf die Feier des schweizerischen Alpen-Hirtenfestes zu Unspunnen“ (Bern 1805), und da dieselben mit ihren einfachen, wohllautenden Melodien Erfolg hatten, 1806 in Bern seine „Volkslieder und Gedichte“, in Schriftsprache und Mundart, von denen die letzteren gerade wegen ihrer zuweilen derben Naturwüchsigkeit manchen herben Angriff zu bestehen hatten. K. war indessen im Frühling 1806 Lehrer zuerst an der Elementar-, dann an der Klassenschule in Bern geworden und trat mit Professor Johann Rudolf Wyß und dem schöngeistigen Naturforscher K. F. Meisner in Verbindung, zur Herausgabe der „Alpenrosen“ (Ein schweizerisches Taschenbuch, Bern 1811), welche K. bis zum J. 1824 mitbesorgen half und in welche er Lieder und Volkserzählungen niederlegte. Noch bevor sein Lebenswunsch in Erfüllung ging und ihm die Pfarrei Rüderswil im Emmenthal 1812 übertragen wurde, erschien 1812 in Bern seine erste „Sammlung schweizerischer Kühreihen“, später eine zweite Sammlung mit den Kompositionen seines Freundes Ferdinand Huber und 1819 die zweite Ausgabe seiner „Volkslieder. Mit Musikbegleitung“, nur seine mundartigen Gedichte enthaltend. Als K. 1824 Pfarrer von Burgdorf wurde, gab er seine dichterische Thätigkeit auf und widmete sich ganz seinem Amte und dem Studium schweizerischer Kirchengeschichte, dessen Ergebniß er 1828 zur Feier des bernischen Reformationsfestes veröffentlichte in der Schrift „Die Reformatoren Bern's im sechszehnten Jahrhundert. Nach dem bernerischen Mausoleum umgearbeitet“. Gegen das Ende seines Lebens kam K., der Anhänger der guten alten Zeit und des strengpositiven Christenthums, in Kampf mit der neuen religiös-politischen Richtung, welche 1830 trotz seiner Abwehr in

Publicistik und Broschüren den Sieg errang. Er starb alt und lebenssatt am 23. Juli 1845. — Unter den schweizerischen Dialektdichtern nimmt K. eine der ersten Stellen ein, sowohl seines poetischen, gemüthlichen Gehaltes, als der meisterhaften Beherrschung der Sprache wegen. Wie er, ein scharfblickender Freund der Natur, dieselbe in all' ihren wechselnden Erscheinungen als Predigerin Gottes darstellt, so faßt er das Volksleben und die Volkssitte auch in ihren derbsten Erscheinungen mit naivem Sinne, man möchte sagen, von ihrer idealen harmlosen Seite auf und verfolgt, wie als Mensch, so als Dichter einen eigentlich sittlichen Lebenszweck. Unter den schweizerischen Dialektdichtern dieser Zeit steht er unstreitig Hebel am nächsten. In neuester Auflage erschienen seine „Volkslieder und Gedichte. Mit einem Wörterbuche neu herausgegeben von F. A. Ottiker", Aarau 1879.

Ein schweizerischer Dichter von A. Ottiker (Bibliographie und litterarische Chronik der Schweiz. Jahrg. 1881. Nr. 1—3). F. Fiala.

Kuhn: Johann Nicolaus K., Architekt, dessen Geburtsjahr und Geburtsort unbekannt, war in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts in Hamburg als Zimmergesell beschäftigt, konnte aber trotz aller seiner Geschicklichkeit in seinem Handwerk dort nicht Meister werden, weil seine Braut ihm vor der Zeit einen Sohn gebar und die statutenmäßig auf volle Ehrenhaftigkeit ihrer Mitglieder haltende Corporation seine Aufnahme verweigerte. In dieser Bedrängniß nahm sich ein reicher Hamburger Bürger des talentvollen jungen Mannes an, ließ ihn auf seine Kosten die freie Laufbahn eines Architekten betreten und gewährte ihm auch die zu einer Studienreise nach Italien erforderlichen Mittel. Nach Hamburg zurückgekehrt, baute K. dort 1709—1711 das stattliche Palais des Baron von Görtz am Neuenwall, welches später von der Stadt angekauft wurde und, nachdem es eine Zeit lang als Hotel der kaiserlichen Gesandtschaft benutzt worden, seit 1814 Sitz der Hamburger Polizeibehörde ist. Das in einfachem, aber edlem Renaissancestil trefflich und harmonisch durchgeführte Gebäude zeugt noch jetzt von dem Geschmack des Baumeisters und von seinem erfolgreichen Studium der italienischen Palast-Architektur. Nach Vollendung dieses ersten Werkes wurden dem schnell berühmt gewordenen Architekten zahlreiche andere Arbeiten (darunter verschiedene Paläste für Hamburger Patricier und eine Reihe von Kirchenbauten) übertragen, die jedoch sämmtlich an künstlerischer Bedeutung hinter dem Görtzischen Palais, in welchem K. gleich zuerst sein Bestes geleistet hatte, zurückstehen. Doch fanden auch die späteren Bauten, bei denen übrigens vielfach den besonderen Wünschen der Auftraggeber Rechnung zu tragen war, allseitige Anerkennung. K. starb nach 35jähriger Wirksamkeit zu Hamburg im J. 1744.

Hamb. Künstler-Lexikon, Bd. I, Hamburg 1854. S. 138. H. J. L. Meyer, Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg, Bd. I. Hamburg 1801. S. 336 ff., wo auch eine Abbildung des Görtzischen Palais.

W. von Melle.

Kuhn: Karl K., geb. den 1. Septbr. 1816 in dem oberfränkischen Dorfe Kunreuth, gest. den 5. Januar 1869 in München. Er studirte in München, hauptsächlich unter der Leitung Desberger's, die mathematischen Disciplinen und erhielt schon frühzeitig eine Anstellung als Professor an der polytechnischen Schule (älterer Ordnung) in Augsburg. Später ward er als Professor der Mathematik und Physik an den baierischen Militärbildungsanstalten zu München angestellt und 1851 zum außerordentlichen Mitgliede der dortigen Akademie der Wissenschaften erwählt. In München war Kuhn's Thätigkeit hauptsächlich der Meteorologie und technischen Physik zugewandt; für beide Fächer lieferte er zahlreiche Referate für das bekannte Sammelwerk „Die Fortschritte der Physik", das unter Ober-

aufsicht der Berliner physikalischen Gesellschaft erscheint. Als Mitglied einer von dem königl. baierischen Genie-Corps-Commando ins Leben gerufenen Commission, sowie als Lehrer an der Artillerie- und Genieschule sah er sich immer mehr auf das Studium elektrotechnischer Fragen verwiesen. Im J. 1866 erschien — als Bestandtheil der von Karsten begründeten Encyclopädie der Physik — bei Voß in Leipzig das treffliche „Handbuch der angewandten Elektricitätslehre“ in zwei Abtheilungen, welches das gesammte Wissen der Zeit über Blitzableiter, über galvanische Minensprengung, über die Wirkungen der Volta-Säule, über Magnetelektricität, über elektrische Uhren und Leuchtapparate in sich vereinigt und, wenn auch im Einzelnen vielfach überholt, doch besonders durch seine umfängliche Berücksichtigung des geschichtlich-litterarischen Elementes für alle Zeiten sich seine Stellung gesichert hat. Jedoch auch als mathematischer Schriftsteller trat K. mit Glück auf. Er lieferte zu der dritten Auflage des v. Unruh'schen Lehrbuches der Geometrie (Landshut 1850) die Bearbeitung der Stereometrie und Trigonometrie und bürgerte als Einer der Ersten in seinem Vaterlande die Methoden der darstellenden Geometrie ein. Seine „Deskriptive Geometrie mit Einschluß der Principien der isometrischen Projektionslehre“ (Augsburg 1844) war für seine Zeit ein sehr werthvolles Lehrbuch.

Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, 1. Band. — Sitzungsberichte der k. b. Akademie der Wissenschaften, 1869. S. 400. Günther.

Kühn: Heinrich K., geb. den 19. Novbr. 1690 in Königsberg, † den 8. Octbr. 1769 in Danzig. Er studirte in Halle, promovirte daselbst 1717 und kam 1733 als Professor der Mathematik an das Danziger Gymnasium. 1743 begründete er, im Vereine mit Anderen, die noch jetzt großen Ansehens sich erfreuende naturforschende Gesellschaft; auch gehörte er der Petersburger Akademie als auswärtiges Mitglied an. Kühn's litterarische Arbeiten beziehen sich größtentheils auf Physik und physikalische Geographie; seine „Meditationes de origine fontium“ erwarben 1741 einen Preis bei der Societät von Bordeaux und wurden auch in französischer und lateinischer Sprache ausgegeben (Danzig, Berlin und Leipzig 1746). Die Geschichte der Mathematik nennt K. mit Ehren als Den, der zuerst die geometrische Darstellung der imaginären Größen lehrte und im Wesentlichen dieselben Ansichten vertrat, welche seit Argand und Gauß wissenschaftliches Gemeingut geworden sind. Einige Unklarheiten, welche bei der geistreichen Untersuchung (Nov. Comm. Acad. Petrop. 1756) mit unterliefen, hatten zur Folge, daß deutsche Gelehrte in Kühn's Versuch durchaus nur das Produkt eines excentrischen Kopfs erblickten, und daß es der Hinweisung eines Italieners, Ferroni, bedurfte, um den Namen des verkannten Mannes wieder einigermaßen zu Ehren zu bringen. Eine tüchtige Arbeit ist auch das nach des Autors Tode erst erschienene „Tentamen de aequationibus cubicis quibuscunque perfecte resolvendis“ (Danzig 1771).

Adelung, Fortsetzung zu Jöcher. — J. Bernoulli, Recueil pour les astronomes, IV. Günther.

Kühn: Joachim K. (Kuhnius), Philolog, geb. im J. 1647 in Greifswald, besuchte das Gymnasium in Stade, bezog 1668 die Universität Jena, wurde 1669 als Conrector an der Schule in Oettingen angestellt, 1676 nach Straßburg berufen, wo er zuerst als Professor der griechischen Sprache am oberen Gymnasium, von 1686 bis zu seinem am 11. Decbr. 1697 erfolgten Tode als Professor der orientalischen Sprachen (d. h. des Griechischen und Hebräischen) an der Akademie thätig war. Er hat sich als tüchtigen Kenner der griechischen Sprache und des griechischen Alterthums bewährt durch seine mit lateinischen Uebersetzungen und Commentaren versehene Ausgabe der Varia historia des

Aelianus (Straßburg 1685; 2. von Kühn's Schüler Joh. H. Lederlin besorgte Ausgabe ebd. 1713) und der Descriptio Graeciae des Pausanias (Leipzig 1696), sowie durch seine Anmerkungen zu dem Lexikon des Julius Pollux (gedruckt in der Ausgabe von Lederlin und Hemsterhuys, Amsterdam 1706) und den Vitae philosophorum des Laertius Diogenes (gedruckt in der Ausgabe von M. Meibom, Amsterdam 1692, Vol. II. p. 509—556). Ferner hat er eine Abhandlung über Waschungen und Bäder bei den Griechen („De lotionibus et balneis Graecorum“, Straßburg 1695) und „Quaestiones philologicae ex sacris veteris et novi testamenti aliisque scriptoribus“ (Straßburg 1698) verfaßt.

Bursian.

Kühn: Karl Gottlob K., Arzt, ist den 12. Juni 1754 zu Spergau (bei Merseburg) geboren. Er hatte sich in Leipzig dem Studium der Medicin gewidmet und daselbst nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation „De forcibus obstetriciis nuper inventis“, 1783 die Doctorwürde erlangt. — Im J. 1785 wurde er zum Prof. extraord., 1802 zum Prof. ord. der Heilkunst, 1820 zum Professor der Physik und Pathologie und 1823 zum ersten Professor der Medicin ernannt. — Mit hervorragender philologischer und humanistischer Bildung ausgestattet, hat K. sich vorzugsweise dem Studium der Geschichte der Heilkunde und der medicinischen Bibliographie zugewendet und in der Bearbeitung dieser Gebiete, in der Sammlung und Veröffentlichung der Schriften älterer Autoren, in der Uebersetzung zahlreicher Werke aus verschiedenen anderen Sprachen, in der Theilnahme und der Herausgabe verschiedener naturwissenschaftlicher und medicinischer Zeitschriften 2c. eine wahrhaft stupende Productivität entwickelt. Aus den nach hunderten zählenden Schriften Kühn's (darunter mehr als 160 Programme und andere akademische Gelegenheitsschriften) sind von eigenen Arbeiten besonders eine Reihe historischer Artikel (über Aretaeus, Caelius Aurelianus, die alexandrinische Schule, zur Geschichte der arabischen Medicin, der Augenheilkunde im Alterthum, zur Geschichte der Geburtszange 2c.), welche zum Theil nebst anderen kleinen Schriften gesammelt in „Opuscula academica medica et philologica“, 2 Bde., 1827. 28. erschienen sind, ferner „Geschichte der medicinischen und physikalischen Electricität“ 2c., 2 Bde., 1783. 85 und „Die neuesten Entdeckungen in der physikalischen und medicinischen Electricität“, 2 Bde., 1796. 1797, sowie seine verdienstvolle Vertheidigung und Empfehlung der Vaccination „Die Kuhpocken, ein Mittel gegen die natürlichen Blattern“, 1801 und die, in Gemeinschaft mit seinem Sohne Otto Bernhard K. angestellten „Versuche und Beobachtungen über die Kleesäure, das Wurst- und das Käsegift“, 1824 hervorzuheben. — Unter den von ihm veranstalteten Sammelwerken nehmen „Medicorum graecorum opera quae exstant“, 26 Voll. in 28 Part. 1821—33, die Schriften des Hippokrates, Galen, Aretaeus und Dioskorides (die letztgenannte nach der klassischen Bearbeitung von Sprengel) umfassend, in Text und lateinischer Uebersetzung die erste Stelle ein; demnächst hat er die Herausgabe der gesammelten Schriften von Sydenham (1826), Huxham (1827), Baglivi (1827) besorgt und eine neue, sehr bedeutend vermehrte Ausgabe von „Blancardi Lexicon medicum“, 2 Voll. 1832. 33 veröffentlicht. — An der Redaction der „Commentarii de rebus in scientia naturali et med. gestis“ ist er seit dem Jahre 1793, an der Herausgabe der „Sammlung auserlesener Werke für praktische Aerzte“ vom 25. Bande der Sammlung an betheiligt gewesen. — Die letzten litterarischen Arbeiten Kühn's fallen in die Mitte des 4. Decenniums, in seiner akademischen Stellung aber ist er über diese Zeit hinaus und bis kurz vor einer schweren Erkrankung thätig gewesen, welche am 19. Juni 1840 seinem Leben ein Ende gemacht hat.

Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Callisen, Med. Schriftsteller-Lexikon X, 431—442. XXIX, 373—380. A. Hirsch.

Kühnast: Ludwig Christoph Franz K., Philolog und Schulmann, geb. den 1. März 1813 zu Fordon in der Provinz Posen, † den 30. August 1872 in Marienwerder. Er gewann seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium in Thorn und bezog hierauf die Universität Berlin um Jura zu studiren. Hier mächtig angeregt durch die geistvolle Art, in welcher Savigny das römische Recht behandelte, hatte er bereits den Entschluß gefaßt, als juristischer Docent an der Universität sich zu versuchen, als der Tod seines Stiefgroßvaters, der bisher für ihn gesorgt hatte, ihn nöthigte, eine andere Richtung einzuschlagen. Er wandte sich der Philologie zu und schloß sich nun besonders an K. Lachmann an. Schon 1835 übernahm er ein Lehramt in Bromberg, kam dann 1838 als Oberlehrer nach Thorn, wo er schon 1840 den Titel Professor erhielt, wurde später (1862) Professor in Rastenburg, endlich (1865) Conrector in Marienwerder, wo er nach kurzer Krankheit einem typhösen Fieber erlag. — Seine schriftstellerische Thätigkeit begann er mit Beiträgen zur polnischen Geschichte. Dann sind von ihm, außer einer Reihe philologischer und pädagogischer Beiträge zu Mützell's Zeitschrift für das Gymnasialwesen und zu Langbein's Pädagogischem Archiv folgende Schriften erschienen: „Nachträge zu Forcellini's Lexikon" (Voces Latinae), 1844, „Ueber die Repräsentation des sogenannten apotelestischen Conjunctiv", 1851, „Vereinigung der prinzipiellen Gegensätze in unserem altklassischen Schulunterricht", 1856, „Blick auf die Verdienste der Hohenzollern um Westpreußen", 1869; seine bedeutendste wissenschaftliche Leistung aber bildet die Schrift: „Die Hauptpunkte der Livianischen Syntax", Berlin 1872. Uebrigens hatte er auch der realen Seite der Alterthumsstudien fortwährend große Theilnahme geschenkt, vor allem der römischen Geschichte, auf welchem Gebiete Niebuhr früh sein Führer gewesen war. — Unter seinen zahlreichen Schülern war der begabte und entschiedene Mann mit außerordentlichem Fleiße thätig, auch in Privatstunden, die er unentgeltlich ertheilte. Indem er den Unterschied zwischen der Wissenschaft der Philologie und den klassischen Studien als bestem Bildungsmittel für die Schulen im Unterrichte streng festhielt, bewahrte er sich vor manchen Einseitigkeiten, denen sehr strebsame Philologen noch immer verfallen. Seiner eigentlichen Berufsthätigkeit schien es fern zu liegen, daß er längere Zeit der von ihm begründeten Idiotenanstalt in Rastenburg besondere Aufmerksamkeit widmete, wie er noch gegen Ende des J. 1865 die ähnlichen Anstalten im nördlichen Deutschland besuchte; aber er bewies auch hier einen ächt humanen Sinn. In politischer Beziehung war er preußischer Conservativer von festen Grundsätzen; nach seiner religiösen Stellung konnte er als positiver Christ gelten, „der sich überzeugt hielt, daß nur die dogmatische Form des Christenthums die Gnosis geben könne, daß aber auch heute ein Gebildeter kaum anders als durch die Gnosis zum Christenthum gelange".

S. bes. Langbein im Pädag. Archiv XV (1873) 142 ff.

H. Kaemmel.

Kuhnau: Johann K., ist 1667 zu Geising, einem am nördlichen Abhang des Erzgebirges gelegenen Orte, geboren. Seine Großeltern waren in Böhmen ansässig gewesen, und hatten als Protestanten von dort flüchten müssen. Sein Vater war ein Tischler. Er schickte den Knaben, dessen wissenschaftliche und künstlerische Begabung sich früh offenbarte, nach Dresden auf die Kreuzschule, wo der Organist Alexander Hering sein Hauptlehrer wurde. Kuhnau's Compositionsversuche erregten die Aufmerksamkeit des Capellmeisters Vicenzo Albrici. Derselbe öffnete ihm gastlich sein Haus, verschaffte ihm Zutritt zu den Proben der kurfürstlichen Capelle und gestattete ihm einen Einblick in seine eigene Componistenthätigkeit. Vermöge eines außergewöhnlichen Sprachtalentes verschaffte sich K. durch den Verkehr in Albrici's Hause eine vollkommene

Herrschaft über die italienische Sprache. Ebenso lernte er um dieselbe Zeit aus eigenem Antriebe Französisch. Nachdem er 1680 in Folge der Pest Dresden verlassen und einige Wochen bei seinen Eltern verlebt hatte, begab er sich auf das Gymnasium zu Zittau, um hier seine Studien fortzusetzen. Verschiedene Gönner sorgten für den Unterhalt des armen Schülers. Eine zur Rathswahl von ihm componirte doppelchörige Motette fand so großen Beifall, daß man ihm die interimistische Verwaltung des vacanten Cantorats bis zum Amtsantritte Johann Krieger's übertrug. Dabei hatte er seine wissenschaftlichen Kenntnisse bereits bedeutend erweitert und konnte jungen Edelleuten als französischer Sprachmeister dienen. Schon 1682 bezog er die Universität Leipzig. Er studirte Rechtswissenschaft, vervollkommnete sich dabei aber so rasch und auffällig in der Musik, daß er 1684 Organist an der Thomaskirche wurde. Seine juristische Dissertation: „Jura circa musicos ecclesiasticos", die 1688 zu Leipzig gedruckt wurde, bahnte ihm den Weg zur Advocatur, welche er 13 Jahre lang mit Erfolg betrieb, ohne daneben die Organistenpflichten zu vernachlässigen. Ja, diese Doppelthätigkeit genügte ihm noch nicht. Er studirte eifrig Griechisch und Hebräisch, außerdem Mathematik, war als Uebersetzer französischer und italienischer Bücher thätig und versuchte sich auch als Originalschriftsteller. Sein satirischer Roman „Der musikalische Quacksalber" erschien 1700: einige andere anonym erschienene Schriften, wie der „Musicus vexatus" (Freiberg 1690) und der „Musicus curiosus" (Freiberg 1691) werden ihm ebenfalls zugeschrieben, doch ohne hinreichende Beglaubigung. Am 6. Mai 1701 ernannte ihn der städtische Rath zum Cantor der Thomasschule zu Leipzig, jedoch unter der Bedingung, daß er die bisherige Rechtspraxis aufgäbe. Er legte sich nun ausschließlicher auf die Musik. Das Glück seines Familienlebens wurde dem mild und heiter gesinnten Manne durch zahlreiche Todesfälle getrübt. Von 1717 bis 1719 starben ihm 4 Kinder, zwei Söhne mit 14 und 15 und zwei Töchter mit 16 und 22 Jahren. Die letztere, Johanna Sophia, war die Braut des Stadtgerichtsnotar Georg Heinrich Gröbe, der sich ihren Tod so zu Herzen gehen ließ, daß er ihr kaum zwei Monate später in den Tod folgte. K. selbst starb den 5. Juni 1722; sein Amtsnachfolger wurde Sebastian Bach. Kuhnau's Thätigkeit gravitirte, so vielseitig er auch war, entschieden nach Seite der Musik. Nur was er als Tonkünstler geleistet hat, ist von dauernder Bedeutung gewesen. Als Cantor der Thomasschule war er zunächst Musiklehrer an derselben. Es nahm aber die Musik unter den Lehrgegenständen dieser Anstalt einen so hohen Rang ein, daß zu Zeiten mehr tüchtige Künstler als Gelehrte auf derselben gebildet wurden. Dem Cantor war also hier ein weiteres Feld der Thätigkeit geöffnet, als an anderen Schulen. K. hat sich als Lehrer wohl bewährt. Seine hervorragendsten Schüler waren Heinichen und Graupner, die beide mit der Zeit zu großer und wohlverdienter Berühmtheit kamen. Heinichen als Capellmeister in Dresden, Graupner in derselben Stellung in Darmstadt. Als Cantor hatte K. ferner die Kirchenmusik in den Leipziger Hauptkirchen zu leiten, womit nach altem Brauche auch noch die Funktionen eines Universitätsmusikdirectors verbunden waren. Sein Amtsantritt fiel noch in die Zeit, da die Kirche der einzige Ort war, wo in Deutschland größere Musikwerke vornehmer Gattung öffentlich aufgeführt wurden. Aber es dauerte nur wenige Jahre, so traten in Leipzig die ersten Ansätze zu einem von der Kirche unabhängigen öffentlichen Concertwesen hervor. Diese Ansätze zeigten sich merkwürdigerweise in den Kreisen der Studenten. Den ersten Anstoß gab Telemann, der 1704 als Student der Leipziger Universität ein Collegium musicum unter seinen Commilitonen gründete. Dasselbe hielt seine regelmäßigen Uebungsabende, zu denen auch Zuhörer zugelassen wurden, und gelangte durch die Frische, Exactheit und Virtuosität seiner

Leistungen bald zu großem Ruf. Wenn es an den Festtagen in der sogenannten „Neuen Kirche" die Festmusiken aufführte, strömte die ganze Stadt herbei. Lange bedeutete dieser Musikverein die erste musikalische Macht Leipzigs, wenn auch bald noch andere neben ihm entstanden. Immerhin lag 40 Jahre hindurch der Schwerpunkt des Leipziger Musikwesens in der Studentenschaft. Dann nahm die Bürgerschaft sich der Kunstpflege energisch und erfolgreich an. K. konnte es mit seinem Schülerchor und dem hauptsächlich aus Stadtmusikern bestehenden Orchester freilich mit den freien Musikvereinen nicht aufnehmen. Um so weniger, als diese eine entschiedene Neigung für die Opernmusik zeigten, und die opernhaften Elemente auch mit großer Keckheit in die Kirchenmusik hinüber nahmen. Dies gefiel dem großen Haufen ebensosehr, wie es Kuhnau's feineren Geschmack verletzte; aber K. war auch, trotz seiner Vielseitigkeit, gerade für den Opernstil allzuwenig begabt, als daß er hier mit seinen Nebenbuhlern hätte in Concurrenz treten können. Da er nun außerdem einen weichen, etwas schüchternen Charakter besaß, die musikalischen Kräfte nicht heranzuziehen und anzuregen verstand, so war es bald mit seinen Kirchenaufführungen übel bestellt. Der Thomanerchor, früher ein Stolz der Stadt, machte unter K. die bedenklichsten Rückschritte und befand sich endlich bei seinem Tode im Zustande völliger Desorganisation. Weit günstigeres als über den Dirigenten ist über K. den Componisten zu sagen. Seltsamerweise scheint er, obwol er lange Jahre Organist war, für die Orgel nur wenig geschrieben zu haben. Jedenfalls ist, was uns handschriftlich erhalten blieb, so gering, daß es zur Bildung eines Urtheils über diese Seite von Kuhnau's Thätigkeit nicht ausreicht. Dagegen sind vocale Kirchencompositionen handschriftlich noch in ziemlicher Menge vorhanden. Seine Zeit rechnete K. zu den größten Kirchencomponisten. In der That war er mit der Technik des polyphonen Vocalsatzes vertrauter, als der Durchschnitt der damaligen deutschen Musiker. Auch fehlte es ihm nicht an Erfindungskraft und einem gewissen Stilgefühl. Dennoch muß man sagen, daß er im Ganzen von der Ausprägung eines reinen Ideals der Kirchenmusik noch recht weit entfernt ist. Aus den Mitteln der älteren Kirchenmusik und der modernen Opernmusik sucht er seinen Kirchenstil zusammen zu stellen, wesentlich in derselben Weise wie seine Zeitgenossen, mit denen er auch die weiche, freundliche und anmuthige Grundempfindung theilt, auf welcher alle seine Compositionen beruhen. Er hatte übrigens eine besondere Liebhaberei für doppelchörige Gestaltung, und scheint hierdurch zuweilen bedeutende Eindrücke hervorgebracht zu haben. Auch hat er, noch gegen Ende seines Lebens (1721) die madrigalische Passionsmusik in den Leipziger Gottesdienst eingeführt, eine Kunstform, die bald Seb. Bach in so gewaltiger Weise ausbauen sollte; bis dahin kannte man im Cultus der Leipziger Kirchen nur die choralische Passionsabsingung. Kuhnau's eigentlichste Stärke aber ruht in der Claviermusik. Unter dem Titel „Clavier-Uebung" gab er 1689 und 1695 zwei Sammlungen von je 7 Claviersuiten heraus; die zweite dieser Sammlungen enthält außerdem eine Sonate in B-dur, den ersten Versuch, diese bisher nur für Streichinstrumente übliche Form auf das Clavier zu übertragen. 1696 folgte eine Sammlung von 7 Sonaten unter dem Titel „Frische Clavierfrüchte" und endlich 1700 wiederum eine Sammlung von 6 Claviersonaten, genannt „Musikalische Vorstellung einiger biblischer Historien". Kuhnau's Claviermusik ist durchweg fein, geschmackvoll, reich an Erfindung und Geist, und von großer Gewandtheit in der technischen Gestaltung. In der Clavierfuge blieb er auch dann noch ein Muster, als Seb. Bach die Form zur höchsten Vollendung gebracht hatte. Kuhnau's ganz anderer, mehr auf das Zierliche, Mild-Heitere gerichteter Charakter gestattet, ihm noch einen Platz neben Bach einzuräumen, den er freilich an Ideenfülle und Kunstfertigkeit bei weitem

nicht erreicht. Er wird in seinem beschränkten Kreise immer als ein Classiker der deutschen Claviermusik zu betrachten sein. In der „Musikalischen Vorstellung einiger biblischer Historien“ trägt die erste Sonate die Ueberschrift „Der Streit zwischen David und Goliath“, die zweite „Der von David vermittelst der Musik curirte Saul“, die dritte „Jacobs Heirath“, die vierte „Der todtkranke und wieder gesunde Hiskias“, die fünfte „Der Heiland Israelis, Gideon“ und die sechste „Jacobs Tod und Begräbniß“. Jede Sonate zerfällt in eine Anzahl Theile, die wieder besondere Ueberschriften haben, auch ist jeder eine vollständige durch Kuhnau's eigene Zuthaten erweiterte und ausgeschmückte Erzählung der betreffenden biblischen Begebenheit vorausgeschickt. Daß dieses Unternehmen, durch Instrumentalmusik ganze Geschichten darzustellen, ein gewagtes sei, wußte K. recht gut. Er war weit entfernt, in solchen Darstellungen etwa höhere Aufgaben der Instrumentalmusik zu erkennen, ja sie überhaupt nur im innern Wesen derselben für nothwendig begründet zu erachten. Er meinte nur, die Musik besitze gewisse Mittel, durch Analogie der Bewegungen unter besonderen gegebenen Umständen bestimmte Vorstellungen in der Phantasie des Hörers zu erwecken. Es schien ihm, als ob durch solche nebenhergehende Vorstellungen dem rein musikalischen Genuß ein besonderer pikanter Reiz hinzugefügt werde. Daß dem in der That so ist, steht eben so fest, wie daß zu allen Zeiten, so lange es eine selbständige Instrumentalmusik giebt, man sich versucht gefühlt hat, poetische Vorstellungen in die rein musikalischen einzumischen. Dergleichen ist unbedenklich, so lange die Formgesetze des musikalischen Kunstwerkes nicht alterirt werden. Wem jene poetische Würze in den Kuhnau'schen Sonaten nicht behagt, der kann die Ueberschriften einfach unbeachtet lassen: er wird immer schöne und durch sich selbst verständliche Musik finden. K. hinterließ auch zwei musiktheoretische Schriften: „Tractatus de Tetrachordo“ und „Disputatio de Triade harmonica“. Dieselben sind ungedruckt geblieben und jetzt verschollen.

Acten des Raths- und Kirchen-Archivs zu Leipzig. Mattheson, Ehrenpforte, S. 153 ff. Spitta, J. S. Bach I. S. 232 ff.; II, 26 ff., 162 ff.

Spitta.

Kühnau: Johann Christoph K., besonders bekannt als Herausgeber eines mehrstimmigen Gesangbuches von 1786, war am 10. Febr. 1735 zu Volkstädt bei Eisleben geboren. Sein Vater, ein Landwirth, brachte ihn schon in jungen Jahren zu einem Stadtmusikus nach Aschersleben. 1753 kam er in das Schullehrerseminar zu Klosterbergen und gelangte im Jahr 1763 nach Berlin als Lehrer an der Realschule, 1783 an der Dreifaltigkeitsschule und 1788 erhielt er das Amt eines Kantors an derselben Kirche. Er machte sich durch die Bildung eines Gesangchores, mit dem er oft größere Werke zu öffentlicher Aufführung brachte, um das Musikleben Berlins sehr verdient. Außer dem oben bereits erwähnten Choralbuche, welches selbst der selten lobende Kirnberger mit warmen Worten empfiehlt — er berichtet über dasselbe ans Consistorium, daß „kein besseres noch in der Welt sei“ — componirte K. mehrere Oratorien und viele Cantaten. Die Vorrede zu seinem Choralbuche giebt v. Winterfeld in seinem evangel. Kirchenges. III, 526 im Anhange wieder und äußert sich dann über die Bearbeitung der Choräle, daß er oft „um des bloßen Entäußerns willen, dessen es in dem Sinne, wie er es geübt, nicht bedurfte, das Höhere, was er erreichen konnte, versäumt habe“. Auch gab er durch Vernachlässigung der alten Kirchentonarten Joh. Adam Hiller später Veranlassung zu scharfen Angriffen. „Im Allgemeinen — fährt v. Winterfeld fort — erscheint an seinen sonst ehrenwerthen Tonsätzen, das sehr häufig bei Tonschlüssen vorkommende Heranschlagen in die kleine Septime der Dominante von deren großen Terz oder Quint aus, auffällig, weil es in seiner Weichheit, so gefällig es den

damaligen Ohren auch geklungen haben wird, doch dem Ernste des kirchlichen Gemeindegesanges widerstrebt. — K. erreichte ein hohes Alter und starb am 13. Octbr. 1805 zu Berlin. Sein Porträt ist mehrfach gestochen, so auch zu finden vor seinem Choralwerke. Rob. Eitner.

Kühne: Ludwig Samuel Bogislav K., preußischer Staatsmann, von großem Einfluß auf die preußische Staatsfinanzverwaltung von 1820—1850, Mitbegründer des deutschen Zollvereins, geb. am 15. Febr. 1786 in Wanzleben, † am 3. April 1864 in Berlin. Er war der zweite Sohn des (1828 †) Amtsraths und Pächters der Domaine Wanzleben; seine Mutter, eine geborene Sibeeth, starb noch im Jahre von Kühne's Geburt. Die erste Erziehung erhielt er von seiner Stiefmutter, einer geb. v. Gansauge. Bis 1797 durch Hauslehrer unterrichtet, kam er Michaelis nach Kloster Bergen bei Magdeburg, und zwar unter die besondere Aufsicht des Directors der Schule, Prof. Gurlitt. Ostern 1803 bezog er die Universität Erlangen, um sich, dem Wunsche des Vaters gemäß, den kameralistischen Studien zu widmen. Michaelis 1805 bestand er die Universitätsprüfung cum laude. In die Heimath zurückgekehrt, fügte er sich dem Wunsche des Vaters, die Laufbahn im Staatsdienst bei der Kriegs- und Domainenkammer zu Plock im damaligen Neu-Ostpreußen zu beginnen, da ein Vetter von ihm Director dieser Behörde war. K. wurde nach bestandenem ersten Examen am 11. Juli 1806 zum Referendar ernannt und bereitete sich auf das zweite Examen vor, als die Ereignisse von 1806 eintraten. Mit dem Einrücken der französischen Truppen in die Provinz wurden die preußischen Behörden aufgelöst. Nach dem Tilsiter Frieden kehrte K. im Juli 1807 in die Heimath zurück, nachdem sein Versuch, in Berlin oder auf dem rechten Elbufer angestellt zu werden, bei der Menge von Mitbewerbern zurückgewiesen war. Dagegen fand er Zulassung bei der damals noch bestehen gebliebenen Kriegs- und Domänenkammer in Magdeburg. Hier wurde er wegen seiner Kenntniß der französischen Sprache zu den Verhandlungen mit der französischen Regierung zugezogen. Nach Bestellung der neuen Behörden im Königreich Westfalen wurde jene Kammer im März 1808 aufgehoben und K. zum Vorstand des Bureaus des Präfecten des Elbedepartements, Grafen Schulenburg-Emden ernannt. Im Herbst 1809 wurde er als Bureauvorstand in die Präfectur des Fuldadepartements nach Kassel versetzt und am 4. August 1810 zum Secretär der Unterpräfectur in Rienburg, am 29. März 1812 zum Staatsraths-Auditeur und dienstthuenden Unterpräfecten in Braunschweig ernannt. Hier blieb er bis zum 1. Januar 1814 und trat nach dem Umsturz des Königreichs Westfalen, durch Verwendung des bisherigen Präfecten beim Geh. Staatsrath und Civilgouverneur der Länder zwischen Elbe und Weser, v. Klewitz, in den preußischen Dienst zurück. Zuerst als stellvertetender Rath bei der Landesdirection des 3. Departements zwischen Elbe und Weser in Heiligenstadt angestellt, verblieb er dort, mit der Bearbeitung der damals so wichtigen Militärsachen betraut, nur kurze Zeit, um schon im März 1814 zur Regierung nach Halberstadt berufen und hauptsächlich bei der Militärabtheilung beschäftigt zu werden. Von dieser Zeit datirt seine nähere Bekanntschaft mit dem damaligen Civilgouverneur, späteren preußischen Finanzminister v. Klewitz und dem damaligen Steuerdirector v. Motz, des letzteren Nachfolger als Minister. Bei Auflösung der Civilregierung wurde K. am 6. März 1816 der Regierung in Erfurt als Rath zugetheilt. Auch hier hatte er hauptsächlich die Militärsachen zu bearbeiten; dabei hatte er das Cassen- und directe Steuerdecernat. Auch in Domainensachen hatte er einmal eine größere Arbeit zu liefern. Dessen erinnerte sich der 1817 zum Finanzminister ernannte v. Klewitz und er berief K. am 31. März 1819 als Hülfsarbeiter in das Finanzministerium, wo er zuerst in Domainen- und Stiftspensionssachen beschäftigt, von Ende 1819

an jedoch zu den Arbeiten der inneren Steuerreform herangezogen wurde. Es handelte sich damals um Fortsetzung der seit 1818 in der preußischen Steuerverfassung eingetretenen Veränderungen. Es sollten die Gesetze vom 26. Mai 1818 und 8. Febr. 1819 durchgeführt und es sollte das Deficit durch eine erhöhte Personalsteuer auf dem platten Lande sowie durch eine Mahl- und Schlachtsteuer in den größeren und mittleren Städten, durch eine neue Gewerbe- und eine Stempelsteuer gedeckt werden. Eine Folge hiervon war eine Aenderung in der Verwaltung der Steuern. Da es nicht mehr anging, die directen Steuern bei der Generalverwaltung der Domainen bearbeiten zu lassen, wurde der Uebergang der directen an die bisher nur für indirecte Steuern bestehende Generalverwaltung beschlossen. Für diese Abtheilung wurde K. bestellt. Schon im ersten Jahre dieser seiner Beschäftigung und unter seiner mit großen Anstrengungen erfolgten Betheiligung kamen die Gesetze über die Einrichtung des Abgabenwesens, über Einführung einer Klassensteuer und über Entrichtung einer Mahl- und Schlachtsteuer sowie einer Gewerbesteuer vom 30. Mai 1820 zu Stande. Als sich gegen diese Steuer eine große Opposition erhob, fiel die Vertheidigung in erster Linie K. zu. In Folge der von ihm hierbei entwickelten Entschiedenheit legte sich die Aufregung weiter Kreise allmählich. Außerdem hatte K. die Neuordnung der Grundsteuerangelegenheiten, insbesondere des Katasterwesens für die westlichen Provinzen zu bewirken. Diese Arbeit bewältigte er so rasch, daß, nachdem die betreffende königliche Verfügung im Juni 1820 ergangen war, im Herbste schon alle weiteren Anordnungen getroffen werden konnten. Gleichzeitig lag ihm ob, die landesherrliche Instruction bezüglich der Hoheits- und finanziellen Verhältnisse der mediatisirten Reichsunmittelbaren zur Ausführung zu bringen. Er verfaßte einen mit dem Fürsten von Neuwied geschlossenen Vertrag wegen völliger Regulirung von dessen standesherrlichen Verhältnissen. Dieser Vertrag hat lange Zeit für die Regelung gleichartiger Verhältnisse als Vorbild zur Zufriedenheit der Betheiligten gedient. Am 22. Juni 1820 wurde K. zum Geh. Finanzrath ernannt. Dem an Stelle des Grafen v. Bülow zum Finanzminister ernannten v. Klewitz stand er eifrigst bei in dem Kampfe, welcher zwischen dem Finanzministerium und der durch die Verordnung vom 3. Novbr. 1817 eingesetzten Generalcontrole der Finanzen für das gesammte Etats-, Kassen- und Rechnungswesen sowie die Staatsbuchhaltung entstanden war und ihren Gipfelpunkt erreichte in Folge der am 4. bzw. 18. Decbr. 1824 erlassenen königl. Instruction für die Generalcontrole und die Oberrechnungskammer, denn hierdurch wurden alle Minister Untergeordnete dieser Revisionsbehörde. Unter v. Klewitz hatte K. u. A. auch vom September bis December 1824 die an den König zu erstattenden Gutachten über die ungünstigen Ergebnisse der bezüglich des gesammten Staatshaushaltsetats angestellten Untersuchung wie auch die neuen Dienstinstruktionen für die Oberpräsidenten und die Regierungen, welche am 31. Decbr. 1825 ergangen sind, auszuarbeiten. Auch der 1825 zum Finanzminister ernannte v. Motz bediente sich der Erfahrungen und Kräfte Kühne's. Derselbe lieferte auf Motz's Wunsch ein Gutachten darüber, ob und in wieweit die Fortdauer der Hindernisse, welche Seitens der Generalcontrole der freien Bewegung des Finanzministers entgegenstellt wurden, mit den ihm bei der Berufung zur Stelle eines Finanzministers gemachten Verheißungen, und mit der Ehre eines Verwaltungsvorstandes vereinbar sei. Nachdem auf Kühne's Wunsch auch Maaßen in diese Verhandlungen gezogen war, verfaßte er Ende November 1825 den Entwurf eines Berichts an den König. Die Einreichung dieses Berichtes hatte zur Folge, daß durch königl. Cabinetsbefehl vom 29. Mai 1826 die Generalcontrole der Finanzen aufgehoben wurde. Unter v. Motz bekleidete K. im Finanzministerium die Stelle eines Dirigenten für die Bearbeitung

der Etatssachen und für die Personalien. Nach seinem Wunsch trat seine Stellung äußerlich wenig hervor, sachlich aber war sie um so bedeutender. So hatte er den Bericht des Finanzministers an den König über die Ergebnisse der Finanzverwaltung während der Jahre 1825—27 zu entwerfen. Ferner hatte er großen Antheil schon an den ersten Verhandlungen, welche zur Gründung des Zollvereins führten. Während die Verhandlungen mit Hessen-Darmstadt schwebten, hatte K., seit 7. April 1828 Geh. Ober-Finanzrath, einen Versuch zu machen, auch Kurhessen zum Beitritt zu bewegen, er vermochte jedoch, ebenso wie kurz zuvor General v. Natzmer, beim Kurfürsten nichts auszurichten. Auch seine Recognoscirungstour nach Braunschweig hatte keinen Erfolg; auf seinen Bericht hin aber gab v. Motz die Losung: „Vorwärts mit Hessen-Darmstadt!" Der nach Motz's Tode (30. Juni 1830) zum Finanzminister bestellte Maaßen kündigte K. diese Ernennung zuerst und mit dem Bemerken an, daß er der Erste sei, auf dessen Unterstützung er rechne. Schon bald darauf hatte K. die Stelle des erkrankten Ministers zu versehen, während er gleichzeitig v. Motz's Nachlaß zu ordnen hatte. Unter Maaßen hatte er, neben seinen Abtheilungsgeschäften, die Aufgabe, alle Berichte an den König vorher durchzusehen und alle Sachen, welche dem Minister nicht entsprechend bearbeitet schienen, mit ihm umzuarbeiten. Von noch größerer Bedeutung war sein Einfluß auf die Bearbeitung der Staatsministerialsachen. In diese Zeit fällt auch die umfangreiche und glänzende Thätigkeit Kühne's auf dem handelspolitischen Gebiete. Nachdem in Folge der Julirevolution das alte Zollsystem auch in den deutschen Mittelstaaten erschüttert worden, beantragte zunächst Kurhessen Verhandlungen zum Anschluß an den Zollverein. Dieselben, Ende Juni 1831 beginnend, wurden von K. so glücklich geführt, daß der Vertrag am 25. August 1831 zu Stande kam. Ende dieses Jahres kam es auch zu Verhandlungen mit Baiern und Württemberg. Diese boten ein so trauriges Bild der Zerfahrenheit, daß selbst Maaßen die Geduld verlor; nur K. und Eichhorn hielten aus. Diese Verhandlungen zerschlugen sich, aber im October 1832 kam es zu solchen mit den thüringischen Staaten, wobei K. als Bevollmächtigter thätig war. Am Gelingen des schwierigen Vertrags mit dem Königreich Sachsen trug er das Hauptverdienst und vom December 1833 bis März 1834 unterzog er sich der Ausführung der Zollvereinsverträge mit Baiern, Württemberg, Sachsen und den thüringischen Staaten; auch leitete er die Verhandlungen Preußens mit Baden, Nassau und Frankfurt a. M. Seine nächste hervorragende Thätigkeit war die Erstattung eines allgemeinen Verwaltungsberichts über die J. 1830—33. Die darin dargelegten Ergebnisse waren in Hinsicht der Steuereinnahmen sehr glänzend. Der König sprach sich hierüber gegen den Minister Maaßen sehr beifällig aus. Als nach des letzteren Tode Graf Alvensleben Finanzminister geworden war, stellte dieser die Einrichtung wieder ab, wonach alle Berichte an den König zuvor K. zur Durchsicht vorgelegt werden mußten. Auch in anderen Dingen wurde dieser jetzt weniger zu Rathe gezogen und seiner Erfahrung nicht mehr wie bisher große Achtung gezollt. Da man aber in den Zollvereinssachen keinen Geeigneteren hatte, so wurde er 1835 noch zum Abschluß der Verträge mit Baden, Nassau und Frankfurt a. M. verwendet; wegen der dieser freien Stadt gemachten Zugeständnisse entstanden aber so lebhafte Erörterungen zwischen dem Ministerium der Finanzen und des Aeußern, daß K. um Entlassung aus dem Ministerium bat. Dies konnte jedoch nicht berücksichtigt werden, da man ihn gerade wegen eines mit Oesterreich zu schließenden Handelsvertrags sehr nöthig hatte. Zu diesem Zweck nach Wien gesandt, wurde er dort mit großer Auszeichnung aufgenommen. Während seines Wiener Aufenthaltes waren in einem über den Final-Kassenabschluß für 1835 an den König erstatteten Berichte die Einnahme-

Erträge von 1831—33 mit denen von 1834 und 1835 verglichen und der Mindereertrag an Zolleinkünften „den finanziell nachtheiligen Einwirkungen des Zollvereins“ beigemessen. An eine hierauf ergangene königl. Ordre knüpften sich die heftigsten Principienkämpfe, wobei K. die Angriffe gegen die Einrichtung des Zollvereins und gegen den Vorschlag, diesen zu kündigen, abwehrte, ja sogar eine neue, vom Kronprinzen lebhaft unterstützte Kundgebung des Königs zu Gunsten der Erhaltung des Zollvereins zu Wege brachte. Auch ließ K. im Juni 1836 einen besonderen Abdruck seines 1834 in der historisch-politischen Zeitschrift von Ranke abdruckten Aufsatzes „Ueber den deutschen Zollverein“ veranstalten (Berlin, Duncker und Humblot), welcher mit den Worten schloß, daß „Vieles und Wohlerwogenes täuschen müsse, wenn in den finanziellen Erfolgen des Vereins ein Grund zu dessen Wiederauflösung gefunden werden sollte“. Abgesehen von seiner Thätigkeit auf handelspolitischem Gebiete, wurde jedoch Kühne's Wirksamkeit im Finanzministerium immer mehr beschränkt, ein Verhältniß, das sich ihm bis 1840 zur Unerträglichkeit steigerte. Doch war er damals bei den im Finanzministerium stattfindenden Verhandlungen über die Eisenbahnfrage als Berichterstatter in der Commission thätig. Um diese Zeit wurde ihm die Stelle eines Provinzial-Steuerdirectors in Köln, dann die Präsidentenstelle in Aachen, endlich die des Chefpräsidenten der Oberrechnungskammer angeboten. Die ersteren lehnte er ab, zu letzterer zeigte er sich nicht abgeneigt, doch blieb er in seiner Stellung. War auch die Kündigung des Zollvereins glücklich abgewendet, so glaubte er doch dem Andenken von Motz's und Maaßen's schuldig zu sein, mit einem Proteste gegen die Gegner des Vereins hervorzutreten in einer „Denkschrift über die bisherigen Erträge und Erfolge des Zollvereins“. Dafür ward ihm die Anerkennung des Kronprinzen zu Theil. Die von diesem nach seiner Thronbesteigung ernannten Minister Graf Stolberg-Wernigerode und General v. Thiele zogen alsbald auf Wunsch des neuen Königs K. über wichtige Regierungsverhältnisse, über den Bericht des Finanzministers und über verschiedene Beschwerden zu Rathe, worauf seine Berufung in den Staatsrath mittelst eines sehr schmeichelhaften Cabinetsbefehls erfolgte. Auch als sich gegen den Handels- und Schifffahrtsvertrag mit England vom 2. März 1841 in Süddeutschland große Opposition erhob, ließ der König durch v. Thiele ein Gutachten Kühne's einziehen, dessen sodann in der Staatszeitung erfolgte Veröffentlichung die aufgeregten Gemüther beruhigte. Nichts hat K. so viele Anerkennung eingetragen als dieser Aufsatz. In Folge einer gleichen Consultation über die Zuckerfrage wurde er mit den hierauf bezüglichen Verhandlungen unter den Zollvereinsstaaten betraut. Schon dieser Umstand machte einige derselben geneigt, den Anträgen Preußens zuzustimmen und nach Erledigung dieser Sache äußerte sich der König mit großer Anerkennung für K. Nachdem am 1. Mai 1842 v. Bodelschwingh die Stelle eines Finanzministers angetreten, wurde K. am 16. Mai zum Wirkl. Geh. Oberfinanzrath und General-Steuerdirector ernannt. Er vertrat sodann längere Zeit den abwesenden Minister und hatte namentlich bei den am 21. Juni 1842 berufenen provinzialständischen Ausschüssen in den Fragen wegen des verheißenen Steuererlasses, in der Eisenbahnfrage sowie bei den Verhandlungen im Staatsrathe wegen eines Gesetzes über die Actiengesellschaften mitzuwirken. Der Errichtung eines Handelsamts, zu welcher schutzzöllnerische Bestrebungen im Juni 1844 führten, hatte K. in zwei Gutachten an den König lebhaft widersprochen und in dem Kampfe mit dem Handelsamte zur Abwehr jener Bestrebungen litt unter dem Minister Flottwell Kühne's Freudigkeit im Dienste. Seine hervorragendste Thätigkeit in den nächsten Jahren betraf den Vertrag von 1845 zwischen Preußen-Braunschweig und dem Zollverein mit dem Steuerverein wegen Beförderung der gegenseitigen Verkehrsverhältnisse, das Gesetz vom 7. Aug. 1846

über die Besteuerung des im Inlande erzeugten Rübenzuckers, den Nothstand in Ostpreußen, bezüglich dessen Linderung er von Errichtung einer Nationalbank erfolgreich abrieth, sodann die Bankordnung vom 5. October 1846, die Verhandlungen wegen Erlaß eines Postgesetzes, ferner in den Verhandlungen über die Handelsverhältnisse mit England die Bekämpfung von Differentialzöllen und die Vertretung des Gesetzentwurfs über Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer in den Abtheilungen des vereinigten Landtages von 1847. Am 19. März 1848 bot der König persönlich K. das Finanzministerium an. Dieser lehnte jedoch mit dem Bemerken ab, daß er in seiner untergeordneten Stellung der Regierung mehr nützen könne; doch übernahm er die Verweserschaft dieses Ministeriums für die zehn Tage bis zur Ernennung des Ministeriums Camphausen, in welchem Hansemann die Finanzen verwaltete. Schon bevor dieses Ministerium am 25. Juni 1848 zurücktrat, hatte K. vergeblich um Entlassung gebeten. Als am 21. Septbr. 1848 das Ministerium Auerswald abtrat, wurde das Finanzministerium abermals K. angeboten, doch lehnte er wieder ab und nur auf dringenden Wunsch des sodann zum Finanzminister im Ministerium v. Pfuel ernannten v. Bonin behielt er seine Stellung noch bei. Auch bei Bestellung des Ministeriums des Grafen Brandenburg (8. Novbr. 1848) wiederholte sich das Angebot und Kühne's Ablehnung des Finanzministeriums, doch versah er dasselbe bis zum Eintritt v. Rabe's als Minister (23. Febr. 1849), worauf er die wiederholt erbetene Entlassung zum 1. März erhielt. Auch hiernach bekleidete er noch die Stelle als Mitglied der Ober-Examinationscommission. Im Ruhestande blieb er keineswegs unthätig in den öffentlichen Dingen. Mit Entschiedenheit erhob er seine Stimme gegen eine Aenderung des Zoll- und Handelssystems, namentlich in seinem „Fliegenden Blatt als Zustimmung und Nachtrag der Patow'schen Beleuchtung der (auf der Zollconferenz in Kassel) vorgeschlagenen Zolltarifsänderungen" (Berlin 1850). In seiner Schrift „Ueber den Gesetzentwurf zur Aufhebung der Grundsteuer-Befreiungen" (Berlin 1849) legte er den innigen Zusammenhang dieser Regelung mit der Herstellung von Gemeinde-, Kreis-, Bezirks- und Provinzial-Ordnungen nach dem Grundsatz der Selbstverwaltung dar. Auch an den Arbeiten der parlamentarischen Körperschaften hat sich K. eifrig betheiligt. Als Abgeordneter für den Bezirk Halberstadt, Oschersleben, Wernigerode ist er im Volkshause des Reichstages in Erfurt freilich nicht besonders hervorgetreten, wohl aber später in den Kammern des preußischen Landtags. Für den genannten Bezirk Mitglied der ersten Kammer des vom 21. Novbr. 1850 bis 9. Mai 1851 tagenden Landtags, betheiligte er sich vornehmlich an den Verhandlungen über Aufhebung der Patrimonialgerichte und über Finanzfragen. Von dieser Kammer am 20. Januar 1851 zum Mitgliede der Staatsschulden-Tilgungscommission gewählt, in welcher er dann den Vorsitz führte, legte er dieses Mandat am 26. April 1851 wieder nieder mit Rücksicht darauf, daß die zweite Kammer beschlossen hatte, über die Anträge zur Tagesordnung überzugehen, welche die Kommission in ihrem an die Kammern erstatteten Berichte vom November 1850 Behufs wirksamer Gestaltung der über die Verwaltung der Staatsschulden zu führenden ständigen Aufsicht gestellt hatte (Näheres: Stenogr. Ber. d. Verh. d. 1. K. v. 51. S. 1349 u. 1401). Kühne's Urtheil in allen finanziellen Fragen war in der Kammer sehr geschätzt. Er richtete am 24. April 1851 an die Regierung die Mahnung, die in der Thronrede versprochene Einsicht der Ergebnisse der Grundsteuerveranlagungen zu geben und war Berichterstatter über den Gesetzentwurf wegen Auflösung der Darlehnskassen und über die Frage der Genehmigung der Verwendung des Anlehens von 1850. In der ersten Kammer des am 27. Mai 1851 eröffneten Landtags trat er namentlich am 13. Jan. 1852 bei Berathung des Staatsvertrags wegen

Vereinigung des Steuervereins mit dem Zollvereine sowie später in der Frage der Vereinigung der beiden obersten Gerichtshöfe auf und sprach sich wiederholt kräftig gegen die „Partei-Sophistiker" in den Kammern aus, welche „sich anmaßten, königlicher als der König zu sein", insbesondere pflegte er sich gegen den Abg. v. Gerlach zu richten, dem er am 9. Februar 1852 vorwarf, öfters Aeußerungen gethan zu haben, die sich nur als Verhöhnung der Verfassung auffassen ließen. Der Partei des Genannten trat er auch in der Frage der Beibehaltung der Gemeindeordnung von 1850 als Städteordnung entgegen und mahnte die conservative Mehrheit, der Zukunft zu gedenken. Da er einer ferneren Wirksamkeit in der ersten Kammer abgeneigt war, wurde er zum Vertreter des ersten Berliner Wahlbezirks in die zweite Kammer der 3. Landtagsperiode (1852—55) gewählt (s. Parisius, Deutschlands polit. Parteien, I, Berlin 1878, S. 21), in welcher er Berichterstatter über den Etat war und namentlich vom Januar bis April 1854 in den Fragen der westfälischen Städteordnung, der Veränderungen im Zolltarif, der Maischsteuer, der Einkommensteuerveranschlagung und des Zuschlags zu dieser Steuer thätig war. 1854 wurde ihm der Eintritt in den wieder belebten Staatsrath angeboten, er lehnte jedoch ab. Am 8. Oct. 1855 wurde K. neben Graf Schwerin und v. Patow (während Minister v. Manteuffel hier unterlag) für Berlin in die sog. Landrathskammer des Landtags der 4. Periode (1855—58) gewählt, wo er als Mitglied der Linken Berichterstatter über den Etat und den Entwurf wegen Verbots der Zahlung mit fremdem Papiergeld war. Im J. 1858 soll ihm der Prinz-Regent den Eintritt in das zu bildende Ministerium Hohenzollern vergeblich angeboten haben, worauf am 18. Mai 1859 seine Ernennung zum Wirkl. Geh. Rath mit dem Prädicate Excellenz erfolgte. Der rothe Adlerorden 1. Klasse war ihm schon früher verliehen. Als Vertreter Berlins gehörte er im Hause der Abgeordneten der 5. Periode (1859—61) der Partei Vincke, in dem der 6. Periode (1862) der Partei Grabow an, war auch Alterspräsident dieser Kammer, und wurde für die 2. Session der 7. Periode (1863) zum Vertreter des 2. Düsseldorfer Bezirks (Elberfeld-Barmen) gewählt. Sein Tod erfolgte plötzlich, nach der Rückkehr von einem Spaziergang, am 3. April 1864. Im Nekrolog sagte die Nat.-Ztg. (Nr. 156 vom 3. April 1864): „K., einer der ehrwürdigsten Veteranen unseres höheren Beamtenthums und als Staatsmann strenger und consequenter Vertreter der Stein-Hardenbergischen Richtung, hat die wesentlichsten Verdienste um die Gründung des Zollvereins. Unter seinem Einflusse stand lange Zeit die preußische Handelspolitik, innerhalb deren er stets die freihändlerische Richtung vertrat. Mit einer bescheidenen Einfachheit in seiner äußeren Erscheinung verband er eine tiefe wissenschaftliche Bildung und einen ebenso liebenswürdigen wie edlen Charakter". — Der Preuß. Staatsanzeiger vom 4. April 1864 widmete ihm u. A. folgende Worte: „Der König hat einen seiner treuesten Diener, das Vaterland einen seiner bedeutendsten Männer verloren. Mit einer hervorragenden geistigen Begabung, mit umfassenden Kenntnissen in allen Fächern des Wissens, mit einem reichen Schatz von Erfahrungen verband K. ein unerschütterliches Rechtsgefühl, eine seltene Milde des Urtheils, die lebendigste Theilnahme für alles Große und Edle. Wenn von irgend Einem, gilt von ihm das Dichterwort, daß er den Besten seiner Zeit genug gethan". Endlich sagt von ihm der Geh. Oberfinanzrath L. A. v. Jordan in seinem im December 1874 in Magdeburg als Manuscript gedruckten „Gedenkblatt an den 2. Jan. 1875 als 50jährige Jubelfeier der Provinzial-Steuerdirection in Magdeburg": „Geistreich, geschäftsgewandt, belesen, von nicht zu vertilgender Arbeitskraft, unerreicht in der Kunst der Eintheilung und Verwendung seiner Zeit, unterstützt von einem 20 Jahre und länger zurücktragenden Gedächtniß und voll von Interesse für

alle Erscheinungen in der ihn umgebenden Welt, war K. wie Wenige zu einem Staatsmann ersten Ranges und zu einem unübertrefflichen Lehrer in Dingen seines Berufs geschaffen. — Kühne's Beerdigung fand am 7. April unter Theilnahme vieler hochgestellter Personen und einer Deputation der städtischen Behörden auf dem Matthäikirchhofe statt (Vossische Ztg. Nr. 84 vom 8. April 1864).

Familiennachrichten; e. im preuß. Finanzministerium befindl., von Kühne's Hand herrührende Urkunde, enth. einige Daten seines Lebens; vor allem obiges als Mscr. gedr. Gedenkblatt von L. A. v. Jordan. Vgl. Braun, Von Friedr. d. Gr. bis zum Fürsten Bismarck, S. 207 f. Wippermann.

Kühnel: Ambrosius K., ein um die Kunst verdienter Mann, war um 1770 geboren und bis 1800 Organist an der damaligen kurfürstlichen Hofcapelle in Leipzig. Diese Stellung gab er in genanntem Jahre auf und gründete daselbst in Gemeinschaft mit dem Capellmeister F. A. Hoffmeister am 1. December 1800 eine Musikverlagsanstalt unter der Firma: „Bureau de Musique“. Von 1805 ab trat Hoffmeister aus und er übernahm das Institut allein, aus dessen Offizin eine bedeutende Anzahl der vorzüglichsten Werke hervorgingen, wie die Gesangslehren von Righini, Crescentini und die Pariser, die Clavierschulen von Clementi, Cramer, Pleyel und Müller, die theoretischen Werke von Albrechtsberger, Catel und Marpurg, Violinschulen von Rode, Kreutzer und Baillot u. a. mehr, welches Gerber genau verzeichnet und den Drucken noch besonders nachrühmt — eine damals sehr seltene Eigenschaft, so selten, daß man lieber von geschriebenen Noten spielte — daß sie sich nämlich durch einen schönen, deutlichen und besonders correcten Stich auszeichnen. K. starb am 19. August 1813 in Leipzig und führte die Wittwe, eine geborene Luscher, das Geschäft weiter, bis es 1814 Carl Friedrich Peters käuflich erwarb, 1828 in den Besitz von Karl Gotthelf Siegmund Böhme überging und nach dessen Tode 1855 auf die Böhme'sche Wohlthätigkeitsstiftung und endlich im Juni 1860 von Julius Friedländer aus Berlin erworben wurde, dem am 1. April 1863 Dr. Max Abraham, zunächst als Theilnehmer beitrat. Die Leipziger Allgemeine musikalische Zeitung schreibt im J. 1813 (XV, 584) über K.: Er war ein gründlicher Musiker, verstand alle die gewöhnlicheren Instrumente und war besonders als Violoncellist ein vortrefflicher Quartettspieler. Diese seine Kenntnisse und Fertigkeiten hatten auch vortheilhaften Einfluß auf seine Verlagsgeschäfte. Was er an Originalen herausgab, war sehr selten ganz ohne Gehalt und oft von sehr bedeutendem; was er nachstach, fast immer sehr gut gewählt: beides aber äußerlich stets vortheilhaft ausgestattet und ausgezeichnet correct — als worauf er selbst den größten Fleiß wendete. Zu wahrem Ruhme gereicht ihm, daß er nicht selten auch die Herausgabe von weitläufigen Werken übernahm, die der Kunst selbst, nicht aber ihm — wie er auch recht wohl wußte — bedeutenden Vortheil bringen konnte; wie z. B. die Sammlung Sebastian Bach'scher Werke, Gerber's Neues Tonkünstlerlexikon u. a. m.

Rob. Eitner.

Kühner: Raphael K., ein tüchtiger Philolog und Schulmann der neueren Zeit, geb. den 22. März 1822 in Gotha, † den 16. April 1878 in Hannover. Er besuchte zuerst das Gymnasium seiner Vaterstadt, das damals an Döring einen trefflichen Rector, aber auch an Rost und Wüstemann bewährte Lehrer hatte. Dann ging er zur Universität Göttingen über, wo seiner namentlich Dissen in sehr förderlicher Weise sich annahm (s. Vorrede zur Ausgabe der Tusculanen, die dem geliebten Lehrer dedicirt ist). Nachdem er dort vier Jahre lang eingehenden Studien sich hingegeben hatte, übernahm er ein Lehramt am Lyceum in Hannover, das damals der Erklärer der Keilschriften Geo. Friedrich Grotefend leitete. Er erwarb sich in dieser Stellung besonders als genauer

Grammatiker entschiedene Verdienste, wie dies auch sein oberster Vorgesetzter Kohlrausch (Erinnerungen 271) anerkannt hat. Als Schriftsteller hat er sich zuerst besondere Verdienste um die Werke Cicero's erworben. Schon 1825 war von ihm die Schrift „M. Tulli Ciceronis in philosophiam eiusque partes merita" (Hamburg) erschienen; es folgte die Ausgabe der Tusculanen mit reichhaltigen lateinischen Anmerkungen, Jena 1829, wiederholt aufgelegt; Uebersetzungen der Bücher von den Pflichten und der Tusculanen, der BB. vom Redner u. A. Eine besonders lebhafte Anerkennung fand daneben seine „Elementargrammatik der lateinischen Sprache für die unteren Gymnasialklassen", welche, 1841 zuerst herausgekommen, 1881 die 42. Ausgabe erlebte. Aber die umfassendsten Studien wandte er fort und fort der griechischen Sprache zu, und seine griechische Grammatik fand die bereitwilligste Aufnahme bei den Fachmännern, die seine ungewöhnliche Belesenheit wie seine gewissenhafte Beachtung des von Andern auf diesem Gebiete Geleisteten zu schätzen wußten. Auch eine „Kurzgefaßte Schulgrammatik der griechischen Sprache" hat sich Anerkennung erworben und ist 1881 in sechster Auflage erschienen, in welchem Jahre auch Xenophon's Memorabilien für den Schulgebrauch mit sorgfältigem Commentar in zweiter Auflage herauskamen. In seinen letzten Jahren schien er dann wieder alle Kraft und Theilnahme der lateinischen Sprache zu widmen, und welche Kenntnisse er auch auf diesem Felde erworben hatte, das bewies der 1877 erschienene erste Theil einer ausführlichen lateinischen Grammatik, die von bewährten Schulmännern als sehr brauchbar für die oberen Klassen der Gymnasien bezeichnet worden ist, auch deshalb, weil K. die Syntax nach der Satzlehre ordnen zu müssen glaubte. Er hatte bereits sein Schulamt niedergelegt und schien der Vollendung dieser Arbeit mit aller ihm gebliebenen Kraft zuzustreben, als der Tod ihn abrief.

Unsere Zeit, N. F. XIV, 2, 470 ff. H. Kaemmel.

Kühnöl: Christian Gottlieb K., oder auch Kuinoel, wie er auf dem Titel seiner lateinischen Werke sich zu nennen pflegte; evangelischer Theologe. Er war geboren zu Leipzig den 2. Januar 1768 als Sohn eines dortigen Geistlichen. Auf der Thomasschule genoß er den Unterricht seines Oheims, des Philologen Johann Friedrich Fischer, dessen Einfluß er, wie er später selbst versicherte, für seine ganze wissenschaftliche Ausbildung besonders viel verdankte (vgl. auch Kühnöl's „Narratio de Johanne Friderico Fischero", Lips. 1800). Noch als Schüler schrieb K. bei Gelegenheit der Doctorpromotion seines Vaters die Gratulationsschrift „Specimen observationum in Euripidis fabulam quae inscribitur Alcestis", Lips. 1785. Im J. 1786 bezog er die Universität Leipzig und hörte philosophische und theologische Vorlesungen. In der Theologie dominirte damals die Ernesti'sche Richtung. Morus, Rosenmüller, Dathe waren Kühnöl's persönliche Lehrer. Im J. 1788 habilitirte er sich in der philosophischen Facultät zu Leipzig, hielt aber, wie es die Sitte der Zeit war, neben den philologischen auch theologische Collegien. Bereits 1790 erhielt er eine außerordentliche Professur der Philosophie, daneben 1793 die Stelle eines Custos an der Universitätsbibliothek. Eine außerordentliche Professur der Theologie, die ihm im J. 1796 zugesagt war, wurde im entscheidenden Augenblicke ihm doch verweigert, da er, wie es in dem betreffenden Ministerialrescripte heißt, „in seiner neuerlichen Schrift über die evangelischen Perikopen S. 36 unter andern die Erscheinung der Engel, die er gleichwohl an mehreren andern Orten zugibt, in Zweifel gezogen, auch S. 125 die Verklärung Christi auf dem Berg für ein Traumgesicht auszugeben sich nicht entsehen, und dadurch so viel Mangel an Ueberlegung und Zusammenhang seiner theologischen Kenntnisse verrathen hat, daß ihm eine theologische Profession zu übertragen noch zur Zeit bedenklich fällt." Der wahre Grund der Zurücksetzung war übrigens, daß man einen jüngeren Docenten, den

Sohn eines einflußreichen Mannes, in die Stelle einschieben wollte. Unter diesen Umständen ergriff K. gerne die Gelegenheit ins „Ausland“ zu gehen, die sich ihm durch eine Berufung nach Gießen darbot. Im J. 1801 trat er dort mit einer Antrittsrede „De Helii Eobani Hessi in bonas literas meritis“ die ordentliche Professur „der Beredtsamkeit und Dichtkunst“ an; und hat von nun an fast 40 Jahre lang der Universität Gießen als Lehrer angehört. Zunächst hielt er, wie es seine Stellung als Professor der Eloquenz mit sich brachte, nur philologische Collegien. Doch wurde ihm bereits im J. 1806 der Charakter eines Professors der Theologie verliehen, mit der Erlaubniß, theologische Vorlesungen zu halten. In demselben Jahre erhielt er von der theologischen Facultät zu Halle die theologische Doctorwürde. Im J. 1809 wurde er unter Enthebung von seiner Stelle als Professor der Beredtsamkeit und Dichtkunst zum dritten ordentlichen Professor der Theologie ernannt. In der theologischen Facultät nahm er bald eine sehr geachtete Stellung ein, und auch von Seite der Regierung wurde er fast über das gewöhnliche Maß mit Ehren bedacht: im J. 1818 erhielt er den Titel eines Geheimen Kirchenrathes, im J. 1829 den eines geistlichen Geheimen Rathes; auch an hohen Orden fehlte es nicht. Im J. 1836 rückte er zum professor primarius in der theologischen Facultät auf. Im J. 1838 konnte er noch sein 50jähriges Jubiläum als Doctor der Philosophie feiern. Schon zwei Jahre später (1840) nöthigte ihn aber Kränklichkeit, um seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen, die ihm unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken gewährt wurde. Er starb in der Nacht vom 15. zum 16. October 1841, um 12 Uhr (nicht den 23. October, wie Scriba und Zöckler angeben). — K. war ein Stubengelehrter im vollen, aber auch im guten Sinne des Wortes. Seine Bibliothek und sein Arbeitszimmer waren seine Welt. Um die Dinge des öffentlichen Lebens sich zu kümmern lag ihm gänzlich fern. Und eben diesem Umstande hatte er wol zu einem großen Theile seine Gunst bei der Regierung zu danken. Von seiner Thätigkeit als Docent hat ein ehemaliger Zuhörer dem Schreiber dieser Zeilen folgende Schilderung entworfen: „Ich bin überzeugt, daß er auf dem Katheder niemals ein einziges freies Wort gesprochen hat. Er saß so auf sein Heft gebückt, daß nur seine ehrwürdigen weißen Härchen ein wenig über den Katheder hervorragten; hoben sich einmal die Finger seiner linken Hand über den Rand, so war das ein seltenes Zeichen äußerster Gemüthsbewegung. So dictirte er ununterbrochen sein sorgfältig ausgearbeitetes und manches schätzbare Material bietendes Heft, und so bequem, daß er alle Eigennamen vorbuchstabirte, hebräische Wörter von der Linken zur Rechten!“ Daß die hier angedeuteten Schwächen seines Vortrages sich nicht etwa erst mit dem Alter einstellten, beweisen die übereinstimmenden Aeußerungen Welcker's, welche sich auf die ersten Jahre von Kühnöl's Gießener Wirksamkeit beziehen (Kekulé, Das Leben Welcker's, 1880, S. 32). — Mit dem Bilde des Docenten stimmt das des Gelehrten. Was er in dieser Hinsicht gewesen ist und gegolten hat, hat er lediglich seinem Fleiße zu danken. Irgendwelche Bedeutung als Theologe hat er nie gehabt. Wenn er trotzdem zu seiner Zeit einen gewissen Ruf genoß, so kommt dies eben daher, daß er fleißig gearbeitet hat und das gesammelte Material in gefälliger Form und elegantem Latein vorzutragen wußte, wie er denn seine Berufung nach Gießen wesentlich auch der „Aechtheit seines lateinischen Stiles“ zu danken hatte. Als Schriftsteller war er sehr fruchtbar, sowol auf philologischem wie auf theologischem Gebiete. In ersterer Beziehung sind etwa zu nennen: Eine Ausgabe der Alcestis des Euripides (1789), eine solche von Sophokles' „Oedipus Rex“ (1790); „Observationes in Propertium“ (4 Programme, Gießen 1801—1803); eine Ausgabe des „Propertius“ (2 Bde., 1805); „Animadversionum criticarum in Ovidii Heroidas Spec. I et II“ (1805, 1806).

Seine Hauptleistungen liegen auf dem Gebiete der Theologie und zwar hauptsächlich auf dem des Neuen Testamentes. Denn seine ziemlich zahlreichen alttestamentlichen Arbeiten aus der Leipziger Zeit („Hoseas neu übersetzt nebst einigen Erläuterungen", 1789; „Geschichte des jüdischen Volks", 1791; „Messianische Weissagungen des Alten Testaments", 1792; „Hoseae oracula hebraice et latine, perpetua annotatione illustravit", 1792; „Die Psalmen metrisch übersetzt und mit Anmerkungen", 1799) haben höchstens ephemere Bedeutung gehabt. Seinen eigentlichen Ruf als gelehrter Theologe hat er durch seinen Commentar zu den historischen Büchern des Neuen Testaments begründet, der sich seiner Zeit einer ziemlichen Beliebtheit erfreute und eine Reihe von Auflagen erlebt hat („Commentarius in libros Novi Testamenti historicos, Vol. I, Ev. Matthaei", Lips. 1807; Vol. II, „Evv. Marci et Lucae", 1809; Vol. III, „Ev. Joannis", 1812; Vol. IV, „Acta apostolorum", 1818. Die letzten Auflagen sind: Vol. I et II, „Editio quarta sic emendata et aucta ut novum opus videri possit", 1837, 1843; Vol. III, „Editio tertia auctior et emendatior", 1825; Vol. IV, „Editio secunda auctior et emendatior", 1827). Ein competenter Beurtheiler wie Bleek charakterisirt den Commentar mit folgenden Worten (Synopt. Erklärung der drei ersten Evangelien, I. 24): „Die Auslegungen Anderer zusammengestellt und geprüft; namentlich für die sprachliche Auslegung brauchbare Sammlungen, obwol die grammatische Interpretation nicht tief geht; ohne bestimmten theologischen Charakter." Dieses Urtheil findet zugleich auch Anwendung auf das andere Hauptwerk Kühnöl's zum Neuen Testament, seinen „Commentarius in epistolam ad Hebraeos", 1831. Sonst hat er noch eine erhebliche Anzahl kleinerer exegetischer Arbeiten geschrieben, namentlich in Form von Programmen. Aus älterer Zeit sind etwa noch zu erwähnen die „Observationes ad Novum Testamentum ex libris apocryphis V. T.", 1794, und der Abschnitt über die Bücher des Neuen Testamentes in Fabricius' „Bibliotheca Graeca ed. Harles, T. IV", 1795, p. 755—895. Ebenfalls noch während der Leipziger Zeit hatte K. mit Velthusen und Ruperti zusammen eine Art theologischer Zeitschrift herausgegeben („Commentationes theologicae, editae a Joh. Casp. Velthusen, Christ. Theoph. Kuinoel et Georg. Alex. Ruperti", 6 Bde., Lips. 1794—1799). — Was Bleek von dem Commentare zu den historischen Büchern des Neuen Testaments sagt, das gilt zugleich von K. als Theologen überhaupt: er vertritt keine bestimmte theologische Richtung. Und er hat sich darin als einen echten Ausläufer der Ernesti'schen Schule bewährt. Es gilt auch von ihm, was Reuß von den Männern dieser Schule überhaupt sagt: „Mehr Philologen als Theologen, jenes im Sinne classischer Bildung und Gediegenheit genommen, brachten sie zur Schrifterklärung mehr Geschmack und Gewissenhaftigkeit, als Tiefe des Gemüthes und philosophische Anschauungen mit" (Reuß, Geschichte der heiligen Schriften Neuen Testaments, § 572). So war auch K. ein Mann ohne eine irgendwie ausgeprägte theologische Richtung. Während er im Allgemeinen für einen Supranaturalisten galt, hat er doch die biblisch-theologischen Grundbegriffe sich immer zurecht rationalisirt. Und diese theologische Haltlosigkeit hatte ihren tieferen Grund in dem Mangel einer wahrhaft wissenschaftlichen, historisch-kritischen Methode überhaupt. Was seine Arbeiten auszeichnet, ist nur der Fleiß und die Sorgfalt in der Sammlung des Materials und die Klarheit der Darstellung, sowie die schlichte classische Form seiner Latinität. Dem Zusammentreffen dieser Umstände ist es wol zuzuschreiben, daß seine Commentare namentlich auch in Holland längere Zeit hindurch sehr beliebt waren.

Vgl. für das biographische bes.: Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, Bd. XVIII (1819), S. 311 ff., und die Personalacten Kühnöl's auf dem Gießener Universitätssecretariate. Außerdem:

Scriba, Biographisch-literärisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen, I. 199 ff., II. 419. Neuer Nekrolog der Deutschen, 1841, S. 985 ff. Zöckler in Herzog's Real-Enc. für prot. Theol. und Kirche (1. Aufl.), XIX. 758 ff. E. Schürer.

Kühns: Friedrich Julius K., verdienter Rechtsgelehrter, wurde als Sohn eines Kaufmanns, späteren Angestellten der Rentenanstalt, zu Berlin am 12. April 1830 geboren. Humor und Liebenswürdigkeit des Vaters gingen auf den Sohn über, welcher in der kurzen ihm beschiedenen, glänzenden Laufbahn die Herzen Aller derer gewann, denen er nahe trat. Nachdem sich K. eine gründliche klassische Bildung auf dem Joachimsthaler Gymnasium erworben hatte, bezog er Michaelis 1847 die Universität, um Rechtswissenschaft zu studiren. Am meisten zogen ihn die germanischen Fächer an, denen er sich unter Homeyer vornehmlich widmete. Nach Absolvirung des Auscultatorexamens richtete er sein Augenmerk auf die akademische Carriere, promovirte am 24. Februar 1855 mit der auch heute noch werthvollen Dissertation „De intertiatione“, habilitirte sich im März 1858 als Privatdocent an der Berliner Universität, wurde 1868 zum außerordentlichen Professor befördert, leider aber den Freunden und der Wissenschaft im kaum vollendeten 40. Lebensjahre am 12. März 1869 entrissen. Gerühmt wird sein klarer, mit schönem Organe gehaltener Vortrag, der sicher im Gedächtniß des Hörers haftete, durch Bild und Gleichniß veranschaulicht, durch humoristische Notizen ab und zu gewürzt. Besonderes Interesse brachte K. den Fragen entgegen, welche sich an das Urheberrecht anschließen und verfaßte hierüber mehrere gediegene Arbeiten: „Der Rechtsschutz an Werken der bildenden Künste“, 1861; „Gesetzentwurf der deutschen Kunstgenossenschaft betr. das Recht des Urhebers an Werken der bildenden Künste, nebst Denkschrift“, 1864; „Denkschrift über das geistige Eigenthum. Nach Beschluß des deutschen Schriftstellertages vom 20. August 1865 veröffentlicht“, Leipzig 1866 (anonym). Die Erfüllung seines Wunsches, daß ein deutsches allgemeines Gesetz das Urheberrecht regele, sollte er nicht mehr erleben, wol aber erhoffen können. Das hervorragendste seiner Werke ist aber seine „Geschichte der Gerichtsverfassung und des Processes in der Mark Brandenburg vom 10. bis 15. Jahrhundert“, 2 Bde., Berlin 1865, 1867. Es bildet dies Werk den ersten Theil einer Geschichte des Berliner Kammergerichts, welche dessen Präsident v. Strampff († 1879) angeregt hatte. Ein zweiter in Aussicht genommener Mitarbeiter, Heydemann, starb 1874, so daß nach Strampff's Tode nur Professor Baron (in Greifswald) die Periode bis 1700 bez. 1800 weiter in Angriff nahm, endlich Landesgerichtspräsident Schaper die jüngste Zeit übernahm. Es zeigt K. in dieser Geschichte eines einzelnen Landes den fortwährenden Wandel in der Verfassung deutscher Gerichte für eine sonst oft in Dunkel gehüllte Periode. In größter Klarheit und mit tiefster Gründlichkeit wird die Vogts- und Burggrafenverfassung, dann die Zaun-, Dorf-, Guts-, Stadt-, Lehn- und Vehmgerichtsverfassung dargestellt, auch das markgräfliche Gerichtsrecht, welches im markgräflichen Kammer- und Hofgericht einen Mittelpunkt gewinnt: nicht minder erörtert, wie in das Verfahren der deutschen Gerichte zuerst durch Vereinbarung die Schriftlichkeit in schwierigeren Sachen sich Eingang verschafft und dem romanischen Systeme immer mehr Einfluß ermöglicht hat. Beachtenswerth sind ferner zwei kleinere Abhandlungen: „Die Bedeutung des Wechsels für den Geschäftsverkehr“, 1866, 2. Aufl. 1869 und „Ueber den Ursprung und das Wesen des Feudalismus“ (Heft 10 und 71 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von Holtzendorff und Virchow). Dazu kommt schließlich ein Aufsatz „Ueber das Verschulden des Zwangslootsen“ (Zeitschrift für Handelsrecht von Goldschmidt, Bd. XII S. 421 bis 431).

Gütige Mittheilungen des Herrn Prof. Wieding in Kiel. — Rivier in Revue histor. de droit français et étranger, 1869, p. 257—260. — Allgemeine deutsche Strafrechtszeitung, 1868, Sp. 96—99. — Rive in d. Krit. Vierteljahrsschrift, Bd. X S. 416—434. Teichmann.

Kuinoel: s. Kühnöl.

Kuiper: Ludolf Helm K. oder Pithopaeus, ausgezeichneter Pädagog und Humanist im 16. Jahrhundert, geboren als Sohn bürgerlicher Eltern zu Deventer im letzten Jahre des 15. Jahrhunderts. Schon frühe erhielt er den Unterricht der bekannten Scholarchen Hegius, Oostendorp und Sintius, welche damals zu Deventer blühten und im reformatorischen Geiste ihres Freundes Erasmus wirkten. Nachdem er seine vorbereitenden Studien im Auslande vollendet hatte, kehrte er nach Deventer zurück und erwarb sich dort um 1528 die Rectorstelle an der berühmten Kapitelschule, wo er in Vereinigung mit Gisbert Longolius, Johann Lippius, Johann v. Bronckhorst und Johann Noviomagus nicht nur das Studium der klassischen Litteratur und besonders das der griechischen Sprache zu neuem Leben zu erwecken wußte, sondern auch zur Beförderung der neueren Religionsansichten kräftig mitwirkte, bis der Tod ihn 1545 wegraffte. Er hinterließ mehrere Kinder, darunter den am 21. März 1535 geborenen Lambert Ludolf Helm (Pithopaeus, Bd. XI S. 700).

Melchior Adam, Vitae Germ. Philos., p. 190; Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II, 2. th. bl. 227. und van der Aa, Biogr. Woordenb., voce Pythopaeus. van Slee.

Kuithan: Johann Wilhelm K., Verfasser einiger origineller Schriften zur Sprachvergleichung des Deutschen und Griechischen, wurde geboren zu Dortmund am 3. Februar 1760 und war von 1807 bis zu seinem Tode (December 1831) Director des Gymnasiums seiner Vaterstadt. 1808 schrieb er: „Versuch eines Beweises, daß wir in Pindar's Siegeshymnen Urkomödien übrig haben" (Dortmund). Diese Schrift nennt G. Bernhardy (Grundriß der griechischen Litteratur, 2. Bearb. II. 1 S. 567) „den ersten wenngleich sonderbaren Anlauf", die chorische Ausführung dieser Gesänge klarzustellen. Die ihm eigene seltsame Theorie von der ursprünglichen nationalen und sprachlichen Einheit der Germanen und Griechen veröffentlichte K. zuerst 1822 in der Schrift: „Die Germanen und Griechen, Eine Sprache, Ein Volk, eine auferweckte Geschichte." Erstes Heft. Hamm, in Auftrag bei Schultz und Wundermann. Einen Vorgänger hatte er, abgesehen von den Versuchen früherer Jahrhunderte, an Johann Arnold Kanne, Ueber die Verwandtschaft der griechischen und teutschen Sprache, Leipzig 1804. Kurz nach Kuithan's erster Schrift betrat dasselbe Gebiet der Director des Gymnasiums zu Eisenach, Franz Christoph Frenzel, Ueber die Verwandtschaft zwischen der griechischen und deutschen Sprache. Eisenach 1825. In letzterem Jahre setzte K. seine Veröffentlichungen fort unter dem Titel: „Einige Proben von der Auferstehung der griechischen und lateinischen Sprache in Deutschland", im Programm des Dortmunder Gymnasiums, die hier gegebenen Abschnitte sind jedoch identisch mit Kapiteln der 1825 und 1826 erschienenen folgenden Hefte von „Germanen und Griechen" und nur weniges Neue bringt noch die Abhandlung des Gymnasialprogrammes von 1829: „Vertheidigung meiner Art die Sprachen zu vergleichen; nothwendige Umänderung der griechischen Wörterbücher; und ein Beitrag zur Geschichte". Die Behauptung des Titels seines Hauptwerkes ist buchstäblich gemeint: K. hält Germanen und Griechen für ein Volk, Homer für unseren Dichter und die griechische Litteratur für unsere Nationallitteratur. Besonders in der westfälischen Volkssprache sucht er die Ureinheit der Sprache und hier allein möchte sich, in der Menge von entlegenen Ausdrücken derselben, die er beibringt, ein werthvoller Bestandtheil seines Werkes ergeben. Dasselbe verfällt im Uebrigen durch die gänzliche Abwesenheit aller Methode („die Regeln

der Vergleichung, weil sie sich erst durch die Vergleichung ergeben, folgen zuletzt", d. h. fehlen gänzlich) und durch das Burleske der Resultate (Frauenzimmer von δάμαρ, Meister, plattdeutsch Mester, von μήστωρ ꝛc.) der Lächerlichkeit.

Eine Schilderung der Persönlichkeit Kuithan's bei Fr. Kohlrausch, der 1818—1830 Schulrath der Provinz Westfalen war, Erinnerungen aus meinem Leben, 1863, S. 190 ff., woselbst auch die berühmte Kuithan'sche Ableitung des Wortes Pumpernickel von Paniculus mit einer Vorschlagsilbe wie in πίμπλημι in scherzhafter Weise behandelt wird. Döring.

Kulenkamp: Elard Johannes K., angesehener kurhessischer Jurist, geb. am 30. November 1777 in Witzenhausen als jüngstes der zwölf Kinder des landgräflich hessen-kassel'schen Kriegs- und Domänenraths Friedrich Wilhelm K. († 1799), wurde, nachdem er in Marburg die Rechte studirt, Amtsadvokat und Stadtsyndikus in Treisa, im Herbst 1803 Amtsassistent, 1806 Amtsadjunkt, dann Interimsamtmann in Treisa. Seine ersten schriftstellerischen Arbeiten betrafen das Kämmereiwesen, das Statut und die Geschichte der Stadt Treisa. Letzteres Werk erschien 1806 in Marburg. Auch schrieb er Aufsätze in Dutsing's „Annalen der Gesetzgebung" (vom Näherrecht, von der Geschichte und dem Rechte der Kirchmessen in hessischen Landen ꝛc.) und gab heraus den „Versuch einer Anleitung zur zweckmäßigen Anordnung und Erhaltung der Amts-, Renterei-, Stadt-, Familien-, Gerichts- und Kirchen-Repositurен" (Marb. 1805). Nach Gründung des Königreichs Westfalen wurde K. 1808 Richter beim Districtstribunal in Hersfeld, wo er „Ueber die gerichtliche Polizei und das Verfahren der Municipal-Polizeigerichte und Correctionstribunale nach französischen und westfälischen Gesetzen" (Braunschweig 1810), eine „Darstellung des Executionsverfahrens nach der französischen und westfälischen Proceßordnung" (3 Bde., Göttingen 1811), sowie eine Reihe von Aufsätzen über andere für die damaligen praktischen Juristen wichtige Gegenstände in der juristischen Bibliothek von 1811, Oesterley's Magazin für das Civil- und Criminalrecht des Königreichs Westfalen und in die Heidelberger Jahrbücher schrieb. Nach Herstellung des Kurfürstenthums Hessen wurde K. 1814 Justizbeamter in Friedewald und 1821 Rath im Civilsenate des Obergerichts in Fulda. Hier bearbeitete er im Auftrage des kurhessischen Justizministeriums den Entwurf einer neuen Untergerichtsordnung für Kurhessen, worauf am 13. September 1822 seine Ernennung zum Mitgliede des Oberappellationsgerichts in Kassel erfolgte. 1823 und 1826 nahm er auftragsweise Theil an den Geschäften der juristischen Prüfungscommission in Kassel, deren Mitglied er sodann wurde. Am 29. Juli 1827 ernannte ihn die juristische Facultät in Marburg zum Ehrendoctor. Um diese Zeit begann er die mühsamen Arbeiten, welche für lange hin von großer Wichtigkeit für die praktischen Juristen Kurhessens wurden und auf welchen sein hohes Ansehen bei der hessischen Juristenwelt ruhte. Es ist dies seine unter Aufsicht des Justizministeriums erfolgte Herausgabe der „Neuen Sammlung der Landesordnungen, Ausschreiben und allgemeinen Verfügungen, welche bis zum October 1806 für die älteren Gebietstheile Kurhessens ergangen sind" (4 Bände und 1 Band Register, Kassel 1828—39), sowie sein „Systematisches Repertorium aller sowol in der neuen Sammlung der althessischen Landesordnungen bis zum Ende des October 1806, als auch in der Sammlung von Gesetzen für Kurhessen vom 12. December 1813 bis zum Schlusse des Jahres 1842 enthaltenen, für die kurhessischen Staaten ergangenen Gesetze" (Kassel 1843), auch die erste Lieferung einer „Sammlung von Nachträgen zu dem systematischen Repertorium" (Kassel 1844), ferner „Die Litteratur des gesammten kurhessischen Rechts nebst einer Nachweisung aller gedruckten Entscheidungen des Oberappellationsgerichts zu Kassel" (Kassel 1846). Auf Veranlassung seiner Collegen verfaßte K. auch „Beiträge zur Geschichte des Oberappellationsgerichts" (zu Kassel), (Kassel 1847). Am 4. April 1850 feierte

er unter großer Theilnahme, namentlich hessischer Juristen, sein 50jähriges Dienstjubiläum, wozu ihm das Commandeurkreuz 2. Klasse des hessischen Ordens vom Goldenen Löwen und von der Stadt Treisa das Ehrenbürgerrecht verliehen wurde. K. war stellvertretender Vorsitzender des höchsten Gerichts, als dasselbe die kurfürstliche Verordnung vom 4. September 1850 für ungültig erklärte, durch welche die Erhebung der Steuern vorgeschrieben wurde, die der Landtag wegen Nichtvorlegung des Budgets zu bewilligen nicht in die Lage versetzt war. Da durch jenen Beschluß dem auf die Landesverfassung sich stützenden Widerstande der Bevölkerung Kurhessens gegen die Maßregeln Hassenpflug's erst die volle Weihe und der stärkste Rückhalt gegeben war, so schien beim Einrücken der österreichischen und baierischen „Bundes-Executions"-Truppen K., wie viele andere angesehene Personen, mit Maßregelungen bedroht. Er hätte, um denselben zu entgehen, wegen hohen Alters um Versetzung in den Ruhestand bitten können, hielt es aber für Feigheit, in den Zeiten der Noth und Gefahr vom Posten zu weichen; dagegen nahm er bald darauf auch Theil an einem politischen Beschlusse des höchsten Gerichts, der ihn bald darauf sehr gereute. Als nämlich im December 1850 Graf Leiningen Namens des deutschen Bundes und General v. Peucker Namens Preußens und seiner Verbündeten sich an der Spitze von Truppen als Civilcommissare in Kurhessen eingeführt und die Befolgung obiger Verordnung vorgeschrieben hatten, kam es ihnen vor Allem darauf an, das höchste Gericht in Betreff obigen Punktes umzustimmen. Nachdem auf Veranlassung von Elvers, Mitglieds dieses Gerichts, welcher den Vermittler spielte, jene Commissare die Erklärung abgegeben hatten, daß sie Beauftragte des deutschen Bundes seien, trat das höchste Gericht der Ansicht bei, daß, obwol Preußen und seine Verbündeten dem von Oesterreich wieder berufenen Bundestage nicht beigetreten, die mangelnde Bevollmächtigung Seitens einer obersten Behörde des deutschen Bundes ersetzt sei durch die von allen deutschen Regierungen jenen Commissaren ertheilte Vollmacht. An dem auf Grund dieser Ansicht am 18 December 1850 vom Oberappellationsgerichte gefaßten Beschlusse, der Steuerverordnung nunmehr doch nachzukommen, betheiligte sich K. aus Rücksicht auf das allgemeine Landeswohl. Als aber die Voraussetzungen dieses Verhaltens des höchsten Gerichts getäuscht wurden, die kurfürstliche Regierung sich nicht entgegenkommend erwies und v. Peucker sein vor jenem Beschlusse gegebenes Versprechen, daß der ferneren Execution gegen das Land Einhalt geboten werden solle, gegenüber dem Grafen Leiningen, welcher Kassel am 22. December besetzen ließ, nicht einzuhalten vermochte, glaubte K., daß seine juristische Ehre verletzt sei. Dieses Gefühl verbitterte ihm das Dasein, Geist und Körper erschlafften und er starb nach kurzem Siechthum am 15. Juni 1851 in Kassel an Entkräftung.

Justi's Forts. v. Strieder's Grundlage zu einer hess. Gelehrten- und Schriftst.-Gesch., Bd. XVIII (Marb. 1819), S. 334; Gerland's Forts. dieses Werks, Bd. II (Kassel 1868), S. 94; N. Nekrol. d. Deutsch. v. 1851, S. 461. Wippermann.

Kulenkamp: Nicolaus K., geb. zu Bremen 1710, † ebenda am 21. November 1793, Schönfärber und Seifenfabrikant, erwarb sich autodidaktisch eine nicht gewöhnliche wissenschaftliche Bildung und namentlich eine für seine Zeit bedeutende Kenntniß der Chemie, durch deren praktische Anwendung ihm im J. 1773 die Herstellung einer geruchlosen grünen Waschseife und im J. 1778 die Darstellung des Bremer Grüns, einer aus schwefelsaurem Kupferoxyd (Kupfervitriol) und einer Kaliverbindung hergestellten grünen Mineralfarbe, gelang. Dreimal wurden Schriften Kulenkamp's von der Göttinger Societät der Wissenschaften mit der goldenen Medaille gekrönt, zuerst 1756 die Schrift „Vom Baue der seeländischen Krappe und wie diese Pflanze in den zunächst an der See gelegenen Gegenden mit Nutzen gebauet werden könne", abgedruckt in den han-

noverschen nützlichen Sammlungen, 1757, 3. Thl., Hannover 1758; dann 1757 „Die Art und Weise, aus dem Waid eine dem Indigo nahe kommende Farbe zuzubereiten", abgedruckt ebendaselbst; endlich 1766 „Ob sich keine gelbfärbende Materie finden lasse, die so beständig als Krapp und Waid wäre?", abgedruckt im Hannöverschen Magazin 1773, 39. Stück.

Rotermund, Brem. Gelehrtenlexikon, I. S. 261. Bremer Nachrichten 1875, Nr. 271. v. Bippen.

Kulik: Jakob Philipp K., Mathematiker, geb. den 1. Mai 1793 in Lemberg, † den 26. Febr. 1863 in Prag, war folgeweise Professor der Elementarmathematik am Lyceum zu Olmütz, Professor der angewandten Mathematik am Lyceum zu Graz (1814—16), Professor der Astronomie am dortigen Joanneum (Polytechnikum) und seit 1826 Professor der höheren Mathematik an der Prager Universität. Kulik's „Handbuch mathematischer Tafeln" (Graz 1824) war ein für seine Zeit sehr verdienstliches Werk. Ebenso enthalten die Denkschriften der königlich böhmischen Gesellschaft, deren Mitglied er war, tüchtige Arbeiten aus Kulik's Feder, insbesondere über Mechanik und Zahlentheorie (Bestimmung der Primzahlen unter einer gegebenen Grenze &c.) Für die elementarmathematische Behandlung der Physik hat derselbe einen lange nachwirkenden Anstoß dadurch gegeben, daß er im zweiten Bande der österreichischen „Zeitschrift für Physik und Mathematik" zeigte, wie ohne jede Beiziehung analytischer Methoden der Ausdruck für die Schwingungsdauer eines Pendels durch geometrische Betrachtungen gewonnen werden kann.

Poggendorff's biogr.-litter. Handwörterbuch, 1. Bd. — Archiv der Mathem. u. Phys., 41. Thl. Günther.

Kullack: Theodor K., königlich preußischer Hofpianist und Lehrer des Clavierspiels von so eminenter Bedeutung, daß ihm kaum ein zweiter vergleichbar ist. Es gab eine Zeit, in der er in einem Grade Alleinherrscher war, daß seine Schüler unbedingten Vorzug erhielten und sich jeder drängte, diese Vergünstigung wenigstens eine zeitlang zu genießen, um sich nur einen Kullack'schen Schüler nennen zu dürfen. K. war den 12. September 1818 zu Krotoczyn in der Provinz Posen geboren, wo sein Vater Landgerichtssecretär war, jedoch später mit der Familie nach Meseritz zog. Die musikalische Begabung zeigte sich bei K. schon in jungen Jahren und der Vater, der sowol musikalisch gebildet war, als eine vortreffliche Lehrgabe besaß, unterrichtete den Knaben selbst und legte wol den Grund, auf dem fußend K. einst weltberühmt werden sollte. Schon im Alter von 11 Jahren wurde er in Berlin bei einem Hofconcert als Pianist geladen und erregte allgemeine Bewunderung. Durch ein Stipendium vom Fürsten Radziwill unterstützt, ward es dem Vater möglich den Sohn in Posen studiren zu lassen und ihm die besten Lehrer zu geben. Trotz der hervorragenden musikalischen Leistungen mußte K. aber nach des Vaters Willen Medicin in Berlin studiren und sich dabei den Unterhalt durch Musikunterricht erwerben. Doch die ihm in den Weg gelegten Hindernisse auf seiner Virtuosenlaufbahn hielten nicht lange Stand. Hochgestellte Personen halfen auch diesmal wieder und durch eine Unterstützung von 1200 Mark zu einer einjährigen Kunstreise ermuthigt, kehrte er der Medicin und dem väterlichen Willen den Rücken und ging im J. 1842 nach Wien, theils um öffentlich als Virtuose aufzutreten, theils die begonnenen und sehr gestörten Musikstudien wieder aufzunehmen. Er hatte zwar in Berlin zeitweise W. Taubert's und S. W. Dehn's Unterricht genossen, zwei vortreffliche Lehrer, doch der Besuch der Universität und Nahrungssorgen behielten die Oberhand und verhinderten ein eindringliches Studium der Musik. Hier in Wien genoß er in ungestörter und ungetrübter Ruhe den Unterricht eines Carl Czerny und Simon Sechter, durchstreifte dann Oesterreich als Virtuose, bis ihn 1843 die Aufforderung einer ehemaligen Schülerin in Berlin,

Fräulein v. Hellwig, traf, der Tochter des Prinzen Karl von Preußen Unterricht zu ertheilen. Er kam dieser Aufforderung nach und erhielt nach und nach den Unterricht bei fast allen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. Auch wurde er 1846 zum königlichen Hofpianisten ernannt. — Bei Hofe in solcher Weise ausgezeichnet, ward er bald der gesuchteste Musiklehrer in Berlin und kein Honorar war zu hoch, es wurde ihm willig gezahlt. Schon seit dem Jahre 1840 hatte er ein Heft Lieder (opus 1) und mehrere Clavierstücke veröffentlicht, denen dann in schneller Folge bald andere nachkamen, so daß K. im J. 1846 schon opus 35 veröffentlichte. Die Musik-Lexika berichten übereinstimmend, daß K. als der Erfinder der sogenannten Transscriptionen, d. h. Bearbeitungen von Liedern und Opernarien oder ganzen Scenen für Pianoforte, anzusehen sei. Dem widerspricht aber ein Blick in ältere Verlagskataloge, denn lange vor ihm war es Gebrauch Melodien aus Opern für Clavier zu bearbeiten und sogenannte Salonpiècen daraus zu machen. K. wählte nur das bis dahin ungebräuchliche Wort „Transscription", während man früher „Fantasie", „Rondo" oder „Pièce" sagte. Auch ging ihm Liszt mit der Bearbeitung der Schubert'schen Lieder voraus, doch muß man zugestehen, daß K. gerade in diesem Genre das Beste geleistet hat und oft seine sinnige Clavierstücke geschaffen hat, während seine Clavierwerke eigener Erfindung nur geringen, oft gar keinen Kunstwerth haben. Trotzdem hat er mit manchem derselben beim großen Publikum viel Glück gehabt und seine „Gazelle" (op. 22), obgleich sie schon einen fertigen Pianisten verlangt, hat die Reise über die Claviere der ganzen Welt gemacht. Die Zeitungen damaliger Zeit nehmen ihn auch hart mit, besonders da man in ihm einen reichbegabten Componisten zu erkennen meinte, der aber seine Gaben mehr zum Vortheil seiner Kasse als der Kunst verwerthete.

Im J. 1850 gründete K. im Vereine mit Julius Stern und A. B. Marx ein Conservatorium für Musik, in welchem er die Instrumentalklassen, Stern die Gesang- und Marx die Compositionsklassen leitete; doch hielt das Triumvirat nur bis zum J. 1855 das gemeinsame Scepter, dann trennten sie sich. Marx zog sich ins Privatleben zurück und Stern, sowie K. gründeten jeder für sich ein neues Conservatorium in verschiedenen weit auseinander liegenden Gegenden Berlins. Beide erhoben sich zu weltberühmten Musikinstituten, das Kullack'sche aber besonders im Fache des Clavierspiels. Unablässig war K. bemüht der technischen Seite der Ausbildung von Hand und Finger seine Aufmerksamkeit zu widmen und er hat dafür eine reiche Litteratur geschaffen; Werke, die Anderen als Grundlage gedient haben, auf denen sie weiter bauen konnten.

Als Virtuose zog sich K. sehr früh von der Oeffentlichkeit zurück, da seine Lehrthätigkeit all' seine Kräfte in Anspruch nahm. Wer je das Haus Kullack's betreten hat, wird staunend im Hausflur verweilt haben, um zu ergründen, welches eigenthümliche Klingen scheinbar von den Wänden ausgehe. Gelangte er dann in die Nähe der ersten Etage, so drangen einzelne Töne einer Menschenstimme, eines Blas- oder Streichinstrumentes an sein Ohr, doch das Dröhnen und Summen ging ohne Unterbrechung fort und dies rührte von den unzähligen Clavierinstrumenten her, die fortwährend in Bewegung waren und das ganze Haus in Vibration setzten. In solcher nervenerschütternden Umgebung hat nun K. gut 25 Jahre von früh bis zum späten Abend gelebt, geschafft und jeden Besucher in der liebenswürdigsten Weise empfangen, jeder neuen Erscheinung in seiner Kunst das lebendigste Interesse entgegengebracht und nie Erschlaffung und Erlahmung gezeigt. Der 64jährige Mann leitete sein großartiges, von gegen 1000 Schülern besuchtes Institut mit derselben Frische wie in jüngeren Jahren. Zum Krankwerden hatte er keine Zeit; plötzlich und ganz unvorbereitet ereilte ihn am 1. März 1882 der Tod und gab ihm die wohlverdiente Ruhe, die er sich selbst nie zu gönnen erlaubte.

Seine Methode hat bei den weniger begabten Schülern keine guten Früchte getragen, denn K. war ein strenger Lehrer und machte bei denen, die sich zu Musikern ausbilden wollten, hohe Ansprüche. Der Schüler suchte daher was ihm an Talent abging durch Fleiß zu erreichen und gewöhnte sich unter K. einen zwar correcten und kräftigen Anschlag an, der aber ans Harte und Seelenlose streifte, oft sogar in mechanische Hämmerei ausartete. Die begabteren Schüler dagegen haben sich zu vortrefflichen Musikern herangebildet und nenne ich nur Otto Neitzel, Charles Wehle, Scharwenka, Heinrich Hofmann und Edmund Neupert, die sich sowol als Virtuosen wie als Componisten einen Weltruf erworben haben. — Ein Verzeichniß der gedruckten Compositionen Kullack's gibt v. Ledebur's Tonkünstlerlexikon Berlins. R. Eitner.

Kulm: Tilo v. K., Dichter des 14. Jahrhunderts. Er bezeichnet sich selbst als Magister und vollendete im J. 1331 am 4. Mai seinen „Libellus septem sigillorum“, ein deutsches Gedicht von beträchtlichem Umfange, das er zu Ehren des Deutschordens und insbesondere des selbst dichterisch thätigen Hochmeisters Luther von Braunschweig (er dichtete eine verloren gegangene Legende von der heiligen Barbara) verfaßt hatte. Unter den sieben Siegeln versteht er die verschiedenen Stufen des Erlösungswerkes: das erste ist die Menschwerdung Christi, das zweite seine Taufe, das dritte seine Passion, das vierte seine Auferstehung, das fünfte seine Himmelfahrt, das sechste die Ausgießung des heiligen Geistes, das siebente das jüngste Gericht. Doch geht dem eigentlichen Werke eine längere Einleitung voraus, welche den Sündenfall der ersten Menschen und den Entschluß Gottes, die Menschheit zu erlösen, behandelt. Auffallend ist die Uebereinstimmung des Einganges mit dem der Vorrede zu der poetischen Paraphrase des Buches Hiob. Dadurch mußte die Frage angeregt werden, ob letzteres Werk etwa auch von dem Dichter der Sieben Siegel herrührt. Untersuchungen von Walter Müller, welche demnächst an die Oeffentlichkeit treten sollen, lassen diese Frage in bejahendem Sinne beantworten. Die Paraphrase des Hiob, welche 15 568 Reimzeilen umfaßt und in zwei Handschriften (des Provinzialarchivs und der Universitätsbibliothek in Königsberg) erhalten ist, wurde unter dem Hochmeister Dietrich von Altenburg (1335—1341) im J. 1338 gedichtet.

Vgl. Steffenhagen in den Neuen Preußischen Provinzialblättern 8 (1861), S. 216 ff. und in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 13, 516 ff. W. Müller, Ueber die mitteldeutsche poetische Paraphrase des Buches Hiob. Halle 1883. 8. K. Bartsch.

Kulmbach: Hans v. K., eigentlich Wagner nach seinem Familiennamen geheißen, geb. zu Kulmbach in Franken, † zu Nürnberg um 1522, berühmter Maler. Er wird ein Schüler des Venetianer Malers Jacopo Barbarj genannt, als dieser sich eine Zeit lang (um 1495) in Nürnberg aufhielt. In seinem Gemälde der Anbetung der Könige läßt sich einigermaßen italienische Reminiscenz wahrnehmen. Im Ganzen war aber der Einfluß des Jacopo auf Kulmbach doch nur vorübergehend und der Künstler hielt sich mehr an Dürer, dem er sehr verwandt ist. Obwol er ihn nicht in der Zeichnung erreicht, so steht er ihm doch in der Wärme des Colorits wie im Naturgefühl sehr nahe. Der Umfang seiner Kunst ist eng begrenzt, es sind kirchliche Darstellungen, mit denen er sich ausschließlich befaßt. Zu seinen Hauptwerken gehört der Tucher'sche Altar im Chor der Sebalduskirche zu Nürnberg. Man sieht die thronende Maria mit dem Kinde, von Engeln gekrönt und besungen, von den Heiligen Katharina und Barbara, umgeben. Auf den Flügeln sieht man neben Petrus, Laurenz, Johannes Bapt. und Hieronym den Stifter des Altarwerkes, Lorenz Tucher. Die Zeichnung dazu vom J. 1513 befindet sich im Berliner Museum. In demselben, in der Gallerie, ist ein zweites Hauptwerk des Meisters, die oben erwähnte An=

betung der Könige, mit dem Monogramm und 1511 bezeichnet. Das leuchtende Colorit des Bildes ist bemerkenswerth. Ein gleicher Gegenstand befindet sich in der Pinakothek zu München, ebenda eine Sendung des heiligen Geistes, eine Auferstehung und eine Krönung der Maria. Hier hatte K. sogar Dürer'sche Motive verwendet. Das Bild in der Moritzkapelle zu Nürnberg mit Joachim und Anna auf Goldgrund weist frühere Auffassung auf. Man hatte ihm früher auch Kupferstiche mit I. C. und dem Wappen von Köln zuschreiben wollen, sie gehören ihm aber keineswegs an.

Waagen. Parthey. Wessely.

Kulmus: Johann Adam K., wurde geboren am 18. März 1689 zu Breslau. Er besuchte das Gymnasium in seiner Vaterstadt, später in Danzig und studirte von 1711—1715 in Halle, Leipzig, Straßburg und Basel Medicin und Naturwissenschaften. Nachdem er sein Examen bestanden hatte, hielt er sich zunächst einige Zeit in Holland auf und ließ sich nach seiner Rückkehr als praktischer Arzt in Danzig nieder. Im J. 1825 wurde er zum Professor der Medicin und der Naturwissenschaften an dem dortigen Gymnasium ernannt. K. war Mitglied der Leopoldinischen Akademie und der Berliner Gesellschaft der Wissenschaften. Er starb am 29. Mai 1745 zu Danzig. Außer zahlreichen medicinischen Schriften schrieb er: „Elementa philosophiae naturalis“, Gedani 1722, sowie verschiedene kleine naturwissenschaftliche Abhandlungen, wie: „Dis. de lapidibus“, Gedani 1727; „Exercitatio de Insectis“, Gedani 1729 u. a. m.

W. Heß.

Külp: Edmund Jakob K., Mathematiker, geb. den 16. April 1801 in Nordheim (Hessen), † den 28. Juli 1862 in Darmstadt. Er studirte in Heidelberg und Brüssel, an letzterem Orte unter der Leitung des berühmten Quetelet, auf dessen Einfluß vermuthlich seine „Dissertatio de curva focali regulari“ (Mannheim 1824) zurückzuführen ist. In die Heimath zurückgekehrt, übernahm er eine Lehrstelle an der Realschule zu Darmstadt; 1833 ward er Professor an der neu begründeten höheren Gewerbeschule dortselbst und 1848 Director dieser Anstalt, der Vorläuferin der jetzigen technischen Hochschule. Das vierbändige „Lehrbuch der Experimentalphysik“ (Darmstadt 1854), welches K. für seine Schüler abfaßte, hat sich eines trefflichen Rufes zu erfreuen gehabt; nicht minder ist auch seine Bearbeitung des Francoeur'schen Lehrbuches der höheren Analysis (Darmstadt 1851) eine anerkennenswerthe Leistung.

Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen im 19. Jahrhundert, Darmstadt 1831—43. — Archiv der Mathem. u. Physik, 39. Thl.

Günther.

Kulpis: Johann Georg v. K., Jurist und Staatsmann, geb. am 19. Decbr. 1652 zu Alsfeld, wo sein Vater Rector war, empfing seine erste Schulbildung auf dem Gymnasium zu Heilbronn, während der Vater eine Predigerstelle in Biberach versah; später, als dieser Prediger und Assessor Consistorii bei der Burg Friedberg zu Büdesheim geworden, besuchte er das Gymnasium in Frankfurt a. M. Mit Unterstützung des Freiherrn von Boyneburg bezog K. 1670 die Universität Straßburg, wo er noch Boeclers († 1672) historische und staatswissenschaftliche Vorlesungen hören konnte. Drei Jahre widmete er dem Studium der Philosophie und Geschichte, ging dann zur Jurisprudenz über, in der Ulrich Obrecht und Rebhan seine Lehrer waren. Durch die kriegerischen Unruhen bewogen, Straßburg zu verlassen (1676), ging er zunächst nach Frankfurt a. M. und bald darauf nach Gießen, wo er sich dem damals auf der Höhe seines Ansehens stehenden Juristen Johann Strauch († 1680) als Schüler und Verehrer anschloß. Strauch's Gratulationsschreiben zu Kulpis' bevorstehender Promotion (am 15. Aug. 1678 erlangte er die

Licentia, den Doctortitel scheint er nie erworben zu haben), ist uns in der Sammlung der Dissertationen des letzteren erhalten. Die Pietät und rückhaltslose Verehrung, mit welcher K. des bedeutenden Mannes in seinen Schriften stets gedenkt, zeigt, daß das Verhältniß zu ihm ein ungetrübtes geblieben ist und macht die Erzählung, Strauch sei ihm später gram geworden und seinem Fortkommen hinderlich gewesen, weil er sich in der Erwartung, daß K. eine seiner Töchter heirathen werde, getäuscht gesehen, als boshafter Klatsch verdächtig. Eine Erleichterung seiner nicht glänzenden pecuniären Verhältnisse brachte ihm seine Stellung als Hofmeister des in Gießen studirenden Lucas vom Kampe aus Hamburg, sowie (seit 1680) zweier Grafen von Leiningen-Westerburg, deren Vater ihn zu seinem Rath ernannte. Der Plan, seine Zöglinge auf längere Reisen zu begleiten, wurde durch Unfälle vereitelt. K. kehrte nach Gießen zurück und begann seine akademische Thätigkeit mit Privatvorlesungen über öffentliches Recht. Dem Einflusse Obrechts verdankte er bald eine Berufung nach Straßburg als Professor der Institutionen und des öffentlichen Rechts. Er übernahm sein neues Amt im März 1683, ward gleichzeitig zum Consulenten des Straßburger Raths ernannt und verheirathete sich 1684 mit einer Tochter des Baden-Durlach'schen Hofraths M. Kieffer. Schon nach drei Jahren verließ K. die akademische Thätigkeit. Auf Empfehlung des württembergischen geheimen Raths Forstner von Dambenoy, den er im Bade Teinach kennen gelernt, ward er als fürstlicher Oberrath und Vicedirector des Kirchenraths in herzoglich württembergische Dienste berufen und siedelte 1686 nach Stuttgart über. Im J. 1693 ward er zum geheimen Rath und Director des Kirchenraths erhoben, 1694 vom Kaiser Leopold geadelt. K. bewährte sich in den schwierigen Zeiten als ein kluger, gewandter und zuverlässiger Beamter, „reich an Kenntnissen und fruchtbaren Gedanken". Die Angelegenheiten des schwäbischen Kreises, die er zu bearbeiten hatte, sowie diejenigen des fürstlichen Hauses führten ihn öfter auf Gesandtschaftsreisen. Als er 1691 in Wien war, ernannte ihn der Kaiser zum Reichshofrath; doch hat er dieses Amt niemals angetreten. Als herzoglich württembergischer Gesandter (Minister plenipotentiarius), auf dem Ryswyker Friedenscongreß (1697) erwarb er sich unter seinen Collegen durch Kenntnisse und Gewandtheit großes Ansehen; dennoch soll der unglückliche Ausgang der Verhandlungen ihm verhängnißvoll geworden sein. Es wird erzählt, daß er sich im Rausche oder durch die kindische Begierde sein neues Adelswappen unter der wichtigen Urkunde zu sehen, zu übereilter Unterzeichnung des Friedensinstruments mit der berüchtigten Klausel im Art. 4 habe verführen lassen, und daß der Kummer über die darauf folgende Ungnade des Herzogs die Ursache seines frühen Todes gewesen sei. Auch diese Erzählung gehört zu den Erfindungen jener schmähsüchtigen Zeit. Actenmäßig (Sattler, Gesch. des Herzogth. Würtemberg, 12, 137. 142. Beil. Nr. 22, 23, 24) steht fest, daß die durch die politische Lage abgezwungene Unterzeichnung des Friedens von den württembergischen Gesandten K. und von Heespen nur unter Protest gegen jene Klausel geschah und daß der Herzog dieses Verhalten seiner Gesandten ausdrücklich gebilligt hat. Auch Spittler, der in seiner Geschichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzöge (1783, S. 293 f.), die ungünstigen Urtheile und Erzählungen über K. wiederholt, sagt in der nach seinem Tode gedruckten Gesch. des wirtembergischen Geheimraths-Collegiums (Werke Bd. 13, S. 397, 400, 401): „Schade um diesen Edlen, daß er so früh zu Grabe ging. Er war ein Mann voll Verstand und Kenntnissen und von seltener Fruchtbarkeit auch an neuen Ideen. — Der Vorwurf, daß er den Ryswyker Frieden — unterschrieben, kann bei keinem billigen Richter seinem Andenken nachtheilig sein. Auch sind die Anekdoten, warum er unterschrieben habe, so armselig, daß sie

keiner Widerlegung bedürfen". Auf der Rückreise vom Friedenscongresse erkrankte K. in Frankfurt a. M. Wieder hergestellt, kehrte er nach Stuttgart heim, nahm seine Amtsgeschäfte wieder auf, fungirte noch im nächsten Jahre (1698) als herzoglicher Commissar auf zwei Kreistagen in Ulm, erlag aber im folgenden Herbst (2. Sept. 1698), nachdem er vergeblich im Bade Teinach Hülfe gesucht, der Auszehrung und Brustwassersucht. Zu den Fabeln, welche sich an den frühzeitigen Tod des ausgezeichneten Mannes knüpften, gehört auch diese, daß er vergiftet sei. — Kulpis' Verdienste als Schriftsteller liegen auf dem Gebiete des deutschen Staatsrechtes, das er, ohne von bahnbrechender Bedeutung zu sein, mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit behandelt hat. Er ist ein hervorragender Vertreter der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zur Herrschaft gelangenden Doctrinen. Den Grundsätzen des Limnäus und Conring folgend, verwirft er die Geltung des römischen Rechts als Grundlage des deutschen Staatsrechts und will dieses auf das urkundlich festzustellende Reichsherkommen und die Grundgesetze des Reichs aufgebaut wissen. In den Grundfragen über die Reichsverfassung (status Imperii) vertritt er die seit dem westfälischen Frieden herrschende Theorie, daß die jura Majestatis dem Kaiser und den Reichsstädten gemeinsam zuständen, das Reich daher keine Monarchie (weder absoluta, noch limitata), sondern eine aus Monarchie und Aristokratie gemischte (respublica mixta) Staatsform sei. Andererseits bekämpft er das Urtheil Monzambano's (in welchem er den von ihm hochverehrten Pufendorf errieth), der das Reich für eine „respublica irregularis et monstrosa" erklärte, die auf dem Wege sei, sich in einen Staatenbund aufzulösen. Er tritt ein für die Einheit des Reichs, welche, trotz der im westfälischen Frieden anerkannten superioritas territorialis der Reichsstände, durch deren Unterordnung unter Kaiser und Reich aufrechterhalten werde. Dies sind die Grundsätze, welche er hauptsächlich in seinen „Commentationes academicae in Sev. de Monzambano de Statu Imp. Rom. German. librum" (Stuttgard. 1682, 1687, 1702. 8), sowie in den Dissertationen vertritt, welche er selbst (Stuttgart 1686. 8.) gesammelt herausgab. Eine neue Ausgabe dieser und anderer kleiner Schriften veranstaltete nach seinem Tode Joh. Schilter (Straßb. 1705. 4.). — In einer unter dem Pseudonym Conrad Sincerus herausgegebenen Schrift (Dissert. epistolica de Germanicarum legum veterum ac Romani juris in republica nostra origine auctoritateque praesenti, 1682, 12.) macht er, unter Recapitulation der Untersuchungen Conring's, in lebhafter Argumentation die Ansicht geltend, daß man sich auf das römische Recht, da es niemals die Kraft eines Gesetzes erlangt habe, nur soweit berufen dürfe, als man im einzelnen Fall seine Reception durch Gewohnheit nachweisen könne, folglich die herkömmliche Regel, daß die Berufung auf römisches Recht „fundatam intentionem" gebe, auch im Privatrecht nicht richtig sei; umgekehrt müsse man sie für alle Sätze des deutschen Rechts behaupten. Er greift mit dieser Schrift in die durch Conring erregte und seitdem eifrig verhandelte Streitfrage über Grund und Umfang der Geltung des Corpus juris ein. In seinen über Conring hinausgehenden Folgerungen fand er an Schilter (Acta eruditor. 1682, Novbr. p. 367, Schilter, Exercitationes, 1 § 12) einen Gegner, der die Behauptungen auf ihr richtiges Maß zurückführte, dagegen entschiedene Anhänger in Georg Beyer (Notitia auctor. jurid. II. 83. 1701) und Christ. Thomasius, der die ganze Abhandlung, mit Anmerkungen begleitet, seinen Notae ad sing. Institut. et Pandect. titulos (1712) beifügte. — Unter Kulpis' übrigen Schriften, welche bei Jugler vollständig verzeichnet sind, heben wir noch die folgenden hervor: „Dissert. de legationibus Statuum Imperii", zuerst als Inauguralabhandlung Gissae 1678, im folgenden Jahre bedeutend vermehrt, erschienen. Er behandelt darin das Gesandtschafts=

recht der deutschen Reichsstände nach Ursprung, Umfang und Ceremoniell; und berührt dabei die damals brennende Frage, in welcher auch Leibnitz (Caesarinus Fürstenerius de jure suprematus, 1678) zu Gunsten des Hauses Braunschweig-Lüneburg die Feder führte, über das Recht der Fürsten, Gesandte ersten Ranges abzuordnen. — „Collegium Grotianum super jure belli ac pacis, in Acad. Gissensi XV exercitationibus institutum" (Frankf. 1682, 1685 und öfter, 4). Eine klare und als Compendium sehr geschätzte Uebersicht der Lehren des Grotius mit erläuternden Anmerkungen und litterarischen Nachweisungen, hervorgegangen aus seinen Privatvorlesungen in Gießen. — „Jo. G. Sulpicii Dissert. de studio juris publici recte instituendo et scriptoribus eo pertinentibus" (s. l. 1688, 1700 und öfters, 8.). Eine Anleitung zum Studium des öffentlichen Rechts, in welcher als Hülfsmittel das Studium der deutschen Geschichte, sowie der politischen und staatsrechtlichen Litteratur, endlich der Verkehr mit praktischen Staatsmännern empfohlen werden. Daran schließt sich eine vortreffliche Uebersicht der deutschen staatsrechtlichen Litteratur, in welcher die einzelnen Schriftsteller nach Gruppen geordnet in chronologischer Reihenfolge besprochen und treffend beurtheilt sind.

G. H. Häberlin, Christliche Leich-Predigt bei hochansehnlicher Leich-Begängnuß des Joh. Georg Edlen v. Kulpis, Stuttgart 1698, Fol., dahinter die Personalia u. zahlreiche Epicedia, S. 21—51. G. Beyer, Notit. Auctor. jurid. II. 90 s. Moser, Bibl. jur. publ. 1, 26. Senckenberg, Meditationes, 1, 132, 217. Jugler, Beytr. 1, 1—23. — Das von Jugler erwähnte, nicht gedruckte Werk Moser's, Leben Württemberg. Staatsminister u. Rechtsgelehrter, ist nicht mehr aufzufinden. Vgl. darüber auch Moser, Württemberg. Bibliothek, 4. Aufl. S. 472. Stintzing.

Kumar: Josef August K., historischer Schriftsteller, geb. am 7. Decbr. 1789 zu Graz, beschäftigte sich schon in seiner Jugend gerne mit historischen Studien, insbesondere auf dem Gebiete der engeren Heimath Steiermark. Nachdem er die sogen. philosophischen Studien in seiner Vaterstadt absolvirt hatte, wurde er Accessist bei der k. k. Provinzialstaatsbuchhaltung in Graz. Als in den J. 1808 und 1809 die Landwehrregimenter in Oesterreich durch Erzherzog Karl und Johann gegründet wurden, trat auch K. beim ersten Judenburger Landwehrbataillon ein, er wurde im J. 1810 Oberlieutenant und zu einem Infanterieregimente versetzt. Im J. 1813 war er an den Kämpfen in Deutschland betheiligt, am 26. August jenes Jahres wurde er vor Dresden verwundet und verlor auch ein Auge. In Folge dessen konnte K. nicht weiter dienen. Er wurde in den Ruhestand versetzt, bekam seiner besonders trefflichen Dienste wegen noch eine besondere Geldzulage zu seinem Ruhegehalte und beschäftigte sich seitdem noch eingehender mit seinen historischen Arbeiten. Er weilte die letzten Jahre seines Lebens in Wien, wo er schon am 4. October 1818 starb, gerade nachdem er kurz zuvor seine umfangreichste historische Arbeit herausgegeben. K. hatte zuvörderst in den Provinzialzeitschriften „Grätzer Zeitung" (mit der litter. Beilage: „Sonnabendsanhang"), „Der Aufmerksame", dann auch in Hormayr's Historischem Archiv einzelne, zumeist historische Aufsätze veröffentlicht, er war ein gewissenhafter Forscher und Sammler. Seine erste selbständige Arbeit „Versuch einer vaterländischen Geschichte Ottocars VI., ersten Herzogs von Steiermark" erschien im J. 1808. Darauf folgten die topographisch-historischen „Malerischen Streifzüge in den Umgebungen von Gratz" (1816) und endlich erschien als letztes Werk „Geschichte der Familie und Burg Herberstein", 3 Bde. (1817). — Die Arbeiten Kumar's müssen nach dem Stande der Geschichtsforschung jener Zeit überhaupt beurtheilt werden. Am meisten Beachtung verdient die Monographie über die Herbersteiner. Es sind darin Urkunden und

zahlreiche Familienpapiere gewissenhaft benutzt und zum Theil im Wortlaute wiedergegeben. Auch weist K. eine geschmackvollere Darstellung auf, als sie zu jener Zeit üblich war.

J. V. v. Winklern, Biogr. u. litter. Nachrichten von den Schriftstellern und Künstlern in dem Herzogth. Steyermark (Grätz 1810), zu welchem Werke Kumar selbst Beiträge lieferte. — Wurzbach, Biogr. Lex., Bd. XIII.

Anton Schlossar.

Kümmel: Heinrich K., Bildhauer, wurde am 2. Febr. 1810 zu Hannover geboren und erhielt die erste Leitung durch den Bildhauer August Hengst in seiner Vaterstadt. Im J. 1828 ging er nach Berlin und wurde dort Schüler der Gebrüder Wiechmann. Sein erstes selbständiges Werk führte er 1832 aus: das Relief am Frontispice des Krankenhauses zu Linden bei Hannover „Der barmherzige Samariter", und zwar nach einer kleinen Bleistiftskizze Thorwaldsen's. Ein zweites Relief nach eigener Composition: „Tobias heilt seinen blinden Vater", wurde auf der ersten Hannover'schen Kunstausstellung 1833 sehr günstig aufgenommen. Im Frühjahr 1833 reiste K. über München und Florenz nach Rom, wo er unter Thorwaldsen's Leitung seine Studien fortsetzte, bald aber zu eigenen Entwürfen überging. Sein erstes größeres Werk war hier „Der Ballonschläger", der 1836 modellirt wurde und dessen Ausführung in Marmor Thorwaldsen's Lobsprüche erntete. Dann folgten rasch hintereinander „Der Fischerknabe", „Die ins Bad steigende Nymphe", „Amor den Pfeil schärfend" und die „Traubenpresserin". Außerdem sind noch hervorzuheben: ein „Paris", „Die Erziehung des Bacchus", eine reizende Gruppe, eine „Spes", von welcher die Marmorausführung sich in Hamburg befindet, und eine „Knöchelspielerin". Darauf schuf der Künstler die Colossalstatue des Generals Graf von Alten, welche in Bronze gegossen, zu Hannover aufgestellt wurde; ferner „Die Spinnerin", „Die Schnitterin", die Colossalgruppe „Simson und Delila", sein bedeutendstes Werk, und „Amor und Psyche", eine Schöpfung von hoher Lieblichkeit. Ein letztes Werk „Penelope", war eben im Modell fertig geworden, als nach nur dreitägigem Krankenlager der Tod den erst 45 Jahre alten Meister am 31. Decbr. 1855 wegraffte. Seine letzte Ruhestätte fand er unter den Pinien neben der Pyramide des Cestius. Nach der Bestimmung Kümmel's gelangten alle in seinem Atelier vorhandenen Kunstwerke aus seiner Hand, darunter die Marmorgruppe „Amor und Psyche", in das damals neuerrichtete Museum seiner Vaterstadt Hannover, wo sie, 112 Nummern, seitdem einen abgesonderten Theil der Sculpturensammlung bilden. Hier ist auch das von Matthäi modellirte und von Howald in Braunschweig in Bronze gegossene Porträtrelief des Künstlers angebracht.

J. H. Müller.

Kummer: Johann Gottfried K., der Vater und Großvater einer großen Familie von ausgezeichneten Musikern, geb. am 5. Novbr. 1730 zu Krummenhennersdorf bei Freiberg, wo sein Vater als Bergmann lebte, war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kurfürstl. Jagdhautboist in Dresden. Er starb am 17. März 1812 und hinterließ drei Söhne, welche sämmtlich Musiker geworden waren.

Karl Gottfried Salomon K., der älteste der drei Söhne, war den 16. Septbr. 1766 in Dresden geboren, kam 1785 zur kurfürstl. Leibgrenadiergardemusik und 1791 als Fagottist in die kurfürstl. Kapelle. Später ging er zum Contrabaß über, ward 1831 pensionirt und starb 1850.

Friedrich August K., der zweite Sohn, geb. den 7. Septbr. 1770 zu Dresden, kam 1789 als Oboist in die Kapelle zu Meiningen und 1797 in gleicher Eigenschaft in die kurfürstl. sächsische Kapelle. Seit 1831 pensionirt, starb er den 22. Juni 1849 in Dresden.

Friedrich August K., der älteste Sohn des Vorigen, ward am 5. August 1797 in Meiningen geboren. Durch die Berufung des Vaters in die kurfürstl. sächsische Kapelle kam er schon als zartes Kind nach Dresden, wo sich zeitig sein reiches musikalisches Talent, unterstützt durch trefflichen Unterricht, entwickelte. Als Hauptinstrument wählte er das Violoncell, auf dem ihn zuletzt der berühmte Justus Friedrich Dotzauer (seit 1811 in der Kapelle angestellt) unterwies. Schon im J. 1813 spielte der junge K. übungsweise die Recitativproben der italienischen Oper mit, wodurch sein sehnlicher Wunsch, in die Kapelle zu kommen, nur erhöht ward; doch war gerade damals keine Stelle beim Violoncell vacant, weshalb ihm der Kapellmeister Morlachi rieth, die Oboe zu erlernen, da bei diesem Instrumente eine Stelle zu besetzen war. Der junge talentvolle und strebsame Künstler folgte mit Eifer diesem Rathe und brachte es bald so weit auf dem neuerwählten Instrumente, daß er durch Rescript des damaligen Generalgouvernements von Sachsen an die Administrationscommission des königl. Theaters d. d. Dresden, 18. Nov. 1814 als Oboist in der königl. Kapelle mit 200 Thlrn. Gehalt angestellt ward. Als sein College, der Violoncellist Karl Wilhelm Höckner (namentlich als geschickter Medailleur bekannt), starb, ging K., hauptsächlich auf Veranlassung Karl Maria v. Weber's, auch in der Kapelle zum Violoncell über und erhielt 1817 des Verstorbenen Stelle. Seit dieser Zeit schritt K. rasch und unermüdlich vorwärts und errang sich so einen Namen, der bald mit hoher Achtung in allen Musikkreisen genannt ward. Als Virtuos, Lehrer, Quartett- und Orchesterspieler, sowie als Componist für sein Instrument, zählte K. zu den berühmtesten Vertretern desselben. Mehr denn 163 Werke von ihm sind in Druck erschienen. Dazu kommen noch im Manuscript gegen 200 Entr'acte für das königl. Hoftheater, sowie eine Menge Concertstücke für Oboe, Clarinette, Fagott, Horn, Trompete rc. Kummer's Spielweise charakterisirte sich zunächst durch einen wundervollen mächtigen Ton, frei von allem materiellen Beiklang, gleich in allen Lagen, von großer Wirkung, namentlich auf den tieferen Saiten, unterstützt durch eine tadellose Bogenführung. Im Besitze einer vorzüglichen Technik, ging er mit dieser über die Grenzen des Instrumentes nie hinaus: absolute Schönheit zeichnete sein Spiel aus. Es ist begreiflich, daß, ausgestattet mit solchen Vorzügen, Kummer's Leistungen nicht nur als Solist, sondern auch als Quartett- und Orchesterspieler vorzüglich waren. Im Vereine mit den Concertmeistern Franz Schubert und Karl Lipinski hat der treffliche Künstler dem Dresdener Publicum den reichen Schatz der Quartett- und Quintettlitteratur zugänglich gemacht. Mit wahrhaft classischer Ruhe bildete er das Fundament dieser Musterleistungen, sich dem Ensemble eng anschmiegend, ohne jedoch alle subjective selbständige Auffassung aufzugeben. Auch als Lehrer hat K. die ehrenvollsten Resultate erzielt. Unter seinen Schülern zeichneten sich besonders aus die königl. sächsischen Kammermusiker Fritz Schubert (†) und Schlick (†), ferner Grabau in Leipzig, Metzner in Meiningen (†), d'Arien in Hamburg, Coßmann in Wiesbaden, Drechsler jun. in Edinburg (†), v. Lutzau in Riga, Suhr in Schwerin (†), Goltermann in Stuttgart (†), Hausmann in London, Poorten in Petersburg, Bellmann in Schwerin, Graf Flemming rc. — Im J. 1864 feierte K. sein 50jähriges Dienstjubiläum und wurde an diesem Tage durch Verleihung des Ritterkreuzes des Albrechtsordens ausgezeichnet; den Titel eines Kammervirtuosen hatte er bereits durch König Friedrich August IV. erhalten. Unmittelbar nach seinem Jubiläum trat K. in Pension und lebte seit der Zeit ruhig im Kreise seiner Familie, bis vor wenigen Jahren noch thätig als Lehrer am Conservatorium für Musik, mit regem Sinn theilnehmend an dem Dresdener Musikleben, namentlich an den Bestrebungen des

Tonkünstlervereins, dessen Ehrenvorstand er war. — Er starb am 22. Mai 1879.

Karl Gotthelf K., ein Bruder des Vorigen, geb. den 9. Decbr. 1799 zu Dresden, kam 1817 als Oboist, Schüler seines Vaters in die königl. Kapelle. Ein ausgezeichneter Künstler auf seinem Instrumente, trat er 1859 in Pension und starb den 9. April 1865.

Ferdinand Wilhelm K., jüngster Bruder des Kammervirtuosen F. A. K., geb. am 15. Oct. 1802 in Dresden, ein tüchtiger Violoncellist, kam 1820 in die königl. Kapelle, starb aber schon am 21. Juni 1834.

Gotthelf Heinrich K., der dritte Sohn Johann Gottfried Kummer's, war am 23. Jan. 1774 zu Neustadt bei Dresden geboren, erlernte die Musik bei seinem Vater und übte sich vorzüglich auf dem Fagott, worauf er es in seinem 18. Jahre schon so weit gebracht hatte, daß er als erster Fagottist beim Hautboistencorps der kurfürstl. sächsischen Leibgrenadiergarde angestellt wurde. Im J. 1798 machte er seine erste Kunstreise und zwar nach Stockholm und Kopenhagen, wo er sich mit Erfolg hören ließ. Im J. 1809 bekam er einen Ruf als Fagottist in die kurfürstl. sächsische Kapelle und unternahm von da an wieder mehrere Kunstreisen, die ihm vielen Beifall einbrachten. K. besaß einen wohlverdienten Ruhm als Fagottist, er zeichnete sich durch schönen Ton, geschmackvollen Vortrag und Fertigkeit aus. Im J. 1842 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum und trat zugleich in den Ruhestand. Er starb in Dresden am 28. Jan. 1857.

Heinrich K., einziger Sohn des Vorigen, wurde zu Dresden am 8. Nov. 1809 geboren und schon in der frühesten Jugend vom Vater im Klavierspiel unterrichtet, so daß er bereits im sechsten Jahre in einem Concert in Bischofswerda spielte. Im Frühjahr 1816 concertirten Vater und Sohn an den Höfen zu Berlin und Dresden; zwei Jahre später in München. Seit dieser Zeit wiederholten sich ein Jahr ums andere diese Kunstausflüge nach vielen Orten Deutschlands. Inzwischen hatte Karl Krägen in Dresden die weitere Ausbildung des strebsamen jungen Clavierspielers übernommen, auch wurde von letzterem keine Gelegenheit verabsäumt, von der vorübergehenden Anwesenheit berühmter Claviervirtuosen in Dresden, namentlich Hummel's und Moscheles', so viel als möglich zu profitiren. Auf Wunsch des Vaters hatte der Sohn auch das Fagottspiel erlernt, so daß er im J. 1827 bei der königl. Kapelle in Dresden als Accessist eintrat. Als indeß bis Anfang 1832 wegen Mangel einer offenen Stelle in der Kapelle keine feste Placirung möglich war, zog es der junge K. vor, einem Engagement als Clavierlehrer zu folgen und zwar beim Obersten v. Philippeus, damaligem Verwalter des Fürstenthums Lowitz in Polen. Nach zweijährigem Aufenthalte daselbst und mit vorzüglichen Empfehlungsbriefen reich versehen, ging er nach Petersburg, wo er sich bald Ruf erwarb, so daß er in den vornehmsten Häusern Eingang fand. Um sich eine Pension schon nach 10jährigen Diensten zu sichern, trat er 1837 als erster Fagottist in das kaiserl. Theaterorchester zu Petersburg ein. 1847 pensionirt, verließ er ein Jahr später diese Stadt, um sich in der Schweiz niederzulassen. Doch vermochte er nicht, sich dort heimisch zu fühlen, und so kehrte er 1851 für immer in seine Vaterstadt Dresden zurück, woselbst er noch eine Reihe von Jahren als Musiklehrer mit Erfolg wirkte. — Außer zur Musik fühlte sich K. von frühester Jugend an auch zur Mechanik hingezogen. Bereits 1837 hatte er in Petersburg ein Project zu einer Hängebrücke über die Newa ausgearbeitet und durch den damaligen sächsischen Gesandten, Baron v. Lützerode, dem Kaiser überreicht; dieselbe sollte die Verbindung der Admiralitätstheile mit Wassili-Ostrow bewerkstelligen und zwar so, daß der Verkehr zu Wasser und zu Lande keinen Augenblick

unterbrochen würde. Wegen der großen Tiefe der Newa (12,5 Meter) an den projectirten Punkten machte er einen bis dahin noch nicht gehörten Vorschlag: zur Gründung des Kettenträgers inmitten der Newa einen hohlen Pfeiler von Eisen zu versenken und denselben auszubauen, ohne vom Wasser irgend behindert zu sein. Die Prüfungscommission mußte zwar die Art und Weise, wie der ununterbrochene Land- und Wasserverkehr zu bewerkstelligen sei, gut heißen, erklärte aber den vorgeschlagenen Pfeilerbau als unausführbar! Jahrelang beschäftigte ihn das Studium des Vogel- und Insectenfluges, wobei es ihm gelang, mehrere Automate derartig herzustellen, daß dieselben mit Hülfe einer Uhrfeder, ähnlich wie der Fisch im Wasser oder der Vogel in der Luft, sich ganz frei eine Strecke durch Flügelschläge vorwärts bewegen. Ebenso that sich K. durch die Erfindung eines sehr praktischen einfachen Recheninstrumentes hervor, welches er der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg zur Begutachtung vorlegte; dieses Gutachten fiel so günstig aus, daß dem Erfinder vom Manufacturdepartement ein zehnjähriges unentgeltliches Patent ertheilt wurde, — eine äußerst seltene Begünstigung. In weiteren Kreisen wurde K. auch als guter Schütze bekannt; er war es, der zuerst die Schweizer Schießkunst in Sachsen zur Geltung brachte. Durch sein vorzügliches Atelier begünstigt, hat er die meisten seiner Gewehre eigenhändig angefertigt, mit welchen er gar manchen Ehrenpreis in Frankfurt, Bremen, Wien rc. errang. Fürstenau.

Kummer: Kaspar K., wurde geboren am 10. Decbr. 1795 im Dorfe Erlau bei Schleusingen. Seine Eltern, einfache arme Leute, dachten nicht daran, ihn musikalisch ausbilden zu lassen; in seinem zehnten Jahre bekam er eine kleine Terzflöte geschenkt und lernte darauf für sich manches Liedchen, dadurch wurde man aufmerksam auf sein Talent, ließ ihn nun vom Dorfschullehrer unterrichten und brachte ihn dann nach Schleusingen zum Stadtmusikus Neumeister in die Lehre, wo er Violine, Horn, Trompete, Clarinette, Fagott, Oboe, Violoncell und Contrabaß lernte. Flöte trieb er für sich gegen den Willen seines Lehrers, sie war sein Lieblingsinstrument und ist es geblieben. — Nach Beendigung seiner nur einjährigen Lehrzeit fand K. Gelegenheit, beim Kantor Stäps in Schleusingen, einem tüchtigen Theoretiker, Unterricht zu nehmen. Die Feldzüge 1813 und 1814 machte K. als Clarinettist beim koburgischen Hof-Hautboistenchor mit; 1817 wurde er Hofmusikus, 1821 Kammermusikus (erster Flötist) in der Kapelle Herzog Ernst I. zu Koburg. Unermüdlich thätig war er nun als Virtuos, Lehrer und Componist für die Flöte. Von seinen Compositionen sind besonders folgende zu nennen: Zwei Introductionen und Rondos für Flöte und Orchester, op. 61 u. 73; Concerte für Flöte, op. 2, 7 u. 35; Quintette und Quartette für Flöte und Streichinstrumente, op. 66, 16, 37 u. 54; Trio's für 3 Flöten, op. 24, 30, 52, 53, 58, 65, 72 u. 77; Duo's für 2 Flöten, op. 3, 9, 14, 20, 25, 50 u. 69. Außerdem schrieb er viele Divertissements, Potpourri's, Variationen rc. für eine Flöte, für zwei Flöten oder für Flöte mit Begleitung des Pianoforte oder der Guitarre. Auch einige Flötenschulen von ihm sind vorhanden. Alle diese Werke tragen den Stempel tüchtigen Wissens und Könnens; sie gehören zu den hervorragenderen Erzeugnissen der Flötenlitteratur. Als Flötist soll K. vollen Ton, geschmackvollen Vortrag und höchst saubere Technik besessen haben. K., welcher später den Titel als Musikdirector und vom Herzog Ernst II. die Verdienstmedaille in Gold erhalten hatte, ward im J. 1855 vom Dienst dispensirt und widmete sich nun ausschließlich der Composition. Im November 1868 hatte er einen Schlaganfall, der ihn lange auf das Krankenlager warf, von dem er aber genas, bis am 1. Mai 1870 ein neuer Anfall sein thätiges Leben endete. Fürstenau.

Kummerfeld: Karoline K., geb. Schulze, vortreffliche Schauspielerin, geb. am 30. Septbr. 1745 zu Wien, starb am 20. April 1815 zu Weimar. Das Andenken an diese höchst bemerkenswerthe, von einem Goethe besungene Persönlichkeit der deutschen Theatergeschichte, ist erst in den letzten Jahren wieder lebhaft geweckt worden durch die von Uhde besorgte Veröffentlichung ihrer Denkwürdigkeiten in dem „Historischen Taschenbuch“ für 1873 (S. 359—415), wo man auch die sonstigen Quellen zusammengetragen findet. In der vierten Anmerkung dieser Veröffentlichung wird von einer zweiten, mit der a. a. O. veröffentlichten parallel laufenden Handschrift gesprochen, in der „Alles, was zum Theater gehöre, noch deutlicher abgefaßt sei“, zugleich aber von Uhde bemerkt, daß es ihm nicht habe gelingen wollen, diese Handschrift aufzufinden. Nun, es scheint, diese Handschrift hätte, als der verdiente Forscher dies niederschrieb, bereits das 50jährige Jubiläum ihrer Drucklegung feiern können, denn schon 1828 wurde durch Holtei im 2. und 3. Heft des 3. Bandes seiner „Beiträge zur Geschichte dramatischer Kunst und Litteratur“ (Berl. 1828) eine Art Selbstbiographie der K. ans Licht gestellt, die nicht immer mit der von Uhde mitgetheilten zusammenstimmt. Leider reicht auch sie, gerade wie die von Uhde mitgetheilte, nur bis zur Verheirathung der K. Eine Fortsetzung wurde zwar für das nächste Heft seiner Zeitschrift von Holtei versprochen, aber — dieses Heft ist niemals erschienen. Trotz mancher Wiederholungen ergänzen sich die beiden Quellen in willkommener Weise und bilden nun die Unterlage zu dem Nachfolgenden.

K. war die Tochter des Schauspielers Christian Schulze (geb. am 8. Nov. 1693 zu Frankfurt a. O.), eines Mannes, den Mittellosigkeit gezwungen hatte, die eingeschlagene wissenschaftliche Laufbahn mit dem schauspielerischen Berufe zu vertauschen. Karolinens Mutter, eine adeliche Dame, die der Zufall der Bühne zugeführt hatte, war die zweite Frau Schulze's, der sie bei dem Director Hake kennen gelernt und am 7. Decbr. 1741 geehelicht hatte. Die bessere Herkunft und Bildung der Eltern gab auch der K. einen höheren Schwung und eine bessere Unterlage für die Zukunft. Der Vater hatte eine gute Anstellung beim Wiener Theater, auf dem auch Karoline, kaum drei Jahre alt, als Kind (Aesop in der Stadt) und in anderen Kinderrollen auftrat. Nachdem Schulze seine Stellung in Wien durch eine gegen ihn gerichtete Kabale verloren hatte, zog er mit den Seinigen zu dem Prinzipal Johann Schulz in München, bei dem sein Sohn erster Ehe, Christian, engagirt war. Die erbärmlichen Verhältnisse dieses Directors nöthigten den Vater der K., bald darauf bei Weidner in Erlangen ein Unterkommen zu suchen. Mit dessen Gesellschaft spielte nun die Schulze'sche Familie in Erlangen und Fürth, wo der Prinzipal durchging und Schulze nichts übrig blieb, als selbst eine Gesellschaft zu begründen, die er, mit mancherlei Hindernissen kämpfend, nach Erlangen u. a. O. und schließlich nach Ingolstadt führte, wo das Unternehmen an dem Widerstand der Jesuiten scheiterte. Ohnehin waren die Mitglieder der Schulze'schen Familie auch jetzt wieder gezwungen, nach Nebenverdiensten zu suchen, um sich überhaupt durchzuschlagen. So malte der Vater und schriftstellerte, die Mutter verdiente sich etwas mit Handarbeiten oder beide halfen den Mönchen und Nonnen in den Klöstern geistliche Komödien einstudiren und aufzuführen. Auch Karoline ward zu diesem letzteren Zweck verwendet, sie sprach auch auf dem Theater Reden und erhielt der Sitte der Zeit gemäß dafür von den Zuschauern ganz ansehnliche Geldgeschenke. Nach der Auflösung der eigenen Truppe nahmen Schulzens abermals ein Engagement bei Johann Schulz an, mit dem sie diesmal in Passau, Regensburg und Nürnberg spielten. In letzterer Stadt erlag der Prinzipal abermals den Schulden und Schulze wendete sich (1752) nun mit den Seinigen zum Prinzipal Mayer in Luxemburg, gab aber diesen Versuch auf, als er unterwegs zur Brunian'schen Gesellschaft

stieß, bei der auch seine Stieftochter Marianne engagirt war. Schulzens traten bei dieser Truppe meist in Würzburg, Eichstädt und Rothenburg auf. Die Unordnung bei Brunian war die Ursache, daß Schulze Ostern 1754 mit seiner Familie zu Joseph Kurz ging, der im Lager von Kollin und in Regensburg „arbeiten“ ließ. Schon im Herbst verließ die Familie auch dieses Engagement wieder, um bei Locatelli in Prag die Direction des deutschen Schauspiels zu übernehmen und ließ, als Locatelli heimlich das Weite suchte, sich bei der Nicolini'schen Gesellschaft in Braunschweig und 1756 bei Franz Schuch anwerben. Unter dessen Leitung übernahm die damals 12jährige Karoline neben ihren Kinderrollen bereits eine Reihe Rollen jugendlicher Liebhaberinnen, so die „Marie“ (Kaufmann von London), die „Marianne“ (Tartüffe), „Clarisse“ (Verschwender), „Rutland“ (Graf Essex) 2c. Sie spielte bei Schuch außer in Magdeburg, auch in Potsdam, Stettin und Frankfurt a. d. O. Doch größer wurde der Kreis ihrer Wirksamkeit, nachdem sie mit den ihrigen von Schuch zu Kirsch gekommen war, nicht nur Liebhaberinnen, auch junge Frauen und Wittwen galt es hier trotz des jugendlichen Alters darzustellen. „Durch hohe Absätze und Frisur und einen umfangreichen Reifrock“ — erzählt sie selbst — „machte man meine kleine schmächtige Gestalt ansehnlicher, gab mich auch für älter aus, und ich spielte und tanzte in jeder Vorstellung, jedem Ballet“. Die Zeitläufte zwangen Kirsch bald, seine Gesellschaft zu entlassen und Schulze's suchten in Folge dessen in Freiberg ihr Heil, aber auch hier mußte der Prinzipal bald die Idee, zu spielen, aufgeben. Zu allem Unglück wurde hier die Familie noch von heftiger Krankheit heimgesucht und durch den Tod ihres Hauptes beraubt (1757). Jetzt ging Karoline mit ihrer Mutter zu Doebbelin und unter dessen Führung von Erfurt nach Mainz, Köln und Düsseldorf. Als auch bei diesem Director das lecke Schifflein dem Sinken nahe war, rettete sich Karoline, von ihrer Mutter und ihrem Bruder begleitet, 1758 zu Ackermann, den sie im August in Zurzach trafen und bei dem Karoline als „Iphigenie“ (von Racine) debütirte. Mit der Ackermann'schen Gesellschaft spielte K. in Bern, Luzern, Straßburg, Kolmar, Freiburg im Br., Karlsruhe, Mainz, Kassel, Braunschweig, Hannover, Göttingen, Hamburg, wo 1766 ihre Mutter starb. Die Reibungen, die in Hamburg zwischen Sophie Friederike Hensel (vgl. Bd. XI S. 788) und Karolinen statthatten, wurden, wie bekannt, zur Veranlassung der Begründung der ersten stehenden Bühne Deutschlands, welche unvergessen bleibt durch Lessing's innig damit verbundene „Dramaturgie“. Die Hensel behauptete das Feld, Karoline ging im März 1767 von Hamburg weg und ließ sich in Leipzig bei Koch engagiren. Sie erhielt hier von mehreren Kennern ehrenvolle Beweise der Anerkennung und selbst Goethe zählte zu ihren Verehrern. Dennoch schied sie 1768 von der Bühne, um sich am 24. Febr. d. J. mit dem Bancoschreiber Kummerfeld in Hamburg zu vermählen. Neun Jahre später verlor sie ihren Gatten, dem sie eine treue Frau gewesen war. Anstatt ein ruhiges Alter genießen zu können, sah sie sich von neuem zur Thätigkeit gezwungen, unter wesentlich anderen Geschmacksverhältnissen, die ihr in der Beurtheilung ihres Spieles nicht günstig waren. Am 11. Juli 1777 betrat sie als „Julia“ (Weiße's Romeo und Julia) wieder die hamburgische Bühne, verließ diese aber schon am 7. Nov. 1778 und nahm ein Engagement am gothaischen Hoftheater an, nach dessen Auflösung sie einem Anerbieten nach Mannheim an das neubegründete Nationaltheater folgte. Das Schicksal wollte, daß sie hier abermals mit ihrer Rivalin Friederike Hensel, nunmehrige Seyler, zusammentraf, was wol die Ursache ist, daß sie schon 1780 auch Mannheim wieder verließ. 1781 erscheint sie in Innsbruck, 1782 in Linz, 1783 bei Großmann, 1784 bei Joseph Bellomo, mit dem sie in demselben Jahre nach

Weimar kam, wo sie als „Marchese Portia Vercelli“ (Gianetta Montaldi) am 22. Juni 1785 ihre theatralische Laufbahn beschloß. Von der Herzogin Amalie unterstützt, begründete sie nun in Weimar eine Nähschule, schrieb von 1792—95 ihre Denkwürdigkeiten und starb 1815. Noch in der letzten Zeit ihres Lebens übergab sie der weimarischen Hofapotheke das Recept eines Schönheitsmittels, des sogen. „Kummerfeld'schen Waschwassers“, das ihren Namen in die weitesten Kreise trug. Als Schauspielerin war K. am bedeutendsten im Lustspiel; unter den verschiedenen, vielfach widersprechenden Urtheilen nimmt auch Uhde als das erschöpfendste das des gothaischen Theaterkalenders von 1792 an, in dem gesagt wird, als das Eigenthum der „ehemals berühmten Aktrice müsse Munterkeit, Naivetät, Drolligkeit, Muthwille auf der einen, der Enthusiasmus der Liebe und der höchste Schmerz des Trauerspiels auf der anderen Seite betrachtet werden“. Goethe findet ihre „Bewegungen und Recitationen vielleicht zu scharf“, aber „durch Anmuth der Jugend gemildert“. Joseph Kürschner.

Kuen: Franz Martin K., Historienmaler, geb. den 8. Novbr. 1719 zu Weißenhorn, einem unweit Ulm gelegenen Städtchen im baierischen Schwaben, † den 30. Januar 1771, lernte bei seinem Vater, dem Maler Jakob K. in Weißenhorn, einem Schüler Bergmüller's (Bd. II. S. 396) zu Augsburg (welch' letzterer sich Karl Maratti zum Vorbild genommen hatte), wandte sich dann selbst nach Augsburg, dessen damalige Kunstakademie sich eines guten Rufes erfreute und genoß nun daselbst ebenfalls den Unterricht Bergmüller's. Hierauf erhielt er von seinem älteren Bruder, dem gelehrten Prälaten Michael III. des Augustinerklosters zu den Wengen in Ulm (s. u.) behufs seiner weiteren Ausbildung die Mittel zu einer Kunstreise nach Italien, welche die besten Früchte trug. In seine Heimath zurückgekehrt, woselbst damals die malerische Ausschmückung der Kirchen und Klöster im reichen Rococostile herrschender Geschmack war, malte er zahlreiche Kirchen ꝛc. meistens al fresco, vor allem die der Prämonstratenserreichsabtei zu Roggenburg bei Weißenhorn — eine seiner gelungensten Arbeiten — dann die Wengenkirche in Ulm, den großartigen Bibliotheksaal im Benedictinerstifte zu Wiblingen, die Schloßkirchen von Illertissen und Erbach bei Ulm, die Gotteshäuser zu Krumbach und Mindelzell ꝛc. So hatte er sich aus verhältnißmäßig beschränktem Wirkungskreise herausgearbeitet und sich mit der Zeit einen solchen Namen geschaffen, daß er 1771 den ehrenvollen Ruf als Akademiedirector nach Prag erhielt. Der Weg zum großen Künstler wäre ihm nun glücklich erschlossen gewesen, hätte ihn nicht ein tückisches Geschick jäh aus seiner Laufbahn herausgerissen. Auf der Reise an seinen neuen Bestimmungsort erlag er zu Linz dem Typhus. K. hinterließ einen Sohn, Konrad Leonhard K., ebenfalls einen Maler, dessen Wittwe später den 1750 in Altdorf geborenen, 1830 gestorbenen, bekannten Maler Konr. Huber ehelichte. Außer Huber zählte Joh. Bapt. Ochs, dessen beste Leistungen die Ausmalung des fürstlichen Saales zu Dischingen und des Werdenstein'schen Schlosses zu Delmensingen sind, zu seinen begabtesten Schülern. Der in Nagler's Künstlerlexikon von der ganzen Kuen'schen Künstlerfamilie einzig erwähnte Leonh. Kuhn (sollte heißen Kuen) ist der Sohn von F. M. K. und das unbedeutendste Mitglied derselben. — K. darf immerhin zu den bedeutenderen deutschen Meistern der zu seiner Zeit blühenden sogen. Zopfmalerei gerechnet werden, welchen sich zum mindesten lebendige Composition, vollendete Technik und glänzende Farbenpracht nicht absprechen läßt. Die Augsburger Schule verleugnet er in seinen Werken nicht; insbesondere hat er viel von der Malweise Bergmüller's, ohne indeß denselben ganz zu erreichen; er malte viel — auch dann und wann im Porträtfach — durch die Verhältnisse gezwungen, oft nur zu viel, woraus sich

auch die Verschiedenheit seiner Leistungen, sowie die Flüchtigkeit erklärt, mit welcher einige derselben ausgeführt sind.

Hauptsächlich nach handschriftlichen Mittheilungen. Vgl. dazu Ladvocat, Hist.-biogr. Handwörterb. Th. V. P. Beck.

Kuen: Johannes K., geistlicher Dichter, geb. zu Moosbach (richtiger: Moosach) in Oberbaiern im J. 1606, † zu München Mitte November 1675. Einem schlichten Bauernhause entstammt, fand der Jüngling hinreichende Unterstützung, um das Gymnasium und Lyceum der Jesuiten in München zu besuchen. Im J. 1630 erhielt er die Priesterweihe und wurde mit der Stelle eines Hauscaplans an der gräfl. wartenbergischen Kapelle, vier Jahre später außerdem noch mit dem Beneficium trium regum an der St. Peterspfarrkirche zu München betraut. Hier in der baierischen Landeshauptstadt gewann er den deutschen Horaz Jakob Balde zum Freunde, ein Umstand, der in die Entwickelung seines geistigen Lebens und Schaffens bedeutsam eingriff. Als Mitglied des von Balde gestifteten Mäßigkeitsvereines übertrug K. dessen Poeme Agathyrsus und Chorea mortualis in deutsche Reime. Schon im J. 1636 hatte er indeß ein selbständiges poetisches Werk „Epithalamium Marianum — Tafelmusik, Frewdenfest vnd Lustgarten Mariae“ mit einer Zueignung an die neuvermählte Kurfürstin Maria Anna veröffentlicht. Im J. 1659 erschien das Büchlein zu München bei Johann Jäcklin in fünfter Auflage. Es folgten weiterhin die umfänglichen religiösen Liedercyklen: „Tabernacula pastorum, geistliche Schäfferey“ (1650), „Munera pastorum, Hirten-Ambt“ (1651), „Gaudia pastorum, Schäfferfreud oder Triumph der geistlichen Schäfferey“ (1655). Diesen Gesängen sind auch reichliche Melodieen beigedruckt. K. feiert in denselben die Hauptmomente der heiligen Geschichte in abwechselungsvollen Reimstrophen. Man findet darin viele Härten, auch Fremdwörter begegnen in Ueberzahl, dabei fehlt es aber nicht an Stellen von überraschender Originalität und Anmuth. Eine Fülle von kühnen neuen Reimen macht sich bemerkbar. Die mystische Deutung der Blumenwelt wird selten irgendwo vielseitiger erschlossen sein. Clemens Brentano war, wie A. Birlinger mittheilt, ein großer Verehrer unseres Sängers. Sein Exemplar der Werke desselben enthält eine Reihe handschriftlicher Auszüge, Register und Textabschriften. So ist es wohl erklärlich, daß ein Paar Gedichte von K. auch in des Knaben Wunderhorn aufgenommen sind. Die von Karajan leider nicht gewürdigten geistlichen Lieder des Abraham a St. Clara lassen Kuen's Einfluß nicht verkennen; einzelne Verse der „Todtenbruderschaft“ sind geradezu aus ihm entlehnt.

Des Unterzeichneten Art. Johannes Kuen in den hist.-polit. Blättern, Bd. 74, S. 1—16. Kobolt, Gelehrtenlexikon, S. 384. Birlinger, *Alemannia*, II. S. 191. G. Westermayer.

Kuen: Michael K., gelehrter Augustinerchorherr, wurde am 9. Februar 1709 zu Weißenhorn in Vorderösterreich geboren, studirte zu Ulm, Augsburg und Dillingen, trat 1727 in das Chorherrenstift zu den Wengen in Ulm, legte im nächsten Jahre die feierliche Profeß ab, wurde 1733 zum Priester geweiht und schon am 27. Januar 1734 zum Dekan, endlich am 2. Decbr. 1754 zum Propste des Stiftes erwählt (mit dem Namen Michael III.). Er starb am 10. Jan. 1765. Ein bleibendes Verdienst um die Kloster- und Kirchengeschichte hat er sich durch seine „Collectio scriptorum rerum historico-monastico-ecclesiasticarum variorum religiosorum ordinum“ (Ulmae 1756—68, 6 Foliobände mit je 2 Abtheilungen) erworben, eine Sammlung von seltenen gedruckten und ungedruckten Schriften, von denen einzelne, die der Herausgeber selbst verfaßt hat, auch unter besonderen Titeln separat erschienen sind, so z. B. „Wenga, sive informatio historica de exemto collegio s. Mich. ad insulas Wengenses etc.“,

1766. An der damals (wie heute wieder) heftig entbrannten Streitfrage über den Verfasser der „Nachfolge Christi" betheiligte sich K., natürlich zu Gunsten seines Ordensgenossen Thomas v. Kempen, mit der Schrift: „Joannes de Canabaco ex comitibus de Canabaco, qui vulgo venditur pro autore 4 ll. de imitatione Chr. recenter detectus a quodam Canonico reg. s. Aug." Canabaci sumtibus haeredum Jo. Gersenii (eig. Ulm) 1760. Unter der Dedication steht „M. P. W. V." (d. i. „Michael praepositus Wengensis Ulmae"). Dagegen schrieb der Benedictiner (und daher Gerfenianer) Angelus März zu Scheuern: Angelus contra Michaelem s. crisis apologetica etc. K. antwortete: „Anticrisis in crisin apolog. etc.", Canabaci 1761. März: Crisis in anticrisin etc., K.: „Appendix ad anticrises de palinodia Card. Bellarmini in favorem Thomae de Kempis etc.", Canabaci 1761. Endlich schrieb K., durch eine akademische Rede des Tübinger Professors Dan. Maichel, worin die historische Existenz der hl. Catharina von Alexandrien geläugnet wurde, veranlaßt, unter dem falschen Namen Eusebius Engelhard: „Lucifer Wittenbergensis oder der Morgenstern von Wittenberg, d. i. vollständiger Lebenslauf der Catharina v. Bora", Landsperg 1747 (2 Thle.). Eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage erschien ebendort 1749. Wie er sich in der Vorrede beklagt, war inzwischen ohne seine Erlaubniß ein Nachdruck der ersten Auflage erschienen. Als Antwort ließ hierauf Chr. Wilh. Fr. Walch seine „Wahrhafte Geschichte der sel. Frau Catharina v. Bora", Jena 1751 (2. Aufl. 1752) erscheinen. Nun schrieb K.: „Freundschaftliche Erinnerungen wegen übelgebuztem Morgenstern zu Wittenberg in zwölf Sendschreiben an Ch. W. Fr. Walch zu Jena von Euseb. Engelhard", Augsburg 1752. In der Vorrede erklärt er die (auch bei Rotermund vorkommende) Nachricht, daß die erste Auflage zu Regensburg confiscirt worden sei, für unrichtig. Irrig ist nach Rotermund die Angabe, daß die von Christmann zu Ulm 1790 herausgegebene Historia Friderici imperatoris conscripta a Burchardo von K. für den Druck bearbeitet worden sei.

Eine rhetorisch ausgeschmückte Aufzählung der Hauptmomente seines Lebens findet sich in der 2. Abth. des 5. Bdes. seiner Collectio scriptorum, p. 465—69. Meusel, Lex. Stanonik.

Kunckel: Johann K., berühmter Alchimist, geb. 1630 in Hütten bei Rendsburg, † 1703 in Dreißighufen, seinem Landgut bei Pernau. Schon sein Vater war Alchimist des Herzogs von Holstein und der Sohn beschäftigte sich früh mit Chemie, doch war er noch ganz in den alchimistischen Anschauungen befangen und hat einen großen Theil seines Lebens den Bestrebungen der Goldmacherkunst gewidmet. Diesen Bestrebungen verdankt er auch seine Anstellungen bei den Herzögen Franz Karl und Julius Heinrich von Lauenburg (1654), bei dem Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen und dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, deren Zufriedenheit er aber nicht vollkommen erwarb, weil er im Gegensatz zu seinen Collegen niemals Erfolge heuchelte. Uebrigens wurde er doch bald nach dem Tode des großen Kurfürsten von Karl XI. nach Schweden berufen, dort zum Bergrath ernannt und später mit dem Beinamen v. Lövenstjern geadelt. Von der Leopoldina wurde er zum Mitglied ernannt. K. glaubte fest an den Stein der Weisen, behauptete aber niemals, ihn gefunden zu haben. Offen deckte er die Betrügereien anderer Alchimisten auf, zeigte namentlich, wie unrichtig der Glaube an ein allgemeines Lösungsmittel, das Alkahest sei, wie die sog. Goldtinkturen keine Spur von Gold enthielten, und daß die Palingenesie, die Wiedererweckung der Pflanzen aus ihren Aschen, auf einer Fälschung beruhe. Zur Erkenntniß des Begriffs der chemischen Elemente hat er, wenn auch in geringem Maße beigetragen. Jedenfalls bekämpfte er entschieden die damals noch weit verbreitete Ansicht von dem Vorhandensein des

Schwefels in allen Metallen, dagegen nahm er die Existenz des Quecksilbers in denselben an. Ueber den Vorgang der Verbrennung dachte er kaum klarer, als seine Zeitgenossen, doch kannte er die Gewichtszunahme bei derselben und zeigte, daß diese nicht von der Aufnahme einer wägbaren Feuermaterie herrühre. Seine Erklärung dafür ist aber unverständlich, da er specifisches und absolutes Gewicht verwechselte. Seine wichtigsten Untersuchungen sind die über den Phosphor, den er zum zweiten Male, wahrscheinlich selbständig entdeckt, und über das Glas, wobei er das Rubinglas auffindet, durch die er weiter den Glasblasetisch, ein heute unentbehrliches Hülfsmittel der Chemiker, in die Laboratorien einführt und darauf hinweist, daß durch die mit Luft angeblasene Flamme (Löthrohr) die Reduction der Metalloxyde auf Kohle möglich sei. Weiter gilt er als der Entdecker des Zinnsulfids, vielleicht mit Unrecht als der des Knallsilbers (Silberoxydammoniak) und mit Sicherheit als der des Salpeteräthers. Er ermittelte die Zusammensetzung des Knallgolds und fand den bekannten qualitativen Nachweis des Ammoniaks, die Nebelbildung bei Annäherung von Säuren. Von seinen größeren Schriften erwähnen wir hier: „Nützliche Observationes oder Anmerkungen von den fixen und flüchtigen Salzen, auro et argento potabili, spiritu mundi, u. dergl."; „Chemische Anmerkungen von den Principiis chymicis, Salibus acides, Alcalibus fixis et volatilibus"; „Oeffentliche Zuschrift von dem Phosphor mirabili etc."; „Ars vitraria experimentalis, oder vollkommene Glasmacherkunst." (Er lehrte den Gebrauch des Terpentins beim Uebertragen eines Kupferstiches auf das Glas.) — Nach seinem Tode erschien 1716 sein „Collegium physico-chemico-experimentale oder Laboratorium chymicum". Eine unvollständige Sammlung seiner Schriften wurde 1721 unter dem Titel: „Fünf curiose chemische Tractätlein" herausgegeben.

Molleri Cimbria litt. I. p. 319 ff. — Kopp, Geschichte der Chemie I. S. 173 u. f. — Gmelin, Geschichte der Chemie II. S. 153. — Wilhelm Wackernagel, Die Deutsche Glasmalerei. Leipz. 1855, S. 97. 100. 177. 179.

Ladenburg.

Kundmann: Johann Christian K., Arzt und Numismatiker, geb. den 26. Oktober 1684 in Breslau, † am 11. Mai 1751 ebendaselbst, hatte in Frankfurt a. O. und Halle von 1704—1707 Medicin studirt, in Halle 1708 promovirt und seine Studien auf einer wissenschaftlichen Reise durch Deutschland und Belgien vollendet. Er war ein gesuchter und glücklicher Arzt und nebenbei eifriger Münzsammler, dessen numismatische Arbeiten: „Nummi singulares oder sonderbare Thaler und Münzen, so oft wegen einer kleinen Marque von den Münzliebhabern hochgeschätzt und deswegen in Münzcabinetten vor andern aufbewahrt werden", Breslau und Leipzig 1731, 4°, vermehrt 1734; „Nummi Jubilaei oder Jubelschaustücke", Breslau 1738, 4° und „Academiae et scholae Germaniae, praecipue ducatus Silesiae cum bibliothecis in nummis", Breslau 1741 ihn berühmt gemacht haben. Auch war er ein leidenschaftlicher Sammler von Natur- und Kunstgegenständen und Begründer eines Naturalienkabinets, über das ein von ihm verfaßter Katalog, 1737 fol., erschien. — Er war auch an der Redaction der ersten 6 Bände der von Kanold herausgegebenen (Breslauer) „Sammlung von Natur- und Medicin- sowie auch dazu gehöriger Kunst- und Litteratur-Geschichten" (1717) betheiligt, einer der ältesten medicinischen und naturwissenschaftlichen Zeitungen in Deutschland.

Leuschneri Spicileg. IX. — Boerner, Aerzte und Naturforscher I., 222, II., 761; Acta Nat. Cur. Vol. X.

Schimmelpfennig.

Kuene: Konrad K. (Koene, Coene, Kuyn), auch mit dem Beinamen „von der Hallen" in Schreinsurkunden genannt, Dombaumeister zu Köln von 1445—1469, als Nachfolger des im erstgenannten Jahre verstorbenen

Meisters Nicolaus von Bueren, dessen Nichte Stynzen er heirathete, wodurch er der Schwager des Stadtbaumeisters Johann von Bueren, des Erbauers des Tanzhauses Gürzenich, wurde. Seine Thätigkeit wird hauptsächlich dem südlichen Thurme zugewandt gewesen sein, und insbesondere darf man den reichen Statuen- und Reliefschmuck, welcher hier die Eingangsnische bekleidet, auf ihn zurückzuführen wagen. In einer Handschrift der Steinmetzen gegen die Maler im Stadtarchiv ist von ihm ausgesagt, „er habe ansehnliche Bilder in Stein gehauen und dieselben sowohl innerhalb als außerhalb der Domkirche aufgerichtet". Damit stimmt eine Notiz von Denoël überein, die derselbe aus einer Kirchenchronik des zur kölner Erzdiöcese gehörigen Städtchens Kempen aufzeichnete: „1461 reisen vier Kirchmeister nach Köln und lassen durch Conrad von der Hallen das Tabernakel machen". Dieser Conrad v. d. H. ist unzweifelhaft unser Dombaumeister. Auf den Tagsatzungen, welche die Steinmetzenbrüderschaft in den Jahren 1459 und 1463 in Regensburg und in Speyer hielt, um ihre altherkömmliche Ordnung zu erneuern, wurde dem „Meister Cunrad von Kölln. meister der Styfft doselbst und alle sine nachkumen glicher wise" das Obermeisterthum über das Gebiet von Norddeutschland zugesprochen. Eine Urkunde von 1466, betreffend den großen deutschen Bauhüttenbund, enthält die Stelle: „Johan von Köln, des Werkmeister Sun von Köln, wart in die Ordnunge empfangen, vff Mittwuch vor sant Peter Tage als er in den Banden lag im Jor 1466" und lehrt uns einen Sohn Conrad Kuene's kennen, der des Vaters Fach als Steinmetz ebenfalls betrieb. Im Jahre 1445 zeichnete die Steinmetzenzunft den Dombaumeister „Conrait Coene" durch Erhebung zur Rathsherrnwürde aus. Im Januar 1469 ist er gestorben. An einer Säule im Dome wurde ihm ein Denkmal errichtet, welches sich bis zum J. 1843 erhalten hat, dann aber als ein Opfer der damals beliebten Ausräumungen, verschwunden ist. Auf der theilweise verstümmelten Inschrifttafel las man noch: „Anno Dni MCCCCLX . . die XXVIII Januarii . . biit . . . vir mgr con Kayn mgr ops hs Ecce c' aia rqscat . . pace am." Johann Bussemacher hat einen sehr selten gewordenen Kupferstich danach herausgegeben.

Urkunden. Boisseree, Gesch. d. Doms zu Köln. Ennen, Gesch. d. St. Köln, Bd. III. Heideloff, Die Bauhütte d. Mittelalters.

J. J. Merlo.

Küng: Erhart K., aus Westfalen gebürtig, aber in Bern beim Bau des Münsters seit 1469 zuerst als Bildhauer, dann als Baumeister thätig. Sein niederdeutscher Name wird König sein, Küng aber die schweizerische Aussprache. Er schuf das kunstvolle Hauptportal der Façade mit dem bewunderten Figuren-Reichthum in Hochrelief, das er 1495 vollendete. Die Kenner rühmen seinen fein durchgebildeten Realismus, den er wol von der schwäbischen Schule gelernt habe.

Die Nachweise bei Mithoff, Mittelalterliche Künstler und Werkmeister u. s. w. 97.

Krause.

Kunhardt: Heinrich K., Dr. der Phil., Gymnasiallehrer und Schriftsteller, geb. den 2. Februar 1772 in Osterholz, einem hannöverschen Flecken unweit Bremen, Sohn eines in höchst ärmlichen Verhältnissen lebenden Advokaten. Nachdem er von dem Lehrer der Dorfjugend, seinem Vater und dem Ortsgeistlichen den ersten, sehr unvollkommenen Unterricht erhalten hatte, wurde der begabte, wissensdurstige Knabe, im Alter von fünfzehn Jahren, der St. Petrischule zu Bremen übergeben, welche sich, ungeachtet der Tüchtigkeit einzelner Lehrer, namentlich des Rektors Ummius, damals in sehr zuchtlosem Zustande befand. Hier, wie auf der Universität Helmstädt, welche er im J. 1791 als Student der Theologie bezog, kämpfte er von Jahr zu Jahr wider Mangel

und Entbehrungen, und wurde auch dadurch zu frühzeitiger Schriftstellerei, namentlich zur Mitarbeit an mehreren gelehrten Zeitschriften gedrängt, was ihn unstreitig an gründlicheren Studien und der rechten Vertiefung gehindert hat. Während von den Helmstädter Theologen Pott und Henke ihn besonders anzogen, war es doch vorzugsweise der Philosoph Schulz, welcher ihn begeisterte und zu einem Jünger der Kantischen Philosophie machte. Im J. 1795 zum Magister promovirt, im folgenden Jahre als Adjunct der philosophischen Fakultät aufgenommen, wäre er am liebsten Docent in derselben geblieben. Die Umstände nöthigten ihn aber, ein Schulamt zu suchen. Und gegen Ende des J. 1798 wurde er zum Subrector an dem Katharineum zu Lübeck ernannt, welchem er vierzig Jahre (seit 1806 als Professor), unter den Directoren Behn, Mosche und Göring, mit großer Treue gedient hat. Seinem lebhaften Mittheilungstriebe genügte indeß die Schule nicht; er fand fortwährend Zeit und Kraft zu einer, nur allzu fruchtbaren, ungemein vielseitigen literarischen Thätigkeit, welche sich theils auf das geschichtlich-philosophische, theils auf das dogmatisch-ethische, theils auf das philologische Gebiet erstreckte. Im höheren Alter hat er selbst über seine Autorschaft ein strenges Gericht gehalten. Auch als sprach- und versgewandter Dichter ist er oft und viel hervorgetreten, insbesondere in jenen Tagen der Erhebung unsres Volkes (1813), an welcher er sich, mit seinem Collegen Prof. Hermann, so lebhaft betheiligte, daß er bei der Wiederkehr der französischen Behörden gleichfalls flüchten mußte. Wegen eines bedenklichen Augenleidens sah er sich im J. 1838 genöthigt, von seinem Amte zurückzutreten. Während der ihm gewährten ehrenvollen Muße beschäftigte er sich eifrig mit dem Studium des Herodot und Sophokles, über dessen Oedipus von Kolonos er 1839 und 1840 eine Reihe werthvoller Anmerkungen in lateinischer Sprache, in welcher er Meister war, herausgab. — Er starb den 30. März 1844. Von seinen ca. 30 Schriften ist in weiteren Kreisen besonders anerkannt und benutzt worden seine „Anleitung zum lateinischen Styl". Erster und zweiter Cursus 1819.

Epistola ad G. Seebodium, qua vitae suae curriculum exposuit H. Kunhardt, in G. Seebode's Archiv für Philologie und Pädagogik (1824), 1. S. 34—59. — Neue Lübeckische Blätter 1844, Nr. 17.

A. Michelsen.

Kunhardt: Ludwig Heinrich K., geb. am 1. Juni 1788 zu Stade, wo sein Vater, Martin Gotthard K., Pastor und Senior war, besuchte die Gymnasien zu Stade und Hamburg und studirte sodann zu Helmstädt und Göttingen Theologie. Am 28. Februar 1819 ward er zum Diakonus (Pastor) zu St. Jacobi in Hamburg erwählt. Als er am 28. Februar 1869 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feierte, ward er von der Göttinger theologischen Fakultät honoris causa zum Doctor der Theologie ernannt. Er starb, 83 Jahre alt, am 23. August 1871. — K. hat, wie wohl kein anderer, die ascetische Litteratur, namentlich die der deutschen lutherischen Kirche, zum Gegenstande eingehender Studien gemacht. Auf Grund seiner eignen, immer reichhaltiger gewordenen und schließlich wohl einzigartigen Bibliothek in diesem Fache arbeitete er eine Litteraturgeschichte der deutschen protestantischen Erbauungsschriften von der Reformation bis auf das Jahr 1800 aus, die Jahre lang im Manuscript druckfertig in seinem Pulte lag, und, wie man allgemein sagte, nur deshalb nicht gedruckt wurde, weil K. keinen Verleger fand, der mit seiner Geschichte der ascetischen Litteratur auch die zahlreichen Proben aus derselben, ohne welche K. seine Arbeit nicht herausgeben zu sollen glaubte, drucken wollte. Als dann einige Jahre vor Kunhardt's Tode, der Professor der Theologie Carl Johann Cosack (vgl. Band IV. S. 511), durch die Kunde von Kunhardt's

ascetischer Bibliothek angezogen, K. besuchte und K. in ihm den jüngern würdigen Genossen seiner Studien erkannte, von welchem eine weitere Förderung derselben zu erhoffen sei, schenkte K. ihm in seltener Liberalität seine ganze druckfertige Arbeit. Cosack starb, ehe er diese Studien zum Abschluß brachte; und als dann sein Freund, Bernhard Weiß, aus seinem Nachlaß den Beitrag „Zur Geschichte der evangelischen ascetischen Litteratur in Deutschland“ (Basel und Ludwigsburg 1871) herausgab, geschah es, daß in diesem Werke auch Theile der Kunhardt'schen Arbeit erschienen, ohne daß seiner auch nur mit einem Wörtlein gedacht war. Der Herausgeber hatte von dieser Sachlage keine Ahnung gehabt; nachdem er aber von einem Collegen Kunhardt's darauf aufmerksam gemacht war, und sich davon überzeugt hatte, daß dem so sei, beeilte er sich, eine Erklärung hierüber, in welcher Kunhardt's Antheil an den Cosack'schen Aufsätzen anerkannt ward, zu veröffentlichen; diese Erklärung erschien an Kunhardt's Beerdigungstage, am 26. August 1871, in Nr. 34 der Neuen evangelischen Kirchenzeitung von Meßner (Spalte 535, Text und Anmerkung). Seine ascetische Bibliothek hat K. der hamburgischen Stadtbibliothek geschenkt.

Vgl. Lexikon der hamburgischen Schriftsteller. Band IV. S. 264.

Bertheau.

Künhold: Friedrich Alexander K., Rechtsgelehrter, war den 9. December 1693 zu Gotha geboren, begab sich 1710 nach Jena um Gottesgelahrtheit zu studiren, jedoch schon 1712 nach Erfurt zum Studium der Rechte, 1720 Doctor der Rechte in Leipzig, 1722 Professor des Naturrechts, 1724 Prof. der Pandecten, 1726 Beisitzer der Juristenfacultät, 1756 Kapitular in Merseburg, Decemvir der Academie, trat 1762 in den Ruhestand und starb den 21. Juli 1767. Er schrieb eine Anzahl von Dissertationen und Programmen, gab auch Lüder Mencken's „Synopsis theoriae et praxeos Pandectarum“ und dessen „Theoria computationis Graduum“ 1724 heraus.

Weidlich, Zuverlässige Nachrichten, I. Nr. 31. S. 332—340. — Stepf, IV. S. 527. — Meusel, Gel. T. Teichmann.

Kunibert, St., Bischof von Köln (623?—663?) — Der heilige Kunibert (Honoberhtus) ist der erste Kölner Bischof, über welchen wir etwas genauere Nachrichten besitzen. Aus Lothringen stammend, wurde er nach der einen Angabe am merowingischen Königshof, nach der anderen in Trier erzogen, wo er Archidiakon gewesen sein soll. Seine Erhebung auf den Kölner Stuhl fällt gegen das Jahr 620 (aus der Notiz, er habe am 25. September die Bischofsweihe erhalten, hat man auf 617 oder 623 geschlossen; gegen erstere Annahme spricht der Umstand, daß noch 614 Solatius als Kölner Bischof erscheint, zwischen ihm und K. wahrscheinlich noch Simoneus und Remedius einzuschieben sind), in eine Zeit, wo neben dem Majordomus Pipin („von Landen“) Bischof Arnulf von Metz der mächtigste Mann im Frankenreiche war. Mit voller Bestimmtheit ist er erst auf den Synoden von Rheims und Clichy (625 und 626) nachzuweisen. Als Arnulf sich zurückzog, trat K. an seine Stelle; seine Verdienste unter König Dagobert I. werden von Fredegar hoch gepriesen, jedoch wissen wir im Einzelnen nicht viel davon, jedenfalls hat er als Erzieher und Rathgeber Sigebert's III. von Austrasien bedeutenden Einfluß geübt. Er war es auch, der nach Dagobert's Tode (638) nach Compiegne ging, um den auf Austrasien fallenden Theil des königlichen Schatzes in Empfang zu nehmen. Nach dem Tode Pipin's (639) sicherte er, an der Spitze der meisten austrasischen Großen stehend und mit dem Alamannenherzog Leuthar verbündet, die Nachfolge im Majordomat Pipin's Sohne Grimoald. Nicht dagegen hat er sich an dem unglücklichen Versuch des letzteren (656) betheiligt, seinen Sohn zum König zu machen. Ueberhaupt scheint er sich etwa seit 640 wenig mehr an den

Staatsgeschäften betheiligt zu haben; er begegnet nur noch selten in königlichen Urkunden, zuletzt in einer Urkunde Sigebert's III. von 651. Ueber seine jedenfalls bedeutende kirchliche Thätigkeit ist wenig mit Sicherheit festzustellen. Eine Grabinschrift aus unbekannter Zeit rühmt ihn als Apostel Sachsens, Westfalens, Frieslands und eines Theiles von Gallien, als Gründer der Kathedralkirche von Utrecht, der Kirche von Soest und mehrerer anderer Kirchen, als Förderer (promotor) von Stablo und Malmedy, jedoch sind nicht viel Anhaltspuncte für diese Beziehungen vorhanden. Die Nachricht späterer Bischofsgeschichten, er habe die Clemenskirche am Rheinufer zu Köln erbaut, an deren Stelle sich später die schöne Kunibertskirche, seine Grabstätte erhob, wird wol Glauben verdienen. Nach seiner an festen historischen Angaben armen Legende, welche schwerlich vor dem 10. Jahrhundert entstand, ist er am 12. November nach 40jährigem Pontificat gestorben.

Eine kleine Monographie über K. hat Aschbach in Lersch's Niederrhein. Jahrbuch II. veröffentlicht. Wichtig ist der betr. Abschnitt bei Friedrich, Kirchengeschichte Deutschlands. Cardauns.

Künig: Matthäus K., Spruchdichter des 15. Jahrhunderts. Von ihm besitzen wir ein Spruchgedicht aus dem J. 1475, bezüglich auf ein Ereigniß in Trient, wo die Juden beschuldigt wurden, am Gründonnerstag 1475 einen Christenknaben, Namens Simon, gemartert und getödtet zu haben. Das Kind wurde unter dem Namen Simoninus vom Papst Sixtus IV. heilig gesprochen, der Leichnam balsamirt und nebst den Marterwerkzeugen (Messer, Zange, Nadeln) in einer Kapelle der Peterskirche zu Trient aufbewahrt, die Juden aber aus der Stadt verbannt.

R. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen II, 13 ff. K. Bartsch.

Kunitsch: Michael v. K., Pädagoge und topographischer Schriftsteller, geb. 25. September 1765 zu Báan in Ungarn, wurde in der Piaristenschule zu Trencsin, das sich seinem Geburtsorte zunächst befand, ausgebildet und kam sodann in das Militärinstitut von Wartberg in der Preßburger Gespanschaft, woselbst ihm, der sich schon durch tüchtige Kenntnisse hervorthat, das Lehramt der deutschen Sprache und der Landwirthschaft anvertraut wurde. Diese Anstalt ward aber bald darauf aufgehoben, K. wurde nun Actuar bei der Grundvermessung und Steuerregulirung in Neutra. Da ihm aber das Lehrfach besonders behagte, wandte er sich demselben bald wieder zu und es gelang ihm, eine Lehrerstelle für deutsche Sprache bei der Piaristenanstalt zu Privid in Ungarn zu erlangen. Schon auf diesem Posten leistete er in pädagogischer Beziehung sehr Tüchtiges. Unter der Regierung der großen Kaiserin Maria Theresia begann in allen Erbländern die Verbesserung des Volksschulwesens und machte von da an immer bedeutendere Fortschritte, auch in Steiermark war das deutsche Schulwesen zu Ende des 18. Jahrhundertes schon auf einer gegen die früheren Zeiten bedeutend hervorragenden Stufe der Ausbildung angelangt, der gründliche Pädagoge, Abt Ferdinand Kigler, hatte durch seinen Einfluß hiezu viel beigetragen. In dieser Zeit kam auch K. nach Steiermark und zwar wurde er 1790 Oberlehrer an der Kreismusterschule zu Bruck a. d. Mur. Diese Anstalt war in den letzten Jahren verwahrlost und K. führte mit großem Geschick die Regelung derselben durch, sodaß er im Jahre 1794 auch an der ähnlichen aber größeren Schule der Vorstadt Geidorf in Graz angestellt werden konnte, um diese ebenfalls zu organisiren. Da ihm dies gelungen, wurde er an die Schule der Murvorstadt in Graz und zuletzt 1797 an die k. k. Musternormalschule der Landeshauptstadt, welche 1775 eröffnet worden war, berufen, deren Leitung ihm übertragen ward. Als Lehrgegenstand trug

er die deutsche Sprache vor, sowie „über die Rechtschaffenheit“, eine Art von einfachen Moralvorträgen, welche die Schüler mit den Grundsätzen und Pflichten des rechtschaffenen Lebens in faßlicher Weise bekannt machten. K. trat bald nicht nur als Verfasser von pädagogischen Schriften, sondern auch als Schriftsteller insbesondere auf biographischem und topographischem Gebiete auf, so hatte er schon 1792 einen „Versuch sokratischer Gespräche über die Erzählungen im 2. Theile des Lesebuches für die Landesschulen in den k. k. Staaten“ herausgegeben, dessen Uebersetzung ins tschechische für die Schulen Böhmens von der Regierung veranlaßt wurde. Von seinen pädagogischen Arbeiten sind noch zu nennen: „Kleine Geschichten, Gleichnisse und Erzählungen für die Jugend“, deren 6. Auflage 1826 erschien; „Vermischte Schriften und Aufsätze meist pädagogischen Inhaltes“ 1801; „Neue praktische Briefe für deutsche Schüler, Jünglinge und Mädchen und für Schul- und Privatlehrer“, 1808, endlich insbesondere der „Steyermärkische Schulalmanach“, dessen erster Jahrgang zu Graz im Jahre 1798 erschien und der eine treffliche Uebersicht des gesammten Volksschulwesens im Lande bietet. K. mußte seiner angegriffenen Gesundheit wegen seine Stelle bald aufgeben, er hat den Ruf eines der trefflichsten österreichischen Pädagogen seiner Zeit und starb am 9. April 1835 zu Karlstadt in Croatien. Unter den übrigen Schriften, die er verfaßte, wären noch hervorzuheben: „Grammatisch-orthographisches Wörterbuch der Homonymen der deutschen Sprache“, 1803, 2 Bde.; „Biographien merkwürdiger Männer der österreichischen Monarchie“, 1805—1812, 6 Bdchn.; die Biographien der Physiker „Leop. Gottl. Biwald“, 1808 und „X. Freih. v. Wulfen“, 1810; „Topographische Beschreibungen des Königreiches Ungarn und seiner einverleibten Provinzen“, 1824; „Das Warasdin-Töplitzer Schwefelbad“, 1828; „Reflexionen über die Begründung der magyarischen Sprache in Ungarn“, 1833. Außerdem liegen noch einige kleinere Schriften von K. vor, der sich auf seinen letzten Arbeiten wahrscheinlich magyarisirt und vielleicht später geadelt „von Kunits“ nennt.

Oesterreichische National-Encyklopädie, Wien 1835. Bd. III. — Wurzbach. Biographisches Lexikon. Bd. XIII. Anton Schlossar.

Künkelin: Anna Barbara K., schwäbische Patriotin, geb. im März 1651 in Leutkirch, † den 20. Novbr. 1741 zu Schorndorf, war die Tochter des Apothekers Jac. Heinr. Agricola zu Leutkirch. Wir wissen nicht, durch welchen Schicksalsgang sie aus der oberschwäbischen Reichsstadt in das württembergische Unterland kam. Es ist nur bekannt, daß sie als eine „ehr- und tugendsame Jungfrau“ im September 1679 einem Wittwer, dem Metzgermeister und Lammwirth Joh. Heinrich Walch zu Schorndorf, damaligem Bürgermeister dieser Stadt, die Hand reichte. Als dieser, 62 Jahre alt, im Juni 1689 starb, wurde der Handelsmann Joh. Georg Künkelin, schon bisher Mitglied des Stadtrathes, zum Bürgermeister gewählt. Im Decbr. 1689 folgte Frau Anna Barbara auch ihm zum Traualtare und lebte mit ihm in glücklichster Ehe bis zu seinem Tode im J. 1728. In den letzten 20 Lebensjahren erblindet, aber sonst von rüstiger Gesundheit und geistiger Frische erreichte die allgemein verehrte Frau das hohe Alter von 90 Jahren. Die erste Ehe blieb kinderlos; in der zweiten hatte sie nur ein einziges Söhnchen geboren, welches aber in demselben Jahre (1691) wieder starb. Ihre Anhänglichkeit an Schorndorf bethätigte sie durch die Schenkung einer schönen silbernen Altarkanne in die Stadtkirche, mit ihrem Namen, der Jahreszahl 1740 und der Aufschrift: In bracchiis tuis moriar et requiescam in pace (In deinen Armen will ich sterben und in Frieden ruhen) und außerdem durch die Stiftung eines Stipendiums für Theologie studirende schorndorfer Söhne. Nur einmal trat diese Frau aus dem stillen Gleise ihres häuslichen Lebens, aber mit einer That, welche im Kleinen

groß genug war, um sie zur schwäbischen — wir dürfen jetzt wohl sagen, zur deutschen Volksheldin zu machen. Es war noch unter dem Stadt- und Ehe-Regimente ihres ersten Mannes, J. H. Walch, als im Herbst 1688 die räuberischen Heere Ludwigs XIV. Süddeutschland durchzogen und mehr durch die Greuel ihrer Kriegsführung als durch wirkliche Uebermacht allen Widerstand lähmten. Im Herzogthum Württemberg hatte der Obergeneral Montclar durch seine Drohungen die Herzogin-Wittwe, Magdalene Sibylle, und die Regimentsräthe zur Uebergabe der Festungen Hohenasperg und Tübingen gebracht, während der Herzog-Administrator, welcher das Land für den minderjährigen Prinzen Eberhard Ludwig verwaltete, mit seinem Mündel geflüchtet war, um in München und am Reichstag die Beschleunigung der Reichshülfe zu betreiben. In Eßlingen hatte der gefürchtete Brigadier Mélac (s. über diesen Mann, nach welchem noch heute in Schwaben große Hunde getauft werden, Gobineau, Histoire d' Ottar Jarl, pirate norvégien, conquérant du pays de Bray, en Normandie et de sa descendance, Paris 1879) sein Hauptquartier genommen und brandschatzte von dort aus die Gegend weit umher. Auch in die Stadt Schorndorf im Remsthale, welche damals gut befestigt und wegen Beherrschung der Straße durch das Remsthal auf Ulm und Nördlingen wichtig war, hatte er seine Brandordres schon geschickt. Als er jedoch am 7. Decbr. 1688 mit 40 Reitern vor der Stadt erschien, neben welchen er noch 300 andere bei dem benachbarten Kloster Adelberg zum Einzug bereit halten ließ, schloß ihm der tapfere Commandant, Obrist Peter Krummhaar, die Thore. Aber durch die schon bei der Uebergabe von Hohenasperg mit Nutzen verwendete Drohung, die Landeshauptstadt Stuttgart dafür büßen zu lassen, brachten die Franzosen die Regimentsräthe so weit, daß sie den Hofjunker von Hoff und den Kriegs- und Kirchenrath Tobias Heller als Kommissäre mit einem geheimen Uebergabsvertrag in der Tasche nach Schorndorf schickten. Diese erschienen dort am 14. Decbr., verhandelten zuerst mit dem Commandanten, der sich aber ihren Zumuthungen entschieden widersetzte, sich auf einen Widerstandsbefehl des Herzog-Administrators berief und endlich die Herren zornig auf dem Walle stehen ließ. Erfolgreicher waren ihre Bemühungen bei dem auf dem Rathhause versammelten Magistrate. Aber die Frau Bürgermeisterin, damals 37 Jahre alt und aus zeitgenössischen Quellen geschildert als eine „kleine, unansehnliche, aber äußerst thätige, muthvolle, gescheide und dabey reiche und angesehene Frau“ erfuhr davon. Die Geneigtheit zum Nachgeben erregte um so mehr ihren Zorn, als man eine aus dem Baierischen anziehende Reichsarmee auf wenige Tagereisen nahe gekommen wußte. Da die Männer, soweit sie nicht unter dem Commandanten standen, sich wol vor offenem Widerstande gegen die Stuttgarter Regierungskommissäre scheuen mochten, wandte sich Frau Walch an ihr eigenes Geschlecht. Mit einer gleichgesinnten Freundin, der Frau des Hirschwirthes und Gerichtsältesten Kazenstein, die Sache berathend, berief sie durch einen schlauen alten Weingärtner, Friedrich Kurz, heimlich die ganze Schorndorfer Weiberschaft zu einer bewaffneten Versammlung vor ihr Haus, theilte die zahlreich mit Heu- und Ofengabeln, Hackmessern, Prügeln, Sicheln, Bratspießen, alten Hellebarden, Besenstielen, Kunkeln u. dergl. Erschienenen in Compagnien, ließ Ober- und Unteroffizierinnen wählen und dann vors Rathhaus marschiren. Sie ging hinauf und belauschte — wenn auch dieser Zug in den bedenklich genau ausgemalten Berichten richtig ist — die Berathung der Commissäre mit dem Magistrat in einem großen Kachelofen. Als sie hörte, daß von Uebergabe die Rede sei, ließ sie ihren Mann herauskommen und drohte, als Bitten nichts halfen, ihn eigenhändig todtzuschlagen. Dasselbe ließ sie den übrigen Rathsherren von ihren Weibern sagen. Die Sitzung mußte aufgehoben werden. Beim Herausgehen wurden die Rathsherren über ihre Gesinnung scharf

verhört und mußten eidlich geloben, gegen die Uebergabe zu stimmen. Die Commissäre hatten, in die Rathsstube eingeschlossen, viel Hohn, Hunger und Todesangst auszustehen. Der Commandant brachte den Herrn Rath heimlich aus der Stadt, mußte aber *„denen geharnischten Weibrichen“* versprechen „keinen Commissarium von der jetztmahligen Regierung dißfahls (besonders aber diesen Gesellen) mehr einzulassen“. Der Hofjunker mußte geloben, auf die Ausführung seines Auftrages zu verzichten und wurde gezwungen, bei den Anstalten zur Gegenwehr selbst mitzuhelfen. Zwei Tage und drei Nächte hielten die Weiber unter dem Oberbefehle der Frau Bürgermeisterin Marktplatz, Rathhaus und Thore besetzt, bis sie die Ueberzeugung hatten, daß Niemand mehr an Uebergabe denken konnte. Die Franzosen, welche nicht mehr nach Schorndorf kamen, rächten sich allerdings für dessen Trotz durch Besetzung und Mißhandlung der Hauptstadt, mußten aber vor der endlich herbeigekommenen Reichsarmee und der besonders durch die Schorndorfer That hoch aufgeregten Volksstimmung des ganzen Landes am 22. Decbr. (1. Januar) den Abzug antreten. Hierdurch erschien die That der Frau Bürgermeisterin noch in glänzenderem Lichte, ihre Gestalt wuchs mehr und mehr zur Landesbefreierin empor und noch nie haben seitdem die Franzosen den Fuß über den Rhein gesetzt, ohne daß der Name der Frau K. — nur unter diesem kennt man sie in Schwaben — wieder von Mund zu Mund gegangen wäre. Eine solche Gestalt und einen solchen Stoff konnten sich die Dichter nicht entgehen lassen. Den Anfang machte der bekannte französische Diplomat, Graf Karl Friedrich Reinhard, der Sohn eines Schorndorfer Geistlichen, mit einer Ballade im Bürger'schen Stile „Die Weiber von Schorndorf“ im Schwäbischen Musenalmanach aus dem J. 1782. Er muß (im J. 1761 geboren) dieselbe als Tübinger „Stiftler“ gedichtet haben. Die erste dramatische Bearbeitung versuchte der Unterzeichnete mit dem fünfaktigen Lustspiel: Die Bürgermeisterin von Schorndorf (1867 u. 1882); ihm folgte (1870 u. 1882) Adolf Wechßler in Ulm mit: Der geschüchterte Hahn oder die Weiber von Schorndorf, historisches Lustspiel in 4 Aufzügen, Th. Gaßmann in Hamburg (1871) mit: Schwabenstreiche, historisches Lustspiel in 5 Akten und Paul Heyse in München mit: Die Weiber von Schorndorf, hist. Schauspiel in 4 Akten. Als komische Oper, wozu er selbst den Text dichtete, hat (1880) den Stoff behandelt: August Reißmann in Leipzig unter dem Titel. Die Bürgermeisterin von Schorndorf.

Vgl. Der durch das Schorndorffische Und Göppingische Weiber-Volk Geschüchterte Hahn rc. o. O. u. J. (Von Daniel Speer, Präzeptor in Göppingen 1689 anonym herausgegeben); Geschichte des Einfalls der Franzosen in Württemberg im Jahre 1688. o. O. 1794. (Von Jak. Friedr. Abel, vgl. Bd. I. S. 12, 13, gleichfalls anonym). Herm. Kurz, Aus den Tagen der Schmach. Geschichtsbilder aus der Melacszeit, Stuttgart 1871. K. Hocheisen, Die Bürgermeisterin von Schorndorf im Jahrg. 1862 der Freya. A. Wintterlin.

Kuno, Fürstabt von St. Gallen, 1379—1411. Er stammte aus dem Geschlechte der Edeln von Stoffeln bei Hohentwil im Hegau. Ueber die Zeit seiner Geburt, seines Eintritts ins Kloster u. s. f. ist nichts bekannt. Im April des J. 1379 wurde er von den wenigen Conventualen, die das Kloster damals zählte, zum Abt erhoben. Er übernahm die Leitung der Regierung in einer schwierigen Zeit; denn unter der willfährigen Herrschaft seiner unmittelbaren Vorgänger Hermann von Bonstetten und Georg von Wartenberg-Wildenstein hatte die ursprünglich aus dem Kloster hervorgegangene Stadt St. Gallen ein weites Maß von Selbständigkeit erreicht, und den Unterthanen im Appenzeller Lande war es gelungen, nicht nur die Lasten der Leibeigenschaft zu erleichtern, sondern auch durch Vermittelung des schwäbischen Städtebundes

dem sie beigetreten waren, die Anfänge einer demokratischen Gemeinschaft zu legen. K., „ain grad, persönlich Mann", zeigte sich nun entschlossen, die Rechte seiner Abtei nicht weiter schmälern zu lassen und allen ferneren Befreiungsgelüsten seiner Unterthanen mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Als sie ihm bei seinem Antritte die Huldigung versagten, ließ er sich in das Bürgerrecht von Lindau aufnehmen, rief die schiedsrichterliche Entscheidung des schwäbischen Bundes an und zwang sie zur Leistung der herkömmlichen Formalitäten und materiellen Verpflichtungen. Die ersten zwanzig Jahre seiner Regierung verliefen hierauf ziemlich ruhig. Aber die rücksichtslose Strenge, mit der er die gehässigsten Leibeigenschafts- und grundherrlichen Rechte überall geltend zu machen suchte, rief eine steigende Erbitterung der St. Gallischen Bevölkerung hervor. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts (von 1401 an) entstand eine große Bewegung gegen den Abt, an deren Spitze die nach voller Unabhängigkeit ringenden Appenzeller standen. K., der sich, wie die späteren Aebte Leodegar und Pankraz (s. d.), den Forderungen einer veränderten Zeitrichtung verschloß und die allgemeinen Wirkungen der inzwischen von den Eidgenossen bei Sempach und bei Näfels errungenen Siege unterschätzte, mußte erleben, daß die Appenzeller mit den Schwizern in Verbindung traten und unbekümmert um streng rechtliche Entscheidungen der Städte um den Bodensee, denen sich vorübergehend auch die Stadt St. Gallen noch einmal fügte, zu offener Empörung schritten. Am 15. Mai 1403 schlugen sie sein Heer und den städtischen Zuzug am Speicher in schmähliche Flucht. Die Schlappe war für ihn um so empfindlicher, als sich nun die Städte von ihm abwandten. Er schloß sich hierauf an Herzog Friedrich von Oesterreich an, der dem bedrohten Adel im Thurgau ohnehin beispringen mußte. Der Entschluß war klug berechnet, denn noch bestand der 20jährige Friede zwischen Oesterreich und den Eidgenossen, so daß die Schwizer sich offener Theilnahme am Kriege enthalten mußten. Allein der Feldzug des J. 1405 endete ebenso unglücklich, indem Friedrichs Heer an der Ostgrenze des Appenzeller Landes, am Stoß, durch das verwegene Bergvolk die bekannte blutige Niederlage erlitt (17. Juni). So scheiterten die Bemühungen des Abtes um die Wiedererhebung seines Klosters und die Befestigung seiner Herrschaft. In den nächsten Jahren sah er sich wehrlos den Siegern preisgegeben, die nun ihrerseits keine Rücksicht walten ließen. Die Kräfte seines Stiftes waren durch den Krieg völlig erschöpft, Schulden angehäuft, Güter und Einkünfte verpfändet. So sehr war er durch den Krieg aller Mittel entblößt, daß er zwei noch übrig gebliebene Laienbrüder mit Entlassungsscheinen versehen mußte, damit sie sich anderswo ihren Unterhalt suchen könnten. Er zog sich vor der immer drohender hervortretenden demokratischen Bewegung in seine feste Stadt Wil zurück, wurde aber schon im August 1407 durch die bedrängte Besatzung den Appenzellern und St. Gallern ausgeliefert, wieder in sein Kloster gebracht und, wie es in der ihm abgedrungenen Erklärung heißt, auf seine Bitten „in ihren Schirm genommen". Die Niederlage der Appenzeller bei Bregenz gegen die Ritterschaft vom St. Georgenschilde (13. Januar 1408) scheint an seiner äußeren Lage wenig geändert zu haben. Immerhin hatte er die Genugthuung, daß König Ruprecht als berufener Friedensvermittler den von den Appenzellern gegründeten „Bund ob dem See" aufhob und die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit von einer Untersuchung ihrer Briefe abhängig machte (11. April 1408). Die Untersuchung konnte nur zu Gunsten des Klosters ausfallen, aber die Appenzeller kümmerten sich wenig um die königliche Erklärung. Neue Unruhen drohten auszubrechen, als K. am 19. Octbr. 1411 in hohem Alter starb. Indirect hat er durch seine Regierung den Anlaß zu einer bedeutsamen Erweiterung der schweizerischen Eidgenossenschaft gegeben. Denn unmittelbar nach seinem Tode

gingen die Appenzeller ein Burg- und Landrecht mit 7 eidgenössischen Orten ein (November 1411) und ein Jahr später folgte die Stadt St. Gallen, die während des 14. Jahrhunderts ihren auswärtigen Stützpunkt bei den schwäbischen Reichsstädten gesucht hatte, den Spuren ihrer energischen Nachbarn. Vadian sagt von K., er habe viel auf Ehren und Pracht gehalten, „was ouch günstig allen denen, die in hoch und wol hieltend“. Die Quellen des Klosters rühmen seine Thätigkeit und seinen Eifer in der Gründung und Ausstattung kirchlicher Stiftungen. Aus der zerrütteten Lage, in der er die Abtei zurückließ, erhob sie sich erst wieder unter Ulrich VIII. (s. d.).

Vgl. Joachim v. Watt (Vadian), Chronik der Aebte des Klosters St. Gallen, herausg. von Ernst Götzinger, I, 466—514. Ild. v. Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen, II, 78—141. Dierauer.

Kuno von Präneste oder Palästrina ist wol unter allen Deutschen derjenige, der das persönliche und hierarchische Ideal Gregors VII. am treuesten erfaßt und nachgebildet hat, und muß schon deshalb als eine merkwürdige Persönlichkeit gelten; doch hat er zudem in seiner Zeit eine wesentliche Rolle in der Geschichte Deutschlands gespielt. Von seiner Abstammung wissen wir nur, daß er etwa 1050/70 geboren und jedenfalls adlicher deutscher, wahrscheinlich schwäbischer Herkunft gewesen ist; über seine ganze Jugend- und Lehrzeit ist uns keine andere Nachricht erhalten, als daß er längere Zeit am Hofe König Wilhelm des Eroberers Kapellansdienste gethan hat. Erst mit der Gründung des Augustinerstiftes Arrouaise bei Bapaume tritt er in das Licht historischer Ueberlieferung. Er wurde ohne Zweifel zu dieser Gründung getrieben von jenem Zuge zu ständischem Mönchsthum, der um die Wende des 11. Jahrhunderts so viele Orden und Stiftungen ins Leben rief, und er bewerkstelligte dieselbe mit Unterstützung des Sprengelbischofs von Arras, der das Kloster 1097 bestätigte, und des Papstes Paschalis, der eine Gebietsstreitigkeit zu Gunsten desselben entschied, da K. sich 1107 appellirend an ihn gewandt hatte. Durch diesen Anlaß dem Papste bekannt geworden, ward er der ferneren Wirksamkeit im engeren Kreise enthoben, um auf die große Bühne der Politik geführt zu werden. Paschalis zog ihn an die Kurie und beförderte ihn bald wegen seiner hervorragenden Begabung zum Cardinalbischof von Präneste (dem heutigen Palästrina bei Rom). Als Legat nach Jerusalem entsandt, erfuhr er dort die erschütternden Vorgänge des Februar 1111, wie Heinrich V. den Statthalter Christi inmitten der Peterskirche gefangen genommen hatte, um das Investiturprivileg von demselben zu erpressen. Und sofort, ohne dazu ermächtigt zu sein, lediglich kraft seiner Eigenschaft als Legat, berief er in Jerusalem eine Synode und verhängte den Bann über Kaiser Heinrich als kirchenschänderischen Tyrannen. Mit diesem Schritte beginnt die weltgeschichtliche Bedeutung Kuno's: er trat damit in die Reihe jener hohen Prälaten, welche dem nachgiebigen Paschalis gegenüber die Tradition der Politik Gregors VII. aufrecht erhielten, und, gewissermaßen päpstlicher als der Papst selbst, sich dessen Vollmachten zu unerbittlichem Kampfe gegen die weltliche Suprematie anmaßten. Nach Rom zurückgekehrt, drängte K. auf der Lateransynode vom 18. März 1112 mit seinen Gesinnungsgenossen den widerstrebenden Papst zunächst zum Widerruf des Investiturprivilegs, wenngleich sich derselbe seines Eides wegen nicht herbeilassen wollte, den Kaiser zu excommuniciren. Und es blieb das unverrückte Ziel dieser Partei, die Kurie zum vollen Bruch mit dem Kaiserthum zu treiben, ein Ziel, das besonders von Frankreich aus durch Erzbischof Guido von Vienne und dessen Anhänger eifrig betrieben wurde. Im J. 1114 begab sich K. als Legat dorthin. Der Aufstand der niedersächsischen Fürsten gegen Heinrich V. war ausgebrochen und ermuthigte auch die kirchlichen Gegner des Kaisers. Am 6. Decbr. 1114 ver-

kündigte K. zu Beauvais, am 28. März 1115 zu Rheims und noch öfter an anderen Orten Bann und Absetzung gegen Heinrich und seine Anhänger, und machte sich dadurch zur Seele der Bestrebungen, die im Geiste Gregors VII. den alten Bund der Hierarchie mit den Fürsten gegen das Königthum erneuerten. Wenn wir sehen, wie K. um diese Zeit und späterhin in Frankreich und Deutschland schaltete, Synoden berief, Bischöfe mit Censuren belegte, sie suspendirte, bannte, absetzte, Rechts- und Glaubensstreitigkeiten vor sein Forum zog und entschied, so begreifen wir, daß damals Stimmen laut wurden, welche die Anmaßung solcher Legaten als Verfall der Kirchenzucht beklagten und denselben zuriefen, sie würfen sich zu zweiten Päpsten auf! Gegen Ende des Jahres wieder nach Italien zurückgekehrt, vertrat K. auf der wichtigen Lateransynode zu Rom im März 1116 seine und seiner Gesinnungsgenossen Sache mit leidenschaftlichem Nachdruck; er verlangte, daß Konzil und Papst endlich offiziell den Kaiser excommuniciren sollten. Wenigstens erreichte er, daß das Konzil seine Zustimmung zu den von K. und dessen Freunden gethanen Schritten gab, also indirect die Excommunication des Kaisers bestätigte. Indeß ruhte K. nicht. Anfangs 1117 ging er wieder als Legat nach Frankreich, speziell beauftragt, statt des abgesetzten kaiserlich gesinnten Bischofs von Metz einen Anhänger der Kurie wählen zu lassen — ein gefahrvoller Auftrag schon deshalb, weil die Kaiserlichen alle Wege von Italien sorgfältig bewachten, so daß er sich verkleidet, in abenteuerlicher Wanderung bis nach Rheims durchschleichen mußte. Noch mißlicher war es, den Auftrag auszuführen, da sich Metz ganz in der Hand der Kaiserlichen befand; und auch nachdem die Wahl mit vieler List heimlich vollzogen war, ergab sich die Schwierigkeit, daß der Erwählte, ein bejahrter Abt aus dem Schwarzwald, den gefährlichen Posten durchaus nicht übernehmen wollte. Da zeigte sich die rücksichtslose Energie Kuno's in charakteristischer Weise. Wir besitzen mehrere seiner Briefe in dieser Angelegenheit, und es ist ganz, als ob wir die eiserne Sprache Gregors VII. hören, wenn er den Abt an das Beispiel der Märtyrer mahnt, die für das Heil der Kirche keine Todesgefahr gescheut haben, und wenn er ihm nur die Wahl zwischen Annahme oder Suspension läßt. Vor solcher Energie beugte sich freilich der Widerstand. Als K. in dieser Zeit die Erhebung des Gelasius nach Paschalis Tode erfuhr, befürchtete er nebst anderen Gesinnungsgenossen zuerst, dieser möchte sich nachgiebig gegen Heinrich erweisen, und ein Bedauern, nicht an des Papstes Stelle zu sein, scheint den kampfesmuthigen Mann ergriffen zu haben; allein er war völlig zufrieden, da Gelasius sich unerwartet fest zeigte, ja sogar den Kaiser excommunicirte und K. den Auftrag gab, dies allerorten zu verkünden, den Kampf gegen den Kaiser mit allen Mitteln zu erneuern. Kaum bedurfte es solcher Aufforderung. Zu Köln am 19. Mai, zu Fritzlar am 28. Juli 1118 hielt K. Synoden, auf denen er den Klerus Deutschlands um die Fahne der Kurie sammelte, die Opposition gegen das Kaiserthum vereinigte und bestärkte. Interessant ist es, daß auf dem letztgenannten Concil Norbert, der bald als Stifter von Premontré und als Erzbischof von Magdeburg so berühmt werden sollte, vor K. vorgeladen erschien, um sich wegen einiger verdächtiger Aeußerungen in seinen Predigten zu verantworten. Derselbe wurde straflos entlassen — vielleicht spürte K. die Geistesverwandtschaft, die in der That zwischen ihnen beiden bestand, und die sich auch darin zeigte, daß K. gegen den Subjektivismus eines Philosophen, wie Abälard, gerade wie Norbert, eingenommen war und denselben bekämpfte, indem er dessen incriminirtes Buch über die Dreieinigkeit im J. 1120 durch eine Synode verdammen, den Autor zur Internirung in ein Kloster verurtheilen ließ. Mit dem Tode des Papstes Gelasius, der in Frankreich erfolgte wo der Papst als Flüchtling verweilte, Anfangs des J. 1119, trat ein Wendepunkt in Kuno's

Leben ein. Ihm selbst wollte der Papst, an dessen Sterbebett in Clugny er stand, die Tiara übertragen; doch er lehnte das ab — gewiß nicht aus Zaghaftigkeit oder falscher Bescheidenheit, sondern in der Einsicht, der sich auch der Sterbende und die übrigen Kardinäle nicht verschließen konnten, daß in jenem Moment ein Mann mit bedeutenden Machtmitteln und weltlichen Verbindungen nöthig sei, um den Kampf gegen das mächtige Kaiserthum fortführen zu können. Ausdrücklich dieses Grundes wegen lenkte K. die Wahl auf seinen langjährigen Mitkämpfer Guido von Vienne. Mit diesem, der als Papst Calixt II. genannt wurde, war die Partei, welche bis dahin an zweiter Stelle die Kurie zu beherrschen und zur Aktion zu treiben bestrebt war, selbst zur Herrschaft gelangt. Es ist daher erklärlich, daß K. nun nicht mehr so selbständig aufzutreten Gelegenheit und Anlaß fand, wie unter den schwächeren Vorgängern Calixt's. Wir wissen nur, daß er den neuen Papst auf dessen Reisen und Synoden in Frankreich begleitete, dann mit ihm nach Italien zog. Es wiederholte sich bald auch hier die so häufige Erscheinung, daß treibende Parteien, wenn sie ans Ruder gelangen, sich zur Mäßigung genöthigt sehen: gerade dieser Calixt II., eben weil er politische Gaben und weitverzweigte weltliche Verbindungen besaß, war berufen, den langen Kampf mit dem Kaiserthum beizulegen und Frieden zu schließen. K. erlebte diesen Friedensschluß, das Wormser Concordat, freilich nicht mehr: kurz vorher, am 9. August 1122, ist er, wahrscheinlich zu Präneste, gestorben. Der Kampf, den er zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, ist nicht als ein vergeblicher zu bezeichnen, denn man weiß, daß das Wormser Concordat keine dauernde Verleugnung der Gregorianischen Ideen bewirken konnte.

Vgl. Gustav Schoene, Kardinallegat Kuno, Bischof von Präneste, Weimar 1857; W. von Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Bd. 3, Th. 2.

Bernheim.

Kunowsky: Georg Karl Friedrich K., Astronom, geb. den 3. März 1786 zu Beuthen in Schlesien, † den 23. Decbr. 1846 (anläßlich eines Eisenbahnunglückes, welches sich auf der niederschlesischen Bahn ereignete). Sein Vater, Pfarrer in Beuthen, war bereits vor seiner Geburt gestorben. Nach Beendigung seiner rechtswissenschaftlichen Studien ließ sich K. als Rechtsanwalt in Berlin nieder, später erhielt er den Titel Justizrath. Neben seinen wissenschaftlichen Studien scheint er sich viel mit künstlerischen und Theaterfragen abgegeben zu haben, wie u. a. seine Schrift „Die Verwaltung des Königstädtischen Theaters in ihrer Beziehung zu dem pens. Hofschauspieler H. L. Bethmann" (Berlin 1826) beweisen mag. Glücklicherweise ließen ihm diese Beschäftigungen, wie auch sein Amt, Muße genug übrig, um mit Eifer und Erfolg jene Studien auf dem Gebiete der topographischen und physischen Astronomie treiben zu können, zu welchen ihn der Besitz des besten damals in Berlin vorhandenen Fernrohres hervorragend befähigte. Seine „physischen Beobachtungen des Mondes und der Planeten" (Bode's Jahrbuch 1825) haben uns insbesondere die Oberfläche des Mars zuerst näher kennen gelehrt. Andere Aufsätze in der nämlichen Zeitschrift behandeln besonders Kometen nnd die angeblich von Pastorff wahrgenommene Photosphäre der Planeten. Auch die Rotationsdauer des Mars bestimmte K. zuerst in befriedigender Weise (24h36'40"). Die bekannten Arbeiten von Beer und Maedler sind in ihrer Tendenz ebenfalls mit auf Kunowky's Anregung zurückzuführen.

Oettinger, Moniteur des dates. — Kalender des Berliner Montagsklubs, 1849. — Maedler, Geschichte der Himmelskunde, 2. Bd. S. 438 ff.

Günther

Kunst: Cornelis Cornelisz K., Historienmaler, geb. zu Leyden 1493, † zu Brügge 1544. Er war Schüler und Sohn des Corn. Engelbrechtsen und gehörte zu den besten Künstlern seiner Vaterstadt. Lucas von

Leyden war sein Mitschüler. Später zog er nach Brügge, weil er hoffen durfte, in der durch Handel reich gewordenen Stadt mehr Beschäftigung zu finden. Er wurde auch nicht in seiner Hoffnung betrogen. Es werden mehrere seiner Bilder namhaft gemacht und man lobt namentlich an einer Kreuztragung und einer Kreuzabnahme Zeichnung und Colorit, aber seine meisten Bilder sind in den Unruhen des Landes zu Grunde gegangen. Van Mander sah noch bei Kunst's Tochter ein Bild des Meisters, auf dem sein Vater mit seiner verstorbenen wie lebenden Frau in einem Garten abgebildet war; im Hintergrund erblickte man das sogenannte Kuhthor getreu nach der Wirklichkeit. Letztere Bemerkung zeigt uns, daß sich der Künstler auch auf das Landschaftliche verstand.

Van Mander. Immerzeel. Kramm. Wessely.

Kunst: Wilhelm K., bekannter Schauspieler, geb. am 2. Febr. 1799 zu Hamburg, † in der Nacht vom 16. zum 17. Nov. 1859 in Wien. Die theatralische Kritik ist selten einig, weder im Tadel noch im Lobe, aber schwerlich hat ein Darsteller so grundverschiedene Urtheile an sich erfahren müssen wie K., jener gewaltige Naturalist und geborene Heldenspieler, der mit einer überwältigenden Fülle von Mitteln zu siegen kam und durch Mangel an wahren Studien sich um den Sieg zu den Hervorragendsten der dramatischen Kunst gezählt zu werden, betrogen sah. Er war zu viel Komödiant um ganz Künstler zu sein und ein Bruch ging durch sein ganzes Wesen, in dem hier ein Funken von Genialität aufblitzte und dort das Fehlen aller Durchgeistigung verstimmte. Sein Spiel sank fast immer in dem Maße, wie das von ihm Gespielte an Werth zunahm und zeigte sich um so glänzender und vollkommener, je weniger die Dichtung auf hohen Werth Anspruch machen konnte. So gelang ihm der Schröder'sche Hamlet, während er den Schlegel'schen verdarb, ebenso war es mit dem Klingemann'schen und Goethe'schen Faust, mit dem Bahrt'schen und Schiller'schen Wallenstein. Einzig war er in Rollen, in denen er durch Kraft und Schönheit seiner Mittel glänzen konnte, sein Karl Moor, Otto von Wittelsbach, vor allem Goethe's Götz riß zu Stürmen von Beifall, zu Ausbrüchen unmittelbarsten Entzückens hin. Daß ihm aber für andere Leistungen nur zu oft der geläuterte Geschmack, die durch Studien gewonnene weise Beschränkung in dem, was er gab, abging, beweisen zahllose kritische Aeußerungen, wie immer sie gefaßt sein mögen und die Klage darüber klingt durch, ob nun P. A. Wolff sagt: „Nur ein Jahr ernsten Wollens und vernünftigen Studiums und dieser Junge ist Deutschlands erster Künstler", oder ob Spitzeder ausruft: „Lieber Herr Gott, ich glaube, so spielen die Engel im Himmel, wenn sie zu viel Champagner getrunken haben" und Schall bemerkt: „K. ist ein Gott für jeden Dichter und Zuschauer, so bald er menschlich reden lernt". Wie seinem Wirken fehlt auch seinem Leben das Harmonische und Maßvolle, äußert sich auch dort eine keck über alle Schranken setzende Ungebundenheit und nebenbei ein komödiantischer Zug, der in dieser Art dem wahrhaft Großen in der Theaterwelt nicht eigen ist. K. war eines Schuhflickers Sohn und von früher Jugend ein Freund der Bühne, der er sich durch Dienstleistungen, die er für Schauspieler verrichtete, zu nähern versuchte. 1813 machte er im ersten Bataillon der Hanseaten mehrere Plänkeleien mit, ging dann in französische Dienste, nahm an dem Feldzug im Mecklenburgischen Theil, ging mit nach Westphalen und kehrte dann in die Vaterstadt zurück, wo er mit der hanseatischen Medaille dekorirt wurde, mit der er später oft genug einherstolzirte. Seiner Absicht Schauspieler zu werden, standen zunächst die Vorurtheile seiner Eltern gegenüber, die ihn veranlaßten als Kaufmann sein Heil zu versuchen. Bald aber machte er sich von dieser Fessel frei und nahm im Stillen ein Engagement als Schauspieler an. Nachdem er auch noch an anderen kleinen Bühnen gewirkt hatte, kam er 1819 nach Lübeck, wo er bereits in großen Rollen,

wie Wetter von Strahl, jubelnden Beifall fand. Von Lübeck führte ihn sein Weg im Laufe der nächsten Zeit nach Stettin, Danzig, Bremen (1821), Münster, Pyrmont, Osnabrück, Leipzig, Köln, Elberfeld, Coblenz, Mannheim, Düsseldorf, Würzburg und schließlich nach München ans Isarthortheater, wo er als „Rolla“ (Sonnenjungfrau) mit außergewöhnlichem Erfolg debütirte. 1825 folgte er dem Director Carl von München nach Wien und trat dort am Theater an der Wien am 19. August 1825 als „Ottmar“ (Räuber auf Maria Kulm) zum ersten Male auf. Bei einem Fest, welches Carl zu Ehren des Geburtstages des Königs von Baiern in Wien gab, lernte K. die große Sophie Schröder kennen, die er bereits am 25. October 1825 heirathete, freilich um sich in nicht allzu langer Zeit wieder von ihr zu scheiden. Kunst's hauptsächlichste Wirkensstätte blieb nun Wien, Carl sein Director, den er freilich mehr als einmal höchst eigenmächtig verließ, um Kunstreisen zu unternehmen, ja 1830 sogar um das Königsberger Theater zu übernehmen, stets aber fand er bei seiner Rückkehr freundliche Aufnahme und ein begeistertes Publikum. Am bemerkenswerthesten ist von diesen außerkontraktlichen Ausflügen, die ihn in alle größeren Theaterstädte führten, sein zweimaliger Aufenthalt in Leipzig bei Ringelhardt. Das J. 1840 wurde für den ruhelosen Schauspieler in seinen Beziehungen zu Wien, verhängnißvoll. Eine blutige Affaire, die sich bei einem seiner nächtlichen ausgelassenen Feste ereignet hatte, trug die Schuld, daß er aus Wien ausgewiesen wurde. Seitdem ging sein Glück bergab, zwar feierte er noch 1841, eben goldbeladen aus Rußland zurückgekehrt, in pomphaftester Weise sein 25jähriges Schauspielerjubiläum, aber das war auch nach seinem eigenen Geständniß der letzte heitere Tag seines Lebens. Bis 1850 etwa gastirte er noch auf zahlreichen größeren Bühnen, dann aber wurde er auf diesen ein seltener Gast, um sich endlich ganz auf die kleinen Theater angewiesen zu sehen, ein Contract war für ihn nicht mehr zu erlangen, und sah sich derselbe Mann, der einst Tausende mühelos erworben hatte, der mit eigenem Secretär, Kutscher und Bedienten und fünf Pferden gereist, in den ersten Hotels gewohnt hatte, in dessen kostbarer Garderobe sich allein vier Rüstungen befunden hatten, von denen jede einen Werth von 600 Thalern repräsentirte, dieser selbe Mann sah sich für die Tage seines Alters dem bittersten Elend gegenüber gestellt. Noch einmal blitzte eine Hoffnung vor ihm auf, und als auch sie sich trügerisch erwies, brach der stolze, stattliche Mann, dessen Schönheit und Kraft zahllose Bewunderer gepriesen hatten, elend zusammen; verlassen von seinen falschen Freunden, für die er stets ein offenes Herz und eine offene Hand gehabt hatte. Jene Hoffnung gründete sich auf ein einjähriges Gastspiel in Amerika, das ihm angetragen worden war, bei dem er 100 Dollars für jede Rolle erhalten sollte, genug um ein Vermögen für seine alten Tage zu erwerben. Ein Hamburger Theateragent, der von diesem Handel hörte, schilderte dem amerikanischen Director Kunst's Verfallenheit und empfahl ihm den Sohn des Darstellers, der ebenfalls den Namen Wilhelm führe, dieselben Dienste leisten und für 50 Dollars spielen würde. Der Amerikaner ging darauf ein und der arme K. sah sich um die letzte Aussicht betrogen. Ueberwältigt von Schmerz sank er aufs Krankenlager, von dem er zwar sich noch einmal erhob, aber nur um bald durch den Tod von allen Leiden und Schmerzen erlöst zu werden. Es erübrigt nach dem Gesagten nur noch, zu den bereits genannten Glanzrollen Kunst's einige weitere hinzuzufügen, diese sind „Everard“ (Irrenhaus zu Dijon), „Alboin“, „Dunois“ (Jungfrau von Orleans), „Posa“ (Don Carlos), „Jaromir“ (Ahnfrau) und „Theseus“ (Phädra); Kunst's Hamlet stellte Goethe über die Leistungen aller anderen Darsteller dieser Rolle. — K. hat sich auch mehrfach als Dichter versucht. Joseph Kürschner.

Kunstmann: Friedrich K., geb. im J. 1811 zu Nürnberg als Sohn eines Militärhauptkassirers, † zu München am 15. August 1867. Nachdem er in Bamberg die Theologie studirt, 1834 Priester, im selben Jahre zu München Dr. jur. geworden war, erhielt er 1837 die Religionslehrerstelle an der Landwirthschafts- und Gewerbeschule in München, 1839 auch beim Cadettencorps, nahm 1840 die Erzieherstelle bei der Infantin Maria Amalia (Tochter der Herzogin von Braganza) in Lissabon an, kehrte 1846 nach München zurück, wurde 1847 außerordentlicher, 1848 ordentlicher Professor der Rechte in München, später Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Heiterkeit, Geselligkeit, Bereitwilligkeit und Gefälligkeit zeichneten ihn aus und machten ihn allgemein beliebt. Seine litterarische Thätigkeit erstreckte sich außer für das Kirchenrecht auf historische Dinge, insbesondere Missionswesen. Eigentlicher Jurist war er nicht, dagegen ein fleißiger und exacter Forscher in Handschriften, seine Thätigkeit gehört vorzugsweise der äußeren Rechtsgeschichte an. Monographische Schriften: „Die gemischten Ehen unter den christlichen Confessionen Deutschlands", Regensburg 1839; „Grundzüge eines vergleichenden Kirchenrechts der christlichen Confessionen", München 1867; „Die Canonensammlung des Remedius von Chur ..., herausgegeben und kritisch erläutert", Tübingen 1836; „Die lateinischen Pönitentialbücher der Angelsachsen mit geschichtlicher Einleitung herausgeg.", Mainz 1844.

Almanach der bair. Akad. der Wiss. 1855 S. 223, 1867 S. 305 ff. (eignes Verzeichniß aller Schriften, auch der kleinsten Journalartikel). Meine Gesch. der Quell. u. Litter. III. 1 S. 397. v. Schulte.

Kunth: Gottlob Johann Christian K., geb. am 12. Juni 1757 in Baruth, † am 22. November 1829 in Berlin, preußischer Staatsmann, Sohn von Johann Sigismund K. aus dessen vierter Ehe, erhielt seine Vorbildung auf dem Pädagogium in Halle und begann dann in Leipzig die Rechte zu studiren. Vermögensverluste seiner Familie zwangen ihn aber sein Studium zu unterbrechen und sich nach einer Hofmeisterstelle umzusehen. Ein glücklicher Zufall führte ihn nach Schloß Tegel bei Berlin in das Haus des Kammerherrn v. Humboldt, wo man den kaum Zwanzigjährigen wegen seiner gewandten Manieren und seines vielseitigen Wissens zum Erzieher der beiden Söhne Wilhelm und Alexander bestellte. Zwölf Jahre hindurch, 1777—1789, leitete K. die Erziehung und den Unterricht der hochbegabten Brüder, indem er für die verschiedenen Zweige des Unterrichts die tüchtigsten Kräfte heranzog und sich bemühte seine Zöglinge in alle geistig bedeutenden Kreise der Hauptstadt einzuführen. Das Vertrauen der Eltern erwarb er sich in so hohem Grade, daß ihm nach dem frühen Tode des Vaters auch die Aufsicht über die Vermögens- und Güterverwaltung übertragen wurde. Die Betheiligung an den Studien seiner Schüler und der fortgesetzte Umgang mit hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern ermöglichten ihm seine eigene Bildung zu vervollständigen, sie zugleich zu erweitern und zu vertiefen. Als beide Brüder die Universität bezogen hatten, trat K. in den preußischen Staatsdienst. Er wurde 1789 als Assessor beim Manufactur- und Commerzcollegium angestellt und gerieth so in die Verwaltung der Gewerbe- und Handelsangelegenheiten, bei der er während seiner ganzen amtlichen Laufbahn, 40 Jahre lang, verblieben ist und in der es ihm beschieden war, mit glücklichstem Erfolge für die Hebung der deutschen gewerblichen Thätigkeit zu wirken. Seine Uebung in praktischer Verwaltung, die naturwissenschaftlichen und namentlich die physikalischen Kenntnisse kamen ihm dabei zu statten und erleichterten es ihm, sich auch mit der technologischen Seite seines Faches vertraut zu machen, sich von der Betriebsart der verschiedenen Gewerbe genaue und gründliche Kenntnisse zu verschaffen. Er wurde deshalb bald zum Director der mit seinem Collegium verbundenen technischen Deputation, 1801 auch zum Director des

Collegiums ernannt und zugleich in die oberste Verwaltungsbehörde seines Faches, das Fabriken- und Commerzialdepartement des Generaldirectoriums berufen. Die preußische Regierung huldigte damals dem Prohibitiv- und Bevormundungssystem. K. konnte sich mit demselben nicht befreunden, er suchte ihm entgegenzutreten und es zu mildern, soweit dies innerhalb der Grenzen seiner Amtspflicht möglich war. Namentlich gelang es ihm erhebliche Erleichterungen für die Messe in Frankfurt a. O. durchzusetzen. Außerdem wirkte er mit Erfolg für die Anknüpfung besserer Verbindungen mit England, Frankreich und Italien, für die Verbreitung technologischer Kenntnisse, für die Gründung gewerblicher Fachschulen und solcher Unterrichtsanstalten, in denen die heranwachsende Generation der künftigen Gewerbtreibenden eine ihrem Berufe entsprechende höhere allgemeine Bildung erlangen könne. Diese Bemühungen wurden 1806 durch den Krieg unterbrochen; in Betreff der Schulen war K. erst 1816 in der Lage, sie mit Aussicht auf Erfolg wieder aufnehmen zu können. Auch die von ihm 1802 in Berlin begründete königliche Handlungsschule ist 1806 eingegangen. — Trotz seiner Opposition gegen die Handelspolitik der Regierung hatte sich K. in hohem Grade das Wohlwollen seines Chefs, des Staatsministers v. Struensee, erworben. Noch größer war das Vertrauen, mit dem ihn Struensee's Nachfolger, der Minister v. Stein (1804—1806), beehrte, so daß sich allmählich eine herzliche Freundschaft entwickelte, welche alle Stürme der Zeit, auch die in späteren Jahren aus der Verschiedenheit der politischen Ansichten entstehenden Conflicte überdauerte. Als Stein im Januar 1809 flüchten mußte, bemühte sich K. in Verbindung mit einigen gleichgesinnten Freunden von Stein's Vermögen soviel wie irgend möglich zu retten und führte alsdann in Stein's Auftrage dessen weitere Verhandlungen mit der preußischen Regierung. Bei der Neuordnung der Behörden im December 1808 wurde K. als Staatsrath in die Section der Gewerbepolizei berufen. Er war das einzige Mitglied des Fabrikdepartements, das in die neue Oberbehörde eintrat. Er blieb in derselben trotz der mehrfachen Veränderungen, welche sie im Laufe der nächstfolgenden Jahre erlitt. Als sie im Mai 1815 zur Generalverwaltung für Handel und Gewerbe umgestaltet wurde, trat K. als Director an die Spitze derselben. Während dieser Zeit ist er nach allen Seiten hin bemüht gewesen die gewerbliche Thätigkeit zu heben, ihr neue Bahnen zu eröffnen, die Schranken zu beseitigen, welche in den Städten und auf dem Lande die freie Entwickelung und Verwerthung der Arbeitskraft hemmten, aber er ist andererseits ebenso eifrig dem Uebermaß der allzu hitzig betriebenen Reform entgegengetreten. Bereits im Sommer 1815 gerieth K. mit dem neuen Finanzminister Graf Bülow (vgl. Bd. III S. 533, Ludwig Friedrich Victor Hans Graf v. Bülow) in einen so heftigen Conflict, daß er seinen Abschied erbat. Er erhielt denselben aber nicht, es wurde vielmehr für ihn ein neues Amt eingerichtet, indem er mit dem Titel wirklicher geheimer Oberregierungsrath zum General-Handelscommissarius ernannt wurde. Der Wirkungskreis des neuen Amtes war nicht genau bestimmt. In der Cabinetsordre vom 7. Februar 1816 heißt es nur, „daß das Generalcommissariat künftig bei allen Berathungen über zu nehmende wichtige Maßregeln in dieser Partie zugezogen oder mit seinem Gutachten gehört werden soll“. Dennoch war die Einrichtung des neuen Amtes und die Ernennung Kunth's zu demselben eine sehr glückliche und segensreiche Maßregel. Der Gewerbestand war durch die lange Bevormundung so unselbständig geworden, daß es ihm sehr schwer wurde sich in die neuen Verhältnisse hineinzufinden; die große Mehrzahl der Gewerbtreibenden, namentlich der zünftigen, besaß eine so geringe Bildung, daß sie von den industriellen Verhältnissen anderer Länder, ja selbst benachbarter Provinzen, von den Fortschritten der Technik wie von den Anforderungen des Weltmarktes gar keine oder doch nur

ungenügende Kenntniß besaßen. Unter diesen Umständen wurde K. ein Berather und Helfer der Gewerbtreibenden und zugleich ein Vermittler zwischen ihren Interessen und den Entscheidungen der Behörden. Seine milde Persönlichkeit, seine eminente Sachkenntniß und seine lange Erfahrung gaben ihm nach beiden Richtungen hin großes Ansehen. Wiederholte Reisen durch die verschiedenen Industriebezirke erhielten ihn in Verbindung mit den Gewerbtreibenden, setzten ihn in den Stand, ihre Wünsche zu vernehmen und ihnen Rathschläge zu ertheilen. Eine große Zahl neuer gewerblicher Anlagen sind auf seine Veranlassung und unter seiner Mitwirkung begründet worden. — Aus dieser zwar unscheinbaren, aber sehr erfolgreichen Thätigkeit ist K. nur einige Mal hervorgetreten. Namentlich war es ihm vergönnt bei der Einführung eines freieren Handelssystems in entscheidender Weise mitzuwirken. Als 1817 Graf Bülow's Gesetzentwurf bekannt wurde, welcher das Prohibitivsystem beseitigen und den fremden Manufacturwaaren, allerdings gegen nicht unbedeutenden Zoll, den Zutritt gestatten wollte, rief derselbe in den Kreisen der schutzzöllnerisch gesinnten Fabrikanten die größte Erregung hervor. Viele fürchteten den Untergang der preußischen Industrie und wendeten sich mit ihren Bitten und Beschwerden an den König. Dieser ernannte zur Prüfung der Eingaben eine Specialcommission, die anfangs nur aus entschiedenen Gegnern des Gesetzentwurfes bestand. Auf Hardenberg's Wunsch wurden aber in letzter Stunde noch K. und Geheimrath Maaßen, der spätere Finanzminister, zu Mitgliedern derselben ernannt. In der That entschied sich die Commission mit allen gegen diese zwei Stimmen zu Gunsten der Petenten und empfahl die unbedingte Ablehnung des Gesetzentwurfes. K. arbeitete aber ein ausführliches Separatvotum aus und suchte an der Hand der Erfahrung, gestützt auf seine genaue Kenntniß aller wirthschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staates, die Nothwendigkeit des Ueberganges zu einem freieren System zu erweisen. Das Separatvotum hat in den damaligen Verhandlungen seinen Zweck erreicht, es war K. gelungen, in entscheidender Stunde das rechte Wort für das zu finden, was der preußischen Industrie noth that, es ist aber auch von allgemeinerer Bedeutung, weil es das erste staatsmännische Schriftstück ist, das die Frage des freieren oder des beschränkten Verkehrs nicht philosophisch untersucht, sondern dieselbe auf rein praktischem Boden zu lösen sucht, indem es das Für und Wider an den verschiedenen Berufszweigen der preußischen Bevölkerung erörtert und nach allen Gesichtspunkten beleuchtet. Der Staatsrath, dem sowol die Denkschrift der Commission als das Separatvotum überwiesen wurden, stellte sich mit großer Mehrheit auf die Seite des letzteren. In Folge dessen vollzog der König das Gesetz, das seitdem 60 Jahre hindurch die Grundlage der preußischen Handelspolitik gebildet, den Abschluß des Zollvereins vorbereitet und den mächtigen Aufschwung der deutschen Industrie wesentlich gefördert hat. — Ganz besonderen Werth legte K. darauf, daß die Jugend aus den gebildeten und wohlhabenden Kreisen sich mehr, als bis dahin zu geschehen pflegte, der Industrie widme und daß sie bereits in der Schule eine entsprechende Vorbildung erlangen könne. Er stieß damit zwar auf den Widerstand der Schulverwaltung, in Magdeburg (1819) und in Berlin (1824) aber wurden von den städtischen Behörden auf Kunth's Anregung und nach seinen Vorschlägen Gewerbeschulen eingerichtet, nach deren Muster später andere Schulen derselben Art entstanden. — Mit Stein blieb K. bis zu seinem Tode in Correspondenz. Die Briefe aus den früheren Jahren (1809—1812) bieten vieles Interesse durch die Aufschlüsse, welche sie über Personen und Zustände geben; die der späteren Jahre (1821—1829) sind meist eingehende Erörterungen wirthschaftlicher Verhältnisse. Viele dieser Briefe sind von bleibendem Werthe, namentlich diejenigen, in denen darüber gestritten wird, ob auf staatlichem Zwange beruhende Zünfte oder freie

Associationen der Handwerker vorzuziehen sind. Von Stein's Briefen sind leider nur wenige erhalten. Diese und die wichtigeren von Kunth's Briefen sind theils von Pertz in der Biographie Stein's, theils in der Biographie Kunth's veröffentlicht worden. Kunth's Grab befindet sich im Park von Tegel, wo Wilhelm v. Humboldt ihm ein würdiges Grabdenkmal errichtet hat.

Vgl. Nekrolog K.'s von J. G. Hoffmann, wieder abgedruckt in dessen nachgelassenen Schriften, Berlin 1847. Bruhns, Alexander v. Humboldt, Leipzig 1872, Bd. I. Pertz, Leben des Staatsministers Freiherrn v. Stein, Berlin 1849—1855. Goldschmidt, Leben des Staatsrath Kunth, Berlin 1881.

Paul Goldschmidt.

Kunth: Johann Sigismund K., geb. am 3. October 1700 in Liegnitz, † am 7. September 1779 als Superintendent in Baruth, gelehrter Theologe und Dichter geistlicher Lieder, besuchte das Elisabethgymnasium in Breslau und studirte dann 7 Jahre lang in Jena und Leipzig. Als Pfarrer war er erst in dem altenburgischen Dorfe Pölzig thätig, kam 1737 nach dem schlesischen Städtchen Löwen und 1743 als Superintendent nach Baruth. Er hat viele Predigten und geistliche Lieder drucken lassen, auch sein Hauptwerk „Abhandlung der göttlichen Wahrheiten, welche in dem kleinen Katechismo Lutheri enthalten sind" (1743) ist aus Katechismuspredigten entstanden, die er in Löwen gehalten hat. Von seinen geistlichen Liedern haben nur zwei weitere Verbreitung gefunden: „Es ist noch eine Ruh' vorhanden, auf, müdes Herz, und werde Licht" (zum ersten Mal gedruckt in der Köthen'schen Sammlung 1733; Nr. 768 des Berlinischen Gesangbuches) und das Osterlied „Komm, froher Tag, brich an in meinem Herzen" (zuerst gedruckt in der Wernigeroder Neuen Sammlung 1752).

Vgl. Koch, Geschichte des Kirchenliedes, Stuttgart 1868 (3. Aufl.), Bd. IV, und Goldschmidt, Das Leben des Staatsrath Kunth, Berlin 1881.

Paul Goldschmidt.

Kunth: Karl Sigismund K., geb. zu Leipzig am 18. Juni 1788, starb als Professor der Botanik zu Berlin am 22. März 1850. Vorgebildet auf der Leipziger Rathsschule, konnte K. wegen der Mittellosigkeit seines Vaters das akademische Studium nicht ergreifen und mußte es schon als Glück betrachten, daß sein, dem fleißigen und talentvollen Jünglinge wohlwollender Oheim, der preußische Geheimrath Kunth, ihn 1806 nach Berlin berief, woselbst er ihm eine Anstellung bei dem königlichen Seehandlungsinstitute verschaffte. Mäßige Beschäftigung, sowie das Wohlwollen seiner Vorgesetzten machten es K. leicht von den vielen wissenschaftlichen Hülfsmitteln der Großstadt Gebrauch zu machen, wodurch es ihm bald gelang, die Lücken seiner Ausbildung in autodidaktischer Weise auszufüllen. Ganz besonders aber war es der Umgang mit dem Berliner Botaniker Willdenow, der ihn mit Leidenschaft das Studium der Botanik ergreifen ließ und bald zu einem der ausgezeichnetsten Schüler dieses Meisters machte. Eine Flora von Berlin, in der die Pflanzen nach Linné'schem System geordnet sind, war Kunth's erster schriftstellerischer Versuch. Sie erschien in erster Auflage 1813, in zweiter 1838 zu Berlin unter dem Titel: „Flora Berolinensis s. enumeratio plantarum circa Berolinum sponte crescentium". Ein unerwarteter, für das Leben entscheidender Erfolg lohnte Kunth's eifriges Streben. Nachdem nämlich A. v. Humboldt von seiner großen, in den Jahren 1799—1804 mit Aimé Bonpland gemeinschaftlich unternommenen Reise nach Südamerika zurückgekehrt war, galt es für die Bearbeitung der reichen Pflanzenschätze, die jene Forscher mitgebracht, die geeignete Persönlichkeit zu gewinnen. Zuerst unternahm Willdenow, einer Einladung Humboldt's nach Paris folgend, die Bearbeitung; trat dieselbe aber bald an K. ab, da er schon nach wenigen Monaten Paris zu verlassen genöthigt war. Humboldt acceptirte den ihm aufs wärmste empfohlenen

K. um so lieber, als dessen jugendliche Empfänglichkeit, sowie seine umfassendere Ansicht über organische Entwicklung ihn für die Lösung der gestellten Aufgabe geeigneter erscheinen ließ, als den streng specifisch unterscheidenden Willdenow, dem allgemeinere Gesichtspunkte in der Beurtheilung natürlicher Verwandtschaftsverhältnisse ferne lagen. So kam denn K., 25 Jahre alt, im J. 1813 nach Paris, woselbst er bis 1829 in unermüdlicher Thätigkeit unter stetig wachsendem Ansehen verblieb. Was er während der 16 Jahre seines dortigen Aufenthaltes geleistet, beweisen seine großen, epochemachenden monographischen Arbeiten, die weiter unten erwähnt werden sollen. Schon 1816 wurde K. zum correspondirenden Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Paris ernannt und erst 1829 verließ er die französische Hauptstadt, der er soviel verdankte, um einem Rufe als ordentlicher Professor der Botanik nach Berlin zu folgen. Zugleich erhielt er das Amt eines Vicedirectors des botanischen Gartens. Ueber 20 Jahre segensreichen Wirkens für die Wissenschaft, wie für die ihm unterstellten Institute verlebte er in Berlin. Zum letzten Male besuchte er Paris und seine botanischen Freunde daselbst im J. 1837. Nicht lange darauf stellten sich rheumatische Schmerzen ein, die eine Schwächung des Gehörs zur Folge hatten und nach und nach die sonst feste Gesundheit des Mannes untergruben. Eine im J. 1845 nach Oberbaiern und Salzburg zum Zwecke der Erholung unternommene Reise konnte, da K. in München plötzlich erkrankte, nicht fortgesetzt werden und wiewol er von diesem Unfall wieder genas, war doch ein Trübsinn bei ihm eingekehrt, der nicht mehr weichen sollte. Zwar setzte K. mit Ausdauer die begonnenen wissenschaftlichen Arbeiten fort, doch nicht mehr mit der alten Freudigkeit und auch die liebevollste Pflege der Seinen konnte die unheilvolle Stunde nicht verhindern, die ihn in einem Anfalle von Schwermuth Hand an sich selbst legen ließ. Er starb in einem Alter von noch nicht ganz 62 Jahren. Kunth's Bedeutung für die botanische Wissenschaft erstreckt sich nach zwei Richtungen hin. Einmal liegt sie in den großen Monographien, die als klassische Werke in der systematischen Botanik gelten müssen, sodann aber hat K. in den mit großem Geschick angelegten umfangreichen Herbarien auch späteren Bearbeitern ein werthvolles Material hinterlassen. Freilich hat er das besondere Glück gehabt, daß ihm für seine Arbeiten die besten Quellen zu Gebote standen. Für morphologische Arbeiten und das Studium der Systematik war Paris seiner Zeit ein hervorragend günstiger Ort. K. genoß hier nicht nur des freundschaftlichen Umganges mit den berühmtesten Botanikern des Landes, wie Joseph Jussieu, Richard und Desfontaines, es standen ihm auch die großen Sammlungen des jardin des plantes und die von Benjamin Delessert zur Verfügung, als wären es die seinigen. Eine Reise nach England eröffnete ihm außerdem noch durch die Gunst Robert Brown's die Schätze des Londoner Museums. Im Anschluß an die ihm zunächst gestellte Aufgabe, welche ihn nach Paris führte, entstanden zwei wichtige Arbeiten. Die erste war das vom Verleger mit großer Pracht ausgestattete Werk „Mimoses et autres plantes Légumineuses du Nouveau Continent, recueillies par M. M. de Humboldt et Bonpland", Paris 1819—1824, und die zweite eins seiner bedeutendsten Werke „Synopsis plantarum quas in itinere ad plagam aequinoctialem orbis novi collegerunt A. de Humboldt et A. Bonpland", Parisiis 1822—1825. Namentlich das letztere Werk gibt von der außerordentlichen Thätigkeit Kunth's ein beredtes Zeugniß, wenn man erwägt, daß in demselben über 4500, von Humboldt und Bonpland gesammelte Pflanzen, darunter 3600 neue, beschrieben sind, die zusammen 7 Foliobände füllen. Zu den 700 Kupfertafeln, die das Werk begleiten, zeichnete K. selbst sämmtliche Analysen der Blüthentheile. Nach Vollendung dieser 7 Bände erschien bald ein Auszug der Synopsis in 4 Octavbänden, deren letzter nach der Angabe von 4500 Höhen-

bestimmungen der beschriebenen Arten die Resultate der Humboldt'schen Geographie der Pflanzen darlegt. Eine „distribution méthodique de la famille des Graminées" hatte K. übernommen, nachdem Bonpland, der selbst die Gräser bearbeitet hatte, Paris verlassen und nach Südamerika zurückgekehrt war. Sie erschien aber erst 1837. Neben diesen Arbeiten und unabhängig von ihnen publicirte er noch zu Paris im J. 1822 eine Monographie „Malvaceae, Büttneriaceae, Tiliaceae, familiae denuo ad examen revocatae characteribusque magis exactis distinctae, addita familia nova Bixinarum", Paris. 1822. — Nach Kunth's Uebersiedlung nach Berlin war seine schriftstellerische Thätigkeit eine ebenso umfassende und bedeutende und bewegte sich in derselben Richtung. Nach einigen Vorläufern, als welche ein „Handbuch der Botanik", Berlin 1831, das auch ins Holländische übersetzt wurde und eine „Anleitung zur Kenntniß sämmtlicher in der pharmacopoea borussica aufgeführten offizinellen Gewächse, nach natürlichen Familien" (1834) zu bezeichnen sind, erfolgte vom J. 1833—1850 in 5 Abtheilungen die Herausgabe eines umfassenden Werkes unter dem allgemeinen Titel „Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum secundum familias naturales disposita, adjectis characteribus, differentiis et synonymis". Stuttgardiae et Tubingae. Der erste, A. v. Humboldt gewidmete Abschnitt, betitelt: Agrostographia synoptica, behandelt die Gräser in 2 Bänden, von denen der zweite als Supplement zum ersten 1835 erschienen ist und zu 876 Arten des ersten Bandes mehr oder weniger ausführliche, meist auf die Fruktificationsorgane gerichtete Beschreibungen, nebst einer Reihe darauf bezüglicher Abbildungen enthält. Die zweite Abtheilung kam als Cyperographia synoptica 1837 heraus und ist den Cyperaceen gewidmet, die übrigen drei, nach kurzen Zwischenräumen erschienen, behandeln die übrigen Monocotyledonen. Die fünfte Abtheilung wurde schon während Kunth's leidendem Zustande verfaßt. Nur ein eiserner Fleiß, ein Besitz umfassender Kenntnisse konnte ein Werk wie das erwähnte zu Tage fördern, das zwar in manchen Punkten durch die spätere Forschung vertieft, in manchen auch wol berichtigt worden ist, das aber seiner Zeit durch die große Fülle des gebotenen Materials eine werthvolle Bereicherung der Systemkunde darstellte. Um so bewundernswerther muß es erscheinen, daß K. nebenher noch Zeit fand, seiner Pflicht als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, wozu er bald nach seiner Rückkehr nach Deutschland erwählt wurde, in vielen in den Akten dieser gelehrten Körperschaft veröffentlichten Arbeiten in umfassender Weise zu genügen. Von jenen Arbeiten seien folgende genannt: „Vier botanische Abhandlungen, gelesen in der Akademie der Wissenschaften den 24. März 1831: 1) Ueber die Verwandtschaft der Gattung Stilbe, 2) Ueber eine neue Gattung der Nyctagineen, 3) Ueber die Gattung Sympieza Lichtenst., 4) Ueber die Willdenow'sche Gattung Omphalococca" und ferner: „Zwei botanische Abhandlungen, gelesen am 19. Juli 1832: 1) Ueber die Blüthen- und Fruchtbildung der Cruciferen, 2) Ueber einige Aublet'sche Pflanzengattungen". Auch ein „Lehrbuch der Botanik", in welchem das von K. sonst weniger beherrschte Gebiet der Physiologie nach den neuesten Entdeckungen ebenfalls mit Sachkunde behandelt ist, beschäftigte den bereits von seinem Leiden heimgesuchten Mann und gelangte 1847 zur Veröffentlichung. Außer durch diese aufgezählten Publikationen machte sich K. um die botanische Wissenschaft auch noch, wie schon oben erwähnt, durch seine großartigen Pflanzensammlungen verdient. Er schuf unter bedeutenden Opfern ein Herbarium, das nicht nur zu den reichhaltigsten gehörte, die je ein Privatmann besessen, sondern auch, da es sehr viele Originalpflanzen enthielt und durchweg sachgemäß nach natürlichen Familien und kritisch untersuchten Geschlechtern und Arten geordnet war, einen großen Schatz unpublicirten Wissens repräsentirte. Nach Kunth's Tode wurde es, wie es von jeher sein Wunsch ge-

wesen, von der preußischen Regierung angekauft und blieb so seinem Vaterlande erhalten. Es bestand: 1) aus einer allgemeinen Sammlung, 44 500 Arten in 60 000 Exemplaren enthaltend, von denen einen großen Theil die aus dem Pariser Museum stammenden und die meisten (circa 3000) von Humboldt und Bonpland gesammelten Pflanzen, einen anderen Theil die von K. aus dem jardin des plantes getrockneten Pflanzen ausmachen; 2) aus einer Sammlung getrockneter Pflanzen des Berliner botanischen Gartens mit 10 030 Arten; 3) aus einer Sammlung ausländischer Holzarten. Diese Sammlungen, im Ganzen 55 000 Arten enthaltend, legen ebensowol von einem bewundernswürdigen Fleiße Zeugniß ab, der sich auch in den vielen, den Exemplaren beigefügten Analysen offenbart, wie sie zugleich Kunth's außergewöhnliches Geschick documentiren, unbenannte Pflanzen richtig unterzubringen. Gegenwärtig bilden diese Sammlungen den größten Theil des sogenannten Generalherbars des Berliner botanischen Museums. So hat sich K. ein dauerndes Andenken in der Geschichte der Botanik gesichert. Daß er auch als Mensch von allen, die ihn gekannt, hochgehalten und geschätzt wurde, mögen die Schlußworte des Nekrologs zeigen, mit denen A. v. Humboldt des verstorbenen Freundes gedachte: „Das Andenken meines Freundes wird lange gefeiert werden; nicht blos da, wo sein glänzendes wissenschaftliches Verdienst und sein Einfluß auf den analytisch und systematisch beschreibenden Theil der allgemeinen Pflanzenkunde erkannt werden kann, sondern auch bei denen, welche nach freier, rein menschlicher Ansicht zu schätzen wissen Einfachheit eines gediegenen Charakters, Zartheit der Gefühle und die das Leben verschönernde Anmuth der Sitten."

Preuß. Staatsanzeiger vom 9. Mai 1851.

E. Wunschmann.

Kuntz: Karl K., Maler und Radirer, geb. in Mannheim im J. 1770, † als Hofmaler und Galeriedirector zu Karlsruhe am 8. September 1830. Nachdem er seine ersten Lehrjahre in Mannheim verlebt hatte, ging er 1790 nach der Schweiz und Oberitalien. Als die Pfalz an Baden fiel, kam er durch Weinbrenner's Vermittelung nach Karlsruhe. Vorzüglich naturtreu und lebendig war er in der Darstellung von Rindern, Schafen, Ziegen und Pferden, von denen er Thonmodelle nach der Natur zu machen pflegte. Er zeichnet streng, seine Farbe ist klar, die Lüfte zart, doch fehlt es bei Glätte der Darstellung oft an Kraft. Bedeutender als z. B. in den Bildern dieser Art, welche die Karlsruher Kunsthalle besitzt, erscheint er in seinen unmittelbar nach der Natur gemachten Studien, deren man z. B. in der Mannheimer Galerie findet. Außerdem hat er zahlreiche Ansichten von Mannheim, Baden, Heidelberg, Schwetzingen rc. in Aquatinta verfertigt und nach Paul Potter, Roos, v. d. Tres, v. d. Velde radirt. — Sein Sohn Rudolf K., geb 1797, † zu Karlsruhe 1848, malte in der Weise des Vaters, ohne ihm gleichzukommen und war zugleich Kupferstecher und Lithograph.

Vgl. Woltmann in Weech's Bad. Biogr. I. S. 487. v. L.

Kunz: Heinrich K., Spinner, geb. den 1. März 1793 in Oetwil, † den 21. August 1859 in Niederuster, Kanton Zürich. Ein kleines Bauerngütchen und die Fabrikation von Baumwolltüchern boten dem Vater Kunz' die Mittel, seine zahlreiche Familie ehrlich durchzubringen; aber unverdrossener Fleiß, pünktliche Ordnung und strenge Sparsamkeit mußten mithelfen, wenn die Mittel genügen sollten. Unter dem Regiment dieser häuslichen Tugenden wuchs K. auf, durchlief zuerst die Primarschulen seines Heimathsorts und durfte nachher noch drei Jahre lang die Schule der Erziehungsanstalt Fierz in dem eine Stunde weit entfernten Männedorf besuchen. So kam er für damalige Verhältnisse wohl vorbereitet mit ca. 16 Jahren als Handelslehrling in eine Baumwollspinnerei

zu Gebwiler im Elsaß. Kaum hatte der Lehrling hier mit eigenen Augen gesehen, wie unter der Herrschaft der napoleonischen Continentalsperre die kaum auf das Festland verpflanzte mechanische Spinnerei im Elsaß prächtig gedieh, so trieb er mit Einsendung genauer Berechnungen und von Zeichnungen, die ihm ein Arbeiter besorgte, seine Eltern unaufhörlich an, in der Heimath ebenfalls eine solche Spinnerei einzurichten, mit welcher es bei der schon weit entwickelten Baumwollindustrie jener Gegend gar nicht fehlen könne. Im Frühjahr 1811 gab der Vater dem Drängen seines noch sehr jugendlichen Sohnes nach und kaufte bei Oetwil ein größeres Haus, auf dessen Estrich Raum war zur Aufstellung von ein paar Handspinnstühlen. Die feineren Bestandtheile der Maschinen wurden aus dem Elsaß geliefert, das Uebrige in Oetwil angefertigt. Gleichzeitig gab K. dem Vater den verständigen Rath, die Landwirthschaft ganz auf die Seite zu setzen und ausschließlich die Fabrikation zu betreiben, da Beides nebeneinander nicht gehe. Die außerordentlich schwierigen Zeitverhältnisse und die ebenso schwierigen ökonomischen Verhältnisse, mit denen die Eltern zu kämpfen hatten, ließen es indeß dem Sohne bald als durchaus nothwendig erscheinen, selbst in die Heimath zurückzukehren und die Leitung des neuen Geschäfts in die eigenen Hände zu nehmen. Mit merkwürdiger Sicherheit und Thatkraft griff er sofort ein, setzte zunächst Alles daran, ganz tadellose Garne zu liefern und dadurch eine ganz zuverlässige Kundschaft zu gewinnen; dann schritt er unverzüglich zu größeren Operationen. Zuerst erwarb er sich die Sägemühle bei Wetzikon und wandelte sie zu einer Spinnerei mit Wasserbetrieb um, gleichzeitig gründete er gemeinsam mit Anderen eine Spinnerei zu Schaffhausen, ebenfalls mit Wasserbetrieb. Schon im J. 1816 genügten die Erträgnisse dieser ersten, bescheidenen Etablissements, um den Plan zu fassen, mit eigenen Mitteln am Aabache in Oberuster eine ganz neue, für damals ungewöhnlich große Spinnerei zu errichten. Nach zwei Jahren war der Bau vollendet und zwar ohne daß K. mit demselben seine Kräfte überschätzt hatte, wie man vielfach glaubte. Der Betrieb ging auf gemeinschaftliche Rechnung von Vater und Sohn. Als der Erstere im J. 1825 starb, hinterließ er ein Vermögen von 250 000 Gulden; der Letztere hatte nun vollständig freie Hand und schritt in der Vollkraft seiner Jahre von einer Gründung zur anderen: 1826 errichtete er eine Spinnerei in Niederuster, 1829 in Windisch, Kanton Aargau, 1831 in Kempthal, 1835 in Adliswil; es folgten die Spinnereien Linthal im Glarnerland, Rorbas und als letzte, am Ende der Vierziger Jahre, die Spinnerei Aathal. Zum größeren Theile waren diese Etablissements ganz neu errichtet, zum kleineren als schon bestehende Fabriken übernommen und umgewandelt worden; Rorbas fiel K. zu, weil der Unternehmer die aus den Kunz'schen Werkstätten gelieferten Maschinen nicht zu bezahlen vermochte; denn auch eigene mechanische Werkstätten hatte K. eingerichtet, um Alles, was zur Spinnerei gehörte, selbst herstellen zu können. Freilich aufs „Pröbeln" durfte man sich in denselben nicht einlassen. Das schon Bewährte musterhaft auszuführen, das verlangte er lediglich von seinen Angestellten und Arbeitern, und um selbst mit dem Neuesten und Besten jederzeit bekannt zu sein, machte er wiederholt Reisen nach Frankreich und England. So war K. durch die rastlose Arbeit von vier Jahrzehnten zum „Spinnerkönig" geworden, Spinnerkönig in doppelter Beziehung, sowol durch den unbestrittenen Vorrang seiner Baumwollgarne vor allen anderen des Continents, als auch durch die Großartigkeit seines Geschäftsbetriebs; beschäftigte er doch in runden Zahlen 150 000 Spindeln und 2000 Arbeiter und Angestellte, denen er jährlich etwa 700 000 Franken an Löhnen und Gehalt ausbezahlte. Es bedurfte eines organisatorischen Genies, nicht blos um diese Riesenschöpfung aufzuführen, sondern auch um sie

in geordnetem Gang zu erhalten. Unbeirrt durch irgendwelche Hindernisse, mit einem Selbstvertrauen, das niemals durch den leisesten Zweifel an der eigenen Kraft und der richtigen Einsicht gestört wurde, war K. geradewegs auf sein Ziel losgegangen und hatte dasselbe glücklich erreicht. In gehobenem Selbstgefühle, unfähig Widerspruch zu ertragen, lenkte er das verwickelte Getriebe, stellte rücksichtslose Anforderungen an sich selbst und nicht geringere an alle seine Mitarbeiter, die einem strengen Bußensystem unterworfen waren; selbstherrisch und von seinem wirklichen oder vermeintlichen Rechte bis zu dem Grade überzeugt, daß er sich nach einem verlornen Proceß wegen Wasserbauten zu thätlichem Widerstand gegen den gerichtlichen Entscheid hinreißen ließ, wofür er acht Tage ins Gefängniß wandern mußte, so bitter es ihm ankam. Man mag sich vorstellen, wie es diesen Mann in seinem Innersten traf, als um sein 60. Altersjahr durch polizeiliches Einschreiten in seinen Fabriken ein wohl organisirtes Diebs- und Hehlertreiben aufgedeckt wurde, an dem sich unter der Leitung einiger schmeichlerischer, aber gefügiger und eben darum mit seinem unbedingten Vertrauen beschenkter Günstlinge Hunderte von Arbeitern betheiligten und das die Bewohnerschaft ganzer Dörfer demoralisirte. Diese „Niederlage vor sich selbst" brach das Selbstvertrauen des so stolzen und energischen Mannes vollständig. Seine Haltung wurde von dieser Zeit an ebenso schwankend und zaudernd, wie all sein Thun und Handeln früher sicher und rasch gewesen war. Er begann einzelne Etablissements zu verkaufen und die Beihülfe von Verwandten zu der Leitung und Ueberwachung der Geschäfte heranzuziehen und anzunehmen. Die rechte Lebens- und Schaffensfreudigkeit war dahin. Im August 1859 brachte K. von einer Vergnügungsreise nach München den Keim eines Nervenfiebers mit sich zurück und erlag dieser Krankheit am 21. dieses Monats. Sein Nachlaß wurde auf 25 Millionen Franken geschätzt; begreiflich, daß bei einem solchen Reichthum die außerordentlich einfache Lebensweise des allein stehenden Mannes, der seine einzige Freude in rastloser Arbeit fand, als Geiz ausgelegt wurde.

Wartmann.

Kunz: Konrad Max K., Componist, geb. am 30. December 1812 als Sohn eines Stadtthürmers zu Schwandorf in der Oberpfalz, empfing am Gymnasium zu Amberg und dann auf der Universität zu München, wo er dem Studium der Philosophie und Philologie oblag, hohe Gewandtheit in den klassischen Sprachen, aber auch frühzeitig schon die trefflichste Unterweisung in der Musik, wozu er die größte Befähigung hatte, welche durch den Hofkapellmeister Hartmann Stuntz glücklich erkannt und streng wissenschaftlich ausgebildet wurde. Seine Mittellosigkeit zwang ihn durch Clavierunterricht den Lebensunterhalt zu erwerben (daher seine „Praktische Pianoforte-Schule", 1841, opus 2), auch leitete er als Chormeister die „Münchener Liedertafel" und die „Bürger-Sänger-Zunft" und darf deshalb mit Recht als einer der Väter des deutschen Männergesangs gelten. In Folge seiner Leistungsfähigkeit in der Führung großer Massen wurde K. als Dirigent zum ersten Sängerfeste in Freising 1844 und 1847 nach Regensburg berufen, inzwischen 1845 als Chordirigent am Münchener Hof- und Nationaltheater angestellt, welchen Posten der wackere Mann mit größter Gewissenhaftigkeit und eiserner Ausdauer bis wenige Jahre vor seinem Abscheiden ausfüllte. Ihm hatte der Münchener Hoftheaterchor die Begründung seines weit über Deutschland hinaus reichenden Rufes zu danken. Für die Münchener Liedertafel componirte K. seine berühmt gewordenen Chöre, z. B. den mächtig dahin brausenden Schlachtgesang an „Odin", die „Hymne an Hertha" (gedichtet von Dr. Ludwig Koch, vierstimmig als op. 7 Leipzig bei Breitkopf & Härtel), das feierlich großartige „Wenn heut ein Geist herniederstiege" nach Uhland und dessen Brautgesang „Das Haus benedei' ich", den „Nachtgruß" (von Eichendorff, vierstimmig 1877 als

Manuscript bei Aibl, op. 12), auch setzte er ältere Lieder, wie „Ach Elslein", „Prinz Eugenius" (nach der ursprünglichen Melodie von 1719), dann „Odo olam" (nach einer hebräischen Ritualmelodie), aber auch köstliche Burlesken, z. B. die „Zwei Knödel", das „Metzelsuppen-Lied" (op. 9) nach Uhland, das Kneiplied „Auf beim Spund", op. 17 (Text von Otto v. Reichert) und die Ballade „Der Bauer geht hinter'n Zaun", welche als wahre Muster contrapunktischer Bravour betrachtet werden müssen. Zu dem großen Künstler-Maskenfest 1840 (Albrecht Dürer-Fest), welchem K. als „wilder Mann" (gezeichnet von Eugen Neureuther) beiwohnte, schrieb unser Tondichter als opus 1 die Aufzüge, Zwischenspiele, Menuett und Polonaise (für Clavier bei Falter 1840), dann die „Aufzüge für Naturtrompeten und Pauken" zum Festzug beim 700jährigen Bestehen der Stadt München (op. 15), zwei Märsche „Den Siegern und Gefallenen", 1870—71, für Cavalleriemusik. Die weiteste Verbreitung erhielten seine „200 kleine zweistimmige Canon's, den Umfang einer Quinte nicht überschreitend (Supplement zu jeder Pianoforteschule), opus 14", München 1877 bei Aibl, welche mit Vorwort von Dr. Hans v. Bülow, dann mit französischem Text von E. Laurent (1878), englisch von L. Rothfeld, ebenso mit schwedischem, russischem und dänischem Text erschienen. Außerdem gab K. „Oberpfälzische Bauerntänze" (Mainz 1855) heraus und lieferte die vierstimmige Bearbeitung der Melodien zu G. Scherer, „Die schönsten deutschen Volkslieder" ꝛc. Die Zahl seiner großentheils noch ungedruckten Werke beläuft sich auf 64. Besondere Erwähnung verdient noch die von dem heitersten Geiste echten Humors eingegebene Satire „Die Stiftung der Moos-Gau-Sänger-Genossenschaft Moosgrillia" (München 1866 bei Hermann Manz, 32 S. 8°), worin K. mit schonungslosem Spotte die Auswüchse des Sangesbrüderthums geißelte, aber auch seinem Unmuth über die Zukunftsmusik die Zügel schließen ließ. Sie kann, sowol in Tendenz wie nach ihrer Schreibart, als ebenbürtiges Seitenstück zu Jos. Ant. Koch's „Rumfordischer Suppe" gelten. K. war ein seltener Charakterkopf, ein biederer wahrer Mann, ohne Falsch, kerndeutsch, ein idealer Künstler, aber in rauher, fast unerträglicher Schale, eine ganz sokratische Natur, frei von aller Sucht nach äußerem Glanze, mit reicher Schöpfergabe, Originalität und tiefster Empfindung für den reinen Charakter der Kunst ausgestattet. Kein Kind des Glücks fand er nie die ihm gebührende Muße noch die höhere Wirksamkeit, daher sein mehr als bescheidenes, zurückgezogenes, ja verstecktes misanthropisches Leben. Er starb arm, wie er immerdar gelebt, am 3. August 1875 im Allgemeinen Krankenhause zu München. Seine Freunde setzten ihm auf dem südlichen Kirchhofe eine von Rudolf Schwanthaler gemeißelte Porträtbüste, welche überraschend und unwillkürlich an jene im Museo Napoli befindliche Herme des Sokrates gemahnt.

Vgl. die gelungene Charakterzeichnung von Martin Greif in Nr. 92 des Augsb. „Sammler" vom 14. August 1875 und H. Mendel, Musikal. Conversat.-Lex. 1876, 6. Bd., S. 200. Hyac. Holland.

Kunze: Gustav K., Botaniker, geb. am 4. October 1793 zu Leipzig, † als ordentlicher Professor der Botanik ebendaselbst am 30. April 1851. Er war der Sohn eines Oberschöppenschreibers im Rathe der Stadt Leipzig und genoß eine treffliche Erziehung, sowie einen wohlgeordneten Unterricht auf der Rathsfreischule seiner Vaterstadt. Durch beides wurden die vielseitigen Anlagen des Knaben zu frühzeitiger Reife entwickelt. In gleicher Weise zeichnete sich schon der Jüngling durch eine seltene Beherrschung der Musik, wie durch sein Geschick im Zeichnen und Radiren, durch sein Talent für bildende Künste, wie nicht minder durch seine Fertigkeit in allen körperlichen Uebungen vor allen Altersgenossen aus. Kurz er scheint ein sogenannter Musterknabe gewesen zu sein, doch ohne die Fehler eines solchen zu besitzen. Daß in dem Knaben bei

solchen Anlagen auch ein reger Sammeleifer erweckt wurde, war erklärlich; dieser warf sich zuerst auf die Schmetterlinge. Ein großes Glück aber für ihn, wie für die Wissenschaft war es, daß dieser jugendliche Hang durch treffliche Leitung in richtige Bahnen gelenkt wurde. Schon auf der Thomasschule zu Leipzig, in die K. im J. 1858 eintrat, um die akademische Laufbahn sich zu öffnen, schloß er sich innig an den gleichen Bestrebungen huldigenden Ludwig Reichenbach an, den später berühmten Entomologen und Botaniker. Noch mehr aber wurden seine Kenntnisse bereichert durch die wohlwollende Fürsorge, welche der naturwissenschaftliche Professor Germar, früher in Halle, und der Botaniker Professor Schwägrichen beiden talentvollen Knaben zuwendeten. So aufs trefflichste vorbereitet, bezog K. 1813 die Universität seiner Vaterstadt, um neben dem Studium der Medicin sich eingehend mit den Naturwissenschaften, besonders mit der Botanik, zu beschäftigen. Auf Grund einer Dissertation „De dysphagia commentatio pathologica“ wurde K. am 22. Juni 1819 zum Dr. med. promovirt. Es war jedoch diese Arbeit nicht seine erste schriftstellerische Leistung. Bereits im J. 1817 hatte er im Verein mit dem Lehrer der Naturwissenschaften zu Tiefurth bei Weimar, Dr. Johann Karl Schmidt, der ihn zum Studium der mikroskopischen Pilze veranlaßt hatte, den ersten Band der „Mykologischen Hefte“ erscheinen lassen; deren zweiter Band 1823 nachfolgte und in denen manche neue Entdeckung des jungen Gelehrten verzeichnet war. Auch hatte K. schon ein Jahr vorher, ebenfalls zusammen mit Schmidt, 8 Lieferungen getrockneter Schwämme, 200 Nummern enthaltend, veröffentlicht. In ähnlicher Weise war K. für Entomologie thätig, wozu ihm die Anregung von seinem Freunde Reichenbach wurde. Im J. 1818 gab er eine Reihe von Beobachtungen über die Gruppe der Curculioniden in den Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Halle unter dem Titel „Entomologische Fragmente“ heraus. Doch bildeten alle diese Arbeiten vorläufig nur Nebenbeschäftigungen, die neben dem Studium der Medicin, als der Berufswissenschaft, einherliefen. Im J. 1822 wurde K. außerordentlicher Professor der Medicin und bald darauf Custos der Gehler'schen Bibliothek, was er bis zum J. 1848 geblieben ist. Inzwischen waren umfassende Arbeiten von Schwägrichen über die Moose und von Kaulfuß solche über die Farne erschienen. Dies war für K. die Veranlassung, sich mit Eifer auf das Studium dieser schwierigen Formen des Gewächsreiches zu werfen. Es ist überhaupt eine bemerkenswerthe Charaktereigenschaft Kunze's gewesen, daß er, wenn er durch irgend eine specielle geistige Beschäftigung eines Anderen angezogen wurde, sich diesem anschloß und in derselben Richtung geistiger Thätigkeit Meister zu werden trachtete. So wurden denn die Farne von nun an der Mittelpunkt von Kunze's botanischer Thätigkeit und sind seine Lieblingskinder aus der Pflanzenwelt stets geblieben. Zunächst bearbeitete er die von Christian Friedrich Ecklon zusammen mit Karl Zeyher in Südafrika gesammelten Farne, veröffentlicht in der Zeitschrift Linnaea (Vol. X) unter dem Titel „Plantarum acotyledonarum Africae australioris recensio nova e Drègei, Ecklonii et Zeyheri aliorumque peregrinatorum collectionibus aucta et emendata. Particula prima, Filices complectens“, Lipsiae 1836. Nach Kaulfuß' Tode erstand K. dessen Manuscripte nebst den noch nicht publicirten Kupferplatten, auch sorgte er dafür, daß die reiche Farnsammlung jenes Forschers durch Uebergang in die Hände des beiden Männern befreundeten v. Römer in Dresden vor Zersplitterung bewahrt und dem Vaterlande erhalten blieb. Seine eignen Studien über diesen Gegenstand veröffentlichte K. außer in einigen kleineren Monographien und in der Bearbeitung der Farne einzelner Floren in seinen beiden Hauptwerken: 1) „Analecta pteridographica s. descriptio et illustratio Filicum aut novarum, aut minus cognitarum“, Lipsiae 1837 und 2) „Die Farnkräuter, in colorirten Abbildungen

naturgetreu erläutert und beschrieben." Schkuhr's Farnkräuter, Supplement. Bd. I (Lieferung 1—10) 1840—47, Bd. II (Lieferung 11—14) 1848—51. Es ist namentlich das erstere Werk eine bedeutsame Erscheinung in der Literatur über die Systematik der Kryptogamen. In demselben sind 68 Farne aus allen Abtheilungen dieses Formenkreises beschrieben und mit kritischen Bemerkungen versehen, die eine sehr genaue Naturbeobachtung voraussetzen. Durch die beigegebenen guten Abbildungen und die ganze Ausstattung stellt sich das Werk den besten ähnlichen Werken des Auslandes würdig an die Seite, durch seine Bearbeitung übertrifft es alle bis dahin publicirten. Im Anschluß an das zweitgenannte Werk und gleichzeitig mit demselben behandelte K. auch die Supplemente zu Schkuhr's Riedgräsern, einer ebenfalls schwierigen Pflanzengruppe, deren ausführliche Beschreibungen durch recht gute Abbildungen illustrirt werden. Schon durch seine ersten Arbeiten über die Farne erwarb sich K. den Ruf eines der besten Kenner dieser Pflanzenformen auf dem Continent, was ihm 1835 die außerordentliche Professur der Botanik auf der Universität Leipzig einbrachte. Seine Thätigkeit blieb jetzt dieser Wissenschaft allein zugewandt und so wurde er 1845 ordentlicher Professor, nachdem er bereits 1837 die Verwaltung des botanischen Gartens übernommen hatte. Unter seiner Leitung und der thätigen Beihülfe des wohlverdienten Gärtners Plaschnick erblühte dieses Institut zu neuem Glanze; seine Farnsammlung wurde die reichste Europa's und wies bei Kunze's Tode von diesen Gewächsen allein 450 Arten auf. Mit Reichenbach und vier anderen, nicht dem Gelehrtenstande angehörenden Naturfreunden zusammen, gehörte K. zu den Gründern der im October 1818 ins Leben getretenen naturforschenden Gesellschaft zu Leipzig, die sehr bald an Ansehen gewann und ihre ersten Schriften 1822 veröffentlichte. Nach Reichenbach's Uebersiedlung nach Dresden im J. 1820 erhielt K. das Secretariat der Gesellschaft, das er bis zu seinem Tode behielt. An äußerer Anerkennung hat es K. nicht gefehlt. Schon als Schüler und Student mit Naturforschern correspondirend, wurde er zuerst von der naturforschenden Gesellschaft zu Halle, dann von der botanischen Gesellschaft zu Regensburg zum Mitgliede ernannt und bis an sein Lebensende folgten Diplome der Ehrenmitgliedschaft von den verschiedensten wissenschaftlichen Vereinen fast aller Länder. Hätte K. kein einziges größeres Werk geschrieben, so hätte er dennoch um die botanische Litteratur sich wohl verdient gemacht. Die kritischen Verzeichnisse seiner Farnsammlungen („Indices Filicum in hortis europaeis cultarum" etc., Halis 1858 und Argentorati 1853), sodann seine Sammlungen selbst, seine Mittheilungen an befreundete Botaniker sind so reich an mühsam geschaffenen litterarisch wichtigen Notizen, daß sie allein schon den Werth so mancher in der Litteratur hervortretenden Bücher übertreffen. Denn fast mit allen namhaften Botanikern und Zoologen seiner Zeit stand K. in persönlichem oder brieflichem Verkehr. Jedoch noch nach einer anderen Seite hin ist K. für die Wissenschaft thätig gewesen. Ihn interessirte in hohem Grade die nahe Beziehung der Botanik zur Heilmittellehre und nach Maßgabe seines Studienganges war Niemand mehr befähigt als K. in diesem Sinne zu wirken. So gab er im Vereine mit seinem Freunde Kummer eine treffliche, sehr vermehrte Uebersetzung von Achille Richard's „Medicinische Botanik" heraus, die in zwei Bänden 1824 zu Berlin erschien. Ferner bearbeitete er selbständig den zweiten Band von „Fr. Göbel's pharmazeutischer Waarenkunde", der in 8 Heften von 1830—1834 herauskam. Von Magendie's „Vorschrift zur Bereitung neuer Arzneimittel" hat er die deutsche Bearbeitung mit Anmerkungen und Zusätzen in der dritten bis sechsten Auflage (Leipzig 1824—1831) gegeben. Endlich erschien von ihm „Raspail, Naturgeschichte des Insects der Krätze, vergleichende Untersuchung aus dem Französischen mit Anmerkungen", Leipzig 1835. Daß K. indessen auch

die nicht ausschließlich seiner speciellen Richtung angehörenden Fragen in der botanischen Wissenschaft mit regem Interesse verfolgte, bezeugt die lebhafte Theilnahme, die er für die von seinem Collegen W. Hofmeister ausgeführten epochemachenden embryologischen Untersuchungen an den Tag legte. Ueberhaupt liegt Kunze's Bedeutung wol am meisten in der Vielseitigkeit seines Wissens, das, an Umfang wie an Gründlichkeit gleich hervorragend, ihn zu einem der fruchtbarsten Lehrer seiner Wissenschaft machte. Die politischen Tagesfragen berührten ihn nicht, in der strengsten Pflichterfüllung innerhalb der engeren Sphäre seiner Wissenschaft und seines Berufs sah er seine alleinige Lebensaufgabe und inmitten seiner Berufsthätigkeit wurde er auch hinweggerafft. Nachdem er noch in der frühen Morgenstunde seiner gewohnten Beschäftigung im botanischen Garten nachgegangen war, wurde er bei der Heimkehr in seine Wohnung vom Schlage getroffen und verschied auf der Stelle. Er erreichte ein Alter von nicht ganz 58 Jahren. In der Gattung Kunzea, aus der australischen Familie der Myrtaceen, hat sein Freund L. Reichenbach sein Andenken gesichert.

L. Reichenbach, Worte zur Erinnerung an G. Kunze, Vortrag, geh. in der Sitzung der naturforsch. Gesellschaft zu Leipzig am 13. Mai 1851.

E. Wunschmann.

Kunzen: Friedrich Ludwig Aemilius K., ein Componist des 18. Jahrhunderts, war 1761 oder 1763 in Lübeck geboren, studirte in Kiel, wo er mit dem Dichter Cramer freundschaftlichen Umgang hatte. Seine Anlagen für Musik zeigten sich sehr früh und er war besonders ein tüchtiger Clavierspieler; doch auch das Talent der Composition bewies er schon 1784 durch die Composition der geistlichen Lieder seines obengenannten Freundes, die 1785 bei Breitkopf und Härtel in Leipzig gedruckt wurden. J. A. P. Schulz, der bekannte Componist, lernte ihn in Kiel kennen und schreibt an Gerber: „Ich hatte oft Gelegenheit sein fertiges Clavierspielen, schnelles Notenlesen, brillantes und geschmackvolles Fantasiren, seine gründlichen Einsichten in die Composition, die er sich durch eignen Fleiß erworben hatte, seine Ausarbeitungen mancherlei Art, mit einem Worte, sein großes Genie zu bewundern." Von Kiel aus ging er 1787 nach Kopenhagen, wo er als Cembalist angestellt ward, sich aber daneben durch Stundengeben, wozu er die geringste Neigung hatte, sein Leben fristen mußte. Hier kam 1789 seine erste Oper, „Holger Danske" von Baggesen zur Aufführung, die aber, vom Publikum zwar nicht übel, um so übler aber von den das Theater beherrschenden Kritikern Rahbeck und seiner Partei aufgenommen ward und zu einer heftigen Theaterfehde Anlaß gab. Seine Freunde zwar sahen, wie Fink schreibt, in ihm den künftigen Meister und rühmten seine Erfindung, „namentlich im Wechsel des Erhabenen, Sanften und Komischen zeigte sich Verstand und Gefühl in gutem Einklange". Gleichwol vertrieb ihn dieser Mißerfolg; er ging 1789 nach Berlin. Hier fand er an Reichardt einen warmen Freund, mit dem er 1791 ein „Musikalisches Wochenblatt" und 1792 die „Musikalische Monatsschrift" herausgab, doch beide Unternehmungen erwiesen sich nicht lebensfähig. Endlich fand er in Frankfurt a/M. eine ihm angemessene Stelle an dem neu errichteten Theater; er wurde dort Musikdirector mit einem Gehalte von 900 Gulden. Charakteristisch für die damalige Zeit ist es, und giebt uns den Beleg, wie langsam sich Mozart's Werke verbreitet haben, daß K., wie Schulz schreibt: „diese Stelle den Vortheil gewährte, aufs genaueste mit dem Genie Mozart's in dessen Singstücken bekannt zu werden, mit dem sich das seinige bald innig verwebte. Diesem Vorbilde arbeitete er nun mit so glücklichem Erfolge nach, daß als er etliche Jahre nachher (1795) ebenfalls als Musikdirector bei der Schauspielergesellschaft in Prag sein „Winzerfest" (richtiger „Die Weinlese", Oper in 3 Akten) auf das dortige

Theater brachte, das Prager Publikum es mit dem lautesten Beifall aufnahm, ohngeachtet solches so sehr durch die Mozartschen Singstücke verwöhnt war, daß in langer Zeit kein anderes dort hatte aufkommen können." (sic?) Fink dagegen schreibt: Bemerkenswerth ist es noch, daß er selbst (nämlich K.) in späteren Jahren von seiner Oper: „Die Weinlese", die so allgemeinen Beifall fand, gerade das wenigste hielt, immer wünschend, es möchten lieber seine übrigen Werke in Deutschland öffentlich bekannt werden; wozu jedoch die Theaterunternehmer nicht zu vermögen waren. Im Jahre 1795 legte Schulz seine Kapellmeisterstelle in Kopenhagen krankheitshalber nieder und schlug seinen Freund K. vor, der sie auch erhielt und bis an sein Lebensende bekleidete. K. hatte sich schon in Frankfurt mit der Sängerin Zocherini verheirathet, die sowol in Frankfurt, als auch in Prag als erste Sängerin debutirte. In Kopenhagen trat sie, so viel bekannt, nur als Concertsängerin auf. K. komponirte nun für die dänische Bühne mehrere Opern und Oratorien: 1796 „Hemmeligheden" (das Geheimniß); 1797 „Dragedukken" und „Jokeyen"; 1798 „Erik Ejegod"; 1799 „Naturens Röst", „Min Bedstemoder" und „Ossians Harfe"; 1802 „Die Heimkunft" (nach Gerber) und anderes; dann die Cantaten und Oratorien: 1796 „Die Auferstehung"; 1798 Halleluja der Schöpfung; 1800 Hymne auf Gott und Trauercantate auf seinen Freund J. P. A. Schulz u. a. (siehe Gerber und die Allgemeine musikalische Zeitung in Leipzig. Jahrgang XVII. S. 65, dort auch Jahrgang XIX. S. 185, eine Biographie über K.). Seine übrigen Compositionen bestanden in Clavierstücken und Orchesterwerken, auch soll er in obiger Musikzeitung nach des Redacteurs (G. W. Fink) eigenen Angaben „mehrere verdienstliche Aufsätze geliefert haben", da aber die Redaction damals nicht beliebte, die Mitarbeiter unterzeichnen zu lassen, so bleibt man im Dunkeln, welche? K. starb nach der unzweifelhaft zuverlässigen Angabe Overskou's im Danske Skueplads IV. S. 428, am 28. Januar 1817. Die Urtheile in damaligen Zeitschriften stellen seine Compositionen sehr hoch und preisen sie als das Schönste und Herrlichste. Den Dänen galt er fast als Däne und sie priesen besonders das nationale Gepräge seiner Musik. Rob. Eitner.

Kuenzer: Dominikus K., Abgeordneter des badischen Landtags und katholisch=kirchlicher Reformer, geb. zu Freiburg, den 17. Mai 1793, † zu Konstanz, den 11. Mai 1853. Nach Vollendung der Universitätsstudien in Freiburg, nach Absolvirung des Cursus im Priesterseminar zu Meersburg, 1815 zu Weingarten zum Priester geweiht, wurde K. Pfarrer zu Rohrbach bei Triberg, hierauf Pfarrer, Decan und Schulvisitator zu Bonndorf, 1836 Spitalpfarrer in Konstanz. Im freundschaftlichen Verkehr mit dem Freiherrn v. Wessenberg und den in josephinischem Geiste wirkenden älteren Geistlichen des Seekreises, genoß K., ein ausgezeichneter Kanzelredner und als Schulvisitator ein eben so gründlicher Kenner des Schulwesens wie wohlwollender Gönner des Lehrerstandes, in Kurzem einer seltenen Popularität in den weitesten Kreisen der Bevölkerung. Das ihm dargebrachte Vertrauen erwies sich durch seine Wahl in die zweite badische Kammer und später in das Frankfurter Parlament. Auf den Clerus übte K. großen Einfluß aus durch sein Streben, in der katholischen Kirche viele als nothwendig erkannte Reformen durchzuführen, insbesondere durch sein Bemühen, die Berufung von Synoden, aus Geistlichen und Laien zusammengesetzt, zu diesem Zwecke zu erwirken. Um in diesem Sinne zu agitiren, wurde am 4. October 1838 in Schaffhausen ein Verein von Geistlichen und Laien gebildet, der sich zur Aufgabe stellte, die kirchlichen Angelegenheiten in Rede und Schrift frei zu besprechen und dadurch zur Beförderung des kirchlichen Lebens beizutragen. Gegen diesen Verein und seine Tendenzen wurde von Rom und von Freiburg aus Anklage erhoben. Die Curie zu Freiburg verbot

den Pfarrern, die Versammlungen des Vereins zu besuchen, auf ihren Antrieb ließ die badische Regierung den Verein streng überwachen, weigerte sich jedoch, die Theilnehmer, wie man in Freiburg wünschte, staatlich zu maßregeln. Der Verein fand indeß ohne äußere Einwirkungen durch die Theilnahmlosigkeit der Laien ein vorzeitiges Ende. K. seinerseits wurde nicht müde, in Eingaben an den Erzbischof, wie auch im badischen Landtag und später im Frankfurter Parlament den Ruf nach Einführung einer Synodalverfassung zu erheben. Als Abgeordneter zum badischen Landtag gehörte K. der entschieden liberalen Richtung und demgemäß der Opposition an. Als ihm 1842 die Curie den Urlaub versagte, dessen er bedurfte, um die Pfarrei zu verlassen und in den Landtag einzutreten, vertrat zwar die Regierung principiell sein Recht auf Urlaubsbewilligung zu dringen, gab sich aber, da die Curie auf ihrer Verweigerung beharrte, keine Mühe weiter, den unbequemen Oppositionsmann in die Kammer einzuführen. Im Frankfurter Parlament saß K. auf der äußersten Linken und nahm mit seinen Parteigenossen auch noch an den Verhandlungen des Rumpfparlamentes in Stuttgart Theil. Nach dessen Auflösung verlebte er einige Zeit in Appenzell, kehrte dann aber unangefochten nach Konstanz zurück, wo er bis zu seinem Tode sein Pfarramt verwaltete. Er erlebte noch den Schmerz, den Eintritt einer Reactionsperiode zu sehen, in welcher der Ultramontanismus allen den Bestrebungen, für die K. seine beste Kraft eingesetzt hatte, den Fehdehandschuh hinwarf.

Badische Biographien, I, 482 ff. v. W.

Kunzich: Wahsmuot v. K., Minnesänger. In den sechs uns erhaltenen Liedern, deren Thema unglückliche und unerwiderte Liebe ist, lehnt sich der Dichter an den älteren Minnesang; namentlich erscheint er als ein Nachahmer Walthers von der Vogelweide. Ein Oberdeutscher ist er jedenfalls; eine nähere Bestimmung läßt sich nicht treffen. Bemerkenswerth ist immerhin, daß sowol Reinmar von Brennenberg als der Marner einen Sänger Wahsmuot unmittelbar neben einen andern Nachahmer Walthers stellen, den Herrn von Rubin, der einem tirolischen Adelsgeschlecht angehört.

Von der Hagen, Minnesänger 4, 237. — Bartsch, Liederdichter[2] LVIII.
W. Wilmanns.

Kupelwieser: Leopold K., Historienmaler kirchlicher Richtung, wurde am 17. October 1796 zu Piesting in Unterösterreich geboren, zeigte schon in zarter Kindheit Neigung zur Malerei und trat, nachdem er nur die Elementarschulen durchgemacht, erst dreizehn Jahre alt, in die Akademie der Künste zu Wien als Schüler ein. In den J. 1816—1818 kopirte er in der Gemäldegallerie zu Dresden mehrere Werke, malte dann ein lebensgroßes Bildniß des Kaisers Franz I. für den Sitzungssaal des Appellationsgerichtes in Prag, wodurch er sich einen bleibenden Ruf begründete und in den Stand versetzt wurde, Italien bereisen zu können. Obwol K. nur kurze Zeit (1824—1825) dort verweilen konnte, waren die Einwirkungen dieser Reise doch entscheidend für seine fernere künstlerische Thätigkeit. Angezogen von den Werken der alten Florentiner, vor allem des Fra Giovanni Angelico da Fiesole, widmete er sich fortan ganz der religiösen Kunst, und machte zuerst Studien nach den Fresken Fiesoles von solchem Feingefühl, daß man die Hand des ehrwürdigen alten Meisters selbst vor sich zu sehen glaubte. In seine Heimath zurückgekehrt, führte er seit 1825 zahlreiche Altarbilder für verschiedene Kirchen in Ober- und Unterösterreich, Böhmen und Ungarn aus, bis ihm die Erweiterung der Stadt Wien und die vielen Neubauten einen neuen Wirkungskreis eröffneten. Mit Führich die gleiche Anschauungs- und Sinnesweise theilend, schloß er sich enge an diesen an und führte gemeinschaftlich mit demselben die Fresken in der Altlerchenfelder- und

der St. Johanneskirche zu Wien aus, wobei selbstverständlich noch untergeordnete Kräfte mitwirkten. In Verbindung mit Führich und dem Architekten Karl Rösner stiftete K. den Severinsverein und veröffentlichte eine Reihe von Lithographien, um die katholischen Kunstbestrebungen in weitern Kreisen zu verbreiten. Im Jahre 1830 wurde er zum Corrector, 1837 zum ordentlichen Professor der Historienmalerei an der Wiener Akademie ernannt, in welcher Stellung er bis an sein Ende wirkte und viele tüchtige Künstler heranbildete. K. übte einen sehr nachhaltigen und erfreulichen Einfluß auf Neugestaltung der österreichischen Kunst, und machte sich besonders um das Aufblühen der Frescomalerei verdient. Wenn auch minder reich an Erfindungsgabe als sein Freund Führich, ist er frei von dessen Härten und Uebertreibungen, auch milder in seinem Auftreten: sein Styl ist geläuterter, die Zeichnung sicherer und der Ausdruck beseelter. Dazu kommt, daß K. die Technik des Malens vollständig beherrscht und allen seinen Werken das Gepräge feierlicher Einheitlichkeit zu geben weiß. Staunenswerth sind seine Leistungen im Fache der Frescomalerei, welche er mit einer Leichtigkeit und Eleganz behandelt, wie kein Zweiter seiner Zeitgenossen. In der 1841—1846 erbauten Kirche des heil. Johann v. Nepomuk zu Wien führte der Meister das große, in der Chornische befindliche Gemälde aus: den heil. Johannes in einer Glorie, umgeben von den Kirchenvätern. Dieses auch in räumlicher Hinsicht umfassende Werk, zeichnet sich durch seine Empfindung und kräftige Farbe aus, ist dabei trefflich in seiner prospectivischen Wirkung. Nebenher wurden als Staffeleibilder gefertigt: eine „Himmelfahrt Mariä" für die Universitätskirche in Wien, „Mariä Geburt" für die Stiftskirche zu Klosterneuburg, dann „Moses, den Herrn um Sieg über die Amalekiter anflehend". Eine der letzten und zugleich liebenswürdigsten Arbeiten Kupelwieser's ist das zwar nicht große aber mit unübertrefflicher Zartheit vollendete Altarbild für die Irrenhauskirche Slup zu Prag, „Mariä Verkündigung" darstellend. So häufig diese Aufgabe von Künstlern ersten Ranges bearbeitet worden ist, so Gediegenes ein Albertinelli, Ghirlandajo, Raphael und Andere geleistet haben, wird doch dieses nur 6 Fuß hohe und 4 Fuß 6 Zoll breite Bild neben allen frühern und späteren Meisterwerken einen ehrenvollen Platz behaupten. Die beiden fast lebensgroßen Figuren vereinigen sich in dem gothischen an der Oberseite ausgeschweiften Rahmen zu einer pyramidalen Gruppe: auf der rechten Seite, schon etwas in das Mittelfeld des Bildes übergreifend kniet die betende Maria und schaut mit Staunen zu dem hereinschwebenden Boten auf. Demüthige Hingebung, Verschämtheit und Ueberraschung malen sich in dem lieblichen Gesichte, während der Engel seine Botschaft verkündet. Dieser ist ganz in ein lichtes Gewand eingehüllt und gleicht einem schönen Knaben: er verbeugt sich ehrerbietig vor der heiligen Jungfrau und deutet mit der Hand nach oben um seine göttliche Sendung auszudrücken. Jeder überflüssige Prunk wie auch die von den Kirchenmalern beliebten Hülfsmittel, Schriftbänder und Embleme, sogar die Heiligenscheine sind vermieden: man sieht weder typische Gesichter, noch ungebrochene Farben, wie bei Führich und seinen Anhängern, der Künstler hat nur das malerische Element zur Geltung gebracht. An der Ausmalung der Altlerchenfelderkirche in Wien hat sich K. neben Führich in hervorragender Weise betheiligt: es waren ihm die in der Kuppel und dem Querschiffe auszuführenden Wandgemälde übertragen worden, welche er mit anerkannter Meisterschaft vollendete, jedoch, wie es schon vielen Frescomalern erging, auf Kosten seiner Gesundheit. Die Kuppel enthält acht Darstellungen aus der heiligen Legende: die Marien am Grabe, die Verzückung des heiligen Franciscus u. a., unterhalb die vier Evangelisten. Im Querschiff sieht man zwei große Compositionen: „die thronende Maria" und gegenüber „das Abendmahl", nebenan einzelne Figuren,

Abraham und Melchisedech, Judith und Rachel. So glänzend die Ausführung dieser Werke hat sie der Künstler noch überboten in einem Deckengemälde, welches er für den großen Saal des Statthaltereigebäudes zu Wien geschaffen hat. Die Darstellung ist allegorischen Inhalts: Austria umgeben von den symbolischen Gestalten der Wahrheit, Gerechtigkeit, Stärke und Weisheit, als der vorzüglichsten Regententugenden, erblüht unter dem Schutze der Religion. Austria, die Kaiserkrone auf dem Haupte, Scepter und Wappenschild in der Rechten, thront auf Wolken und wird von der hinter ihr stehenden mit einem weiten Mantel bekleideten Figur der Religion leise umfangen. Auf der rechten Seite (vom Beschauer) stützt sich die Stärke auf eine Keule und hält einen Löwen fest, während die nebenan ruhende Weisheit in tiefem Sinnen begriffen ist und eine Pergamentrolle entziffert. Zu ihren Füßen liegen Bücher, Instrumente und andere Zeichen der Gelehrsamkeit. Dicht neben der Austria, schwingt sich der Genius des Ruhmes mit einem Lorbeerkranze empor, mit welchem er den Scepter umwindet. Weiterhin gegen links erblickt man die Wahrheit mit dem Spiegel in der Hand, eine vorzüglich schöne von Schwermuth angehauchte Gestalt, bei deren Schöpfung vielleicht Grillparzer etwas eingewirkt haben mag. Die Gerechtigkeit mit Wage und Schwert schließt diese Seite ab. Die Anordnung dieses Gemäldes, dessen Inhalt von Seite der Behörden festgestellt worden war, ist eben so einheitlich als leicht verständlich, das Ganze beurkundet hohen Adel und vollendete Meisterschaft und wurde sogleich nach seinem Entstehen als vorzüglichste Leistung der österreichischen Kunst erklärt. Es sind mehrere Abbildungen in Kupferstich und Lithographie veröffentlicht worden, ein in Umrissen gehaltener Stich ist auch den „Denkmälern der Kunst", (Atlas zu Kugler's Handbuch der Kunstgeschichte, Taf. 127, Fig. 2) beigefügt. Kupelwieser's Leben war ein ruhiges, vom Glücke begünstigtes. Ohne in seiner Jugend mit Mangel und Kümmernissen aller Art ringen zu müssen, fielen ihm die Mittel zu seiner künstlerischen Ausbildung sozusagen ohne Mühe zu: er erwarb sich in Füger's Schule eine tüchtige Technik, welche er durch fleißiges Kopiren guter alter Gemälde noch vervollkommnete. An frühzeitiger Anerkennung in dem damals (1818—1824) kunstarmen Oesterreich fehlte es nicht und schon in seinem vier und zwanzigsten Jahre galt er als vollendeter Meister. Seit 1830 als Lehrer an der Wiener Akademie wirkend, hat K. viele Schüler herangebildet, von denen der geistreiche Vogler mit Auszeichnung erwähnt zu werden verdient. K. war Mitglied der meisten Akademien in Europa, auch Inhaber verschiedener Orden und Ehrenstellen. Rastlos thätig, dabei gesellig und liebenswürdig im Umgange, war er stets bereit jüngern Künstlern mit Rath und That beizustehen und Nothleidende zu unterstützen. Begabt mit einer tiefreligiösen Sinnesweise lebte er in stiller Ruhe ganz der Kunst und seinen Arbeiten, seine Anschauungen weder verbergend noch zur Schau tragend. Die Anzahl der von seiner Hand in Oel ausgeführten Altarbilder beträgt gegen achtzig, dazu kommen noch viele kleine Gemälde, welche er für Freunde oder Gallerien bestimmt hat. Einer festen Gesundheit bis in das sechzigste Jahr sich erfreuend, scheint er sich durch das anstrengende Malen auf nassen Kalk ein Leiden zugezogen zu haben, welches anfänglich nicht beachtet wurde, aber mehr und mehr um sich griff und am 17. November 1862 den Tod herbeiführte, nachdem er gerade einen Monat früher den sechs und sechzigsten Geburtstag gefeiert hatte.

Nekrologe in Wiener Zeitschriften. — Förster, Geschichte der neuen deutschen Kunst. — Klunzinger, Neuestes Künstlerlexikon. — Briefe und Mittheilungen von Kupelwieser's eigner Hand. V. Grueber.

Kuper: Johann K., Bildschnitzer, niederdeutsch Snitker oder Kleinsnitker, vermuthlich aus Münster, ist der Meister des 2,6 Meter hohen, reichen Schnitz-

werks im Domcapitel-Hause zu Münster. Die Rechnungen der Domfabrik der J. 1547—1558, in denen er daran arbeitete, nennen ihn nach Sitte der Zeit Johann Kleyntsnytker.

Mithoff, Ausg. 2, S. 199, nach „Westfälische Zeitschrift", 24, S. 368.

Krause.

Kupetzky: Johann K., Maler, wurde 1666 zu Pösing in der deutsch-ungarischen Gespannschaft Preßburg geboren, und war der Sohn eines armen Mannes, welcher zur Zeit der Religionsverfolgungen aus Böhmen flüchten mußte. Als Knabe von etwa zwölf Jahren wurde Johann zu einem Weber in die Lehre gegeben, entlief aber bald und trieb sich bettelnd in den österreichischen Grenzlanden herum, bis er zufällig die Bekanntschaft eines im Schloße des Grafen Czobor beschäftigten Malers machte. Diesem sah er einige Zeit bei der Arbeit zu, ergriff dann eine Kohle und zeichnete allerlei Verzierungen mit solchem Geschick an die Wand, daß der Maler den Grafen auf das Talent des Knaben aufmerksam machte. Der Graf fand Gefallen an dem lernbegierigen Jungen, sorgte für seinen Unterhalt und übergab ihn dem Maler Klaus, einem Schweizer, zur weitern Ausbildung. Bei diesem durchaus untergeordneten Meister, der sich in Wien niedergelassen hatte, verblieb K. über drei Jahre und lernte in dieser Zeit eigentlich nicht viel mehr, als Farben reiben, Anstreichen und ein bischen Kopiren. Dann trieb es ihn fort nach Italien, obgleich er weder Vorkenntnisse, Empfehlungen noch Geld besaß. Vergebens suchte er in Venedig unterzukommen, keiner von den dort beschäftigten Meistern wollte ihn aufnehmen, weil sein ärmliches Aussehen keine große Geschicklichkeit verhieß. Wieder zum Wanderstabe greifend, bettelte er sich bis Rom, wo er von den deutschen Künstlern freundlich aufgenommen und unterstützt wurde. Matthias Füßli d. J. verschaffte ihm einträgliche Arbeiten, Agricola und andere halfen mit Rath und That aus, daß der zwar vom besten Willen beseelte, aber einigermaßen verwilderte Kunstjünger gründliche Studien machen konnte. Nun ging es mit Riesenschritten vorwärts, nicht allmählich, wie sein Freund Füßli sich ausdrückte, sondern mit einem plötzlichen Sprunge erreichte K. seine künstlerische Vollkommenheit. Seine Gemälde fanden solchen Beifall, daß er viele Aufträge erhielt, und unter andern für den Fürsten Alexander Sobiesky volle zwei Jahre thätig sein mußte. Als anerkannter Künstler durchreiste K. in den J. 1706—1709 Italien, um die Meisterwerke in Neapel, Florenz, Bologna, Venedig und andern Städten kennen zu lernen, und hinterließ überall treffliche Arbeiten seiner Hand: dann folgte er einer Einladung des Fürsten Adam Liechtenstein, und begab sich, nachdem er zwei und zwanzig Jahre in Italien verlebt, nach Wien, wo er anfänglich nur für den Fürsten beschäftigt war. Sein Talent als Portraitmaler fand in kurzer Zeit allgemeine Anerkennung: Kaiser Karl VI. und seine jugendliche Gemahlin, Elisabeth von Braunschweig, dann Fürst Liechtenstein und viele Personen höchsten Ranges, ließen sich von ihm abbilden. Im J. 1716 wurde er von dem damals in Karlsbad weilenden Kaiser Peter I. von Rußland berufen, um dessen Portrait zu malen. K. vollendete dieses Bild mit solcher Meisterschaft, daß ihm der Kaiser noch viele Aufträge ertheilte und ihn als Hofmaler nach Petersburg berufen wollte. So vortheilhaft dieser Antrag, lehnte der Künstler dennoch ab, wie er schon mehrere Berufungen an Höfe zurückgewiesen hatte. Bald nach seiner Niederlassung in Wien heirathete er, bereits zwei und vierzig Jahre zählend, aus Dankbarkeit gegen seinen ersten Lehrer Klaus, dessen hinterlassene, in den bedrängtesten Verhältnissen lebende Tochter, welche Ehe mit einem Sohne und zwei Töchtern gesegnet war, sonst aber nicht ganz glücklich gewesen zu sein scheint. Das Glaubensbekenntniß des Meisters (er gehörte der Gemeinde der Böhmischen Brüder an) war Ursache von allerlei Zerwürfnissen, denn K. schwärmte für seinen Glauben und suchte

demselben hohe Beschützer zuzuführen. Weil er seine Gattin überredet hatte, in die Brüdergemeinde einzutreten, kam er mit der katholischen Geistlichkeit Wiens in Conflict, und hielt sich dort nicht mehr sicher. Um weitläufigen Verdrießlichkeiten zu entgehen, begab er sich mit seiner Familie plötzlich nach Nürnberg und wirkte dort bis an sein Ende als vielbeschäftigter Portraitmaler. Von nah und fern fanden sich Fürsten, Bischöfe und andere hochgestellte Personen ein, um von seinem Pinsel verewigt zu werden; der Kurfürst von Mainz, der Herzog von Gotha beriefen ihn zu sich, und von England und Dänemark aus wurden ihm Aufträge zu Theil. Wenige Künstler Deutschlands hatten sich so ungetheilter Anerkennung zu erfreuen, als K.; beinahe von allen europäischen Regenten waren ihm einträgliche Stellen angeboten worden, seine Neigung jedoch, ein unabhängiges Leben führen zu können, hieß ihn die glänzendsten Einladungen abzulehnen. Als Fürst Adam Liechtenstein ihm eine prächtige Wohnung in seinem Palaste zur Verfügung stellte, zog er ein bescheidenes Quartier in der Stadt vor, angebend, daß er dort ungestörter arbeiten könne. So sehr die hohen Herrn ihn auszeichneten, vermied er doch jede nähere Berührung mit denselben, und war überhaupt kein sehr geselliger umgänglicher Mann; dagegen ein treuer Freund und stets eingedenk aller in früherer Zeit empfangenen Wohlthaten. Mit Matthäus Füßli d. J., welcher um den Schluß des siebzehnten Jahrhunderts in Rom unter Luti studirte und Johann Caspar Füßli verblieb er in einem ununterbrochenen Verkehr und ernannte letzteren zu seinem Testamentsvollstrecker. Dem freundschaftlichen Umgang mit der Familie Füßli ist es zu verdanken, daß wir über Kupetzky's Leben zusammenhängende Nachrichten besitzen. Sehr wohlhabend und in äußerlich günstigen Verhältnissen lebend überfiel den im hohen Alter fortwährend thätigen Meister eine tiefe Melancholie, als sein talentvoller und zärtlich geliebter Sohn starb. Er wollte fortan Niemanden mehr sehen und verschied bald nachher im J. 1740, indem er seine ihn überlebende Frau zwar als Haupterbin einsetzte, aber die Schulen, und namentlich die Armen Nürnbergs reichlich bedachte, auch den Salzburgschen Emigranten einen Theil seines Vermögens zuwandte. Bei seinem Leichenbegängnisse zeigte sich die protestantische Geistlichkeit der freien Reichsstadt Nürnberg ebenso intolerant, wie ehemals die katholische in Wien: der Anhänger der Böhmischen Brüder mußte am frühesten Morgen in aller Stille begraben werden. Neben einem ansehnlichen Baarvermögen hinterließ K. eine werthvolle Sammlung theils eigenhändig gefertigter, theils erworbener Kunstwerke, von denen eine ausgewählte Partie um den Preis von 16 000 Gulden verkauft wurde. Seine Schüler waren: Benjamin und Gabriel Müller, Brendel, Konrad Mannlich, Joh. Noah Bemmel, Jg. Roth und sein bereits erwähnter Sohn, welche alle sich zu namhaften Malern ausbildeten. Als Historienmaler konnte sich K. nicht über die Geschmacksrichtung seiner Zeit erheben, er gehörte zu den künstlerischen Eklektikern, welche aus den Werken Raphaels, Correggios, Tizians u. A. das Beste auszuwählen und sich anzueignen strebten, dabei aber in leere Virtuosität verfielen. Auch waren Darstellungen, welche sorgfältig überdacht und in allen Theilen mit Gewissenhaftigkeit durchgebildet sein wollen, nicht Sache des unruhigen und vielbeschäftigten Meisters: doch zeichnen sich alle seine hierher gehörigen Arbeiten durch einen kräftigen Auftrag und eine natürliche Farbengebung aus. Die meisten dieser Bilder trifft man in den Sammlungen zu Wien, namentlich in der Liechtenstein'schen Gallerie, sie bewegen sich in einem ziemlich engen Kreise und bestehen nur aus wenigen Figuren: man sieht einzelne Heiligenbilder, wie „Bartholomäus", „Franciscus", „Maria Magdalena", heilige Familien, auch mythologische Darstellungen, wie den „Tod des Adonis" u. dgl. mehr. Ansprechender wird K., wenn er eine Stufe tiefer steigt und das

Genrefach behandelt. Wo es gilt, frisch in das Leben hineinzugreifen und den malerischen Moment zu erfassen, leistet der Künstler treffliches. Allbekannt ist das schöne, von Bause gestochene Bild „Die Vertraute", ebenso der sogenannte „Philosoph", abgebildet in Kugler's Atlas der Kunstgeschichte: nicht minder gelungen sind einige Gruppen von Bettlern und Musikanten. Am höchsten jedoch steht K. als Bildnißmaler. Welch ungemessene Verehrung ihm seinerseits zu Theil wurde, ersieht man aus nachstehenden Worten Füßli's: „Um sich eine gründliche Einbildung von Kupetzky's Köpfen zu machen, muß man die Stärke von Rubens, das Zarte und Geistige von Vandyck und den Schatten und die Zauberei von Rembrandt sich vorstellen." — Ohne in diese und ähnliche überschwängliche Lobreden einstimmen zu wollen, dürfen wir ihn unbedingt den ersten Meistern des Portraitfaches beizählen; ja ihm (von den Niederländern abgesehen) unter seinen deutschen Genossen die Palme zuerkennen. Die Auffassung seiner Bildnisse ist immer edel und dem Charakter der dargestellten Personen entsprechend, die Stellung lebendig, Farbe und Haltung naturgemäß und von feinster Nüancirung. Ob K., wie von mehreren Seiten behauptet wurde, den Rembrandt habe nachahmen wollen, darf bezweifelt werden. wo er sich diesem Meister nähert, geschah es zufällig, indem die Natur ihn auf denselben Weg leitete. Ebenso verhält es sich mit den Anklängen an Vandyck und Tizian. Vorzügliche Portraits seiner Hand enthalten beinahe alle Gallerien in Europa, vorzugsweise Wien, wo er am längsten, und in voller Manneskraft wirkte. Die schon genannten Bilder der kaiserlichen Familie gehören zu den besten; sehr charakteristisch ist die Gestalt des edlen Ritters „Prinz Eugenius" aufgefaßt, ferner die des „Franz Rakoczy II. von Siebenbürgen". Sein eigenes Portrait hat K. öfters gemalt, ein sehr gelungenes befindet sich in Stuttgart, ein zweites in Dresden. Die Pinakothek zu München besitzt das Bildniß eines jungen Mädchens, welches lustig und schelmisch aus dem Rahmen blickt; im Schloße Pommersfelden sah man vor einigen Jahren das mit besonderm Fleiß durchgeführte Kniestück eines reformirten Geistlichen, neben welchem sein Söhnchen steht. Man erkennt, daß der Dargestellte den nähern Freunden des Künstlers, wahrscheinlich auch der Brüdergemeinde angehört. Der Ausdruck des alten Mannes, welcher seine Predigt zu überlegen scheint, ist von höchster Wahrheit, und bildet zugleich einen interessanten Gegensatz zu dem harmlosen Kindergesichte nebenan: dabei ist das Ganze aufs feinste modellirt und von bewunderungswürdiger Harmonie. Dieses Bild soll nach England gekommen sein, genaue Nachrichten fehlen. Mit Vorliebe wählte K. für seine Portraits das Format des Kniestücks und eine Höhe von 3—4 Fuß neben entsprechender Breite. Nach ihm haben gestochen: Balzer, Bause, Joh. Jak. Haid, Krauperts, Schmutzer, Vogel und Westermayer. Bernhard Vogel veröffentlichte unter dem Titel: Joh. Kupetzky imagines et picturae quotquot earum haberi potuerunt, antea arte quam vocant nigra incisae a Bernh. Vogelio, jam vero similiter continuatae opera et sumptibus V. D. Preisleri, eine Sammlung von 73 Bildnissen.

Füßli, Allgemeines Künstlerlexikon, Zürich 1773. — Abbildungen und Lebensbeschreibungen der böhmischen und mährischen Gelehrten und Künstler. — Lipowsky, Bairisches Künstlerlexikon. — Meusel, Museum für Künstler und Kunstliebhaber. — Eigene Untersuchungen. B. Grueber.

Kupffer: Adolph Theodor K., Sohn des Kaufmanns Jacob Leonhard Kupffer und der Constantia, geb. Brandt, geb. den 6. Januar 1799 (a. St.) zu Mitau in Kurland, † den 23. Mai 1865 zu St. Petersburg; besuchte das Gymnasium zu Mitau, studirte 1815 und 1816 in Dorpat Medicin, 1816—1819 in Berlin vorzugsweise Mineralogie bei Chr. S. Weiß; dann in Göttingen Chemie bei Stromeyer und erwarb sich daselbst mit der Diss. inaug. „de calculo

crystallonomico", Göttingen 1821. 4° den Dr. philos.; hierauf ging K. nach Paris, wo er 1821 und 1822 bei R. J. Hauy, insbesondere an der, von der Berliner Akademie der Wissenschaften aufgestellten Preisaufgabe „Ueber genaue Messung der Winkel an Krystallen" arbeitete und den Preis errang; er gab diese Arbeit später in Berlin 1826 heraus. Als Professor der Physik und Chemie nach Kasan berufen, trat er 1824 in diese Stellung und wurde 1828 zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg für das Fach der Mineralogie ernannt, das er 1840 mit dem der Physik vertauschte; 1829 bereiste er mit Lenz und Ménétries den Kaukasus („Reise in die Umgegend des Elborus", St. Petersburg 1830) und wurde 1843 Director der, insbesondere auf seine Anregung gegründeten magnet-meteorologischen Centralanstalt für Rußland. Von seinen krystallographischen Arbeiten wären außer den obenbezeichneten zu erwähnen: „Ueber den Schwefel" in Poggend. Ann. II. 1824, „Kupfervitriol" ibid. VIII. 1826, „Adular" ibid. XIII. 1828; „Handbuch der rechn. Krystallonomie". Petersburg 1831. 589 S. 4°. mit 13 Taf.; „Verbesserungen am Reflexionsgoniometer", Poggendorff, Ann. XXVII. 1833. Hervorzuheben ist ferner seine, von der Göttinger Societät gekrönte Preisschrift über den Einfluß der Wärme auf die Elasticität der festen Körper, besonders der Metalle, in den Mém. de l'Acad. de St. Pétersbourg, Scienc. math. et phys. VI. 1857. Die Mehrzahl seiner Arbeiten behandelt Meteorologie und Magnetismus und findet sich ein Verzeichniß derselben im Allgemeinen Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Ehstland und Kurland. Nachträge Bd. I. Mitau 1859; im Biographisch-litterarischen Handwörterbuch von Poggendorff. Bd. I. Leipzig 1863, und im Tableau général des publications de l'Académie des scienc. de St. Pétersbourg. 1. Partie. St. Pétersbourg 1872.

Grewingk.

Kurländer: Franz August v. K., Dramatiker, geb. 1777 zu Wien, † den 4. September 1836 daselbst. Dieser fruchtbare Bühnenschriftsteller studirte in seiner Vaterstadt und trat 1800 bei dem niederösterreichischen Landrecht als Auscultant ein, wurde 1805 Rathsprotokollist und 1811 Sekretär. Im letzten Jahr begann er auch die Herausgabe eines Almanachs, durch den er litterarisch bekannt geworden ist. Das in 27 Jahrgängen von ihm besorgte und in Wien erschienene Unternehmen, heißt in den ersten acht Jahrgängen „Almanach dramatischer Spiele für Gesellschaftstheater", dann „Dramatischer Almanach" und wurde unter diesem Titel nach Kurländer's Tod noch 4 Jahre von C. W. Koch fortgeführt. Der Inhalt des Almanachs, der sich genau specificirt in Kayser's Bücher-Lexikon (Schauspiele) befindet, besteht aus 110 theils originalen, theils nach fremden Mustern bearbeiteten Dramen, von denen namentlich „Der junge Husarenoberst", „Der Oheim als Neffe", „Eine Hütte und kein Herz", „Der Bräutigam wider Willen", „Sie ist wahnsinnig", „Die Heirath aus Vernunft" u. a. gefielen. K. beweist in allen seinen Stücken viele Bühnenkenntniß und wo es sich um Uebertragungen handelt, ein beneidenswerthes Geschick, das Fremde heimischen Verhältnissen anzupassen. Die Didaskalia von 1836 sagte nicht unrichtig: „Seine Arbeiten sind Schattenrisse von Bildern der flüchtigen Zeit, die mit ihr kommen und schwinden, und wenn sie als solche keinen hohen Standpunkt in der Litteratur nehmen, so werden sie doch manchen Abend fröhlich an uns vorüberziehen." Heute freilich sind sie fast sämmtlich längst vergessen.

Joseph Kürschner.

Kürenberg: von K., Liederdichter. Unter seinem Namen sind 15 Strophen überliefert, die zu wiederholten Malen der Gegenstand lebhafter Erörterung gewesen sind. Manche nehmen an, daß der Dichter auch der Verfasser des Nibelungenliedes sei, andere sprechen ihm selbst die Strophen ab, die unter

seinem Namen überliefert sind, und halten dieselben für eine Sammlung volksthümlicher Liebeslieder von verschiedenen Verfassern, Männern und Frauen Weder das eine, noch das andere kann als erwiesen erachtet werden. Fest steht jedenfalls, daß es einen Sänger K. gegeben hat, und aller Wahrscheinlichkeit nach gehört dieser zu dem österreichischen Geschlecht, das eine Stunde westlich von Linz beim Kloster Wilhering angesessen war. Ebenso herrscht darüber volle Uebereinstimmung, daß diese Lieder zu den schönsten und werthvollsten Resten der mittelhochdeutschen Lyrik gehören, und in ihrem frischen, natürlichen, lebenswarmen Ton die Anfänge einer deutschen Liebespoesie bezeichnen, welche außerhalb der Bahn des eigentlich höfischen Minnesanges liegt. Doch folgt daraus nicht, daß diese Poesie rein original war; und sie in eine frühere Zeit als in das siebente Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts zu setzen, hat man keinen Grund.

Lachmann u. Haupt, des Minnesangs Frühling, (2. Ausg.) S. 229 f. Bartsch, Liederdichter, (2. Ausg.) S. XXX, woselbst die wichtigste Litteratur verzeichnet ist. Riezler, in: Forschungen z. D. Geschichte Bd. 18 S. 347 ff.

W. Wilmanns.

Kürnberger: Ferdinand K., Schriftsteller, wurde am 3. Juli 1823 in Wien geboren. Seine Familie stammte aus dem Breisgau und Kürnberger's Vater war unter kümmerlichen Verhältnissen nach Oesterreich eingewandert, derselbe soll adelich gewesen sein. K. wuchs in Wien auf und erhielt trotz der bescheidenen Lage der Eltern eine gute Erziehung, auch zeigte er schon in der Jugend treffliche geistige Anlagen. Auf der Universität betrieb er die philosophischen Studien, wobei er seine Existenz zumeist durch Ertheilen von Unterrichtsstunden fristen mußte. Kaum 20 Jahre alt trat er mit den ersten schriftstellerischen Arbeiten hervor, die er in damaligen Wiener Zeitschriften, insbesondere in Frankl's Sonntagsblättern veröffentlichte, freilich ohne anfangs besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Im J. 1848 war er an den Bewegungen in Wien, und als er sich von dort nach Dresden geflüchtet hatte, auch an der Bewegung in der genannten Stadt betheiligt, so daß er in der letzteren Stadt sogar neun Monate in Untersuchungshaft verbrachte, schließlich aber doch freigelassen wurde. Von Wien aus verfolgte man K. „in den Jahren der schlimmsten Reaction steckbrieflich, beschrieb ihn als „„Vaganten““ und „„Herumtreiber““ und forderte ihn amtlich auf, in die Heimath zurückzukehren“. Selbstverständlich blieb er außerhalb der Grenzen Oesterreichs. Er begab sich zuerst nach Hamburg und längst schon entschlossen, dem litterarischen Berufe, welchem er sich gewidmet, treu zu bleiben, arbeitete er auch dort weiter und entwarf insbesondere seinen „Amerikamüden“, den er in der Folge noch mehrfach umarbeitete. Viele seiner Gefährten, verfolgt und geächtet, waren zu jener Zeit über Hamburg ausgewandert und hierdurch mag er wol auch die erste Anregung zu seinem Romane erhalten haben, er selbst hat die „Neue Welt“ niemals betreten. Später finden wir K. in Frankfurt a. M., erst im J. 1857 gelang es ihm nach mancherlei Schwierigkeiten, wieder nach Wien zu kommen und dort seinen Aufenthalt nehmen zu dürfen. Aber die unruhige Hast, welche in Bezug auf seinen Aufenthaltsort ihn diesen vielfach wechseln ließ, trieb ihn wieder weiter, er begab sich 1860 nach München, 1861 nach Stuttgart, 1862 nach Koburg und wohnte 1863 bei seinem Freunde Engländer, in einer Gegend, in welcher er seine herrliche novellistisch-psychologische Studie „Die Last des Schweigens“ spielen läßt. Auch entstand dort das gewaltige Drama „Firdusi“. 1864 finden wir K. wieder in München. Vielfach verkehrte er hier mit Wilhelm v. Kaulbach. Ein Jahr später zog er nach Graz in Steiermark, woselbst er das J. 1865 zubrachte, sich 1866 wieder nach Wien und 1877 neuerlich nach Graz begab, mit der Absicht, sich aus dem Erlöse seiner Schriften eine kleine Besitzung in Steiermark anzukaufen. In Wien war K. erster Generalsecretär der Wiener Schillerstiftung. Auch von

Graz aus besuchte er die Residenz und die kleine Zahl seiner Freunde — denn er lebte überaus zurückgezogen — öfter. Sein Plan, sich in Steiermark anzukaufen, sollte jedoch nicht realisirt werden, auf einer Reise nach München erkrankte er plötzlich und obwol er im Hause der Wittwe Kaulbach's und zuletzt im Krankenhause die sorgsamste Pflege genoß, verschlimmerte sich das Uebel rasch und K. starb am 14. Oct. 1879 in München. Seine Leiche wurde nach Mödling in Niederösterreich überführt und dort, wo er oft und gerne im Kreise von Freunden geweilt, am 19. Oct. 1879 zur Ruhe bestattet. Eine Zahl hervorragender Wiener Schriftsteller, Journalisten, Maler, Buchhändler &c. waren bei diesem Leichenbegängnisse anwesend. — Es wurde schon angedeutet, daß K. keinen großen Kreis von Freunden hatte, freilich trat diesem kleinen Kreise in dem Manne eine geistig kräftige, vielleicht etwas stolze, aber überaus gediegene Persönlichkeit entgegen. Mit dem vormärzlichen Wiener Schriftstellerkreise verkehrte er wenig, später zählten Berthold Auerbach, Leopold Kompert, Karl v. Holtei, H. Lorm, Alfred Meißner, Robert Byr, Emil Kuh und einige andere zu den Männern, mit welchen er gerne umging, die Wiener Abgeordneten Hoffer, Oskar Falke, Josef Kopp und J. Schöffel aus Mödling waren in der Zahl seiner vertrauteren Freunde. Besonders gern besuchte er das Haus Kaulbach's in München, wo er sich heimisch fühlte. Nicht ungern weilte er bei seinen Freunden, welche Besitzungen entfernt vom Getriebe größerer Städte besaßen, hier zog er sich ganz bescheiden zurück und arbeitete an seinen Novellen oder Dramen. Seine novellistischen und politischen Arbeiten sind in verschiedenen Zeitschriften zerstreut, so in den schon erwähnten „Sonntagsblättern", in Waldheim's „Mußestunden", in Westermann's „Monatsheften", in der „Illustrirten Frauenzeitung" Lipperheide's in Berlin, in „Blumenthal's Monatsheften", in der Wiener „Presse", im „Neuen Wiener Tageblatt", zu dessen Redacteur J. V. Schembera er ebenfalls in freundschaftlichen Beziehungen stand und in der „Deutschen Zeitung", an deren Gründung er mit betheiligt war, wie er überhaupt den deutschnationalen Standpunkt dieses Blattes hoch hielt, da er seinen eigenen politischen Ansichten vollkommen entsprach. Unter den Persönlichkeiten, mit denen K. zu Graz im engeren Verkehre stand, ist auch der Germanist Prof. Anton Schönbach zu nennen. Ueber die Charaktereigenthümlichkeit Kürnberger's hat Friedrich Schlögl (im „Heimgarten", Graz, 4. Bd. 1880) in einem Aufsatze, betitelt: „Von Ferdinand K. dem Menschen", eine eingehende und warm gehaltene Schilderung geliefert, Schlögl zeichnet hier scharf und liebevoll die Eigenschaften des seltenen Mannes, den Viele für einen Sonderling hielten, den man schroff, abstoßend und verletzend, hart und selbstbewußt, unduldsam und bitter nannte, freilich nur in jenen Kreisen, welche diese vornehme Natur nicht oder zu wenig kannten. Schlögl und die Freunde Kürnberger's, welche ihm näher standen, rühmen die trefflichen Eigenschaften des geistvollen Mannes, seine Herzensgüte und seine Liebenswürdigkeit denjenigen gegenüber, zu denen er volles Vertrauen hatte. Wie in seinen Schriften, so bewahrte er sich auch im Leben eine edle Denkungsart und wenn er auch im Umgange „schwer zugänglich" war, so blieb er es doch nur dem geistig Unbedeutenden gegenüber. Darüber, daß man ihm ungemessenes Selbstbewußtsein, ja sogar Größenwahn vorwarf, rechtfertigte er sich selbst mit den Worten: „weil ich nicht Gemeinschaft habe mit den Sudlern, weil ich Achtung habe vor litterarischer Produktion, weil mich Unmuth über die Liederlichkeit erfaßt, mit der das professionelle „„Schreibervolk"" arbeitet, weil ich auf Sauberkeit des Stiles halte und das, was ich bringe, dem Begriff von schriftstellerischer Würde und litterarischem Anstande entspricht, weil ich meinen Werth kenne, nennt mich die Genossenschaft der Schnellschreiber stolz". Nach diesen Grundsätzen arbeitete er auch, feilte und überarbeitete seine Manu-

scripte aufs gewissenhafteste vier, ja fünf Mal und brachte keines seiner Werke eher vor das Publicum, als bis er es zur tadellosen Abrundung auch in der Form gebracht zu haben glaubte. Deshalb verdienen aber auch fast alle Schriften Kürnberger's hohe Aufmerksamkeit. Die erste größere Publication war der schon erwähnte Roman: „Der Amerikamüde. Amerikanisches Kulturbild" (1855 als 8. Bd. von Meidinger's trefflicher „Deutscher Bibliothek"). Der Dichter schildert uns hier den Eintritt eines deutschen Poeten: Moorfeld in den neuen Welttheil, wo dieser statt, wie er gehofft, Alles besser und trefflicher zu finden, als auf seinem Continente, nur phrasenhafte Großsprecherei, Eigendünkel, maßlosen Schwindel und Corruption auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens kennen lernt und daher immer mehr des Aufenthaltes in Amerika müde wird. Die Schilderungen des amerikanischen Lebens, die Beschreibungen New-Yorks, der Verhältnisse und Zustände in den Vereinigten Staaten, der Sitten und Eigenthümlichkeiten der Amerikaner sind in diesem hochbedeutenden Werke so vortrefflich, daß Viele geglaubt hatten, der Verfasser müsse längere Zeit daselbst gelebt haben und er nicht selten die Frage, wie lange er in Amerika geweilt, vernahm, welche er freilich damit beantworten mußte, daß er nie Europa verlassen. Dabei ist aber auch die Handlung eine durchaus fesselnde, einzelne scharf gezeichnete Charaktere treten plastisch hervor und die Episode der Reise des Helden nach Ohio zum Theil in dessen eigenen Tagebuchaufzeichnungen mitgetheilt, bietet wahre Cabinetsstücke aus dem Leben im Urwalde und in den Wildnissen tief im Innern des Landes. Moorfeld, der in Amerika Alles besser zu finden gehofft hat, kehrt, vom Gegentheile überzeugt, gerne wieder nach Europa zurück. Es wird allgemein angenommen, daß K. in seinem Helden Nicolaus Lenau zeichnen wollte, dies ist nur bedingungsweise richtig; während der Abfassung des Werkes dachte der Verfasser, wie er sich selbst äußerte, nicht an den österreichischen Dichter, dessen trauriges Geschick gerade zu jener Zeit besonders Aufsehen in Deutschland machte, K. wurde nur vom Verleger des Buches ersucht, demselben noch jene Züge einzuweben, die an Lenau erinnern und diesen als Helden des Romans errathen lassen, was um so zutreffender ist, als Lenau ja bekanntlich auch von Europa für kurze Zeit nach Amerika gezogen war. Für jeden Fall haben wir im „Amerikamüden" einen der besten deutschen Romane. Die zweite Arbeit auf dem Gebiete des Romans, welche K. veröffentlichte, ist der „Haustyrann" (1876), eine romantische Geschichte, die sich in den Tiroler Bergen abspielt und welche insbesondere in dem Titelhelden, im reichen Fend eine derbe, markige Figur vorführt, deren Starrsinn aber nicht nur die ganze Familie ununterbrochen plagt, sondern auch dem Glücke der geliebten Tochter Hermosa vielfache Hindernisse in den Weg legt. Auch hier ist die prächtige gebirgige Scenerie ebenso liebevoll gezeichnet, wie die einzelnen Gestalten, welche auftreten, vortrefflich charakterisirt erscheinen, so die Figur des Justizbeamten Sallek, welcher Hermosen schließlich heimführt, vorher aber in ihres Vaters Hause die unerquicklichsten Situationen und Scenen durchzumachen gezwungen ist, nicht minder die zarte und doch auch energische Tochter Hermosa selbst, auch Episodenfiguren: der an seinen philosophisch-theologischen Elaboraten im Gebirge brütende Pater Anselm, die von ihrem Gatten betrogene Franche, Hermosens Freundin, sind voll Lebenswärme und Ursprünglichkeit. Der Gang der Handlung ist spannend im besten Sinne des Wortes, die Sprache kraftvoll, knapp und der ganze Roman weist fast alle Vorzüge von Kürnberger's Darstellungsweise auf. Als Novellist und auf dem Gebiete der kleineren Erzählung hat K. nicht minder Bedeutendes geleistet. Es sind von ihm fünf Bände Novellen erschienen in nachstehender Reihenfolge: „Ausgewählte Novellen" (1857), „Novellen" (1861–62), 3 Bde. und „Novellen" (1878). Schon in der ersten Sammlung finden sich

wahre Cabinetsstücke moderner Novellistik, auf dem engsten Raume weiß K. ebenso zu fesseln, wie durch wenige charakteristische Striche die auftretenden Personen in der gelungensten Weise zu zeichnen, er weiß sich mit gleichem Geschick und mit derselben Ungezwungenheit auf dem Parquet des Salons, wie in der Bauernhütte zu bewegen und immer verleiht er den vorgeführten Gestalten volle Lebenswahrheit. Meisterhaft erscheinen oft die Schilderungen von Naturereignissen, wie im „Windfall" (1855) oder in der Erzählung „Bergschrecken" die Darstellung des gewaltigen Unwetters im Hochgebirge, in derselben Novelle schildert der Verfasser die Eigenthümlichkeiten und den Charakter des nördlichen Marschlandes mit nicht minderer Anschaulichkeit. Ein feiner Humor weht durch so manche dieser novellistischen Skizzen, so insbesondere in den „Humoresken, Charakterbildern" (1862), die völlige Reife des Autors, und eine hohe Vollkommenheit in Bezug auf künstlerische und stilistische Durchführung weisen die letzten vor dem Tode des Autors 1878 erschienenen „Novellen" auf, nirgends ist die psychologische Entwickelung mit solcher Feinheit durchgeführt, wie in „Künstlerbräute" oder „Der Erbe", mit besonderer Genialität aber in: „Die Last des Schweigens", welche der Verfasser selbst „Eine Seelenstudie" nennt und die uns dem Gedankengang eines Mannes in seinen eigenen Worten vorführt, der am Morgen hingerichtet werden soll, weil er seinen Nebenbuhler ermordet hat. Erwähnung verdienen auch die in den Novellensammlungen verstreuten Mährchen, wie: „Das Kind mit dem Briefe", „Liebesschuld", „Alimek und der Derwisch", welche die reiche Phantasie Kürnberger's zeigen und zum Theile Allegorieen mit tiefbedeutsamer ethischer Grundlage sind. Vor Allem gilt dies von dem selbständig erschienenen Buche: „Das Goldmährchen" (1857), in welchem auf den Werth der Arbeit und den Unwerth des Reichthums dagegen in so ergreifender phantastischer Weise hingewiesen wird. —

Auch auf dramatischem Gebiete hat K. hervorragende Leistungen geschaffen, vor Allem das Drama „Catilina" (1855), dessen kräftige, poesiedurchwehte Sprache und bewegte Handlung in jeder Scene auch hier glänzende Begabung verräth, die Versammlungen der Verschworenen, die stürmischen Sitzungen des Senates zeigen das Talent im hellen Lichte, die Gestalt Catilina's tritt vor Allem hervor und die für das Wohl der Republik so begeisterte Sprache muß jeden Leser hinreißen. Freilich würden der Aufführung schwer zu bewältigende Hindernisse entgegenstehen, die große Zahl der auftretenden Personen und insbesondere der Umfang des Dramas sind unter diesen vor Allem zu nennen. Aehnliches gilt auch von einem zweiten Drama: „Firdusi", das in München (1865?) zur Aufführung gelangte und großen Beifall erlangte, an die darstellenden Künstler aber allzu hohe Anforderungen stellte und sich deshalb nicht auf dem Repertoire erhielt. Eine dritte dramatische Arbeit: „Quintin Messis" kam nicht auf die Bühne, obwol nach Wurzbach das Stück vom Wiener Hofburgtheater angenommen war.

Bevor ich noch auf den Nachlaß Kürnberger's zu sprechen komme, seien dessen politische und litterarkritische Arbeiten angedeutet. Er gab in dieser Richtung heraus: „Siegelringe. Eine ausgewählte Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons" (1874) und „Litterarische Herzenssachen. Reflexionen und Kritiken" (1877). In der ersteren Sammlung kehrt K. seinen deutschnationalen Charakter hervor, dabei aber auch seine so warme und echt patriotische österreichische Gesinnung, mit klaren Worten setzt er seine Ansichten auseinander über die inneren Zustände oder macht Vorschläge auf dem Gebiete politischer oder socialer Reform, oft thut er dies wol auch in humoristischer oder in allegorischer Weise, immer aber geistvoll und immer weiß er schlagend Unzukömmlichkeiten, der Ueberhebung von geistlicher Seite, den föderalistischen Be-

strebungen und dem Unrechte auf dem Gebiete des staatlichen Lebens zu begegnen. Ein warmfühlender Patriot, zeigt er sich hier auch als gewiegter Kenner der österreichischen Zustände und voll überzeugungstreuer echt liberaler Gesinnung. Aehnlich zeigt sich K. in den „Litterarischen Herzenssachen“ als feinfühlender Aesthetiker, der mit weitreichendem Blicke auf dem Gebiete der litterarischen Produktion seltene Schärfe des Urtheiles verbindet, in der Poesie das Ideal dieser Kunst verficht und jedem wirklichen Talente gerecht wird, dagegen auch sich hervordrängende Leerheit und Halbheit innerhalb ihrer Schranken zurückweist. In diesem Buche wendet der Verfasser der allgemeinen, der Weltlitteratur, seine Aufmerksamkeit zu, er behandelt sein Thema gleich bedeutsam, ob er von „Turgeniew“ oder „Moriz Hartmann“, von „Ungarn“ oder „Claude Tillier“, von „Oesterreichs Grillparzer“ oder von „Schiller, Halm und Johannes Scherr“ spricht. Haben wir es auch in manchen dieser Aufsätze nur mit einer Art Recension zu thun, so legt doch K. in diese Recension so viele seiner gediegenen Ansichten, seiner geistvollen Apercus, seiner trefflichen Vorschläge nieder, daß der Leser den bleibenden Werth aller dieser kleineren litterarischen Aufsätze anerkennen muß, sowie, daß man es hier nicht mit ephemerer Tageskritik zu thun hat. Von eigentlichen Gedichten Kürnberger's liegt sehr wenig bisher veröffentlichtes vor, die poetische Apostrophe: „Aufruf für Schleswig-Holstein. Epistel an den Kaiser von Oesterreich“ (1864) gehört hierher, aus dem Nachlasse wurde eine längere Elegie in der „Neuen illustrirten Zeitung“ (1879) veröffentlicht. Es bleibt noch übrig, diesem Nachlasse selbst einige Beachtung zu schenken, welcher wol in nicht allzu langer Zeit an die Oeffentlichkeit gelangen dürfte. Außer einer Sammlung von Tagebuchaufzeichnungen, welche von 1863 bis zum Tode Kürnberger's reichen, weisen die nachgelassenen Arbeiten einen großen Roman: „Das Schloß des Verbrechens“ auf, sowie eine Studie: „Ueber das antik und modern Tragische“, eine Anzahl von Novellen und feuilletonistischer Skizzen und auf dramatischem Gebiete außer den Dramen: „Firdusi“ und „Quintin Messis“, ein schon 1850 entstandenes Lustspiel: „Fürst und Dame“, sowie den Text zu einer romantischen Oper: „Wineta“, endlich eine Sammlung lyrischer Gedichte. Der erwähnte Roman war Kürnberger's letzte Arbeit, die Vorrede zu demselben hat er noch zur Hälfte vollendet, es soll ein Werk reichen, fesselnden Inhaltes, von gewaltiger Anlage und trefflicher Durchführung sein. Eine neue Ausgabe der Schriften Kürnberger's durch den vollständigen Nachlaß vermehrt zu veranstalten, hat eine Zahl von Freunden des Verstorbenen unternommen und es wäre das baldige Inslebentreten dieses Vorhabens um so beachtenswerther, als man der genialen Begabung dieses Schriftstellers insbesondere in jüngster Zeit viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Die obigen Nachrichten über Kürnberger's Lebenslauf und Nachlaß rühren zumeist von höchst dankenswerthen persönlichen und brieflichen Mittheilungen K. V. Schembera's und anderer Freunde des Schriftstellers her. — Zu vgl. wären auch die anläßlich des Todes erschienenen Aufsätze über Kürnberger im Neuen Wiener Tageblatt und in der Deutschen Zeitung (Wien, Monat October 1879), endlich Wurzbach, Biogr. Lex., 13. Bd. (1865), sowie Brümmer's Dichterlexikon. Anton Schlossar.

Kurr: Johann Gottlob v. K., Oberstudienrath und Professor in Stuttgart, wurde am 15. Jan. 1798 zu Sulzbach an der Murr geboren. K. besuchte zuerst die Dorfschule, später zwei Jahre lang die Lateinschule zu Besigheim, um so vorbereitet bei seinem Onkel Epting in Calw als Apothekergehülfe in die Lehre zu treten, wo er mit großem Eifer sich auch botanischen Studien widmete. Nachdem er in verschiedenen Apotheken Dienste geleistet, trat er 1828 dem naturhistorischen Reiseverein näher und besuchte in dessen Auftrag im Sommer 1828

Norwegen, von wo er mit reicher Ausbeute an Pflanzen und Mineralien zurückkehrte. Dem Drange nach höherer Bildung folgend, entschloß K. sich hierauf zu weiteren Universitätsstudien, um sich der Medicin zu widmen. Auf der Universität Tübingen erwarb er sich durch die Lösung der Preisaufgabe über die Bedeutung der Nektarien in den Blumen eine öffentliche Belobung und erlangte 1832 die Doctorwürde in Medicin und Chirurgie. Nach Stuttgart als Lehrer der Naturgeschichte an die dortige Gewerbeschule 1832 berufen, wurde er 1838 zum Professor an diesem Institut ernannt und mit der Vorstandschaft dieser 1841 zur polytechnischen Schule erhobenen Lehranstalt betraut. Auch übte er bis 1850 neben seinem Lehrberuf die ärztliche Praxis aus und befaßte sich außerdem vielfach mit botanischen, mineralogischen und geognostischen Studien, zu welchem Zwecke er zahlreiche kleinere und größere Reisen und Ausflüge machte. Vor Allem war es die schwäbische Alb, in welcher er zum Theil in Gemeinschaft mit v. Buch, Schübler u. A. erfolgreiche Untersuchungen ausführte. Auch durchforschte er viele Gegenden Deutschlands und besuchte die Umgegend von Paris, den Schweizer Jura, die Alpen, das Albanergebirge, Somma, den Vesuv während eines großartigen Ausbruch desselben und 1849 England. Hierbei fand er reichlich Gelegenheit, mit zahlreichen Fachgenossen in persönlichen Verkehr zu treten und aus allen Zweigen der Naturwissenschaften Gegenstände zusammen zu bringen, theils um die Sammlung des Polytechnikums, theils seine eigene großartige Naturaliensammlung zu vermehren. Zudem war K. auch nach anderen Richtungen thätig, als Mitglied vieler wissenschaftlicher Vereine und Commissionen, als Mitbegründer und eifriges Mitglied des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg und seit 1844 als Conservator der geognostisch-paläontologischen Sammlung. K. begann seine wissenschaftlichen Publicationen mit der Verfassung des Textes zu Mann's Arzneipflanzen und Deutschlands wichtigsten Giftpflanzen (1829—33). Seine „Grundzüge der ökonomisch-technischen Mineralogie" erschienen 1835 und wurden zweimal neu aufgelegt, 1843 und 1851. In einem Schulprogramm lieferte er 1846 Beiträge zur fossilen Flora der Juraformation Württembergs. Am bekanntesten ist sein Werk: „Das Mineralreich in Bildern" mit 22 colorirten Tafeln, in welchem K. den kühnen Versuch wagte, die Mineralien in ihren natürlichen Farben darzustellen. Das Buch erlebte mehrere Auflagen und wurde ins Englische und Französische übersetzt, obwol es einen eigentlichen wissenschaftlichen Werth nicht beanspruchen kann. Es ist für Dilettanten bestimmt. Auch bearbeitete K. zu Vollrath-Hoffmann's bekannten Werken die naturwissenschaftlichen Abschnitte. Von Jussieu's Botanik und Beudant's Mineralogie und Geologie lieferte K. 1848 Uebersetzungen. Dazu kommen zahlreiche Abhandlungen und Aufsätze in den Jahresheften des württembergischen Vereins für Naturwissenschaften, in Balz': Beschäftigung für die Jugend, in Dr. v. Barth's Jugendblättern, in der Beschreibung des Königr. Württemberg (Schilderung der naturhistorischen Verhältnisse von 20 Oberämtern), welche von Kurr's umfassender und mittheilsamer, aber minder tiefgehender und strengwissenschaftlicher Thätigkeit Zeugniß ablegen. Von zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen des Auslandes war K. theils Ehren-, theils correspondirendes Mitglied. Sein König Wilhelm zeichnete ihn schon 1853 durch die Verleihung des Kronenordens und persönlichen Adels, sowie 1857 beim Rücktritt von der Vorstandschaft am Polytechnikum durch die Verleihung des Ranges und Titels eines Oberstudienrathes aus. Ein langjähriges Lungenleiden setzte am 9. Mai 1870 seinem Leben ein Ende.

Poggendorff, Biogr., I. 1333. Württemb. naturw. Jahreshefte, 1871, 134.

Gümbel.

Kurssel: Heinrich Adolf v. K., wurde am 15. Mai 1693 geboren. Seine Eltern sind der schwedische Oberstlieutenant Christoph Heinrich v. K. aus altem livländischen Geschlechte und Anna Gertrud v. Tiesenhausen. Schon 1710 trat K. in preußische Dienste und machte bei dem Regiment v. Wartensleben 1715 den Feldzug in Pommern mit. Er avancirte am 16. Jan. 1716 zum Fähnrich, am 26. Sept. 1718 zum Secondelieutenant, am 21. Mai 1721 zum Premierlieutenant und ward als Stabscapitän 1734 auf Werbecommando geschickt, was ihm den Orden pour la générosité (den späteren Orden pour le mérite) einbrachte. Am 15. Juli 1737 Major, 1742 Oberstlieutenant, machte er den zweiten schlesischen Krieg mit und focht, am 27. Jan. 1745 zum Oberst befördert, bei Hohenfriedberg. Im J. 1749 wurde er Commandeur des Kalsow'schen Regiments, am 11. Sept. 1753 Generalmajor und 1755 Regimentschef. In der Schlacht bei Prag, am 6. Mai 1757, wurde er schwer verwundet, wartete seine Genesung in Prag ab und begab sich dann wieder zur Armee. Er befehligte dann die Vertheidigungsanstalten in Glogau, war bei der Belagerung von Schweidnitz (1758) und erhielt am 20. April zu Landshut den Oberbefehl über die in Schlesien stehende Armeeabtheilung. In der Schlacht bei Zorndorf, am 25. August, commandirte er eine Brigade, wurde verwundet und starb, nach Frankfurt transportirt, am 26. Sept. 1758. K. war zweimal vermählt, 1) mit Charlotte Sophie v. Eller, verw. v. Heyden, 2) mit Eleonore Luise v. Bardeleben.

Pauli, Leben großer Helden, IV. S. 95. (König) Biogr. Lexikon, II. S. 355. Ernst Friedlaender.

Kurz: Anton K., Publicist und Geschichtschreiber, soll eigentlich Schreiner geheißen haben, in Wien Ende des vorigen oder Anfang dieses Jahrhunderts geboren, daselbst Advokat und um 1829—30 Pächter des Josephstädter Theaters gewesen sein. In Folge namhafter Verluste bei dieser Pachtung in Schulden gerathen, soll er vor seinen Gläubigern nach Hamburg geflohen sein und dort den Namen K. angenommen haben. Thatsache ist, daß er beiläufig 1835 nach Siebenbürgen kam und hier bei dem Grafen Joseph Kemény (s. Bd. XV, S. 597) in Gerend als dessen Privatsecretär gastfreundliche Aufnahme fand. Durch diesen angeregt und unterstützt, war er auf dem Felde der siebenbürgischen Geschichtschreibung und Landeskunde thätig. Ungefähr 1840 übersiedelte er nach Kronstadt und betheiligte sich an der Redaction der Beiblätter des „Siebenbürger Wochenblattes“ unter den Namen „Der Satellit“ und „Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde“. Die Sommermonate brachte er auch nachher meist in Gerend zu. Im J. 1848 trat er in die Honvédarmee ein, wurde einer der Adjutanten und der deutsche Secretär Bem's. Er soll nach Egressy Gábor: Törökországi naplója, Pest 1851, am 31. Juli 1849 in der Schlacht bei Schäßburg an der Seite Bem's gefallen, nach Horváth M. Magyarország Függetlenségi harczának története, Genf 1865 und Czetz: Bem's Feldzug in Siebenbürgen, Hamburg 1850, am 6. August 1849 bei der Flucht der Ungarn aus Hermannstadt erschossen worden sein. Von K. sind erschienen: „Nachlese auf dem Felde der ungarischen und siebenbürgischen Geschichte, nach authentischen, bis jetzt unbekannten oder unbenützten Quellen und Urkunden bearbeitet“, Kronstadt 1840. — „Borszék, Siebenbürgens berühmtester Kurort, nebst einem kurzen Anhange über Belbor“, Kronstadt 1844. — „Magazin für Geschichte, Litteratur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens“, Kronstadt, 1. Bd. 1844—45, 2. Bd. 1846—47. — „Die ältesten deutschen Sprachdenkmale und die bis jetzt bekannte älteste Handschrift der Sachsen in Siebenbürgen. Mitgetheilt aus dem Originalfragment einer auf Pergament geschriebenen Hermannstädter Kirchenmatrikel des 14. und späterer Jahrhunderte“, Leipzig 1848.

Separatabdruck aus dem Serapeum. — Diese Kirchenmatrikel ist seither neuerdings und zwar viel besser durch G. Seivert im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, N. F. 11. Bd. Heft 3 veröffentlicht worden. Druckfertig hinterließ K. „Deutsche Fundgruben für die Geschichte Siebenbürgens". N. F., die dann im Auftrage des Ausschusses des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, Kronstadt 1860, Eugen v. Trauschenfels, herausgab.

J. Trausch, Schriftstellerlexikon oder biographisch-literärische Denkblätter der Siebenbürger Deutschen, 2. Bd., Kronstadt 1870. — Ungedruckte Briefe des Gf. Joseph Kemény an Anton Kurz in E. v. Trauschenfels, Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens. N. F. 2. Bd., Kronstadt 1860. Trauschenfels.

Kurz: Franz S. K., Geschichtsforscher, wurde zu Kefermarkt in Oberösterreich am 2. Juli 1771 geboren und starb im Stifte St. Florian am 12. April 1843. Wie in Norddeutschland Gelehrte und Künstler meist aus Pastorenhäusern stammen, so ist in Oesterreich die Erscheinung sehr häufig, daß bedeutendere Männer Landschullehrer zu Vätern haben. Auch Kurz' Vater gehörte diesem Stande an. Der Sohn hat ihn zärtlich geliebt und bis zu dessen 1821 erfolgendem Ableben jährlich besucht. Im Schulhause hat K. dann auch gründliche musikalische Kenntnisse und Liebe zur Tonkunst gewonnen, die ihm im Verein mit seiner begeisterten Hingabe an die Classiker des alten Rom jene ideale Lebensauffassung verliehen, die ihn vom banausischen Wesen so vieler Klostergeistlichen stets ferne hielt. Denn K. war ins Kloster getreten und zwar in das berühmte Stift Oberösterreichs, St. Florian. Ziegler's Verdienst war es, daß der regen Wißbegierde des Jünglings die Richtung auf bibliographische und paläographische Studien gegeben ward. Hier fand sich K. bald in seinem Elemente, dem er aber durch die in Wien zu absolvirenden theologischen Studien entzogen wurde. Daß diese den denkenden und lebhaften Geist Kurz' unbefriedigt ließen und mannigfache Zweifel erregten, ist selbstverständlich. Durch die Beziehung zu dem Bibliographen Denis und das Studium des Generalbasses bei Albrechtsberger, dem bald Compositionen folgten, suchte K. jenen Scrupeln zu entrinnen. Die ihm 1793 übertragene Custosanstellung im stiftlichen Münzcabinete führte ihn zu numismatischen Studien. 1796 wurde er aber durch seine Ernennung zum Cooperator an der Stiftspfarre zur Seelsorge geführt, in der er fast ein halbes Jahrhundert thätig war, die ihn, den echten Kinderfreund, auch mit der Schule, „seinem Lieblingsgeschäft", in Verbindung brachte. Immer größer und vielseitiger wurde sein Wirkungskreis. 1797 wurde der namentlich von Händel's Musik Entzückte Regens chori, 1799 Archivar. Diese letztere Verwendung paßte für K. vortrefflich, denn wenn Einer, hat er die Bedeutung der Urkunden für die Geschichtsforschung zur Geltung zu bringen gewußt. Die Stellung am Klosterarchive führte ihn auch zur litterarischen Thätigkeit, die er 1805 mit seinen „Beiträgen zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Enns" (Versuch einer Geschichte des Bauernkrieges in Oberösterreich) eröffnete und in so überaus fleißiger und wahrhaft rühmlicher Weise durch Decennien fortgeführt. 1808 folgte die Darstellung der Unruhen im Hausruckviertel und der Laimbaur'schen Händel. Mit diesen gründlichen Forschungen gingen die Rettung von Tausenden von Urkunden, der Hinweis auf den Werth der alten Schriften und die ungemeine Rührigkeit Hand in Hand, mit der er überall Verbindungen suchte, um die alten Denkmale zu erhalten und die Benutzung der historischen Documente zu ermöglichen. Natürlich machte er bei diesen Perscrutationen der Archive zahlreiche höchst werthvolle Funde, z. B. das berühmte Stadtrecht von Enns aus dem J. 1212. Wie später Chmel, so war auch K. voll von Entwürfen und Plänen, schon 1808 suchte er zur Gründung einer Gesellschaft zur

Sammlung und Bearbeitung der österreichischen Geschichtsquellen — natürlich umsonst — anzuregen. Wenigstens an sich ließ es K. nicht fehlen. 1808 erschienen „Merkwürdigere Schicksale der Stadt Lorch" ꝛc., 1809 „Geschichte des Kriegsvolkes Kaiser Rudolph II.". Der Plan einer Topographie des Mittelalters für Oesterreich wurde in unfreundlichster Weise durch die Kriegswirren unterbrochen. Auch K. hatte außerordentlich von den Rohheiten der Franzosen zu leiden, die im Stifte sich empörend benahmen, auch er ward vom Lazarethtyphus ergriffen, an dessen Folgen er sein Leben lang zu tragen hatte. Kaum war er genesen, so trieb ihn patriotische Begeisterung zur Abfassung des Werkes: „Geschichte der Landwehr in Oesterreich ob der Enns" (1810). Für die Kriegsereignisse des J. 1809 ist dieses Buch eine „Quellenschrift ersten Ranges". — Die warme Freundschaft mit Hormayr, dem Director des Haus-, Hof- und Staatsarchivs zu Wien, der — hierin ein Vorgänger v. Arneths — die Schätze desselben mit der größten Liberalität der Benutzung zugänglich machte, gab auch K. die Möglichkeit, seinen Studien höhere Ziele zu stecken und aus der Localhistorie zu größeren Aufgaben sich zu erheben. Von nun an gehört seine ganze Kraft der historischen Behandlung der Regenten aus dem Hause Habsburg während des Mittelalters. So erschienen als Frucht dieser Studien 1812 „Oesterreich unter Friedrich IV." (rectius Fr. III.), 1816 „Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht I.", in dem der zweite Theil der bisher ganz vernachlässigten Culturgeschichte gewidmet ist; 1818 „Oesterreich unter Friedrich dem Schönen", 1819 „Oesterreich unter Herzog Albrecht dem Lahmen", 1821 „Oesterreich unter Herzog Rudolph IV." Mitten in diese Regentengeschichten, die auf ein sorgfältiges Urkundenstudium gestützt waren, fällt die Ausarbeitung von culturgeschichtlichen Monographieen, die leider keine Nachahmer gefunden. Ueberaus werthvoll, ja jetzt noch — da durch Sailer's frühen Tod die Aussicht auf eine umfassende Geschichte der volkswirthschaftlichen Verhältnisse Oesterreichs aufs neue in weite Ferne gerückt wurde, — das einzige Werk über diese Lebensseite ist Kurz' „Oesterreichs Handel in älteren Zeiten" (erschien 1822), 1825 folgte „Oesterreichs Militärverfassung in älteren Zeiten", ein Buch, das freilich durch die neueren Forschungen überholt wird. Noch in demselben Jahre veröffentlichte K. seine „Geschichte Oesterreichs unter Albrecht III., dem 1830 Oesterreich unter Albrecht IV., und als Abschluß der habsburgischen Studien 1835 die „Geschichte König Albrechts II." folgte. Die Vorzüge der Kurz'schen Forschung sind in allen diesen Werken unverkennbar; sie liegen in dem regen Eifer, die ältesten Quellen zu finden, die besten zu benutzen, in dem ehrlichen Streben nach Unparteilichkeit und einer solchen Gründlichkeit, „daß kaum eine Nachlese möglich ist". Weitere charakteristische Eigenschaften seiner wissenschaftlichen Arbeiten aber sind das Bemühen alle seine Darstellungen auf Urkundenmaterial zu basiren und die Hinneigung zur Culturgeschichte. Wenn sich auch bei ihm, wie bei Anderen jener Zeit, eine gewisse geschmacklose Loyalität und eine wenig anziehende Form des Stiles unangenehm geltend machen, so freut man sich doch an Anderem, vor allem aber an dem Mangel confessioneller Befangenheit. Man bedenke doch, was der überaus rührige Mann geleistet in einer Periode, in der es an litterarischen Hülfsmitteln so sehr fehlte, in der die Archive meist verschlossen, Verleger schwer zu gewinnen waren und der Gelehrte die albernsten Vexationen blöder Censoren zu ertragen hatte. Die Freundschaft mit Hormayr, an der K. zu allen Zeiten festhielt, sowie die mit Hammer-Purgstall ermöglichte ihm eine Zeit lang wenigstens die Benützung des Wiener Staatsarchivs; als Hormayr abgesetzt ward, konnte nur die Verwendung des Erzherzogs Johann K. die gewünschten Urkunden verschaffen. Und doch wurde der so kränkliche Mann nie müde, stets nährte er seinen Geist mit neuen Plänen, er hegt das Project einer Geschichte

der Babenberger, denkt an ein Corpus diplom. Austriae, an Monumenta Austriaca, arbeitet für Chmel's Regesten und sorgt für neue Schüler der historischen Wissenschaft, die er auch in Jod. Stülz, in Max Fischer in Klosterneuburg, in Max Millauer, in Chmel und A. Muchar fand. Gerade in seinen kränksten Tagen arbeitete er das Beste, er ließ nicht ab von den Studien, die ihm Bedürfniß waren. In seiner letzten Krankheit, die er geduldig trug, las er noch Chmel's Friedrich III. K. starb nach langem Todeskampfe am 12. April 1843 in den Armen seines Schülers Stülz; er liegt begraben auf dem Friedhofe zu St. Florian. Ehrenbezeigungen wurden ihm wenige zu Theil, die größte war wol die Ernennung zum Mitglied der kgl. baierischen Akademie der Wissenschaften. — Wahrheit war es, nach der er stets gestrebt, mit den Worten Hormayr's, der diesen Zug seines Wesens besprochen, mag diese Skizze beschlossen sein. Hormayr sagt: In Hinsicht auf edle Entschlossenheit im Heraussagen der Wahrheit, ganz wie er sie gefunden, unbekümmert um das sogen. Zeitgemäße und auch das, was die Götzen des Augenblickes gerne oder ungerne hören, gebührt K. ein hoher Ruhm. — Für sein Stift ist er als der Gründer der historischen Schule, für Oesterreichs Historiographie jedenfalls als einer der tüchtigsten Forscher von unverlierbarer Bedeutung.

Stülz in Zeitschrift des Museum Franc.-Carol., 1843, Nr. 15, S. 57. Hormayr's Taschenbuch, 1845, 10 und das weitaus Beste in dem gründlichen Abschnitte Franz S. Kurz in Mühlbacher's litter. Leistungen St. Florians.

Horawitz.

Kurz: Heinrich K., Litterarhistoriker, wurde als der Sohn eines deutschen Vaters und einer französischen Mutter am 28. April 1805 zu Paris geboren. Den Vater verlor er bereits 1816, worauf dessen Bruder, der ritterschaftliche Secretär K. in Hof (Baiern), den Knaben zu sich nahm und für seine fernere Erziehung sorgte. In der neuen Heimath besuchte dieser das Gymnasium, dessen Rector, Dr. Lechner, ihn mit lebhafter Neigung für deutsche Sprache und Litteratur erfüllte, und studirte sodann in Leipzig Theologie, ohne für diese Wissenschaft besonders eingenommen zu sein. In die burschenschaftlichen Bewegungen jener Zeit verwickelt und deshalb zur Untersuchung gezogen, mußte er diese Hochschule infolge der über ihn verhängten Relegation verlassen und begab sich nun nach München, wo er sich ausschließlich den orientalischen Sprachen zuwandte. Nachdem er die philosophische Doctorwürde erlangt hatte, ging er 1827 zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris. Von dem bekannten Gelehrten Abel-Rémusat für das Studium des Chinesischen gewonnen, veröffentlichte er schon vom nächsten Jahre an eine Reihe hierauf bezüglicher Abhandlungen und Uebersetzungen, wie „Ueber die älteste Poesie in China“, „Buchdruckerei und Buchhandel in China“, „Ueber des chinesischen Philosophen Laodsö Leben und Schriften“, „Khungtse und seine Moralphilosophie“, „Ueber den chinesischen Philosophen Tschuangtse und seine Schriften“, „Ueber die neuere Poesie der Chinesen“, in den Cotta'schen Zeitschriften Ausland und Morgenblatt und gab daneben noch in selbständiger Form heraus: „Yun tseu mo lo. Tableau des Elémens vocaux de l'Ecriture Chinoise“ (Paris 1829 — gemeinsam mit J. C. Levasseur), „Ueber einige der neuesten Leistungen in der Chinesischen Literatur. Sendschreiben an Hrn. Prof. Ewald in Göttingen“ (Paris 1830) und „Mémoire sur l'état politique et religieux de la Chine, 2300 ans avant notre ère, selon le Chou King“ (Paris 1830). Diese Arbeiten, namentlich die zuletzt genannte, lenkten die Aufmerksamkeit der Kenner auf den jungen Gelehrten und waren die Ursache, daß er in die Redaction des Journal Asiatique berufen und durch die „Asiatische Gesellschaft“ mit der Neubearbeitung des chinesischen Wörterbuches von Basile beauftragt wurde. Um für die letztere Aufgabe die

nothwendigen litterarischen Hülfsmittel zu erlangen, ertheilte er, besonders im Deutschen, Privatunterricht und war dabei so glücklich, Männer, wie Jules Michelet, Saint-Marc-Girardin, August Poirson und Paul Dubois, den Redacteur des „Globe", zu Schülern und Freunden zu gewinnen. Die Julirevolution von 1830 erfüllte ihn mit neuen Hoffnungen für das politische Leben Deutschlands. Er kehrte daher nach München zurück, wo er anfangs als Privatdocent über chinesische Sprache las und hierauf die Redaction der von Dr. Eisenmann gegründeten Zeitschrift „Bayerns Deputirtenkammer" übernahm. Nach dem Schlusse des Landtages siedelte er nach Augsburg über und gab dort seit dem 1. April 1832 ein oppositionelles Tageblatt, „Die Zeit", heraus. Am Morgen des 25. Mai wurde er durch das kgl. Kreis- und Stadtgericht plötzlich verhaftet und in die Frohnfeste abgeführt. Es geschah dies wegen eines schon früher erschienenen und bisher unbeachtet gebliebenen Artikels aus einer Schrift von Savoyé. Nach einer sechsmonatlichen Untersuchung erfolgte das Urtheil des Münchener Oberappellationsgerichtes, welches den schuldig befundenen K. zu zweijähriger Festungsstrafe nach Wülzburg in Mittelfranken verwies. Die unfreiwillige Muße, zu welcher sich derselbe hier verurtheilt sah, benutzte er zur Uebersetzung einer epischen Dichtung der Chinesen, „Das Blumenblatt" (1836 in St. Gallen erschienen) und begleitete diese zugleich mit einleitenden Bemerkungen über die chinesische Poesie und mit einer Novelle als Anhang: „Der weibliche und der männliche Bruder". Nach seiner Entlassung ging er 1834 nach der Schweiz, wo er noch am Ende des gleichen Jahres als Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Kantonsschule in St. Gallen angestellt wurde. Er erwarb das Bürgerrecht von Schwamendingen im Kanton Zürich und verheirathete sich mit einer Schweizerin; gleichwol schützte ihn, den geborenen Deutschen und Protestanten, das erstere nicht vor der Entlassung, welche die Behörde auf Betreiben der ultramontanen Partei 1839 über ihn verhängte. Ein gütiges Geschick fügte es jedoch, daß der vielumgetriebene Mann noch in demselben Jahre einen Ruf für das gleiche Lehramt an der Kantonsschule in Aarau erhielt. Des Wanderns müde, konnte er sich hier endlich der lange ersehnten Ruhe freuen und, umgeben von einem ihn beglückenden Familienkreise, ungehindert seinem Amte und seinen Studien leben. Außer in der Schule war er seit 1844 noch als Stellvertreter des alternden Kantonsbibliothekars F. X. Bronner (Bd. III. S. 361) thätig; zwei Jahre nachher wurde er zu dessen Nachfolger erwählt und blieb bis zu seinem Tode an der Spitze der Bibliothek, während er in Folge eines Brustleidens zu Ostern 1866 mit einem Ruhegehalte von seiner Lehrerstelle zurücktrat. — In Aarau widmete K. den größten Theil seiner freien Zeit der deutschen Litteraturgeschichte und der Herausgabe heimischer Schriftwerke. Den ersten Schritt in dieses neue Gebiet that er mit der „Grammatik der deutschen Sprache nach Becker" (1839). Auf diese folgten dann das „Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von Haller bis auf die neueste Zeit" (3 Abth., 1840—42, 3. Aufl. 1857—59) und das „Handbuch der deutschen Prosa von Gottsched bis auf die neueste Zeit" (3 Abth. 1845—53, Neue Ausgabe 1868), zwei Werke, in denen nicht allein eine reichhaltige kritische Auswahl von Gedichten und prosaischen Stücken, sondern auch ein ausführlicher und gründlicher Commentar enthalten ist. Verwandter Art, doch eines Commentars entbehrend, sind die Sammlungen: „Die Schweiz. Land, Volk und Geschichte in ausgewählten Dichtungen" (1852), „Aeltere Dichter, Schlacht- und Volkslieder der Schweizer" (1860; wiederholt 1866), „Blumenlese aus den neueren Schweizerischen Dichtern" (1860 u. 1866) und „Schweizerische Erzählungen" (1860 u. 1866). Die bekannteste und ohne Zweifel bedeutendste Leistung von K. ist seine „Geschichte der deutschen Litte-

ratur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller", welche von 1853 (oder eigentlich von 1851) bis 1859 in drei Bänden bei B. G. Teubner in Leipzig erschien und bis 1876 in sieben unveränderten stereotypirten Auflagen wiederholt wurde. Sie umfaßt die deutsche Litteraturgeschichte von den ersten Anfängen bis zu Goethe's Tode und fand 1872 ihren Abschluß in einem vierten Bande, welcher den Zeitraum von 1830 bis zur Gegenwart behandelt und 1874 ebenfalls in neuer Auflage herauskam. Der Verfasser wollte, wie er in der Vorrede sagt, eine Litteraturgeschichte für das größere Publicum schreiben, nicht in der bisher gebräuchlichen Art, indem er „die gesammte Geschichte der Literatur in einem zusammenhängenden Gemälde vor den Augen des Lesers entfaltete", sondern vielmehr so, „daß er jede einzelne Erscheinung im Gebiete der Literaturgeschichte gleichsam selbständig behandelte, jeden Schriftsteller einzeln vorführte und ein möglichst getreues Bild seiner Leistungen zu geben suchte". Dieser nach möglichst lebendiger Anschaulichkeit strebenden Behandlungsweise entspricht es auch, daß nicht nur Holzschnitte, die in Bildnissen der betreffenden Schriftsteller, in Gemälden aus alten Handschriften, in Ansichten ihrer Wohnhäuser ꝛc. bestehen, sondern auch mehr oder weniger reiche Proben von Musterstücken hinzugefügt wurden. Um die Geschichte der Litteratur durch sein Verfahren nicht in eine Menge kleinerer Bilder aufzulösen, hat der Verfasser bei den einzelnen Schriftstellern je nach Erforderniß „ihre Stellung zur Gesammtheit angedeutet oder ausführlicher nachgewiesen", sowie auch den verschiedenen Zeiträumen und Hauptabschnitten „eine gedrängte, aber doch alle Verhältnisse berührende Darstellung des Entwickelungsganges unserer Literatur vorangestellt." — Nach Vollendung dieses großen Werkes bearbeitete K. auch einen Auszug unter dem Titel: „Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur" (1860; 5. Aufl., nach des Verfassers Tode überarbeitet und erweitert von G. Emil Barthel, 1878). Um die beiden zuletzt genannten Werke gruppiren sich nun verschiedene litterarhistorische Einzeluntersuchungen und kritische Ausgaben, von denen als die bedeutenderen anzuführen sind: „Niclasens v. Wyle zehnte Translation mit einleitenden Bemerkungen über dessen Leben und Schriften" (als Programm und besonders: Aarau 1853), „Janus Cäcilius Frey" (im „Album des litterarischen Vereins in Bern", 1858), „Ueber Walthers von der Vogelweide Herkunft und Heimath" (Zugabe zum Programm der aargauischen Kantonsschule, 1863), „Deutsche Dichter und Prosaisten von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert" (1. u. 3. Bd., 1863—65; neue Ausgabe 1867, Verfasser der beiden anderen Bände ist Fr. Paldamus), 41 mehr oder weniger ausgeführte Darstellungen des Lebens und Wirkens deutscher Classiker aus dem 15. bis 18. Jahrhundert, „Die deutsche Literatur im Elsaß", ein Aufsatz, der zuerst in dem Jahrbuch „Fürs deutsche Reich!" (1. Jahrg. 1873) erschien und 1874 in zwei besonderen Abdrücken wiederholt wurde: „Deutsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen Nationalliteratur" (10 Bde., 1862 bis 1867), auf den ersten Drucken beruhende, mit gründlichen Erläuterungen und kritischen Anmerkungen versehene Ausgaben des „Esopus" von Burkhard Waldis (2 Thle.), der „Simplicianischen Schriften Hans Jacob Christoffels von Grimmelshausen" (4 Thle.), des „Rollwagenbüchleins" von Jörg Wickram (1 Thl.) und der sämmtlichen Dichtungen (3 Thle.) von Johann Fischart; „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur" (35 Bde., 1868—72 und seitdem mit neuem Titel und dem Verlagsort Leipzig mehrfach wiederholt), kritische Ausgaben der Werke Lessing's (4 Bde.), Goethe's (12 Bde.), Schiller's (6 Bde.), Heinrichs v. Kleist (2 Bde.), Chamisso's (2 Bde.), sowie der ausgewählten Werke Wieland's (3 Bde.), Herder's (4 Bde.) und E. T. A. Hoffmann's; „Schiller's

sämmtliche Werke. Kritische Ausgabe" (9 Bde, 1868—70), „Goethe's sämmtliche Gedichte. Kritische Textrevision" (2 Bde., 1869). An diese erstaunlich zahlreichen Leistungen auf litterarhistorischem und philologisch-kritischem Gebiete schließen sich ferner eine Anzahl von Uebersetzungen. Außer den oben erwähnten aus dem Chinesischen mögen als die wichtigeren aus dem Italienischen und Französischen genannt werden: „Meine Gefangenschaft, von Silvio Pellico" (1837), „Die deutsche Schweiz und die Besteigung des Mönchs von der Gräfin Dora d'Istria" (3 Bde., 1858; 2. Originalausgabe 1860; ohne den Namen des Uebersetzers erschienen), „Ausgewählte Correspondenz Napoleons I." (3 Bde. 1868) und „Politische Geschichte der Päpste von P. Lanfrey" (1872, ebenfalls ohne Namen). — Erwähnen wir nun noch der Bearbeitung der Jugendschrift des Berner Pfarrers Joh. David Wyß († 1818): „Schweizerischer Robinson oder der schiffbrüchige Schweizerprediger und seine Familie" (1841—42), der Abhandlung: „Die französische Conjugation nebst einem Versuche über die Bildungsgesetze der französischen Sprache" (1843), der Ausgabe: „Thomas Murner's Gedicht vom großen lutherischen Narren" (1848), sodann einiger kleineren politischen Schriften, wie „Deutschland und seine Bundesverfassung" (1848) und der anonym erschienenen „Briefe eines ausgewanderten Deutschen an den Fürsten von Oettingen-Wallerstein" (1848), sowie zahlreicher Beiträge in Zeitschriften: in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (1830), in K. Mager's „Pädagogischer Revue" (1842), in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (von 1843 an), in den „Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur" (1858), in der „Internationalen Revue" (1., 2. und 4. Bd., Wien 1866—68), in dem „Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft" (1872 bis 1873) ꝛc. und gedenken wir zum Schlusse noch der verdienstvollen bibliothekarischen Publicationen, nämlich des umfangreichen vierbändigen „Katalogs der aargauischen Kantonsbibliothek" (1857—68) und der leider beim ersten Bande stehengebliebenen „Beiträge zur Geschichte der Literatur, vorzüglich aus den Archiven und Bibliotheken des Kantons Aargau" (1846), deren Mitherausgeber Placidus Weißenbach war, so haben wir etwa annähernd die umfangreiche schriftstellerische Thätigkeit von K. umschrieben. Dieselbe war nur möglich bei dem bewundernswerthen, jeden Augenblick zu Rathe haltenden Fleiß, durch welchen er sich in so seltenem Grade auszeichnete. Noch trug er sich mit mancherlei Plänen und Entwürfen, als ihn der Tod nach kurzem Krankenlager am 24. Febr. 1873 aus diesem Leben abrief.

Illustrirte Zeitung (Leipz., J. J. Weber), Nr. 1477 vom 21. Octbr. 1871, S. 303c u. 306a. (Von Herm. Neumann. Mit Bildniß von Kurz auf S. 301.) — Fürs deutsche Reich! Jahrbuch deutscher Dichter und Gelehrten. 1. Jahrg. 1873, Berlin, S. XVIII—XIX. — Allgem. Zeitung (Augsburg), Beilage Nr. 61 vom 2. März 1873, S. 919b—920a. — Neue Zürcher Zeitung, Nr. 115 vom 4. März 1873, S. 1—2, Feuilleton. — Programm d. aargauischen Kantonsschule, 1873, Aarau 1873, S. 27 bis 30. (Der Nekrolog von Prof. J. Hunziker in Aarau, das Schriftenverzeichniß von Prof. L. Hirzel in Bern.) — Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Neue Folge. 9. Jahrg., 1. Hälfte, Leipzig 1873, S. 424 (von Rud. v. Gottschall). — Schweizer Grenzpost (Basel), Nr. 62 vom 14. März 1874, 1. Blatt, S. 1 u. Nr. 63 vom 16. März 1874; 1. Blatt, S. 1, Feuilleton. (Von Arnold Niggli in Aarau.) — Egb. Fr. v. Mülinen, Prodromus einer schweizer. Historiographie, Bern 1874, S. 47—48. Ausführl. Schriftenverzeichniß gab der Unterzeichnete in Petzholdt's N. Anz. f. Bibliogr. ꝛc. 1881 S. 371 ff., 1882 S. 8 ff. Schumann.

Kurz: Hermann K. (oder, wie sich seine Familie schrieb, Kurtz), Dichter und Novellist, wurde am 30. Nov. 1813 zu Reutlingen aus bürgerlicher Familie geboren. Zum Studium der protestantischen Theologie bestimmt, trat er 1827 in das niedere theologische Seminar Maulbronn ein, wo u. a. Eduard Zeller sein Mitschüler, D. Fr. Strauß kurze Zeit sein Lehrer war. 1831 ins Tübinger Stift übergetreten, widmete sich K. vorzüglich philosophischen und litterarischen Studien unter der Leitung von Strauß, Uhland, Gustav Pfizer, Moritz Rapp. Er verließ 1835 die Universität und schon 1836 die theologische Laufbahn und lebte als Schriftsteller in Stuttgart. Im Herbst 1843 ging er nach Karlsruhe als Mitarbeiter an dem „Deutschen Familienbuch zur Belehrung und Unterhaltung"; dort nahm er an den vormärzlichen liberalen Bewegungen Antheil. Nach der Februarrevolution 1848 kehrte K. nach Stuttgart zurück und führte daselbst, zuerst mit Adolf (nicht Ludwig) Weisser, dann allein, die Redaction des Oppositionsblattes „Der Beobachter", die er 1854 niederlegte. Von da an lebte er, vielfach durch häusliche Sorgen und Nervenleiden gedrückt, theils in Stuttgart, theils in ländlichem Aufenthalte zu Oberеßlingen, Kirchheim und Weilheim u. T. 1863 erhielt K. die Stelle eines zweiten Bibliothekars an der Universitätsbibliothek Tübingen, die er bis zu seinem Tode am 10. Oct. 1873 inne hatte. An äußeren Ehrenbezeigungen ist ihm nur die philosophische Doctorwürde honoris causa 1866 von Rostock her zu Theil geworden. — Als Dichter, zumal als Novellist, gehört K. zu den besten seiner Zeit und seines Stammes. Besonders sind seine kleineren Erzählungen öfters vollendet in der prägnanten Zeichnung von Charakteren und Ereignissen. Er bewegt sich mit Vorliebe auf dem Boden seiner Heimath, namentlich seiner Vaterstadt Reutlingen. Hier ist ihm jeder Weg, jeder Stein bekannt. Dazu kommt noch ein eindringliches Studium und eine umfassende Kenntniß der vaterländischen Geschichte, so daß seine vaterländischen Erzählungen in sicherem Treffen des Localtons und mannigfaltiger Belebung durch charakteristische locale Typen ganz vorzüglich zu nennen sind. Ein feiner Humor, dem wir bei K. überhaupt zu begegnen gewohnt sind, kommt zu der Gabe scharfer Beobachtung hinzu, und so verdanken wir dem Erzähler einige wahre Cabinetsstücke treffender humoristischer, fast satirischer Darstellung, unter denen die kleine Erzählung „Die beiden Tubus" wol unbedingt in erste Linie zu stellen ist. K. selbst hat diese kleineren Erzählungen gesammelt; sie sind von 1858—61 in drei Bänden erschienen, nachdem schon 1837 eine kleinere Sammlung unter dem Titel „Genzianen" erschienen war. Auch an größeren Romanstoffen aus der württembergischen Geschichte hat sich K. zwei Mal versucht. Zuerst in dem Roman „Schiller's Heimathjahre", der 1843 erstmals erschien; eine sehr lebendige Schilderung der späteren Regierungszeit des Herzogs Karl, welche von sicherer Stoffbeherrschung und genauester Sachkenntniß zeugt. Psychologisch weitaus tiefer und an manchen Stellen geradezu dämonisch groß ist „Der Sonnenwirth", 1854 zum ersten Mal erschienen. In diesem Roman, der die Geschichte des durch häusliche Mißhandlungen und Kränkungen schließlich zum Verbrechen gereizten Johann Friedrich Schwan, eines der berüchtigtsten Räuber Süddeutschlands im 18. Jahrhundert, auf Grund amtlicher Quellen sehr eingehend wiedergibt (Schiller hat denselben Stoff im „Verbrecher aus verlorener Ehre" freier und minder charakteristisch behandelt), zeigt K. tiefe Kenntniß des schwäbischen Volkscharakters; leider bricht die lebensvolle Erzählung in der Mitte ab, um einer zwar gründlichen und verständnißvollen Relation aus den Akten Platz zu machen. Auch die kürzere Erzählung „Der Weihnachtsfund" (1855) zeugt von derselben Kenntniß der Volkspsychologie. Als lyrischer Dichter („Gedichte" zuerst 1836) erinnert K. öfters an den von ihm hoch gefeierten Mörike; auch entstammt manches durch Silchers u. a. Composition bekannt gewordene Lied seiner Feder. — Zur vollständigen Kenntniß seiner Dichter-

thätigkeit gehört aber auch die Betrachtung seiner Uebersetzungen, die er schon 1832 durch eine mit Freunden herausgegebene, gänzlich verschollene Sammlung von englischen Dichtungen eröffnet hat. 1840 erschien seine Nachdichtung von Ariost's rasendem Roland; December 1843 „Thomas Moore's Paradies und die Peri. Mit einem Anhang Byron'scher Lieder"; 1844 das Hauptwerk seiner Uebersetzerkunst, die Uebersetzung und Ergänzung von Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isolde; ein geniales Werk, dem man einige Mängel philologischer Akribie gerne nachsieht. Das Werk rief eine bittere Kritik Oswald Marbach's hervor, auf welche K. in dem Schriftchen „Der Kampf mit dem Drachen" (1845) witzig antwortete. Für die Bodenstedtische Shakespeareausgabe übersetzte K. die Lustigen Weiber, für die Sammlung des Hildburghäuser Instituts (1868) die Zwischenspiele des Cervantes. Endlich hat er gemeinsam mit Paul Heyse den „Deutschen Novellenschatz" (1871 ff.) und den „Novellenschatz des Auslands" (1872 ff.) herausgegeben. — Als Gelehrter hat K. keine gleich umfassende Thätigkeit entwickelt, wie als Dichter. Durch genaues, gewissenhaftes Eindringen in den Gegenstand, sowie durch geistreiche Combinationsgabe zeichnen sich seine wenigen gelehrten Arbeiten aus; daneben mag aber eine gewisse Breite und eine dem Erzähler ganz natürliche Neigung, die Abhandlung durch humoristische Behandlung zu beleben, etwas störend erscheinen. Ich zähle diesen Arbeiten die politischen und historischen Aufsätze bei. 1845 erschien das kleine Schriftchen „Die Fragen der Gegenwart und das freie Wort"; 1871 „Aus den Tagen der Schmach", zuerst 1859 im Morgenblatt erschienen und die Geschichte Schwabens zur Zeit der französischen Einfälle unter Melac behandelnd; 1864 (in den deutschen Jahrbüchern) ein Aufsatz über den griechischen Bundestag. Wichtiger sind Kurz' litterarhistorische Aufsätze. Mit Gottfried von Straßburg befaßt sich außer der Uebersetzung, der eine sagengeschichtliche Einleitung vorangeht, der Aufsatz über des Dichters Geschlecht und Leben in Bartsch's Germania, 15, 207 ff. In einer Recension der Bülow'schen Bearbeitung des Simplicissimus (in der 1837 und 1838 bei Metzler in Stuttgart erschienenen kritischen Zeitschrift „Der Spiegel", 1837, Nr. 5 und 6) entdeckte K. den eigentlichen Namen des Verfassers jenes Romans. Mit Shakespeare beschäftigen sich das Buch „Zu Shakespeare's Leben und Schaffen", München 1868, und mehrere Aufsätze im Shakespeare-Jahrbuch, Bd. IV—VI, auch hat K. den Text zu Konewka's (s. den Art.) Silhouetten „Falstaff und seine Gesellen" verfaßt.

Kurz' poetische Werke sind von Paul Heyse in einer leider nicht vollständigen Sammlung (bei A. Kröner in Stuttgart) 1874 herausgegeben worden. Im ersten Band hat Heyse eine schöne Biographie des Dichters vorangeschickt, zum Theil auf A. v. Keller's Nekrolog, Germania, 19, 124 bis 126, fußend. Das Bildniß vor Bd. I ist in den Lineamenten des Gesichts sehr gut, im Ausdruck fast etwas zu derb. Hermann Fischer.

Kurz: Joseph Felix Freiherr v. K., genannt Bernardon, Schauspieler und Director, geb. 1715 zu Wien, starb daselbst am 2. Febr. 1784. Dieser mehr als 30 Jahre in der Vertretung der Stegreifpossen so glückliche Mann, der in Wien der Burleske zu neuen Siegen verhalf, als sie in Norddeutschland schon der besseren Einsicht der Neuberin und Gottsched's zum Opfer gefallen war, gehörte bereits seit 1730 der Bühne an. Sein Vater, der selbst zur Bühne gehörte, hatte sich in Berlin unter dem Namen Felix beliebt gemacht und dann als Prinzipal die österreichischen Staaten durchzogen. Auf Provinzbühnen begegnen wir dann auch K., bevor er zum ersten Mal in Wien auftrat, was 1737 geschah. Der Erfolg heftet sich hier sofort an seine Sohlen, denn mit lebhaftem Temperament, verband er Witz, Erfindungsgabe, eine ganz außergewöhnliche komische Darstellungsgabe und was nicht zum letzten für sein Ge-

fallen entschied, eine feine Empfindung für die Schwächen des Publicums, auf die er stets mit Geschick speculirte. Ein ganz besonderes Aufsehen erregte er in der Rolle einer dem italienischen Scapino ähnlichen Figur, dem Bernardon, nach der er sich bald nannte und die er in zahllosen von ihm selbst geschaffenen Variationen immer und immer wieder dem Publicum vorführte. Diese mit dem reichsten Apparat ausgestatteten Burlesken führten u. A. folgende Titel: „Bernardon, der weynende Amant und Hans Wurst der Crupeler von des Herodes seiner Frauen, der Mariamne, Fürstin von Jerusalem“, „Bernardon, der aus einem Schmeltz=Degel entsprungene flüchtige Mercurialische Geist, nebst einem Poetischen Prologuen genannt: Der Kreutzweis mit Fesseln belegte Cupido oder der Streit zwischen denen Göttern und Göttinnen über den unschuldig verklagten Bernardonischen Mercurium“, worin Bernardon als Amor, Venus, Jupiter, Mercur, altes Weib, Pavian, Tanzbär und Pandur erschien; ferner „Der achtmal verwandelte Bernardon und Hans Wurst, der gezwungene Holzhacker“, „Bernardon, der alte Seefahrer aus der neuen Welt und Hans Wurst, der geplagte Tänzer vor der Madame Bazayraziania“, „Bernardon der liederliche Frichtel“, „Hans Wurst und Bernardon, die zwei heldenmüthigen Söhne des großen Ritters Sacrapans und tapfre Befreyer der Königin Lenorella auf der Insel Lilliput, nebst zwei Austritten, so von einem Kinde recitirt werden“, „Colombine die glücklich gewordene Haubenhefterin oder Bernardon der dreißigjährige ABCSchütz“ u. a. m. Welche Art diese und ähnliche von K. gegebene Burlesken waren, geht schon aus den bei Meyer „Leben Schröder's“ (I. S. 173) mitgetheilten Anekdoten hervor, nach denen z. B. ein Darsteller, der eine Laterne trug, diese vor seine Kehrseite hielt mit der Erklärung „damit ich das Licht gleich wieder anblasen kann, wenn's der Wind ausmacht“. Ueber ein Stück, in dem der Liebhaber seine mit Leder bekleidete Sitzfläche als Zielscheibe großer Wasserspritzen darbieten mußte, sagte K. zu Schröder: „In Wienn ist das Stuckerl über zwanzigmal hintereinand auf'gführt“. Bis in die höchsten Kreise jubelte man solchen Scherzen zu und lohnte sie durch mehr Beifall als etwa das Spiel eines Ekhof. Ein Zeitgenosse berichtet im Märzheft (1792) der „Deutschen Monatsschrift“: „Wenn K. auf die Bühne trat, strömte die Menge gleichsam ins Schauspielhaus, wenn er herabstieg, zankten sich selbst von den stolzesten Großen viele um seinen Umgang ... Dennoch spielte er nirgends, wo er merkte, daß man es fordere, den Lustigmacher; war niemanden für ein Gastgebot verbunden, und machte selbst zu Wien ein Haus, wie wenige Kavalier“. Ja er besaß die Dreistigkeit, unter dem Deckmantel seiner Rolle bittere Bemerkungen über Staatspersonen zu machen, die man ihm gemeinhin nicht verübelte. Endlich aber stieß er doch einmal an und verscherzte sich durch eine unglaublich freche Antwort die Gunst Maria Theresia's, die sonst sehr große Stücke auf ihn hielt, seit jenem Vorfall ihn aber trotz aller Bitten nie mehr sah. Eben dieser Vorfall war auch der Grund, daß er 1743 Wien verließ. Doch schon 1744 kehrte er an diese beste Stätte für sein Wirken zurück, schied dann abermals und diesmal aus Unbehagen über die Reformpläne der Kaiserin und wegen der Nachcensur von der schönen Donaustadt, um 1754 unter Graf Durazzo's Schutz von neuem seinen Einzug zu halten. Seine Stellung war indessen nicht mehr die gesicherte alte, die extemporirte Komödie ging ihrem Ende entgegen und K. mußte 1760 zum dritten Mal den Schauplatz verlassen. Er wandte sich nach Prag, dirigirte hier bis 1763, ging dann nach Venedig, wo er bei einem Theaterunternehmen seine Prager Ersparnisse jämmerlich einbüßte. 1765 abermals in Wien, bereiste er dann mit einer Truppe Baiern, Salzburg, Schwaben, die Rheingegend und Frankfurt a. M. In diese Zeit fällt auch das Engagement Schröder's, der u. a. von K. erzählte, er habe aus seinem Munde nie eine Zote gehört, doch habe er sie

andern nie verboten. 1765 war K. auch vom kurfürstlichen Hof in München beauftragt worden, ein stehendes Theater daselbst zu errichten (vgl. Brandes' Lebensgeschichte, II.), was aber nicht zu Stande kam, da die meisten der bedeutenden Schauspieler, die man zum Mitwirken aufgefordert hatte, diese Aufforderung abschlugen. Noch ein Mal — es war 1770 — versuchte K. in Wien sein Heil. Vergeblich! Er hatte verlauten lassen, „Equivoquen mit anscheinender Dummheit vorgetragen, wären die Lieblingsspeise des Wiener Publicums, und die wirksamste Aushülfe eines dramatischen Schriftstellers" (J. H. F. Müller's Abschied, S. 71); allein er hatte sich getäuscht. Da er nicht extemporiren durfte, mußte er seine Possen niederschreiben und die Censur strich aus diesen Niederschriften alle Zweideutigkeiten und allen groben Scherz weg. Damit war dem Wirken Kurz' in Wien der Todesstoß versetzt und der einst Gefeierte mußte besiegt seinen letzten Rückzug aus Wien antreten. 1774 finden wir ihn an der Spitze eines Theaterunternehmens in Warschau, wo er zuletzt Papiermüller war. Während dieser Epoche seines Lebens wurde K. in den polnischen Freiherrnstand erhoben. Nach einer Erzählung des gothaischen Theaterjournals (XIX. S. 101) soll K. auf folgende Weise zu seinem Adel gekommen sein. Er hatte ein Stück gemacht, „Baron Zwickel", worin er die Titelrolle spielte. Der Kaiser Franz, dem er in dieser Partie gut gefallen hatte, sprach eines Tages auf der Promenade von dem Stück mit einigen Cavalieren, als K. vorbeiging. „Sieh' da, unser Herr Baron", sagte der Kaiser. K. hört's, geht hinzu und bemerkt, sich verbeugend: „I dank Ew. Majestät für die Charge". Der Kaiser lachte und seit dieser Zeit schrieb sich der Spieler „Baron v. K." Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte K. in Wien, wo ihm die Schauspieler aller österreichischer Länder den von ihm mit Vergnügen angenommenen Titel „Vater" gaben. — Außer den Bernardoniaden hat K. auch noch eine einaktige Opera buffa „La gouvernante" und den Text zu Peter Winter's Oper „Helena und Paris" geschrieben. — Kurz' Frau, Franziska, gehörte auch zur Bühne und dirigirte sogar einige Zeit eine elende Truppe. Sie war in komischen Rollen besser als in tragischen. Mitte der 60er Jahre ließ sie sich von K. scheiden, weil dieser ein Liebesverhältniß mit ihrem Kammermädchen unterhalten hatte. Joseph Kürschner.

Kurz: Maximilian K., Freiherr von Senftenau, Graf von Valley, ein Sohn des im J. 1640 verstorbenen Hofmeisters der Kurfürstin Elisabeth von Baiern, Philipp K. v. Senftenau, wurde zu München am 10. Juli 1595 geboren, studirte 1611—1617 auf den Universitäten Ingolstadt, Bourges und Löwen und stieg im baierischen Dienste zunächst vom Truchsessen (1618) zum Mundschenken (1620), Kämmerer (1622) und Hofrath (1624) auf. Von 1620 an gebrauchte ihn sein Herr zu mehreren, theils ceremoniellen, theils politischen und sonst geschäftlichen Missionen; so als Vertreter bei Bethlen Gabor's Hochzeit 1626, als zweiten Commissär neben Wolkenstein auf dem Mülhäuser Kurfürstentage 1627, als Unterhändler der baierisch-österreichischen Heirath 1635 und drei Jahre später als Gesandten nach Madrid, um eine Diversion französischer Streitkräfte durch Spanien herbeizuführen. 1635 wurde er Hofmarschall, 1636 geheimer Rath, 1638 mit seinem Bruder Ferdinand Sigmund (Reichsvicekanzler seit 1637, † 1659) in den Grafenstand erhoben, 1643 Oberstkämmerer. Er rieth in den Jahren 1645 und 1647 zu einem Ausgleiche mit Frankreich, dann aber auch zur Kündigung des Ulmer Stillstands. Seit 1649 dirigirte K. als Obersthofmeister und Landhofmeister den Hofstaat und den geheimen Rath, nach Kurfürst Maximilians Tode auch die Landesadministration. Zur Eheschließung zwischen Adelheid von Savoyen und dem Kurprinzen Ferdinand Maria, dann zur Abholung der procuratorisch Angetrauten unternahm er zwei Reisen nach Turin (1650/51

und 1652); von der letzteren gab er eine Beschreibung heraus. So langjährige Dienste sollte 1656 die Erhebung seiner Herrschaft Valley zu einer fast unabhängigen Grafschaft lohnen. Aber noch größeres Verdienst erwarb er sich im folgenden Jahre durch die Umsicht und Energie, womit er den Versuchen, Ferdinand Maria zur Annahme der Kaiserkrone zu bewegen, entgegentrat. K. starb kinderlos zu München am 10. Juli 1662. Zum Universalerben hatte er das Münchener Jesuitencollegium ernannt, dem sein Bruder Albert (s. Bd. IV S. 654 v. Curtz) angehörte.

Archivalien im kgl. Reichsarchive, Staatsarchive und Kreisarchive zu München. J. G. Krenner, Charakteristik und historische Nachrichten von Maximilian Grafen v. K., 1780, cod. bav. 3422 der kgl. Hof- und Staatsbibliothek daselbst. v. Oefele.

Kurz: Sebastian K., geb. den 1. September 1576 in Windsheim, † den 28. October 1659 in Nürnberg, bekannter unter seinem latinisirten Namen Curtius. Er kam als junger Mann 1594 nach Nürnberg und eröffnete daselbst 1603 eine Schreib- und Rechenschule. Im J. 1611 siedelte er nach Heilbronn über, kehrte aber bald darauf wieder nach Nürnberg zurück, wo er sowol als Lehrer wie auch als bestellter Feldmesser eine gedeihliche Wirksamkeit sich schuf. Als er im J. 1640 sein gleich nachher zu erwähnendes geodätisches Werk dem Kaiser Ferdinand III. im Manuscripte überreichte, ward er von diesem mit einer goldenen Gnadenkette beschenkt. Dem Zeitgeschmacke trug Curtius durch „Eine kunstreiche algebraische Wort-Rechnung in einem Lorbeer- und Rauten-Krantz“ (Nürnberg 1607) in übrigens ganz anerkennenswerther Weise Rechnung. „Adam Riesen's Arithmetik“, welche Curtius um ein Merkliches vermehrt, erschien 1610 ebenfalls zu Nürnberg. Als die bedeutendste Leistung unseres K. ist jedoch seine Bearbeitung eines holländischen Werkes anzusehen und sie war es eben, welche er dem deutschen Kaiser widmete. Der Titel des Buches ist: „Practica des Landmessens durch Johann Sems und Pieterszon Dou, zweyen verpflichteten holländischen Landmessern in holländischer Sprache am ersten beschrieben, nachdem von Seb. Curtio ins Teutsche übersetzet“ (Amsterdam 1616, resp. Nürnberg 1642). Dem sachkundigen Urtheile Vesterman van Oijen's zufolge stand sowol das Original als die deutsche Ausgabe auf der Höhe damaliger Wissenschaft, ja in dem bekannten Briefwechsel zwischen Gauß und Schumacher wird sogar von dem Letzteren die Frage aufgeworfen, ob man denn wol dem K. zutrauen dürfe, er habe von gewissen Problemen der unbestimmten Analytik, welche in seinem Buche vorkommen, die vollständigen Auflösungen besessen. Gauß glaubte diese Frage mit Ja beantworten zu sollen.

Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730, S. 160. — Kästner, Geschichte der Mathematik, 2. Bd. — Vesterman van Oijen, Sur quelques arpenteurs hollandais, Rome 1870. Günther.

Kurz: Ferdinand Sigismund Freiherr K. v. Senftenau. Die K. (Khurz, Kurtz) sind ein schwäbisch-baierisch-tirolisches Adelsgeschlecht, angeblich rhätischen Ursprungs, das auf tirolischem Boden und zwar im Pusterthale sich seit dem 14. Jahrhundert schon bemerkbar macht, im Dienst- und Lehensverhältnisse zu den Grafen von Görz steht und die Prädikate von Toblach (Niederndorf, Thurn) und Senftenau führt, welches letztere zunächst dem bairischen Zweige zukommt. Ferdinand Sigismund, später auch Reichsgraf von Valley (die Stammherrschaft eines altbairischen Geschlechtes welfisch-wittelsbachischer Verwandtschaft), geb. zu München 1592, Page Erzherzog Albrechts, des Erbstatthalters und Lehensinhabers der spanischen Niederlande. Aus Brüssel kam K. an den Hof König Ferdinands II. als dessen Kammerherr (1625), wurde

Reichsgraf (26. Juni 1638), um diese Zeit Unterhändler des Friedens mit Schweden, der allerdings nicht zu Stande kam, und schloß als Reichsvicekanzler seine Tage. In seinem letzten Willen von 1650 findet sich die Stiftung des Piaristenklosters zu Horn in Niederösterreich, eines der frühesten Convente dieses damals noch jungen, erst aufstrebenden Ordens.

Joh. Jacob K., dritter Sohn des kaiserlichen Hofkammerrathes zu Innsbruck, Sebastian, geb. zu Prag 1583, Gesandter Kaiser Ferdinands II. am französischen, polnischen Hofe und bei der Pforte; 1624 trat er in den Jesuitenorden und starb als Prediger von Ruf am 31. October 1645. Von ihm rührt eine deutsche Uebersetzung des bekannten Panegyricons seines Zeit- und Ordensgenossen Lamormain, Ferdinandi II. R. Imper. virtutes (Vienne 1637) unter dem Titel „Ferdinandi II. christlich heroische Tugenden" durch J. J. Curtius S. J. (Wien 1638), 4°, 140 S., her, die sich auch in Khevenhüller's Annalen T. XII abgedruckt findet. — Philipp K., kurbairischer Oberhofmarschall und geheimer Rath, † 1662.

Zedler, Univ.-Lex. Wißgrill, Schaupl. des landf. nied.-österr. Adels, V. 344 ff. Hurter, Gesch. Ferd. II. u. f. Eltern. Krones.

Kurzbauer: Eduard K., Genremaler, geb. in Wien am 2. März 1840, † in München am 13. Januar 1879. Unzweifelhaft gehörte K. zu den begabtesten jener großen Zahl österreichischer Künstler, die in der Metropole an der Isar eine zweite Heimath gefunden haben. Unter den Sittenbildmalern der Schule nimmt er wenigstens während der 70er Jahre neben Defregger den hervorragendsten Platz ein, obwol er sich von diesem sehr wesentlich dadurch unterscheidet, daß er entsprechend seiner Herkunft und Erziehung das Landvolk nicht wie seines Gleichen, sondern doch mehr mit den Augen eines Großstädters betrachtet und darum auch sehr häufig Dorf und Stadt in seinen Bildern zu verbinden trachtete. Sohn eines Professors am Wiener Polytechnikum wurde er auf Wunsch desselben nach tüchtig vollendeter Schulbildung Lithograph, was ihn aber so wenig befriedigte, daß er es durchsetzte die dortige Akademie besuchen zu dürfen. Sie genügte ihm indeß bald auch nicht mehr, obwol er dort schon verschiedene Preise davon trug. Da der Vater bei sehr zahlreicher Familie außer Stande war ihn weiter zu unterstützen, so wurde nur durch Freundeshilfe ermöglicht, daß er Wien, wo es ihm trotz aller Anstrengung nicht gelang sich zur Anerkennung durchzuringen, mit München vertauschen durfte. Dort bewirkte gleich sein erstes figurenreiches Bild, „Die Märchenerzählerin", 1867, daß er in die Pilotyschule aufgenommen wurde. In dieser bald mit seinen Landsleuten Max und Makart sowie Defregger speciell befreundet, entfaltete sich sein Talent nunmehr sehr rasch im Umgange mit diesen hochbegabten jungen Männern. — So entstand denn schon 1870 jenes Bild der „Ereilten Flüchtlinge", das sofort seinen Ruf in ganz Deutschland begründete und die Auszeichnung erfuhr, für das Wiener Belvedere angekauft zu werden. Es verdiente beides vollkommen, denn für eine solche Erstlingsarbeit ist es von gewiß äußerst seltener Trefflichkeit. Das Innere einer oberbairischen Wirthsstube darstellend, in der eine entführte Tochter aus feiner Familie mit ihrem irgend einem Künstler gleichenden Geliebten eben von der gnädigen Mama eingeholt wird, zeigt es sowol in der Schilderung dieser drei den höheren Ständen angehörigen Personen, als noch mehr in der einer Anzahl bald neugierig, bald theilnahmsvoll der nicht allzu tragischen Katastrophe zusehender bäuerischer Gäste soviel Fähigkeit dramatischer Schilderung und feiner individueller Charakteristik zugleich, überdies ein solch technisches, vorab coloristisches Talent, daß sich die große Wirkung dieses überaus glücklichen ersten Wurfes wol vollkommen rechtfertigt. Fortan nun der drückendsten materiellen Sorgen enthoben, ließ K., der nun die Schule bald verließ, diesem Bild rasch

eine ganze Reihe Anderer folgen. So „Der abgewiesene Freier", dann „Das ländliche Fest", jetzt in der Münchener Pinakothek, wo er zum ersten Male die Schilderung schwäbischer Land= und Stadtleute mit Glück versuchte. Hierauf „Das erste Bilderbuch", in der Stuttgarter Staatsgalerie, ferner „Stürmischer Verlobungstag", „Weinprobe", „Wahlbesprechung", wo ein Hetzkaplan die Bauern aufzuwiegeln sucht, „Der Trutzige", „Sonntagsjäger", „Der erste Schritt" eines Einjährigen von der Mutter zur Tante und voll feiner Beobachtung der Kindernatur. Dazwischen kam nun eine Reise nach Rom und Neapel, ohne daß ihn indeß die italienische Bevölkerung angeregt hätte ihre Schilderung mit jener der schwarzwälder oder oberbairischen zu vertauschen. Leider legte er aber hier durch ein vernachlässigtes Leiden den Grund zu seinem frühen Tode. Es folgten nun noch jene kleinen Meisterwerke, „Die Kartenschlägerin", welche einem schwarzwälder Mädchen Erfüllung ihrer stillen Wünsche prophezeit, „Die Verleumder", wo ein junges Mädchen sich gereizt gegen die neckischen Beschuldigungen zweier Bursche verwahrt, jetzt in der Dresdener Galerie, eine „Bauerndeputation" u. A. m., die in ihrer hohen künstlerischen Vollendung und ihrem ächten Naturgefühl K. allmählich unmittelbar neben sein Vorbild Defregger stellten, den er an feinem Reiz der Färbung meist sogar übertraf. Weitaus am glänzendsten bewies er indeß dies große Talent, die coloristische Stimmung seiner Bilder genau dem jeweiligen Gegenstand anzupassen und dadurch die Wirkung derselben aufs Gemüth außerordentlich zu erhöhen, in jener herrlichen „Vor dem Begräbniß" betitelten Composition, die man als die Krone seiner Leistungen bezeichnen muß, wie sie leider die letzte seiner größeren Arbeiten blieb (jetzt im Wiener Belvedere). Sie stellt das Condoliren der „Freundschaft" bei der jungen Wittwe eines schwarzwälder Bauern unmittelbar vor der Beerdigung mit solch ergreifender Wahrheit aller einzelnen Figuren wie der ganzen Scene dar, daß unsere deutsche Genremalerei diesem vollendeten Meisterwerk nur sehr wenig Ebenbürtiges an die Seite zu setzen haben möchte. Leider schilderte er nur vorahnend das Schicksal, das bald die eigene junge Gattin mit ihren Kindern treffen sollte. Denn sein von Italien heimgebrachtes Leiden verschlimmerte sich jetzt trotz mehrfacher, mit heroischem Muthe ertragener Operationen so, daß es ihn, der bis zum letzten Augenblicke mit demselben muthvoll gerungen, endlich dahinraffte. Selbst entkräftet, wie er es war, hatte er den Stift dennoch keinen Augenblik niedergelegt, sondern auf dem Todtenbette noch „Romeo und Julie auf dem Dorfe" von Gottfried Keller illustrirt. Unstreitig war sein Tod ein schwerer Verlust für die deutsche Kunst, zu deren Zierden er sich emporgeschwungen hatte, sowol durch die Tiefe seines Gefühls wie die seltene Liebenswürdigkeit, die er entsprechend dem eigenen Naturell all' seinen Gebilden mitzutheilen verstand. Sie war von der gesundesten Gestaltungskraft, der feinsten künstlerischen Bildung begleitet, wie er denn an coloristischem Talent kaum überboten worden ist und in seinen späteren Arbeiten besonders eine Gluth und Tiefe des Tones, eine Meisterschaft in Beherrschung des Helldunkels entwickelte, wie sie keiner seiner Genossen erreichte. Noch werthvoller ist aber seine feine Charakteristik der verschiedenen deutschen Volksstämme sowol als der einzelnen Individuen, ihres allgemeinen Charakters nicht minder als ihres der momentanen Situation immer in hohem Grade entsprechenden Ausdruckes. Dabei ist er ungewöhnlich dramatisch, seine Figuren charakterisiren sich durchaus durch ihr Handeln und Thun und dieses entspricht ihrer Persönlichkeit wiederum so ganz, daß sie nur innerer Nothwendigkeit zu gehorchen scheinen. — Obwol kein eigentlicher Humorist, ist ihm doch auch Einzelnes auf diesem Gebiet gelungen. Fr. Pecht.

Kurzböck: Josef R. v. K., Buchhändler und Schriftsteller (geb. zu Wien am 21. November 1736, † am 18. December 1792), übernahm im J. 1755

von seinem Vater die Universitätsbuchdruckerei und richtete dieselbe für illyrische und orientalische Sprachen ein. In Anerkennung seiner typographischen Leistungen wurde ihm die Bewilligung zur Errichtung einer Universitätsbuchhandlung ertheilt. K. setzte seine technischen Verbesserungen im Letternguß und Buchdruck fort und machte dem durch ein Privilegium geschützten Buchdrucker v. Trattner durch Schönheit der Ausstattung und Billigkeit der Preise der Bücher erfolgreich Concurrenz. Seine Buchdruckerzeugnisse gehörten zu den vorzüglichsten Deutschlands. Kaiserin Maria Theresia erhob K. für seine großen Verdienste 1776 in den österreichischen Adelsstand. Er übersetzte mehrere Schriften aus dem Italienischen und gab 1779 eine vermehrte und verbesserte Ausgabe des 1766 erschienenen „Almanac de Vienne en faveur des étrangers“ in deutscher und französischer Sprache heraus.

C. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon XIII, 427. K. W.

Kurzmann: Andreas K., Verfasser mehrerer deutscher Gedichte im 15. Jahrhundert. Ueber sein äußeres Leben ist nur bekannt, daß er Mönch im steirischen Cistercienserkloster Neuburg und 1428 bereits gestorben war. Das erste nach lateinischer Quelle gearbeitete Gedicht ist ein „Soliloquium Mariae cum Jesu“, das zweite die Legende von Amicus und Amelius und das dritte eine gereimte Bearbeitung des Speculum humanae salvationis, ein „puechel genant dij himelströsz von dem glouben and von der hoffnung“. Das Soliloquium umfaßt 427, Amicus-Amelius 1165 und das Speculum ungefähr 8000 Verse. Das Soliloquium ist jedoch keine selbständige Arbeit des Verfassers, sondern nur eine Uebertragung eines bereits fertigen Stückes, das einen Theil der Vita Mariae metrica bildet. Ueber die Amicus-Amelius-Sage vgl. „Zur Ueberlieferung der Sage von Amicus und Amelius“ von Paul Braune, in Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur IV, 271—314. Was das lateinische Speculum hum. salv. anbetrifft, eines der beliebtesten Bücher des 15. Jahrhunderts, so besteht über dasselbe eine umfangreiche handschriftliche sowol als gedruckte Litteratur. Ursprünglich, im 14. Jahrhundert, in Reimen abgefaßt, erfuhr es aber auch eine prosaische Bearbeitung, weshalb es kaum zu entscheiden ist, welche der beiden Fassungen von K. benutzt worden ist, doch hat er sich genau an den Inhalt der Quelle geschlossen und nichts Sachliches, nur moralische Excurse hier und da eingefügt. Uebrigens ist seine deutsche Bearbeitung nicht die einzige, es finden sich in München, Wien, St. Gallen und Jena sowol poetische als prosaische Uebersetzungen und Bearbeitungen anderer unbekannter Verfasser, welche zwar aus dem 15. Jahrhundert stammen, von denen jedoch keine versificirte mit der des K. identisch ist. Was die Sprache des Dichters betrifft, so ist dieselbe für das Soliloquium sowie den Amicus-Amelius, trotzdem in Steiermark geschrieben, der grobe bairisch-österreichische Dialect, im Speculum dagegen finden sich die unzweifelhaften Merkmale der innerösterreichischen Sprache. Und wenn davon verhältnißmäßig wenig in die Reime übergegangen ist, so darf daraus nicht mit voller Strenge geschlossen werden, daß die Sprache des Verfassers von der des Schreibers sich erheblich unterschieden habe. Denn im Allgemeinen steht die Reimkunst auch bei den in ganz grober Sprache abgefaßten Gedichten Baiern-Oesterreichs vom 13.—15. Jahrhundert auf hochdeutscher Basis, da sie an hochdeutschen Dichtungen gelernt und geübt wurde. Aber das Dichten selbst ist doch K. offenbar sehr schwer geworden, lange Stellen hindurch spinnen sich die Verse nur an den Reimen fort. Uebergroß ist die Anzahl bedeutungsloser Flickverse, oft gehaltlos, mitunter ganz widersinnig und leider auch manchmal roh. Immerhin aber geben nicht wenige Stellen, wie von seiner guten Gesinnung so auch für seine Fähigkeit zu schildern, auch für seine kleine satirische Ader bescheidenes Zeugniß. Zu den bisher besprochenen Gedichten des K. sind in den jüngsten

Jahren noch einige kleinere in einer Salzburger Handschrift aufgefunden worden, in welcher sich der Dichter leider als derselbe unfruchtbare Versschmied zeigt, als der er aus den größeren Arbeiten bekannt ist.

Anton Schönbach, Mittheilungen aus altdeutschen Handschriften. Erstes Stück. A. Kurzmann. Wien 1878. Besonders abgedr. aus d. December-hefte 1877 d. Sitzungsberichte der phil.-histor. Klasse der kais. Akad. d. Wiss., Bd. 88, S. 807. J. Franck.

Kuse: Jakob K., erster Buchdrucker zu Colberg. Gleich den übrigen pommerschen Städten (vgl. Kellner, Andreas) erhielt auch die alte, durch ihre mehrmalige heldenmüthige Vertheidigung geschichtlich merkwürdige Stadt Colberg sehr spät und erst 1653, als die Stadt nach der Räumung durch die Schweden der Sitz einer brandenburgischen Provinzialregierung ward, eine Druckerei. Als ersten Colberg'schen Druckers wird um diese Zeit in den Stettiner und Stargarder Archiven, jedoch nur vorübergehend, eines Heinrich Heyse gedacht, was insofern einige Berechtigung haben mag, als die Mutter eines späteren Inhabers der Kuse'schen Officin, des Martin Range, eine Sophie Heyse war. Sicher jedoch ist, daß 1658 ein Jakob K. nicht blos in Colberg druckte, sondern auch als förmlicher Regierungsbuchdrucker bestellt war und den Titel eines kurfürstlichen Typographen führte. Ob er von Geburt selbst ein Colberger oder ein Eingewanderter war, erhellt aus den angezogenen Acten nicht, ebensowenig, in welches Jahr sein Tod fällt, und nur das steht außer Zweifel, daß er 1669, als der Sitz der Behörden nach Stargard verlegt wurde, noch am Leben war, aber der Regierung dorthin nicht folgte. Auch seine Wittwe blieb in Colberg, woraus die Provinzialbehörde im August 1671 Veranlassung nahm, ihrer Officin das Privilegium zu entziehen: der Tod ihres Mannes scheint demnach in diesem Jahre erfolgt zu sein. Trotz des ihr entzogenen Privilegiums blieb die Druckerei der Wittwe K. in Colberg noch zwei Jahre in Thätigkeit, ging jedoch zuerst an die Stadt Colberg, dann seit 1673—1685 unter vielen zum Theil sehr heftigen Streitigkeiten zwischen der Stadt, dem Rathsherrn M. Range und den Regierungsbehörden wegen Privilegien, Monopolen und anderer „Bewidmungen" nominell an verschiedene Besitzer: Ludwig Röder, Jakob Adler, Georg Bohte, Johann Reisinger und Birger Campe über. Denn der eigentliche Besitzer der Officin war schon seit 1761 der bekannte pommersche Geschichtsforscher, Hofgerichtsadvokat, Rathsherr und Städtekämmerer Martin Range (Rango, † am 9. August 1688; vgl. Moller, Cimbria II, 677) zu Colberg, der jedoch nicht wollte, daß sie seinen Namen führe. Als eine neue und eigenthümliche Erscheinung in diesem Buchdruckerzwiste verdient eine kurze Erwähnung die im J. 1688 erhobene Beschwerde des Rectors des Lycei und Pastors zu St. Marien in Jakobshagen in Pommern, David Hollaz (Bd. XII S. 754), des Dogmatikers und Verbesserers der scholastischen Lehrart, gegen das Verbot des Druckes von Leichenreden, Leichen- und Hochzeitsgedichten und anderer Accidentien in der städtischen Officin zu Colberg und das der Regierungsdruckerei zu Stargard ertheilte Privilegium für ganz Hinterpommern. Hollaz beschwerte sich bei der Regierung, daß ihm hierdurch ein Schaden in seiner Amtseinnahme erwachse, weil ihm, als dem Rector des Lycei, ein Beneficium von Drucksachen dieser Art zustehe, wie solches denn auch seine Vorgänger im Amte bezogen hätten. Wahrscheinlich hatten die Rectoren die Censur dieser gelegenheitlichen Drucksachen. Aus der Officin des K. ging 1658 des Conrectors Christian Alwart zu Neustettin „Λοιμολογία h. e. metrica descriptio pestis Neosedinensis" hervor, auch druckte er noch 1668 des M. Rango „Colberga togata". Nach seinem Tode wurde als in der „Rathsofficin" gedruckt u. A. des Andr. von Bamberg „Vita S. Ottonis ed. Valer. Jasche" 1676, 1681, 4° und des letzteren „Theses oeconomicae", 1678, 12°; unter L. Röder's Firma

des M. Rango „Origines Pomeraniacae“, 1684, 4°, unter G. Bohte (dessen Insigne ein seine Jungen mit seinem Blute nährender Pelikan) unter vielen anderen Büchern das Colberg'sche Gesangbuch „Geistliches Kleinod“, 1684, unter Birger Campe „Valer. Jaschii Synopsis Pansophiae“, 1677, 12° und dessen „Veritas et antiquitas ecclesiae Lutheranae“, 1677.

Fr. Wokenii Beitr. zur pommerischen Historie, S. 184 ff. J. H. Balthasar, Samml. zur pommerischen Kirchenhist., II. 795. J. Fr. Levezow, Wanderung d. Buchdruckerkunst, II. 7. G. Mohnike, Gesch. d. Buchdruckerk. in Pommern, S. 33 ff. J. Franck.

Küsell: Matthaeus K. (auch Küsel, selten Küssel), Kupferstecher, geb. 1621 zu Augsburg, lernte und arbeitete zuerst in seiner Vaterstadt, dann zu München, später wieder in Augsburg, wo er 1682 als kaiserlicher Hofkupferstecher starb. Seine mit dem Grabstichel ausgeführten Bildnisse sind sehr achtungswerth, es sind manche überaus feine darunter, sie erinnern durchaus an die Manier der gleichzeitigen Franzosen. Auch mit der Nadel arbeitete er geschickt, so zahlreiche Theaterdarstellungen nach Burnaccini.

Melchior K., Bruder des Vorigen, geb. 1622 zu Augsburg, lernte bei dem älteren Matthäus Merian zu Frankfurt a. M., der ihm seine Tochter zur Frau gab. Nach des Schwiegervaters Ableben im J. 1651 ging K. nach Augsburg zurück und entfaltete hier eine reiche, jedoch etwas handwerkliche Thätigkeit und zwar auf allen Gebieten, die man mit Grabstichel und Aetznadel zu beherrschen pflegt. Meist radirte er. Nach dem geistreichen Wilhelm Baur hat er viel copirt. Er starb 1683 zu Augsburg.

Seine Tochter Johanna Sibylla s. bei Johann Ulrich Kraus o. S. 73.
W. Schmidt.

Kuser: Wilhelm K., Günstling des Herzogs Albrecht von Baiern, Grafen von Holland, war Baljew von Amstelland, Waterland und Rynland; 1392 erhielt er die erste und einflußreichste Stelle am Hofe, indem er zum Hofmeister ernannt wurde. Mit Aleida van Poelgeest, Albrechts Geliebten, wurde er, als er diese vor den Dolchstößen der verbundenen Hoek'schen beschützen wollte, gleichfalls ermordet. Sein Tod sollte aber nicht ungerächt bleiben. Sein Vater drang bei Albrecht so lange auf die Bestrafung der Mörder an, daß dieser die Hoek'schen Edlen, die nach der That geflohen waren, vor Gericht laden ließ; da sie aber nicht erschienen, wurden sie zum Tode verurtheilt. Der alte K. rückte auf Befehl Albrechts vor die Schlösser dieser Edlen und eroberte und verbrannte die Schlösser von Hodenpijl, Zandvoort, Heemstede, Warmond und Paddenpoet.

Wagenaar, Vaderl. Hist. Deel III p. 322 et 323. Wenzelburger.

Kuß: Christian K., Prediger und Geschichtsforscher. Er war geboren in der Stadt Sonderburg auf der Insel Alsen den 30. October 1769, studirte Theologie in Kiel und bestand das theologische Amtsexamen 1793. Darauf stand er zunächst einer Privatschule in Glücksburg vor und ward dann 1800 Katechet in Reinbeck, 1809 Diaconus in Kellinghusen, 1833 hon. causa Dr. philos. von der Kieler Universität, 1839 emeritirt als Pastor, lebte eine Zeit lang in Glücksburg, zuletzt in Segeberg, wo er am 18. December 1853 starb, 84 Jahre alt. Zuerst 1817 trat er als Schriftsteller auf mit einem „Grundriß einer Naturbeschreibung der Herzogthümer Schleswig und Holstein“. Dann folgte „Versuch einer ausführlichen Naturbeschreibung“, 1819, 3 Hefte, wovon das erste 1820 eine zweite Auflage erlebte. Diese Beschäftigung führte ihn zu historischen Forschungen und hat er seitdem eine große Reihe Beiträge zur Provinzialgeschichte geliefert. Kleine Beiträge zur Kunde der schleswig-holsteinischen Vorzeit, Prov.-Ber. 1821, 1822, 1823; Beiträge zur Alterthumskunde daselbst, 1824; Antiquarische Notizen, Staatsb. Mag. 1824; Antiquarische Kleinigkeiten daselbst

1827, 1828, 1829; Miscellen, Neues Staatsb. Mag. 1833, 1834, 1835, 1836; Neue Miscellen daselbst 1838—41; Buntes aus der schleswig-holsteinischen Geschichte, Neue Prov.-Ber. 1833; Kleine Forschungen aus dem Gebiet der schleswig-holsteinischen Specialgeschichte, Falk's Archiv 1842. Außerdem lieferte er reiche Beiträge zur Topographie und namentlich zur einheimischen Kirchengeschichte, unter Anderem die Geschichte aller vormaligen Klöster und Abhandlungen zur Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen. Sodann verfaßte er auch ein „Jahrbuch denkwürdiger Naturereignisse in den Herzogthümern Schleswig und Holstein vom 11. bis 19. Jahrhundert“, 1825/26, 2 Bde. Der Aufsatz: „Die Stadt Segeberg in der Vorzeit“, Falk's Archiv Bd. V, ist auch separat gedruckt worden, 1845; „Die fünf Statthalter aus dem Hause Rantzau-Breitenburg“, Schleswig-Holstein-Lauenburgische Provinzialber. 1833. — Die Geschichte der Elbherzogthümer ist durch seine kritischen Studien in vielen Theilen sehr wesentlich gefördert worden und verdienen dieselben volle Beachtung.

Seine Tochter Johanna K. hat sich bekannt gemacht durch ihr Buch: „Die holsteinische Küche oder Anleitung zur Führung des Hausstandes in einer Anzahl auf Erfahrung begründeter bewährter Anweisungen“, das weit verbreitet ist und wovon 1876 die 10. Auflage erschienen ist.

Vgl. Lübker-Schröder Nr. 669. Alberti, Schriftstellerlex., 1141. Alton. Merkur 1853 Nr. 299; 1854 Nr. 7. Carstens.

Küster: Georg Gottfried K., Schulmann und Historiker, geb. zu Halle im Januar 1695, † zu Berlin den 28. Februar 1776. Von seinen Eltern (sein Vater war Schneider, seine Mutter, die Tochter des Predigers Gast, eine Enkelin des berühmten Reisenden Adam Olearius) früh zur Schule gehalten und zum Theologen bestimmt, bezog er 1712 die Universität seiner Vaterstadt. Hier lag er nicht blos seinen Fachstudien ob, sondern besuchte auch eifrig die Vorlesungen des Joh. Gottl. Heineccius über den lateinischen Stil, sowie die römische und deutsche Rechtsgeschichte. Nachdem er sodann seit 1716 in Berlin als Hauslehrer beschäftigt gewesen, erhielt er 1718 einen Ruf als Rector der Schule zu Tangermünde; doch schon 1723 kehrte er in die Residenz zurück und wirkte nunmehr im Schulamt noch 53 Jahre: bis 1728 am Cöllnischen Gymnasium, dann zuerst als Conrector und seit 1732 bis an seinen Tod als Rector des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums. 1728 war er zum Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften ernannt worden. — Seine langjährige schriftstellerische Thätigkeit hat er ausschließlich der märkischen Geschichte zugewandt. Schon 1722 verfaßte er seine „Tangermündischen Denkwürdigkeiten“, die er später, zusammen mit Caspar Helmreich's († 1665) Annales Tangermundenses (schon 1636 und 1651 zu Magdeburg gedruckt) und Andreas Rittner's († 1669) Altmärkischem Geschichtsbuch (zuerst erschienen Zerbst 1651), zum zweiten Male (1729, 4⁰) herausgab. Sodann besorgte er die erste vollständige Ausgabe der Werke des Nicol. Leutinger (1729, 2 Bde., 4⁰), denen er des Verfassers Lebensbeschreibung sowie eine kurze alphabetisch geordnete Uebersicht über die märkischen Historiker hinzufügte. Aus dieser letzteren erwuchs seine „Bibliotheca historica Brandenburgica“ (1743, 8⁰) nebst den „Accessiones“ (1768), ein Repertorium über die einschlägige Litteratur, welches noch heute durch Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit von hervorragendem Werthe ist (vgl. Petzholdt, Bibliotheca bibliographica, p. 818). Neben diesen Werken erschienen die „Collectio opusculorum historiam Marchicam illustrantium“ (je 12 Stück von 1727—31 und 1733—53 in 2 Bänden 8⁰ vereinigt), enthaltend ältere noch ungedruckte, oder schon früher gedruckte Schriften, zum Theil mit Küster's Nachrichten über die Autoren; eine Reihe von Schulprogrammen, meist zur Gelehrtengeschichte (Memorabilia Coloniensia, XIX specimina, 1731, 4⁰ und „Marchiae litteratae

specimina", 23 Programme von 1740—62), sowie 100 Biographien zu der von Mart. Friedr. Seidel 1671 besorgten Bildersammlung berühmter Märker (1751 Fol.), an welche sich die „Geschichte des Seidel'schen Geschlechts" (1751, 8⁰) ergänzend anschloß. Das ausführliche Werk „Altes und Neues Berlin", der erste Versuch einer diesen Namen verdienenden „Berlinischen Chronik", ward von K. gemeinschaftlich mit dem Kammergerichtsadvokaten Johann Christoph Müller geplant und begonnen, nach des Letzteren Tod (1745) von K. allein fortgeführt, jedoch nicht vollendet. Die ersten vier Foliobände, in langen Zwischenräumen 1737, 1752, 1756, 1769 erscheinend, brachten die Beschreibung und Geschichte der öffentlichen Gebäude, Institute, Behörden ꝛc.; der fünfte Band, welcher für die eigentliche Chronik der Stadt von 1106 bis zur Gegenwart bestimmt war, ist nicht gedruckt worden; ihm kam 1769 Friedr. Nicolai mit seiner „Topographisch-historischen Beschreibung von Berlin und Potsdam" zuvor. K. gab es bei seinem hohen Alter auf, mit dem ihm an gewandter Darstellung und kritischem Scharfsinn überlegenen jüngeren Manne in die Schranken zu treten. Nicolai's handliches Buch brachte es bis zur dritten Auflage (1786, 3 Bde. 8⁰), Küster's unfüger Torso nicht zur zweiten, aber er ist noch heute kaum zu entbehren, wo es sich um Detailforschung zur früheren Geschichte der Residenzstadt handelt.

Eine Biographie Küster's bis zu seinem 50. Amtsjubiläum in den Nova acta histor. eccles. 1768, Bd. VIII S. 694—718. — Meusel VII S. 413 bis 415. — K. Kletke, Quellenschriftsteller zur Gesch. d. preuß. Staats, S. 2, 14, 22, 29. — F. L. Hoffmann im Serapeum 1869, S. 33—38.

Schwarze.

Küster: Hermann K., Professor, Musikdirector und Hof-Domorganist zu Berlin, ward am 14. Juli 1817 in Templin in der Uckermark geboren und erhielt auf dem Gymnasium zu Prenzlau seine Schulbildung. Zum Studium der Theologie bestimmt, zog ihn jedoch seine Neigung schon früh zur Musik. An dem Cantor seiner Geburtsstadt, Christian Koch, fand er einen vortrefflichen Lehrer, der ihm in Clavier, Orgel und Composition die erste und auch die beste Grundlage gab. Bei Gelegenheit der Einweihung der Orgel in Liebenwalde wurde daselbst die Composition eines Psalms von ihm aufgeführt und der anwesende Musikdirector A. W. Bach aus Berlin, Director des königlichen Instituts für Kirchenmusik, sprach sich so günstig über dieselbe aus, daß die Eltern beschlossen, Hermann sollte sich der Musik widmen. Er begab sich nun nach Berlin, um Eleve obgen Instituts und der königlichen Akademie der Künste zu werden und genoß Rungenhagen's, Marx' und Ludwig Berger's Unterricht. Er wurde mehrfach durch Preise ausgezeichnet und seine Compositionen wurden durch die Akademie zur Aufführung gebracht. 1845 erhielt er die Musikdirectorstelle in Saarbrücken, kehrte aber 1852 nach Berlin zurück und ließ sich daselbst, einen kurzen Aufenthalt in Dresden abgerechnet, dauernd als Musik- und Gesanglehrer nieder. Nachdem Ed. Grell zum Director der Berliner Singakademie gewählt war, erhielt er 1857 dessen Stelle als Hof-Domorganist. Außerdem bekleidete er an der Luisenstädtischen Realschule den Posten eines Gesanglehrers und später auch am Werder'schen Gymnasium, legte aber am 1. Januar 1877 beide Stellungen wegen Kränklichkeit nieder und zog sich nach Herford zurück, wo er am 17. März 1878 starb. Als Componist hat er verschiedene Opern und Oratorien geschrieben, wie die „Judith", „Die Erscheinung des Kreuzes", „Julian der Abtrünnige", „Johannes der Evangelist", „Das Wort des Herrn", „Die ewige Heimath", „Hermann der Deutsche", die an verschiedenen Orten zur Aufführung gelangten und stets Zeugniß über die gediegenen Kenntnisse des Verfassers ablegten. Außerdem componirte er Psalmen, Cantaten, Motetten, Lieder, Orchesterwerke und Orgelstücke. Seine Werke, die zum großen Theile

gedruckt sind, fanden die verschiedenste Aufnahme So schreibt z. B. die Neue Berliner Musikzeitung von G. Bock 1847, S. 269, bei der Anzeige eines Heftes Lieder (op. 8 Mainz bei Schott): „Herr K. ist ein kenntnißreicher und begabter Musiker und uns aus größeren Arbeiten schon bekannt. Sein Talent für die Liedercomposition spricht uns nicht in dem Maße an. Die Melodien enthalten meistens nicht Originalität, im Einzelnen ist die Begleitung zu schwülstig, anderes erscheint uns zu gesucht und ohne natürlichen Fluß. Im Uebrigen findet sich manches recht Schätzenswerthe." Dann 1849 beim Erscheinen des lyrischen Volksdrama: Hermann der Deutsche (ibid. S. 308): „H. K. (gegenwärtig in Saarbrück) trat schon vor mehreren Jahren in der Singakademie mit einem dramatischen Oratorium ‚Die Erscheinung des Kreuzes' auf und erregte durch dieses Werk die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde. . . Verfolgen wir nun die Ausführung des Gesanglichen in ihren einzelnen Theilen, so ist im Allgemeinen zu bemerken, daß der melodische Gehalt wie die harmonische Verarbeitung Zeugniß von ächt deutschem Sinn und je nach Maßgabe eines glücklichen Wurfs im Einzelnen auch von ächt deutschem Talent geben. So darf deshalb das Werk sich vorzugsweise ein Volksdrama nennen." Darauf bespricht der Referent (Otto Lange) die einzelnen Gesangsnummern und gelangt überall mehr zum Lobe als zum Tadel. Weniger günstig wird 1861 das Oratorium „Die ewige Heimath" in der Wiener deutschen Musikzeitung (S. Bagge) S. 291 besprochen. Schon die Wahl des Textes wird als eine vollkommen verfehlte bezeichnet und in Betreff der Composition wird ihm nur das eine Gute nachgesagt, daß er eine lebhafte Erfindungsgabe habe. Im Uebrigen findet der Kritiker wenig zu loben. Mehr anerkennend spricht sich Fl. Geyer in der Neuen Berliner Musikzeitung 1861 S. 281 aus. In der letzten Zeit seines Lebens wandte sich K. ganz von der Composition ab und beschäftigte sich musik-litterarisch. Seine populären Vorträge über Bildung und Begründung eines musikalischen Urtheils mit erläuternden Beispielen (Leipzig bei Breitkopf & Härtel 1871) erfahren von Fr. Chrysander in der Allgemeinen musikalischen Zeitung 1870 S. 401 eine sehr günstige Beurtheilung. Dieser sagt unter Anderem: „Das günstige Vorurtheil, welches ein vorläufiger Ueberblick der Gliederung des Stoffes erweckt, wird durch die Betrachtung des Einzelnen bestätigt. Der Herr Verfasser hat den Zweck, welchen er sich vorsetzte, sehr gut erreicht. Die Auseinandersetzung ist klar, die Darstellung ist im Ganzen lebhaft und gefällig, hin und wieder sogar etwas schönrednerisch, letzteres jedoch nicht in der Aufdringlichkeit, welche so viele „populäre" musikalische Schriften der Neuzeit unleidlich macht. Herr K. ist ein zu guter Musiker, als daß er sich im Nebel leerer Allgemeinheiten verlieren sollte, andererseits aber auch soweit philosophisch geschult, daß er, wenn nicht über alle, so doch über viele Grundfragen dieser Kunst zu Klarheit gelangt." Von diesen populären Vorträgen, von denen er den ersten und zweiten Cyclus öffentlich hielt, erschienen bis 1874 drei Bände und sind sie das Letzte, was uns der Autor hinterlassen hat. Rob. Eitner.

Küster: Johannes K., gewöhnlich Costerus genannt, später als K. v. Rosenberg geadelt, war zu Gadebusch 1614 oder Anfang 1615 geboren, studirte vermuthlich zuerst in Rostock, nachher in Königsberg Medicin, war dann aber von 1640—41 in letzterer Stadt Lehrer an der Domschule. Zum Dr. med. promovirte er 1645 in Leyden, war dann 1646 wieder in Königsberg, wo er de dysenteria disputirte, 1649 wurde er Stadtphysikus zu Wismar unter schwedischer Herrschaft. Zugleich war er Arzt in Lübeck und seit dem 20. April 1657 „fürstlicher Medicus" des Herzogs Chrétien Louis von Mecklenburg, eine gehäufte Stellung, wie sie namentlich im Anfang des 17. Jahrhunderts öfter vorkam. Von dort wurde er nach Reval als esthländischer Ritterschaftsarzt ge-

rusen, wo er fünf Jahre blieb, während der König Karl X. Gustav von Schweden ihn auch zum Leibarzt ernannte und adelte. Eine „relatio medica morbi et obitus Caroli Gustavi regis Sueciae" († 1660) gab er 1663 als Anhang seiner „Affectuum totius corporis humani praecip. theoria et praxis" in Frankfurt heraus und ließ seine „Opera medica" 1666 in Lübeck erscheinen. 1667 wurde er als Leibarzt des Zaren Alexei Michailowitsch nach Moskau berufen, von wo er später nach Reval zurückkehrte. Dort starb er am 22. Februar 1685.

Vgl. Krey, Handschriftl. Samml., auf der Rostocker Univ.-Bibl. — Blanck, Die mecklenb. Aerzte, S. 34, v. Costerus. Krause.

Küster: Ludolf K. — auf dem Titel einiger seiner früheren Schriften hat er seinen Namen in Neocorus gräcisirt —, einer der tüchtigsten unter den deutschen Gräcisten der vorwolfischen Periode, war im Februar 1670 in Blomberg im Lippe'schen (Westfalen) geboren. Im Alter von 14 Jahren bezog er das Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin, an welchem ein älterer Bruder von ihm als Lehrer angestellt war. Durch Ez. Spanheim wurde er dem Grafen Schwerin empfohlen, der ihm den Unterricht seiner Söhne übertrug und ihm zum Dank für seine Thätigkeit die Anwartschrift auf eine Lehrerstelle am Joachimsthal, sobald eine solche erledigt sein würde, verschaffte. Unterdessen hielt sich K. einige Zeit in Frankfurt a. O. auf, wo er an der Universität humanistische und juristische Studien trieb und im J. 1696 seine Erstlingsschrift, die „Historia critica Homeri" veröffentlichte, eine ziemlich oberflächliche und unselbständige Arbeit, von welcher der Verfasser selbst in späteren Jahren geringschätzig urtheilte. In dem gleichen Jahre wandte er sich nach Holland und ließ sich in Utrecht nieder, wo er seit April 1697, Anfangs allein, seit 1698 in Gemeinschaft mit dem Orientalisten Heinrich Sike aus Bremen, eine litterarische Zeitschrift unter dem Titel „Bibliotheca librorum novorum" herausgab (5 Bde., 1697—99; der letzte Band ist von Sike allein bearbeitet). Daneben schrieb er für Jacob Gronov's großes Sammelwerk, den Thesaurus antiquitatum graecarum, eine „Diatribe de museo Alexandrino" (t. VIII, p. 2767 ss.) und übersetzte für Graevius' Thesaurus antiquitatum romanarum die Abhandlungen von L. Savot über die alten Münzen aus dem Französischen (t. XI) und G. P. Bellori's Erklärung der Wandgemälde des Grabmals der Nasonier aus dem Italienischen ins Lateinische (t. XII). In der Mitte des J. 1699 ging er nach England, brachte den größten Theil des J. 1700 in Paris zu, um auf der dortigen Bibliothek die Handschriften des Lexicons des Suidas zu vergleichen und kehrte gegen Ende des Jahres nach England zurück, wo er in den nächsten vier Jahren, durch den persönlichen Verkehr mit R. Bentley vielfach gefördert, seine große Ausgabe des Suidas mit lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen bearbeitete, die in der akademischen Druckerei zu Cambridge gedruckt, Anfang 1705 in drei Foliobänden ans Licht trat und ihm von der Universität Cambridge die juristische Doctorwürde eintrug. Er hatte das stattliche Werk dem König Friedrich I. von Preußen gewidmet, der ihn bisher großmüthig unterstützt und eben damals nach Berlin berufen hatte, wo er neben der ihm schon früher in Aussicht gestellten Lehrerstelle am Joachimsthal auch eine Stellung an der königlichen Bibliothek mit dem Rathstitel erhielt. Aber nach kaum einem Jahre waren ihm, wesentlich durch seine eigene Schuld, diese Stellungen so verleidet, daß er gegen eine anständige Abfindungssumme, welche ihm ausgezahlt wurde (10 000 Livres), dieselben aufgab und sich wieder nach Holland wandte, wo er zuerst in Amsterdam, später in Rotterdam seinen Wohnsitz nahm. Früchte seiner gelehrten Muße in dieser Zeit sind eine Ausgabe der Schriften des Jamblichus und des Porphyrius de vita Pythagorae (Amsterdam 1707), eine Ausgabe der Komödien des Aristophanes mit reichem kritischen Apparat, den griechischen Scholien, lateinischer Uebersetzung und

Anmerkungen von Casaubonus, Spanheim, Bentley und dem Herausgeber (Amsterdam 1710) und eine Ausgabe des griechischen Neuen Testaments nach der des Engländers J. Mill, dessen kritischer Apparat durch K. vermehrt und besser geordnet wurde (Amsterdam 1710); ferner eine Vertheidigung seiner Suidas-Ausgabe gegen die von J. Gronov auf dieselbe gemachten Angriffe (in J. Clericus' Bibliothèque choisie t. XXIV, im Separatabdruck unter dem Titel „L. K. Diatribe Anti-Gronoviana", Amsterdam 1712) und eine Streitschrift gegen J. Perizonius über die Bedeutung des aes grave („Epistola in qua praefatio quam V. C. I. P. novissimae dissertationi suae de aeri gravi praeposuit refellitur", Leyden 1713). — Im J. 1713 ging K. nach einem kurzen Aufenthalt bei den Jesuiten in Antwerpen nach Paris, wo er am 25. Juli 1713 öffentlich zum Katholicismus übertrat. Darauf wurde er durch den Abbé Bignon dem König Ludwig XIV. vorgestellt, der ihm einen Jahresgehalt von 2000 Livres verlieh und die Académie des inscriptions et belles-lettres veranlaßte, ihn zu ihrem außerordentlichen Mitgliede (associé surnuméraire) zu ernennen. In Paris veröffentlichte K. zunächst eine werthvolle Schrift über den richtigen Gebrauch der medialen Verba im Griechischen und den Unterschied derselben von den activen und passiven Verbis, der er eine Untersuchung über das lateinische Verbum cerno anhängte („De vero usu verborum mediorum apud Graecos eorumque differentia a verbis activis et passivis. Annexa est epistola de verbo CERNO", Paris 1714; ed. II, Leyden 1717); ferner eine scharfe Kritik der Ausgabe des Herodotus von Jacob Gronov, der ihn durch hämische Bemerkungen über seine Suidas-Ausgabe aufs Neue gereizt hatte („Examen criticum editionis novissimae Herodoti Gronovianae", in der Bibliothèque ancienne et moderne t. V) und eine Abhandlung über eine griechische Inschrift aus Smyrna („Remarques sur une inscription grecque envoyée de Smyrne en 1715", in den Mémoires de l'académie royale des inscriptions t. IV, p. 665 s.; vgl. A. Boeckh, Corpus Inscriptionum Graecarum t. II, p. 767, no. 3311). Hauptsächlich aber arbeitete er an einer kritischen Ausgabe des Lexicons des Hesychius, welche ein Gegenstück zu seiner Ausgabe des Suidas bilden sollte. Mitten in der Arbeit wurde er jedoch Ende August 1716 von einer schweren Krankheit ergriffen, der er am 12. October 1716 erlag; die von ihm hinterlassenen, bis in den Buchstaben Θ reichenden Bemerkungen zu Hesychius sind in der Ausgabe von J. Alberti (Leyden 1746) abgedruckt.

Vgl. Mémoires pour l'histoire des sciences et des beaux arts. Recueillis par l'ordre de son altesse ser. Monseigneur Prince souverain de Dombes. Mars 1717 (De l'imprimerie de S. A. S. à Trevoux), p. 497 ss. — Histoire de l'académie royale des inscriptions et belles-lettres depuis son établissement avec les éloges des académiciens morts depuis son renouvellement. T. II (Paris 1740), p. 67 ss. Bursian.

Küster: Samuel Christian Gottfried K., geb. den 18. August 1762 zu Dom Havelberg, wo der Vater, Samuel Christian K., geistlicher Inspector und Oberprediger war. Als dieser 1771 an die mit der dorotheenstädtischen Gemeinde als mater unita verbundene Friedrich-Werder'sche Kirche nach Berlin berufen wurde, kam der Sohn auch nach Berlin. Ueber seinen Studiengang auf Gymnasium und Universität ist uns nichts bekannt geworden. 1785 ward K. Lehrer am Friedrich-Werder'schen Gymnasium, 1786 ward K. des Vaters dritter, 1793 dessen zweiter College und nach dessen Tode 1797 dessen Nachfolger als erster Prediger der verbundenen Kirchen und Superintendent der Friedrich-Werderschen Diöcese in Berlin. 1804 ward K. zugleich Director des königl. Seminars für Volksschulen. Als ältester lutherischer Geistlicher der verbundenen Kirchen war K. auch Ephorus des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums. 1817

nimmt K. einen hervorragenden Antheil an der 300jährigen Jubiläumsfeier der Reformation. Eine von ihm verfaßte Schrift: „Dr. Martin Luther, der Mann Gottes. Eine lebensgeschichtliche Darstellung im einfachen Volkston" wurde an sämmtliche Schüler aller Schulen Berlins vertheilt. Auch an der Einführung der Union hat K. thätigen Antheil. K. gehörte auch der im J. 1817 gebildeten Commission an, welche ein für sämmtliche deutsch-evangelischen Gemeinden Berlins zu brauchendes Gesangbuch ausarbeiten sollte. Zu derselben gehörten u. a. auch Hanstein, Schleiermacher, Theremin. Erst 1829 vollendete diese Commission ihre Arbeit. 1831 gab K. eine kleine Schrift: „Kurze lebensgeschichtliche Nachrichten von den Verfassern der Lieder des neuen Berliner Gesangbuches". Auch zwei Lieder Küster's sind im Berliner Gesangbuch aufgenommen. K. hat in seinem reichen Leben eine große Zahl von Gedichten, Reden, Programmen, kleinen Gelegenheitsschriften verfaßt und herausgegeben. Für die Schulen und die häusliche Erbauung außerdem: „Zweimal 52 auserlesene biblische Erzählungen nach Johannes Hübner mit Fragen zum Nachdenken, nützlichen Lehren und gottseligen Gedanken", Berlin 1819. „Jesus Christus, der Sohn Gottes in seinem Leben auf Erden dargestellt", Berlin 1819. „Kurzgefaßte Geschichte der christlichen Kirche, zur Beförderung eines evangelischen Sinnes", Berlin 1821. „Der christliche Hausaltar, ein Erbauungsbuch", 1833. „Geschichte der deutschen Bibelübersetzung durch Martin Luther", Berlin 1823 u. v. A. Bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums 1835 ernannte die Berliner Universität K. zum Dr. theol. 1838 ist Küster's Todesjahr.

Gelehrtes Berlin im J. 1825; Berlin bei Ferdinand Dümmler. Küster's obige Schrift über die Verfasser der Lieder des neuen Gesangbuches. Lisco, Zur Kirchengeschichte Berlins, Berlin 1857. O. v. Ranke.

Küstner: Karl Theodor K., Theaterdirector, geb. 26. Novbr. 1784 zu Leipzig, † das. 28. Oct. 1864. Dieser in neuerer Zeit viel und zwar mit Unrecht verketzerte Mann erhielt seine erste Ausbildung auf der Thomasschule in Leipzig, und bezog dann die Universität dieser Stadt, später die Hochschule zu Göttingen, um Jura zu studiren, unternahm dann verschiedene Reisen und promovirte 1810 zum Doktor. Allein mehr als die ernste Wissenschaft, übte auf ihn die heitere Kunst einen bestimmenden Einfluß, angeregt von den Vorstellungen der Sekonda'schen wie denen der Weimarischen Hoftheatergesellschaft, nicht minder vom Studium dramaturgischer Werke, denen er sich mit Vorliebe hingab, ebenso durch die Mitwirkung an Liebhabervorstellungen (er spielte u. a. den Orest, Tasso ꝛc.) — übte er zunächst auf das Theaterleben seiner Vaterstadt einen bestimmenden Einfluß aus. Nachdem er als Husarenoffizier den Feldzug von 1814 mitgemacht hatte, ging sein ganzes Trachten darauf hinaus, Leipzig ein stehendes Theater zu schaffen. Schon 1812 war K. mit Sekonda in Unterhandlung getreten um dessen Truppe zu übernehmen, aber durch die Ereignisse des J. 1813 daran verhindert worden. Den später allgemeinen Wunsch nach einem stehenden Theater in Leipzig vermittelte er durch ein Gesuch um die Erlaubniß der Errichtung eines solchen an den König, der auch im April 1816 seine Zustimmung gegen ein jährliches Concessionsgeld von 500 Thlrn. ertheilte. Es bildete sich nun ein Theaterverein, der im Sommer 1816 mit dem Magistrat und K. einen Vertrag abschloß, dem zu Folge K. das neue Institut übernehmen sollte. K. ging sogleich an die Organisation der Gesellschaft für Schauspiel und Oper, ein neuer Schauplatz wurde hergerichtet und am 26. August 1817 begannen die Vorstellungen mit einem Prolog von Mahlmann, gesprochen von Wohlbrück, und der Aufführung von Schiller's „Braut von Messina". Bis zum 11. Mai 1828 stand K. dem Leipziger Theater vor, dem er zwar pecuniäre Opfer bringen mußte, das aber unter seiner Leitung einen hervorragenden Rang in der deutschen

Theaterwelt einnahm. Darsteller und Darstellerinnen wie Wohlbrück, Genast, Jerrmann, Stein, E. Devrient, Mad. Miedke, Mad. Genast (geb. Böhler), die Sessi und Campi u. a. gehörten zu dem ständigen Personal; Gäste von Namen und Bedeutung wie Wolffs, L. Devrient, Eßlair, L. Löwe, Korn, Gerstäcker, Bader, Frau Hendel-Schütz, Frau Crelinger, Frau Haizinger, die Sontag, Schechner, Grünbaum u. a. brachten Abwechselung in den gewöhnlichen Lauf der Vorstellungen und neben den Classikern der deutschen, englischen, französischen, spanischen, italienischen und antiken Bühne, waren zahlreiche moderne Autoren in dem geschmackvollen und reichen Repertoire vertreten. Als sich die Leipziger Direction ihrem Ende zu nahen begann, erhielt K. von Dresden aus den Antrag, das dortige Hoftheater mit einer ihm zu gewährenden Subvention zu übernehmen, schlug aber nach genommenem Einblick in die obwaltenden, wenig günstigen Verhältnisse, das Anerbieten aus und folgte einer Berufung nach Darmstadt zur Uebernahme und Neuorganisation des dortigen Hoftheaters, das denn auch am 1. Sept. 1830 unter seiner Leitung eröffnet wurde. Leider fand die Unternehmung auf allerhöchsten Wunsch bereits am 30. Juni 1831 wieder ein Ende, worauf K. indessen noch einige Zeit in Darmstadt blieb, um die Ansprüche des Hoftheaterpersonals zu erledigen und Theaterinventarien aufzustellen und zu ergänzen. Einer Berufung als Leiter des Nationaltheaters nach Frankfurt a. M., die im J. 1831 an ihn herantrat, leistete K. keine Folge, dahingegen nahm er 1833 das ehrenvolle Anerbieten an, die Münchner Hofbühne hinfort zu leiten. Mißbräuche und Uebelstände, die sich allmählich geltend gemacht hatten, wußte K. überraschend schnell zu beseitigen und eine Fülle administrativer und finanzieller Fragen in glücklichster Weise zu lösen. Die Lücken des Personals füllte er mit trefflichen Kräften, so engagirte er die Jazedé und Rettich, die Hartmann-Diez, den Orchesterdirigenten Franz Lachner, das Ehepaar Dahn, Friedrich Diez, Karl Jost, Ad. Christen, Frl. v. Hasselt, Auguste v. Faßmann, Marie Denker, Frieder. Wagner, Aug. Gerstel, Henriette Schöller, Therese Mink, Karoline Hetzenecker, Jul. Krause u. A.; zog zahlreiche Gäste herbei, sowol im Schauspiel wie in der Oper und im Ballet. Auf dem Repertoire standen Novitäten von Bauernfeld, Meyerbeer, Bellini, Marschner, Grillparzer, Raimund, Ed. v. Schenk, J. v. Auffenberg, Auber, Spohr, Kreutzer, Halévy, Töpfer, Halm, Shakespeare, Rossini, Herzogin Amalie, Adam, Lachner, Gutzkow, Scribe, Zedlitz, Lortzing rc. Schon diese wenigen Angaben sprechen für Küstner's rege Thätigkeit; zu der Bevorzugung der Oper, die aus dem Repertoirestand hervorgeht, zwang ihn der Umstand, daß das große Haus dem recitirenden Schauspiel fast unübersteigliche Hindernisse entgegensetzte. Mit Recht aber tadelt der Chronist der Münchner Bühne, daß K. seinen litterarischen Standpunkt nicht genügend über den Geschmack des Publikums erhoben habe; dagegen muß auch er die außerordentlichen Verdienste in administrativ-finanzieller Beziehung anerkennen, die allen Unternehmungen Küstner's den Stempel außergewöhnlicher Ordnung und Wirthschaftlichkeit aufdrücken. Er überschritt nicht nur nicht wie sein Vorgänger den geleisteten Zuschuß, sondern vermehrte die Einnahmen und tilgte die Schuldenlast, ohne die Kunst zu beschränken. K. gab seine Münchner Stellung auf, um einer Berufung als General-Intendant an das Berliner Hoftheater Folge zu leisten. Im Februar 1842 verließ er München, und traf nach einer Reise durch Italien, am Pfingstabend in Berlin ein. Auch hier bewährte K. in erster Linie sein ungewöhnliches administratives Talent und brachte trotz hemmender Vorfälle, wie des Brandes des Opernhauses, der 48er Bewegung u. a. m., trotz Anfeindungen, die ihm in reichem Maße zu Theil wurden, Ordnung ins Ganze, was um so mehr sagen will, als ihm eigentlich 5 Bühnen, nämlich das Opern- und Schauspielhaus in Berlin, das Schauspielhaus in Potsdam, das neue Palais bei Potsdam und Charlottenburg unterstanden.

Alle dramatischen Gattungen galt es hier zu pflegen und er stand in der That an der Spitze des größten europäischen Theaterwesens. Wie in München fand er auch in Berlin genug Mängel im Personal, die Abhilfe heischten. Zu dem Behufe engagirte er u. A. Döring, Hoppé, Dessoir, Clara Stich, Adolfine Neumann, Edwine Viereck, Bertha Unzelmann, Bertha Thomas, ferner Hendrichs, Jos. Wagner, Liedtcke u. A. für das Schauspiel, Pauline Marx, Jenny Lind, Pauline Viardot-Garcia, Sophie Löwe, Louise Köster, Johanna Wagner, Salomon für die Oper. An Gästen führte er den Berlinern das Bedeutendste vor, was die Zeit aufwies. Dem Repertoire fehlte es nicht an Novitäten und es ist ein Beweis rührigen Fleißes, daß K. deren jährlich ca. 35 auf die Bühne brachte. Besondere Aufmerksamkeit erfuhr unter ihm und dem ihm dabei sekundirenden Tieck, Shakespeare. Von neuen Autoren waren mit Novitäten vertreten Halm, Benedix, Gutzkow, Laube, Michael Beer, Freytag, Prutz, Hebbel, Mosenthal, Rellstab, Wollheim, Töpfer, Bauernfeld, Putlitz, Gubitz, Hackländer, Plötz, Hertz, Birch-Pfeiffer, Raupach, dann Rossini, Meyerbeer, Lachner, Spohr, Wagner, Balfe, Nicolai, Flotow rc. Wie in München, führte K. auch in Berlin ein neues Theatergesetzbuch ein und rief 1844 zuerst das Institut der Autorenantheile oder Tantièmen ins Leben, ein Verdienst, das die wärmste Anerkennung erheischt. Ebenso mag gleich hier erwähnt sein, daß es auch K. war, der die Begründung des noch jetzt bestehenden Bühnen-Cartell-Vereins in hervorragender Weise förderte. Am 1. Juni 1851 wurde K. auf sein Ansuchen pensionirt. Auch bei dieser Gelegenheit widerfuhren ihm Ehren, wie ihm schon früher solche erwiesen worden waren, durch Ernennung zum herzogl. sächs. Hofrath und baier. Geh. Hofrath und die 1837 durch den König von Baiern erfolgte Erhebung in den Adelstand. 1860 übersiedelte K. nach Leipzig, wo er, wie schon erwähnt vier Jahre später starb. Auch in seinem Wirken als Schriftsteller hat sich K. nicht zu verachtende Verdienste um das Theater erworben. Man besitzt von ihm die genaue Geschichte seines Wirkens und zugleich biographisches Material in seinen Schriften „Rückblick auf das Leipziger Stadttheater" (Leipzig 1830) und „Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung" (ebda. 1853), ferner ein „Handbuch für Theaterstatistik" (ebda. 1855, 2. Aufl. 1857) und ein „Album des kgl. Schauspiels und der kgl. Oper zu Berlin" (Berlin 1858). Außerdem bearbeitete er 1858 Uchard's Drama „Die Fiammina" und Calderon's „Richter von Zalamea" und schrieb „Dramatische Kleinigkeiten", Leipzig (1814), das Trauerspiel „Die beiden Brüder" (Darmstadt 1833) und verschiedene rechtswissenschaftliche Schriften.

Joseph Kürschner.

Kütner: Karl August K., geb. am 30. Novbr. 1749 zu Görlitz, † am 1. Januar 1800 zu Mitau. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht, studirte K. in Leipzig bis 1772 und ging dann nach Rußland, wo er auf Ernesti's Empfehlung eine Stelle als Hofmeister in der Nähe von Moskau bei einem vornehmen Russen erhielt. Als er nach einem Jahre seine Stellung aufgegeben hatte und in die Heimath zurückkehren wollte, empfing er eine Berufung an die Mitau'sche Stadtschule, deren Rector er bald darauf wurde. Im Jahre 1775 ernannte ihn Herzog Peter von Kurland zum Professor der griechischen Sprache und Litteratur an der neu gestifteten Academia Petrina. In dieser Stellung hat er bis zu seinem Tode gewirkt, beliebt als Mensch und Lehrer; an den politischen Bewegungen Kurlands in jener Zeit hat er nur wenig theilgenommen. Um die literärische Kultur seiner zweiten Heimath hat er sich mannigfach verdient gemacht. Die von ihm herausgegebene, leider aus Mangel an Unterstützung bald wieder eingegangene, Mitausche Monatsschrift 1784 und 85 sollte ein Mittelpunkt der literärischen Bestrebungen Kurlands sein, sie enthält manche, auch jetzt noch beachtenswerthe Beiträge. Als Dichter ist K. mehrfach in die

Oeffentlichkeit getreten. Noch in Leipzig veröffentlichte er 14 Oden, Mitau 1773, ganz im Klopstock'schen Stil und gar nicht ohne Spuren poetischer Empfindung. In Mitau hat er viele Gelegenheitsgedichte und Cantaten bei festlichen Gelegenheiten verfaßt. Die bedeutendste seiner poetischen Produktionen ist die „Kuronia oder Dichtungen und Gemälde aus den ältesten kurländischen Zeiten", 1791; in zweiter um das Doppelte vermehrter Ausgabe 1798, 2 Bände unter dem Titel „Kurona" erschienen. Alle Gedichte der Sammlung sind in Hexametern verfaßt und trotz der Weitschweifigkeit und des mehr lyrischen als epischen Stils sind manche Stücke nicht ohne poetisches Verdienst. Am bekanntesten aber hat sich in seiner Zeit K. als Uebersetzer und als Literärhistoriker gemacht. Seine Uebersetzungen der Iliade, 2 Bde., 1771 und 1773, des Theokrit, 1772, der Argonautika des Orpheus, 1773, des Musäus 1773 u. a. sind alle in Prosa verfaßt. Sie müssen damals viel Beifall gefunden haben, da alle eine zweite Ausgabe erlebt haben. Die Uebersetzung der Iliade ist, abgesehen von einigen seltsamen Wortbildungen, sehr fließend und giebt den Ton der Homerischen Erzählung, soweit es in Prosa möglich ist, oft nicht übel wieder. Die Uebersetzung des ersten Buches der Horazischen Oden 1772 ist dagegen steif und verunglückt. Am meisten litterarischen Ruf hat sich wol K. durch seine „Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten, von Karl dem Großen bis aufs Jahr 1780", Berlin 1781, 2 Bdchn., gemacht. Es ist der, wenn auch noch sehr unvollkommene erste Versuch einer ästhetischen Behandlung der deutschen Litteraturgeschichte, statt der bisherigen rein biographischen und bibliographischen Behandlung. Durch bloße Aneinanderreihung der einzelnen Charakteristiken ist der historische Zusammenhang ganz aufgelöst und die Einleitungen, die der Verfasser im Gefühle dieses Mangels den einzelnen Perioden vorausgeschickt hat, bieten doch nur einen schwachen Ersatz. Die einzelnen Charakteristiken sind bei der großen Menge der zu charakterisirenden Schriftsteller oft mehr schematisch oder gesucht, als bezeichnend und sachentsprechend. Der Standpunkt der Beurtheilung ist durchweg der der Literaturbriefe oder noch mehr der Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften. Klopstock und Lessing sind die eigentlichen Höhepunkte der deutschen Litteratur; Goethe und Herder finden nur eine bedingte, mit vielem Tadel verbundene Anerkennung. Doch fehlt es auch nicht an manchen richtigen Urtheilen und treffenden Bemerkungen, namentlich bei den älteren Dichtern. Das Buch hat eine nicht unbedeutende Wirkung ausgeübt und manche später verbreitete litterarhistorische Urtheile gehen direct oder noch mehr indirect auf K. zurück.

Jördens' Lexikon, Bd. 6, 448—454. Recke und Napiersky, Bd. 2. 576 bis 579. Diederichs.

Küttner: Karl Gottlob K., Reiseschriftsteller, geb. den 18. Febr. 1755 zu Wiedemar, Amt Delitzsch, studirte zu Leipzig, wo er 1789 die Magisterwürde erwarb, hielt sich darauf als Hofmeister längere Zeit in der Schweiz, England und Irland auf, machte in derselben Stellung große Reisen durch Frankreich, Italien, die Niederlande, Schweden und Norwegen. Zurückgekehrt lebte er von einem Jahrgehalt, welchen frühere Schüler ihm ausgesetzt hatten, und war mit Ausarbeitung von Reisebeschreibungen und mit Arbeiten vorzüglich kritischen und statistischen Inhalts für die Hallische Litteraturzeitung und die Bibliothek der schönen Wissenschaften beschäftigt. Er starb den 14. Februar 1805 zu Leipzig. Hauptwerke: „Briefe über Irland", 1785 (herausg. v. M. Schenk); „Beyträge vornehmlich zur Kenntniß des Innern von England", 16 Stücke. 1791–96; „Wanderungen durch die Niederlande, Teutschland, die Schweitz und Italien in den Jahren 1793 und 1794". 2 Thle; „Ueber den ökonomischen und politischen Zustand von Großbritannien zu Anfang des Jahres 1796"; „Reise durch Teutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von

Italien in den Jahren 1797—99". 4 Bde. 1801. Küttner's Schriften legen überall Zeugniß ab von umfassender Bildung und offenem Blick. Sie schildern zutreffend und die eingestreuten Bemerkungen sind verständig ohne tief zu sein. Bei der Abfassung seiner Reisewerke hat er, wie er selbst sagt, „immer den Reisenden im Auge gehabt, dessen Bedürfnisse von den Bedürfnissen der Leser auf dem Zimmer sehr verschieden sind". Trotzdem sie daher theilweise Reiseführer sind, enthalten sie doch zahlreiche und mannigfaltige Mittheilungen zur Kulturgeschichte jener Zeit. Ihre Form ist eine leichte, tagesschriftstellerische.

N. Bibl. d. Schönen Wissenschaften, Bd. 70, St. 2. Jöcher, Gelehrten-Lexikon, Forts. Bd. III. Ratzel.

Kutzen: Dr. Josef K., Schriftsteller, wurde am 24. März 1800 zu Frankenstein in Schlesien, wo sein Vater Stadtmüller und Ackerbesitzer war, geboren, machte seine Studien auf dem Gymnasium zu Glatz und auf den Universitäten zu Breslau und Berlin, habilitirte sich, nachdem er Hauslehrer in schlesischen gräflichen Häusern und Gymnasiallehrer gewesen, Anfang 1832 als Privatdocent an der Universität zu Breslau, an welcher er, später als Professor und Custos der Bibliothek, bis zum J. 1849 wirkte, wo er, durch seine Verheirathung in eine materiell unabhängige Lage gekommen, seinen Abschied nahm, saß von 1848 bis zum Mai 1849 im Frankfurter und 1850 im Erfurter Parlament, war alsdann im Communaldienste der Stadt Breslau thätig und starb hier am 14. Octbr. 1877. Kutzen's schriftstellerische Thätigkeit liegt auf den Gebieten der Geschichte und der Geographie, deren Hand in Hand Gehen er darthat, namentlich betrachtete er die letztere Wissenschaft „in ihrem Einflusse auf die Geschichte und das Leben der Menschen". Seine gründlichen Untersuchungen waren vornehmlich der preußischen Geschichte, speciell der Friedrichs des Großen und der seines engeren Heimathlandes zugewendet. An selbständigen Werken sind von ihm erschienen: „Geschichte des preußischen Staates", 2 Bde., Breslau 1831; „Perikles als Staatsmann", Grimma 1834; „Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges", als Theil der „Nationalbibliothek" („Umrisse und Bilder deutschen Landes"), sowie als Separatabdruck (Berlin o. J.) herausgegeben; „Gedenktage deutscher Geschichte" (Kolin, Leuthen, Liegnitz), Breslau 1860; „Das deutsche Land", Breslau 1855; „Die Grafschaft Glatz", Glogau 1873. Außerdem sind eine große Menge von Vorträgen gedruckt, welche er in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur zu Breslau und in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin gehalten hat, sowie eine Reihe von Abhandlungen, letztere meist in der Bonner theologisch-philosophischen Zeitschrift.

Lebensbeschreibung von Ferdinand Schmidt, dem obenerwähnten Separatabdruck vorangestellt; Graf Lippe in: Neue militärische Blätter, November 1877, Berlin. Poten.

Kyaw: Friedrich Wilhelm Freiherr v. K. (vielfach Kyau geschrieben), kursächsischer Generallieutenant, ein wegen seines Witzes und seiner lustigen Streiche vielgenannter Mann, aus dem Stramwalder Zweige der Familie stammend, war am 6. Mai 1654 geboren. 16 Jahr alt trat er als Musketier in brandenburgische Kriegsdienste, machte die Feldzüge von 1672, 1673 und 1674 am Rhein, den von 1675 in der Mark und die sich bis zum J. 1679 daranschließenden in Pommern und in Preußen mit, brachte es aber erst nach dem Kriege zum Unteroffizier und bald darauf zum Offizier. Als solcher kam er 1684 nach Berlin in Garnison, wo jene Eigenschaften ihn bald allbekannt machten. Er nahm nun in brandenburgischen Diensten noch an dem Zuge nach Ungarn und an der Einnahme von Ofen im J. 1686 und an den Feldzügen gegen die Franzosen bis 1690 Theil, schied aber in letzterem Jahre wegen eines Duells aus diesem Verhältniß und folgte seinem Gönner, dem Feldmarschall

v. Schöning, nach Sachsen, unter dessen Fahnen er 1691—1693 am Rhein und 1695—1696 in Ungarn focht. Bald ward er Kurfürst August dem Starken bekannt, dessen Gunst ihm fortan ein rascheres Avancement verschaffte als seine Kriegsdienste ihm seither eingetragen hatten. Nachdem er 1698 zum Oberstwachtmeister befördert war, wurde er 1704 Oberst der Garde du Corps, 1710 Generalmajor und erhielt 1714 das Althann'sche Kürassierregiment, 1723 wurde er Generallieutenant. Während der unruhigen Zeiten bis zum J. 1715 befand er sich fast immer im Gefolge des König-Kurfürsten und nahm mit dem Letzteren, ohne militärisch hervorzutreten, an mancher wackeren Kriegsthat theil; 1715 wurde er Commandant des Königstein, wo er vieles noch jetzt Bestehende schuf, eine ausgedehnte Gastfreundschaft übte und seine Besucher durch seine nie versiegende Laune und seine Späße unterhielt; daß letztere zuweilen etwas derb waren, lag im Charakter der Zeit. Mit seinem Gönner August blieb er in vielfachem Verkehr. Unvermählt starb er am 19. Januar 1733 auf dem Königsstein. Mit Unrecht ist er häufig den lustigen Räthen zugezählt worden; dazu stand seine Persönlichkeit zu hoch, war sein Charakter zu edel angelegt. Von den zahlreichen Anekdoten und Schwänken, welche die über K. erschienenen Schriften von ihm erzählen, werden viele auf fremde Rechnung gehören.

H. R. v. Kyaw, Familienchronik des Geschlechts v. Kyaw, Leipzig 1870, S. 261, in welcher die meisten über ihn veröffentlichten Lebensbeschreibungen verzeichnet sind, die beste ist von Ereganber 1735 zu Köln herausgegeben.

Poten.

Kyaw: Friedrich Wilhelm Freiherr v. K. ist am 22. Januar 1708 geboren. Sein Vater ist der königlich polnische Generalmajor Joachim Bernhard Freiherr v. K., seine Mutter Erdmuthe Dorothea v. Schönberg. Von seinem berühmten Oheim, dem Commandanten des Königsteins, v. Kyaw (s. o.), erzogen, der ihm auch den Unterricht dort internirter hervorragender Staatsgefangener zu Theil werden ließ, sandten ihn 1724 seine Eltern nach Wittenberg und Halle, wo er während $3^1/_2$ Jahren Vorlesungen bei Gundling, Ludwig, Böhmer u. A. hörte, und dann auf Reisen nach Wien, Ungarn, den Niederlanden und Frankreich. 1731 nach Hause zurückgekehrt, wurde er vom König von Polen zum Lieutenant bei den reitenden Trabanten ernannt und setzte dann seine Reisen fort, die er bis Neapel ausdehnte, von wo aus er auch den Vesuv besuchte. Wieder in der Heimath angelangt ward er 1733 Rittmeister, 1734 Major und zog nach einigen kleineren Kriegsthaten 1737 mit den kursächsischen Hülfstruppen zum kaiserlichen Heere nach Ungarn gegen die Türken. Er wurde dabei Commandeur eines Kürassierregiments und Oberstlieutenant. Nach dem Frieden von Belgrad, September 1739, kehrte er in seine Garnison in die Oberlausitz zurück. Als Friedrich der Große gleich nach seinem Regierungsantritt neue Regimenter bildete, trat K. in preußische Dienste und erhielt, zum Oberst befördert, die Commandeurstelle des Dragonerregiments Nassau und erwarb während des ersten schlesischen Krieges an der Spitze des Regiments den Orden pour le mérite. Während des Friedens wurde K. Generalmajor und Chef des Waldow'schen Reiterregiments (22. Mai 1743). Im zweiten schlesischen Kriege focht er vor Prag (September 1744), an der Spitze zweier Kürassierregimenter bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745), als Commandeur der Cavallerie des linken Flügels bei Soor (30. September 1745) und endlich mit vier Regimentern bei Kesselsdorf (15. December 1745). Am 30. Mai 1750 ernannte ihn der König zum Amtshauptmann von Potsdam, am 5. Januar 1752 zum Generallieutenant und verlieh ihm im September desselben Jahres den schwarzen Adlerorden. Im siebenjährigen Kriege kämpfte K. bei Lowositz (1. October 1756), wo er einen glänzenden Cavallerieangriff ausführte und bei Prag (6. Mai 1757), erkrankte

im August 1757 heftig, kam dann zur Armee des Herzogs von Bevern, führte als ältester Generallieutenant bei Breslau die Cavallerie des rechten Flügels (22. November), wo er verwundet wurde, und erhielt nach der Gefangennahme des Herzogs den Oberbefehl. K. verließ den Ansichten des Königs entgegen das bedrohte Breslau, welches nun capitulirte, und marschirte nach Glogau; er erhielt dafür kriegsgerichtlich verurtheilt sechs Monate Festungshaft, welche er zuerst in Glogau, dann in Schweidnitz verbüßte. Hier wurde er mehrmals vom Schlage getroffen und gelähmt. Er erlebte noch die Freude, daß sich ihm die Gnade des Königs wieder zuwandte, empfing selbst den Besuch des Monarchen kurz vor seinem Ende und starb am 30. März 1759. K. war seit dem 22. Mai 1748 mit der Reichsgräfin Helene v. Sobeck, verw. Baronin v. Trach, verheirathet.

Pauli, Leben großer Helden, V. S. 1. (König,) Biograph. Lexikon, II. S. 359. Ernst Friedlaender.

Kymaeus: Johannes K. oder Kymeus (Kimeus), geb. im J. 1498 zu Fulda, trat früh in ein Franziskanerkloster, ward dann durch die Predigten Adam Crato's anderen Sinnes und nahm im J. 1527 die Reformation an. Nachdem er darauf schon Pastor in Allendorf gewesen, bezog er noch im J. 1529 die Universität zu Marburg, wurde darauf Prediger zu Homberg im Hessischen (nicht Homburg), hatte dann Streitigkeiten mit den Wiedertäufern in Münster, ward am 13. November 1536 Magister in Marburg und kam endlich im J. 1538 nach Kassel als Superintendent. Er starb im J. 1552 zu Feldberg, als er seinen Schwiegersohn dort besuchte. — K. war bei der Abfassung der hessischen Ordnung der Kirchenzucht vom J. 1539 thätig und ist wahrscheinlich der Verfasser der Kassel'schen Kirchenordnung vom J. 1539. Von ihm stammt außerdem ein Lied über den Fall Adam's und Eva's: „Ich stund an einem Morgen heimlich an einem Ort", eine Umdichtung einer alten Adamsklage in evangelischem Sinne und ein zweites Lied vom Ende der Welt: „Kein Gottes Wort ist mehr erhört", die beide in einem Drucke aus dem J. 1550 vorliegen; das letztere gibt in den Anfangsbuchstaben der Strophen seinen Namen in der Schreibart Kimeus. Er hat auch verschiedene kleinere reformatorische Schriften verfaßt, die zu Wittenberg in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts erschienen.

Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte, Bd. VII, S. 371 ff. — Jöcher II, Sp. 2188. Rotermund zum Jöcher III, Sp. 995 f. — Wackernagel, Bibliographie, S. 481. — Goedeke S. 198. — Die genannten Kirchenordnungen bei Richter im 1. Bande, S. 290 ff.; die beiden Lieder bei Wackernagel, das deutsche Kirchenlied, Bd. III, S. 1082 f. l. u.

Kyriander: Wilhelm K. (gräcisirt aus Hermann), aus Hönningen im Herzogthum Jülich gebürtig, Doctor beider Rechte. Er studirte in Deutschland, Frankreich und Italien und gab 1567 zu Köln als Frucht seines Aufenthaltes in Italien eine Uebersetzung von des Albertus Leander Erdbeschreibung von Italien heraus. Bis zum J. 1571 stand er als Secretär und Kanzleiregistrator im Dienste des Erzbischofs und Kurfürsten von Trier, Jacobs III. Als dieser seinen Hof und seinen Beamtenkreis von allen Elementen, die der Reformation zugethan waren oder schienen, rücksichtslos säuberte, wurde auch K. entlassen, fand aber sofort auf Betreiben des Bürgermeisters von Trier, Peter Neumann's, Anstellung als Stadtsyndikus daselbst. In dieser Eigenschaft that er sich in dem Kampfe, den die Stadt Trier gegen den Erzbischof behufs Behauptung ihrer Freiheit und Reichsunmittelbarkeit führte, als Verfasser der Denkschrift hervor, welche, gestützt auf das vorhandene urkundliche Material, den Beweis zu führen suchte, daß die uralte Kaiserstadt Trier von jeher eine freie, den Erzbischöfen nur in geistlichen Dingen unterworfene Stadt gewesen sei. (Annales s. commentarii de origine et statu antiquissimae civitatis Augustae Trevirorum.)

Diese Schrift Kyriander's ist mit einer auch von seinen Gegnern anerkannten Geschicklichkeit und Sachkenntniß und mit großem Scharfsinn abgefaßt, aber sie zog ihm den heftigsten Haß der erzbischöflichen Partei zu, als dessen Organe in der Oeffentlichkeit sich namentlich mehrere jesuitische Schriftsteller hervorthaten, die freilich weniger den Historiker zu widerlegen suchten als in maßloser Sprache den Ketzer verdammten. K. überreichte im J. 1576 ein handschriftliches Exemplar seines Werkes dem Kaiser Maximilian II. auf dem Reichstage zu Regensburg. Bald nachher erschien es im Drucke. Erzbischof Jacob III. ließ aus Furcht, die Ausführungen Kyriander's könnten auf die kaiserliche Entscheidung des zwischen ihm und der Stadt Trier schwebenden Streites zu seinen Ungunsten einwirken, die ganze Auflage aufkaufen und verbrennen, vermochte jedoch nicht zu hindern, daß von 1603—1625 fortgesetzt neue Auflagen des Werkes erschienen. Der kaiserliche Schiedsspruch erfolgte im J. 1580 und fiel gegen die Ansprüche der Stadt Trier aus.

Gesta Trevirorum ed. Wyttenbach etc. — Leonardy, Geschichte des Trierischen Landes und Volkes. Endrulat.

Kysaeus: Rudolph K., Astronom, geb. den 4. Juni 1817 zu Bonn, † den 8. November 1873 zu Burgsteinfurt (Westphalen). Er absolvirte in Bonn Gymnasial- und Universitätsstudien und verblieb sodann noch ein weiteres Jahr daselbst als Gehülfe der Sternwarte. 1841—42 war er als Probecandidat thätig, ging dann als Hülfslehrer an das Gymnasium zu Siegen und ward daselbst 1845 ordentlicher, 1853 zweiter Oberlehrer. Im J. 1858 trat er als dritter Oberlehrer an das Gymnasium zu Burgsteinfurt über und verblieb daselbst bis zu seinem Tode, nachdem er 1859 wieder die zweite Stelle im Collegium erhalten hatte. K. unterstützte, wie aus dem 1. Bande der Annalen der Bonner Sternwarte erhellt, Argelander bei seinen berühmten Zonenbeobachtungen und veröffentlichte in den Jahrgängen 1839—41 mehrfach eigene Beobachtungen und Berechnungen. Von selbständigem wissenschaftlichem Werthe ist das Siegener Programm für 1846, in welchem die Rotationselemente der Sonne mittelst eines neuen Verfahrens bestimmt werden. Die Abhandlung „Ueber die Anwendung und Bedeutung der Zahlen in der Geometrie" (Siegen 1850) darf als einer der ersten gelungenen Versuche bezeichnet werden, die Gauß'schen Ansichten über das Imaginäre weiter auszubilden.

Siegener Osterprogramm für 1850. — Wolf, Handbuch der Mathematik, Physik, Geodäsie und Astronomie, 2. Bd., S. 307. — Privatmittheilungen des kgl. Gymnasialdirectoriums in Burgsteinfurt. Günther.

Kystler: Bartholomäus K. (Bartholomeß Kistler), straßburgischer Buchdrucker beim Uebergang des 15. in das 16. Jahrhundert. Wie bei einer nicht geringen Anzahl seiner Landsleute, welche in Straßburg die Typographie betrieben, so ist auch der äußere Lebensgang dieses Druckers nur wenig bekannt. Gebürtig von Speier, wo sein Familienname noch heute vorkommt, war er seines Zeichens Maler (Kalligraph, Illuminator, Goldschreiber, Kartenmaler), erkaufte sich 1486 das straßburgische Bürgerrecht und errichtete eine Druckerpresse. Sein Name erscheint bei der schwankenden Rechtschreibung jener Zeit, die sich auf Unregelmäßigkeiten selbst des eigenen Namens erstreckte, als Kystler, Küstler, Kysteller und, sofern dies nicht ein Druckfehler, auch als Kysteleler. Seine Officin befand sich, wie er dies auf mehreren seiner Drucke anzeigt, „vff grüneck"; es war dies ein Gebäude, genannt „der Hof zu Grienecke", dem Spital gegenüber, das unter dieser Bezeichnung in städtischen Urkunden bereits 1370 vorkommt und eigentlich Sand- oder Ufereckе bedeutet, vgl. Schmidt, Straßburg. Gassen- und Häuser-Namen, S. 50—51, 69. Seine Thätigkeit fällt zwischen die Jahre 1497 und 1509, innerhalb deren er

etwa 30 deutſche und zwei kleine lateiniſche Tractate, durchaus nicht unwerthen Inhalts und zumeiſt der Volkslitteratur angehörige Schriften ausgehen ließ, weshalb Schöpflin (Vindiciae p. 111), welcher allerdings nicht mehr als zwei Bücher von ihm kannte, Unrecht hatte, ihn als einen „Typographus infimae classis“ zu charakteriſiren. Auch beſaß er (nach Ch. Schmidt, Zur Geſchichte der älteſten Buchdrucker in Straßburg, S. 120) beim Münſter einen Buchladen, den er 1509 an den Buchdrucker Hupfuff abtrat, wie es auch wahrſcheinlich iſt, daß, weil in der Folge Hupfuff auch einiger Holzſtöcke des K. ſich bediente, dieſer auch ſeine Druckerei damals aufgegeben habe. Von 1517—20 war er Mitglied des Rathes für die Zunft „zur Stelz“ und da im J. 1525 der Buchdrucker Grüninger zum Vormund ſeiner Tochter Agnes beſtellt wurde, ſo muß er wol in dieſem Jahre geſtorben ſein. Wir verzeichnen hier — mit abgekürzten Titeln — ſeine wichtigſten Drucke. „Ein ſchön hübſch leſen von etlichen inßlen“, 1497 (vff ſant Jeronymus tag); es iſt die alte Ueberſetzung eines ſpaniſchen Briefes, den Chr. Columbus über die von ihm gemachten Entdeckungen an den König Ferdinand von Spanien ſoll geſchrieben haben, vgl. Hummel, Neue Bibliothek I. 15 ff., Meuſel, Hiſtor. Litter. 1782, II. 470. „Prenosticatio zu teutſch die do vßdruckt glücks vnd vnglücks die große Conjunction vnd die Eclipsis...“ Am Ende: „Geben in der fenstern gassen vnderm gespenetem eychbaum Im iar M.CCCC.Lxxxvii j am erſten tag des Aprilis durch den pilgrym Ruth der in welden verborges lyt des ougen synt dunckel worden der griffel zyttert vonn alter... 1497 (am letzten tag des Octobers), 4°. Es iſt dieſes eine deutſche Ausgabe von Johann Lichtenberger's Weiſſagungen. „Joh. von Mandavilla Beſchreibung von manchen Ländern ... Von Otto von Diemeringen einem Thumherrn zu Metz .. us Wälſch vnd us Latin zu tütſch verwandelt“. Mit Holzſchnitten, 1499, Fol. Mandeville's († 1371) 1356 verfaßtes Reiſewerk erſchien in engliſcher, lateiniſcher, franzöſiſcher und italieniſcher Sprache. Vgl. Fabricius, Bibl. lat. med. et inf. aet. IV. 289 und Eichhorn, Geſch. der Litt., II. 337. Ueber den Ueberſetzer weiß ich nichts beizubringen. „Das Buch der Geſchicht des großen Alexanders“, 1503, Fol.; „Diſes büchlin ſaget vnß von allem patē ...“, am Ende: „Wünſcht in hās ſoltz barbirer“, 1504, 4. „Wunderbarliche Geſchichte, dir do geſchehen ſeynt von Geiſtlichen Weybsperſonen in diſen Joren ...“, 1505 (gedruckt XV. vnd Y.). Ein Nachdruck einer gleichbetitelten, 1501 durch Conrad Baumgarten zu Olmütz gedruckten kirchengeſchichtlich merkwürdigen Schrift, die von den Dominikanern behauptete Lehre von der „unbefleckten Empfängniß Maria“ betreffend. Auf der Rückſeite des erſten Blattes wird der Inhalt dieſes Buches folgendermaßen näher angezeigt: „Dy Nochfolgende schrifft sagt von der geystlichen iuncfrawen, schwester Lucia von Nernia ... wie sie vnd welchir moß auß gnad vnd schickung gotis eyn besunder hailig . leben ... tzu ferrar in walschen landen fuerth“. Kyſtler's letzter Druck datirt aus dem Jahre 1506 „an Zinſtag nach halb faſt“: „Diß büchlin ſaget von der | peine ſo do bereyt ſeind allen denn die do ſterben | in tod ſünde ...“

Orlandi, Origine, p. 206. Panzer, D. A. I. 229 und deſſen lat. A. II. 133, IV. 45. 60, VI. 396. 403. Hain, 10080—89. Weller, Rep., S. 424—25. Chr. Schmidt, Livres et bibliothèques .. vgl. d. vollſtänd. Titel bei Georg Hußner, am Schluſſe. Straßburgiſche Gaſſen- und Häuſer-Namen, S. 50—51, 69. C. Schmidt, Zur Geſch. d. älteſten Bibliotheken und d. erſten Buchdrucker zu Straßburg, S. 120. J. Franck.

Karl*) **August Friedrich Wilhelm**, Herzog zu Sachsen-Meiningen, der ältere Sohn des Herzogs Anton Ulrich (s. Bd. I S. 493) aus dessen zweiter Ehe mit Charlotte Amalie von Hessen-Philippsthal, wurde den 19. November 1754 zu Frankfurt a. M. geboren, wo sich sein Vater nach vorher wechselndem Aufenthalte in den letzten 21 Jahren seines Lebens niedergelassen hatte. Als dieser am 28. Januar 1763 gestorben war, übernahm die Herzogin-Wittwe nach der letztwilligen Verfügung ihres Gemahls die Regierung des Landes im Namen der beiden minderjährigen Prinzen Karl und Georg und kehrte, trotz des Einspruches der ernestinischen Verwandten durch kaiserlichen Entscheid als Obervormünderin und Regentin bestätigt, mit ihren fünf noch lebenden Kindern am 22. März 1763 nach Meiningen zurück. Hier gönnte die einsichtige Mutter ihren Söhnen, welche die ängstliche Fürsorge des alternden Vaters kaum mit der Außenwelt hatte verkehren lassen, den zur Entwickelung ihrer körperlichen Kräfte nothwendigen Spielraum, so daß sie sich von nun an frei im Schloßgarten umhertummeln und mit Spaten und Schaufel arbeiten durften. Diese naturgemäße Erziehungsweise hob bei dem jüngeren Prinzen die nachtheiligen Folgen jener Verzärtelung wieder auf, während sie den älteren nicht auf die Dauer zu kräftigen vermochte; in geistiger Beziehung aber entwickelten sich dessen Anlagen aufs vortheilhafteste und schon früh erwachte in ihm eine lebhafte Neigung zu Kunst und Wissenschaft. Der daheim empfangene Unterricht erhielt dann seinen Abschluß in Straßburg, wo K. mit seinem Bruder etwas länger als ein Jahr verweilte und sich namentlich in der französischen Sprache und in den sogenannten schönen Künsten ausbildete. Ueber diesen Aufenthalt hat er in Briefen an seine ältere Schwester Wilhelmine fleißig berichtet und es ergibt sich aus denselben, daß nicht nur öffentliche Festlichkeiten und die Pracht vornehmer Häuser, sondern auch Concerte und Theatervorstellungen, Bibliotheken und Kunstsammlungen seine Aufmerksamkeit fesselten. Nicht weniger zogen ihn geistig bedeutende Persönlichkeiten an: so die weimarischen Prinzen Karl August und Constantin, der großbritannische Leibarzt J. G. Zimmermann und vor allem Goethe, mit dem er dreimal in Frankfurt und Straßburg zusammentraf und dessen bezauberndes Wesen einen großen Eindruck auf ihn machte. Die Ferienzeit verwendete K. mit seinem Bruder zu einer Schweizerreise und bemühte sich während derselben mit Vorliebe um die Bekanntschaft ausgezeichneter Männer. In Basel besuchte er den Kupferstecher v. Mechel und den Rathsschreiber Isaak Iselin, in Zürich den gerade mit seinen physiognomischen Studien beschäftigten Lavater und den Idyllendichter Salomon Geßner, in Bern den bekannten Schriftsteller K. V. v. Bonstetten. Ueber Genf und durch das südliche Frankreich kehrten dann die Reisenden nach Straßburg zurück, worauf im September 1775 eine Zusammenkunft der Prinzen mit ihrer Mutter in Frankfurt und bei dieser Gelegenheit jene dritte Begegnung mit Goethe erfolgte, über welche dieser im 20. Buche von „Dichtung und Wahrheit“ ausführlich berichtet hat. Als hierauf K. am 19. November 1775 das volljährige Alter erreicht hatte, trat er als Mitregent an die Seite seiner Mutter, die aber für den jüngeren Georg ihr Amt als Obervormünderin auch noch ferner beibehielt. Mit dem 16. März des folgenden Jahres gingen die Straßburger Studien zu Ende und die Prinzen kehrten nach Meiningen zurück, wo sich K. sofort mit Eifer seinen Regentenpflichten widmete. Zunächst machte die mißliche Lage seines tiefverschuldeten Landes eine Herstellung des finanziellen Gleichgewichtes nothwendig, wozu er bereits 1775 durch den Landtag die einleitenden Schritte thun ließ, während er selbst, um eher an das Ziel zu kommen, seinen Hofhalt möglichst beschränkte.

*) Zu Bd. XV S. 338.

Sodann lag ihm vornehmlich die Hebung der Volksbildung am Herzen. Er ernannte eine Schulcommission, deren Leitung er dem Geheimenrath v. Dürkheim übertrug, und begünstigte die Gründung eines Schullehrerseminars (1776), das nachmals (1826) mit demjenigen in Hildburghausen vereinigt worden ist; er führte den allgemeinen Reichskalender in seinem Lande ein, verlegte die überflüssigen Feiertage auf die Sonntage und betraute den von ihm zum Hofprediger berufenen J. G. Pfranger mit der Bearbeitung eines neuen Gesangbuches, dessen Vollendung er jedoch nicht mehr erlebte. Für die Neuordnung der herzoglichen Bibliothek, deren Benutzung fast unmöglich geworden war, beförderte er den bisherigen Consistorialkanzlisten W. F. H. Reinwald, Schiller's nachmaligen Schwager, zum Bibliothekar. Neben diesem ernsteren Bemühen huldigte er aber auch einer mehr auf sinnigen Genuß gerichteten, für die Bildung seines Volkes jedoch nicht unwichtigen Thätigkeit, indem er, schon in Straßburg zum eifrigen Freund der Schaubühne geworden, im Juni 1776 ein Liebhabertheater in seinem Schlosse einrichten ließ und neben seinem Bruder, seinen Schwestern und verschiedenen Herren und Damen des Hofes in einer Anzahl Rollen auftrat, wie in Diderot's „Hausvater“, in Marmontel-Gotter's Operette „Walder“ (Musik von Georg Benda), in Wieland's „Johanna Gray“, in H. A. O. Reichard's „Nacht und Ohngefähr“ und in Leisewitz' „Julius von Tarent“. In dem letztgenannten Stücke spielte er die Titelrolle und ließ bei Gelegenheit dieser Aufführung (1780) eine noch vorhandene besondere Ausgabe des Drama's veranstalten, welcher eine Reihe von Urtheilen aus kritischen Zeitschriften beigefügt sind. In schwierigen Fällen bediente sich der Herzog wol auch des Rathes und der Hülfe des im Theaterwesen wohlbewanderten Reichard in Gotha, mit dem er deshalb in brieflichem Verkehre stand. Zwar nahm die fürstliche Liebhaberbühne mit dem Jahre 1780 ein Ende, aber an ihre Stelle trat bald darauf eine bürgerliche, welche unter der Begünstigung des Hofes die unterbrochenen Vorstellungen wieder aufnahm und auf welcher der Herzog gleichfalls persönlich mitwirkte. Am 5. Juni desselben Jahres vermählte sich dieser mit der klugen und liebenswürdigen Prinzessin Luise von Stolberg-Gedern; am 4. Februar 1782 trat die Regentin von ihrer hohen Stelle zurück, so daß die beiden fürstlichen Brüder fortan ihr Land gemeinsam regierten. Diese Doppelregierung verlief in herzlicher Eintracht und bethätigte sich in der Verschönerung der Residenzstadt, die, bisher mit Wall und Mauer in mittelalterlichem Stil umgeben, jetzt zu einem offenen freundlichen Orte mit Spaziergängen und Alleen umgeschaffen wurde. Als damals — es war im Mai 1782 — Goethe in dienstlicher Angelegenheit nach Meiningen kam, schrieb er über diese Verschönerungslust die Worte nieder: „Die Herzoge wenden Erde und alte Mauern um und machen Thorheiten, die ich ihnen gern verzeihe, weil ich mich meiner eigenen erinnere“. Schon vorher (1779) hatte K. auch das von seinem Vater neuerbaute Schloß Altenstein ausschmücken lassen und sein Bruder Georg hat es später (1798) mit anmuthigen Gartenanlagen umgeben und zur ständigen Sommerresidenz erhoben. — Nicht lange jedoch sollte dieses gemeinsame Wirken dauern; denn schon am 21. Juli 1782 starb Herzog K. im Oberamthause des Städtchens Sonneberg (Meininger Oberland), erst 28 Jahre alt, und vererbte die Ausführung seiner wohlwollenden Pläne und Entwürfe seinem gleichgesinnten Bruder Georg, dessen volksfreundliche Persönlichkeit noch heute in seinem Lande unvergessen ist. Von dem verstorbenen Fürsten aber durfte Reinwald in Schlözer's „Staats-Anzeigen“ (Jahrg. 1782, am Schlusse) mit Recht sagen:

„Er mildert' unsre rauhen Sitten; Er brach die Bahn
Durch's Vorurtheil, mit Riesenschritten, den Fels hinan.
Er war voll Thätigkeit und Strebens nach höherm Ziel:
Schön war sein kurzer Akt des Lebens. — Der Vorhang fiel.“

Und mit gleichem Rechte konnte der Herausgeber der „Staats-Anzeigen“ dem Gedichte die Anmerkung beifügen, daß Karl von Sachsen-Meiningen „einer der größten Wohlthäter dieses Journals“ gewesen sei; denn derselbe hatte die Gründung und den Fortgang dieser Zeitschrift mit lebhaftem Antheil verfolgt und selbst Beiträge in dieselbe geliefert, um dadurch „Aufklärung und Duldungsgeist zu befördern und Bosheit und Dummheit zu entlarven und zu unterdrücken“.

Ludw. Bechstein, Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen, Halle 1856, S. 80—193, 211—212, 215. — Vgl. auch Dav. Voit, Das Herzogthum Sachsen-Meiningen', histor., statist., geogr. u. topographisch dargestellt, Gotha 1844, S. 106—107, u. G. Brückner, Landeskunde des Herzogthums Meiningen, 1. Thl., Meiningen 1851, S. 69—70.

Schumann.

Keil *): Johann Georg K., verdienter Herausgeber italienischer und spanischer Schriftwerke, geb. den 20. März 1781 in Gotha, † den 1. Juli 1857 in Leipzig, war der Sohn eines Senators und Rathskassirers und erhielt seine Vorbildung bis zum 15. Altersjahre auf dem gothaischen Gymnasium, das er beim Tode seines Vaters wieder verließ, um sich dem Kaufmannsstande zu widmen. Da ihm dieser aber keine Befriedigung gewährte, so gab er ihn nach einigen Jahren wieder auf und siedelte nach Weimar über, wo er mit dem Rath und Beistande seiner Freunde, der neuangestellten Lehrer am Gymnasium Franz Passow und Johannes Schulze, seine unterbrochenen Studien fortsetzte. Nachdem er sich hierauf in Jena vornehmlich der Philologie gewidmet hatte, wurde er an der herzoglichen Bibliothek in Weimar als Secretär angestellt und nach einem Jahre zum zweiten Bibliothekar ernannt; gleichzeitig ertheilte er auch am Gymnasium unentgeltlich Unterricht in der italienischen, spanischen und englischen Sprache. 1814 trat er mit dem Titel eines Hofrathes von seinem Amte zurück, als er sich mit der einzigen Tochter des Leipziger Banquiers Löhr vermählte, und verlegte von nun an seinen Wohnsitz dauernd nach Leipzig. Hier setzte er seine bereits vorher begonnene litterarische Thätigkeit fort und fand zugleich Gelegenheit seine Neigung zu kunstgeschichtlichen Studien zu befriedigen. Schon in Weimar hatte er, durch sein Amt in nähere Verbindung mit Goethe gebracht, auf dessen Antrieb mit der zur Bibliothek gehörigen Kupferstichsammlung sich eingehender beschäftigt; jetzt gelangte er in den Besitz der beträchtlichen Gemäldesammlung seines Schwiegervaters und einer von dem bekannten Kupferstecher Johann Friedrich Bause (Bd. II S. 183), dem Großvater seiner Gattin, herrührenden Kupferstichsammlung, die sich namentlich durch ihren Reichthum an Blättern altdeutscher und altitalienischer Meister auszeichnete. 1828 wurde er zum Domherrn und drei Jahre später zum Dechanten des Collegiatstiftes in Wurzen ernannt und vertrat dasselbe auch 1833 als Abgeordneter in der sächsischen ersten Kammer. Eine seltene Ehre wurde ihm 1831 dadurch zutheil, daß ihn, als den ersten Deutschen, die Real academia española in Madrid zu ihrem Mitglied erwählte. — Keil's wissenschaftliche Vorliebe richtete sich zumeist auf die italienische und spanische Sprache, um deren Kenntniß und Verbreitung in Deutschland er sich ebenso eifrig als erfolgreich bemüht hat. Es geschah dies theils durch kritische Ausgaben klassischer Schriftwerke, theils durch Lehr- und Hilfsbücher für den höheren Schulunterricht. Bereits in den Jahren 1806 bis 1812 gab er eine „Biblioteca italiana“ heraus, welche in 11 Bänden Tasso's „Befreites Jerusalem“, Dante's „Vita nuova e rime“, sowie dessen „Göttliche Comödie“, Bojardo's „Orlando inamorato“ und Boccaccio's „Decamerone“ enthält. 1810—1812 folgten 2 Bändchen einer „Sammlung spanischer Original-

*) Zu Bd. XV S. 532.

romane" in Text und Uebersetzung: die „Vida de Lazarillo de Tormes" von Hurtado de Mendoza und die „Vida del gran Tacaño, clamado Don Pablos" von Quevedo Villegas, deren deutsche Uebertragung 1826 als „Geschichte und Leben des Erzschelms, genannt Don Paul" im 10. Bande der „Bibliothek klassischer Romane und Novellen des Auslandes" (Leipzig, Brockhaus) mit einer Einleitung wiederholt wurde. Nach einer weiteren Uebersetzung: „Glückliche Unfälle der Liebe in sechs Novellen. Nach dem Italienischen des Cesare Giudici" (1814) erschienen dann zwei kritische Ausgaben von Calderon's „Comedias" (1820 bis 1822 und 1827—1830). Die zuerst unternommene blieb unvollendet und auf 3 Bände beschränkt; die zweite sehr sorgfältige und auch äußerlich gut ausgestattete gelangte in 4 Bänden zum Abschluß. — Von Lehr- und Hilfsbüchern für das Studium beider genannter Sprachen bearbeitete K. eine „Italienische Sprachlehre" (1812, 3. Aufl. 1831), eine „Spanische Grammatik" (1814, 2. Aufl. 1837), den prosaischen Theil eines „Elementarbuchs der spanischen Sprache" (1814) und eine „Spanische Chrestomathie" (1814). — Aber auch in selbständigen Werken der schönen Litteratur hat er sich nicht ohne Glück versucht. Außer einer anonymen Erzählung „Aemil und Elise, oder die Fahrt auf der Elbe" (1811) gab er in dieser Beziehung heraus: „Lyra und Harfe" (1834), eine von warmer Empfindung und bedeutender Formgewandtheit zeugende Sammlung lyrischer Gedichte; ferner: „Märchen und Geschichtchen eines Großvaters. Illustrirt von Ludwig Richter und J. Kirchhoff" (1847, neue Ausgabe 1860) und „Neue Märchen für meine Enkel. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von E. Hasse und H. Bürkner" (1850). — Endlich ist noch zu erwähnen, daß K. einen sorgfältig gearbeiteten „Katalog des Kupferstichwerkes von Joh. Friedr. Bause mit einigen biographischen Notizen" (1849) veröffentlicht und sich mit Gedichten und prosaischen Aufsätzen an den „Erholungen", dem „Journal des Luxus und der Moden", der „Leipziger Litteratur-Zeitung" und der Encyklopädie von Ersch und Gruber betheiligt hat.

Meusel, G. T. — O. L. B. Wolff, Encyklopädie, VIII. oder Supplem.-Band, S. 261a—262a. — Franz Brümmer, Deutsches Dichterlexikon. Nachtrag. Eichstätt u. Stuttgart 1877, S. 83b—84a. Schumann.

Keller *): Dr. Heinrich Adelbert von K., deutscher und romanischer Philolog, der Sohn des Stadtpfarrers Johann Jakob Keller (vgl. über diesen Bd. XV, S. 582), wurde den 5. Juli 1812 zu Pleidelsheim in Württemberg geboren. Nachdem er seine Gymnasialbildung in Stuttgart erhalten, studirte er in Tübingen Theologie, daneben aber auch unter Leitung von Ludwig Uhland und Moriz Rapp neuere Philologie. Im J. 1834 unternahm er, altfranzösische Handschriften zu durchforschen, eine Reise nach Paris. Eine Frucht seiner Arbeiten auf der dortigen großen Bibliothek ist: „Li romans des sept sages, nach der Pariser Handschrift herausgegeben", Tübingen 1836. Die ausgedehnte Einleitung, welche dem Texte vorangeht, wird stets ein rühmliches Denkmal der von K. schon in jungen Jahren erworbenen erstaunlichen Gelehrsamkeit und eindringenden Kenntniß der verschiedensten Litteraturen bleiben.

In die Heimath zurückgekehrt, wurde K. 1835 Privatdocent der neueren Sprachen und Litteraturen an der Universität in Tübingen, 1837 zweiter Bibliothekar. Im September 1840 wandte er sich nach Italien, er gelangte anfangs October nach Rom, wo er bis in den März 1841 verweilte. Diese auf den Rath des Arztes unternommene Reise benützte der rastlose Gelehrte, in venezianischen, florentinischen und römischen Büchersammlungen nach deutschen und romanischen Handschriften zu suchen. So entstand das reichhaltige Werk, das den Titel führt: „Rom-

*) Zu Bd. XV S. 562.

vart. Beiträge zur Kunde mittelalterlicher Dichtung aus italienischen Bibliotheken", Mannheim und Paris 1844. Außerordentlicher Professor wurde K. 1841, ordentlicher Professor und Oberbibliothekar 1844. Nachdem er 1850 von der Bibliothek zurück getreten, fuhr K. bis zu seinem Ende fort, sich seinem Lehrberufe zu widmen, in welchem er eine reiche Wirksamkeit entfaltete. Seine gediegenen und überaus geschätzten, immer aufs neue umgearbeiteten Vorlesungen umfaßten die deutsche und auch die romanische Philologie; Grammatik, Erklärung von Texten, Litteraturgeschichte führte er in planmäßigem Wechsel vor. Ebenso wie als Lehrer war K. auch als Schriftsteller auf beiden Gebieten und in einem Umfange thätig, der nur durch seine streng geregelte Zeiteintheilung, durch seinen außerordentlichen unermüdlichen Fleiß erklärlich wird. Seine sämmtlichen Werke (von den ungezählten Beiträgen, die er gelehrten und anderen Zeitschriften gespendet, ganz abgesehen) hier zu verzeichnen, ist nicht möglich, ich muß mich auf eine Auswahl beschränken und so mögen denn genannt sein: „Altfranzösische Sagen", Tübingen 1839, zweite Auflage Heilbronn 1876; „Miguels de Cervantes sämmtliche Romane und Novellen" (in Gemeinschaft mit Friedrich Notter), Stuttgart 1839, zweite Ausgabe 1850; „El conde Lucanor, compuesto por D. Juan Manuel", Stuttgart 1839; „Romancero del Cid", Stuttgart 1840; eine Ausgabe der lateinischen „Gesta Romanorum", Stuttgart 1842; „William Shakspere's dramatische Werke, übersetzt und erläutert" (in Verbindung mit Moriz Rapp), Stuttgart 1843, zweite Ausgabe 1854; „Alte gute Schwänke", Leipzig 1847, zweite Auflage Heilbronn 1876; „Lieder Guillems IX., Grafen von Peitieu, Herzogs von Aquitanien", Tübingen 1850; „Lieder Guillems von Berguedan", Mitau und Leipzig 1849; „Italienischer Novellenschatz, ausgewählt und übersetzt", Leipzig 1851, 1852; „Walthers von Rheinau Marienleben", Tübingen 1853 bis 1855; „Beiträge zur Schillerlitteratur", Tübingen 1859, Nachlese 1860; „Urkundliches zu Uhland's Leben", Stuttgart 1862; „Jacob Grimm", Stuttgart 1863; „Ludwig Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" (in Gemeinschaft mit Franz Pfeiffer und dem Unterzeichneten), Stuttgart 1865 bis 1873; „Uhland als Dramatiker, mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt", Stuttgart 1876.

Eine große Reihe anderer Werke hat K. in den Publicationen des litterarischen Vereins in Stuttgart herausgegeben. Dahin gehören unter anderen: „Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrhundert", drei Bände, 1851 bis 1853; „Grimmelshausens Simplicissimus", Band I. II. 1854; „Erzählungen aus altdeutschen Handschriften", 1854; „Hugos von Langenstein Martina", 1855; „Amadis, erstes Buch", 1856; „Karl Meinet", 1857; „Nachlese zu den Fastnachtspielen", 1858; „Steinhöwels Decameron", 1859; „Translationen durch N. v. Wyle", 1860; „Grimmelshausens Simplicissimus", Band III. IV, 1862; „Ayrers Dramen", Band I. II, 1864; Band III. IV. V, 1865; „Das deutsche Heldenbuch", 1867; „Hans Sachs", Band I bis V, 1871, Band VI, 1873, Band VII, 1874, Band VIII, 1875, Band IX, 1876, Band X, 1878, Band XI, 1879, Band XII, 1880; „Das Nibelungenlied nach der Piaristenhandschrift", 1880; „Faust's Leben von Georg Rudolf Widmann", 1881; „Hans Sachs", Band XIII (in Gemeinschaft mit E. Götze), 1881, Band XIV (ebenfalls mit E. Götze), 1882.

Präsident des 1839 begründeten litterarischen Vereins in Stuttgart wurde K. im J. 1849. Durch die umsichtige, keine Mühe scheuende, durchaus uneigennützige Leitung dieser Bibliophilengesellschaft, die erst er zu ihrer großen Bedeutung erhoben, hat sich K. ein unvergängliches Verdienst erworben; einer beträchtlichen Zahl hervorragender Werke, deren Uebernahme irgend ein Verlagsgeschäft kaum gewagt hätte, wurde durch ihn in den Vereinsschriften eine Stätte bereitet. Was unter dieser seiner Führung von dem Vereine geleistet worden, das hat K. selbst in den folgenden

beiden Arbeiten dargelegt: „Zum hundertsten Bande der Bibliothek des litterarischen Vereins. Eine Denkschrift von dem Präsidenten des Vereins", Tübingen 1870 und in dem „Bericht über Entstehung und Fortgang des litterarischen Vereins in Stuttgart von dem Präsidenten des Vereins", Tübingen 1882. Als eine Lebensaufgabe hatte sich K. ein schwäbisches Wörterbuch gestellt, bei dem er Schmeller's bayerisches Wörterbuch als glänzendes Vorbild vor Augen hatte. Die vollständige Durcharbeitung des manches Jahrzehnt hindurch in unablässiger Thätigkeit gewonnenen Stoffes, in dessen Sammlung er sich nicht genug thun konnte, war K. nicht mehr vergönnt, aber es ist dafür gesorgt, daß, was der Meister vorbereitet, durch treue Schülerhand zur Veröffentlichung gelange.

A. v. K. entschlief sanft den 13. März 1883 nach längerer Krankheit, zu der sich zuletzt eine Lungenentzündung gesellt hatte.

K. war eine vielseitige Begabung verliehen worden, das reichste Wissen, und nicht nur in seinem Fache, hat er sich selbst erworben. Neben den geschichtlichen Disciplinen blieb ihm die Philosophie nicht fremd und nicht die Kunst. Wohl vertraut mit dem Entwicklungsgange der Plastik, der Malerei und der Architektur, liebte er die Musik, die er selbst ausübte, vor allem aber war er, mit eigenem dichterischem Talente geschmückt, ein begeisterter Verehrer der Poesie. Er war ein Mann des reinsten und edelsten Charakters, ein treuer und zuverlässiger Freund, er war voll Hochachtung vor jeder geistigen Leistung, liebevoll gegen die jüngeren, die sich hervorzuthun suchten, gar viele haben seines Herzens Freundlichkeit erfahren. Neben voller Anerkennung seines Wirkens von Seiten der Fachgenossen hat es ihm auch an äußeren Ehren nicht gefehlt. Er war Rector der Universität Tübingen im Jahre 1858, zwei Könige von Württemberg und auswärtige Monarchen haben ihn durch hohe Orden ausgezeichnet, die königl. bayerische Akademie der Wissenschaften, viele gelehrte Vereine haben ihn zu ihrem Mitgliede gewählt. In der Geschichte der deutschen und der romanischen Philologie wird der Name Adelbert von K. allezeit fortleben. W. L. Holland.

Klose*): Karl Rudolf Wilhelm K., geb. zu Hamburg am 6. October 1804, † am 7. Juli 1873 ebenda, hatte, nachdem er das Johanneum seiner Vaterstadt unter Gurlitt besucht hatte, von Ostern 1826 an in Halle und Breslau Theologie studirt und habilitirte sich im Januar 1830 in Göttingen, wo er exegetische Collegia las. Vom J. 1832 bis zum J. 1842 lebte er als Privatdocent in Kiel, wo er historische und exegetische Vorlesungen hielt und sieben Jahre lang an der dortigen Bibliothek arbeitete. Im J. 1842 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und lebte hier bis zu seinem Tode; er ward hier im J. 1846 Hülfsarbeiter und seit dem Jahre 1853 Secretär an der Stadtbibliothek, zugleich daneben vom Jahre 1851 an Hülfslehrer und dann von 1856—1862 Collaborator an der Realschule des Johanneums. Besondere Freude hatte er an seiner Arbeit an der Stadtbibliothek, auf welche sich in den letzten 11 Jahren seines Lebens seine amtliche Thätigkeit beschränkte. Außerdem lieferte er zahlreiche Beiträge zu theologischen Zeitschriften und zur ersten Auflage der Herzog'schen theologischen Realencyklopädie; auch für die ersten Bände dieser Allgemeinen deutschen Biographie hat er mehrere Artikel geliefert. Während seine Privatstudien sich anfänglich mehr der Dogmengeschichte zuwandten, wovon seine Monographien über Eunomius, Basilius den Großen u. s. f. Zeugniß ablegen, wandten sie sich später besonders der kirchlichen Statistik und der Biographie und Litteraturgeschichte zu; unter seinen Arbeiten der letzteren Art sind der 4. und 5. Band des Lexikons der hamburgischen Schriftsteller, dessen Herausgabe er nach Hans

*) Zu Bd. XVI S. 226.

Schröder's Tode und F. A. Cropp's Rücktritt von der Redaction übernommen hatte, wol um so mehr zu nennen, als ohne Klose's Bereitwilligkeit diese mühevolle und verdienstliche Arbeit damals kaum würde fortgesetzt sein.

Lexikon der hamb. Schriftsteller IV, S. 63 ff. — Verzeichniß der Vorlesungen, welche am hamburgischen Akademischen und Realgymnasium von Ostern 1874 bis Ostern 1875 gehalten werden sollen, Hamburg 1874, S. IV f.

l. u.

Kolowrat-Krakowski*): Leopold Graf K.-K. wurde am 31. December 1727 geboren. Sein Vater Philipp Graf K., ein jüngerer Sohn des Johann Franz Grafen K. aus dessen Ehe mit Eleonore Claudia Gräfin Anquissola, war Ritter des goldenen Vließes, k. k. wirklicher geheimer Rath, Kämmerer, Oberst-Burggraf und Präses des Landesguberniums im Königreiche Böhmen, Präses und Director des größeren Landesausschusses der böhmischen Stände, seit dem 4. Februar 1725 mit Maria Barbara Gräfin Michna von Waitzenau vermählt und starb am 28. März 1773 zu Prag, 85 Jahre alt. K. genoß eine sorgfältige Erziehung, wurde k. k. Kämmerer und vermählte sich am 24. August 1750 mit Maria Theresia (geb. im November 1728), einer Tochter des Johann Wenzel Caretto Grafen von Millesimo zu Nemischl und dessen Gemahlin Eleonora, geb. Gräfin Starczewsky von Tereschau. Er trat frühzeitig in den Staatsdienst, war anfänglich bei der königlich böhmischen Appellationskammer angestellt und wurde später zum Beisitzer des größeren Landrechts in Böhmen aufgenommen. Wir finden ihn als Assessor bei dem k. k. Landesgubernium in Böhmen, der Commission für Gewicht und Maß, dann der Militär- und Navigationscommission und als Präses des städtischen Oeconomie-Oberdirectoriums. Kaiser Franz I. ernannte ihn am 5. März 1757 zu seinem wirklichen geheimen Rathe. Im J. 1767 erscheint K. als Präses der Polizei-, Sicherheits- und alten Cameral-Schulden-Commissionen, des Armen- und Spinnhauses und des Versatzamtes in Prag. Der Kaiser hatte ihn durch Verleihung des Commandeurkreuzes des königlich ungarischen St. Stefan-Ordens ausgezeichnet. Am 9. Februar 1769 starb Kolowrat's erste Gemahlin. Am 13. September desselben Jahres vermählte er sich wieder mit Maria Theresia Gräfin von Khevenhüller (geb. am 4. Jänner 1741), gewesenem Kammerfräulein der Kaiserin, späterer Sternkreuz-Ordensdame und Dame du Palais, einer Tochter des Johann Josef Fürsten von Khevenhüller-Metsch aus dessen Ehe mit Karoline Gräfin von Metsch. In demselben Jahre noch erfolgte Kolowrat's Ernennung zum böhmischen und österreichischen Vicekanzler in Wien. Bei den Berathungen, welche über die Aufhebung des geistlichen Asylrechtes gepflogen wurden (gegen Ende des Jahres 1769), schloß sich K. der Ansicht des obersten Kanzlers an, indem er sich für größte Behutsamkeit des Vorgehens gegenüber solchen Gewohnheiten und Gebräuchen aussprach, die wegen ihres engen Zusammenhanges mit Religionssachen von dem Volke mit Ehrfurcht angesehen, von der weniger unterrichteten Mehrzahl der Geistlichkeit wie ein Bestandtheil der Religion betrachtet und festgehalten werden. Die Geistlichkeit solle zwar zur Auslieferung jedes Missethäters verhalten werden, sei aber die Auslieferung wirklich geschehen, dann möge — nur wenige besonders zu bestimmende schwere Verbrechen ausgenommen — stets die Todesstrafe im Wege der kaiserlichen Gnade in eine angemessene Leibesstrafe umgewandelt werden. Im December 1771 erfolgte seine Ernennung zum Hofkammerpräsidenten und Präses der Ministerial-Banco-Hof-Deputation. Zugleich wurde ihm das Präsidium des Commercien-Hofrathes übertragen. Josef II. hielt ihn zu diesen Aemtern sehr geeignet und tüchtig, da K., wie Josef am 27. November 1771 an Maria

*) Zu Bd. XVI S. 480.

Theresia schrieb, zu dem Kammerpräsidium die Fähigkeit, zu dem Commercialpräsidium die Uneigennützigkeit besitze. Auch das Kassenwesen sowie das Schuldenwesen und Münzdepartement sollten ihm anvertraut werden. Im J. 1773 äußerte er sich abfällig über die vom Hofkriegsrathspräsidenten Grafen Lacy schon im J. 1767 gestellten Anträge, welche die Aufhebung des General-Kriegscommissariates und die Ueberweisung der bisher von dieser Behörde besorgten Geschäfte an den Hofkriegsrath bezweckten und bezeichnete das ganze von Lacy vorgeschlagene neue militärische Oeconomiesystem als ein fehlerhaftes, wodurch er sich die heftigsten Angriffe des eigenwilligen und reizbaren Grafen Lacy zuzog. Desgleichen bekämpfte K. das vom Grafen Cobenzl, dem Vicepräsidenten der Hofkammerabtheilung für die indirecten Abgaben ausgearbeitete neue System, welches im Wesentlichen auf Abschaffung aller inneren Zölle (mit Ausnahme der gegen Ungarn und gewisser Gebühren auf Wein und auf Vieh), ferner Aufhebung aller ständischen und Privatmauthen und einer Reihe von Localgebühren, Umwandlung vieler Einfuhrverbote in 20 procentige Zölle, Erleichterung des Zollverfahrens und günstigere und rücksichtsvollere Behandlung der Reisenden bezweckte. Es bedurfte des ausdrücklichen Auftrages der Kaiserin, um K. zur Vorlage dieser Ausarbeitung (am 17. Mai 1775) zu veranlassen. Er behauptete, daß diese Neuordnung eine Verminderung der Einnahmen für die Finanzen um mehr als drei Millionen und eine bedeutende Erhöhung der Ausgaben für die Verwaltung durch Aufstellung eines doppelten Grenzcordons und bessere Bezahlung der Wache unausbleiblich zur Folge haben werde. Die Kaiserin entschied sich jedoch für die freisinnigeren Anschauungen, welche die Mehrzahl der Staatsräthe ausgesprochen hatten (Patent vom 15. Juli 1775). An den folgenden Berathungen und Erhebungen, welche über die Ersprießlichkeit einer Aufhebung der zwischen Ungarn und den übrigen österreichischen Erblanden bestandenen Zwischenzolllinie gepflogen wurden, nahm K. vermöge seiner amtlichen Stellung regen Antheil. Er ließ erheben, wie viel baares Geld außer dem in die Türkei abgeflossenen Silbergelde und den von der Finanzverwaltung an Holland, Belgien abgegebenen Rimessen im J. 1779 exportirt worden war und warnte vor der drohenden Gefahr empfindlichen Mangels an Baargeld. Am 14. Februar 1781 legte K. eine Mercantiltabelle über das Jahr 1779 vor und begleitete sie mit ausführlichen Erwägungen. Er trat im Januar 1782 den im Schooße des Hofkammergremiums gegen die Vorschläge des preußischen Maklers Samuel Goldschmidt — Wien zu einem vom Zollzwange befreiten Handelsplatze zu machen und sohin die Wiener Jahrmärkte zum Range der Leipziger Messen zu erheben — geäußerten Bedenken bei. Im Gegensatze zu den in der kaiserlichen Entschließung vom 31. Juli 1782 erklärten Anschauungen Josefs II. war K. mehr für die gremiale Behandlungsweise der Geschäfte bei den Hof- und Länderstellen eingenommen, als für die präsidiale. Er unterbreitete dem Kaiser am 21. Juli 1782 Vorschläge zur Mäßigung und Beschränkung des freien Verfügungsrechtes der Vorstände mindestens der Länderstellen. Am 10. October 1782 trat K. als oberster Kanzler an die Spitze der böhmischen und österreichischen Hofkanzlei, welche in ihrer erweiterten Gestaltung als „vereinigte Hofstelle“ nunmehr die Finanz- und die politische Verwaltung umfaßte. Der Kaiser genehmigte am 27. November 1782 die von K. für diese Behörde entworfene Amtsinstruction. Bei Gelegenheit der Ausarbeitung eines neuen Zolltarifs und einer Durchführungsinstruction versuchte K. — hierin mit den Ansichten des Fürsten Kaunitz übereinstimmend — vergeblich im October 1783 den Kaiser von Ergreifung von Prohibitivmaßregeln abzubringen. — Bezüglich der Frage, welche indirecten Abgaben nach Beendigung der Grundsteuerregulirung aufzuheben und durch Erhöhung der Grundsteuerquoten zu ersetzen wären, pflichtete K. wol im Allgemeinen den Ansichten Zinzendorf's

bei, sprach sich jedoch im J. 1787 für die Beibehaltung des Tabakmonopols und die Ausdehnung desselben auf Ungarn und Siebenbürgen, für die Forterhebung der Erbsteuer und der Judentoleranzsteuer, für die Beibehaltung des Zahlen-lotto's und des Salzmonopols aus. — Kaiser Franz II. hob am 18. November 1792 die böhmische und österreichische Hofkanzlei, die Hofkammer, die Ministerial-Hof-Banco-Deputation und die Commerz-Hofstelle auf. Die bisher von diesen Stellen geleiteten Geschäfte wurden in den Wirkungskreis eines neu errichteten „Directorium in cameralibus der hungarischen, siebenbürgischen und deutschen Erblande, wie auch in publico-politicis dieser letzteren" übertragen und K. zum obersten Directorialminister dieser neuen Behörde ernannt. Im April 1796 erfolgte Kolowrat's Ernennung zum ersten dirigirenden Staatsminister in inländischen Geschäften und zugleich sein Eintritt in den Staatsrath. Alsbald beantragte K. beim Kaiser eine Umgestaltung und Erweiterung des Staatsrathes. K. sollte zufolge dem kaiserlichen Handschreiben vom 12. Juli 1796 die Mitglieder des Staatsrathes um sich versammeln, um in den Ministerien etwa entstandene grelle Meinungsdifferenzen beizulegen. Er konnte nach seinem Gutbefinden die Staatsräthe zu gemeinsamen Sitzungen mit den Chefs der Hofstellen unter seinem Vorsitze einberufen. Unverkennbar tritt nun schon das Bestreben Kolowrat's hervor, den Kaiser für die Beseitigung oder doch Umgestaltung des Staatsrathes zu gewinnen. Im November 1798 verdächtigte er die Gründlichkeit der staatsräthlichen Gutachten und trat für Abhaltung von Conferenzen ein, denen allenfalls der eine oder andere Staatsrath beigezogen werden könne. Im December desselben Jahres schildert er dem Kaiser die mannichfachen Gebrechen und Mängel, die nach seiner Ansicht dieser Institution anhaften und beantragt, die Zahl der Mitglieder des Staatsrathes auf vier zu beschränken, wovon zwei Staatsminister sein sollen. Der Kaiser ging zwar auf die weitergehenden Anträge Kolowrat's noch nicht ein, verfügte aber doch im Januar 1799 einige Aenderungen in der Geschäftsbehandlung durch den Staatsrath. Am 31. August 1801 wurde der Staatsrath aufgehoben. An seiner Stelle wurde ein Staats- und Conferenzministerium als oberste Revisionsstelle für sämmtliche Staatsgeschäfte geschaffen. Es zerfiel in drei Departements (Aeußeres, Krieg und Marine, Inneres), deren jedem ein Minister vorstand. Dem dirigirenden Minister K. als dem Chef des Staats- und Conferenzialdepartements für die inneren Angelegenheiten unterstanden vier Hofkanzeleien (die böhmische und österreichische, die ungarische, die siebenbürgische und die italienische), ferner die Creditcommission und sämmtliche Finanzbehörden. Ueberdies waren ihm die Geschäfte der geheimen Staatspolizei zugewiesen. Aus der bloßen Aufzählung ergibt sich, welche unabsehbare Last der Geschäfte sich K. da aufgebürdet hatte. Sie wäre wol zu groß gewesen auch für die Kräfte eines jüngeren thatkräftigeren Staatsmannes. Ihre Bewältigung war unmöglich für die Schwäche eines altersmüden Greises. Die Uebelstände dieser Ueberlastung traten immer greller zu Tage. Die Erledigung der Geschäftsstücke wurde immer schleppender, stockender, verworrener. Vergebens wurde im Januar 1807 versucht eine Vereinfachung der Geschäftsbehandlung herbeizuführen. Am 7. Juni 1808 wurde dieses Staats- und Conferenzministerium aufgehoben und K. in den Ruhestand versetzt. Er hatte dem Staate durch 63 Jahre unter fünf Monarchen (von Franz I. bis Franz II.) gedient. — Er hatte am 30. Juni 1783 vom Fürsten Löwenstein-Wertheim die Herrschaften Groß-Wezdorf und Rorbach in Niederösterreich gekauft und war sammt seiner Nachkommenschaft am 28. Juli desselben Jahres von den niederösterreichischen Ständen als ein Landesmitglied unter die alten Herrenstandesgeschlechter aufgenommen, am 26. März 1790 als solches introducirt worden. Die ungarischen Stände hatten ihm aus eigenem Antriebe im J. 1802

das Indigenat im Königreiche Ungarn verliehen. K. starb am 2. November 1809. — Seiner ersten Ehe waren eine Tochter (Marie Anna, geb. 1753) und zwei Söhne (Philipp Franz, geb. 1756, und Leopold, geb. 1768), seiner zweiten Ehe vier Töchter (Maria Theresia, geb. 1770, Maria Antonia, geb. 1776, Marie Aloisia, geb. 1780, und Maria Franziska Xaveria, geb. 1783) und ein Sohn (Franz Anton, geb. 1782) entsprossen.

Mit Benutzung von Acten des kais. und kgl. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien. — Wißgrill, Schauplatz des niederösterreichischen Adels, Bd. V, Wien 1824, S. 216 ff. — Arneth (Alfred Ritter v.), Maria Theresia und Josef II., 3 Bde., Wien 1867—1868. — Arneth (Alfred Ritter v.), Geschichte Maria Theresia's, Bd. IX u. X, Wien 1879. — Hock und Bidermann, Der österreichische Staatsrath, Wien 1879. — Arneth (Alfred Ritter v.), Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde, 4 Bde., Wien 1881. Ant. Vict. Felgel.

Krieger *): Johann Philipp K., älterer Bruder von Johann K., ist den 26. Februar 1649 zu Nürnberg geboren. Den ersten Clavierunterricht erhielt er durch Johann Drechsel, einen Schüler Froberger's. In seinem 16. Jahre kam er zu dem Kammerorganisten Johann Schröder nach Kopenhagen und war fünf Jahre hindurch dessen Stellvertreter im Dienst an der deutschen Kirche zu St. Peter. Während dieser Zeit unterwies ihn der Kapellmeister Caspar Förster in der Composition. König Friedrich III., der Krieger's Talenten Beachtung schenkte, wollte ihn in Kopenhagen fesseln. Doch wünschten Krieger's Eltern seine Rückkehr, die um 1670 erfolgte. Von Nürnberg wurde er nach Baireuth gezogen, dort zum markgräflichen Kammerorganisten und bald darauf zum Kapellmeister gemacht. 1672 erhielt er Urlaub zu einer Studienreise nach Italien. Er ging zunächst nach Venedig und studirte bei Rosenmüller Composition; in Rom nahm er den zweiten längeren Aufenthalt und wurde Abbatini's und Pasquini's Schüler in der Composition und im Clavierspiel. Von da begab er sich nach Neapel und kehrte über Rom, Venedig (wo er wiederum zu Studienzwecken länger verweilte) nach Deutschland zurück. In Wien erhob ihn Kaiser Leopold in Anerkennung seiner Kunstfertigkeit in den Adelsstand. K. nahm nun in Baireuth seinen verlassenen Posten zwar wieder ein, doch nur für kurze Zeit. Nachdem ihm die erbetene Entlassung gewährt worden war, scheint er eine Weile auf Reisen innerhalb Deutschlands zugebracht zu haben. Am 12. December 1677 ernannte ihn der zu Halle residirende Administrator des Erzstifts Magdeburg, Herzog August von Sachsen, zum Kammermusikus und Kammerorganisten mit 230 Thalern Gehalt. Es ist K. augenscheinlich schwer geworden in diese verhältnißmäßig untergeordnete Stellung einzutreten. Er bat, ihn direct vom Herzog abhängen zu lassen, da er dem Kapellmeister David Pohle nicht untergeben sein wolle; er berief sich auf sein „durch mühsames Reisen und unermüdeten Fleiß erlangtes Renommé" und auch darauf, daß er schon beim Markgrafen von Baireuth als Kapellmeister gedient habe. Aber seine Verhältnisse müssen wol zwingend gewesen sein, denn als man auf seine Wünsche nicht einging, fügte er sich. Unter dem 12. Februar 1679 wurde er übrigens schon zum Vicekapellmeister ernannt mit einem Gehalte von 500 Thalern. K. ist im Dienste dieses Fürstenhauses, der nachherigen Sachsen-Weißenfelsischen Linie, sein Leben lang verblieben. Am 18. März 1712 rückte er zum wirklichen Kapellmeister auf; zu gleicher Zeit wurde sein Sohn Johann Gotthilf Kammermusikus und Kammerorganist. Er war auch beim Herzog Christian von Sachsen-Gotha

*) Zu S. 165.

zu Eisenberg Kapellmeister „von Haus aus“. Den 6. Februar 1725 ist er gestorben. Die Compositionen, welche K. herausgegeben hat, sind zum Theil Kammertrio's für Streichinstrumente und Baß, zum Theil Suiten für drei Oboen und Fagott, vorzugsweise den damaligen Militärorchestern bestimmt („Lustige Feldmusik“, Nürnberg, Endter, 1704), theils weltliche und kirchliche Sologesangstücke. Seine Thätigkeit erstreckte sich aber auch auf die Oper und die vielstimmige Kirchenmusik. Man weiß von sechs Opern, die er zum Theil für den braunschweigischen Hof geschrieben hat. Zuverlässig hat er aber deren viel mehr componirt, da auch am Hofe zu Weißenfels während seiner Zeit die Oper mit Vorliebe gepflegt wurde. Als Kirchencomponist ist er zunächst deshalb von Bedeutung, weil er den Anstoß für Erdmann Neumeister's madrigalische Cantatendichtungen gab, die eine neue Form protestantischer Kirchenmusik begründeten. Neumeister selbst stellte ihn im J. 1700 über alle anderen damals lebenden Kirchencomponisten. Eine ziemlich beträchtliche Anzahl seiner Kirchencompositionen bewahrt in Handschriften die königliche Bibliothek zu Berlin. In allen Werken, die vorliegen, zeigt er sich als ein mit bedeutender eigner Erfindungskraft begabter, technisch sehr gewandter und vielseitiger Tonsetzer. Aber noch ist das Material zu lückenhaft, um ein einigermaßen sicheres Bild dieses ausgezeichneten Tonmeisters zu zeichnen, auf den Mattheson noch im J. 1740 den Spruch aus Jesus Sirach 39 anwandte: „Dieweil er lebet hat er einen größeren Namen denn andere tausend, und nach seinem Tode bleibet ihm derselbe Name.“

Acten des sächsischen Staatsarchivs zu Dresden. — Mattheson, Ehrenpforte. — Spitta, J. S. Bach I, S. 467. Spitta.

Krieger *): Johann K. ist den 1. Januar 1652 zu Nürnberg geboren. Sein Vater war Bürger, Teppichmacher und Garnfärber daselbst. In der Musik, für welche K. von Kindheit auf große Begabung zeigte, wurde Heinrich Schwemmer, Dirigent des Kirchenchors zu St. Sebaldi, sein erster Lehrer. Im Clavierspiel unterwies ihn sodann Georg Caspar Wecker, Organist an derselben Kirche. 1670 soll K. seinem Bruder Johann Philipp K. nach Kopenhagen nachgereist und mit ihm zurückgekehrt sein. Er scheint sich an diesen dauernd angeschlossen zu haben, um unter dessen Leitung die Composition zu studiren. Er folgte ihm auch nach Baireuth und wurde um 1672 Hoforganist daselbst. Um 1677 brach zwischen den italienischen und deutschen Mitgliedern der markgräflichen Kapelle ein Zwist aus; er endete damit, daß sämmtliche Deutsche, und unter ihnen auch K., ihre Entlassung nahmen. K. weilte nun eine Zeit lang, mit kirchlichen Vocalcompositionen im strengen Stil beschäftigt, in Nürnberg, ging dann über Halle nach Greiz und wurde um 1678 Kapellmeister beim Grafen Heinrich I. daselbst. Als der Graf nach wenigen Jahren starb, eröffneten sich ihm, wol durch Vermittlung seines Bruders, Aussichten auf eine Anstellung am Hofe zu Weißenfels. Doch ehe dieselben sich verwirklichten, gewann ihn Herzog Christian von Sachsen-Gotha als Dirigenten seiner Kapelle in Eisenberg. Der Ruf seiner Tüchtigkeit hatte sich unterdessen so weit verbreitet, daß ihn 1681 der Rath der Stadt Zittau, ohne vorhergegangene Bewerbung und ohne daß K. in Zittau Verbindungen hatte, einlud, die erledigte Musikdirector- und Organistenstelle daselbst anzunehmen. Er that dies und setzte damit der Unruhe seines bisherigen Lebens ein Ziel. Fast 54 Jahre hat er in Zittau gelebt und gewirkt; sein Amt, das sich anfänglich nur auf die Johanniskirche beschränkte, wurde 1701 auch auf die dortige Klosterkirche ausgedehnt. K. blieb bis an den Tod geistig frisch und arbeitskräftig. Noch am 17. Juli 1735 hatte er seines Amtes gewaltet, am Tage darauf verschied er in Folge eines Schlagflusses. An künstlerischer Bedeutung

*) Zu S. 165.

seinem Bruder Johann Philipp nicht ganz gleich, gehörte er doch zu den trefflichsten Musikern seiner Zeit. Eine Sammlung mehrstimmiger Arien, deren Texte der Zittauische Schulrector Weise verfaßt hatte, erschien 1684 unter dem Titel „Musikalische Ergetzlichkeiten“ und fand allgemeine und dauernde Anerkennung. Auch seine Kirchencantaten, die sich jedoch nur handschriftlich weiter verbreiteten, sind beachtungswürdig. Am freiesten aber entfaltete K. sein Talent als Claviercomponist. Er hat zwei Sammlungen Clavierstücke herausgegeben: „Sechs musikalische Partien“ (1697) und „Anmuthige Clavier-Uebung“ (1699). Wie letzteres Werk für die Entwicklung des Praeludiums und der Fuge, so ist ersteres für die Geschichte der Claviersuite von durchgreifender Bedeutung geworden. Aber nicht nur historische Bedeutung haben diese Compositionen, sondern einen absoluten, dauernden Werth, der auch von unserer Zeit wieder allgemein anerkannt werden wird, wenn wir erst gelernt haben die Musik des 17. Jahrhunderts gebührend zu beachten. K. steht als Claviercomponist mit Joh. Kuhnau ungefähr auf gleicher Höhe. Wie Seb. Bach einen gewissen Anschluß an diesen gewahren läßt, so Händel an jenen. Krieger's „Anmuthige Clavier-Uebung“ befand sich unter den wenigen Musikalien, welche Händel aus Deutschland mit nach England nahm, und er hat es selbst ausgesprochen, daß er seinen Clavierstil zu einem guten Theile nach Krieger's Arbeiten gebildet habe. K. hatte außerdem noch eine große Menge Partien, Choräle und Tonstücke anderer Gattung componirt und bei sich aufgespeichert, in der Erwartung, daß einer seiner Söhne sie nach seinem Tode herausgeben würde. Dies ist nicht geschehen und die Handschriften sind verloren gegangen.

Mattheson, Ehrenpforte. — Chrysander, Händel III, S. 211.

Spitta.

L.

Laar (Laer): Peter van L., Maler und Radirer, geb. um 1613, † in Harlem ca. 1648. Houbraken nennt Laren bei Naarden seinen Geburtsort; Theodor Schrevelius hingegen, sein Zeitgenosse, läßt ihn in seiner Beschreibung von Harlem (1648) in dieser Stadt geboren werden und es ist wunderbar, daß ersterer, der doch später diesen Schriftsteller citirt, dieses nicht bemerkte. Es wird auch Harlem wahrscheinlich sein wirklicher Geburtsort sein, da sich seine Eltern und Geschwister daselbst aufhielten. Er erhielt eine gute Erziehung, sein Kunsttalent machte sich zeitlich bemerkbar; auch in der Musik machte er Fortschritte und spielte die Violine vortrefflich, womit er sich selbst in trüben Stunden aufheiterte als auch seine Freunde erfreute. Da er gutmüthig war und burleske Scherze zu erfinden verstand, hatte ihn Jedermann gern. In der Kunst soll er Jan van Campen zum Lehrmeister gehabt haben. Frühzeitig verließ er das Vaterland und durchwanderte mit seinem älteren Bruder Roeland (geb. 1610), der auch Maler war, Frankreich und Italien. Sein Bruder blieb in Genua zurück, wo er 1640 starb. L. kam nach Rom und blieb hier 16 Jahre. Hier schuf er die meisten seiner Werke, die zum Aergerniß für die italienischen Maler, wie eines Albani oder Sachi, mehr Freunde und Käufer fanden, als die italienische Waare der breitgetretenen sogenannten klassischen Richtung. Er stellte, seinem Charakter gemäß, gern lustige Scenen dar, malte Jagden, Räubergeschichten, Marktplätze, Landschaften mit Thieren mit großer Naturwahrheit. Bei seinen Compositionen konnte er des Modells vollkommen entbehren, da er alle Erscheinungen in der Landschaft und alle Bewegungen der Thiere und Menschen, wenn er sie einmal gesehen hatte, in seinem Gedächtniß treu bewahrte und sie dann beim Malen auf die Leinwand übertrug, weshalb er auch, wie Houbraken bemerkt, bei der Arbeit still und in Gedanken verloren war. In der Bent erhielt er den Beinamen Bamboots oder Bamboccio, theils seiner Mißgestalt, theils seiner Schnurren wegen. Seine Eltern und Freunde drangen in ihn, zurückzukehren, da seine Bilder zu Hause wol auch gut gezahlt werden würden. Er kam also 1639 nach Harlem und wohnte bei seinem Bruder, der Lehrer war. Ist die Zeitangabe seiner Rückkehr genau, so hätte er 1623, da er erst 10 Jahre zählte, seine Reise angetreten, was unwahrscheinlich ist und sein Geburtsjahr muß deshalb höher hinauf zurückgesetzt werden. In seiner Vaterstadt war er noch sehr fleißig und seine Bilder wurden noch besser als in Italien bezahlt. Er litt später an Brustbeklemmungen — wol eine Folge seines mißlichen Körperbaues — dabei wurde er lebensüberdrüssig und soll sich in einer

trüben Stunde selbst das Leben genommen haben. Die Erzählung, daß er sich an einem Morde betheiligt und dann aus Gewissensbissen ertränkt habe, wird wol zu den Mythen gehören. Das Jahr 1673 oder 1674 kann nicht sein Todesjahr sein, wie mehrere Handbücher und Kataloge angeben, da Sandrart, der persönlich mit ihm befreundet war, ausdrücklich meldet, daß der Künstler nach seiner Rückkehr aus Italien nur wenige Jahre noch lebte. Sein Porträt befindet sich in den Uffizien zu Florenz. Seine Gemälde sind in der Welt zerstreut; drei vorzügliche Stücke befanden sich in dem berühmten Cabinet de Reynst und sollen dann nach England gekommen sein. Im Belvedere zu Wien ist eine Bauernlustbarkeit, im Cabinet Liechtenstein daselbst eine Bauernunterhaltung, in Kassel ein Marktschreier und Italienisches Volksleben, in München Verwundete Soldaten, die von Räubern geplündert werden, im Cabinet Esterhazy in Budapest Banditen, welche Morra spielen, im Museum zu Braunschweig eine Schenke, vor welcher Karren und Esel stehen. Nach seinen Bildern ist auch von den besten Stechern gearbeitet worden, so von Cornelius Visscher (Der Hinterhalt, Der Pistolenschuß, Der Kalkofen), von J. van Noordt (Die Viehheerde mit dem Milchmädchen, eine schöne und seltene Radirung), von Suyderhoef (Die Familie des Satyr) u. v. a. Der Künstler selbst hat auch mehrere Blätter radirt, Bartsch beschreibt 20 Nummern, denen Weigel noch eine Ansicht aus Rom, beim Colossäum beifügt. Neben guter Zeichnung tragen die kleinen Blätter eine große Naturwahrheit an sich.

Sandrart. Houbraken. Immerzeel. Kramm. Bartsch, P.-Gr. I. Weigel, Suppl. Wessely.

Labadie: Jean de L., „der Urheber des Separatismus in der reformirten Kirche", hat zwar seine Hauptthätigkeit in Frankreich und in den Niederlanden ausgeübt, aber doch auch durch seinen zeitweiligen Aufenthalt in Deutschland und durch mannigfache sonstige Anregungen auf deutsche Christen, z. B. Spener, eingewirkt. L. war ein Südfranzose, Sohn des Gouverneurs der Guyenne Jean Charles de Labadie, geb. zu Bourg sur Gironde. Seine Erziehung genoß er seit seinem 17. Lebensjahre im Jesuitenorden. Der Geist dieser Institution zog ihn so mächtig an, daß er in seinem 17. Jahre als Novize eintrat und 1635 Ordenspriester wurde. Erst als er erkannte, daß er seine religiös-communistischen Ideale innerhalb des Ordens doch nicht durchführen könne, suchte er 1639 seine Entlassung nach, welche ihm auch ohne Schwierigkeit gewährt wurde, da er nur die „einfachen" Mönchsgelübde (der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams) abgelegt hatte, also in die höheren Grade des Ordens noch nicht aufgerückt war. Der feurige Christ L. hatte sich nämlich im Hinblick auf den Verderb der damaligen Welt das Ideal gebildet, die Kirche nach dem Muster der jerusalemischen Urgemeinde zu reformiren. Was ihm im Orden nicht gelungen war, suchte er als Weltgeistlicher durchzuführen. Als Domherr zu Amiens sammelte er eine sogenannte „Bruderschaft" um sich, die zu gemeinsamen privaten Gottesdiensten bei ihm zusammenkam und in ihren Wohnungen die Bibel las. Durch die Forderung regelmäßiger Schriftlesung ist er über das Trienter Concil hinaus dem Protestantismus entgegengekommen, aber über Sünde und Gnade, diese beiden Fundamentalbegriffe der protestantisch-kirchlichen Anschauung, hat er jansenistisch gedacht, d. h. er ist zu einer klaren Erkenntniß der protestantischen Heilslehre nicht hindurchgedrungen. Die Gnade, welche er auch später preist, ist die durch einen subjectiven Gefühlsproceß der Meditation, Contemplation und des wortlosen Gebetes vermeintlich erlebte Kraftwirkung der süßen, beseligenden Gottheit; die Gnade aber, welche uns in dem geschichtlichen Christus offenbar geworden ist, tritt zurück hinter den „Christus in uns", den der Wiedergeborene erlebt. Auf die Sammlung solcher Wiedergeborenen ging sein Lebenswerk; auch

als er von der katholischen Kirche verfolgt, zur reformirten übergetreten und 1659 in Genf Pfarrer geworden war und als er 1666 eine Pfarrstelle in dem niederländischen Middelburg angenommen hatte, ging sein Streben dahin, eine Gemeinde von Wiedergeborenen aus der reformirten Kirche abzusondern und in diesem zunächst kleinen Kreise sein Ideal eines christlichen Communismus zu verwirklichen. Als er endlich die Separation herbeiführte, die erste, welche innerhalb der reformirten Kirche der Niederlande stattfand, hing ihm doch ein Drittel seiner Gemeinde an. Die Seinen schwuren auf ihn wie auf einen neuen Propheten; da außerdem eine Anzahl reicher Damen (A. M. v. Schurmann, drei Fräulein von Sommelsdijk u. A.) ihm ihr großes Vermögen zur Verfügung stellten, so konnte der Communismus zunächst bequem durchgeführt werden. Dennoch ist die Labadistengemeinde später (1732) daran zu Grunde gegangen. 1669 mußte L. Middelburg verlassen; auf Umwegen gelangte er 1670 durch Vermittelung der Schurmann nach Herford in Westfalen, wo die Freundin der letzteren, die Aebtissin Prinzessin Elisabeth von der Pfalz (Bd. VI S. 22 ff.), der kleinen Reisegemeinde Zuflucht gewährte, bis sich diese, um der Feindschaft der Herforder Bürgerschaft zu entgehen, nach Altona wandte. Hier starb L. 1674. Seine Gemeinde begab sich dann auf ein Landgut eines Fräulein v. Sommelsdijk zu Wieuwerd in Friesland. Hier ist sie zunächst noch gewachsen, dann schnell zu Grunde gegangen.

Zu vgl. A. Ritschl, Geschichte des Pietismus, I. (1880), S. 194—268. Die Litteratur daselbst S. 195 u. 246. Tschackert.

Labenwolf, Nürnberger Erzgießerfamilie.

Pankraz L. wurde im J. 1492 zu Nürnberg geboren und erlernte das Rothgießerhandwerk, wie anzunehmen, in der Werkstatt des alten Peter Vischer, zu welchem er in verwandtschaftlichem Verhältniß gestanden zu haben scheint. Sein Meisterstück machte er, nach Doppelmayr, im J. 1519 mit einem Weihkessel, dessen Bügel aus zwei Schlangen bestand, welche zwischen ihren gegen einander aufgesperrten Rachen einen beweglichen, aber nicht herausnehmbaren Apfel hielten. Er goß nach Holzmodellen von Peter Flötner Matrizen in Messing, nach welchen der Goldschmied Melchior Bayr dann Arbeiten in Silber trieb. Viel Aufsehen machten seiner Zeit die von Bayr und Albrecht Glimm in Silber getriebenen Reliefs mit figürlichen Darstellungen für den im J. 1538 vollendeten Reisealtar des Königs Sigismund I. von Polen, welcher jetzt in der Sigismundkapelle des Doms zu Krakau steht. In den Jahren 1539 und 1540 war L. dem Meister Hans Vischer behülflich das ursprünglich Fugger'sche Pracht-Messinggitter zu vollenden und im großen Saale des Rathhauses zu Nürnberg aufzustellen. Er soll an demselben besonders einige Wappen und andere bildliche und ornamentale Reliefs gefertigt haben. Dann fertigte L., gleich Vischer, „mit besonderem Fleiß und viel Kunst“ Grabplatten und Epitaphien für vornehme geistliche und weltliche Herren. Bekannt ist von demselben ein mit dem lebensgroßen Bilde des Verstorbenen versehenes Epitaph des Grafen Wernher von Zimbern († 1554) in der Kirche zu Mößkirch bei Sigmaringen, welches die Inschrift „Bankraz Labenwolf zu Nürrenberg auf der Schmelzhütten goß mich“ und die Jahreszahl 1551 trägt. Gleichzeitig goß er, wie aus einer im Stadtarchiv zu Nürnberg noch erhaltenen Quittung vom 3. Juli 1551 sich ergibt, auf Bestellung des Joachim Fraischlich in Krakau ein Grabmal des Starosten Odnoffsky in Lemberg, welches 10 Centner wog und wofür er 245 Gulden erhalten hat. Wahrscheinlich ist von ihm auch die broncene Grabplatte mit dem fast lebensgroßen Bilde des geharnischten Ritters Alexius Münzer von Bamberg († 1537) und seiner Gemahlin Katharina († 1552). Letztere in der Tracht vornehmer Frauen jener Zeit, welche auf dem Grabstein dieser

Personen auf dem Johanniskirchhofe zu Nürnberg befestigt ist. Das Original-Holzmodell dieser Grabplatte wurde erst vor wenig Jahren von Nürnberg aus an den Grafen Stroganoff in Petersburg verkauft. — Zu Labenwolf's besten Arbeiten gehört der zierliche Brunnen von sehr glücklichen Verhältnissen im Hofe des Rathhauses zu Nürnberg. Er besteht aus einer auf einem steinernen Unterbau ruhenden Schale von 1,80 Meter Durchmesser, aus welcher eine 1,65 Meter hohe Säule mit dorischem Capitäl und Gebälk sich erhebt. Diese Säule ist, nach der Art jener Zeit, mit hohem Postament versehen, auf welchem zwischen vier schönen Widderköpfen, Guirlanden und anderen Ornamenten die Inschrift: Anno Domini MDLVI. P. L. angebracht ist. Auf der Säule befinden sich acht wasserspeiende Delphine, zwischen welchen ein kleiner Genius mit einer Fahne steht. Das Original-Holzmodell zu diesem kleinen Knaben (Genius) befindet sich jetzt im Germanischen Museum zu Nürnberg. — Einen großen Ruf hat Pankraz L. sich durch eine ganz aus dem Leben gegriffene, naiv aufgefaßte und anspruchslos dargestellte 0,65 Meter hohe Brunnenstatuette erworben, welche unter dem Namen „Gänsemännchen" weithin bekannt, in einer steinernen Brunnenschale auf dem früheren Gänsemarkt, hinter der Frauenkirche zu Nürnberg steht. Es ist ein Bauer, welcher unter seinen Armen zwei Gänse, aus deren Schnäbeln Wasser fließt, zu Markte trägt, eine Scene, wie man sie in Nürnberg noch heute oft zu sehen Gelegenheit findet. Der Bauer steht, eine Mütze auf dem Kopfe, in kurzen Hosen, so daß Knie und Waden nackt bleiben, in kurzem, vorn aufgeschlagenem Rocke mit nackter Brust, in nachlässig herunter gefallenen Stiefeln, also in einem ganz ähnlichen Anzuge, wie wir die Bauern jener Zeit z. B. auch auf Kupferstichen von Dürer sehen, in behaglicher Ruhe an einen Baumstamm gelehnt und bietet seine Gänse feil. Diese ächt volksthümliche Gestalt ist berühmt und zu einer Art von Wahrzeichen von Nürnberg geworden. Das Original-Holzmodell dieser Statuette befindet sich im Germanischen Museum zu Nürnberg. L. starb am 20. September 1563. Es gibt eine Medaille mit seinem Porträt vom J. 1543 und ein Porträt von ihm in Kupferstich vom J. 1554.

Georg L., Sohn des Vorigen, ebenfalls Erzgießer und Schüler seines Vaters. Er muß um das Jahr 1520 zu Nürnberg geboren sein. Unter seinen Arbeiten machte am meisten Aufsehen ein großer, 200 Centner schwerer Springbrunnen, welchen er 1579—83 für König Friedrich II. von Dänemark zum Schmucke des Hofes des damals im Bau begriffenen Schlosses Kronberg bei Kopenhagen fertigte. Derselbe, jetzt verschollen und nur aus einer Abbildung bei Doppelmayr bekannt, bestand im Wesentlichen aus einer in einem sechseckigen Bassin stehenden Säule, an welcher in vier Etagen übereinander bildliche Darstellungen verschiedener Art, meist in vollrunden Figuren dargestellt waren und deren Spitze durch einen sich drehenden Neptun mit seinem Rossegespann bekrönt war. Ferner fertigte L. 1576 für den Hof des neu erbauten Collegiengebäudes der Nürnberger Universität zu Altdorf einen kleinen, reizvollen Springbrunnen, welcher an seiner ursprünglichen Stelle noch wohl erhalten ist. Auf einem mit Stierschädeln geschmückten Unterbau erhebt sich eine Säule, umgeben von drei Wasser speienden Drachen, auf welcher eine Statue der Minerva steht. Von L. sind ferner höchst wahrscheinlich die Broncereliefs in dem hochragenden Wolfgang Münzer'schen Grabmal auf dem Johanniskirchhofe zu Nürnberg gefertigt im J. 1560, eine kleine Brunnengruppe Herkules und Antaeus in dem Hofe des Hauses Tetzelgasse 37 zu Nürnberg und ohne Zweifel auch viele Epitaphien auf den Grabsteinen der Nürnberger Kirchhöfe.

Lienhard L., Sohn des Vorigen, ebenfalls Erzgießer. Von seinen Arbeiten ist jedoch nichts bekannt.

Doppelmayr, Nachrichten von Nürnberger Künstlern (Nürnberg 1730). Bergau in der Zeitschrift für bildende Kunst, Bd. XV.

R. Bergau.

Laber: Hadamar v. L., Dichter der „Jagd", der relativ sinnvollsten Allegorie des 14. und 15. Jahrhunderts. Hadamar gehört dem berühmten oberpfälzischen Geschlechte der Herren v. L. an, deren Stammburg auf einem steilen Felsen oberhalb der schwarzen Laber erbaut war und durch ihren mächtigen Thurm sich schon von ferne als der Sitz einer alten edlen Adelsfamilie ankündete. H. v. L. ist in Urkunden und Chroniken bezeugt von 1317—1354. Anfangs, wie es scheint, in Zurückgezogenheit lebend, tritt er erst seit 1341 wieder in die Oeffentlichkeit und gewinnt seine Persönlichkeit besonders seit 1348 an Bedeutung; denn von diesem Jahre ab erscheint er mit seinem (jüngeren) Bruder Ulrich in steter Umgebung der baierischen Herzoge, vor Allem in der Ludwigs, Markgrafen von Brandenburg. Ludwig war aber nicht undankbar für die Anhänglichkeit, die ihm der „lieb getreue" Hadamar v. L. bewies; er schenkte ihm 1349 für seine treu geleisteten Dienste ein Haus in Ingolstadt und ernannte ihn 1354 zum Rathe des Landes. Noch in demselben Decennium scheint H. gestorben zu sein.

Die Entstehung der „Jagd" fällt, wie sich einerseits aus der Erwähnung Herzog Ludwig des grîsen von Decke (Str. 293) als Zeitgenossen, andererseits aus dem Umstande, daß in dem Gedichte noch ein junger, lebenskräftiger und lebensfroher Geist pulsirt, in die Jahre 1335—1340. In welch hohem Ansehen der Dichter der „Jagd" bei seinen Zeitgenossen und Nachkommen gestanden hat, läßt sich aus einer Reihe von Indicien leicht erkennen. So wird auf „des Laberers buch" als auf etwas ganz bekanntes hingewiesen; seine Autorität wird herbeigeholt, wenn es gilt, einem Satze einen besonderen Nachdruck zu leihen oder dem Leser eine allbekannte Sentenz ins Gedächtniß zurückzurufen. Sein Werk genießt eine allgemeine Verbreitung, es wird viel gelesen und viel abgeschrieben; Zeuge dessen die bedeutende Zahl und das verschiedene Alter der uns heute noch vorliegenden (mehr oder minder vollständigen 14) Handschriften. Sein Name wird stets mit großer Achtung genannt und mit dem Ausdrucke des höchsten Lobes erwähnt, ja die Bewunderung seiner Nachkommen stellte ihn gleich hoch mit dem größten und tiefsinnigsten Dichter des Mittelalters, mit Wolfram v. Eschenbach. Noch ein weiteres Moment tritt hinzu, das die Bedeutung und Beliebtheit Hadamar's außer jeden Zweifel setzt: die große Zahl von Nachahmungen, die sein Gedicht gefunden. Diese Nachahmungen beziehen sich theils auf die Nachbildung seiner Allegorie, theils auf die seines Stils und seiner Strophe. Schließlich sei erwähnt, daß unseres Dichters Name auch in den Meistersängerschulen fortlebte, daß der Laber oder der Lauber ihnen als hohes Vorbild galt, dessen Ton viel und gern nachgebildet wurde. Hadamar's Gedicht behandelt das ritterliche Liebeswerben unter der Form einer Jagdallegorie. Um einem edlen Wilde nachzujagen, reitet eines Morgens der Minnejäger aus, an der Hand das Herz führend, das ihn auf die rechte Fährte bringen soll. Ihn begleiten überdies, von Knechten gehalten, die Hunde Fröude, Wille, Wunne, Trôst, Staete, Triuwe, Gelücke, Lust, Liebe, Leit, Genâde, Harre. (Doch ist hiermit die Zahl der canificirten Wesen nicht abgeschlossen, da im weiteren Verlaufe der Erzählung noch eine Reihe ähnlicher Jagdgesellen eine Rolle spielt.) Der Minnejäger hat eben die Wechselplätze des Wildes besetzen lassen und sich nach den Fährten umgesehen, als er einem erfahrenen Waidmanne begegnet, den er über sein weiteres Beginnen um Rath fragt. Bald darauf findet das Herz die Fährte eines edlen, preiswerthen Wildes, dem nun der Jäger nacheilt. Ihm nahe gekommen ent-

rinnt das Herz und wird vom Wilde verwundet. Zu diesem Unfalle gesellt sich der zweite, daß Wölfe (Merker) erscheinen und die Hunde verjagen. Zu Fuße laufend — denn sein Pferd hat ein Eisen verloren — begegnet unser Held einem zweiten Waidmanne, einem ehrenhaften, biederen Greise, mit dem er ein langes Gespräch führt, während Wille, Staete und Triuwe, das wunde Herz voran, das flüchtige Wild verfolgen, das endlich mit Wunne und Fröude von dem Jäger erreicht wird. Entzückt steht er vor demselben, wagt aber trotz der dringenden Aufforderung eines seiner Knechte nicht, den Hund Ende auf das Wild zu hetzen. Da zeigen sich plötzlich wieder Wölfe, die alle Hunde in die Flucht schlagen; das Wild entflieht. Hierauf abermalige Begegnung und Wechselrede des Jägers, dessen Herz jetzt nur noch tiefer verwundet ist, mit einem dritten und vierten Waidmann. Klagen des Dichters über sein Mißgeschick in die sich jedoch die Hoffnung mischt, Triuwe und Harre werden das Wild, doch einmal erjagen helfen, beschließen das Gedicht. In diese Allegorie nun, die durch ihre Monotonie und Gleichförmigkeit bald ermüdend wirkt, werden so viele Liebesklagen, Betrachtungen und Sprüche der Lebensklugheit eingeflochten, daß jene, wenn nicht gestört, so doch vielfach unterbrochen erscheint. Aber gerade in dieser Schwäche des Gedichtes liegt die Stärke des Dichters; denn nur in diesen von der eigentlichen Allegorie abgetrennten Stücken läßt H. v. L. seine Kunst im hellen Lichte strahlen: hier zieht er durch überraschende Gleichnisse und Bilder an, hier spricht er in würdig-schöner Form treffende Ansichten über Menschen und Dinge, über Leben und Lieben aus, hier weiß er endlich liebliche Züge, wie sie nur das Volkslied kennt, zu bieten. Die Form des Gedichtes ist die siebenzeilige Strophe des Titurel, wie denn auch der ganze Gedanke durch dessen Jagdstück (Wolfr. Tit. 132 ff., jüng. Tit. bei Hahn 1140 ff.) veranlaßt sein mag.

Mone, Badisches Archiv, I. 90—98; Mone, Quellen und Forschungen, I. 221—239; Ausgabe von J. A. Schmeller: Hadamar's von Laber Jagd und drei andere Minnegedichte seiner Zeit und Weise: Des Minners Klage. Der Minnenden Zwist und Versöhnung. Der Minne-Falkner. Stuttgart 1850 (20. Publikation des litter. Vereins); K. Stejskal: Hadamar's von Laber Jagd, mit Einleitung und erklärendem Commentar. Wien, A. Hölder 1880. — Ueber die Familie vgl. besonders Plaß: Die Herren von Laber in den Verhandlungen des hist. Vereins von Oberpfalz und Regensburg, XXI. 139—184; K. Stejskal, Zu Hadamar von Laber in d. Zeitschrift für deutsches Alterthum, XXII. 263—299. Karl Stejskal.

Laberenz: Gottfried K., katholischer Theologe, geb. zu Fulda am 6. Mai 1802, † daselbst am 13. März 1875. Er machte seine Studien 1820 bis 1825 zu Fulda und Würzburg, wurde 1825 zum Priester geweiht und als Lehrer der alttestamentlichen Exegese und der orientalischen Sprachen im Seminar zu Fulda angestellt, 1829 zum Dompräbendaten und Pfarrer des Hospitals zum heiligen Geist ernannt. 1836 erwarb er sich in Würzburg die theologische Doctorwürde und wurde dann Professor der praktischen Theologie im Seminar in Fulda, 1843 Subregens, 1846 Regens und Domcapitular. Nach dem Tode des Bischofs Kött († am 14. October 1873) wurde er zum Bisthumsverweser gewählt, legte dieses Amt aber wegen Alters und Kränklichkeit schon am 4. März 1874 nieder. Außer der Doctordissertation „De vera libri Jonae interpretatione“, 1836, hat er eine „Katholische Homiletik“, 1844, und eine „Grammatik der hebräischen Sprache“, 1867, und einige Abhandlungen in Zeitschriften veröffentlicht.

Litt. Handweiser 1868, 138. Reusch.

Labitzky: Joseph L., beliebter Tanzcomponist, war geboren am 4. Juli 1802 zu Schönfeld in Böhmen, wurde zunftmäßig in der Musik erzogen und war mehrere Jahre Mitglied einer öffentlichen Musiktruppe, bis er sich durch seine Tanzcompositionen, seine Virtuosität auf der Bratsche und sein Directionstalent zum Dirigenten der Karlsbader Orchesterkapelle emporschwang, wo er sich fast bis zu seinem am 18./19. August 1881 erfolgten Tode siegreich behauptete. Im Winter 1838 und 1839 zog auch er gleich Strauß und Lanner mit seiner Kapelle nach St. Petersburg und errang sich Ruhm und Geld daselbst. Seine Tänze zeichnen sich gleich denen von Strauß und Lanner durch eine genialische Erfindung und reizvolle Rhythmik aus und haben ihre Reise durch die ganze Welt gemacht. In der Leitung der vortrefflich geschulten Karlsbader Badekapelle folgte ihm, nachdem er sich zurückgezogen hatte, sein Sohn.

Rob. Eitner.

Lacher: Ambrosius L., aus Meersburg am Bodensee, der erste Professor der Mathematik an der 1506 gegründeten Universität zu Frankfurt a. d. O., † daselbst 1540. Sein Name wird selten genannt, da die lateinischen Lehrbücher, welche er zum Gebrauch seiner Vorlesungen auf eigene Kosten drucken ließ (Frankfurt 1506—11 in 4°), nur hier und da noch zu finden sind (königl. Bibliothek zu Berlin, Breslau). Aber obwol L. wesentlich nur das bereits vorgefundene Material methodisch bearbeitete, so war er es doch, welcher das gegen Ende des 15. Jahrhunderts von Wien aus über Deutschland sich verbreitende Interesse für die mathematischen Studien auch an die junge märkische Universität verpflanzte, woselbst sie über ein Jahrhundert lang mit Vorliebe gepflegt wurden. Dabei zeigt L. eine bemerkenswerthe Vielseitigkeit, sofern seine Compendien sich über die vier, unter dem Namen Quadrivium zusammengefaßten Zweige der Mathematik verbreiten. Zuerst erschien seine Bearbeitung der vier ersten Bücher des Euklid (mit mathematischen Figuren am Rande) nach der von Campanus commentirten lateinischen Ausgabe der Elemente, Venedig 1482. Sodann folgte der „Algorithmus mercatorum“, ein Lehrbuch der Positionsarithmetik, welches in der Behandlung der Grundoperationen, selbst in der Wahl der Beispiele, dem Algorithmus des Georg v. Peuerbach gleicht (eine Inhaltsangabe des letzteren bei Schmid, Encyklopädie des Unterrichtswesens, Art. Rechnen, von Wildermuth, Bd. VI. S. 731, 1. Aufl.), aber noch die Regel de tri und Bruchrechnung, Gewichts- und Münztabellen, sowie Beispiele des kaufmännischen Rechnens hinzufügt. Neben diesem, der indisch-arabischen Rechenmethode folgenden Lehrbuch verfaßte L. aber noch eine Arithmetica nach dem auf Boetius basirenden, damals handschriftlich weit verbreiteten Handbuch des Joh. de Muris, und auf diese beiden Gewährsmänner stützt sich dann auch seine „Epitome musicae“, während die „Tabule resolute de motibus Planetarum aliorumque supercelestium mobilium jam de novo extracte castigate atque revise“ nebst vorangeschickter Anweisung zu ihrem Gebrauche sich an die Arbeiten des Joh. Regiomontanus anschließen.

Vgl. Becmanus in der Notitia univers., Francof. 1706, fol. 48 u. 271 und die (nicht ganz correcten) Angaben bei Friedländer, Das erste Decennium der Typographie in Frankfurt a. d. O. (Märkische Forschungen, II. 1843, S. 23 ff.).

R. Schwarze.

Lachmann: Karl Friedrich Ferdinand L., geb. am 10. März 1817 in Zittau, wo sein Vater die Stellung eines Subrectors am Gymnasium bekleidete, trat 1827 in die Quarta dieser Anstalt ein und bezog, nachdem er seine Gymnasialbildung abgeschlossen hatte, Ostern 1836 die Universität Leipzig, um dort Theologie zu studiren. Er hörte bei Winer, Niedner, Theile und Anger, bei Drobisch und Hartenstein, auch bei seinem Landsmann Moritz Haupt, wurde

Mitglied der Lausitzer Predigergesellschaft, der er gegen das Ende seiner Studienzeit als Senior vorstand und kehrte Michaelis 1839 nach bestandenem theologischen Examen in seine Vaterstadt zurück. Nachdem er ein halbes Jahr privatisirt hatte, wurde er als Adjunkt seines Vaters am dortigen Gymnasium angestellt, rückte fünf Jahre später in eine ordentliche Lehrerstelle ein und wurde allmählich avancirend 1854 Conrector. Er hatte sich unterdessen mehr den philologischen Disciplinen zugewendet und legte auch darin nachträglich ein Examen ab. Am 22. Juli 1865 feierte er gemeinsam mit dem Director Kämmel (Bd. XV S. 51), seinem langjährigen Nachbar im Collegium, sein 25jähriges Amtsjubiläum. Obgleich etwa von diesem Zeitpunkte an seine Gesundheit zu wanken begann, war es ihm doch vergönnt noch den Tag seines 40jährigen Lehrer- und zugleich 25jährigen Conrectorjubiläums zu erleben und festlich zu begehen. Dieser Tag (2. October 1879), der ihm Auszeichnungen und Beweise der Liebe in reichem Maße brachte, war zugleich für ihn der Abschluß seiner öffentlichen Wirksamkeit. Sein körperliches Befinden nöthigte ihn die Ruhe des Privatlebens zu suchen, die er noch anderthalb Jahr nach seiner Pensionirung genossen hat. Am 11. April 1881 starb er in Folge eines Herzleidens, hochgeschätzt wegen seiner Berufstreue, seiner Gerechtigkeit im Verkehr mit der Jugend und der Offenheit seines Charakters. Unter den Wissenschaften war es vorzugsweise die Philosophie, die Lachmann's Interesse von Jugend an erregte. Von seinem Vater, einem alten Kantianer, zuerst in dieses Studium eingeführt, durch Drobisch und Hartenstein in Leipzig weiter gebildet, erwarb er sich eine philosophische Bildung, die nicht nur für seine Unterrichtsweise charakteristisch wurde, sondern ihn auch zur Abfassung einer Anzahl kleinerer Programmabhandlungen philosophischen Inhalts befähigte. Bald behandelte er einzelne Philosophen („De doctrina M. Aurelii Antonini philosophi“), bald Begriffsbestimmungen („De vi ac sententia καθάρσεως Aristotelicae“, Versuch über den Begriff des Kunststils), bald grammatisch-philosophische Fragen („Einige Bemerkungen über die Bedeutung der Partikeln κεν und ἄν“). Dabei war L. aber auch Dichter und hat sich als solcher, abgesehen von einigen kleineren poetischen Gaben (Xenien bei der Schillerfeier, 10. November 1859, Uebersetzung der Gedichte Solon's), in einem historischen Schauspiel „Beatrix von Burgund“ versucht, das er 1865 unter dem Pseudonym Friedrich Thal herausgab. Der Stoff ist der Geschichte Friedrich Barbarossa's entnommen. Das Stück ist, zumeist wol aus äußeren Gründen, nicht zur Aufführung gekommen; den Rath der Kritik, einmal einen modernen bürgerlichen Stoff zu dramatisiren, hat L. nicht befolgt. Die Anerkennung weiterer Kreise zu erwerben gelang L. noch gegen Ende seines Lebens auf einem Gebiete, das ihm von Jugend an vertraut war. Bereits als Schüler zeichnete und malte er mit solcher Lust, daß er sich am liebsten ganz dem Künstlerberufe gewidmet hätte. Wenn dies nun auch sein Vater nicht zuließ, so blieb L. doch sein ganzes Leben hindurch der Kunst treu, indem er als jüngerer Mann die schönen Berge seiner Heimath mit dem Zeichenstift durchstreifte, später aber darauf dachte sein künstlerisches Können für das Verständniß der Antike nutzbar zu machen. Das Interesse für die griechischen Tragiker, mit denen er sich viele Jahre hindurch von Berufswegen beschäftigte, veranlaßte ihn 16 Umrißzeichnungen zu den Tragödien des Sophokles zu entwerfen. Nachdem diese zum ersten Male bei Gelegenheit einer Antigoneaufführung durch Schüler einem kleineren Kreise vorgelegen hatten und der Wunsch der Herausgabe laut geworden war, unterbreitete L. die Blätter der archäologischen Section der Philologenversammlung in Leipzig und entschloß sich, als sie auch hier allgemeinen Beifall fanden, zur Veröffentlichung. So erschienen, eingeführt von J. Overbeck die „Umrißzeichnungen zu den Tragödien des Sophokles. Sechszehn Blätter mit erläuterndem Text. Verlag von

E. A. Seemann.“ Als besonders gelungen dürften zu nennen sein das Bild des Aias vor dem aufgepflanzten Schwert, die Ankunft der Ismene auf Kolonos und die Ergreifung der Antigone durch die Wächter; dieses letzte Blatt ist auch bei Besprechung des Ganzen mehrfach reproducirt worden; so in C. v. Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst (X, 93) und in der Illustrirten Zeitung (1875 S. 197). Hat somit L., indem er in Carstens' Fußstapfen trat, jüngeren und älteren Freunden des Sophokles ein dankbar aufgenommenes Anschauungsmittel für die Lectüre des Dichters geboten, so ist es umsomehr zu bedauern, daß er an zehn ähnliche Bilder zu Aeschylus' Tragödien, die sich anscheinend abgeschlossen in seinem künstlerischen Nachlasse fanden, nicht noch im Interesse ihrer Veröffentlichung die letzte bessernde Hand hat anlegen können.

Wilisch.

Lachmann: Friedrich Ludolf L., geb. zu Dedelow in der Uckermark (nach Rotermund) im J. 1749, lebte als Candidat des Predigtamtes zu Erxleben und starb im Juli 1777 zu Mieste in der Altmark. Er gab im J. 1772 zu Berlin geistliche Lieder heraus und ließ auch andere Sachen drucken, unter Anderem eine Uebersetzung von Pascal's Provinzialbriefen.

Meusel, Bd. VIII, S. 4. Rotermund zum Jöcher, Bd. III, Sp. 1023.

l. u.

Lachmann: Karl Friedrich Theodor L., ein Halbbruder Karl Lachmann's, Philolog, war in Braunschweig am 2. December 1800 geboren und starb schon am 14. December 1828 als Lehrer der alten Sprachen am Gymnasium zu Göttingen und Assistent an der Universitätsbibliothek daselbst. Als Student der Universität Göttingen hat er zwei Jahre nacheinander die von der philosophischen Facultät für 1820/21 und 1821/22 gestellten Preisfragen über die Quellen des Livius gelöst; die erste dieser preisgekrönten Abhandlungen veröffentlichte er im J. 1822, nachdem er sich an der Universität als Privatdocent habilitirt hatte, unter dem Titel „De fontibus historiarum T. Livii commentatio prior“ (123 S.); die zweite erst im J. 1828 unter dem Titel „De fontibus historiarum T. Livii commentatio altera“ (116 S.).

B.

Lachmann: Johann L., geb. um 1490 oder 91, der Reformator der Stadt Heilbronn (Württemberg), war der Sohn von Bernhard L. (Lachamann), einem bekannten und geschickten Glockengießer, von dessen Kunstfertigkeit zahlreiche Glocken in Heilbronn und den benachbarten Orten und Städtchen rühmliche Kunde ablegen. Februar 1510 wurde er in Heidelberg als Studiosus der Theologie immatriculirt, während seiner Studienzeit (Dauer derselben unbestimmt) gehörte er einem Kreise tüchtiger junger Leute an, welche später alle der Reformation sich zuneigten und in derselben eine oft bedeutende Rolle spielten: obenan steht Melanchthon, dessen Schwester Anna später sich nach Heilbronn verheirathete; Lachmann's Landsmann Erhard Schnepf, Johannes Brenz von Hall, Oekolampadius von Weinsberg, Jakob Ehinger von Ulm sind sonst die bekanntesten, mit ihnen allen stand L. zeitlebens in vertrautem Briefwechsel. Leider ist derselbe bis auf wenige Spuren verloren gegangen oder noch in den Archiven vergraben: in Folge davon sind die Nachrichten über Lachmann's Leben im allgemeinen sehr dürftig. Von seinen Studien erfahren wir nur, daß er ein großer Verehrer von Geiler von Kaisersberg war, in einem Distichon auf seinen Tod hat er dieser Verehrung treffenden Ausdruck verliehen; frühe muß er sich den reformatorischen Ideen zugewendet haben, schwerlich indessen hat er Luther bei dessen Besuch in Heidelberg 1518 gesehen und gehört. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er 1520 Nachfolger des Dr. Johann Kröner im Pfarramte der Kilianskirche, von dort an bis zu seinem Tode ist er der eifrige, unermüdete Vorkämpfer der Reformation in Heilbronn gewesen, seinen

Bemühungen, seiner ebenso klugen als entschiedenen Haltung gelang es, den oft hin- und herschwankenden Rath immer wieder für die neue Lehre zu gewinnen und derselben endlich den Sieg zu verschaffen. Nicht blos seine Familienverbindungen mit den angesehensten Männern der Stadt, sondern seine eigene persönliche Tüchtigkeit, sein frommer Wandel, seine feste Entschlossenheit und Ueberzeugungstreue, sein muthiges Eintreten bei allen Gefahren, sein freimüthiges Auftreten gegen die Zuchtlosigkeit der Zeit, verschafften ihm eine hochangesehene Stellung; man wird nicht irre gehen mit der Behauptung, daß in jener entscheidenden Periode kaum eine wichtige Frage und Angelegenheit beim Rathe verhandelt wurde, ohne daß seine Meinung oder ein Gutachten von ihm verlangt worden wäre und im allgemeinen ist die Stadt die Bahn, welche ihr bedeutendster Sohn vorzeichnete, gewandelt. Bei den schwierigen Verhältnissen Heilbronns durch seine kirchliche Abhängigkeit vom Bischof von Würzburg, zu dessen Diöcese es gehörte, zum Kaiser als Reichsstadt, zum schwäbischen Bunde, dessen Mitglied es war, zu Württemberg, das stets ein gefährlicher Nachbar damals von österreichischen Statthaltern regiert wurde, war eine vorsichtige Politik dringend geboten; daß sie nicht lau wurde, sondern unter Benutzung der günstigen Umstände allmählich immer mehr kirchliche Neuerungen einführte und endlich die Reformation ganz durchführte, ist hauptsächlich das Verdienst Lachmann's. Durch seine Predigten in reformatorischem Sinne hatte er rasch einen Anhang gewonnen, sein muthiges Verhalten im Bauernkrieg trug gewaltig dazu bei, sein Ansehen zu erhöhen. Die Lage der Stadt war eine sehr kritische, der Bauernhaufe war durch die bekannte blutige That von Weinsberg übermüthig geworden, ein Theil der Bürgerschaft unzufrieden mit Rath und Geistlichkeit, war nicht abgeneigt, mit den Bauern gemeinschaftliche Sache zu machen. Einen Aufstand der Bauern, welche das Rathhaus stürmen wollten, stillte L. durch sein entschlossenes Dazwischentreten, durch die siegreiche Gewalt seines gerne gehörten Wortes. Die Bauern, welche schon Einlaß in Heilbronn gefunden hatten, bewog er, die starke Contribution, welche sie deren Klöstern auferlegt, zu mäßigen und wieder abzuziehen. Durch seine Vermittelung kam auch ein gütlicher Vertrag zwischen ihnen in Wimpfen zu Stande. Mit Recht galt er damals als Retter der Stadt, aber nach der blutigen Unterdrückung des Bauernaufstandes mußte er den Vorwurf, zu sehr ihnen nachgegeben zu haben, über sich ergehen lassen; von seiner reformatorischen Thätigkeit ließ er sich jedoch nicht abbringen. Die Anklage, übel gegen den Kaiser geredet zu haben, konnte er leicht als unbegründet zurückweisen, eine Citation nach Würzburg, um sich vor dem Bischof wegen seiner Predigten zu verantworten, lehnte er und der Rath ab (1526). Herbst desselben Jahres heirathete er Barbara Weisbronn, ein bedeutender Schritt zur Durchführung kirchlicher Reformen war damit gethan, trotz der schwankenden Haltung des Rathes drangen dieselben immer mehr durch. 1527 wurde durch ihn auf die Empfehlung von Brenz der tüchtige Kaspar Gräter (s. Allg. d. Biogr., Bd. IX. S. 599) zum Rector der Schule berufen, 1527 oder 28 die Feier der Fastnacht abgeschafft, 1528 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt, in demselben Jahre gab L. in Verbindung mit Gräter einen Katechismus heraus, einen der frühesten der Reformationszeit und die einzige gedruckte Schrift von ihm, die uns erhalten ist (die Flugschriften „Drei christliche ermanungen an die Bawrschaft", 1525, sind nur noch dem Titel nach bekannt). Beachtenswerth ist hierin seine Stellung zum Sacramentstreit, der seit 1525 das Lager der Protestanten in zwei Parteien theilte; unter dem „Syngramma suevicum", welches Brenz gegen Oekolampadius abgefaßt hatte, steht Lachmann's Name als der erste (den 21. October 1525), auch in dem Katechismus ist der lutherische Lehrtypus ausgesprochen, diese Anschauung hat L. stets festgehalten,

Heilbronn ist daher den zwinglisch gefärbten Confessionen nicht beigetreten. Auf dem Reichstag in Speier 1529 stand Heilbronn auf Seite der protestirenden Städte, zu dem Reichstag in Augsburg 1530 hatte L. ein eigenes Glaubensbekenntniß für die Stadt abgefaßt, das indessen, wie es scheint, nicht übergeben wurde. Dem schmalkaldischen Bunde trat die Stadt zunächst nicht bei, durch Lachmann's Gutachten beeinflußt, der ein Vertheidigungsbündniß gegen den Kaiser nicht geradezu verdammte, aber das Bekennen und Leiden als die richtige christliche Handlungsweise hinstellte. Um gegen alle Maßregeln des Kammergerichtes gerüstet zu sein, versicherte sich der Rath auf Lachmann's Vorschlag der Bürgerschaft und ließ sie einzeln schwören, der Reformation treu zu bleiben und Leib und Gut dafür zu lassen. Alle leisteten den Schwur bis auf einen Bürger, der indessen nachher auch noch beitrat (December 1531). Nun wurde die Messe abgeschafft, die Klöster reformirt und eine Disputation mit den Mönchen, zu welcher sich L. erbot, kam nicht zu Stande, die Zusammenkunft, welche Butzer am 15. Aug. 1532 in Lachmann's Hause mit Brenz, Germanus, Irenicus u. a. zur Beilegung der Sakramentsstreitigkeiten hielt, war leider erfolglos. Mit der Eroberung Württembergs durch Herzog Ulrich (1534) war der Sieg der Reformation in dieser Gegend entschieden, auch Heilbronn hatte dies zu genießen, in den Dörfern seines Gebiets war ebenfalls die evangelische Lehre eingeführt worden; gegen die wiedertäuferischen Regungen, welche sich in einigen zeigten, trat L. lehrend und mahnend auf, ohne indessen durch diese gütlichen Mittel viel auszurichten. 1536 wurde seine Bestallung auf 10 Jahre erneuert, 1543 verfaßte er nach dem Muster der Haller eine neue Kirchenordnung, auch die Schule wurde nach seinen Rathschlägen neu organisirt, da brachte der unglückliche Ausgang des schmalkaldischen Krieges ihm und der Sache der Reformation in Heilbronn große Bedrängniß. Karl V. war vom 24. December 1546 bis 18. Januar 1547 selbst in Heilbronn, die Stadt trat aus dem schmalkaldischen Bunde, dem sie seit 1538 angehört hatte, sie mußte eine kaiserliche Besatzung aufnehmen, später auch das Interim. Das letztere nahm L. nicht an, sondern legte lieber seine Stelle nieder (1548). Weiteres über seine Schicksale, auch das genaue Datum seines Todes konnte ich nicht finden. Von Lachmann's Schriften ist, wie oben erwähnt, nichts erhalten als „Catechesis oder Unterricht für Kinder, wie er in Heilbronn gelehrt und gehalten wird", 1528. Neu herausgegeben von J. Hartmann, Aelteste katechetische Denkmale der evangelischen Kirche, 1527 bis 1529, Stuttgart 1844.

Eine des Mannes würdige Lebensbeschreibung fehlt noch, ausführliche Nachrichten über ihn und seine Thätigkeit gibt L. Jäger, Mittheilungen zur schwäbischen und fränkischen Reformationsgeschichte, Bd. I (einz.), Stuttgart 1828, vgl. ferner von demselben Verfasser, Geschichte der Stadt Heilbronn, 1. 2, Heilbr. 1828. H. Titot, Culturgeschichtliche Beiträge über Stadt und Oberamt Heilbronn, Heilbr. 1862. Finckh, Verzeichniß der Lehrer an der Gelehrtenschule zu Heilbronn, 1858; ferner die Werke von Stälin u. Keim. — G. H. Müller, Feier des III. Jubelfestes der Reformation zu Heilbronn, 1817, stand mir nicht zu Gebote. Th. Schott.

Lachmann: Karl L., Philolog. Er wurde am 4. März 1793 zu Braunschweig geboren als der Sohn eines aus der Altmark stammenden Predigers, dessen Vorfahren seit lange im protestantischen Pfarrdienste gestanden hatten. Der Vater war theologischer und pädagogischer Schriftsteller, auch ein wenig Dichter und praktischer Pädagog, gegen seine Kinder streng und hart, immer auf das Lehrhafte und Nützliche bedacht, der freieren Bildung abgeneigt. Die Mutter, eine geborne v. Löben, starb ehe der Sohn das zweite Jahr erreicht hatte. L.

machte unter der Leitung des Vaters schnelle Fortschritte; schon im achten Jahre kam er auf das Gymnasium (das Katharineum, das unter der Leitung Heusinger's blühte) und verließ es im Frühjahr 1809, um zunächst ein Semester lang in Leipzig Theologie zu studiren und nebenbei ein philologisches Colleg bei Gottfried Hermann zu hören, dann vom Herbst an in Göttingen mit wachsender Vernachlässigung der Theologie und zuletzt ausschließlich unter Heyne, Mitscherlich, Wunderlich und Dissen sich der klassischen Philologie zu widmen. Heyne galt ihm und seinen Genossen, unter denen Bunsen, Ernst Schulze, Klenze, Brandis hervorragten, als halb veraltet; Dissen zog sie am meisten an; die romantische Freude an den fremden modernen Litteraturen führte sie zu Shakespeare, Calderon u. A. L. speciell trieb eifrig Italienisch und Englisch und empfing aus Benecke's Vorlesungen über altdeutsche Dichter eine Anregung für's Leben. Sich in deutschen Versen zu versuchen, lag einem jungen Manne, dem Rhythmus und Reim leicht wurden, damals sehr nahe, auch wenn sein poetisches Talent im übrigen nicht weit reichte. L. verfaßte fromme Gesänge im Tone des altprotestantischen Kirchenliedes, feierte die Reformation im Stile des Hans Sachs, dichtete patriotische Strophen wie Körner und Schenkendorf und griff gerne zum Sonett, um persönliche Stimmungen und Verstimmungen zum Ausdruck zu bringen. Er hat später auch Uebersetzungen von Shakespeare's Sonetten (1820) und von Shakespeare's Macbeth (1829) drucken lassen, welche durch allzu genauen Anschluß an das Original gehemmt waren. Seine patriotische Gesinnung führte ihn im Frühling 1815 unter die Waffen; aber er kam nicht an den Feind. Vorher hatte er sich in Göttingen habilitirt; indessen ging er, sobald das Detachement freiwilliger Jäger, dem er angehörte, aufgelöst war, nach Berlin, wo er die Prüfung für das höhere Schulfach ablegte, eine Stelle am Friedrich-Werder'schen Gymnasium erhielt und sich im April 1816 an der Berliner Universität mit der berühmten Schrift „Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth“ habilitirte. Aber auch in Berlin hielt er zunächst keine Vorlesungen: er kam noch im Sommer desselben Jahres auf eine bessere Schulstelle nach Königsberg, die er 1818 mit einer außerordentlichen Universitätsprofessur vertauschte. Seine Vorlesungen griffen wie seine einstweilen noch spärliche litterarische Thätigkeit in die deutsche und die klassische Philologie ein. Nach beiden Seiten hin zu wirken wurde bald auch in Berlin sein Beruf, dem er mit unermüdlicher Pflichttreue, weithin angesehen und gefürchtet, bis zu seinem Tode am 13. März 1851 nachlebte: 1825 war er auf seinen Wunsch an die Berliner Universität versetzt worden; 1827 erhielt er die Ernennung zum Ordinarius; seit 1829 leitete er die lateinische Abtheilung des philologischen Seminars; seit 1830 gehörte er der Akademie der Wissenschaften an. 15 Jahre lang war seine häusliche Existenz in Berlin eng mit der seines Freundes Klenze verbunden; als dieser starb, begann für ihn wieder ein zum Theil unbehagliches Junggesellenleben, das sich aber durch den lebhaften Verkehr mit vielen ausgezeichneten Männern und durch den fruchtbaren Contact mit jüngeren Genossen und Schülern innerhalb wie außerhalb Berlins schön ergänzte. Er war im Grunde seines Wesens ein einfacher, frommer, treuer und warmer Mensch, der sich das Zutrauen und die Liebe derer erwarb, die ihm wirklich nahe traten. Aber eine gewisse Schärfe verleugnete sich nirgends und konnte leicht verletzen. Die kritische Begabung, auf der seine wissenschaftliche Größe ruhte, machte sich fortwährend auch im Leben geltend. Wie er in friedlichster Geselligkeit am Necken, Höhnen und Spotten seine Freude hatte, so war er im bittersten Ernst ein schonungsloser Tadler und Verfolger dessen, was er für falsch und unerlaubt hielt. Der philologische Herausgeber, der das Echte zu suchen und auf Correctheit zu bringen, gegen die Trägheit, die Willkür, den Leichtsinn alter Schreiber und moderner

Setzer unermüdlich zu kämpfen hatte, eiferte überall für die Wahrheit und wider den Schein, für correcte Haltung und gewissenhafte Methode im Forschen und Leben. Den stets wachen Verstand, die gründliche Vorbereitung, das besonnene Urtheil, das ihm eigen war, hielt er für so selbstverständlich und jedermann zugänglich, wie richtiges Lesen und Schreiben; und wo er diese Eigenschaften vermißte, schloß er daher auf sittliche Mängel, die er niemals verzieh. Er glaubte Trägheit und Arbeitsscheu zu finden, wo vielleicht nur ungeschulte Vielthätigkeit; Eitelkeit und Prahlerei, wo vielleicht nur regelloses Phantasiren vorlag. Aber diese Einheit des moralischen und des intellectuellen Menschen, dem die Besonnenheit der Forschung als heiligste Pflicht erschien, gab seiner Persönlichkeit eine großartige Geschlossenheit, seinen Leistungen eine vollendete Sauberkeit, seinem Beispiel eine hohe erziehende Kraft, die noch heute unter uns fortwirkt. Er hatte das Selbstgefühl eines Mannes, der es mit der Aufgabe, die ihm übertragen, nie leicht genommen und auf seinem strengen Wege große Erfolge errungen hat. Aber er war doch fern von der Ueberhebung, als ob seine Art die einzig erlaubte; er beugte sich vor der Genialität Jacob Grimm's, wie dieser seinerseits die Ueberlegenheit des Freundes auf dessen speciellem Gebiete willig anerkannte. „Er war zum Herausgeber geboren", sagte er in seiner akademischen Gedächtnißrede auf L.: „seines gleichen hat Deutschland in diesem Jahrhundert noch nicht gesehen". Alle Feinheit des poetischen Nachempfindens, alles Stilgefühl, alle Aufmerksamkeit auf Silbenmaß, Rhythmus und Reim, alles vielseitige Interesse an der klassischen, mittelalterlichen und modernen Litteratur, wie es die Romantik pflegte, und dazu die neue Methode der historischen Schule, wie sie theils auf der Philosophie der Aufklärung, theils auf der im Gegensatze zur Aufklärung gekräftigten Ehrfurcht vor der Vergangenheit beruhte, dieses Alles stellte er in den Dienst der kritischen Philologie.

Er begann seine ruhmvolle Thätigkeit mit einer Edition des Propertius, welche 1816 erschien; und gleich in diesem ersten Werk bewies er sich als einen Bahnbrecher: er suchte nicht einen möglichst glatten, sondern einen möglichst echten Text zu liefern. Wie man um dieselbe Zeit anfing, innerhalb der Quellen unserer geschichtlichen Kenntnisse zwischen gleichzeitigen und späteren, ursprünglichen und abgeleiteten zu unterscheiden und die Zeugen nicht zu zählen, sondern zu wägen, so ging auch Lachmann's Bestreben dahin, sich nicht von der oft erdrückenden Masse vorhandener Manuscripte eines alten Autors imponiren zu lassen, sondern seine Kritik nur auf diejenigen zu gründen, welche in der That Ueberlieferung und nicht etwa die eigenen Einfälle eines gebildeten Schreibers, die glücklichen oder unglücklichen Verbesserungen italienischer Humanisten darbieten und weiter die erkannte Ueberlieferung zwar mit gebührendem Respekt, aber auch mit rücksichtsloser Schärfe und auf Grund einer umfassenden Erforschung von Sprachgebrauch und Metrik des Dichters zu prüfen, vor offenkundigen Verderbnissen die Augen nicht zu schließen, ihre Heilung mit allen Mitteln zu erstreben, aber auch die Kunst des Nichtwissens, wo es nöthig, zu üben. Während er in dieser ersten Ausgabe, nicht ohne Kühnheit, einen lesbaren Text herstellen wollte und einen kritischen Commentar beifügte, gab er 1829 einen neuen Abdruck der properzischen Elegien, welcher lediglich den Stand der Ueberlieferung darlegen sollte; und gleichzeitig leisteten Ausgaben des Catullus und Tibullus diesen Dichtern den gleichen Dienst: beim Catull suchte er die verlorene Veroneser Handschrift wieder herzustellen, aus der alle vorhandenen Abschriften geflossen sind: beim Tibull legte er ein ähnliches Verhältniß klar, nur daß von einem bestimmten Punkt an eine zweite gleichfalls verlorene und unvollkommen bekannte Handschrift hinzutritt (vgl. Kleine Schriften 2, 146). Mit gleichem Scharfsinn drang er überall in die Geschichte der Ueberlieferung ein, welche stets eine Ge-

schichte der allmählichen Verderbniß ist; und wie er für die kritische Regel das schärfste Verhör aller Zeugen verlangte, so für die grammatische die vollständige Induction: beide Forderungen hat er gegenüber Gottfried Hermann schon 1818 entschieden ausgesprochen (Kleine Schriften 2, 2; 7). Neben dieser charakteristischen Grundrichtung steht seine Conjecturalkritik in zweiter Linie, obgleich er sie mit dem größten Glücke leicht und sicher übte. Der neugefundene griechische Fabeldichter Babrius reizte ihn und einige Freunde zur Emendation und zu einer rasch gefertigten Ausgabe (1845); er führte ihn zum Studium des römischen Fabulisten Avianus, der zum Theil aus Babrius schöpfte; dessen Ueberlieferung ward erforscht, sein Zeitalter bestimmt und ein neuer Text gedruckt (1845). Ein anderer lateinischer Dichter aber, Lucretius, offenbarte Lachmann's kritische Meisterschaft am glänzendsten: auch hier schien sich ein überraschend genaues Bild von der Geschichte der Ueberlieferung zu ergeben und die Verbesserung erfolgte auf Grund ausgedehnter Studien in der gesammten römischen Litteratur, von welchen ein ausführlicher Commentar durch zahlreiche, subtile Bemerkungen über Einzelheiten der Metrik und des Wörterbuches, über Lautlehre und Orthographie, Formenlehre und Syntax sowie durch viele Emendationen zu anderen lateinischen Autoren ein beredtes Zeugniß ablegte. Nebenbei ward eine Edition der Fragmente des Satirikers Lucilius beinahe fertig, die aber erst 1876 durch Vahlen's Bemühung ans Licht trat. Den römischen Grammatikern hatte er seine Aufmerksamkeit vorlängst zugewendet, insbesondere den Terentianus Maurus schon 1836 behandelt und in die Kritik des M. Terentius Varro ein neues folgenreiches Princip eingeführt (Kleine Schriften 2, 164). Die Texte der römischen Feldmesser, die er mit Bluhme und Rudorff edirte (Bd. I 1848, Bd. II unter Mommsen's Betheiligung 1852), sind durch ihn erst lesbar und aus einer unglaublichen Verderbniß herausgearbeitet worden, obschon seine Gleichgültigkeit gegen ihren Inhalt noch manche Fehler verschuldete; und während er sonst sehr knappe Rechenschaft von seinem Verfahren ablegte, auch wol nur das Resultat hinstellte und die Gründe zu finden dem Leser selbst überließ, gab er hier eine frische, lebhaft geschriebene Auseinandersetzung, der man die Freude des Findens und Entdeckens, des allmählichen mühsamen, aber siegreichen Vordringens anmerkt. Die Kritik der römischen Rechtsquellen hat er mehrfach, insbesondere in seinem reizenden Versuch über Dositheus (1837) und seinen durch tactvolle Auswahl des Bleibenden unter den Leistungen der Vorgänger noch mehr als durch eigene Observationen und Vermuthungen ausgezeichneten Editionen des Gaius (1841, 1842) gefördert. Und wie er durch die kritische Herstellung der Feldmesser einen Wunsch Niebuhr's erfüllte, so betheiligte sich L. auch durch die Ausgabe des Genesius (1834) an einem anderen Unternehmen, das Niebuhr ins Leben rief, an der großen Sammlung byzantinischer Geschichtschreiber. Griechische Profantexte hat er sonst, abgesehen vom Babrius, nicht edirt: sein eindringendes Studium der Tragiker war nicht auf Editionen berechnet. Wol aber widmete er dem Neuen Testamente, dem Originaltexte wie der lateinischen Uebersetzung des Hieronymus, jahrelange Sorgfalt. Und wie er im Verkehr mit Schleiermacher die Grundsätze feststellte, denen er folgen wollte, so war es ihm nicht blos ein Bedürfniß des philologischen Kritikers, sondern ein Bedürfniß des frommen Herzens, auch hier die späte Willkür zu beseitigen und zu den Grundlagen der Ueberlieferung vorzudringen. Er glaubte nicht blos der Wissenschaft, sondern auch der christlichen Gemeinde zu dienen, wenn er es unternahm die Textgeschichte des Neuen Testamentes zu erforschen und nach festen Principien, unbekümmert um die recipirte Lesart, einen neuen Text darauf zu gründen. Aber eben weil es sich um die heiligen Schriften handelte, wollte er eigenes Urtheil und jede beschränkte Autorität so viel als möglich ausschließen; er verzichtete

daher in bescheidenster Fassung seiner Aufgabe gänzlich darauf, die wahre Lesart zu suchen; ja er suchte nicht einmal die älteste, sondern begnügte sich mit der ältesten unter den erweislich verbreiteten, wie sie aus dem Zeugniß der alten griechischen Handschriften, der Uebersetzungen und der ältesten kirchlichen Schriftsteller entnommen werden können. Das Ziel, das er sich dabei vorsetzte und vorsetzen mußte, nicht blos die einheitliche, sondern auch die in früher Zeit schwankende Ueberlieferung anschaulich zu machen, ward erst in der großen Ausgabe erreicht, bei der ihm Philipp Buttmann Hülfe leistete und deren erster Band 1842, deren zweiter 1850 erschien; während er in einer früheren Stereotypausgabe (1831, wiederholt 1837 und 1846) sich darauf beschränkt hatte, nur den Text einer der beiden großen Familien, in welche sämmtliche Handschriften zerfallen, der orientalischen, darzustellen. Man sieht, wie verschiedene Wissenschaften, welche dem Philologen ferner zu liegen pflegen, von Lachmann's kritischem Genie ihren Vortheil zogen: es war nur billig, daß die juristische wie die theologische Facultät dem Meister ihren Doctorhut verliehen. Wie einst in den Zeiten des Humanismus die Philologie nach allen Seiten befruchtend wirkte, so kam der bedeutende Fortschritt philologischer Methode, der von L. ausging, sogleich und durch ihn selbst zweien Disciplinen zu gute, deren litterarische Fundamente auf den edelsten Kräften des sinkenden Alterthums beruhen.

Aber er ward auch für die Erkenntniß des Mittelalters und der heimischen Vorzeit fruchtbar. Und wenn L. auf dem Gebiete der klassischen Philologie die Textkritik vervollkommnete, so hat er sie auf dem Gebiete der altdeutschen Philologie fast allein gegründet und zugleich zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß er von Niemand bis jetzt übertroffen ist. Es gab eine Zeit, wo ihm die mittelhochdeutsche Dichtung viel näher am Herzen lag als die klassische Litteratur. Kaum hatte er seinen Properz in erster Fassung herausgegeben, als er sich vorzugsweise altdeutschen Studien zuwandte. Alle die Erfahrungen, die er in der Schule der klassischen Philologie bis dahin gewonnen hatte, stellte er in den Dienst der älteren vaterländischen Poesie. Da gab es noch keine Grammatik, keine Metrik; die vorhandenen Ausgaben waren Abdrücke von Handschriften und es ließ sich erkennen, daß solche Handschriften die Sprache der Verfasser niemals rein wiedergeben, während es doch möglich schien dieselbe annähernd zu ermitteln. Benecke hatte einige Schritte vorwärts gethan, aber hiermit doch nur einen Anfang gemacht. L. suchte eine mittelhochdeutsche Grammatik und Metrik zu gewinnen; er erkannte, nach Benecke's Vorgang, die Wichtigkeit der mittelhochdeutschen Reime, welche durch ihre Genauigkeit einen Anhalt für phonetische und orthographische Feststellungen gewähren; er legte sich aus allen ihm erreichbaren Quellen ein umfassendes Reimlexikon an und war schon weit vorgedrungen, als ihm Jacob Grimm's deutsche Grammatik zu Hülfe kam und seine Studien ergänzte, berichtigte, festigte, wie er seinerseits Jacob Grimm's Arbeiten fördern konnte und dafür dessen lauten Dank erntete. Aber wenn Grimm und L., seit 1819 in brieflichem Contact, für die Grammatik einander in die Hände arbeiteten, so war er in metrischen Dingen ganz allein auf sich selbst angewiesen. Am 10. Juni 1820 theilte er Jacob Grimm alles Metrische, was er wußte, mit und meinte, es sei wol nicht viel mehr als was Benecke auch wisse. Aber bald bemächtigte er sich ganz neuer Einsichten, und schon am 2. Juli 1823 übersandte er metrische Bemerkungen, welche die Grundzüge seiner Metrik nun vollständig enthielten (vgl. auch die Mittheilungen an Benecke vom 24. November 1822: Germania 17, 115). Er hatte erkannt, daß die mittelhochdeutsche Metrik von der althochdeutschen, insbesondere von dem unvergleichlich gut überlieferten Otfried ans Licht empfangen müsse. Gestützt nur auf die höchst mangelhaften Ausgaben von Otfried's Evangelienbuch, welche bis dahin vorlagen, arbeitete er

eine umfassende Metrik Otfried's aus; für jede Regel sammelte er alle Beispiele; Thatsachen, die uns heute ganz geläufig sind und als selbstverständlich erscheinen, hat er nicht blos durch Aperçü, sondern durch mühsamste Forschung und durch vollständige Induction gewonnen; die kleineren althochdeutschen Denkmäler hinzu zu ziehen und ihre Abweichungen zu notiren, war dann leichte Mühe. Am 16. März 1824 schloß er das Manuscript von etwa 220 engbeschriebenen Quartseiten ab und sandte es an Jacob Grimm, der es mit Bemerkungen begleitete und zum Theil für sich abschrieb. Von dieser Grundlage aus erhellte sich auch die mittelhochdeutsche Verskunst und L. durfte sich nunmehr ausgerüstet glauben, um wissenschaftliche Editionen altdeutscher Dichter zu liefern: seine „Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts" (1820) hatte nur vorläufige Proben gewährt, die er jetzt weit zu übertreffen im Stande war. Aber die gedruckten Hülfsmittel reichten nicht aus. Eine wissenschaftliche Reise im Sommer 1824, welche seinen Königsberger Aufenthalt abschloß, führte ihn nach den süddeutschen und schweizerischen Bibliotheken; und mit staunenswerther Arbeitskraft und Sicherheit brachte er in verhältnißmäßig kurzer Zeit zusammen, was er für seine speciellen Zwecke brauchte, und darüber hinaus noch manches, was den Freunden nützte: althochdeutsche Glossen, die Werke Notker's, den provenzalischen Roman Fierabras, den nachher Bekker herausgab, u. A. In rascher Folge erschienen nun, abgesehen von einem althochdeutschen Lesebuche („Specimina linguae francicae", 1825), seine großen mittelhochdeutschen Ausgaben: „Der Nibelunge Not mit der Klage" (1826, 2. Ausg. 1841, 3. Ausg. 1851; dazu die Anmerkungen „Zu den Nibelungen und zur Klage", 1836; ferner: „Zwanzig alte Lieder von den Nibelungen, zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckt bei Rudolph Ludwig Decker", Berlin 1840); Iwein von Hartmann von Aue (in Gemeinschaft mit Benecke 1827, 2. Ausg. 1843); die Gedichte Walthers von der Vogelweide (1827, 2. Ausg. 1843); Wolfram v. Eschenbach (1833); wozu dann noch Hartmann's „Gregorius" (1838, dazu der kritische Apparat in Haupt's Zeitschrift 5, 32) und Ulrich von Lichtenstein (mit Anmerkungen von Theodor v. Karajan, 1841), sowie in akademischen Abhandlungen „Das Hildebrandslied" (1833) und die „Bruchstücke niederrheinischer Gedichte" (1836) kamen. Dazwischen lieferte er auch in seiner Ausgabe von „Lessing's sämmtlichen Schriften" (1838—1840, dazu Kleine Schriften 1, 548) das erste Muster einer philologischen Edition neuerer deutscher Klassiker. Aus seinem Nachlasse konnte Haupt einige von ihm hergestellte ältere Minnesänger herausgeben („Des Minnesangs Frühling" von L. und Haupt 1857) und einzelne handschriftliche Textesconstitutionen althochdeutscher Gedichte kamen noch den „Denkmälern" (1864) zu gute.

Wie bei römischen und griechischen Texten ging L. auch bei den altdeutschen darauf aus, zunächst die Geschichte der Ueberlieferung zu erforschen und die besonderen Schicksale jedes einzelnen Werkes festzustellen. Es ergaben sich in der That ganz andere Verhältnisse bei den Nibelungen, andere beim Iwein, andere bei Walther, andere bei Wolfram v. Eschenbach. Es kam auch hier darauf an, nicht den elegantesten, sondern den ursprünglichsten Text zu gewinnen und mit unerbittlicher Consequenz alle Willkür, alle Glättung späterer Schreiber zu beseitigen. Die Orthographie suchte er so einzurichten, daß uns möglich würde mittelhochdeutsche Gedichte „so zu lesen, wie sie ein guter Vorleser in der gebildetsten Gesellschaft des 13. Jahrhunderts aus der besten Handschrift vorgetragen hätte"; daß insbesondere ohne Künstelei, ohne Ueberladung mit Accenten oder anderen Zeichen das Versmaß leicht erkannt würde und daß in der Regel Buchstaben, welche verschwiegen werden mußten, auch im Druck nicht erschienen.

In der Durchführung der erkannten metrischen Regeln geht er zuweilen vielleicht zu weit: er rechnet nicht mit der Möglichkeit, daß ein Dichter zwar die Regel kennen und im Allgemeinen befolgen, im Einzelnen aber aus höheren Rücksichten des Sinnes, des Zusammenhanges, der poetischen Wirkung sie vernachlässigen mag. Bewundernswürdig jedoch, wie L. von vornherein nicht blos auf die Hauptsachen, sondern auf alle Feinheiten des Auftaktes und Versschlusses, nicht blos auf die allgemeinen Regeln, sondern auch auf die individuellen Abweichungen achtete und allen wichtigeren Dichtern hierin ihre Stellen anzuweisen wußte. Nur durch die auf solche Untersuchungen gegründete Reinheit und Sauberkeit seiner Texte wurde zur Anschauung gebracht, welche ästhetische Cultur in den ritterlichen Kreisen des 12. und 13. Jahrhunderts zu Hause war und schon in der Lautform der feinen mittelhochdeutschen Sprache sich spiegelt.

Wortkarg und knapp ist L. als Schriftsteller stets gewesen und zu ausführlicher zusammenhängender Erörterung hat er sich selten entschlossen. Doch waren es wiederholt metrische Fragen, die ihn dazu veranlaßten. Im Anschluß an Gottfried Hermann's Untersuchungen suchte er über die Metrik und sonstige Technik der griechischen Tragödie Genaueres zu ermitteln in den Schriften „De choricis systematis tragicorum graecorum libri quattuor“ (1819) und „De mensura tragoediarum liber singularis“ (1822), ohne daß er damit den Beifall der Fachgenossen erlangte, was ihn aber so wenig anfocht wie die Fehler, die er selbst darin entdeckte: „Ich habe ein Buch geschrieben“, bemerkt er gelegentlich in einem Brief an Jacob Grimm über die erstgenannte Schrift, „(das Sie ja nicht ansehen sollen, es ist für Stockmetriker, kann aber einst populär werden), weit besser als ich sonst etwas geschrieben habe, aber übervoll der entsetzlichsten Fehler und Inconsequenzen: sie rühren mich gar nicht, ich überlasse ihre Verbesserung einer neuen Ausgabe oder Nachfolgern; ebensowenig rührt mich, daß Niemand darüber zu urtheilen wagt, daß Hermann, dem die neuen Observationen an die Seele greifen, noch immer schweigt: denn ich bin überzeugt, daß die Grundsätze wahr und die Ausführung im Ganzen gut ist: ja helfe Gott uns und unseren Nachfolgern weiter, ohne vielfache Irrthümer geht's einmal nicht ab.“ Noch 1841 brachte er seine Forschungen wieder in Erinnerung (Kleine Schriften 2, 37) und wieder vergeblich. Doch ist neuerdings wenigstens einer der Sätze, die er zu beweisen suchte, wieder aufgenommen und über die Bedeutung jener Schriften günstiger geurtheilt worden (Moritz Schmidt, Commentatio de Caroli Lachmanni studiis metricis recte aestimandis, Jena 1880). Seine Forschungen über althochdeutsche Betonung und Verskunst fing er 1831 in akademischen Abhandlungen vorzutragen an (Kleine Schriften 1, 358), ohne daß er damit zu Ende kam. Das meiste über mittelhochdeutsche Metrik enthalten die Anmerkungen zum Iwein; ein kurzes äußerst knapp gefaßtes System derselben pflegte er seinen Zuhörern mitzutheilen (Abdruck bei Müllenhoff, Paradigmata zur deutschen Grammatik, S. 23). Nur beim Hildebrandsliede hat er eine vollständige Rechtfertigung seiner Kritik in metrischer, grammatischer und lexikalischer Hinsicht, Uebersetzung und Erläuterung gegeben (Kleine Schriften 1, 407). Selten sind sonst seine Anmerkungen erklärender Natur; und doch gewahrt man, daß er ein ausgezeichneter Interpret gewesen sein muß und mit Bewußtsein auch hier die feinste Methode übte: er läßt nicht den Kunstverstand, sondern das Kunstgefühl walten; er geht nicht davon aus, den Hauptgedanken eines Gedichtes zu finden, sondern sucht möglichst rein den Eindruck aufzunehmen, Inhalt und Stimmung sich anzueignen und so zu einer stilistischen und ästhetischen Charakteristik vorzudringen, welche den Kunstzweck und die Mittel ihn zu erreichen darlegt. In diesem Sinne hat er z. B. eine Elegie des Tibull kurz behandelt (Kleine Schriften 2, 156) und so den schwierigen Eingang des Parzival in einer besonderen Ab-

handlung erläutert (Kleine Schriften 1, 480). Auch sein Vortrag über den Inhalt des Parzival (1819: Anzeiger für deutsches Alterthum 5, 290) kann noch heute mit Nutzen gelesen werden. Und wie präcis er Wortbedeutungen anzugeben wußte, zeigt sein Glossar zur Auswahl (Kleine Schriften 1, 176).

Das Kunstgefühl und die scharfe Auffassung des Zusammenhanges, die strikte Interpretation, welche das Ganze wie die Verbindung der Theile keinen Augenblick aus dem Gesichte verliert, ist die Grundlage der von ihm so oft und mit unnachahmlicher Sicherheit geübten höheren Kritik. Achtete er auf entstellende Willkür späterer Zeit, so mußte er insbesondere auch solche Entstellungen zu erkennen suchen, welche den ursprünglichen Vers- und Strophenbestand alterirten, welche in Zusätzen, Interpolationen eigene Gedanken der Schreiber oder alter Kritiker den Verfassern aufdrängten. Ueberall stellte er sich die Frage, ob ihm ein einheitliches Werk aus einem Guß, aus einer Hand vorliege, oder ob Verschiedenheiten der Abfassung erkennbar seien. Auch eigene unverarbeitete Bemerkungen, Zusätze, Randnotizen des Verfassers konnten in einen Text hineingekommen sein und ihn entstellt haben: beim Varro, beim Lucrez glaubte L. Spuren der Unvollendung zu entdecken; beim Lucrez, beim Horaz verfolgte er die Interpolatoren; bei den Feldmessern lagen Pandecten, ein aus verschiedenen Quellen redigirtes Lehrbuch vor; beim mittelhochdeutschen Wartburgkrieg deutete schon verschiedenes Metrum auf verschiedene Verfasser und andere Handschriften zeigten anderen Strophenbestand. Ein ähnliches Problem war ihm fast im Anfange seiner Laufbahn am Nibelungenlied entgegengetreten. Friedrich August Wolf hatte den einheitlichen Homer bezweifelt; und das Nibelungenlied mit der Ilias auf eine Stufe zu stellen war der enthusiastischen Betrachtung jener Zeit ganz geläufig: mit dieser allgemeinen Ansicht aber konnte sich L. nicht begnügen; war das Werk in der That nicht einheitlich, so mußte sich das irgendwie verrathen; hatten mehrere Dichter daran gearbeitet, so konnten sie unmöglich überall dieselben Voraussetzungen festhalten. Die Schrift „Von der ursprünglichen Gestalt“, mit der sich L., wie wir sahen, in Berlin habilitirte, führte den Nachweis, daß sich dies in der That so verhielt, und die Anmerkungen zu den Nibelungen suchten 20 Jahre später die Forschung zum Abschluß zu bringen, durch das ganze Gedicht hin die Interpolationen bestimmt zu bezeichnen und die 20 echten Lieder mit ihren Fortsetzungen von einander zu sondern. Lachmann's Verfahren war gewiß nicht fehlerlos (vgl. Zeitschrift für deutsches Alterthum 24, 274) und die Begründung verzichtet auch hier auf erschöpfende Argumentation; aber das Resultat war ein überraschend reines und für viele philologisch gebildete Männer von unabhängigem Urtheil ist es noch heute im Ganzen und Großen völlig überzeugend, wenn auch die Ansicht, die sich L. von der Entstehung des Gesammtwerkes gebildet hatte, durch Karl Müllenhoff (Zur Geschichte der Nibelunge Not, 1855) eine Fortbildung und Modification erfuhr, welche den Vorzug größerer Wahrscheinlichkeit besitzt. Die Methode, die am Nibelungenlied erfolgreich gewesen war, wandte L. auch auf die Ilias an; denn auch dieses Gedicht schien ihm eine Sammlung erkennbarer Lieder zu sein. Schon im December 1821 theilte er Jacob Grimm die ersten Resultate seiner Analyse mit; 1839 und 1843 (gelesen in der Akademie 1837 und 1841, als Buch zusammengedruckt mit Haupt's Zusätzen 1847) erschienen seine „Betrachtungen über die Ilias“, welche die höhere Kritik dieses Epos zu einem abgeschlossenen, überall in zusammenhängender Erörterung präcis begründeten Resultate führten, bei dem er seine Absicht vollkommen erreichte, nur „ausgefundene Thatsachen zum künftigen Gebrauch hinzustellen, die vielleicht noch im Einzelnen, wo geirrt worden ist, richtiger bestimmt werden können, aber so wenig als möglich Vermuthungen, denen man ebenso wahrscheinliche entgegensetzen dürfte.“ Das Maß und die

Enthaltsamkeit von Lachmann's höherer Kritik ist ebenso bewundernswerth wie ihr Scharfsinn und Geschmack.

Mußte er sich dabei für die Hauptsachen auf sorgfältige Interpretation stützen, so wollte er doch auch den Versuch machen, ob in Nebenpunkten nicht noch andere Hülfsmittel herbeigezogen werden könnten, welche die oft schwierige Entscheidung über ächt und unächt, die Auffindung von Lücken und Zusätzen erleichterten; und die Ueberzeugung von der hohen Gesetzmäßigkeit aller älteren Poesie gab ihm höchst eigenthümliche Erwägungen ein, welche mit ziemlich sicheren Resultaten seiner niederen Kritik in einer gewissen Analogie stehen. Galt es verlorene Handschriften zu reconstruiren, so suchte er sich ein festes Bild davon zu machen, wie viele Zeilen wol auf jeder Seite derselben gestanden haben mochten: der Veronensis des Catull zählte 30, die Urhandschrift des Lucretius in der Regel 26 Zeilen auf der Seite. Die Verszahl in Wolfram's Parzival ist durch 30 theilbar, in Wolfram's Willehalm findet sich die Theilung zu 30 Versen vollständig überliefert und man sieht, daß Wolfram von einer bestimmten Stelle des Parzival an darnach dichtete; L. vermuthete 30 Zeilen auf jeder Seite oder Spalte der Urhandschrift (Scherer, Deutsche Studien 1, 21). Aber auch im Iwein und der Klage ist, wie L. sah, die Zeilenzahl durch 30 theilbar; und im Nibelungenlied, nach Abzug der 13 allerjüngsten Strophen, durch 28 (gleich 7 Strophen). Bei den griechischen Tragikern suchte er nachzuweisen, daß die Verszahl jedes einzelnen strophischen Systems und sogar die Summe aller Verse, welche dem Chor sowie jedem einzelnen der zwei oder drei Schauspieler zugetheilt war, sowie die Anzahl der Gesänge jenes, der Reden eines jeden von diesen durch sieben theilbar gewesen sei: ein Resultat, das man sonderbar gefunden und niemals ernstlich nachgeprüft hat. Aber auch die Strophenzahl der von L. als ächt anerkannten Nibelungenlieder ist durch sieben theilbar, und hiervon schwieg L., ohne Zweifel um den Glauben an die Unbefangenheit seiner Kritik nicht von vornherein zu erschüttern und seiner Kritik des Nibelungenliedes nicht dasselbe Schicksal zu bereiten wie seinen Untersuchungen über die griechischen Tragödien: er kann der Natur der Sache nach sich nur bei der letzten Entscheidung über zweifelhafte Strophen durch die Siebenzahl haben bestimmen lassen; an sich wäre die Erscheinung so wenig verwunderlich wie die Dreißige des höfischen Epos, an denen bei Wolfram Niemand zweifelt und denen in einem Gedichte von vierzeiligen Strophen die sieben Strophen oder 28 Zeilen sehr wohl entsprechen. Wie aber solche Zahlen nur über Nebensachen entscheiden können, so sind sie nur eine Nebensache für die Kritik. Viel wichtiger ist die ästhetische Reinigung, welche L. den ehrwürdigen Resten epischer Poesie aus Griechenland und dem mittelalterlichen Deutschland zu theil werden ließ. Der ästhetisch widerspruchsvolle Charakter, den sie in der Ueberlieferung darbieten, die Mischung der Stile, der sonderbare Wechsel zwischen herrlichen, mittelmäßigen und schlechten Partien ist durch ihn einerseits aufgehoben und andererseits historisch erklärt. So zeugen denn auch seine Bemerkungen über wechselnden Ton in jenen Epen stets von der feinsten stilistischen Bildung, und wenn es auch nachgerade nothwendig ist, den Ton, den Stil nicht mehr blos zu fühlen und durch ein andeutendes Wort zu bezeichnen, sondern ihn streng zu demonstriren, die ganze künstlerische Technik, Composition und Darstellungsweise nach genauer Observation zu analysiren und zu charakterisiren und den Satz individuum est ineffabile so viel als möglich, wenn auch nur immer annähernd, zu widerlegen: so besaß L. doch in seinem „Gefühl" eine höchst lebendige Anschauung dichterischer Individualität und bewährte sich dadurch als ein philologischer Träger jener Richtung auf das Individuelle, welche Goethe einmal an Lavater's Physiognomik anknüpft. Man lese seine Schilderung der Tibullischen Poesie (Kleine

Schriften 2, 134) oder seine kurzen Charakteristiken altdeutscher Dichter in der Vorrede zur Auswahl (Kleine Schriften 1, 159 f., dazu die feine Bemerkung über Freidank 1, 356), oder seine Uebersicht über die Entwickelung des deutschen Erzählungsstiles, wobei er die wichtige Parallele zwischen dem 12. und 18. Jahrhundert andeutet, in den Abhandlungen über das Hildebrandslied und über Otfried (Kleine Schriften 1, 408; 453); und man erwäge, wie das Bedürfniß philologischen Anschmiegens ihn zu Uebersetzungen aus Aeschylus, Sophokles, Plato, den römischen Elegikern, Petrarca, Shakespeare führte, wie er einmal ein Stück Ilias in mittelhochdeutsche Nibelungenstrophen übertrug (der Trierer Philologenversammlung 1879 mitgetheilt von W. Wilmanns), fremde Uebersetzungen einsichtig zu beurtheilen wußte (Kleine Schriften 2, 102) und bis zur eigenen poetischen Production in vielerlei Stilarten, in griechischer, lateinischer, alt- und neudeutscher Sprache fortschritt: so wird man sich leicht überzeugen, daß Wilhelm Schlegel, den er später sehr gering schätzte, auf seine Bildung nicht ohne Einfluß gewesen sein muß oder daß er mindestens in demselben Boden wie der klassische Uebersetzer des Shakespeare wurzelt.

Aber so wenig L. schriftlich zu interpretiren liebte, so wenig gefiel er sich in litterarhistorischen Charakteristiken und ästhetischen Analysen. Viel mehr lag ihm daran, in der Litteraturgeschichte auf eine sorgfältige Scheidung der poetischen Gattungen zu dringen, ihren Ursprung und ihre Geschichte fleißig zu verfolgen, wie er z. B. die lyrische Gattung der mittelhochdeutschen Leiche mit einer kleinen Monographie bedachte (Kleine Schriften 1, 325) und die specifischen Spielmannsgedichte aus den übrigen altdeutschen Epen absonderte (zu Nib. S. 290), oder die Art des Vortrages poetischer Werke zu verfolgen, wie er für die altdeutsche Poesie in der Abhandlung über Singen und Sagen (Kleine Schriften 1, 461) that, oder chronologische Daten möglichst genau zu fixiren: so bestimmte er die Jahre, in denen die Bücher der Elegien des Propertius oder der Sophokleische Oedipus auf Kolonos (Kleine Schriften 2, 18) oder verschiedene Theile von Wolfram's Parzival erschienen; so ging er der Chronologie der Sprüche Walthers von der Vogelweide nach, indem er die gleichzeitigen Geschichtsquellen heranzog: so hat er zahlreiche andere chronologische Daten in der altdeutschen Litteraturgeschichte zuerst und meist mit Glück bestimmt und dadurch eine genaue Behandlung derselben erst möglich gemacht. Und wenn er in derselben Weise auch die klassische, insbesondere die römische Litteraturgeschichte förderte, so hat er doch nur innerhalb der deutschen und auch hier nur einmal einen poetischen Stoff, die Sage von den Nibelungen, eingehend behandelt (1829, zu Nib. S. 333). Während er sich beim Gaius, bei den Feldmessern, beim Neuen Testament, beim Lucrez auf juristische, theologische, philosophische Fragen nicht einließ, in der Ilias sich um die Entstehung der Sage nicht kümmerte, mochte er an dem berühmtesten Stoffe des heimischen Alterthums, den die Romantik mit neuem Glanze verklärte, nicht ebenso theilnahmlos vorübergehen. Mit großer Sicherheit weiß er die verschiedenen Fassungen der Sage gleich Handschriften eines Gedichtes zu gebrauchen, die jüngeren Elemente auszuscheiden, zur ältesten Gestalt vorzudringen, in dieser das historische von dem mythischen Elemente zu trennen und für das letztere einen Grundgedanken zu finden. Nicht alle Resultate hatten Bestand; aber die Methode war ein Vorbild, welches für das Verständniß der gesammten Heldensage maßgebend wurde. Auch hier zeigte er, daß nicht vorschnelle Geistreichigkeit, sondern geduldige Vertiefung die philologischen Lorbeern pflücke, oder wie er selbst es in der Widmung der zweiten Iwein-Ausgabe, wol dem Schönsten, was er geschrieben, ausdrückt: „Sein Urtheil befreit nur, wer sich willig ergeben hat.“ Mit diesem Grundsatz ist er ein strenger, allen Trägen unsympathischer, aber den Tüchtigen höchst werthvoller Lehrer gewesen. Viele

der besten jüngeren Kräfte blickten als Schüler zu ihm auf, mochten sie es nun unmittelbar gewesen oder, wie Moritz Haupt, ihm sonst nahe getreten sein. Und wenn man die mittelbare Fortpflanzung seiner Methode noch Schule nennen darf, so kann man den Geisteswissenschaften, soweit sie auf schriftliche Ueberlieferung vertrauen müssen, nichts Besseres wünschen, als daß seine Schule nie aussterbe.

Kleinere Schriften von Karl Lachmann, 2 Bde., herausgegeben von K. Müllenhoff und J. Vahlen (Berlin 1876). G. Hinrichs, Lachmanniana, Anzeiger für deutsches Alterthum 6, 354; vgl. 5, 289. M. Hertz, Karl Lachmann (Berlin 1851). Jacob Grimm, Rede auf Lachmann, Kl. Schriften 1, 145. Scherer, Jacob Grimm (Berlin 1865), S. 103; Preuß. Jahrb. 38, 597. R. v. Raumer, Gesch. der germ. Philol., S. 457, 540. Vgl. auch Hoffmann von Fallersleben, Mein Leben; Belger, M. Haupt; Wendeler, Fischartstudien des Freiherrn v. Meusebach und Briefwechsel Meusebach's mit den Brüdern Grimm. Mittheilungen aus Lachmann'schen Correspondenzen, außerdem bei Friedlaender, Die Homerische Frage; in der Germania Bd. XII, XIII; in der Zeitschr. für deutsche Philologie Bd. II. Scherer.

Lachmund: Friedrich L. wurde 1635 zu Hildesheim geboren. Nachdem er in Göttingen Medicin studirt hatte, ließ er sich als praktischer Arzt in Osterwiek nieder, von wo er jedoch bald nach seinem Geburtsorte Hildesheim übersiedelte. Neben seiner praktischen Thätigkeit beschäftigte er sich mit Vorliebe mit den Naturwissenschaften und veröffentlichte zahlreiche Beobachtungen in den Schriften der Acad. naturae Curiosorum, deren Mitglied er war. Von seinen Schriften sind namentlich zu erwähnen: „De cygni lingua ossea“, 1668; „De ave Diomedea“, 1686; „Oryctographia hildesheimensis“. L. starb im J. 1676. W. Heß.

Lachner: Wolfgang L., gelehrter Buchhändler zu Basel zu Ende des 15. und im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Sein Vorleben bis zu seinem Auftreten in Basel ist in Dunkel gehüllt. Geboren zu Neuburg a. d. D. in Baiern um das J. 1465 kam er Mitte der achtziger Jahre nach Basel und erwarb sich hier 1488 nach Ausweis des Rathsprotokolls das Bürgerrecht. Zuerst als selbständiger Buchhändler und Verleger thätig, erscheint indessen als solcher sein Name nur auf wenigen Werken, welche von den Basler Druckern Michael Furter und Jacob von Pforzheim so wie Heinrich Gran zu Hagenau gedruckt wurden. Unter diesen trägt beispielsweise der Furter'sche Druck „Divi Thomae de Aquino commentaria in omnes epistolas beati Pauli Apostoli . . .“, 1495. Fol. die Worte: „ductu et expensis Wolfgangi Lachner studiosis in medium data . . .“ Von ungleich wichtigerer Bedeutung wurde sein Name, nachdem er mit dem Buchdrucker Johann Froben zu Basel seit 1500 in Verbindung getreten war. Dieser heirathete nämlich in diesem Jahre des ersteren Tochter Gertrud und von nun an war er ausschließlich und bis zu seinem Tode in dessen Druckerei und zwar neben Marcus Heiland, Wolfg. Musculus, Joh. Oecolampadius, Wilhelm Nesenius und später Des. Erasmus (Maittaire I, 292) theils als Corrector und Castigator thätig, theils aber und vorzugsweise unterzog er sich der eigentlichen Leitung der Officin in Betreff nicht nur des Absatzes der Preßerzeugnisse seines Schwiegervaters selbst, sondern auch der anderer Druckereien und wurde so einer der bedeutendsten Buchhändler der damaligen Zeit. Denn, wenn allerdings die Buchdrucker anfänglich den Absatz der Erzeugnisse ihrer Pressen selbst besorgten, so konnte dies doch wol nur kurze Zeit möglich sein, da der Absatz einer, wenn auch nur kleinen Auflage unmittelbar an ihrem Wohnorte nicht auszuführen war, sie selbst aber durch ihr Gewerbe behindert wurden, Reisen zum Behufe des Absatzes zu unternehmen, oder Messen und Jahrmärkte zu beziehen. Sie waren deshalb

bald genöthigt, sich zum Betriebe des mercantilischen Theiles ihres Geschäfts Gesellschafter anzunehmen, die nun bereits neben ihnen als Buchhändler dastehen. So wurde Konrad Henckis (Hanequis, Henlif) in Mainz nach Johann Fust's Tode Peter Schöffer's Gesellschafter (Schaab, Gesch. d. Erfind. d. Buchdruckerkunst I, 519), so Adolf Rusch von Ingweiler der von Johann Mentel zu Straßburg. Besonders war es die Frankfurter Messe, wohin es L. nicht überflüssig fand, einen seiner gelehrten Correctoren, Wilhelm Nesenius, gleichsam als litterarischen Beirath mitzunehmen und wo er auch geschäftliche Verbindungen mit den damals ausgezeichneten Buchhändlern und Verlegern, den Brüdern Leonhard und Lucas Alantsee zu Wien (1498—1522) und Franz Birckmann zu Köln und Antwerpen (1510—1530) anknüpfte. Namentlich geschah es durch des letzteren Vermittelung, daß 1510 Erasmus mit Froben und L. in Verbindung kam, eine Geschäftsverbindung, die sich später zu einer so hohen Freundschaft ausbildete, daß Erasmus endlich ganz nach Basel übersiedelte, Froben bei seinen Verlagsunternehmungen unterstützte und sich seiner ausschließlich zur Veröffentlichung seiner späteren Arbeiten bediente. Und in den Briefen des B. Rhenanus an Erasmus wird des L. Vorliebe für den Verlag großer und umfangreicher theologischer Werke des öfteren hervorgehoben, weshalb er auch mit Erasmus nicht selten in Streit gerieth. Auch mit einem der Nürnbergischen Buchdrucker Johann oder Anton Koburger stand er in näherer Geschäftsbeziehung, wie aus einem Briefe des B. Rhenanus vom 10. Mai 1517 an Erasmus hervorgeht. Er schreibt nämlich (Erasmi opera III, 1606): „Credimus te jamdudum copiam, hic impressam, cum litteris nostris ex Colonia accepisse. Commendari se tibi jussit Lachnerus. Pollicetur erga tuos labores se gratum fore. De recognoscendis divi Augustini operibus, ad proximum Septembrem aliquid accipies, nam Francofordiae cum Combergio (für Cobergio = Koburger) Noribergensi super hac re confert.“ Aber neben der eigenen ausgebreiteten Baseler Verlagsthätigkeit bietet das Leben unseres L. für die Geschichte des deutschen Buchhandels noch das weitere Interesse, daß er auch in geschäftlichen Verkehr mit Italien, nämlich mit Aldus Manutius in Venedig trat. Denn wenn auch L. und Froben in ihrem Interesse, da sie selbst einen starken philologischen Verlag cultivirten, des Vertriebes der Aldinischen Ausgaben nach Kräften sich wol eine Zeitlang zu erwehren suchten, so vermochten sie sich doch schwerlich für die Länge der Zeit mit ihren Concurrenzausgaben im alleinigen Besitz des Büchermarktes zu halten, da die compendiösen Octavausgaben der Classiker, wie Aldus dieselben mit dem J. 1501 herauszugeben begann, zu viel Aufsehen und Nachfrage erregten, als daß ein so bedeutender Buchhändler, wie L. es war, sich des Vertriebes an einem Orte wie Basel und zumal bei der herrschenden förmlichen Aldinenmanier ganz hätte entschlagen können. Und so finden wir denn gerade zu derselben Zeit, als auch die Brüder Alantsee zu Wien und aus demselben Grunde mit Aldus sich in Verbindung setzten, auch L. zu Basel mit ebendemselben in Geschäftsverkehr. Wie weit aber die Vorliebe für die Aldinischen Ausgaben damals ging, ist am besten aus einem Briefe des Heinrich Glarean an Zwingli vom 19. Octbr. 1516 zu ersehen, worin es (Füßli, Schweizer Museum 1790, 611—612) heißt: „Hiernächst darf ich nicht unbemerkt lassen, daß gerade zu dieser Stunde L., unseres Frobenius Schwiegervater, aus Venedig einen ganzen Leiterwagen voll Classiker, von den besten Aldinen-Ausgaben kommen läßt. Willst du davon etwas haben, so sag es geschwind und schick mir baar Geld. Denn kaum langt eine solche Gallion an, so stehen immer ihrer dreißig für einen da, fragen nur: Was kost's? und katzbalgen sich noch darum. Und kurz, das Gelüst nach diesen Schätzen ist einer ordentlichen Raserey ähnlich und befällt zum Theil auch Leute, die von solchen Büchern

doch gar keinen Gebrauch machen und sie auch nicht einmal verstehen würden.“ Die Thätigkeit dieses ausgezeichneten Verlagsbuchhändlers reicht bis zum Januar oder Februar 1518, wo er an einer in Basel wüthenden Seuche starb, nachdem fast die gesammten Druckwerke Froben's bis dahin (gegen 80) zu seinem Verlage zu rechnen sind. Sein Grab fand er zu St. Peter in Basel. Nach Froben's Tode (1527) heirathete dessen Freund Johannes Herwagen, in Verbindung mit dem ältesten Sohne des Joh. Froben von Gertrude L. der Nachfolger in der Froben'schen Officin, die Wittwe L., diese aber starb 1560 und hat gleichfalls ihre letzte Ruhestätte zu St. Peter gefunden.

Stockmeyer, Beitr. zur Basler Buchdruckergesch. S. 86. 115. 117. Panzer, A. t. I, 179. Lalanne, Curiosites bibliogr. p. 82—86. Haßler, Ulmische Buchdruckergesch. S. 193. Wolf, Monum. typogr. II, 386—93. Allgem. literar. Anzeiger 1801. S. 1392. J. Franck.

Lackmann: Adam Heinrich L., Historiker, war geboren 1694, im Julimonat, im Dorfe Wehningen, Herzogthum Lauenburg, als Sohn von Peter L. (s. u.). Er ward für die Studien vorbereitet auf der Gelehrtenschule in Plön und auf dem Johanneum in Hamburg. 18 Jahre alt bezog er 1712 die Universität Gießen um Theologie zu studiren, und 1714 die Universität Kiel, wo er 2 Jahre verweilte. Die bei seinem Abgange daselbst, nach damaliger Sitte von ihm gehaltene Rede: „Illustria merita ordinis equestris Cimbrici in rem Christianam“ ist zu Lübeck 1717 gedruckt mit einem Lobgedicht des Prof. Dr. Muhlius. Nachdem er als Cand. minist. in der Kirche zu Gieckau vergeblich zur Wahl gepredigt hatte, reifte in ihm der Entschluß, sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Er hielt sich nun in Hamburg auf und verfaßte hier „Miscellanea litteraria“, Hamb. 1721. Darauf ward er 1721 zum Rector der Gelehrtenschule in Eutin berufen, wo er zugleich den Prinzen Adolf Friedrich (späteren König von Schweden 1751—1771, Bd. I, S. 114) in Latein und Geschichte unterrichtete. Hier edirte er seine „Primitiae Utinenses“, Lub. 1725. Nachdem er 6 Jahre lang dieses Amt treu verwaltet, folgte er dem Ruf des Grafen zu Rantzau 1727 als Hofmeister seines einzigen Sohnes und 1730 übernahm er es einen anderen Adligen Detlef Reventlow, aus dem Hause Altenhof, auf die Universität Kiel zu begleiten. Seine Studien wandten sich nun insbesondere der Specialgeschichte zu. 1728 erschien von ihm: „Beweis, daß die Insel Fehmarn weder zu dem Reiche Dänemark noch zum Herzogthum Schleswig oder Holstein gehöre, sondern von jeher ein ganz separirtes und besonderes Land gewesen“, und 1730 erschien der erste Theil seines Hauptwerkes: „Einleitung zur schleswig-holsteinschen Historie“. In 23 Jahren hat er dieser Arbeit sich gewidmet, die bei seinem Tode mit dem 7. Bande abgeschlossen worden. Sie beginnt mit dem Regierungsantritt des oldenburgischen Hauses und umfaßt nur den Zeitraum von 200 Jahren. Dieselbe ist eine ausgezeichnete und sorgfältig geprüfte Materialiensammlung, während die Darstellung nur mangelhaft, auch wie bekannt, der Verfasser noch besser lateinisch als deutsch schrieb. Am 27. April 1733 ward L. zum außerordentlichen Professor der Geschichte an der Kieler Universität ernannt und am 15. August 1736 zum ordentlichen Professor. Zugleich war er Assessor im Consistorio, seit 1740 im Oberconsistorio. Er war ein fleißiger und gern gehörter Docent an der Universität. Außer dem angeführten Hauptwerk verfaßte er mehrere Schriften, z. B. „Historia ordinationis eccl. regnorum Daniae et Norvegiae“, 1737; „Annalium typograph. Selecta“, 1740; „Abriß eines Collegii über die historiam juris patriae“, 1742; „Anmerk. über die Leydensche Ausgabe des Adam von Bremen“ ꝛc. Auch hinterließ er einen Theil Manuscripte, die der Kieler Universitätsbibliothek überwiesen wurden. Aus diesen hat N. Falk seine Vorlesungen über den Traventhaler Frieden in seinen Sammlungen

zur näheren Kunde des Vaterlandes, Alt. 1819. Bd. I. S. 239 abdrucken lassen. Er starb am 17. August 1754.

Götten, Gelehrtes Europa II, 528. Molleri Cimbria litt. s. v. Die Vorrede zu Bd. VII der Einl. z. schlesw.-holst. Hist. Falk's Archiv I, 297.
Carstens.

Lackmann: Peter L., geistlicher Liederdichter. Er war geb. in Lübeck am 16. Febr. 1659 als Sohn eines Kaufmanns und Rathsherrn. Nach dem Wunsche seiner Eltern sollte auch er Kaufmann werden, aber sie gaben seinem Wunsche nach, sich den Studien zu widmen. Unter Rector Hinkelmann besuchte er das Gymnasium der Vaterstadt und studirte dann Theologie auf den Universitäten Helmstedt, Jena, Wittenberg und Leipzig. An letzterem Orte fühlte er sich besonders angezogen durch den bekannten Aug. Herm. Francke. Ostern 1684 bestand er das theologische Examen in Hamburg. Bei einem Besuch seines Schwagers, des Oberhofpredigers August Kummer in Bergen in Norwegen fand er eine Anstellung als Kabinets- und Reiseprediger des Grafen G. W. von Wedel, königl. Generalfeldmarschalls, doch blieb er in diesem Amte nur 1 Jahr. Nach seiner Rückkehr war er Pfarrer in Wehningen im Herzogthum Lauenburg (hannoverschen Antheils), 1695 ward er Hauptpastor in Oldenburg in Holstein, wo er am 17. Octbr. 1713 verstorben. Von Lübeck aus hatte er die Bekanntschaft des Superintendenten Dr. Joh. Wilh. Petersen in Eutin gemacht und sich mit ihm befreundet. Zu dessen Vertheidigung schrieb er „Millenarii sancti immota veritas“, 1692 unter dem Pseudonym P. Christiani. Der Lübeckische Superintendent Pfeiffer setzte dem entgegen: „Der unchristliche P. Christiani, d. i. Abfertigung eines vermummten Chiliasten.“ L. verfaßte auch eine Erklärung des Hohenlieds Salomonis. — Von seinen geistlichen Liedern ward 1697 ins Hallische Gesangbuch aufgenommen: „Zerfließ mein Geist in Jesu Wunden“. A. Knapp hat 2 seiner Lieder überarbeitet in seinen Liederschatz aufgenommen: „Auf Leiden folgt die Herrlichkeit“ und „Erhebe dich o meine Seele“. Ferner sind von ihm bekannt: „Ach, was sind wir ohne Jesu“, „Der Tod führt uns zum Leben“, „Dieweil ich auferstehe“, „Gottlob es ist nunmehr der Tag vollendet“, „Höchste Lust und Herzvergnügen“. Diese Lieder sind nicht besonders gedruckt, sondern finden sich in einer von seinem Sohne, A. H. Lackmann (s. o.) herausgegebenen Anthologie: Geistreiche Gedichte zur Erweckung heiliger Regungen, Hamb. 1730, 2. Aufl. 1734. J. M. Kraft (Husum'sche Kirchenhistorie S. 215) nennt ihn einen sehr gelehrten Theologen, der dem studio Apocalyptico sehr huldigt.

Moller, Cimbr. litt. I, 322. Kraft, Husum'sche Kirchenhistorie S. 215. Rambach's Anthologie IV, 82. Koch, Geschichte des Kirchenlieds, 3. A. 1868. IV, 413. Burmester, Beitr. zur Kirchengesch. des Herzogth. Lauenburg, 1832. S. 221.
Carstens.

Lacomblet: Theodor Joseph L., geboren zu Düsseldorf am 15. Decbr. 1789 als der dritte und jüngste Sohn eines achtbaren Bürgers französischer Nationalität, des Gastwirths Johann Franz Lacomblet zum „Bayerischen Hofe“, aus dessen Ehe mit Anna Maria Kicks, empfing auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und auf der damals daselbst bestehenden Rechtsakademie unter den Professoren Henoumont, Hedderich, Neuß und Schram, die herkömmliche Vorbildung zur juristischen Beamtenlaufbahn. Ein gründlicher Kenner des Römischen Rechts und der von diesem abgeleiteten Systeme und früh sich durch scharfe Auffassung wie Beurtheilung gegebener Verhältnisse auszeichnend, zudem tief ergriffen von den gewaltigen politischen Ereignissen und Wandlungen seiner Jugendzeit, verfolgte er jedoch nicht die Straße des angehenden Rechtspraktikanten, sondern zog dieser vielmehr den Lauf des Geschichts- und Alterthumsforschers vor, indem

er, noch nicht 19 Jahre alt, bei der großherzoglich bergischen Hofbibliothek zu Düsseldorf als Gehülfe des Bibliothekars Professor Joseph Schram eintrat. Durch Patent des Ministers des Innern Grafen Nesselrode vom 24. Septbr. 1808 als Secretär an dieser Bibliothek angestellt, erhielt L. nach zehn Jahren eifriger Ordnungsarbeit beim Abgange Schram's (im October 1818) als Universitätsbibliothekar nach Bonn, dessen Stelle. In dieser hat er den Interessen der Anstalt, die namentlich seit der Säcularisation der Klöster (1803) nach Umfang und Bedeutung wesentlich gewachsen war, mit Einsicht und Treue gedient. Zur Erfüllung seiner eigentlichen Lebensaufgabe aber gelangte L. erst, nachdem er den 25. Septbr. 1819 beim damaligen Hauptarchive zu Düsseldorf als Assistent des Archivars Hofrath Heinrich Joseph Kerris (bergischer Archivar seit 1802, † 1828) beschäftigt und nach dessen Pensionirung im December 1821 zum Nachfolger ernannt worden war. Eine Periode rastlosen, vielseitigsten Schaffens begann, während welcher L. das Ziel seines Lebens, die urkundliche Erforschung seiner Heimath und der niederrheinischen Lande überhaupt, unausgesetzt im Auge behielt. Aus dem kleinen Landesarchiv, das zu Anfang der preußischen Herrschaft am Rhein nur die jülich-bergischen Territorialarchivalien und eine Anzahl von Archiven bergischer Stifte und Klöster in sich faßte, ward nach Auflösung und Einziehung der Archivbestände zu Essen, Werden, Hamm, Arnsberg, Aachen, Köln &c. allmählich und formell seit 1832 ein großes Provinzial-Archiv des Niederrheins, als dessen eigentlichster Bildner und Ordner L. seinen Namen für alle Zeiten mit dem Institute selbst auf das engste verknüpft hat. Die Umsicht und besondere Tüchtigkeit, welche L. als Beamter bewährte, machte ihn bald zu einer der bekanntesten und angesehensten Persönlichkeiten Düsseldorf's und des Niederrheins, zumal seine hervorragenden Gaben und Kenntnisse nicht auf gutachtliche Berichte und Auskunftertheilungen beschränkt blieben, sondern auch in wissenschaftlichen Publicationen von dauerndem Werthe zu Tage traten. Im J. 1831 erschien das erste Heft der von ihm begründeten und fast ganz allein bearbeiteten periodischen Schrift „Archiv für die Geschichte des Niederrheins“, von welcher derselbe bis Anfang 1866 im Ganzen zehn Hefte in fünf Bänden, reich an Früchten gediegener Forschung veröffentlichte; — es sei hier nur an die Einleitung zu dem Ritter- und Landrechte von Jülich und Berg (Archiv I, S. 30 ff.), die lichtvolle Abhandlung über die Hundschaften am Niederrhein (das. 209—242), die Aufsätze über die Hofesverfassung im Bezirke von Bonn (Archiv II, S. 296—318) und die letzten Spuren des fränkischen Salhofs zu Neuß (S. 319—351 ebendas.), besonders aber an die als erster Versuch quellenmäßiger Darstellung des Gegenstandes bemerkenswerthe, wenngleich nicht immer leicht lesbare Arbeit zur Geschichte der niederrheinischen Territorien erinnert, welche L. im 3. bis 5. Bande seiner Zeitschrift unter dem bescheidenen Titel: „Düsseldorf, mit stetem Hinblicke auf die Landesgeschichte aus urkundlichen Quellen dargestellt“ herausgegeben hat. Um den dem Verfasser so werthen Mittelpunkt, die Vaterstadt gruppirt, bietet diese letztere Arbeit, auf die mühsamsten Detailuntersuchungen gestützt, eine sorgfältige Zusammenstellung der geschichtlichen Entwickelung und der Ereignisse am Niederrhein bis 1575. Lacomblet's Hauptwerk aber ist das in seiner Art gleichfalls grundlegende „Urkundenbuch zur Geschichte des Niederrheins“, welches in 4 Quartbänden (Düsseldorf 1840 bis 1858) das Material für die Zeit von 779 bis 1609 in so geschickter Auswahl und Anordnung vereinigt, daß darin keine für das Verständniß des geschichtlichen Zusammenhangs wesentliche Urkunde vermißt wird. Wiewol in Bezug auf diplomatische Akribie längst durch andere Urkundenbücher übertroffen, bleibt diese Lacomblet'sche Sammlung für jeden Forscher rheinischer wie allgemeiner deutscher Geschichte ein unentbehrliches Hülfsmittel und ist für seinen Herausgeber sonach in der

That ein monumentum aere perennius geworden. Den verdienstvollen Leistungen Lacomblet's fehlte denn auch die äußere Anerkennung nicht: nachdem ihm durch Patent vom 29. April 1829 von König Friedrich Wilhelm III. der Charakter als Archivrath verliehen worden, empfing er durch jenes Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. am 31. Juli 1840 die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, von der Universität Bonn bei der Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens am 20. Octbr. 1843 die Würde eines Doctors beider Rechte honoris causa, von der Akademie zu Münster 1863 das Diplom als Doctor der Philosophie. Abgesehen von einer Anzahl gelehrter Vereine Deutschlands und des Auslandes (namentlich Hollands), deren ordentliches oder Ehrenmitglied L. wurde, ist hier noch dessen im J. 1858 erfolgte Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der königl. baierischen Akademie d. Wissensch. zu München zu erwähnen. Durch die Gnade seines Königs ward ihm im Januar 1853 der Rothe Adlerorden, im October 1861 der Charakter als Geh. Archivrath zu Theil. Seinem warmen Interesse für das öffentliche Wohl, gepaart mit scharfem politischen Blicke für die Bedürfnisse der Zeit, hatte er es zu verdanken, daß seine Mitbürger ihn schon 1830 zum Stadtrathe wählten (was er bis 1853 blieb), 1832 zum Mitgliede des städtischen Theatervereins, 1836 der städtischen Baucommission, bald darauf zum Abgeordneten Düsseldorfs beim Kreistage und später auch beim Provinziallandtage (als welcher er von 1851 bis 1856 fungirte), 1837 zum Mitgliede des Curatoriums der Realschule und der städtischen Schulcommission. In allen diesen Funktionen hat L., selbst unter schwierigen Verhältnissen, überzeugungstreu das Gute und Rechte vertreten und manchmal ist sein Rath und seine Hülfe der Vaterstadt hochnützlich und segensreich gewesen. Für das Gedeihen, das Wachsthum und die Verschönerung Düsseldorfs hegte L. überhaupt die lebhafteste Theilnahme, sich jeden guten Erfolges seiner Mitbürger freuend, als ob es ihm persönlich gelte. Aus diesem Grunde trat er auch 1839 in den Verwaltungsrath der Düsseldorf-Elberfelder Eisenbahn, bekanntlich einer der ältesten Bahnen Deutschlands, deren Angelegenheiten er dann als Mitglied des Directorialraths von 1841 bis 1844 durch seine strenge Rechtlichkeit und sein gesundes Urtheil in geschäftlichen Dingen wesentlich fördern half. Das thätige Leben des tüchtigen, ehrenfesten, als katholischer Christ, Gatte und Freund gleich aufrichtigen Mannes endete nach zwölftägiger Krankheit am 18. März 1866, wenige Tage nachdem der fünfte Band seines „Archivs“ in Druck vollendet worden, ein sanfter Tod. Wie allgemein die Achtung und Verehrung für den Verblichenen in Stadt und Land gewesen, davon gab auch das ungewöhnlich große Leichengefolge Zeugniß, welches sich am 21. März des letztgenannten Jahres hinter dem reich mit Kränzen geschmückten Sarge durch die Straßen Düsseldorfs bewegte.

Nachruf von F. (Deycks) in der Kölnischen Zeitung vom 7. April 1866 (Nr. 96, 2. Blatt), mit einigen Abänderungen republicirt im Archiv für die Geschichte des Niederrheins, Bd. VI, 1—8; kleinere Nekrologe in der Düsseldorfer und Rhein. Ztg. vom 5. April 1866. W. Harleß, Entwickelungsgang des königl. Provinzial-Archivs zu Düsseldorf, ein Erinnerungsblatt an dessen Begründer Dr. Theodor Joseph Lacomblet, in der Zeitschr. des Berg. Geschichtsvereins, Bd. III, 301—326. Harleß.

Lacroix: Claudius L., geb. 1652 zu Dahlem im Limburgischen, † am 2. Juni 1714 zu Köln, trat 1673 in den Jesuitenorden und wurde nach Beendigung seiner Studien als Lehrer in den Anstalten seines Ordens verwendet. So lehrte er zuerst die Humaniora zu Jülich und Münster, sodann Philosophie in Köln, letztlich Moraltheologie in Münster und Köln. Sein Werk über Moraltheologie,, welches auf Busenbaum's (siehe Bd. III S. 646) Medulla theologiae moralis gebaut ist, gehört zu den bedeutenderen Leistungen der da-

maligen Zeit auf dem bezeichneten Gebiete und erlebte angefangen vom Jahre 1707, in welchem es zum ersten Male ans Licht trat, eine Reihe von Auflagen. Als letzte ist bei Backer (Ecrivains de la Comp. d. Jésus II, p. 337) angeführt: „Theologia morum ab H. Busenbaum S. J. primum tradita, tum a Claudio Lacroix et Franc. Ant. Zacharia ejusdem Sociis aucta, nunc demum ab Angelo Franzosa Collegii Patavini Doctore Theologo juxta saniores ac praesertim angelicas Divi Thomae Aquinatis doctrinas ad trutinam revocata“, Bologna 1760. Fol. Werner.

Lacy: Franz Moriz, Graf L., kaiserlicher General-Feldmarschall, am 21. Octbr. 1725 zu St. Petersburg geboren, entstammte einer ursprünglich normännischen Familie, von welcher ein Mitglied mit Wilhelm dem Eroberer nach England gezogen sein, ein späterer Sprößling aber sich unter Heinrich II. in Irland niedergelassen haben soll, so daß die Familie Lacy nunmehr zu den irischen gezählt wurde. Noch in früher Jugendzeit flüchtete Peter Graf Lacy mit König Jakob II. nach Frankreich. Wir wissen nicht wie es kam, daß er unter Zar Peter I. in russischen Militärdienst trat, in dem ihm eine glänzende Laufbahn beschieden war, und ebensowenig sind wir über die Ursachen unterrichtet, weshalb sein Sohn Franz Moriz im Alter von 12 Jahren nach Liegnitz, zwei Jahre später aber nach Wien geschickt wurde, um hier seine Erziehung zu vollenden. Im J. 1743 trat er als Fähnrich in die österreichische Armee und diente vorerst in Italien. Bei dem mißlungenen Angriffe, der in der Nacht vom 10. auf den 11. August 1744 gegen Velletri ins Werk gesetzt wurde, stand L. seinen Landsleuten, den Irländern gegenüber, die sich in neapolitanischen Diensten befanden; hier erhielt er seine erste Wunde, einen Stich mit dem Bajonnete. Im folgenden Jahre, während dessen L. als Hauptmann unter Karl von Lothringen in Böhmen und Sachsen diente, wohnte er den Schlachten bei Hohenfriedberg und Soor bei; in der letzteren wurde er neuerdings verwundet. Zum Major bei dem Infanterieregiment Bernklau ernannt, focht er zunächst in Italien und in den Niederlanden, wo er an der Belagerung von Mastricht Theil nahm. Nach Abschluß des Aachener Friedens rückte er zum Oberstlieutenant, im J. 1750 aber, erst 25 Jahre alt, nach sechsjähriger Dienstzeit, zum Obersten und Commandanten des Infanterieregimentes Graf Anton Colloredo vor. Als solcher erhielt er bei dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges reichliche Gelegenheit zu dem Beweise, daß er der übermäßigen Bevorzugung, die ihm bisher zu Theil geworden, nicht unwürdig war. Gleich in der ersten Schlacht, die am 1. Oct. 1756 bei Lobositz zwischen den Oesterreichern und den Preußen geschlagen wurde, that L. sich dermaßen hervor, daß der Höchstcommandirende, Feldmarschall Graf Browne dem Kaiser schrieb, L. habe nicht nur tapferste Entschlossenheit, sondern auch sehr große Geschicklichkeit gezeigt. Man dürfe dem Glauben sich hingeben, daß wenn er nicht verwundet worden wäre, man einen glänzenden Sieg davon getragen haben würde. Durch die Beförderung zum Generalmajor wurde L. für sein ausgezeichnetes Verhalten belohnt.

Zog also auch die Verwundung, welche L. bei Lobositz erlitt, wichtige Folgen für den Ausgang der Schlacht nach sich, so scheint dieselbe doch keine besonders schwere gewesen zu sein, denn schon in der Neujahrsnacht überfiel L. die Preußen zu Marienthal und Ostritz und brachte ihnen empfindlichen Verlust bei. In der für Oesterreich so unglücklichen Prager Schlacht neuerdings, somit zum vierten Male verwundet, deckte er gleichwol mit seiner Brigade die Wahlstatt, und als sechs Wochen später, in Folge des Sieges der Oesterreicher bei Kolin der Stand der Kriegführung in Böhmen sich vollständig änderte, that L. mit seinen Grenadieren bei der Wegnahme des preußischen Lagers auf dem weißen Berge wieder das Beste. Ungleich wichtiger noch war sein hervorragender An-

theil an dem Siege bei Breslau, und als die Oesterreicher zwei Wochen, nachdem sie ihn erfochten, bei Leuthen entscheidend geschlagen wurden, rettete L., zum fünften Male verwundet, die wenigen Reste der in völliger Auflösung nach Böhmen zurückweichenden Armee.

Während dieser Ereignisse, und zwar ebensowohl der glücklichen wie der unglücklichen des an Wechselfällen aller Art so überreichen Feldzugsjahres 1757 hatte sich L. das Vertrauen des Siegers bei Kolin, des Feldmarschalls Grafen Daun, der nun den Oberbefehl übernahm, in ganz ungewöhnlichem Maße erworben. Insbesondere waren es seine Kenntnisse auf den verschiedenen Gebieten der militärischen Wissenschaften, durch welche L. den übrigen österreichischen Generalen jener Zeit gewaltig voranstand, und gerade in dieser Beziehung waren während des vergangenen Feldzuges arge Gebrechen fühlbar geworden. Ihnen möglichst zu steuern, schritt man an die Errichtung eines Generalstabes, wobei man sich den, der schon seit längerer Zeit in Frankreich bestand, zum Muster nahm. L. wurde, gleichzeitig zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, an dessen Spitze gestellt, und fungirte nun als Daun's Generalquartiermeister. Er lebte sich als solcher vollständig in die Art der Kriegführung Daun's hinein, ja er wird wohl als deren Haupturheber anzusehen sein. Kluge Berechnung aller in Betracht kommenden Umstände, äußerste Vorsicht einem genialen Heerführer, wie Friedrich gegenüber werden ihm zum Lobe, ängstliche Unentschlossenheit aber zu entschiedenem Tadel angerechnet werden müssen. Darum bildete sich schon damals jener Gegensatz zu dem ungleich weniger kenntnißreichen, aber ebensoviel kühneren und unternehmenderen Laudon heraus, der während seiner und Lacy's Laufbahn sich oft in recht greller Weise bemerkbar machte. So war L. ohne Zweifel der schroffen Ablehnung nicht fremd, welche von Seite Daun's einem Antrage Laudon's zu Theil wurde, den Entsatz der von den Preußen belagerten Festung Schweidnitz zu versuchen. Aber man würde doch L. wieder Unrecht thun, wenn man nicht anerkennen wollte, daß er nicht schon von vornherein jeder entscheidenderen Unternehmung abhold war; nur durfte sie ihm nicht als ein allzugroßes Wagniß erscheinen, und er mußte die Vorbedingungen erfüllt sehen, die ein Gelingen mit ziemlicher Gewißheit verbürgten. So war er es, der die Dispositionen zu dem Ueberfalle traf, welcher am 15. Octbr. 1758 mit glänzendem Erfolge bei Hochkirch ausgeführt wurde. Nicht nur Daun spendete ihm hiefür, so wie für alle seine Maßregeln während dieses Feldzuges reichliches Lob, sondern wir finden dasselbe auch von anderen, sogar französischen Stimmen mit kaum geringerer Wärme wiederholt. Aber freilich wird L. auch nicht von allem Verschulden freizusprechen sein, daß man auf österreichischer Seite von dem erfochtenen Siege, für welchen er das Großkreuz des Theresienordens erhielt, fast gar keinen Nutzen zu ziehen verstand. Und im nächstfolgenden Jahre wiederholte sich die gleiche Erscheinung. Wieder wurden die Preußen, und zwar am 20. Novbr. überfallen; am 21. streckte das ganze Armeecorps des Generals Fink bei Maxen vor den Oesterreichern die Waffen. Auch jetzt wieder gab man in Wien der Erwartung auf ein entscheidendes Ergebniß des Feldzuges sich hin, und auch jetzt wieder wurde nichts von alledem erreicht. Obgleich sich der Unmuth, den man hierüber in ganz Oesterreich empfand und recht unverholen aussprach, mehr gegen den Oberbefehlshaber Daun als wider den doch nur in zweiter Reihe stehenden Generalquartiermeister L. richtete, so blieb doch auch er nicht von scharfem Tadel verschont. Bezeichnend ist es, daß L. zu jener Zeit nicht so sehr um seiner eigenen Verdienste willen, als weil Laudon für seine glanzvolle Betheiligung an dem Siege bei Kunersdorf zum Feldzeugmeister ernannt worden war und man Lacy's Gönner Daun nicht kränken wollte, im December 1759 die gleiche Beförderung erhielt.

Es erweckte keine günstigere Stimmung für L., als er, wie es ihm als Generalquartiermeister zukam, für 1760 einen von Daun eifrig empfohlenen Feldzugsplan vorlegte, laut dessen die österreichische Armee sich in Sachsen Anfangs vertheidigungsweise verhalten und nur dann versuchen sollte, die Preußen aus diesem Lande zu verdrängen, wenn sie hiebei durch einen Einmarsch der Russen in Schlesien unterstützt würde. Lebhaft erklärte sich Kaunitz, mit noch weit größerer Schärfe aber Laudon gegen den Gedanken, sich auch nur im Beginne des Feldzuges blos defensiv zu verhalten. Man kann wohl denken, daß dieser Zwiespalt der Meinungen und die Bevorzugung, welche Maria Theresia derjenigen Laudon's zu Theil werden ließ, die schon vorhandene Eifersucht Lacy's auf seinen glänzenderen Nebenbuhler nur noch verschärfte. In seinem vertraulichen Briefwechsel mit Daun giebt L. dieser Empfindung ziemlich unverhüllten Ausdruck. Sie mag durch die nächsten Kriegsthaten Laudon's, die Gefangennehmung Fouqué's bei Landshut und die Eroberung von Glatz nur noch gesteigert worden sein. Sie war auch ferner Stehenden nicht verborgen, und als Laudon bei Liegnitz geschlagen wurde, da erhob sich wider Daun und L. die leidenschaftliche Anklage, sie hätten ihn absichtlich im Stiche gelassen, um ihn zu verderben.

Nicht der geringste Anhaltspunkt läßt sich auffinden, der diese schwere Beschuldigung als eine nicht ganz ungegründete erscheinen ließe. Man wird vielmehr mit voller Bestimmtheit annehmen dürfen, daß sowohl Daun als L., welche erst vor kurzem eine Unternehmung König Friedrichs gegen Dresden vereitelt hatten und Beide der Kaiserin persönlich aufs tiefste ergeben waren, die wichtigsten Interessen derselben nicht um einer Eifersüchtelei willen schwerster Schädigung preisgegeben hätten. Aber freilich trat der Gegensatz zwischen L. und Laudon bei jedem sich ergebenden Anlasse mit verstärkter Heftigkeit zu Tage. Als es um die Unternehmung sich handelte, die nach dem Ereignisse bei Liegnitz ins Werk gesetzt werden sollte, war Laudon dafür, daß man die Hauptmacht beisammen halte und den König von Preußen zu einer entscheidenden Schlacht treibe. L. hingegen war der Meinung, man könne nicht mehr thun, als Schweidnitz belagern. Aber weder zu dem Einen noch zu dem Anderen kam es. Maria Theresia wollte zwar nicht geradezu von Daun verlangen, den Feind in seiner gegenwärtigen Stellung anzugreifen, wenn er dies für allzugefährlich hielte, aber die Offensivoperationen müßten doch allsogleich und mit dem größten Nachdrucke wieder aufgenommen werden. Fast flehentlich lautete Daun's Bitte an L., ihm beizustehen, denn die aus Wien eingegangene Instruktion enthalte zwar keinen bestimmten Befehl, wol aber die Andeutung, ohne nachdrückliche und entscheidende Operationen sei die Sache Oesterreichs verloren. Da jedoch König Friedrich sich jedem wider ihn gerichteten Angriffe mit äußerster Gewandtheit zu entziehen verstand, befand man sich im österreichischen Hauptquartier in der früheren Unentschlossenheit, bis endlich von Seite der russischen Heeresleitung der Vorschlag kam, Laudon möge mit einem Armeecorps von etwa 25 000 Mann, welches durch 20 000 Russen verstärkt werden könnte, direct nach Berlin ziehen; dem Feinde werde hiedurch eine mächtige Diversion gemacht werden. Es scheint daß dieser Plan bei Daun und bei L. großen Beifall gefunden, jedoch gleichzeitig den Gedanken wachgerufen habe, nicht Laudon, sondern L. die Ehre und den Vortheil des Zuges auf Berlin zu Theil werden zu lassen. Am 28. Septbr. trat er ihn, jedoch nur mit 18 000 Mann an; am Morgen des 7. Octbr. stand seine Vorhut vor Berlin, in dessen Nähe schon vor ihm eine russische Streitmacht von 30 000 Mann eingetroffen war. Zu Lacy's nicht geringer Erbitterung ergab sich die Stadt nicht ihm, sondern den Russen. Er eilte gleichwol herbei und bemächtigte sich des Halle'schen Thores, um sich von

den Vortheilen der Einnahme Berlins, die wenigstens zum Theil auch durch seinen Anmarsch herbeigeführt worden war, nicht ganz ausschließen zu lassen. In seinen vertraulichen Berichten an Daun führte er bittere Beschwerde über das Verfahren der russischen Generale, denen es zu wahrer Schande gereiche, daß sie die große Ueberzahl ihrer Streitkräfte nicht benützt hätten, den von Berlin zurückweichenden Preußen den Rückzug abzuschneiden. Aber wo es den Kampf gelte, wüßten sich die Russen demselben jederzeit zu entziehen, und nur dort, wo Beute und Plünderung winkten, seien sie rasch bei der Hand; niemals werde aus dem Bündnisse mit solchen Leuten Nutzen erwachsen. Zwänge ihn nicht seine Pflicht hiezu, so möchte er um keinen Preis noch länger mit ihnen vereinigt bleiben.

Da er von Seite der Russen so geringe Willfährigkeit erfuhr, suchte L., um der Unternehmung auf Berlin nachhaltigeren Erfolg zu sichern, die Beihülfe der Schweden zu erlangen, aber auch dieser Schritt blieb fruchtlos. Als die Russen von Berlin aufbrachen, konnte auch L. nicht länger dort verweilen. 50000 Gulden als österreichischer Antheil an der Contribution, welche Berlin hatte erlegen müssen, zehn Kanonen, unter ihnen drei österreichische, die in Berlin vorgefunden worden waren, einige Landkarten endlich, die dem Könige gehörten, bildeten die ganze Kriegsbeute, welche L. mit sich fortführte. Am 22. Octbr. vereinigte er sich unweit von Torgau mit Daun; schon zwölf Tage später, am 3. Novbr. kam es daselbst zur Schlacht, in welcher Daun verwundet und sein Heer, wenn auch nicht geradezu geschlagen, so doch zum Rückzuge genöthigt wurde.

Was Lacy's persönlichen Antheil an der Torgauer Schlacht betrifft, so ist es gewiß, daß es ihm trotz wiederholter Anstrengung nicht gelang, die Preußen von den durch sie eroberten Anhöhen von Süptitz wieder zu vertreiben, und daß man in der Behauptung dieser Stellung die Entscheidung des Kampfes erblickte. Darum fehlte es auch in der Armee nicht an Stimmen, die ihm die Schuld gaben an der unglücklichen Wendung der Schlacht. Sogar Daun, sonst Lacy's eifriger Protector, der ihn gerade damals wieder den einzigen Mann von Kopf in der österreichischen Armee nannte, sagte von ihm, daß er sich allzusehr fühle und dabei verdrossen und unwillig sei; der ungünstige Ausgang der Schlacht vermehre noch seine Uebellaunigkeit. Und als man trotzdem in Wien den Entschluß faßte, einstweilen L. den Oberbefehl zu übertragen, erhob Daun dagegen ernstliche Einrede. Er machte darauf aufmerksam, daß L. dem Range nach der Letzte unter den bei der Armee anwesenden Feldzeugmeistern und Generalen der Cavallerie sei. Sie Alle urplötzlich von dem Heere zu entfernen, wäre an und für sich unmöglich und für dieselben eine allzugroße und unverdiente Schmach. Endlich könnte L. nicht allein das Ganze übersehen und leiten; taugliche Gehülfen wären hiebei ganz unentbehrlich. So sehr war Daun von den verderblichen Folgen überzeugt, welche die Uebertragung des Oberbefehls an L. nach sich ziehen müßte, daß er es sogar auf sich nahm, das an denselben gerichtete Ernennungsdecret einstweilen zurückzubehalten. In Wien aber wurde sein Verfahren gebilligt und der rangsälteste General der Cavallerie Graf O'Donell führte das von ihm gleich nach der Torgauer Schlacht übernommene Obercommando fort, aber freilich nur, um es bald wieder an Daun abzutreten, dem man es in Wien trotz aller hiegegen auftauchenden Bedenken doch neuerdings übertrug. Auch jetzt wieder nahm L. seine frühere Vertrauensstellung bei Daun ein, aber freilich war er es auch jetzt wieder, dessen Rathschlägen man es zuschrieb, daß die österreichische Armee in Sachsen in ihrer früheren Unthätigkeit verharrte. Aehnliches war auch während des letzten Feldzuges des siebenjährigen Krieges, des von 1762 der Fall, und wo es, wie in dem Treffen bei

Burkersdorf und dem Gefechte bei Reichenbach, in welch' letzterem L. den rechten Flügel der Oesterreicher commandirte, zu offenem Kampfe kam, war ihnen das Kriegsglück nicht gerade günstig.

Der Hubertusburger Frieden machte endlich dem langdauernden Streite ein Ende, und nun begann für Oesterreich eine Zeit der inneren Reorganisation, die sich auch auf das Kriegswesen erstreckte. Auf diesem Gebiete zweckmäßige Reformen zu ersinnen und durchzuführen, war L. ganz der geeignete Mann, und eine wahrhaft großartige Thätigkeit entwickelte er, als Daun gestorben war und Kaiser Joseph II., welchem Maria Theresia nach dem Tode ihres Gemahls die Leitung der militärischen Angelegenheiten übertrug, mit Zustimmung seiner Mutter L. unter dessen gleichzeitiger Ernennung zum Feldmarschall an die Spitze des Hofkriegsrathes stellte. Mit ebensoviel Eifer als Sachkenntniß schritt nun L. an die Erfüllung der Pflichten seines neuen Amtes. Ein Mann von außerordentlicher Begabung und unvergleichlicher Thätigkeit, der sich sowohl durch Studium als durch Praxis ganz ungewöhnliche taktische Kenntnisse erworben habe, wird er von einem Zeitgenossen, dem Prinzen Albert von Sachsen-Teschen genannt. Und kein Geringerer als König Friedrich sagte, der Kaiser werde es niemals bereuen, L. die Leitung des österreichischen Militärwesens anvertraut zu haben. Wirklich verstand es L. in wahrhaft bewunderungswürdiger Weise, gleichzeitig zwei sich anscheinend entgegengesetzte Zwecke zu erreichen. Während er zu Gunsten des Staatsschatzes ansehnliche Ersparungen machte, trug er Sorge für weit bessere Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung des Heeres, als dies bisher geschehen war. Er führte die Exercierlager ein und schuf neue Reglements für die taktischen Uebungen der Truppen, neue Kriegsgesetze und ein neues Verpflegungssystem. Die Armee sollte so zahlreich, so gut eingeübt und disciplinirt, so schlagfertig sein und gleichzeitig den Staat so wenig kosten als nur immer möglich: auf die Durchführung dieser Hauptgrundsätze waren Josephs und Lacy's Bestrebungen vornehmlich gerichtet. Einmüthig gingen Beide in dieser Richtung vor, wie denn überhaupt L. sich in immer höherem Maße das Vertrauen des Kaisers erwarb, so daß er bald und gewiß nur mit Recht als derjenige angesehen wurde, den Joseph aus seiner ganzen Umgebung am meisten liebte und von dem er gleichzeitig die günstigste Meinung hegte. Bemerkenswerth aber und bei dem Gegensatze, der schon damals zwischen Joseph und seiner Mutter herrschte und im Laufe der Zeit immer größere Dimensionen annahm, geradezu bewunderungswürdig ist es, daß L. sich auch in gleichem Maße des Vertrauens der Kaiserin erfreute. An den schmeichelhaftesten Kundgebungen in diesem Sinne ließ es Maria Theresia nicht fehlen, und schon in der ersten Zeit, nachdem L. das Präsidium des Hofkriegsrathes übernommen hatte, forderte sie ihn auf, ihr rückhaltlos mitzutheilen, was er als nothwendig ansehe. Eingedenk ihrer Pflicht werde sie den einzigen Mann in ihrer Monarchie, ja vielleicht in Europa bereitwillig unterstützen, der das was Noth thue, unternehmen und durchführen könne. Hiezu bedürfe es seiner Talente, seiner Festigkeit, seines Fleißes und Eifers, seiner Anhänglichkeit. Er möge auf ihr ganzes Vertrauen, ihre Erkenntlichkeit und Freundschaft zählen.

Trotz dieser Lebhaftigkeit der Anerkennung, welche Maria Theresia den Eigenschaften und Verdiensten Lacy's zollte, läßt sich doch keineswegs verkennen, daß er mit seinen Gesinnungen und Anschauungen weit mehr auf der Seite Josephs als auf derjenigen der Kaiserin stand. Mehr noch als in den militärischen sprach dies in den übrigen inneren und in den auswärtigen Angelegenheiten des Staates sich aus. In den ersteren bekannte sich L. nicht nur zu Josephs reformatorischen Ideen, sondern man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß hinsichtlich verschiedener überaus wichtiger Punkte gerade er es

war, der dem Kaiser sie eingab oder ihn wenigstens in ihnen bestärkte. Und nach Außen hin huldigte er nicht nur den Vergrößerungsplänen des Kaisers, sondern er betheiligte sich so lebhaft an den Bestrebungen zu ihrer Durchführung, daß ihn Maria Theresia in Bezug auf den weitaus wichtigsten unter ihnen, die polnische Theilung geradezu als den Haupturheber der Schritte bezeichnete, welche hiebei von österreichischer Seite geschahen. Die wenigen Zeilen, die sie hierüber in der zweiten Hälfte des August 1772 an L. richtete, kennzeichnen zu treffend den Zwiespalt der Anschauungen, in welchen Maria Theresia selbst sich befand, als daß ihnen hier nicht Aufnahme gegönnt werden sollte. Denn einerseits verwarf sie von Grund ihrer Seele aus und brandmarkte sie in den schärfsten Ausdrücken das Verfahren der Theilungsmächte gegen Polen. War es jedoch einmal ganz unabwendbar, dann wollte sie auch, daß der Antheil Oesterreichs so wenig als möglich hinter denen Rußlands und Preußens zurückbleibe und sie belobte L., daß er gleich von Anfang an in diesem Sinne gewirkt habe. „Der Courier aus St. Petersburg", schrieb sie ihm mit eigener Hand, „hat die Unterzeichnung der unglückseligen Theilung überbracht. Ihnen danke ich wieder diesen großen Vortheil, wenn er wirklich ein solcher ist. Gewiß ist aber, daß Sie den Plan dazu entwarfen, daß Sie so viel zu verlangen wagten und dadurch dem Staate diesen Nutzen verschafften, ohne sich einzulassen in die Frage, ob er auch gerecht sei oder nicht."

Es läßt sich wohl denken, daß die außerordentlichen Anstrengungen, welche bei Lacy's rastlosem Eifer im Dienste des Staates ihm dadurch auferlegt wurden, daß seine Geschäftsthätigkeit sich weit über das ihm anvertraute Kriegsdepartement hinaus erstreckte, auf seine ohnedies nie starke Gesundheit von schädlichstem Einflusse waren. Zuerst ist es die Kaiserin selbst, von der wir hierüber lebhafte Besorgniß äußern hören. Schon im April 1767, also etwa ein Jahr, nachdem L. das Präsidium des Hofkriegsrathes übernommen, hielt sie ihm eine Strafpredigt, daß er sich allzuwenig schone, und sehr häufig kehrt sie ihm gegenüber auf dieses Thema zurück. So schrieb sie ihm, nachdem L. in den ersten Tagen des September 1770 der Zusammenkunft Josephs mit Friedrich in Neustadt beigewohnt hatte: „Was mich am meisten beunruhigt, das ist die Erschütterung Ihrer Gesundheit, welche schon bei Ihrer Abreise schlecht war. Bei der ungeheuren Arbeit, die Sie für den Staat vollbringen, ist das nichts Erstaunliches, aber Sie dienen dabei schlecht Ihrer Freundin Therese, der so unendlich viel an der Erhaltung eines Mannes liegt, welcher so anhänglich, eifrig und jetzt einzig in seiner Sphäre ist. Wer hätte sich je einbilden können, daß wir uns diesem kriegerischen Könige gleichstellen, ja ihn vielleicht etwas übertreffen, daß wir sogar wünschen würden, vor seinen Augen zu erscheinen, und daß wir Eindruck auf ihn hervorbringen könnten? Dies danke ich Ihrer Sorgfalt; urtheilen Sie nun, wie mir Ihre Erhaltung am Herzen liegt. Sie können mir keine stärkere Probe Ihrer Anhänglichkeit geben, als wenn Sie alle Sorgfalt für sich tragen". Und wenige Monate später, in den ersten Tagen des Januar 1771 kam die Kaiserin L. gegenüber auf diesen Gegenstand zurück. „Ich gestehe", so lauten die Worte, die sie damals an ihn richtete, „daß ich Sie niemals so übel aussehend fand. Ich zitterte und zittere noch, aber ich muß Sie schelten, und die Rathssitzung, die Sie vorgestern abhielten, war der vorgeschriebenen Schonung gerade entgegen. Ich habe mich bei Ihnen nicht nach Ihrem Befinden erkundigen lassen, weil ich weiß, daß Sie diese Plage nicht lieben, aber ich vermochte unserer gemeinsamen Freundin meine Unruhe nicht zu verbergen".

In den ersten Monaten des J. 1773 waren die Anfragen der Kaiserin nach Lacy's Gesundheitszustand immer häufiger und drängender geworden, denn derselbe hatte sich zu jener Zeit zusehends verschlimmert. Und mit der ernstesten

Besorgniß erfüllte es sie, daß L. trotz seines Unwohlseins sich nicht schonen wollte und seine Arbeiten mit der gleichen Unermüdlichkeit fortsetzte, die sie früher so oft an ihm gelobt hatte. „Ich bin sehr getröstet", schrieb sie am 23. April 1773, „daß Sie sich besser befinden, aber ich bin wahrhaft aufgebracht gegen Sie. Um acht Uhr schon bei der Arbeit sitzen, heißt sich zu Grunde richten wollen. In solcher Weise thun Sie nichts zur Erhaltung des Mannes, der dem Staate und seinem Fürsten so nothwendig ist, des Freundes der Maria Theresia".

Diese Lehren fruchteten jedoch ebensowenig als die Wünsche, welche die Kaiserin für Lacy's Wohlbefinden hegte, sich erfüllten. Seine Krankheit artete vielmehr in förmliche Bluterbrechungen aus, so daß Joseph, gleichfalls voll lebhafter Theilnahme für L., ihm vorschlug, er möge sich für den bevorstehenden Winter nach Pisa begeben. Der Kaiser kam hiedurch nur einem Gedanken entgegen, den L., hiezu durch die Rathschläge Anderer veranlaßt, selbst schon gehegt hatte. Nur mit Widerstreben gab Maria Theresia ihre Zustimmung zu Lacy's Entfernung, und im October 1773 machte sich derselbe zwar nicht nach Italien, wohl aber nach Südfrankreich auf den Weg.

So wie der Kaiserin Maria Theresia, so fiel auch ihrem Sohne Joseph der Abschied von dem ihnen gemeinsamen Lieblinge schwer. „Mit Vergnügen sehe ich an dem Schmerze", schrieb er nach Lacy's Abreise an ihn, „den wir wechselseitig empfanden, uns sogar nur wenige Monate zu verlassen, daß wir in Wahrheit der Eine für den Andern gemacht waren. Diese Wahrheit ist so tief eingegraben in meinen Kopf und in mein Herz, daß gar kein Gerede der Welt mich jemals davon abweichen machen wird."

Das Gerede, auf welches der Kaiser hier anspielt, indem er es gleichzeitig ein ganz unbegründetes nennt, hatte sich in der That dieses Gegenstandes, und zwar in verschiedenem Sinne bemächtigt. Von der einen Seite wurde behauptet, daß L., dem man den Besitz großer Talente und ausgebreiteter Kenntnisse sowie ganz unvergleichlichen Fleißes nicht absprechen konnte, durch sein despotisches Auftreten und das Bestreben, sich zum Leiter aller Staatsgeschäfte zu machen, viel Schaden angerichtet und gar Manche genöthigt habe, sich der Verwirklichung seiner Absichten im Interesse des Staates zu widersetzen. Andere behaupteten wieder, daß Kränkungen, welche L. von Seite des Kaisers erfahren habe, ihn zum Rücktritte veranlaßt hätten. In Josephs zahlreichen Briefen an den Feldmarschall ist jedoch nicht die leiseste Spur einer Mißstimmung gegen ihn zu entdecken. Wie seine Mutter, so tadelte auch der Kaiser ihm gegenüber in schärfster Weise die Gerüchte, die über die Ursachen seines Ausscheidens verbreitet worden waren; ja er nahm sogar Lacy's Mitwirkung in Anspruch, sie wieder verstummen zu machen. Gleichzeitig erklärte er es als eine bare Unmöglichkeit, auf Lacy's Dienste vollständig zu verzichten.

Von diesem Gedanken ausgehend, mußte Joseph sich peinlich berührt finden, als L. seine Abneigung vor dem Wiedereintritte in seine frühere Stellung immer deutlicher kundgab. Alle Bemühungen des Kaisers und seiner Mutter konnten ihn jedoch hievon nicht abbringen. Als sie Beide keine Möglichkeit mehr vor sich sahen, L. zu fernerem Verbleiben an der Spitze des Hofkriegsrathes zu bewegen, ernannten sie ihn, um ihn wenigstens nicht aus jeglicher amtlicher Beziehung scheiden zu sehen, zum Minister und Mitgliede der Staatsconferenz. Als solcher blieb L., nach Wien zurückgekehrt, auch noch fortan der vertrauteste Rathgeber des Kaisers in allen, insbesondere in militärischen Dingen. So wurden die letzteren trotz der Veränderung, die in Lacy's äußerer Stellung eingetreten war, doch wenigstens in ihren wichtigsten Punkten neuerdings von ihm geleitet, während er gleichzeitig den Vortheil genoß, daß er von dem an-

strengenden und ermüdenden Detail der Geschäfte mehr als früher verschont blieb.

Welch' überaus hohe Meinung der Kaiser von Lacy's militärischen Fähigkeiten hegte, zeigte sich niemals deutlicher als beim Beginne und im Verlaufe des Feldzuges, in den er durch sein Bestreben, Baiern für Oesterreich zu erwerben, im J. 1778 mit König Friedrich II. verwickelt wurde. Bekanntlich hatte Joseph beschlossen, selbst den Oberbefehl über sein Heer zu führen, und L. sollte hiebei sein vornehmster Rathgeber sein. Er werde, erklärte er offen, keinen Schritt unternehmen, ohne zuvor Lacy's Meinung zu hören. Diesem Vorsatze blieb der Kaiser denn auch unerschütterlich treu, und er befand sich wenigstens nach seiner eigenen Ansicht wohl dabei, denn nicht sich selbst, sondern nur L. schrieb er das schließliche Scheitern der Entwürfe des Königs von Preußen zu. Ohne ihn sei er nichts, erklärte ihm zu wiederholten Malen der Kaiser, und nur die vertrauensvolle Sicherheit, die er seinen Rathschlägen verdanke, diene ihm als Stütze auf der gefährlichen Bahn, die er eingeschlagen habe. Und als L. nach dem Rückzuge der Preußen aus Böhmen in Anbetracht seiner mißlichen Gesundheitsverhältnisse das Heer verließ, während Joseph noch bei demselben zurückblieb, schrieb der Letztere seiner Mutter, daß er nichts mehr bedauere, als von L. getrennt zu sein, dessen Rathschläge, Urtheile und Kenntnisse ihm von dem größten Nutzen gewesen seien. Deshalb ließ es sich auch Joseph während der Zeit, in der man sich noch mit Vorbereitungen zu einem zweiten Feldzuge beschäftigen zu müssen glaubte, ungemein angelegen sein, L. neuerdings zur Theilnahme an demselben zu bewegen. Und als es zu keinem Kampfe mehr kam, gab Joseph seiner lebhaften Zufriedenheit mit den Diensten, die ihm L. während des nun beendigten Krieges geleistet hatte, dadurch allgemein erkennbaren Ausdruck, daß er trotz seiner weitgetriebenen Sparsamkeit ihm doch die Summe von 24 000 Gulden, welche L. während des Krieges bezogen hatte, als Jahrespension auf Lebenszeit anwies.

Als Joseph durch den Tod seiner Mutter zur alleinigen Regierung der österreichischen Länder gelangte, ließ er in seiner Gesinnung der Dankbarkeit, der Freundschaft und des Vertrauens zu L. nicht die geringste Aenderung eintreten. Unablässig zog er ihn, und zwar nicht blos über militärische, sondern auch über die wichtigsten politischen Fragen zu Rathe. Von den weitausgedehnten Reisen, die der Kaiser unternahm, berichtete er regelmäßig über seine Wahrnehmungen und über die Eindrücke, die er in sich aufnahm, an den Feldmarschall, und häufig benützte er diesen Anlaß, um höchst schmeichelhafte Worte für denselben mit einfließen zu lassen. So schreibt er ihm, um nur ein Beispiel zu erwähnen, aus Spaa, das er das Kaffeehaus Europa's nennt, im Juli 1781, voll Befriedigung betrachte er jene Quellen, denn durch sie sei die Gesundheit des theuersten und werthvollsten Freundes, den er besitze, dessen Meinung ihm jederzeit die verläßlichste Richtschnur sowohl dem Feinde gegenüber als auf politischem Gebiete gewesen sei, neu gestärkt worden.

Von noch größerem Interesse als diese Briefe des Kaisers aus dem Jahre 1781 sind diejenigen, die er im Juni 1783 aus Siebenbürgen und Galizien, in dem darauf folgenden Winter aber aus Italien an L. schrieb. Und auch sie stehen an Werth wohl noch hinter den Aufzeichnungen zurück, welche Joseph im Mai und Juni 1787 während seiner gemeinschaftlichen Reise mit der Kaiserin Katharina II. nach der Krim an L. richtete. Durch die aufständischen Bewegungen in den Niederlanden zur schleunigsten Rückkehr nach Wien veranlaßt, ließ der Kaiser auch unter dem Gefühle der tiefen Erbitterung, die er über diese Ereignisse und die ihm verfehlt scheinenden Maßregeln der Behörden empfand, das der Freundschaft für L. nicht leiden. Das Wiedersehen mit ihm

werde, schrieb er dem Feldmarschall, wohl die einzige Freude sein, die in Wien ihn erwarte.

Bei dem innigen Verhältnisse, welches zwischen Joseph und L. ununterbrochen fortbestand, und bei dem sehr großen Gewichte, das der Kaiser den Rathschlägen des Feldmarschalls jederzeit beimaß, läßt sich wol mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, der Letztere werde sich gleichfalls unter denen befunden haben, die den Kaiser zu dem verhängnißvollen Entschlusse drängten, in einem Augenblicke, in welchem die Unruhen in den Niederlanden nichts weniger als beschwichtigt erschienen, an der Seite Rußlands activen Antheil an der Kriegführung gegen die Pforte zu nehmen. Bei den Vorbereitungen hiezu bediente sich wenigstens Joseph der Dazwischenkunft und der Beihülfe Lacy's im ausgedehntesten Maße. Und da er selbst wieder das Obercommando zu führen gedachte, hielt Joseph es für einen sehr großen Gewinn, daß er L. zu bestimmen vermochte, ihm hiebei neuerdings zur Seite zu stehen, wie dies vor zehn Jahren in dem letzten Kriege gegen Preußen mit so günstigem Erfolge geschehen war.

Aber diesmal sollte sich diese Combination keineswegs als eine glückliche erweisen. In der Bevölkerung wie im Heere war man in hohem Grade mißmuthig darüber, daß der Kaiser bei der Wahl des Mannes, dem er nach sich den ersten Platz bei der Armee einräumte, Laudon überging, von dessen Feldherrntalenten man mit Recht eine viel höhere Meinung als von denen Lacy's hegte. Unberechtigte Bevorzugung des Einen, unverdiente Zurücksetzung des Andern erblickte man hierin, und der Gang der Kriegsereignisse schien dieses Urtheil rechtfertigen zu sollen.

Selbstverständlich kann hier auf den Verlauf des verunglückten Feldzuges des J. 1788 nicht näher eingegangen werden. Nur das wird gesagt werden müssen, daß L. am 10. März in Futak eintraf, wo Joseph schon seiner harrte. Bald nach seiner Ankunft ließ L. im Sinne seines menschenfreundlichen Kaisers den Einwohnern der türkischen Provinzen, die man im Laufe der Kriegführung besetzen zu können hoffte, erklären, man werde Jeden in seinem Eigenthume und der Ausübung seines Gewerbes schützen, die mahomedanische Religion und ihre Diener ungekränkt lassen und nur die Bewaffneten als Feinde ansehen und behandeln. Die Türken besaßen jedoch für die Grundsätze der Humanität, von denen diese Kundgebung dictirt wurde, nur wenig Verständniß. Hiezu kam noch, daß man keineswegs so weit in Feindesland vorzudringen vermochte, als man sich anfangs versprochen hatte. Zwar eroberte man Sabacz an der Save, aber mit diesem Erfolge schien die Reihe derselben auch schon wieder abgeschlossen zu sein. Joseph und L. trafen alle Anstalten zu einer Belagerung von Belgrad, sie gingen jedoch bald wieder von diesem Gedanken ab. Statt eine andere entscheidende Unternehmung ins Werk zu setzen, ließen sie die Armee durch Monate unthätig um Semlin stehen. Krankheiten rissen ein und decimirten die Reihen der Soldaten, deren Stimmung von Tag zu Tag sich verschlimmerte. Aber nicht nur in der Armee wurde der Mißmuth immer ärger; er verbreitete sich über die ganze Monarchie. Allgemein beschuldigte man L., er habe schlechte Dispositionen getroffen, und mit Ungestüm forderte man Laudon's Berufung zur Armee. Unbeschreiblich war der Jubel, als endlich der Kaiser diesem Drängen sich fügte, aber auch jetzt erhielt Laudon nicht das Commando über das Hauptheer, sondern nur das über das Armeecorps, welches schon seit langer Zeit Dubitza belagerte. Dubitza fiel zwar, ungefähr gleichzeitig brach aber großes Mißgeschick über das Hauptheer unter Joseph und L. herein. Eine vorgeschobene Abtheilung unter General Papilla wurde von den Türken überfallen und empfindlich geschädigt. Die Generale Wartensleben, Brechainville und Lilien zogen sich gleichfalls zurück und gaben dadurch blühende Landstriche den Verheerungen des

heranziehenden Feindes preis. Schon glaubte Joseph weder das Banat noch Siebenbürgen mehr schützen zu können. „Schrecklicheres, Unglücklicheres, ja Schmachvolleres", schrieb er am 20. Septbr. seinem Bruder Leopold, „hätte uns fürwahr nicht zustoßen können. Ich fühle mich als der Unglücklichste der Menschen, der physisch und moralisch die äußersten Qualen erdulden muß. Aber ich will lieber unter einem Baume sterben, als die Dinge in dem Zustande verlassen, in welchem ich sie hier sehe. Denn der Feldmarschall ist selbst so verzweifelt, daß er nicht mehr weiß was er thun soll."

Joseph ahnte nicht, als er dies niederschrieb, daß ihm noch Traurigeres unmittelbar bevorstehe. Am 21. September, unmittelbar vor Tagesanbruch, trat seine Armee den Rückmarsch von Illova nach Karansebes an. Aus geringfügiger Ursache verbreitete sich in ihren Reihen panischer Schrecken. Man glaubte sich von den Türken überfallen; die einzelnen Abtheilungen feuerten aufeinander, Alles löste sich in regelloser Flucht auf und grenzenlos war die Verwirrung. Viele Verwundungen, ja Tödtungen kamen vor, äußerst beträchtlich war der Verlust an Kriegsgeräth aller Art. Nur schwer gelang es, die Truppen, und erst nachdem sie die verwerflichsten Excesse verübt hatten, wieder in Ordnung zu bringen. Wäre jedoch die Armee, sagt Joseph selbst, von den Türken verfolgt worden, so wäre sie verloren gewesen.

Obgleich dies nicht geschah und die Lage der Dinge sich überhaupt wieder besser gestaltete, als man unter dem Eindrucke jener unglücklichen Ereignisse annehmen zu müssen geglaubt hatte, so kann es doch nur Verwunderung erregen, daß Joseph an der Einrichtung der Heeresleitung, unter der sich Solches hatte zutragen können, auch für den nächsten Feldzug wieder festhalten wollte. Als L. um die Mitte des Februar 1789 dem Kaiser seinen unwiderruflichen Entschluß ankündigte, die Stellung nicht neuerdings einzunehmen, die er im verflossenen Jahre ihm angewiesen hatte, erklärte ihm Joseph, daß ihn dies in die peinlichste Verlegenheit versetze. „Sie kennen besser als ich", schrieb er ihm am 17. Februar, „die körperlichen und geistigen Eigenschaften derer, die Ihren Platz einnehmen könnten oder sollten. Sie sind sich wohl bewußt, daß Sie weder an Feldherrntalent noch an Erfahrung oder geistiger Begabung, am allerwenigsten aber in Bezug auf das Vertrauen und die Hochschätzung, die ich seit 23 Jahren für Sie hege, durch irgend Jemand ersetzt werden können. Sie werden sich das Alles schon selbst gesagt haben, ehe Sie den Entschluß faßten, nicht mehr mit mir die Armee zu commandiren. Denn Sie sind ja nicht der Mann, der mir Schmerz bereiten will, so lang als Sie die Möglichkeit vor sich sehen, mir denselben zu ersparen."

Aber ebensowenig als L. konnte der Kaiser ins Feld ziehen, seine Gesundheit war ja in einem noch viel übleren Zustande als die des Feldmarschalls. Sie blieben daher Beide in Wien und betheiligten sich wenigstens von hier aus eifrigst an den Dingen, die mit der Kriegführung zusammenhingen. Sie nahm jetzt eine weit glücklichere Wendung, und die Freude hierüber mochte bei L. wol etwas durch den Gedanken vergällt werden, daß es nicht ihm, sondern seinem Nebenbuhler Laudon beschieden war, die ihm versagt gebliebenen Erfolge zu erringen. Dasjenige Gefühl aber, von dem wohl anzunehmen sein wird, daß es L. zu jener Zeit fast ausschließlich beherrschte, war wohl das des Schmerzes über die wahrhaft reißenden Fortschritte, welche die Krankheit des Kaisers machte. Und diese Freundschaft, die sie im Leben so innig verband, hat ihm denn auch Joseph bis an das Ende des seinigen stets gleichmäßig bewahrt. Als er in Folge des raschen Schwindens seiner Kräfte die Staatsgeschäfte nicht mehr wie bisher zu besorgen vermochte, übertrug er diese Aufgabe einer Conferenz, in die er neben dem Fürsten Starhemberg und dem Oberstkämmerer Grafen Rosenberg auch

L. berief. Aber nur wenige Wochen dauerte diese Einrichtung, denn schon am 20. Februar starb der Kaiser, nicht ohne daß er Tags zuvor, wie er es auch Kaunitz und Rosenberg gegenüber that, von L. schriftlich Abschied genommen hätte.

„Nur das Zittern meiner Hand“, so lautet dieser Brief, „macht es mir unmöglich, diese wenigen Zeilen selbst niederzuschreiben. Deshalb muß ich mich einer fremden bedienen, weil ich den Augenblick mit schnellen Schritten herannahen sehe, der für immer uns trennen soll. Ich würde sehr undankbar sein, wenn ich diese Welt verließe, ohne Ihnen, mein theurer Freund, die Gesinnungen der Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, die ich Ihnen in so verschiedenen Rücksichten schulde und im Angesichte der ganzen Welt zur Geltung zu bringen das Vergnügen genoß. Ja wenn ich in der Welt etwas geworden bin, so danke ich es Ihnen, der mich gebildet, mich aufgeklärt hat, und der mich die Menschen kennen lehrte. Ueberdies verdankt auch die ganze Armee Ihnen ihre Ausbildung, ihren Ruhm und ihr Ansehen. Die Verläßlichkeit ihrer Rathschläge in allen Angelegenheiten, Ihre persönliche Anhänglichkeit an mich, die durch kein großes oder kleines Ereigniß jemals erschüttert wurde, Alles dies macht, daß ich ganz außer Stande bin, Ihnen meinen Dank hinlänglich bezeigen zu können. Ich sah Ihre Thränen um mich fließen; Thränen eines großen Mannes aber und eines Weisen sind die schönste Apologie. Empfangen Sie dafür, indem ich Sie zärtlich umarme, mein Lebewohl. Das Einzige, was ich in der Welt zu verlassen bedauere, ist die kleine Anzahl von Freunden, unter denen Sie sicher der Erste sind.“

Noch bei Lebzeiten Josephs hatte sein Bruder Leopold erklärt, daß die militärischen Angelegenheiten des Staates und die so wichtige Correspondenz mit den commandirenden Generalen in keine geeigneteren Hände als diejenigen Lacy's gelegt werden könnten. Das Vertrauen, das sich hierin aussprach, bewährte Leopold auch, nachdem er zur Herrschaft über die österreichischen Länder und in den Besitz der römisch-deutschen Kaiserkrone gelangt war, dem Feldmarschall in stets sich gleichbleibendem Maße. So übertrug er unmittelbar nach dem Eintreffen der Nachricht von Laudon's plötzlichem Tode L. das Obercommando, ohne daß derselbe jedoch, da es wenigstens vor der Hand nicht mehr zum Kriege kam, sich wirklich ins Feld begeben mußte. Ebenso finden wir L. unter denen, die in den letzten Augusttagen 1791 den Kaiser zur Zusammenkunft mit dem Könige von Preußen nach Pillnitz begleiteten. An den Berathungen der geheimen Conferenz, in deren Schoße die wichtigsten Staatsangelegenheiten zur Verhandlung kamen, nahm L. als ihr dem Range nach zweites Mitglied und zwar ebensowohl während Leopolds kurzer Regierungszeit als nach dessen Tode unter Franz II. überaus thätigen Antheil. Auch ihn begleitete L. zu der Zusammenkunft mit dem Könige von Preußen in Mainz, und mit dem Herzoge von Braunschweig pflog er dort Conferenzen, in denen er sich gegen die Art und Weise erklärt haben soll, in der man den beabsichtigten Feldzug gegen Frankreich ins Werk setzen wollte. Legte er daher später dessen Mißlingen einzig und allein dem Verfahren Preußens zur Last, so fehlte es dagegen freilich auch nicht an Stimmen des Tadels über die noch immer in Lacy's Händen befindliche oberste Leitung der militärischen Angelegenheiten in Oesterreich. Ihm schrieb man es beispielsweise zu, daß Wurmser so lange Zeit hindurch ohne eine seiner früheren Erprobung würdige Verwendung blieb, weil man behauptete, sein kühner Unternehmungsgeist sei der Auffassung und dem Wesen Lacy's nur wenig entsprechend. „Der Feldmarschall“, heißt es in einer sehr interessanten Aufzeichnung vom 1. Februar 1793, „ist immer damit beschäftigt, die Gedanken herabzustimmen, die sich über die seinigen erheben, und denen entgegen

zu wirken, die nicht von ihm selbst kommen. Denn stolz auf seine Erfolge auf militärischem Gebiete, und sich als gleich hervorragend ansehend in Dingen der Verwaltung wie des Oberbefehls, begreift er nicht recht, daß eine gut geschulte und wohl ausgerüstete Armee dennoch eines Laudon bedarf, um sie wirkungsvoll zu verwenden, und daß die politischen Geschäfte und die Lenkung der Völker andere Talente verlangen als die genaue Kenntniß dessen, was ein Regiment kostet."

Mag dieses wol allzu scharfe Urtheil nicht frei von jeglicher Voreingenommenheit gegen L. sein, so versteht es sich doch gewissermaßen von selbst, ja es konnte gar nicht anders kommen, als daß derselbe, den man wol mit Fug und Recht eine Verkörperung der Traditionen des siebenjährigen Krieges nennen durfte, in die neuere Zeit nicht mehr paßte und sich insbesondere in die vollständige Umwälzung der Kriegführung, wie sie durch die französischen Revolutionsgenerale, vor allem durch Napoleon Bonaparte herbeigeführt wurde, nicht mehr zu finden vermochte. Dem jungen Kaiser schon in Folge des sehr großen Altersunterschiedes weit ferner stehend, als es dessen Vater Leopold und insbesondere Joseph II. gegenüber der Fall gewesen war, trat L. mehr und mehr in den Hintergrund zurück. Mit Vorliebe verbrachte er seine Tage in seiner reizenden Schöpfung Neuwaldegg bei Wien, wo er sich schon in der Mitte der sechziger Jahre angekauft und in Verbindung mit dem anspruchslosen Schlößchen, zu dem er seinen nunmehrigen Wohnsitz umgestaltet, von Maria Theresia und Joseph in jeglicher Weise gefördert, einen weit ausgedehnten Park angelegt hatte. Von jenem Wohlwollen für die Menschen beseelt, in dem er sich mit seinem kaiserlichen Freunde begegnete, öffnete L. diesen Park rückhaltlos aller Welt, und Hunderttausende mögen seither, der dumpfen Luft der nahen Großstadt entfliehend, Freude und Erquickung auf den grünen Matten und in den schattigen Laubgängen gefunden haben, ohne sich dabei des Mannes zu erinnern, ja ohne jemals dessen Namen gehört zu haben, dem sie diesen Hochgenuß verdankten. Und in einem schattenreichen, abgelegenen Theile des Parkes, wohin nur selten betretene Pfade führen, an einem von ihm ausgewählten Plätzchen steht des Feldmarschalls schlichte Grabkapelle, die außer seinen Gebeinen nur noch diejenigen seines ihm schon lang im Tode vorangegangenen, von ihm sehr geliebten Neffen, des Feldzeugmeisters Grafen Georg Browne birgt. Diese Grabkapelle immer in gutem Stande zu erhalten, das ganze Besitzthum nie zu veräußern und die Pensionen auszubezahlen, welche L. seinen Dienern zudachte, die sich jedoch nicht höher als auf 6500 Gulden belaufen durften, dies waren die einzigen Bedingungen und so zu sagen der Kaufpreis, um welchen L. kraft eines Contractes, den er im Juli 1798 mit dem Fürsten Joseph Schwarzenberg und dessen Hause abschloß, ihm die Herrschaft Neuwaldegg abtrat. Doch behielt er sich deren Fruchtgenuß bis zu seinem Tode vor, welcher am 24. Novbr. 1801 zu Wien eintrat. Noch zeigt man in dem Schlößchen zu Neuwaldegg ein Bild, welches Joseph II. und L. im Kreise der fünf fürstlichen Frauen darstellt, deren anregende Gesellschaft Beiden nach den rastlosen Mühen des Tages stets die liebste Erholung darbot. Von einem viel Jüngeren aber, der gleichwohl noch unter ihnen in dem unglücklichen Feldzuge gegen die Türken gedient hatte, dem Fürsten Franz Dietrichstein wurde L. zu den Monumenten, die ihm der Kaiser Joseph schon bei seinen Lebzeiten, und zwar im Arsenale der auf seinen Rath neu erbauten Festung Pleß, jetzt Josephstadt, und in dem großen Saale des Hofkriegsrathes durch Aufstellung von zwei Büsten gesetzt hatte, mit pietätvoller Feder ein drittes errichtet, indem er das abfällige Urtheil des Militärschriftstellers Jomini über L. zu widerlegen sich bestrebte. Neben den kriegerischen Eigenschaften und Verdiensten, die er an L. rühmt, hebt Dietrichstein besonders

hervor, welch' ausgezeichneter Chef des Generalstabes, welch' unvergleichlicher Organisator derselbe war. Und außerdem sagt er von ihm, er sei „voll Edelmuth und Zartgefühl, großmüthig, der liebenswürdigste Gesellschafter, der sanfteste Gebieter, der zugänglichste, mittheilendste, unterrichtendste Anführer, der standhafteste, vortrefflichste Freund, der unerschütterlichste Beschützer gewesen". Diese Worte des Fürsten Dietrichstein und mehr noch die treue Anhänglichkeit Josephs an L. werden jeden Zweifel darüber beseitigen, daß er trotz mancher Gebrechen ein ebenso pflichteifriger als selten begabter Mensch war, der es verdient, daß er insbesondere in Oesterreich in ehrenvollem Andenken fortlebe.

v. Arneth.

Ladenberg: Adalbert von L., preußischer Staatsmann, geb. am 18. Febr. 1798 in Ansbach als Sohn des preuß. Kriegs- und Domänenraths, späteren preuß. Staatsministers Philipp v. L. — Er besuchte das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin, trat 1815 als Freiwilliger in das preuß. Garde-Dragoner-Regiment, studirte, nachdem er 1816 als Lieutenant den Militärdienst verlassen, in Berlin, Heidelberg und Göttingen die Rechts- und die Cameralwissenschaft, wurde 1818 als Auscultator in den preuß. Staatsdienst aufgenommen, 1821 Assessor beim Appellationsgericht in Köln, 1823 Landgerichtsrath in Coblenz und 1824 nach seinem Uebergange in den Verwaltungsdienst, Regierungsrath sowie Justitiarius bei der Regierung in Köln, auch Bankcommissar und Justitiar beim dortigen Bankcontor, 1829 Ober-Regierungsrath und Vorstand der Finanzabtheilung bei der Regierung in Königsberg, 1831 in gleicher Eigenschaft in Merseburg, 1834 Präsident der Regierung in Trier, wo er in nähere Beziehungen zum späteren Minister von Rochow trat, die auf seine spätere amtliche Laufbahn nicht ohne Einfluß blieben. Auf besonderen Wunsch des Ministers v. Altenstein wurde L. durch Bestallung vom 31. Mai 1839 als Wirkl. Geh. Regierungsrath zum Director in dem von Altenstein bekleideten Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten ernannt und in dieses Amt am 11. Juli 1839 eingeführt. Ein königlicher Cabinetsbefehl vom 19. Octbr. 1839 berief ihn auch zum Mitgliede des Staatsraths. Nach Altenstein's Tode verwaltete L. jenes Ministerium in der Zeit vom 14. Mai bis 22. Octbr. 1840. Seit diesem Zeitpunkte war er in dem von Eichhorn versehenen Cultusministerium Director der Abtheilung für die evangelisch geistlichen, die Unterrichts- und die Medicinal-Angelegenheiten und erhielt 1841 die Stelle eines außerordentlichen Bevollmächtigten bei der Universität Berlin. Nachdem L. jene Stellung auch in den sog. Märzministerien, und zwar zunächst unter Graf Schwerin, dann in dem am 25. Juni 1848 ernannten, von Rud. v. Auerswald geführten Ministerium unter Rodbertus bis zum 6. Juli 1848 bekleidet hatte, übernahm er kraft königl. Cabinetsbefehls vom 3. Juli 1848 die interimistische Leitung des genannten Ministeriums in dem zuletzt erwähnten und in dem demselben am 21. Septbr. 1848 folgenden Ministerium von Pfuel-Eichmann. Seine endgültige, bis dahin auf wiederholte Aufforderung abgelehnte Uebernahme des Cultusministeriums erfolgte, als am 8. Novbr. 1848 das Ministerium des Grafen Brandenburg gebildet wurde. Als Mitglied dieses Ministeriums trug er mit die Verantwortlichkeit für die großen Actionen desselben und war er Mitunterzeichner der preußischen Verfassungen vom 5. Decbr. 1848 und 31. Jan. 1850. Obwol Mitglied preußischer Ministerien in den Zeiten größter Erregung, ist L. doch politisch nicht besonders hervorgetreten; als Cultusminister ging sein Streben stets auf Erhaltung des kirchlichen Friedens. Neben einem Erlasse Manteuffel's an die Prov.-Regierungen über die Betheiligung der Beamten an den Wahlen zur Volksvertretung erließ L. ein Rundschreiben an die Unterrichtsanstalten, bezüglich dessen in den „Grenzboten" (1849, 1. Sem. 1. Bd. S. 58) anerkannt wird, daß es haarscharf die

Gesinnung scheide, inwieweit der Lehrer Privatmensch, inwieweit er Beamter ist. Unter seiner Verwaltung wurde, auf Grund des Artikels 15 der Verfassung, die Sonderung des staatlichen und des kirchlichen Verfassungsgebietes vorgenommen. Nach dem Circularerlaß der Abtheilung des Ministeriums für die inneren evangelischen Kirchensachen vom 30. April 1850 war diese Abtheilung befugt, in inneren Angelegenheiten der evangelischen Kirche unmittelbar an den König als Inhaber der gesetzgebenden Gewalt in der Kirche zu berichten und dessen Anordnungen für die Kirche zu empfangen ohne daß es eines Dazwischentretens des Ministers der geistlichen Angelegenheiten als verantwortlichen Ministers bedürfe. Daran schloß sich die mittelst königl. Erlasses vom 29. Juli 1850 erfolgte Errichtung des Evangelischen Oberkirchenraths als des an Stelle jener Ministerialabtheilung tretenden Organs zur selbständigen Verwaltung und Anordnung der inneren evangelischen Kirchensachen in höherer Instanz. Ferner war Ladenberg's Verwaltung ausgezeichnet durch Vorbereitungen zu einem Unterrichts- und einem Medicinalgesetze sowie durch die Einleitung einer Reorganisation des Schulwesens in allen seinen Theilen. Die meisten dieser Angelegenheiten waren unvollendet, als der Verlauf der deutschen Verfassungsangelegenheit seine ministerielle Wirksamkeit für immer beendete. Anfang November 1850 hatte nach langen Kämpfen im Staatsministerium die Ansicht v. Manteuffel's und v. Stockhausen's die Oberhand behalten, wonach Preußen die Lösung der deutschen Reformfrage fernerhin in Gemeinschaft mit Oesterreich anstreben sollte. L. trat nicht schon mit v. Radowitz aus, auf dessen Seite er für Fortsetzung der „Union" eingetreten war. Die Wendung berührte ihn eben zunächst nicht so sehr wie den Minister des Aeußern. Aber schon bald hiernach erschien ihm Manteuffel's Politik immer bedenklicher für Preußen. Durch die von diesem am 15. Novbr. 1850 im Fürstencolleg der Union abgegebene Erklärung, Preußen habe der österreichischen Regierung mitgetheilt, es werde „als Unionsvorstand die Verfassung vom 28. Mai 1849 nicht ins Leben führen und betrachte dieselbe seinerseits als vollständig aufgehoben", waren die durch das Bündniß vom 26. Mai 1849 mit Preußen verbündeten kleineren deutschen Staaten sehr bestürzt und fühlten sich dermaßen getäuscht, daß zwei derselben sofort das Bündniß für erloschen erklärten. Dies schien L. um so bedenklicher für Preußen, als eine Einigung mit Oesterreich noch keineswegs in Aussicht zu stehen schien. Standen doch um diese Zeit 130 000 Mann Oesterreicher in Böhmen, um nöthigenfalls gegen Preußen verwendet zu werden. Der wieder kräftigere und zuversichtlichere Ton der Thronrede, mit welcher der König am 21. Novbr. die Kammern eröffnet hatte, machte den Fürsten Schwarzenberg mißtrauisch und am 25. Novbr. stellte er an Preußen das Verlangen, binnen 24 Stunden Kurhessen zu räumen. In dieser Lage ging L., während Manteuffel sich nach Olmütz begab, von der nachher durch die Thatsachen bestätigten Annahme aus, daß wenn Manteuffel in Gemäßheit der fünf Punkte seiner Instruktion verführe, es in Olmütz zu einer Einigung mit Oesterreich nicht kommen werde. Er versuchte daher, Manteuffel's Abwesenheit benutzend (Voss. Ztg. v. 9. April 1851; Vier Monate ausw. Pol., Berl. 1851), jene am 15. Novbr. zurückgestoßenen Staaten rasch wieder zu gewinnen, da deren Beistand gegen Oesterreich vielleicht schon bald recht werthvoll für Preußen werden könne. Er wollte den Schritt vom 15. Novbr. wieder rückgängig machen, die Sache schleunigst so wenden, daß die Union nicht als schon aufgelöst erscheine. Eine Handhabe dazu bot das von jenen Staaten damals gestellte Ersuchen um Aufklärung, warum mit obiger Erklärung Manteuffel's die derselben anscheinend widerstreitende Aufforderung verbunden sei, bereit zu sein, ihre Truppen auf die erste Aufforderung hin zu den preußischen Truppen stoßen zu lassen. L. eröffnete

daher dem Fürstencolleg der Union am 27. Novbr.: leider hätte die umfassende Darlegung des augenblicklichen Standpunkts der Verhandlungen über die deutsche Frage durch Mittheilung der zwischen Berlin und Wien gewechselten Schriftstücke noch nicht erfolgen können. Vielleicht dürfte auch hier der Einfluß von Mißverständnissen vorwalten, denen die Eröffnung vom 15. Novbr. allgemein zu unterliegen scheine. Daß Preußen sich von der Verfassung vom 28. Mai 1849 losgesagt habe, sei eben nur Preußens Ansicht. Man möge zwischen der Unausführbarkeit und dem Aufgeben der Verfassung unterscheiden. Das Bündniß vom 26. Mai bestehe unabhängig von der Verfassung „unwandelbar fest“. Preußen werde für das ungekränkte Fortbestehen der Unionsstaaten eintreten. Zugleich forderte L. im Namen Preußens als Vorstandes der Union die schleunigste Mobilmachung der Truppen aller Verbündeten. In der That gelang es ihm durch diesen Schritt wenigstens einige Staaten bei Preußen festzuhalten. Alle thüringischen, die anhaltischen, die reußischen und die schwarzburgischen Staaten erklärten sich unter diesen Umständen bereit, beim Bündniß auszuharren und begannen auch aufs schleunigste die Ausrüstung der Truppen. Ladenberg's Schritt kann nicht als auffällig erscheinen und sollte kein eigentliches Widerspiel gegen die Handlungen des Ministers des Aeußern sein. Es geht dies besonders daraus hervor, daß letzterer die Erlaubniß nach Olmütz zu gehen, nur dadurch erhalten hatte, daß er vorstellte, man müsse, da die Rüstungen Preußens noch nicht vollendet wären, jedenfalls verhandeln, um Zeit zu gewinnen. Erst der Abschluß des Vertrags von Olmütz belehrte L., daß die Politik Preußens hinfort von ganz anderen Voraussetzungen ausgehen solle als welche er für selbstverständlich gehalten und welche ihn zu dem ebenso entschiedenen als patriotischen Schritte bewogen hatten. Sein Eingreifen war nun vergeblich gewesen, seine Betheuerungen im Fürstencolleg waren thatsächlich Lügen gestraft. Daß dies der Grund seines am 19. Decbr. 1850 erfolgten Rücktritts (Pr. St.-Anz. S. 2037) war, ging auch aus der Ansprache hervor, mit welcher er sich, nach einem Berichte der halbamtlichen Berliner Zeitung „Deutsche Reform“ (Nr. 1274) am 21. Decbr. 1850 von den Räthen des Cultusministeriums verabschiedete. Er bemerkte damals ausdrücklich, daß seine „Auffassung von Preußens Ehre und Wohl“ ihm den schweren Schritt geboten habe. Der Wirkl. Ober-Consistorialrath und Oberhofprediger Ehrenberg sowie der Geh. Oberregierungsrath Joh. Schulze beantworteten seine Ansprache mit Worten großer Anerkennung. L. ward, unter Belassung des Prädicats „Excellenz“, zum Chef der Oberrechnungskammer in Potsdam ernannt, wo er am 15. Febr. 1855 am Nervenfieber starb. L. schrieb anonym: „Uebersicht der französischen und preußischen Hypothekenverfassung“ (Köln 1829) und „Preußens gerichtliches Verfahren in Civil- und Criminalsachen“ (3. Aufl. Köln 1842). Es mag erwähnt werden, daß der Potsdamer Depeschendiebstahl auch L. betraf (Augsb. Allg. Ztg., Beil. z. Nr. 89 vom 29. März 1856). L. war 1849 Mitglied der ersten Kammer. 1850 stiftete der König für ihn, Graf Brandenburg, Manteuffel und v. Strotha eine besondere Auszeichnung: sie sollten allen ihren Ehrenzeichen Krone und Scepter beifügen als Zeichen, daß die Träger „Thron wie Vaterland gerettet haben“. Im Nekrolog Ladenberg's in der Augsburger Allg. Ztg. vom 18. Febr. 1855 hieß es: „Wenn die Bethmann'sche Fraction ihre Häupter zählte und ihre Fähigkeiten prüfte, ein Ministerium zu bilden, so dachte sie an L. stets als an den künftigen Premier. L. war dem Pietismus abgeneigt. Daher die schiefe Stellung, in der er sich mehrere Jahre hindurch zum Ministerium Eichhorn befand. Aus dem Ministerium Brandenburg schied er aus, als ihm dessen Politik bedenklich wurde. Sein Standpunkt war der des „Preußischen Wochenblatts“ und in der Nähe des Prinzen von Preußen“.

Aus d. Briefwechsel Fr. W.'s IV. mit Bunsen. Von L. v. Ranke (Lpz. 1873, S. 86); Deutsche Rundschau. 1881. August-Heft (Potsd. u. Berl. Briefe eines preuß. Offiz. a. d. J. 1848); Bernstein, Die Jahre der Reaction (Berl. 1881); Rimpler, D. berl. Bürgerwehr (Brandenb. 1883). Wippermann.

Ladenberg: Philipp v. L., geb. am 15. Aug. 1769 in Magdeburg, † am 11. Febr. 1847 in Berlin. Er studirte 1786—89 die Rechte in Halle und Bonn, wurde dann Auscultator am Stadtgericht in Berlin, 1792 Referendar bei der kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer, 1794 Assessor bei dieser Behörde, ward 1795 als Kriegs- und Domänenrath nach Ansbach versetzt, 1806 zum Director dieser Behörde in Bialystock ernannt, 1807 in gleicher Eigenschaft nach Marienwerder versetzt, 1809 zum Regierungsdirector in Potsdam befördert und stand seit 1810 an der Spitze der Abtheilung des Finanzministeriums für directe und indirecte Steuern. Als 1817 der preußische Staatsrath eingesetzt wurde, befand sich L. neben Wilhelm v. Humboldt, Eichhorn, Maaßen, Rother, v. Savigny, v. Jordan, Ancillon u. A. unter den 34 Staatsdienern, welche durch besonderes Vertrauen Sitz und Stimme im Staatsrathe erhielten. Nachdem ferner durch Verordnung vom 3. Novbr. 1817 eine Generalcontrole der Finanzen für das gesammte Etats-, Kassen- und Rechnungswesen sowie für die Staatsbuchhaltung eingesetzt worden, befand sich L. in der Commission des Staatsraths, welche zum ersten Male zur Prüfung des gesammten Staatshaushalts ernannt wurde. Die übrigen Mitglieder waren Humboldt, Klewitz, Schön und Vincke. Diese Generalcontrole, an deren Spitze L. als Director stand, gestaltete sich zu einer drückenden Last für den Finanzminister, sodaß Graf Bülow 1817 von dieser Stelle zurücktrat. Auch dessen Nachfolger Klewitz litt unter diesen Verhältnissen umsomehr, als 1819 der Staatskanzler v. Hardenberg sich von der unmittelbaren Leitung der Generalcontrole zurückzog und sie ganz dem als eifrigen Verfechter des alten Accisesystems sich auszeichnenden L. übertragen hatte. Nach Hardenberg's Tode wurde eine „Commission zur Verbesserung des Staatsorganismus“ eingesetzt, welche ohne Betheiligung eines Verwaltungschefs alle Zweige des Staatseinkommens einer Prüfung unterwarf. Diese Commission stand unter Ladenberg's Leitung, während Graf Lottum Vorsitzender war. 1823 wurde L. als Chefpräsident an die Spitze der Oberrechnungskammer gestellt und in demselben Jahre zum Director der Kronfideicommißverwaltung berufen. 1825 folgte seine Ernennung zum Geh. Rath mit dem Titel Excellenz. Zugleich wurde ihm die selbständige Leitung der Generalcontrole übertragen. Diese Stellung bekleidete er bis zur Aufhebung dieser Einrichtung durch Verordnung vom 29. Mai 1826. Als 1834 nach dem Tode des Finanzministers Maaßen eine Dreitheilung des Finanzministeriums vorgenommen wurde, erhielt L. die neue Stelle eines Chefs der die Domänen und Forsten umfassenden 2. Abtheilung des Ministeriums des königl. Hauses. 1837 wurde L. zum Geh. Staatsminister ernannt. Bei Vollendung seines 50sten Dienstjahres erhielt er die Brillanten zum Rothen Adlerorden 1. Classe mit Eichenlaub und König Friedrich Wilhelm IV. verlieh ihm am Tage der Huldigung den Schwarzen Adlerorden. Die zur Feier seines Dienstjubiläums von den preußischen Forstbeamten gegründete Ladenberg'sche Stiftung bezweckt die Unterstützung der Söhne unbemittelter Forstbeamten bei ihren Studien. Auf wiederholtes Ersuchen wurde L. 1842 durch huldvolles Cabinetsschreiben des Königs in Ruhestand versetzt. 5 Jahre später starb er in Berlin. Die Beisetzung erfolgte im Familienbegräbniß zu Halle.

N. Nekrol. d. D. Jahrg. 1847. Varnhagen, Bl. a. d. pr. Gesch.: Bd. 1. Brf. v. Sept. u. Nov. 1820; Bd. II. Brf. vom 10. Dec. 1822; Bd. 4. Brf. vom 20. April 1826; (L. A. v. Jordan:) Gedenkblatt a. d. 2. Jan. 1873 rc. (als Manuscr. gedr. Magdeb. Dec. 1874). Wippermann.

Ladenmacher: Georg L., ein Wiedertäufer, der im J. 1562 in Köln gefangen genommen und im Rhein ertränkt ward. Wahrscheinlich ist er derselbe, der auch Jörg Friesen genannt ward und das, Wackernagel, das deutsche Kirchenlied, Band 5, S. 821 ff., abgedruckte Lied gedichtet hat. Vgl. übrigens Wilhelm von Keppel (Bd. XV S. 625). Goedeke 1, S. 224, Nr. 29. Koch, Geschichte des Kirchenliedes, 3. Aufl., Bd. II, S. 144. l. u.

Ladensack: Johann Michael L., geb. im J. 1724 zu Merseburg und gestorben den 10. August 1790 zu Altona, war ein Schwärmer und Separatist, der sich durch die von ihm geleiteten Conventikel bekannt gemacht hat. Seinem Stande nach Schneider ward er in London durch den dortigen Prediger Zegenhagen mit den pietistischen Bestrebungen bekannt. Als er sich darauf im J. 1755 in Hamburg niederließ, hielt er in seinem Hause Erbauungsstunden, die als „Herrnhuter Zusammenkünfte" bezeichnet werden. Versuche, die abseiten seines Beichtvaters im Auftrage des Ministeriums gemacht wurden, ihn davon abzubringen, fruchteten nichts. Schließlich machten diese Conventikel solches Aufsehen, daß ihm „der Pöbel in starker Anzahl in das Haus drang" und ihn zwang, sie einzustellen. Unter dem 10. Decbr. 1762 erließ sodann der Senat an ihn und einen Gesinnungsgenossen Johann Gottfried Schuster den Befehl, bei ihren an und für sich löblichen häuslichen Andachten keine fremden Personen zulassen oder belehren zu wollen. L. verließ darauf Hamburg und zog nach Altona. Hier hatte seine Aufnahme anfänglich Schwierigkeiten, weil er den Eid verwarf und deshalb auch den Bürgereid nicht leisten wollte; aber durch Vermittelung des Administrators von Rantzau, des Baron von Söhlenthal, erhielt er kraft unmittelbarer königlicher Erklärung ohne Eidesleistung das dortige Bürgerrecht. Er fing nun in Altona an, die Versammlungen der Separatisten in seinem Hause zu leiten; man sang dabei aus den „Stimmen aus Zion", einem bekannten pietistischen Liederbuche und L. hielt dann eine Ansprache. Anfänglich hielt man auch Liebesmahle, stellte sie aber hernach wegen bei ihnen entstandener Streitigkeiten wieder ein. Im ganzen gehörte L. zu den weniger kirchenfeindlichen Separatisten, so daß sich allmählich die weitergehenden von ihm trennten und eigene Gemeinschaften bildeten. Unter seinen gedruckten Schriften ist die merkwürdigste die „Nachricht von seiner am 24. Januar 1762 gehabten Erscheinung".

Vgl. Bolten, Historische Kirchennachrichten von der Stadt Altona, 2. Bd. Altona 1791, S. 15 ff. u. S. 412. — Lexikon der hamburg. Schriftsteller, Bd. 4, S. 271 ff. — Bei Meusel, Lexikon, Bd. 8, S. 10, ist der Titel der ersten genannten Schrift aus den Titeln zweier bei Bolten a. a. O. S. 20 angeführten, von denen die eine gar nicht von L. ist, zusammengeschrieben. l. u.

Ladenspelder: Johann L. von Essen, auch Johann von Essen genannt, Maler und Kupferstecher um die Mitte des 16. Jahrhunderts, ist bei Füßli (Künstlerlex. Forts. 659), mit Berufung auf den Franzosen Flor. le Comte (T. I, p. 145) als alter Kupferstecher mit dem corrumpirten Namen „Johann Ladespeldrickt" vorgeführt. Er stammte aus der Stadt Essen im Bergischen und nennt sich auf seinen Blättern ein paar Mal: Joannes Ladenspelder Essendiensis oder kurzweg Joannes Essendiensis. Auf seinem in ersterer Weise bezeichneten Eigenbildnisse zeigt er an, daß er 1540 im Alter von 28 Jahren stand, woraus sich 1512 als das Geburtsjahr ergiebt. Das späteste Datum auf seinen Blättern ist 1554, was jedoch für die Bestimmung seiner Lebensdauer ohne abschließende Bedeutung ist, da seine Stiche zum bei weitem größeren Theile undatirt sind. Es war bisher unbekannt geblieben, an welchem Orte er sich zum Zwecke seiner Kunstthätigkeit niedergelassen hat. Die Schreins- oder Grundbücher von Köln geben den erwünschten Aufschluß. Hier trifft man den Maler Jo-

hann von Essen mit Margret Hoffens, seiner Ehefrau, im J. 1561, wo er Hausbesitzer auf der Wahlgassenecke beim Heumarkte wird (Martini: Eckardi). Er hatte wol damals aus seinem vieljährigen künstlerischen Schaffen so viel gewonnen, um die Stellung eines Miethers mit der eines Eigenthümers vertauschen zu können. Gemälde von ihm sind nicht mehr bekannt, dagegen haben Bartsch (Peintre-Graveur, IX, 57—67) und Passavant (P.-G. IV, 142—148) seine Kupferstiche verzeichnet, die bei letzterem bis auf 61 Nummern gestiegen sind. Es sind religiöse, mythologische, allegorische und ornamentale Darstellungen, Copien nach alten italienischen Tarockkarten und zwei Bildnisse: das eines ungenannten Mannes mit Barett und der Beischrift Fiat voluntas tua Domine 1554, und das bereits erwähnte des Künstlers selbst. Letzteres, 4 Z. 11 L. hoch und 1 Z. 10 L. breit, zeigt denselben in halber Figur nach rechts in einem Medaillon mit der Inschrift Imago Joannis Ladenspelder Essendiensis Anno Aetatis sue XXVIII. 1540. Zu den Seiten sind Laubverzierungen und rechts neben dem Kopfe befindet sich das Monogramm. Bei Bartsch ist das Altersjahr, abweichend von Passavant, mit XXVIIII angegeben. Die Kupferstiche Ladenspelder's sind sämmtlich selten und empfehlen sich durch zarte und fleißige Ausführung. Vier verschiedene Monogramme kommen auf denselben zur Anwendung.

J. J. Merlo.

Ladislaus Posthumus, König von Böhmen und Ungarn und Herzog von Oesterreich, wurde erst nach dem vorzeitigen Tode seines Vaters Albrecht von Oesterreich, der als Schwiegersohn des letzten Luxemburgers Sigismund die Krone von Böhmen und Ungarn ererbt hatte und ihm auch als römischer König gefolgt war († am 27. Octbr. 1439, vgl. Bd. I, 227 ff.), am 22. Febr. 1440 zu Komorn in Ungarn geboren. Seine Mutter Elisabeth ließ ihn schon am 17. Mai in Stuhlweißenburg mit der heimlich entführten Krone des heiligen Stephan krönen. Da aber eine feindliche Partei den jugendlichen Polenkönig Wladislaw herbeirief, brachte sie den Knaben sammt der Reichskrone nach Oesterreich und übergab ihn der Vormundschaft des Herzogs von Steiermark und römischen Königs Friedrich, der der Senior des österreichischen Hauses war. Sie selbst starb plötzlich am 19. Dec. 1441. Inzwischen ward Wladislaw in Ofen gekrönt, fiel aber schon 1444 bei Varna gegen die Türken. Darauf ward Ungarns populärster Kriegsmann Johann Hunyadi, der Sprößling eines walachischen Bojarengeschlechts, 1446 zum Reichsverweser erwählt, der zwar die Auslieferung des Prinzen begehrte, aber im Interesse der Erhaltung seiner eigenen Macht von Friedrich sich hinziehen ließ. Auch die Böhmen, obwol sie zur Wahl eines andern Königs nicht gelangten, versagten dem Kinde die Anerkennung des Erbrechts. Ihren Forderungen, daß er, wenn L. ihr König werden solle, als Vormund desselben die Regierung Böhmens übernehmen oder ihnen den Prinzen ausliefern sollte, setzte Friedrich denselben Widerstand entgegen wie den Anträgen der Ungarn. In der darob überhandnehmenden Anarchie des Landes gelang es dem noch jugendlichen Georg von Podiebrad (Bd. VIII, S. 602), dem Führer der utraquistischen Partei, sich Prags zu bemächtigen (1448) und seine Anerkennung als Landesverweser durchzusetzen (1452). Auch die Oesterreicher wurden mit jedem Jahre unzufriedener mit Friedrichs vormundschaftlicher Regierung. Schon als er 1452 L. zur Krönung mit nach Rom nahm, gährte es im ganzen Lande, und bald nach seiner Rückkehr zwangen die Unzufriedenen unter Führung von Ulrich Eizinger (Bd. V, S. 778) und im Einverständniß mit Graf Ulrich von Cilli (Bd. IV, S. 262), dem nächsten mütterlichen Verwandten des Prinzen, und auch mit Ulrich von Rosenberg, der bisher an der Spitze der katholischen Partei in Böhmen gestanden hatte, den Kaiser durch eine Belagerung in Wienerisch-Neustadt, ihnen den nunmehr zwölfjährigen Prinzen auszuliefern, 4. Septbr. 1452. L. war ein schlanker, blonder Knabe von freundlichem Aus-

sehen, aber von frühreifem Geiste. Kein Wunder, daß der Erbe dreier Reiche inmitten seiner von eigensüchtigen Interessen erfüllten Umgebung frühzeitig ein beobachtendes und zurückhaltendes, zur Verstellung und Heuchelei geneigtes Wesen gewann. Von festem Eigenwillen erfüllt lernte er denselben zu verbergen, bis er die richtige Stunde fand ihn durchzuführen, er verschob die Rache ohne sie aufzugeben. In Ungarn legte jetzt Hunyadi freiwillig die Reichsverweserschaft nieder und ward dafür mit reichen Ehren und Gütern belohnt, desgleichen sein Sohn Ladislaus. Schwieriger waren die Verhältnisse in Böhmen. Der böhmische Landtag im October 1452 wollte L. nur mit Uebergehung seines Erbrechts als gewählten König und auf Bedingungen hin annehmen, wobei es sich hauptsächlich um die Anerkennung der Basler Compactaten als böhmisches Reichsgrundgesetz und des Johann Rokyçana als Prager Erzbischof handelte. Die Nebenländer indessen, in denen der Utraquismus verhaßt war, betrachteten ihn einfach als ihren erblichen Herrn. Zum großen Aerger der Böhmen huldigten ihm die Mährer bedingungslos im Juli 1453 vor seiner Krönung in Prag, die erst am 28. Octbr. in Prag erfolgte. Nicht Rokyçana, ein katholischer Prälat krönte den jungen Fürsten, der eine entschiedene Abneigung gegen den Utraquismus kundgab. Auch besaß er keine Kenntniß der böhmischen Sprache, die bis auf wenige Städte wie etwa Brüx, Eger, Kaden im ganzen Königreich die alleinherrschende geworden war. Zunächst fügte er sich ganz der Leitung Podiebrad's, dem er die Verweserschaft auf 6 Jahre bestätigt hatte. Er legte durch die Erlaubniß zur Auslösung der schlesischen Fürstenthümer Münsterberg und Glatz den Grund zu dem fürstlichen Stand des Hauses Podiebrad. In Schlesien und namentlich in Breslau war man mit dem Anschluß des Königs an Podiebrad äußerst unzufrieden, in Breslau feierte damals Capistrano, „der Heilige des 15. Jahrhunderts", mit seinen Predigten gegen die Heiden, Juden und Ketzer seine größten Triumphe, die Stadt weigerte sich dem König zu Prag inmitten der Ketzer zu huldigen, weil er dort in seinem Willen nicht frei sei; so zog er denn von Podiebrad begleitet, im December 1454 selbst nach Breslau, dem „andern Stuhl des Königreichs zu Böhmen", um die Huldigung einzunehmen. Von Breslau ging er nach Wien, wo er mit großen Ehren empfangen wurde. Den Eizinger, der vor zwei Jahren die Verbannung des Grafen von Cilli erzwungen hatte, entließ er hier auf Wunsch der österreichischen Stände und rief den Cillier zurück. Er sehnte sich nach seinem Rath, weil er sich nach Ungarn zu wenden gedachte, um dort der großen Macht Hunyadi's, die seine eigene in den Schatten stellte, und namentlich ihm die königlichen Einkünfte schmälerte, entgegen zu treten. Dazu war Niemand bereiter als Ulrich von Cilli, der Hunyadi's Todfeind war. Doch war damals wegen des Türkenkrieges (1453 war Constantinopel gefallen) Hunyadi noch zu schonen, der König nahm seinen jüngeren Sohn Matthias unter seine Pagen auf, dem älteren Ladislaus verlobte der Graf von Cilli seine Tochter. Das täuschte Hunyadi nicht. Als der König im Frühjahr 1456 nach Ungarn kam, weigerte er sich ohne königlichen Geleitsbrief an das Hoflager zu kommen, dann erschien er mit einer Begleitung, die wie ein Heer war. Die Kunde von dem in diesem Jahre nicht mehr erwarteten Zuge Mohammeds II. gegen Belgrad ließ noch einmal den Hader vergessen. Am 21. Juni 1456 schlugen Hunyadi und Capistrano mit seinen Kreuzfahrern die Türken aufs Haupt. Wenige Wochen nachher erlag der 68jährige Held dem Lagerfieber. Jetzt gedachte der Graf von Cilli an seine Stelle zu treten. Zum Statthalter ernannt eilte er mit dem König nach Belgrad, um sich dieses wichtigen Platzes zu versichern, da ward er in einem absichtlich herbeigeführten Streite mit Ladislaus Hunyadi von dessen Freunden erschlagen. So lebhaft der junge König, der in dem Grafen von Cilli einen ihm gegenüber uneigennützigen Diener und nahen Verwandten verlor, die auch ihm darin zugefügte Gewalt empfand, äußerte er doch

keinen Zorn. Er sagte seinen Vertrauten, die Nothwendigkeit gebiete das ruhig zu ertragen, was man nicht ändern könne. Er ernannte Ladislaus Hunyadi zu seinem Schatzmeister und seinen Oheim zum Hauptmann von Belgrad. Erst in Ofen warf er die Maske ab, ließ Ladislaus Hunyadi, den er zu einer Unterredung beschieden hatte, in seiner Gegenwart verhaften und nach zwei Tagen öffentlich enthaupten. Seine Rückkehr nach Wien glich mehr einer Flucht aus Ungarn, das halbe Land erhob sich gegen ihn, den jüngern Matthias Hunyadi nahm er gefangen mit sich. In Wien gerieth er zunächst in Streit mit seinem Vetter dem Kaiser über die Cilli'sche Erbschaft, dann auch mit den österreichischen Ständen, die über die Verwaltung seines Günstlings Holzer (Bd. XIII, S. 27) erbittert waren. In seine Vertheidigung mischte dieser auch die Anklage, Podiebrad habe um die Verschwörung der Hunyadi's gegen den Grafen von Cilli und den König gewußt, und dies brachte die Böhmen und ihren Gubernator derartig auf, daß L., um sie zu beschwichtigen, im September 1457 seinen Hof nach Prag verlegte und hier im vollkommensten Einvernehmen mit Podiebrad lebte und regierte. Es wurde auch bestimmt, daß er in Prag seine Vermählungsfeier halten sollte. Eine stattliche Gesandtschaft zog nach Frankreich, für ihn um die Prinzessin Margarethe zu werben. Schon hatten die Gesandten ihre feierliche Audienz bei König Karl VII. gehabt, als ihnen die unerwartete Trauerkunde nacheilte, ihr König sei nach kurzer Krankheit am 23. Novbr. verschieden. Am 20. hatte er sich zuerst unwohl gefühlt. Zwei Beulen, die sich am Körper bildeten, verheimlichte er aus Schamgefühl. Als die Aerzte gerufen wurden, war es bereits zu spät. Er starb in Podiebrad's Armen, dem er das Reich empfahl. Der Bericht über die Erscheinungen und den Verlauf der Krankheit läßt dieselbe als eine Beulenpest erscheinen. Jedoch verbreitete sich in der deutschen Umgebung des Königs, die man von dem Sterbenden fern gehalten hatte, der Glaube, es sei ihm Gewalt geschehen, und man beschuldigte erst leise, dann lauter Podiebrad und seine Gemahlin den König vergiftet zu haben. Obwol Podiebrad aus dem plötzlichen Tode des jungen Herrschers den höchsten Gewinn zog und nun selbst die Krone Böhmens davontrug, während andererseits bei dem Charakter des Königs das Schicksal des jüngeren Hunyadi auch für ihn eine Drohung sein mußte, ist doch der Krankheitsbericht deutlich und bestimmt genug, um eine natürliche Todesursache annehmen zu können. Derartige Pesterscheinungen sind nach dem medicinischen Gutachten, welches Palacky in seinem „Zeugenverhör über den Tod des Königs Ladislaw" mittheilt, in jener Zeit in Böhmen beobachtet worden.

Krones, Geschichte von Oesterreich. Palacky, Geschichte von Böhmen u. a. m. Palacky's Zeugenverhör ist übrigens gerade in demjenigen Theile, von dem es den Namen hat, sehr unvollständig. Markgraf.

Ladiver: Elias L., verdienter Schulmann im Siebenbürger Sachsenland, ist um das Jahr 1630 in Silein in Nordungarn (im Trentschiner Comitat) geboren, wo sein Vater evangelischer Pfarrer war. Von wesentlichem Einfluß auf seine Entwicklung ist Comenius (A. D. B. Bd. IV, S. 431) gewesen, den der siebenbürgische Fürst Georg Rakozi II. 1650 an seine Schule nach Saros-Patak in Ungarn gerufen hatte und dessen Unterricht hier L. eine Zeit lang genoß. Von 1652 an setzte er seine Studien in Wittenberg fort; 1653 wurde er als Rector an die Schule von Silein berufen, worauf er 1659 als Lehrer nach Bartfeld ging. In eifrigen Disputationen mit den Kaschauer Jesuiten genoß er den Ruf, ein großer Kenner von Aristoteles zu sein und wurde 1667, nachdem er ein halbes Jahr Pfarrer in Teple im Liptauer Comitat gewesen, als Professor der Logik und Poesie an das Collegium der evangelischen Stände nach Eperies berufen. Das war zu derselben Zeit, als in Ungarn der allwärts einflußreiche

Jesuitismus die Staatsgewalt zu schonungsloser Verfolgung des Protestantismus mißbrauchte; den Dragonern des Erlauer Bischofs Franz Segedi öffneten sich am 6. Juni 1672 die Thüren der evangelischen Kirche und der Schule in Eperies, die 400 Schüler zählte; vier Prediger und zehn Lehrer mußten ins „Elend“ wandern, darunter auch L. In Danzig, in Königsberg, in Polen flüchtig umhergetrieben fand er endlich im Siebenbürger Sachsenland eine dauernde Ruhestätte. Ihn und einen anderen, aus Kaschau vertriebenen Lehrer J. Fabritius kennen zu lernen, veranstaltete der Rath von Hermannstadt am 8. März 1673 eine öffentliche Disputation und ernannte L. in Folge davon zum außerordentlichen Lector des Gymnasiums. Fünf Jahre später berief ihn (26. Sept. 1678) Schäßburg zum Rector seines Gymnasiums. Hier hatte das treue deutsche Bürgerthum auf der höchsten Stelle des Bergplateaus, das die starke mauer- und thurmgeschirmte „Burg“ trug, am Anfang des 17. Jahrhunderts eine „neue Schule“ gebaut; ein geräumiger gewölbter Hörsaal, zugleich mit Wohnungen für Lehrer und Schüler; die würdige Inschrift des Gebäudes: Schola seminarium reipublicae zeugte vom Geist der Gründung. Ueber die Stadt selbst war in den drei Menschenaltern seither in wiederholtem innerm Krieg der einheimischen Fürsten, in Türken- und Tartarenraubzügen, in Pest und Brand schwerstes Verderben gekommen, das auch im Rückgang der Schule kenntlich war; ihr zu helfen rief die Stadt L. zum Rector. Als solcher wurde er in dreijähriger Amtswaltung nach dem Zeugniß der Zeitgenossen „der Wiederhersteller der Schule“. Eine Schulordnung regelte Leben und Studien der Schüler der ersten (obersten) Classe, die in drei Jahren nicht weniger als 60 aufnahm, von welchen L. 19 auf die Hochschulen Deutschlands entlassen konnte. Sein schönes Verdienst ist es, daß er auf Grund früherer Aufzeichnungen die noch vorhandene „alte Schulmatrikel“ anlegte, die eine der bedeutendsten Quellen zur Geschichte des siebenbürgisch-sächsischen Gymnasiums ist. Pfarrer und Rath der Stadt ehrten ihn dadurch, daß sie ihn von der Pflicht enthoben, mit den andern Lehrern im Chor der Pfarrkirche stehend den Gesang zu leiten und die Leichenzüge zu begleiten; die bedeutendste Zunft, die der Schneider, gedachte seiner mit Ehrengaben. Seine (lateinischen) Schriften sind theologischen und philosophischen Inhalts, für die Kenntniß der literarhistorischen und Schulentwicklung jener Zeit von Werth. Ladiver's bedeutendster Schüler ist M. Martin Kelp (Allg. d. Biogr. XV, 595); im Spätjahr 1681 legte er das Rectorat in Schäßburg nieder, um die Leitung des wiederhergestellten evangelischen Collegiums in Eperies zu übernehmen, wohin ihn Emerich Tökölyi berufen hatte. Hier ist er 1686 gestorben; in der Geschichte des siebenb.-sächsischen Schulwesens bleibt sein Name unvergessen.

Außer Zwittinger und Wallaszky Seivert, Nachrichten über sieb. Gelehrte, Preßburg 1785; J. S. Klein, Nachrichten von den Lebensumständen und Schriften evang. Prediger in Ungarn, Leipzig u. Ofen 1789, I, 150; Jos. Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen, Kronstadt 1870, II, 319; G. D. Teutsch, Geschichte des Schäßburger Gymnasiums — im Programm desselben zum Schluß des Schuljahres 1852/53. G. D. Teutsch.

Ladomus: Johann Friedrich L., geb. den 1. Novbr. 1783 in Bretten, † den 3. Decbr. 1854 in Karlsruhe. Er studirte in Heidelberg, ging jedoch schon 1800 nach Karlsruhe, um den Privatunterricht des Ingenieurobersten Tulla zu benutzen. Ein trefflicher Geometer, hatte sich dieser Mann damals besonders durch seine „Näherungsconstruktionen“ bekannt gemacht, auf deren Bedeutung erst wieder in einer Abhandlung von Professor Favaro in den Abhandlungen des venetianischen Institutes von 1880 hingewiesen worden ist. Der Einfluß Tulla's auf L. tritt in mehreren Schriften des letzteren erkennbar hervor. Im J. 1805 befand sich derselbe zu Leipzig, und kurz darauf scheint er jene Privat-

lehranstalt in Stettin gegründet zu haben, von deren Direction er 1807 abberufen wurde, um eine mathematische Professur an der neugegründeten badischen Ingenieurschule — dem heutigen Polytechnikum — zu übernehmen. Bis zu seiner im J. 1850 erfolgten Pensionirung bekleidete er diesen Posten. Lados-mus' Schriften suchen weniger die Wissenschaft selbst zu fördern, als vielmehr deren pädagogische und philosophische Seite. Es sind folgende Titel zu verzeichnen: „Umfang und Eintheilung der Perspective", 1804; „Zeichnungslehre nach Pestalozzi's Grundsätzen", 1805; „Pestalozzi's Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse in Beziehung auf Arithmetik als Wissenschaft", 1807; „Geometrische Construktionslehre", 1812, 2. Aufl. 1818 (das tüchtigste Werk). Die (im betreffenden Artikel erwähnte) eigenthümliche Raumtheorie eines zeitgenössischen Mathematikers erörtern die „Beiträge zur Methodik der reinen Mathematik überhaupt und insbesondere zur Beurtheilung der Langsdorf'schen Theorie des Raumes", 1809.

Poggendorff, Biographisch-litterar. Handwörterbuch, 1. Bd. — v. Weech, Badische Biographien (d. betr. Artikel von Lüroth). — Einzelne Angaben in Vorreden der aufgeführten Bücher. Günther.

Laensbergh: Matthäus L., Mathematiker, Arzt und Astrolog. Sein Geburtsort ist Lüttich in Belgien und die Zeit seiner Geburt sehr wahrscheinlich das letzte Zehntel des 16. Jahrhunderts. Er gilt als der Verfasser des in Belgien und Frankreich noch heute, wie vor fast 250 Jahren allgemein von vornehm und gering gekauften und zu Rathe gezogenen „Lütticher" astrologischen Kalenders. Seine äußeren Lebensverhältnisse sind nicht bekannt, nach einer alten Ueberlieferung jedoch hat er in der Straße St. Aldegunde gewohnt und ist noch 1650 am Leben gewesen. Schon in seinem ersten Kalender vom Jahre 1635 zeigt sein Bild einen Mann von reiferem Alter: eine lange Gestalt, breite Stirn, starke Nase, langes ungekämmtes Haar und Bart und alles bis auf sein weites Gewand stellt eine Persönlichkeit dar von kaltem Blute, ernstem Charakter und wenig geneigt, seinen geneigten Leser zu betrügen. Einige Bibliographen haben angenommen, daß sein Name ein erdichteter sei und ebenso wollten verschiedene Mathematiker und Astronomen behaupten, bald, daß unser Kalendermacher ein zu Middelburg 1632 verstorbener Philipp v. L., bald, daß er ein Kanonikus von St. Bartholomäus zu Lüttich gewesen sei. Alle diese Annahmen sind jedoch falsch und die wirkliche Existenz Laensbergh's unterliegt nach neueren Forschungen keinem Zweifel, was auch durch eine in der Familie des Druckers Bourguignon, des Erben und Nachkommen des Lütticher Druckers dieses Kalenders, Leonhard Streel, aufbewahrte Tradition bestätigt wird. Doch erscheint sein Name zuerst als „Lansbert" und erst seit 1647 als „Laensbergh", immer aber ließ er als ein Zeichen seiner profunden Gelehrsamkeit seinem Namen das Wort „Meister" vorangehen. L. hatte sich der Mathematik und der Medicin gewidmet und als diesen Wissenschaften durchaus unerläßlich auch der Astrologie. Denn noch zu seiner Zeit, wie im Mittelalter, würde kein Arzt oder Chirurg es gewagt haben, einem Patienten Hülfe zu leisten, ohne vorher den Aspect der Gestirne befragt zu haben, und jeder Jünger des Aesculap mußte im Stande sein, am Himmel das Schicksal seines Kranken zu lesen. War er aber dazu unfähig, so ließ er denselben gewiß nicht eher purgiren oder schröpfen, ehe er zu seinem Orakel, das heißt zu einem Kalender seine Zuflucht genommen hatte. Und diesem Zwecke sollte auch der Kalender des L. dienen, dessen Ruf ein so ausgezeichneter war und noch ist, daß er nach dem Tode des Verfassers, jedoch stets unter seinem Namen, nicht allein im 17. Jahrhundert wiederholt, sondern noch heute zu Brüssel, Doornik (Tournay), Ryssel (Lille), Rouen, Mans, Montereau, Epernay, Troyes und ganz besonders zu Paris nachgedruckt wird;

in letzterer Stadt allein erscheint alljährlich wenigstens ein Dutzend dieser Kalender oder Almanache unter dem Patronate unseres Propheten. Und in der That, das Ansehen, welches L. zu jeder Zeit als Astrolog genossen, ist ein ganz außergewöhnliches und selbst hohe Persönlichkeiten zitterten, während sie seine Prophezeiungen lasen. In der Ausgabe des Jahres 1774 war für den Monat April und zwar unter dem Zeichen des Stiers die Prophezeiung gedruckt: „Une dame des plus favorisées jouera son dernier rôle“. Auf der Stelle ließ Madame du Barry, die Maitresse Ludwigs XV., im Glauben, solche Offenbarung beschwören zu können, diesen Druck confisciren und wiederholte immerfort (Anecdotes sur Mme la comtesse du Barri, Londres 1778, II. 376) die Worte: „Je voudrois bien voir ce vilain mois d'avril passé“; ihr königlicher Liebhaber starb aber den 10. des folgenden Monats und die Rolle der Gräfin war ausgespielt. So sollte sich die Prophezeiung erfüllen! Ohne Zweifel waren es einige Aussprüche dieser Art, wobei der Zufall gute Dienste geleistet, denen L. ebenso wie vor ihm Nostradamus oder noch in unseren Tagen der „Schäfer Thomas“ seine Berühmtheit und Verbreitung verdankte. Und dazu kamen noch, wie bei seinem älteren oberdeutschen Collegen Joh. Lichtenberger, die Dunkelheit seiner Geburt, die Finsterniß, welche sein Leben deckt und die Ungewißheit seines Todes. Im J. 1793 ließ (Villenfagne a. a. O. II. 341; Borgnet, Histoire des Belges, II. 285), der Lütticher Magistrat wegen der Anzeige eines bevorstehenden Brandes die ganze Ausgabe von 1794 einstampfen und noch im J. 1823 sah man die Regierung der Niederlande mit Rücksicht auf einige Aussprüche des Lütticher Orakels ebenso strenge als lächerliche Maßregeln ergreifen. Die erste und älteste Ausgabe des Kalenders, welcher ungezählte folgen sollten, führt, ins Hochdeutsche übersetzt, den Titel: „Kalender für das Schaltjahr unseres Herrn 1636, nach der Rechnung des Meister Matthäus Lansbert. Lüttich bei Leonhard Streel“, 24, versehen mit einem Privilegium der Obrigkeit. Der Inhalt zerfällt in drei Theile: der eigentliche Kalender, die Prognosticatio, endlich Geschichten. Von diesen ist der zweite derjenige, welcher sich ausschließlich mit der Sterndeutung beschäftigt und der denn auch das Glück des Kalenders gebildet hat. Hier macht L. Regen und schönes Wetter, Sturm und Sonnenschein und sagt die Ereignisse voraus, welche durch die Elemente und die Potentaten ganz unvermeidlich im Laufe des Jahres eintreten müssen. Im dritten Theil ist eine jede der merkwürdigen und tragischen Geschichten mit einem niederträchtig groben Holzschnitte verziert. Laensbergh's Name hat auch anderen Schriftstellern dienen müssen. Im J. 1772 erschien zu Lüttich ein Gedicht über die Erhebung des Grafen von Velbruck zum Lütticher Bischofe: „Almanach de Liège, ou prédiction du maître Matthieu Laensbergh pour l'année bissextile 1772“, 8; eine andere Schrift ist betitelt „Horoscope sur la naissance de Monseigneur le Dauphin, par maître Matthieu Laensbergh, mathematicien“, 8: 1824 erschien ein Tagblatt zu Lüttich unter dem Titel: „Mathieu Laensbergh“. 1825 ein Brief in Versen „Epitre de Mathieu L., journaliste, à maitre M. L. astrologue“, 1829 zu Paris und Brüssel: „M. L., comédie-vaudeville en deux actes“. 1830: „La ruche, ou M. L. à Paris“, eine Sammlung von nationalen, seit der französischen und belgischen Staatsumwälzung bis dahin componirten Liedern, endlich 1838 „M. L. est un menteur, revue en un acte, melée de couplets, par Clairville“, 8 Vgl. auch Hemmingo: Sixtus (Allg. D. Biogr. Bd. XI, S. 725) und Indagine (Bd. XIV, S. 67).

Quetelet, Annuaire de l'observatoire, IV. 199. Montucla, Hist. des mathém., II. 334. Villenfagne, Hist. de Spa II. 93 suiv. Biographie Univers. XXIII. 105. Diction. de la conversation XXXIV. 208. Le Bibliophile belge, 1845, 33 suiv. 1856, 96.

J. Franck.

Laet: niederländische Familie von Astrologen und Kalenderschreibern, im 15. und 16. Jahrhundert. Die Kalender oder Almanache (Prognostica) mit ihren bald auftauchenden Prophezeiungen über Wind und Wetter, politische Ereignisse, die Constellation der Gestirne und deren directen Einfluß auf das Leben der Menschen ꝛc. gehörten in Niederdeutschland sogut als in Oberdeutschland zu den ersten Erzeugnissen der xylographischen und typographischen Kunst. Der schöne 1439 vollendete Kalender des Johann von Gamundia (nicht aus Gmünden in Oesterreich, sondern aus Schwäbisch-Gmünd) ist eines der hervorragendsten Produkte der Holzschneidekunst, Gutenberg druckte schon (Aretin, Die frühesten Folgen d. Erf. d. Buchdr., 1808, 4) 1455 einen Kalender, einen zweiten 1457 (Fischer, Notice du premier monum. typogr., 1804. 4) und man schreibt ihm (das. 69—78) noch einen dritten für das Jahr 1460 zu. Zu den Verfassern solcher Kalender im 15. Jahrhundert zählt auch Johannes L., der Stammvater einer zahlreichen Sterndeuterfamilie, über dessen äußeres Leben man zwar fast nichts weiß, doch wenigstens das, daß er zu Borchloen, der Hauptstadt der Grafschaft Looz, eines Theiles des lütticher Landes, geboren war und ziemlich lange zu Löwen sich aufgehalten hat. Bekanntlich wurden zu jener Zeit Medicin, Astronomie und Sterndeuterei als fast unzertrennliche Wissenschaften angesehen und auch L. betrieb sie, wie sein späterer Zunftgenosse M. Laensbergh (s. o.), alle drei und vererbte sein Prophetenthum, ein Handwerk, das, weil es auf die Leichtgläubigkeit der Menge speculirte, immerhin nicht uneinträglich war, sogar auf Kind und Kindeskinder. Seine ersten Kalender erschienen bereits im J. 1477 und 78 und sind, wie alle späteren, seinem Landesherrn, dem Fürstbischof Ludwig von Bourbon, dedicirt, dem er auch, wie er in dem letzten sagt, schon früher ein anderes bis jetzt unbekanntes Werk gewidmet hatte. Der erste, nur noch in einem einzigen Exemplare erhaltene Kalender führt den Titel: „Pronosticatio anni praesentis LXXVII. per Joannem Laet de Borchloen ... Impressa Parisii .. per Richardum blandin et guillermum fremer ..“ 4. und darf als der erste niederländische Almanach angesehen werden, um so mehr, als er sehr wahrscheinlich der Wiederdruck einer zu Löwen oder Antwerpen erschienenen und jetzt verlorenen Ausgabe ist. Der erste in vlämischer Sprache aber gedruckte Kalender datirt aus dem Jahre 1481, von welchem jedoch nur wenige Blätter sich erhalten haben; er ist betitelt: „Pronosticatie Johannis Laet. des jaers LXXXI“ und trägt die Unterschrift: „Hier zijn pronosticaten Johannis Laet, van Borchloen, vutghegeven des iaers LXXXI. Gheprendt Taudernaerde“ mit der Marke des Buchdruckers Arnold de Keysere (Bd. III. 688). Um das Jahr 1487 legte Johannes L. in einem sehr vorgerückten Alter das Wahrsagerhandwerk nieder. Uebrigens ist die Mehrzahl der Produktionen des Stammvaters, weil Volkslitteratur, ohne Zweifel verloren gegangen, aber nach Sanderus hinterließ er eine große Zahl von Manuscripten, von deren einem die königl. Bibliothek zu Brüssel im Besitze ist. Nun übernahm sein Sohn Kaspar (Jaspar) L., der ältere das Geschäft und setzte es mit ebenso vielem Glück bis 1523 fort, wo sein letzter Almanach erschien, sei es, um auf seinen Lorbeeren auszuruhen oder weil er um diese Zeit starb. Gleichfalls zu Borchloen geboren, debütirte er 1488 mit: „Pronosticatie van Jaspar Laet ...“, aber auch hiervon ist nur ein Fragment auf unsere Zeit gekommen, das aber insofern Interesse hat, als der Verfasser in demselben auf seinen Vater Bezug nimmt. Der Kalender ist dem Bischofe von Lüttich, Johannes v. Horne, gewidmet und L. sagt u. a., sein Vater Joh. L. habe seit langen Jahren Vorhersagungen publicirt und zwar auf Verlangen mehrerer großer Herren. Diese Prophezeiungen hätten dargethan, daß er stets die Wahrheit gesagt habe, denn die Ereignisse seien pünktlich so eingetroffen, wie er sie vorausgesagt. Weil nun

aber sein Vater alt geworden, habe er selbst, den sein Vater in dieser Kunst unterrichtet, sich der Mühe unterzogen, dem Verlangen verschiedener großer und mächtiger Herren zu genügen und unternehme es auf Grund der Wissenschaft der Astronomie, die Ereignisse für das Jahr 1488 vorauszusagen, sowol gute als böse, z. B. was Theuerung, Krieg und Pest anbelange. Wie sein Vater, erfreute auch er sich einer großen Berühmtheit und aus seinem Kalender für das Jahr 1503 geht hervor, daß er sogar mit dem König von Schottland (Jakob V.) in Briefwechsel stand. Sein Nachfolger war sein Sohn Kaspar (Jaspar) L. der jüngere, von 1524—59, dessen äußeres Leben nicht ganz so unbekannt ist, als das seines Vaters und Großvaters. Zwar, seine Heimath scheint nicht die seiner Vorgänger gewesen zu sein, weil er sich nicht mehr „van Borcheloen" nennt, eher ist sie Antwerpen, in welcher Stadt sein Vater einen großen Theil seines Lebens zugebracht hatte, aber man weiß, daß er anfänglich die mathematischen Wissenschaften und später Medicin auf der Universität Löwen studirte, wo er 25. Mai 1512 auch doctorirte. Seine erste Schrift ließ er unter dem Titel erscheinen: „Almanach en prognosticatie voor 't jaer M.CCCCC.XXIV, Jaspaer Laet de jonghe, in medicinen doctoer. Gheprint t' Antwerpen in die rape, bi mi Michiel Hillen van Hoogstraten", Fol. Auf ihn folgte Alfons L., den man als einen Sohn des vorigen betrachtet und der seine Prognosticationen von 1551—57 ausgehen ließ. Ein Johann L., Buchdrucker zu Antwerpen im 16. Jahrhundert, sowie Johann v. L., Philolog und Historiker, † 1649 (vgl. Biographie Univers. T. XXXIII. p. 106—108) entstammen sehr wahrscheinlich gleichfalls dieser Prophetenfamilie.

Les plus anciens calendriers et almanaches belges imprimés: Le Bulletin du Bibliophile belge 1857, 209—20 et 1858, 12—16. Panzer, Ann. II. 346. Hain, Rep. III, 228. J. Franck.

Laffers: Hans L. (Lafferdes, Lafferd, Laffert, Löffert), Münzmeister, 1615—17 Münzmeister der Stadt Goslar, 1617 auch in Clausthal erwähnt; 1619—25 in Zellerfeld und Goslar. Er gab Veranlassung zu vielen Klagen und Verweisen wegen großen Unfleißes, Nachlässigkeit, Bestechung; am 20. März 1625 erfolgte dann die Ausführung der ihm mehrmals angedrohten Absetzung. Da er wegen einer von der herzogl. braunschweigischen Regierung an ihn gemachten Forderung von 1000 Thlr. keine genügende Kaution zu stellen vermochte, so wurde auch seine Verhaftung beschlossen, welcher er sich jedoch im Augenblicke der Execution durch die Flucht nach Goslar entzog.

Vgl. G. Heyse, Beiträge zur Kenntniß des Harzes, Aschersleben und Leipzig 1874, S. 100 f. Th. Stenzel.

Laffert: Hans v. L., Sohn des 1419 verstorbenen Ludolf v. L., verfertigte laut Inschrift 1444 eines der kostbarsten und schönsten Stücke des Lüneburger Rathssilberzeugs, welches jetzt dem Berliner Gewerbemuseum angehört, das „Bürgereids-Krystall"; ein silbernes, stark vergoldetes, in vorzüglichster Arbeit ausgeführtes Reliquienkästchen, mit edelem Gestein und Email besetzt, mit einem zum Reliquienbehälter ausgehöhlten weißen Bergkrystall oben auf der Wölbung. Auf dieses Käfichen mußten alle Sootmeister der Lüneburger Sülze von jener Zeit bis zu ihrem Eingehen 1799 den Amtseid und noch bis 1848 jeder Neubürger den Bürgereid, durch Berührung des Krystalls mit dem Finger, leisten, daher der Name des Kleinods. Es ist sicher, daß dieser Hans L. zu dem Sülfmeister- oder Salzjunkergeschlechte der v. Laffert oder Lafferde gehörte, das ursprünglich aus Braunschweig stammte, höchst wahrscheinlich sich auch Aurifaber (Goldsmed) nannte, und von dem das jetzige mecklenburgische Adelsgeschlecht der v. Laffert seinen Ursprung nahm. Die Beschreibung des Kunstwerks ist bei Dr. Joh. Wilh. Albers, Beschreibung der Merkwürdigkeiten des Rathhauses zu

Lüneburg, Lüneburg 1843, S. 40 zu finden, daraus gekürzt in Mithoff, Mittelalterl. Künstler und Werkmeister ꝛc., 2. Hannover 1883. Es wiegt 3,69 Kilogr. Vgl. Deutscher Reichsanzeiger und königl. preuß. Staatsanzeiger 1874, Nr. 76 vom 30. März. Albers möchte demselben Meister noch einen schönen Pokal desselben Silberzeugs (S. 45 Nr. 11) zuschreiben, den der am 15. Juli 1401 verstorbene Propst von Modestorpe und Domherr zu Verden, Dr. theol. Johannes Barum, dem Rathe vermachte. Der Künstler hätte dann lange gearbeitet. 1446 kommt seine Frau Kerstina als Wittwe vor.

Ueber Sootmeister, Sülfmeister ꝛc. vgl. Krause im Jahrbuch des Vereins f. niederd. Sprachf. V. S. 109 ff. Krause.

Lafond: Daniel L., Maler in Bern (1760—1831), stammte aus einer zur Zeit der Protestantenverfolgungen aus Frankreich nach der Schweiz ausgewanderten Familie und war Mitglied der damals in Bern gegründeten „französischen Colonie". Er wurde Siegmund Freudenberger's (Bd. VII S. 355) Schüler und kündigte sich nach dessen Tode geradezu als sein Nachfolger an. Als Aquarellmaler und Kupferstecher fuhr er fort, den eigenthümlichen Stil der bernischen kleinen Landschafts- und Genremalerei zu pflegen und gab, meistens in Gemeinschaft mit den beiden Lory einige Sammlungen gestochener und colorirter Schweizer-Ansichten heraus, die, beliebt und geschickt, nicht wenig dazu beitrugen, den Sinn für Alpenland und Alpenleben zu fördern. Seine Arbeiten verbinden einfache, anmuthige Auffassung mit gewissenhafter Naturtreue; am bekanntesten ist der 1795 erschienene „Recueil de paysages suisses" und in diesem die Blätter: „Grindelwald", „Interlaken", „Thun". L. scheint immer in Bern geblieben zu sein und starb 1831.

Nagler, Künstlerlexikon, VII. 237—38. — Meusel, Neue Miscellanea, 1797, S. 573—80. — Helvetisches Journal für Litteratur und Kunst, 1802, S. 103—104. Blösch.

Lafontaine: August Heinrich Julius L. stammte von französischen Reformirten, die unter Ludwig XIV. nach Deutschland ausgewandert waren. Sein Vater, Ludolf Ernst Andreas L. (1704—74), ward Hofmaler des Herzogs Karl von Braunschweig. Mehrjährige Reisen hatten seinen Geist gebildet und ihm reiche sprachliche Kenntnisse erworben; seinen Charakter schmückte Güte und Heiterkeit. August, sein ältester Sohn dritter Ehe, wurde am 5. October 1758 zu Braunschweig geboren. Mit vielen Geschwistern wuchs er in behaglich-glücklichen Familienverhältnissen auf. Frühzeitig wurde er in fremden Sprachen unterwiesen und durch Mittheilung der Eltern oder durch eigene Lectüre mit der Erzählungslitteratur alter und neuer Völker bekannt. Gründlicheren Unterricht, besonders in den alten Sprachen, empfing er auf dem Martineum in seiner Vaterstadt, dann — seit seinem 16. Jahre — auf der gelehrten Schule zu Schöningen bei Helmstedt. 1777 bezog er die Universität Helmstedt, wo er am 24. Februar als studiosus theologiae immatriculirt wurde. Neben der Theologie blieb ihm die Philosophie so wenig wie die Philologie und die Geschichte fremd; auch Mathematik, Physik und Anatomie trieb er. Seine Auffassung der Religion und der Bibel war rationalistisch gefärbt; aber so wenig er orthodox gläubig war, so hing er doch innig an dem Christenthum des Gefühls und übte treu die Pflichten christlicher Nächstenliebe. Berührungen mit der deutschen Litteratur hatte er schon im Hause seines Vaters gehabt, der mit Lessing, Gärtner, Ebert, Zachariä verkehrte. In Schöningen spielte er bei einer Schulaufführung der „Minna von Barnhelm" die Rolle der Franziska. Jetzt regte die Lectüre von Reisebeschreibungen neuerdings seine Phantasie an, während das Studium Shakespeare's, Lessing's, der Klopstockischen Oden und des Goethischen „Werther" seinen poetischen Sinn und sein künstlerisches Empfinden bildete.

1780 verließ er die Universität und übernahm eine Hauslehrerstelle in der Familie des Amtmanns Brinkmann zu Bartensleben bei Magdeburg. An dem Halberstädter Domherrn von Veltheim fand er hier einen edelmüthigen Freund und Protector. Nachdem er 1785 seine Mutter und Brinkmann durch den Tod verloren hatte, kehrte er nach Braunschweig zurück. Als Hülfslehrer an der anatomisch-chirurgischen Anstalt und am Carolinum erwarb er sich daselbst seinen Unterhalt. Eschenburg, neben dem Abt Jerusalem und dem Generalsuperintendenten Richter sein älterer Freund und Gönner, bediente sich seines Beistandes bei seiner „Beispielsammlung zur Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften". Schon in Bartensleben hatte L. einige Erzählungen entworfen, Bilder aus der griechischen und römischen Geschichte, nach den Berichten antiker Autoren lebendiger und anschaulicher ausgemalt. Jetzt brachte ihn die Mitarbeit an Eschenburg's Sammelwerk auf den Gedanken, einen Roman zu schreiben. Derselbe soll auch in Leipzig bei Weigand gedruckt worden sein; der Verfasser hatte ihn jedoch später bis auf den Titel vergessen. Die Hoffnung, eine dauernde Anstellung am Carolinum zu erhalten, schlug fehl. L. sagte daher der Vaterstadt für immer Lebewohl und ging als Hofmeister im Hause des preußischen Obersten v. Thadden im Beginn des Herbstes 1786 nach Halle. Er trat bald in nahen Verkehr mit den Professoren der dortigen Universität. Inniger aber wurden seine Beziehungen zu Fülleborn, Gräter, Mnioch, Maaß und Ersch. Mit diesen gleichstrebenden jüngeren Genossen stiftete er einen Verein, dessen regelmäßige Zusammenkünfte dem wissenschaftlichen Studium und der freundschaftlichen Geselligkeit gleichmäßig dienen sollten. Er selbst hatte dabei über die französische, englische und italienische Litteratur zu berichten. Sein schriftstellerisches Talent erhielt hier reiche Anregung.

Der geringe Erfolg seines Erstlingswerkes hatte den jungen Autor auf einige Zeit eingeschüchtert. Nunmehr aber ließ er sich durch die Herausforderungen der Freunde und durch seine Bewunderung der historischen Dramen Shakespeare's bewegen, auf dem Gebiete des Schauspiels ein paar Versuche zu wagen. Nach d'Arnaud's „Euphémie" schrieb er sein vieractiges Trauerspiel „Antonie oder das Klostergelübde" (Halle 1789), das die augenscheinlichsten Fehler des französischen Vorbildes zwar vermeidet, gleichwol aber noch an schweren Mängeln krankt: der Aufbau der Handlung ist schwach, die Entwicklung langweilig breit, der Ausgang zwar rührend, doch schreiend ungerecht, sittlich und künstlerisch unbefriedigend, die gesammte Darstellung ohne originelle Dichterkraft. Bedeutenderes Talent verriethen die beiden Bände „Scenen", die gleichfalls 1789 zu Leipzig erschienen und sogar die Erwartungen Schillers erregten. Sie enthielten zwei außerordentlich lose entworfene dramatische Gemälde, „Die Befreiung" und „Kleomenes", ganz unter dem Einfluß Shakespeare's entstanden, nicht originell, aber geschickt ausgeführt, freilich ohne dramatische Geschlossenheit wie ohne künstlerische Einheit. Zur gleichen Zeit schrieb er das Lustspiel „Die Prüfung der Treue oder die Irrungen", das sich weder durch geschickte Verwicklung der Intrigue noch durch bedeutende Charakteristik der Personen noch durch treffenden Witz des Dialogs auszeichnet, und das oft aufgeführte Familiengemälde „Die Tochter der Natur", das beste seiner Bühnendramen. Diesem Stücke fehlt es nicht an Witz und Humor, an gut getroffenen Charakteren, an geschickter Schürzung des Knotens. Die Handlung führt in nicht gerade raschem, doch beständigem Fortschritt dem versöhnenden Ausgang entgegen. Doch sind die Motive nur wenig originell und bedeutend, und der ganze Gegenstand erhebt sich nirgends über das Niveau des moralischen Rührdramas. Trotz des Beifalls, welcher dem Stück zu Theil wurde, verließ L. mit ihm die dramatische Laufbahn, um sich nun ganz der Roman- und Novellendichtung zu widmen.

Seit 1791 erschien von ihm zu Berlin in vier Bänden unter dem Titel „Die Gewalt der Liebe", eine Sammlung von kleinen, theilweise sogar in Versen abgefaßten Erzählungen, welche das Wesen und Wirken der Liebe in den verschiedenen Lagen des Lebens abschilderten, je nachdem sie sich mit einer anderen Leidenschaft oder Charaktereigenschaft verbindet oder in Conflikt mit derselben geräth. 1792 folgten, im gleichen Sinn abgefaßt, „Die Verirrungen des menschlichen Herzens oder so macht es die Liebe". Zugleich gab L. 1792, nachdem Dr. Karl Friedrich Bahrdt von der Redaction zurückgetreten war, den zweiten Band der „Zeitschrift für Gattinnen, Mütter und Töchter" heraus, die er vom Juli 1792—93 unter dem Titel „Museum für das weibliche Geschlecht" fortsetzte. Ein Auswahl seiner Beiträge zu beiden Journalen, kleinere Aufsätze zur Bildung der Frauen oder moralische Erzählungen, welche das Weib in seinen mannigfachen Beziehungen zur Familie und zur Welt darstellten, sammelte L. später in den drei ersten Bänden seines „Sittenspiegels für das weibliche Geschlecht" (1804—11), während die drei letzten Bände neue, größere Novellen und Romane brachten. —

Nachdem L. 1789 sein zweites Examen in der Theologie bestanden hatte, war er als Feldprediger bei Thadden's Regiment angestellt worden und als solcher 1790 in das preußische Feldlager nach Schlesien mit ausgerückt. Wichtiger wurde seine Berufsthätigkeit nach der baldigen Rückkehr in die Garnison. Durch Predigten und persönlichen Umgang suchte er die Sitten des Militärs zu bessern; um die Bildung der Offiziere zu heben, ertheilte er den jüngeren von ihnen Unterricht in der Geschichte; auch übernahm er Stunden in der Garnisonsschule, um durch ihre Kinder auf Geist und Gemüth der Soldaten zu wirken. Er vermählte sich mit einer entfernten Verwandten Brinkmanns, die er in Bartensleben bereits kennen und schätzen gelernt hatte, Sophie Abel, ward aber aus der neubegründeten Häuslichkeit bald durch den unglücklichen Feldzug nach der Champagne herausgerissen, zu dem er am 14. Juni 1792 mit seinem Regimente aufbrach. Skizzen aus dem Kriegsleben theilte er in seinem „Museum für das weibliche Geschlecht" mit. Als gegen Ende des Jahres 1793 die preußische Kriegführung lauer zu werden begann, ließ L. seine Frau aus der Heimath nachkommen und richtete sich in Oppenheim bei Mainz zu dauerndem Aufenthalt ein. Kleinere Ausflüge und mehrtägige Reisen unternahm er von da im Frühling 1794 durch das ganze Rheingebiet von Karlsruhe bis Düsseldorf. Nach Abschluß des Basler Friedens kehrte er 1796 nach Halle zurück. Die allgemeine Gunst, in die sich der Romanschriftsteller so rasch gesetzt hatte, ging nun auch auf den Prediger über: die Kirchen konnten die Menge seiner Zuhörer kaum fassen. In seinen Kanzelreden trug er mit Ausschluß der eigentlichen Dogmatik die reine Moral des Christenthums vor. Er sprach populär, aber mit dem Feuer einer begeisterten Ueberzeugung und mit Aufgebot aller rhetorischen Künste, immer unter dem Einfluß der freien Eingebung des Augenblicks, oft ohne besondere Vorbereitung. Wie sich sein Autorruhm ausbreitete und ihm der Ertrag seiner Romane eine gesicherte Existenz gewährte, dachte er ernstlich daran, seine Stelle niederzulegen, um mehr seiner Familie leben zu können. Aber erst, als sein Gönner, der nunmehrige General v. Thadden, im November 1799 in den Ruhestand trat, reifte der langgehegte Entschluß zur That: am Charfreitag 1800 hielt er seine Abschiedspredigt.

Er kaufte ein Grundstück dicht bei Halle und bezog es alsbald mit seiner Frau und seiner Nichte Luise Mitgau, die er, selbst kinderlos, an Kindes Statt angenommen hatte. Neben ihrer Erziehung widmete er sich jetzt vornehmlich der litterarischen Wirksamkeit. Die Vorstudien zu seinen dichterischen Entwürfen führten ihn sogar dazu, daß er mehrere orientalische Sprachen erlernte und sich

mit Fragen der Etymologie und Sprachvergleichung eingehender beschäftigte. Doch ließen ihn die beständigen Besuche von Fremden, die aus Nah und Fern zu ihm kamen, nur in den ersten Morgenstunden zu schriftstellerischen Arbeiten gelangen. Das Wohlgefallen, welches die Königin Luise an seinen Erzählungen fand, hatte zur Folge, daß ihm ein Canonicat an dem Domstift zu Magdeburg verliehen wurde. Doch verschlossen sich ihm, der schon 1806 durch französische Plünderer viel verlor, mit der Zutheilung Halles und Magdeburgs zum Königreich Westfalen (1807) und mit der Aufhebung der Domstifter die tröstlichen Aussichten wieder, die ihm jener Gnadenbeweis des Königs von Preußen eröffnet hatte. Dagegen erwählte ihn die Stadt Halle zum Mitglied des Gemeinderathes und die philosophische Facultät der Universität Halle verlieh ihm an seinem Geburtstag 1811 das Doctordiplom. Zu wiederholten Malen besuchte er das nahe Leipzig, Halberstadt oder Lauchstedt; einmal dehnte er einen solchen Ausflug gar bis in seine Vaterstadt Braunschweig aus. Eine größere Reise von fast drei Monaten unternahm er im Juli 1811 über Nürnberg und München nach Venedig; der Rückweg führte ihn über Wien, Prag und Dresden. Während der ersten Kriegsereignisse des Jahres 1813 zog er sich mit seiner Familie nach Zerbst zurück.

Indessen wuchs die Zahl seiner Romane und Novellen bald auf mehr als 120 an, nahezu die Hälfte davon mehrere Bände stark. 1791 erschien „Der Naturmensch", sein erster größerer Roman, der die fünfzehnbändige Sammlung „Gemälde des menschlichen Herzens in Erzählungen" eröffnete. Gleich hier griff L. — doch nicht im Sinne Rousseau's, wie es seine Leser erwartet haben mochten — wirksam in die Bestrebungen der Zeit ein. In drei Theilen schloß sich daran „Der Sonderling" (1793), einer seiner besten Romane, auch durch reich sprudelnden echten Humor gewürzt, durch das Problem, das dem Dichter hier gestellt war, dem „Naturmenschen" verwandt. 1794 folgte „Clara du Plessis und Clairant", der erste jener zahlreichen Romane, deren Stoff L. aus der Geschichte der französischen Revolution entlehnte. Die Idee zu dieser „Geschichte zweier Liebenden" war ihm schon 1792 aufgestiegen, als er das Treiben der Emigranten in Coblenz betrachtete. Durch die Anschaulichkeit, mit der er darin die örtlichen und zeitlichen Verhältnisse, Charaktere und Situationen treu nach dem Leben schilderte, erzielte er den Eindruck höchster Wahrscheinlichkeit, so daß ihn der größere Theil seiner Leser nicht für den Dichter einer frei erfundenen, sondern nur für den Nacherzähler einer wirklichen Geschichte hielt. In dieselbe Zeit verlegte L. auch seinen großen, vierbändigen Roman „Leben und Thaten des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flaming" (1795—96), in welchem er jedoch, wie in seinen beiden ersten größeren Erzählungen mehr einen allgemein pädagogischen Zweck verfolgte. Das Buch sollte zunächst den sittlichen Unwerth der Vorurtheile des Adels nachweisen, zugleich aber überhaupt ein Spiegel sein für jedermann, der, statt denken zu lernen, Paradoxe aufgreift und politische oder philosophische Schlagwörter im Munde führt, dabei jedoch einseitig und ebenso thatlos wie gedankenlos ist. So geißelte denn hier der Verfasser, der sich berufen fühlte, Aufklärung zu verbreiten, die verschiedensten Grillen und absonderlichen Bestrebungen des Zeitalters. Auch die Tendenz der Rittergeschichte „Rudolf von Werdenberg" (1796) war auf die Gegenwart gerichtet. L. benützte die Ereignisse der schweizerischen „Revolutionszeiten", die er aus seinem Lieblingsautor Johannes Müller kennen gelernt, um in seiner dichterischen Darstellung derselben mittelbar die aufgeregten Verhältnisse der jüngsten Jahre abzubilden und durch die moralischen Betrachtungen, die er der Geschichte einflocht, direct auf die Parteien seiner eignen Zeit einzuwirken. Noch einmal gab er in „Saint Julien" (1798), dem heitern Gegenstück von „Clara

du Plessis", ein voll ausgeführtes Gemälde aus der französischen Revolution, in welchem er neben den empörenden Blutscenen aus den Tagen der allgemeinen Schreckensherrschaft mit hellen Farben die glänzenden Beispiele von Tugend und aufopfernder Liebe einzelner edler Menschen hervorhob. Für die Darstellung des Familienlebens darin bot ihm der „Vicar of Wakefield" von Goldsmith verschiedene Motive dar. „Saint Julien" bildete das zweite Werk in der zwölfbändigen Sammlung der „Familiengeschichten", die L. das Jahr zuvor mit der „Familie von Halden" eingeleitet hatte, einem breitgedehnten, vielfach, aber wenig künstlerisch verwickelten Intriguenroman, der trotz einiger unbestimmter Anspielungen auf politische Vorgänge doch nur socialen Tendenzen diente und jedes politischen Charakters entbehrte. Neben diesen Erzählungen aus der modernen oder mittelalterlichen Welt hatte L. nun auch größere Romane über antike Stoffe zu entwerfen begonnen. Er gab 1796 und 1799 zwei Bände „Sagen aus dem Alterthum" heraus („Aristomenes und Gorgus" und „Romulus"), von August Wilhelm Schlegel richtiger als „Sagen in das Alterthum hinein" bezeichnet. L. umgab das Gerippe der antiken Ueberlieferungen nicht blos mit einer Fülle von neuerfundenen Episoden, sondern er trug auch in die altheidnische Welt der Griechen und Römer seine christlich-moralische Sentimentalität hinein und zerstörte dadurch vollkommen den heldenhaft-naiven Charakter, den die geschichtliche Tradition den Personen und Zuständen jener Vorzeit aufgeprägt hat.

Weitere neue Bahnen beschritt Lafontaine's Romandichtung während der 2½ Jahrzehnte, die sie fast noch dauerte, kaum mehr. Ziemlich alle seine späteren Erzählungen können unter den Rubriken der moralischen Familiengeschichte oder des socialpolitischen Romans, meist mit pädagogischer Tendenz, untergebracht werden. Sie sind vorwiegend in die Gegenwart, zum Theil auch in das Mittelalter verlegt; nicht einmal mehr aus dem classischen Alterthum entlehnte der schreibelustige Verfasser fernerhin Stoffe zu größeren Romanen, höchstens zu kurzen, theilweise anekdotenhaften Geschichten. So erschienen neben vielen anderen Erzählungen 1800 „Hermann Lange" (2 Bde.), „Karl Engelmann's Tagebuch", „Theodor oder Cultur und Humanität" (2 Bde.), 1801 „Leben eines armen Landpredigers" (2 Bde., welche jedoch im einzelnen kaum einen Einfluß von Goldsmith verrathen), „Rudolf und Julie" (2 Bde.), 1802 „Henriette Bellmann", ein „Gemälde schöner Herzen", in 2 Bänden, 1803 „Fedor und Marie oder Treue bis zum Tode", eine sogenannte historische Erzählung aus der russischen Geschichte, ferner die dreibändige Sammlung „So geht es in der Welt" mit den Romanen „Der Baron von Bergedorf oder das Princip der Tugend" und „Eduard und Margarethe oder Spiegel des menschlichen Lebens", 1805 „Barneck und Saldorf" (2 Bde.), 1806 „Das Haus Bärburg oder der Familienzwist", 1807 „Die Familienpapiere oder die Gefahren des Umgangs" (2 Bde.), „Gemäldesammlung zur Veredlung des Familienlebens" (2 Bde., welche der Roman „Die Brüder oder der Wildfang" ausfüllte), 1808 „Arkadien" (3 Bde., in moderne Zeit verlegt und von modern-sentimentaler Empfindung durchdrungen, aber von den kriegerischen Zeitereignissen losgelöst), „Aline von Riesenstein" (3 Bde.), „Die beiden Bräute" (3 Bde.), 1809 „Emma" (2 Bde.), „Das Testament" (3 Bde.), „Raphael oder das stille Leben", „Eduard oder der Maskenball" (3 Bde.), 1810 „Der Hausvater oder: das liebt sich! und warum?" (3 Bde.), „Wenzel Falk und seine Familie" (3 Bde.), „Amalie Horst oder das Geheimniß glücklich zu sein", in 2 Bänden, eine der besseren Familiengeschichten aus Lafontaine's späterer Periode, die wenigstens im Anfang eine Reihe neuer, zum Theil sogar origineller Motive aufweist, 1811 „Die Gefahren der großen Welt oder Bertha von Waldeck" in 2 Theilen, welche das

zehnbändige Sammelwerk „Schilderungen aus dem menschlichen Leben in Erzählungen" eröffneten, „Das Bekenntniß am Grabe", in 3 Bänden, ausgezeichnet durch mannigfaltige Charakteristik der dargestellten Personen, welche L. freilich theilweise ebenso wie einige der wirksamsten Situationen nur wenig verändert aus dem „Vicar of Wakefield" entlehnte, „Tinchen oder die Männerprobe" (2 Bde.), 1812 „Die Moralsysteme oder Ludwig von Eisach" (2 Bde.), „Bürgersinn und Familienliebe oder Tobias Hoppe" (3 Bde.), 1813 „Walther oder das Kind vom Schlachtfeld" (3 Bde.), 1814 „Eugenie, der Sieg über die Liebe" (4 Bde.), 1815 „Der Kampf mit den Verhältnissen oder der Unbekannte" (3 Bde.). 1816 „Ida von Kiburg oder das Verhängniß", jeder originellen Erfindung baar, „Die Pfarre an der See" (3 Bde.), 1817 „Isidore oder die Waldhütte" (2 Bde.), „Agathe oder das Grabgewölbe" (3 Bde.), „Das heimliche Gericht des Schicksals oder Rosaura" (3 Bde.), 1818 „Reinhold" (3 Bde.), 1819 „Die beiden Freunde" (2 Bde.), „Die Geschwister oder die Reue" (2 Bde.), 1820 „Die Wege des Schicksals" (2 Bde.), 1822 „Die Stiefgeschwister" in 3 Theilen, Lafontaine's letzter Roman. Zu diesen breit ausgeführten und umfangreichen Erzählungen gesellten sich, in demselben Geist abgefaßt, zahlreiche kleinere Novellen. Sie wurden zum großen Theil zuerst in Monatsschriften, Taschenbüchern und Almanachen veröffentlicht und bald darnach in mehreren Sammlungen, die oft unter verschiedenen Titeln fast das Gleiche enthielten, vereinigt. So folgten den vier Bänden, die unter der Aufschrift „Die Gewalt der Liebe" 1791 erschienen waren, von 1794 an sechs Bände „Moralischer Erzählungen", 1795 ein Band „Kleiner Erzählungen und Aufsätze", 1799 zugleich sechs Bände „Kleiner Erzählungen und Geschichten", vier Bände „Moralischer Erzählungen" und neun Bände „Kleiner Romane und moralischer Erzählungen", unter ihnen am bedeutendsten die ziemlich weit ausgesponnene und nicht ohne Anmuth geschriebene Geschichte „Die Harfenistin oder die Liebe auf dem Riesengebirge". Drei weitere Bändchen, welche die in den Jahren 1802—9 entstandenen Novellen enthielten, wurden 1810 zur Ergänzung der Sammlung nachgeschickt. Vorher waren 1801 schon zwei Theile „Märchen und Erzählungen" und seit 1804 die (bereits erwähnten) sechs Theile des „Sittenspiegels für das weibliche Geschlecht", 1806 „Kleine Familiengeschichten", 1807 „Neueste Erzählungen und kleine Romane" in 2 Bänden herausgekommen; 1814 folgten noch einmal „gesammelte Erzählungen" unter dem Titel „Rosen".

Damit ist aber die Anzahl der Sammlungen, die fast ausnahmslos mehrmals aufgelegt werden mußten, keineswegs abgeschlossen. Noch weniger ist durch die vorausgehende Aufzählung der Titel die Summe der Romane und Novellen Lafontaine's erschöpft. Auch die umfangreichsten unter ihnen erzielten drei, ja nicht selten vier, fünf und mehr Auflagen, von vielen Nachdrucken, die namentlich in Stuttgart, Wien und Prag hervortraten, ganz abgesehen. Dazu kamen massenhafte Uebersetzungen ins Französische, Italienische, Englische, Holländische, Dänische, Schwedische, Russische und Polnische. Das Publicum wurde der neuen Producte seines Lieblingsautors nicht satt, so dicht hinter einander ihm dieselben auch vorgesetzt wurden. Das Wohlgefallen an seinen Schriften bildete sich gar oft zu persönlicher Neigung gegen den Verfasser um, und L. konnte auf seiner Reise nach Venedig ähnliche Beweise von bewundernder Verehrung und herzlicher Theilnahme erfahren, wie sie einige Jahrzehnte vorher Gellert und Christian Felix Weiße entgegengebracht worden waren. Selbst das absprechende Urtheil hochangesehener und berufener Kritiker vermochte ihm die Herzen seiner Leser nicht zu entfremden.

Anfangs, etwa bis zum Jahr 1798, lauteten die Recensionen in den größeren Litteraturzeitungen und Monatsschriften vorwiegend anerkennend und aufmunternd für L. Seitdem aber hatte er unter der erbarmungslosen Härte, mit der die Begründer der romantischen Schule ihn angriffen, schwer zu leiden. Tieck verspottete ihn 1799 im vierten Act des „Prinzen Zerbino" als den „großen Bach" in seiner Romanmühle, „den andre die Fontaine nennen", der so klar fließt, daß man jeden Kiesel auf dem Grund zählen kann, und „seinem Wesen nach Unschuld und Liebe", in jedem Tropfen voll Süßigkeit ist. August Wilhelm Schlegel vollends veröffentlichte 1798 im „Athenäum" eine geradezu vernichtende Kritik Lafontaine's. Aus moralischen und ästhetischen Gründen verurtheilte er auf das schärfste „die im ganzen so herabziehende Tendenz seiner Produkte, denen es an Poesie, an Geist, ja sogar an romantischem Schwunge fehlt". Von nun an wurden die Ausfälle der Jüngeren auf den „Wassermann" häufiger, ohne immer in den Schranken des gerechten Maßes zu bleiben. Doch kehrten sich weder der Getadelte selbst, noch seine Leser an die wegwerfenden Urtheile der Recensenten.

Schüchtern, zum Theil unter Pseudonymen (Miltenberg, Gustav Freyer, Selchow), war L. in die Reihe der Unterhaltungsschriftsteller eingetreten. Seine Werke wiesen ihm seinen Platz zwischen Iffland und Kotzebue an. In der Wahl der Stoffe schloß er sich ganz an jenen an; wie Iffland im Familiendrama, glänzte er im Familienroman. In der Art jedoch, wie er seine Gegenstände behandelte, traf er mehr mit Kotzebue zusammen, ohne aber je zu der unsittlichen Hohlheit desselben völlig herabzusinken. Seine oft laxe und bedenkliche Moral entsprang nicht, wie bei diesem, aus Mangel an Grundsätzen und an edlerem Streben, sondern aus seinem weichen Gefühl, das gutmüthige Nachsicht gegen die Schwächen des menschlichen Herzens üben zu müssen glaubte, und aus seiner freieren Denkungsart, welche den aufklärerischen Tendenzen der Zeit huldigte. Die Tugend, die er predigte, ist, wie so häufig bei den Verfassern des älteren Sittenromans im vorigen Jahrhundert, auch bei Richardson, vorwiegend negativer und passiver Natur, darauf beschränkt, daß der letzte, äußerlich genommen gröbste Fehltritt vermieden wird, oder sie ist fast instinctartige Folge einer rohen Gutherzigkeit. Lafontaine's Stoffe wie seine Darstellung erscheinen daher sehr oft angekränkelt und, in einem höheren Sinn betrachtet, unsittlich, manchmal auch im alltäglichen Verstand des Wortes unmoralisch, obgleich er selbst beständig das sittliche Moment betonte. Er sah im Roman „eine Schule der Selbstkenntniß, eine Moral in Beispielen und, wie die Sachen jetzt liegen, beinahe die einzige Schule wenigstens für das weibliche Geschlecht". Seine Erzählungen sollten als Unterricht dienen für die gefährlichen Jahre, in denen die Liebe keine Posse ist. So verfolgten sie alle in der Hauptsache mehr oder weniger dasselbe Endziel, die Gewalt der Liebe zu schildern und vor der Macht der Leidenschaft wie der sinnlichen Begierde zu warnen. Diese Gleichheit der ethischen Tendenz bedingte auch eine Uebereinstimmung des künstlerischen Charakters. An die verschiedenartigsten Vorbilder zwar lehnte sich L. besonders in seinen ersten Romanen an. Goldsmith's „Vicar of Wakefield" und Goethe's „Werther" und „Wilhelm Meister" lieferten ihm Motive so gut wie der „Siegfried von Lindenberg" seines Vorgängers in der Gunst des Publicums, Johann Gottwerth Müller von Itzehoe, wie Marmontel's kleinere Erzählungen oder wie die ersten Werke Jean Paul's. Aber so reiche Ausbeute ihm auch der weite Umkreis seiner von Jugend auf nach allen Seiten ausgedehnten Lectüre gewährte, so war doch bald die Summe seiner Erfindungen erschöpft, und als er etwa seit dem Beginn unsers Jahrhunderts eilfertiger und handwerksmäßiger die Schriftstellerei betrieb, wiederholte er fast nur die früheren Charaktere und

Situationen, nicht einmal immer unter anderen Namen, hie und da sogar, ohne die einstige Verbindung und Anordnung der alten Motive merklich zu verändern.

L. wollte in seinen Romanen und Novellen wahrheitsgetreue Abbilder des wirklichen Lebens geben und schilderte darum gern nach eigener Erfahrung, entlehnte seine Scenen und Charaktere zum Theil aus seiner eigenen Geschichte und aus der seiner Eltern, Geschwister oder Freunde. Dazwischen aber trieb es ihn auch wieder zur Darstellung idealer idyllischer Verhältnisse, die, wie z. B. im „Reinhold", allen Anforderungen der Wirklichkeit widersprachen und geradezu irreal und unmöglich wurden. Humor, Witz und Laune zeichnete ihn im Leben aus. In seinen Schriften verräth sich wenig davon. Die weiche Rührung, die er hervorzurufen suchte, duldete nicht die frischeren Regungen scherzhafter Komik. Hingegen strebte er nicht nur mittelbar durch die Erzählung, sondern auch direct durch didaktische Excurse zu belehren, und hier übte er auch eine — freilich immerhin mäßige und bescheidene — Polemik gegen alles, was in der Litteratur ihm ungesund und extravagant schien, so späterhin vornehmlich gegen die philosophischen, künstlerischen und sittlichen Grundsätze der romantischen Schule.

Wie sehr auch L. als echter Sohn der Aufklärung und als Zeitgenosse der französischen Revolution gegen mannigfache Vorurtheile, namentlich gegen die Vorrechte des Adels und gegen die kastenartige Abgeschlossenheit der einzelnen Stände ankämpfte, im Grunde blieb das Meiste, was er schrieb, in den engen Schranken der Familiengeschichte eingegrenzt. Die Conflicte von Liebe und Dankbarkeit, von kindlicher Pietät gegen die Eltern und bräutlicher Neigung zwischen Mädchen und Jüngling, von schnell verrauchender sinnlicher Begierde, die der Taumel eines leidenschaftlichen Augenblicks erzeugt, und edler Liebe, die über zeitliche und räumliche Trennung hinaus die Treue wahrt, die Intriguen, welche Eltern von ihren Kindern, Geschwister von Geschwistern, die Braut vom Bräutigam reißen, kehren immer wieder. Die Charaktere, die im Mittelpunkt der Erzählung stehen und für die der Dichter vorzüglich unser Interesse zu gewinnen sucht, sind entweder gute, liebenswürdige Menschen voll Gefühl für Ehre und Sittlichkeit, mit viel Herz, seltener geistig ausgezeichnete Personen, durchschnittlich unbedeutende Naturen, Leute, die in ihrer Tugend durch widrige Schicksale nicht gestört und endlich belohnt, wohl auch durch das Leben von kleinen Fehlern geheilt werden, oder es sind halbschlechte Menschen, welche durch die Erkenntniß des Unglücks, das sie auf ein Haar angestiftet hätten, vollständig bekehrt werden. Sittlich ganz schlechte Charaktere finden sich bei L. fast nirgends. Selbst die verworfensten Wollüstlinge, welche ganze Familien in Elend stürzen, starrsinnige Tyrannen, welche ihr eigenes Glück und das der Ihrigen rettungslos untergraben, grausame Egoisten, welche herzlos ihren Grillen das Wohl und Leben derer opfern, die ihnen am theuersten sein sollten, bessern sich regelmäßig am Ende und werden nur zu häufig noch glücklich, ohne für ihre Sünden recht gebüßt zu haben. Auf einen äußerlich fröhlichen, wenn auch innerlich oft unbefriedigenden Schluß arbeitet L. in den meisten Fällen hin. Schürzung und Lösung des Knotens bleibt dabei nicht selten dem Zufall überlassen; die Motive, mit denen der Verfasser operirt, sind schablonenhaft, plump und unbedeutend, fast nie aus dem Innern geholt und psychologisch vertieft. An künstlerischer Einheit und organischem Zusammenhang fehlt es seinen Dichtungen gar oft. Am geschicktesten ist meistens die Exposition gemacht, breit ausgeführt, doch gewöhnlich mit sehr einfachen Motiven; ungleichförmig, an Unwahrscheinlichkeiten und Unnatürlichkeiten reich, ist der Verlauf der Handlung, deren Fäden bald wirr, bald künstlich, aber kaum einmal in origineller Weise durch einander geschlungen sind; die Lösung vollzieht sich meist im Widerspruch

mit den Gesetzen einer echten Kunst und verletzt bisweilen neben dem ästhetischen auch den sittlichen Sinn des Lesers. Die Darstellung ist außerordentlich umständlich und wird namentlich durch die ermüdende Breite der zahlreichen Dialoge oft langweilig. L. sucht sie zu beleben, indem er sie subjectiver gestaltet, und bedient sich zu diesem Zweck mit Vorliebe der Briefform. Aber nicht immer gelingt ihm der Versuch. In den meisten Fällen bleibt auch die Form der Erzählung unbedeutend. Dagegen weiß er in der That das Gemüth des Lesers zu rühren, namentlich in den Stellen, wo er die Wiederkehr des Glücks zu edlen Menschen, die lange unschuldig vom Leide belastet waren, mit natürlicher Einfalt schildert. Da trifft er noch am ersten echte Herzenstöne. Vortrefflich ist seine Diction, äußerst leicht: einfacher Ausdruck in kurzen, klaren Sätzen. Man merkt, wie mühelos dem Verfasser das Schreiben ward. Die kunstlose Anmuth der Sprache macht selbst die langweiligen Partien erträglich. Kleine Flüchtigkeiten und Nachlässigkeiten, die sich in die ersten Ausgaben eingeschlichen hatten, merzte L. in den folgenden, regelmäßig verbesserten Auflagen sorgfältig feilend aus. In seinen späteren Werken verlor auch sein Stil immer mehr an individuell charakteristischem Gepräge. —

Unter schwerem häuslichen Leid schrieb L. den letzten seiner Romane. Seit 1820 hatte der Tod ihm mehrere nahe Verwandte entrissen; nun raffte er 1822 auch seine Gattin, 1823 seine Pflegetochter und eines ihrer Kinder weg. Die Freude an dichterischer Arbeit ging ihm darüber auf immer verloren. Er konnte sich nicht mehr dazu bringen, einen Roman zu schreiben, und lehnte selbst die Anträge verschiedener Buchhändler, eine Auswahl oder vollständige Sammlung seiner Erzählungen herauszugeben, trotz der glänzenden Bedingungen, die damit verbunden waren, ab. Sein geistiges Interesse war bereits seit einigen Jahren vorwiegend auf die griechische Litteratur gerichtet. Unermüdlich gab er sich dem eindringenden Studium derselben hin. Von den Prosaikern zogen ihn besonders Xenophon und Lukian, von den Dichtern die Dramatiker an. Nach eigenartigen, von der bisherigen philologischen Praxis etwas abweichenden Principien der Textkritik gab er 1822 den „Agamemnon“, 1824 die „Choephoren“ des Aeschylos, 1826 die „Hecuba“ des Euripides mit sprachlichen, metrischen und allgemein ästhetischen Anmerkungen heraus, ohne daß die wissenschaftlichen Zunftgenossen von seinen Bemühungen irgend welche Notiz nahmen.

Sein Gartenhaus hatte er bald nach dem Tode seiner Frau verkauft und eine Wohnung in der Stadt bezogen. Eine Zeit lang erfreute er sich noch des völligen Besitzes seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Seit dem Frühjahr 1829 wurde ihm das Gehen schwer und nach und nach ganz unmöglich. Fast gleichzeitig nahm auch sein Gedächtniß sichtlich ab; sonst blieb sein Geist ungeschwächt. Sanft starb er am 20. April 1831. Sein schriftstellerischer Ruhm sank schon während des letzten Jahrzehnts seines Lebens merklich und erlosch bald nach seinem Tode völlig; das liebenswürdige, milde und biedere Wesen des Menschen L. blieb seinen Freunden stets treu im Gedächtniß.

Neuer Nekrolog der Deutschen (von F. A. Schmidt). Neunter Jahrgang 1831. Ilmenau 1833. Thl. I. S. 342 ff. — J. G. Gruber, August Lafontaine's Leben und Wirken. Halle 1833. — Bibliothek der schönen Wissenschaften, herausgegeben von Theod. Christ. Friedr. Enslin, gänzlich umgearbeitet von Wilhelm Engelmann. Zweite Auflage. Leipzig 1837. S. 211 ff. — F. A. Pischon, Denkmäler der deutschen Sprache von den frühesten Zeiten bis jetzt. 6. Thl., 2. Abtheilung. Berlin 1851. S. 527 ff. — Karl Rosenkranz, Von Magdeburg bis Königsberg. Berlin 1873. S. 394 ff. — Mittheilung aus den Acten der Universität Helmstedt durch die Güte des Herrn Archivsecretärs Dr. P. Zimmermann in Wolfenbüttel.

Franz Muncker.

Lage: Konrad v. d. L., Superintendent zu Weimar, ward im J. 1631 zu Repsholb in Ostfriesland geboren, wo sein Vater, Simon v. d. L., lutherischer Prediger war. Er studirte zu Rinteln, Erfurt, Leipzig und ward durch Herzog August als Administrator des Erzstiftes Magdeburg zum Pfarrer der Gemeinde Lodersleben im Amte Querfurt bestellt. 1661 als Hofdiakonus und Informator der Enkel Herzog Wilhelms IV. nach Weimar berufen, wurde er 1664 Hofprediger und Assessor am Consistorium, 1672 Oberhofprediger und Generalsuperintendent, als welcher er bei mancherlei kirchlichen Angelegenheiten mitwirkte und am 4. Decbr. 1694 starb. Seine Schriften stehen bei Jöcher-Rotermund.
B. Pünjer.

Lagnasco: Peter Robert Taparelli Graf v. L., geboren 1659 im Piemontesischen aus einem ursprünglich bretagnischen Geschlechte, demselben, welchem später Massimo d'Azeglio entsprossen ist, gehörte zu der nicht geringen Anzahl von Ausländern, welche am Hofe und im Dienste des prunkliebenden Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, August des Starken, ihr Glück zu machen suchten. Zeitgenossen schildern ihn als einen Mann von Geist und durchdringendem Verstande, Unternehmungslust und Gewandtheit, Eigenschaften, die ihm die Gunst des Königs erwarben, sodaß er 1707 Commandant der neuformirten Chevaliergarde, 1714 General der Cavallerie und 1719 Ritter des weißen Adlerordens mit dem Titel eines geheimen Cabinetsministers wurde. Ein gern gesehener Gesellschafter des Königs bei dessen Lustbarkeiten, spielte er am Dresdener Hofe doch auch eine politische Rolle. Er half zu Beichlingen's Sturz und hielt sich zur Partei des Statthalters Fürstenberg. Insbesondere aber wurde er der Leiter des freilich windigen Plans, dem Hause Wettin als Entschädigung für die durch den Altranstädter Frieden verlorene polnische Krone die von Neapel zu gewinnen. Um die Seemächte für diesen oder irgend einen anderen Entschädigungsplan günstig zu stimmen, wurde er 1707 nach dem Haag geschickt und hier half er zu diesem Zwecke den Vertrag vom 22. Febr. 1709 vermitteln, welcher die Ueberlassung von 8000 Mann Sachsen an die Seemächte bestimmte, suchte auch zu bewirken, daß nach der Schlacht bei Pultawa die letzteren dem Wiedereinmarsch August's in Polen kein Hinderniß in den Weg legten. Neben Graf Werthern vertrat er Kursachsen bei dem Friedensschluß zu Utrecht. Da Flemming seinen Einfluß auf den König fürchtete, so ließ er ihn als Gesandten im Haag und schickte ihn dann als solchen nach Rom. Seit 1716 entsagte L der Politik. Stets verschuldet, obgleich zweimal mit reichen Frauen verheirathet, zuerst mit einer Tochter des holländischen Generals Grafen von Noyelles, 1721 mit der verwittweten Gräfin Josepha Thun, geb. Waldstein, starb er auf der Rückreise von Wien zu Breslau am 2. Mai 1735 kinderlos. Irrthümlicherweise ist er für den Verfasser des von Wolframsdorff herrührenden Portrait de la Cour de Pologne gehalten worden.

Vehse, Gesch. d. sächs. Höfe, VI. 38 ff. Sahrer v. Sahr, Graf H. Bünau, S. 115, 164 ff. Danielson, Zur Geschichte der sächsischen Politik, 1706—1709.
Flathe.

Lagus: Daniel, L., Astronom und Humanist, geb. im J. 1618 zu Colberg, † den 30. Mai 1678 zu Ohr bei Danzig. Er erwarb 1635 den philosophischen Magistergrad und docirte von 1640—58 am Danziger Gymnasium Mathematik, Physik, Logik, Poesie und Griechisch. Nachdem er (1653) auch Doctor der Theologie geworden war, wurde er 1658 als Professor dieser Wissenschaft nach Greifswald berufen, zog sich aber gegen das Ende seines Lebens wieder nach Danzig zurück. Lagus' Schriften gehören verschiedenen Disciplinen an; wir nennen als die hauptsächlichsten die Dissertation „De hypothesibus astronomicis in genere“ (Regiomonti 1635), die „Thematum uranographicorum

pentas I." (Gedani 1641) und endlich die „Theoria meteorologica" (Gedani 1650).

Poggendorff, Biogr.-litterar. Handwörterbuch, 1. Bd., S. 1346. — Praetorius, Athenae Gedanenses, Lipsiae 1713. Günther.

Lagus: Konrad L., Jurist und Humanist, der seinen deutschen Namen Hase oder Häse nach der Sitte seiner Zeit gräcisirte (λαγώς), ist zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrhunderts in dem hessischen Städtchen Kreuzburg geboren. Er ist am 16. Novbr. 1519 in Wittenberg immatriculirt, nachdem er wahrscheinlich vorher in Leipzig studirt hatte. Vom Jahre 1522 bis zum Jahre 1540 hat er, seiner eignen Angabe gemäß, dauernd seinen Wohnsitz in Wittenberg gehabt. Er hatte sich den in der Artistenfakultät vertretenen Wissenschaften gewidmet, beherrschte die lateinische und griechische Sprache, war im Hebräischen bewandert und erwarb sich durch ernstes Studium der Quellen ein selbständiges Urheil in den theologischen Streitfragen, welche die Zeit bewegten. Melanchthon's Lehre und Vorbild ward für ihn von entscheidender Bedeutung. L. hat nie ein besoldetes Lehramt bekleidet; doch gehörte er, nachdem er im April 1528 die Magisterwürde erworben, zur Artistenfakultät und hatte die Befähigung zum Decanat, das er im Wintersemester 1531—32 und im Sommersemester 1538 verwaltete. Eine ausgedehnte Thätigkeit hat er als Privatlehrer entfaltet und wie es scheint, eine Schule mit Pensionat gehalten. Durch das Bedürfniß seiner Zöglinge, ihnen durch Erklärung der Institutionen beim juristischen Studium behilflich zu sein, ward er selbst für dasselbe gewonnen. Mehr und mehr durch die Jurisprudenz gefesselt, beschloß er, sich ihr ganz zu widmen, begann juristische Privatvorlesungen in seinem Hause zu halten und als Advokat zu prakticiren. Bald war er ein gesuchter Lehrer, ein vielbeschäftigter Rechtsconsulent. Die Universität verlieh ihm das Amt eines gelehrten Notarius; die Stadt Zwickau übertrug ihm die Reformation ihres Stadtrechts. Daß ihm trotz dieser anerkannten Erfolge niemals eine Professur in der juristischen Fakultät übertragen wurde, erklärt sich theils daraus, daß er weder den üblichen Studiengang durchgemacht, noch einen juristischen Grad erworben hatte, theils daraus, daß die von ihm mit großem Erfolg vertretene Lehrmethode in ausgesprochenem Gegensatz zur herkömmlichen stand. Vorzugsweise gegen ihn scheint sogar eine kurfürstliche Verordnung d. d. Sonnabend nach Galli 1538 gerichtet zu sein, in welcher „denen, welche, ohne zuvor eine ordentliche Schule durchgemacht zu haben, in jure zu lesen und sogar gegen die hergebrachte Lehrart aufzutreten sich unterstehen", diese Anmaaßung untersagt wird. Der Einfluß des Professor Hieronymus Schürpff und des in der kurfürstl. Kanzlei einflußreichen Dr. M. v. Ossa ist bei diesem Rescript kaum zu verkennen. Bald nach dem Erscheinen dieser verletzenden Verfügung bemühte sich der Rath von Danzig, durch Melanchthon auf L. aufmerksam gemacht, ihn als Syndicus zu gewinnen. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge; im Juli 1539 ließ der Rath ihm seine Bestallung ausfertigen, in der es u. a. heißt, daß „der Herr Magister vor sich bedinget und ausberedt, daß er sich in keine öffentliche Contention diese oder jene Religion zu erhalten keine Wege einlassen will", dagegen aber „versprochen unser Jugend oder sonst die solches zu hören begierig sein werden eine Lection in den Rechten zu thuende, zu gelegenen Zeiten und Stellen". Allein erst nachdem er im Frühjahr 1540 den Doctorgrad erworben, trat L. mit seiner Familie die Reise nach Danzig an. In Stettin mußte er sich von den Seinigen trennen, um auf einer „hansaverwandten Zusammenkunft" in Lübeck wichtige Entschädigungsansprüche Danzigs zur Geltung zu bringen. Endlich traf er in Danzig ein, wo er ehrenvoll empfangen, sich bald das größeste Ansehen erwarb. Sechs Jahre hat er das einflußreiche Amt verwaltet, welches ihn vielfach zu

politischen Verhandlungen auf Reisen (nach Marienburg, Königsberg, Wilna, Krakau) führte. Eine im Winter 1545—46 unternommene Reise an den polnischen Hof nach Krakau ward ihm verhängnißvoll: sein Wagen ward umgeworfen und die dabei erlittene Verletzung der Brust führte, nachdem er heimgekehrt, im Spätherbste seinen Tod herbei. Er starb am 7. Novbr. 1546. — L. ist neben seinem Zeitgenossen Johann Apell (s. Allg. d. B. Bd. I. S. 501) unter den ersten deutschen Vertretern der systematischen Jurisprudenz der bedeutendste. Vermuthlich ist es das Vorbild Melanchthon's, dessen Loci communes 1521 erschienen waren, gewesen, welches ihn den Versuch wagen ließ ein systematisches Compendium des Civilrechts auszuarbeiten. Den ersten Entwurf machte er im Sommer 1535 in Jena, wohin die Universität Wittenberg wegen der Pest geflüchtet war. Nachdem er ihn weiter ausgearbeitet hatte, dictirte er die ganze Schrift seinen Zuhörern, dabei ihnen nachdrücklich einschärfend, daß die *Arbeit nur zu ihrem Privatgebrauch und nicht zur Veröffentlichung bestimmt* sei. Indeß ward das Werk in zahlreichen Abschriften verbreitet, von denen eine 1539 in die Hand des Druckers Egenolf in Frankfurt kam, der sich 1543 bei L. um die Erlaubniß zur Publication bemühte. Obgleich L. diese verweigerte, erschien das Werk dennoch unter dem Titel „Juris utriusque traditio methodica“, Francof. 1543, fol. Entrüstet veröffentlichte L. dagegen eine „Protestatio adversus improbam suorum commentariorum editionem ab Egenolpho factam“, die Egenolf bald darauf mit einer „Defensio“ beantwortete, in der er ausführt, daß die Publication für das Buch und seinen Verfasser nur vortheilhaft sei, da die zahllosen Abschriften, welche von dem Dictat verbreitet würden, von Tag zu Tage fehlerhafter geworden seien. Es war nicht blos die Verletzung seines Urheberrechts, was Lagus' Zorn erregte, mehr noch war es die Furcht, daß die Publication seinem Rufe als Gelehrter schaden könne. Denn nicht nur war das abgedruckte Heft in hohem Grade fehlerhaft, sondern L. betrachtete das Werk selbst nur als einen unvollkommenen Entwurf, zu dessen Ausführung und Durcharbeitung er niemals die Muße hatte finden können. Ueberdies aber wußte L., in wie geringem Ansehen eine Arbeit dieser Art bei den zünftigen Gelehrten seiner Zeit stand, da es ihr gänzlich an der Beglaubigung schulmäßiger Gelehrsamkeit fehlte; um so mehr mußte ihm daran gelegen sein, sie nicht in unvollendeter und fehlerhafter Gestalt vor die Oeffentlichkeit treten zu sehen. Wohl fühle er, so heißt es in der Protestatio, in sich die Fähigkeit das zu erreichen, was er erstrebt; aber es habe ihm von jeher ein Mäcenas gefehlt, der ihm die zur Vollendung erforderliche Muße gewähre. — Trotz seiner Mängel ist das Werk, wie es vorliegt, in mehrfacher Beziehung ausgezeichnet zu nennen. Es zeugt von ungewöhnlicher Begabung des Verfassers nach der Richtung der Methodik und Systematik, und bezeichnet als das erste systematische Rechtscompendium einen bemerkenswerthen Fortschritt. Es hat ihm denn auch an Anerkennung und Erfolg nicht gefehlt, wie die zahlreichen bis zum Schluß des 16. Jahrhunderts erschienenen Auflagen beweisen; unter dem Namen „Lagi Methodus“ wird es in der späteren Litteratur öfter mit Anerkennung erwähnt. Die in dem Werke nicht verhehlte protestantische Gesinnung brachte es auf den Index; durch Beseitigung der anstößigen Stellen suchte eine Löwener Ausgabe von 1550 dem kirchlichen Verbote auszuweichen und wurde 1570 als „repurgata“ erlaubt. Joh. Thom. Freigius gab es in einer Bearbeitung nach Ramistischer Methode unter dem Titel „Partitiones juris utriusque“, Basil. 1571, 1581, fol. heraus. — Von geringerer Bedeutung ist das „Compendium juris Saxonici“, eine übersichtliche Darstellung des sächsischen Rechts auf Grund des Sachsenspiegels und des sächsischen Weichbildes, in deutscher Sprache systematisch geordnet nach den in seiner „Methodus juris civilis“ durchgeführten Gesichtspunkten. Als erster

Versuch, die Grundsätze des deutschen Rechts in ein dem römischen Recht entlehntes System einzuordnen, ist dieses Werk merkwürdig. L. hat es um 1537 verfaßt; aber erst lange nach seinem Tode ist es von Dr. Joachim Gregorii aus Prietzen, damals Beisitzer am Schöppenstuhl in Magdeburg, unter dem Titel „C. Lagi compendium juris civilis et saxonici etc.“, Magdeb. 1597, 4° (1603, 1614) herausgegeben.

Vgl. Muther in Glasers Jahrb., Bd. V. S. 394—424, 1866. Derselbe, Zur Geschichte der Rechtswissenschaft und Universitäten, S. 299—351, 412—420. Muther hat das Verdienst, zuerst wieder auf L. aufmerksam gemacht zu haben. Stintzing, Gesch. der d. R.W. I. 296—304. 445.

Stintzing.

Lahmeyer: Johann Wilhelm L., einer der bedeutendsten, neueren Hydrotekten Deutschlands auf dem wissenschaftlichen Gebiete des Wasserbaufaches, wurde am 29. April 1818 in Hannover geboren und starb daselbst den 9. August 1859. Er war der Sohn des 1838 verstorbenen Commissars L. beim Finanzministerium in Hannover, erhielt seine Schulbildung am Lyceum (humanistischen Gymnasium) seiner Vaterstadt und besuchte von 1832 an die (1831 errichtete) polytechnische Schule daselbst. Hier gewann er die mathematischen Wissenschaften so lieb, daß in ihm, geradezu leidenschaftlich, der Wunsch entstand, Astronomie auf einer Universität zu studiren. Leider konnte er hierzu die Einwilligung seines Vaters nicht erhalten, da dem Sohne zu diesem Fache zwar nicht das Talent, wohl aber dem Vater die erforderlichen Geldmittel fehlten. L. wählte deshalb ein schneller zum Broterwerb führendes Fach, den rationellen Wasserbau zum Lebensberufe. Bei dem äußerst geringen Umfange, in welchem damals die Hydrotechnik an sämmtlichen deutschen polytechnischen Schulen und auch an der (zu jener Zeit nur höheren Gewerbeschule) in Hannover gelehrt wurde, auch Prüfungen (wie später) für den höheren technischen Staatsdienst noch nicht bestanden, andererseits aber gerade deshalb die hannoversche Wasserbauverwaltung wenigstens einen kurzen Universitätsbesuch verlangte — ging L. Ostern 1837 erst nach Göttingen und dann 1838 nach Berlin. Während dieser Zeit übersetzte er Fourier's (bereits 1831 in Paris) erschienenes Werk „Analyse des équations déterminées“ und bemühte sich um die Lösung einer Preisaufgabe, deren Thema war: „Expositio praecipuarum methodorum aequationum radicis, quae numeris continentur, per approximationem inveniendi“. Am 3. August 1839 wurde Lahmeyer's betreffende Arbeit von der Universität Berlin mit 25 Ducaten gekrönt und ihm bald darauf auch bestimmte Aussicht zum Eintritt in den hannoverschen Staatsdienst eröffnet. Indessen mußte er immer noch bis 1842 auf Anstellung warten, verbrachte jedoch die Zwischenzeit nicht nutzlos. Er erwarb sich daher nicht nur Existenzmittel durch Zeichnungen von allerhand hydrographischen und anderen technischen Karten und hydraulischen Maschinen &c., sondern auch durch Uebersetzungen zweier in Deutschland fast ganz unbekannt gebliebener hochwichtiger technischer Schriften, nämlich Petit's „Mémoire sur le calcul des voûtes circulaires“ (unter dem Titel „Theorie der Kreisgewölbe“, in Crelle's Journal für die Baukunst Bd. XVIII, S. 207 &c. abgedruckt) und Poncelet's „Memoire sur la stabilité des revêtements et de leurs fondations“ unter dem Titel „Ueber die Stabilität der Erdbekleidungen und deren Fundamente, nebst einem vom Uebersetzer beigefügten Anhang, Arbeiten anderer Autoren über denselben Gegenstand betreffend“, Braunschweig 1844. Diese Uebersetzungen hatten für Deutschland insofern einen doppelten Werth, als erstens seit Navier keine bedeutsamen Abhandlungen über diese für das Ingenieurwesen hochwichtigen Gegenstände erschienen waren und zweitens die von L. benutzte Quelle, das „Mémorial de l'officier du Génie“ (und zwar Nr. 12 und Nr. 13) den

deutschen Fachmännern fast gänzlich unbekannt geblieben war. Inzwischen war auch die längst gehoffte Anstellung als Conducteur bei der hannoverschen Wasserbaudirection erfolgt, womit auch die wichtigsten Arbeiten Lahmeyer's, namentlich aber seine Experimente zur Ermittelung der (wahren?) Gesetze der Wasserbewegung in Canälen und Flüssen, beginnen. Lahmeyer's betreffende Versuche wurden, in Gemeinschaft mit dem hessischen Bauconducteur Bücking, in den Jahren 1842 und 1843 in der Weser zwischen Münden und Lippoldsberg und in der Fulda zwischen dem Kragenhofe unterhalb Kassel und eine halbe Stunde oberhalb Münden angestellt. Es bezogen sich dieselben vornehmlich auf die Ermittelung des Gesetzes über die Abnahme der Geschwindigkeit von der Oberfläche ab nach dem Boden (die sogenannte Geschwindigkeitsscala), auf das Aenderungsgesetz der Geschwindigkeit bei verschiedenen Wasserständen und drittens auf den Zusammenhang zwischen der mittleren Geschwindigkeit und dem Gefälle eines Flusses. Für alle drei Fälle stellte L. aus den Versuchsresultaten neue Formeln, insbesondere aber aus 480 derselben, eine für den vorbemerkten dritten Fall auf, welche neben den gewöhnlichen fünf Elementen (mittlere Geschwindigkeit = v, Gefälle = h auf die Länge = l, Profilquerschritt = a und benetzter Umfang = p) noch die Breite b des Kanals oder Flusses und außerdem den Krümmungshalbmesser = ϱ des betreffenden Profils und endlich auch w die Höhe des Wasserstands über den niedrigsten vom Jahre 1842 in sich faßten*). In Betreff der Einführung letzterer Größe hat L. vielfachen, zum Theil nicht unbegründeten Tadel erfahren müssen, wobei als Hauptgegner der Wasserbaudirector Wex in Wien und der Kunstmeister Bornemann in Freiberg auftraten und worüber in Förster's Bauzeitung (Jahrgänge 1849—1852) und beziehungsweise in Bornemann's Ingenieur, Bd. I, nachzulesen ist. Hervorzuheben ist überdies, daß bei letzteren Angaben in Bezug auf die Zeitfolge der Sache nachzutragen ist, daß Lahmeyer's Hauptschrift, worin er seine großen Versuche und betreffenden (mehrfach sinnreichen) Rechnungen mit ausgedehnter Verwendung der Methode der kleinsten Quadrate zuerst bekannt machte, im J. 1845 in Braunschweig (Verlag von Meyer sen.) unter dem Titel erschien: „Erfahrungsresultate über die Bewegung des Wassers in Flußbetten und Canälen". Schließlich veranlaßten diese Controversen L. jedoch weitere Versuche anzustellen und aus deren Resultaten als Hauptformeln folgende zwei abzuleiten, welche frei von der Kenntniß der Höhe = w über den niedrigsten Wasserstand vom Jahre 1842 waren, nämlich (für hannoversche Maaße):

$$\text{I.}\quad \frac{a}{p}\cdot\frac{h}{l}\cdot\frac{1}{v\sqrt{v}} = 0{,}0002173 + 0{,}0001557\sqrt{\frac{b}{\varrho}} \quad \text{und}$$

$$\text{II.}\quad \frac{v\sqrt{v}}{v_1\sqrt{v_1}} = \frac{e}{e_1} \quad \text{oder} \quad \frac{v}{v_1} = \frac{\sqrt[3]{e^2}}{\sqrt[3]{e_1^{\,2}}},$$

wenn man die obigen Bezeichnungen beibehält und statt $\frac{a}{p}$ und $\frac{a_1}{p_1}$ die correspondirenden Wassertiefen e und e_1 einführt. Im J. 1850 wurde L. mit der

*) Die Endformel für hannöversches Maaß (1 Meter = 3,423 Fuß Hannov.) gestaltete sich dann wie folgt:

$$\left(\frac{a}{p}\cdot\frac{h}{l}\right)\frac{1}{v^2} = 0{,}00001444 + \frac{0{,}0007675}{w+2} + 0{,}00005073\sqrt{\frac{b}{\varrho}} + \left(0{,}000006094 - \frac{0{,}000064}{w+1{,}5}\right)v.$$

Erbauung eines Hafens zu Freiburg an der Unterelbe beauftragt und von 1853 ab mit der Herstellung des Hadelnschen Kanals beschäftigt. Aus dieser praktischen Thätigkeit entsproß eine werthvolle Abhandlung, die sich im dritten Bande (1853—1854) S. 344 ff. des Notizblattes des hannoverschen Architekten- und Ingenieur-Vereins (unter Beigabe von Zeichnungen) abgedruckt vorfindet und woraus man zum ersten Male erkannte, wie es L. auch verstand seine theoretischen hydraulischen Kenntnisse vortrefflich für die Praxis brauchbar zu machen. Nach Vollendung des Hadeln'schen Kanals wurde unserem L. die Wasserbau-Inspection Neuhaus a. d. Oste übertragen und dann unter seiner speciellen Leitung das Project des Bederkesa-Geeste-Kanals bearbeitet. Aus dieser Zeit stammt wieder eine werthvolle Arbeit „Ueber die Weiten der Abwässerungsanstalten für die, der Ebbe und Fluth unterworfenen, bedeichten Marschen", die ebenfalls zuerst durch die Zeitschrift des hannoverschen Architekten- und Ingenieur-Vereins (Bd. III, 1857, S. 270 ff.) in weiteren Kreisen bekannt wurde. Im J. 1857 wurde L. als stimmführendes Mitglied der damaligen Generaldirection des Wasserbaues nach Hannover berufen, wobei er zugleich die Hoffnung hegte, von da ab mit seiner Familie sorgenfreie, glückliche Jahre verleben zu können. Aus dieser besseren Zeit gelangten namentlich folgende Arbeiten zur öffentlichen Kenntniß: 1. „Notizen über die Grundsätze bei Abschätzung der jährlichen Wasserbau-Unterhaltungskosten in den Marschen des Königreichs Hannover" und 2. „Ueber Sicherung der Stadt Emden gegen Sturmfluthen, sowie die Verbesserung des Fahrwassers und der Abwässerung daselbst". Beide Arbeiten wurden wieder in der Zeitschrift des Architekten- und Ingenieur-Vereins für das Königreich Hannover und zwar beziehungsweise in Bd. III S. 810 und in Bd. IV (1858) S. 199 abgedruckt. Die zweite Arbeit ist zugleich mit einer beachtenswerthen Geschichte des seiner Zeit berühmt gewordenen Emdener Hafen- und Schleusenbaues ausgestattet. Endlich ist noch einer zwar weniger bedeutsamen, aber immerhin beachtenswerthen Arbeit Lahmeyer's „Ueber Vermessung der Seeschiffe" zu gedenken, welche er im Jahrgange 1859 (Bd. V) der vorgedachten Zeitschrift veröffentlichte. Lahmeyer's unablässiger Fleiß und übergroßer Eifer für den Staatsdienst, der ihm über Alles ging, zog ihm im J. 1859 eine schwere Krankheit zu, der er leider am 9. August desselben Jahres, erst 41 Jahre alt, erlag, tief betrauert von der verwaisten Familie, von Fachgenossen, Kennern der Wissenschaft und Allen, welche Gelegenheit gehabt hatten, den talentvollen, strebsamen und liebenswürdigen Mann kennen zu lernen. L. hatte sich im J. 1850 mit der Tochter einer Predigerwittwe (Schindewolf mit Namen) verheirathet, die Ehe war musterhaft und glücklich. Die Wittwe blieb mit drei unerzogenen Kindern und einem sorgenvollen Leben zurück und beweint noch im J. 1883 den geliebten Mann und den treusorgenden Vater ihrer Kinder. Rühlmann.

Lahr: Heinrich von der L., preußischer Generallieutenant, am 7. October 1734 aus einer, ihres evangelischen Bekenntnisses wegen nach Frankfurt a. M. ausgewanderten, niederländischen Kaufmannsfamilie geboren, gelangte durch seinen Großvater, den General du Moulin, in das Berliner Cadettencorps. Als er aus diesem 1753 als Ingenieurelève nach Potsdam gekommen war, wo damals in seiner Waffe reges Leben herrschte und auf Lefebvre's Anregung namentlich die Minirkunst gepflegt wurde, nahm Oberst v. Balby, der spätere Commandeur des Ingenieurcorps, sich seiner an und bald nachher wurde der siebenjährige Krieg ihm eine vortreffliche praktische Schule. Als 1757 vor der Schlacht von Roßbach Magdeburg bedroht schien, unterstellte Herzog Ferdinand von Braunschweig ihm 40 Mansfelder Bergleute, was Veranlassung gab, daß er 1758 zu den Mineurs kam. Vor Olmütz fand er mit diesen gleich darauf reichliche Verwendung, besonders ausgiebige aber später, 1762, vor Schweidnitz, wo er nament-

lich die Wirkungen der überladenen Minen kennen lernte. Nach Friedensschluß war er hervorragend bei Erbauung der Bergfeste Silberberg und bei Einrichtung der Vertheidigungsminen von Schweidnitz thätig; seine Kenntnisse und Erfahrungen durch Herausgabe einer 1776 geschriebenen, vortrefflichen Abhandlung „Versuch über die Anwendung der Minen im Belagerungskriege oder militärischer Theil der Minirkunst", welche 1798 gedruckt wurde, weiteren Kreisen mitzutheilen verbot ihm König Friedrich, auf dessen Befehl der 1778 zu Breslau begonnene Druck unterbrochen wurde; als Entschädigung für den pekuniären Verlust erhielt er eine Präbende. Bei Ausbruch des baierischen Erbfolgekrieges zerstörte er die Straßen, welche über das Riesengebirge führten; 1789 wurde er als Major Chef des Mineurcorps, für welches er das am 28. März desselben Jahres eingeführte Mineurreglement geschrieben hatte. Als solcher war er 1793 bei der Belagerung von Mainz gegenwärtig, wo er den Orden pour le mérite erhielt und wo er bis 1795 blieb, um die Festungswerke in Stand zu setzen. Das Jahr 1807 verlebte er in Neiße, seiner Garnison, ohne an der Capitulation der Festung einen verantwortlichen Antheil zu haben. Als bei der Reorganisation der Armee das Mineurcorps in das Pioniercorps überging, wurde er seines Alters wegen nicht wieder angestellt und starb 1816 zu Neiße im Ruhestande.

Zeitschrift für Kunst, Geschichte und Wissenschaft des Krieges, 75. Bd., 1. Heft, Berlin 1849. — U. v. Bonin, Geschichte des Ingenieurcorps und der Festungen in Preußen, I, Berlin 1877. Poten.

Laidig: Hans Reichard L., Buchdrucker zu Hall in Schwaben im 17. Jahrhundert. Die erste Druckerei in dieser Stadt wurde 1536 durch Peter Brubach, früher zu Hagenau im Elsaß (Panzer, Ann. typ. VII, 117) und später zu Frankfurt a. M. (Hager, Buchdruckerkunst III, 275; IV, 117) errichtet. Nach oder neben ihm arbeitete Pankratius Queck, sodann seit 1548 Peter Frenz, nach dessen Tode eine lange Pause bis zum Jahre 1635 eintrat, wo ein gewisser Lenz die Reihe wieder fortsetzt, der aber blos aus einer handschriftlichen Notiz bekannt ist. Erst mit dem Jahre 1660 werden die Nachrichten über die Hall'schen Druckereien wieder etwas bestimmter. Um diese Zeit und bis 1689 wirkte daselbst der Eingangs genannte Drucker, über dessen Lebensverhältnisse jedoch wir nicht unterrichtet sind und dessen Thätigkeit überhaupt nur aus den Rathsprotokollen der Stadt ersichtlich ist. Zufolge diesen war er „bestellter Buchdrucker", in welcher Eigenschaft er die damals eingeführten Schulbücher, also Gesangbuch, Katechismus und Aehnliches zu drucken hatte, denn 1689 läßt der Rath den Buchbindern „per decretum" bedeuten, daß sie keine Schul- oder anderen Bücher als bei dem bestellten Buchdrucker sollten drucken lassen. In demselben Jahre „offerirte" L. „E. E." Rath dreißig Exemplare von neulich verfertigter „Seelenharpfe" und bedankt sich, daß derselbe verordnet, die anderen Orts gedruckten deutschen Schulbücher in Stadt und Land aus der Schule abzuschaffen. Es ist aus diesem Mandate unschwer zu ersehen, daß damals die Stellung eines Druckers in der ehemaligen freien Reichsstadt eine ziemlich prekäre war, denn in demselben Jahre bittet unser Drucker „um Verbesserung seiner Bestallung, sonderlich an Frucht, weil der Verdienst gar schlecht", worauf ihm der Rath „für dießmal 1 Scheffel Dinkel geben läßt". Sein Todesjahr ist unbekannt. Von den Erzeugnissen seiner Officin sind uns u. A. erhalten aus dem Jahre 1664 in Kleinoctav: „Vollkommenes Evangelium-Büchlein" und „Christliche Kirchen-Gebet, Welche An Sonn-, Fest-. Feyer und Wochentagen ... in hiesiger deß heil. Reichs Statt Hall ... vorgelesen werden", beide sauber gedruckt und das erstere mit Holzschnitten versehen. Aus dem Jahre 1689 besitzt man „Christliche Buß- und Gebets-Andacht. So bey jetzigen höchst gefährlichen und beschwärlichen Kriegs-Läufften ... eifrig zu gebrauchen". Diese Bücher

durften jedoch von dem Drucker selbst nicht verkauft werden, sondern es bestand ein abgesonderter Verlag eines Philipp Jakob Jäger, welcher Buchbinder war.

Wirtembergisch Franken VI, 1 S. 52—53. Gräter, Iduna und Hermode 1813, 112. Moser, Oberamtsbeschreibung von Hall, S. 131.

J. Franck.

Lainez: Erhard v. L. (Lainiz, Lainitz), ist wol nur eine corrumpirte Form für E. v. Lomptz (so nennt er sich nämlich selbst auf seinem eigenhändig geschriebenen Profeßzettel im Benedictinerkloster St. Peter in Salzburg; vielleicht darf man dabei an eines der vielen Lomnitz in Böhmen, oder an ein ungarisches Lomnicz, Lomnicza denken). Er soll ein Schüler des berühmten Lehrers der Wiener Universität, Nicolaus v. Dinkelspühel († 1433), gewesen sein, wurde Magister der freien Künste und Lehrer an der alten Klosterschule zu St. Peter in Salzburg, wo er sich endlich am 16. September 1433 dem Mönchsstande widmete. Nach dem nicht lange darauf erfolgten Tode des Abtes Georg Waller († am 28. November 1435) wurde er trotz seines Sträubens an dessen Stelle zur Leitung des Klosters berufen, starb aber selbst schon am 25. October 1436. Er hinterließ eine Erklärung des 12. Psalmes, die Bernhard Pez handschriftlich in St. Peter und im Kloster Mondsee vorfand und in seinem Thesaurus anecdotorum (T. II. 1 p. 23) abdruckte.

Vgl. Novissimum chronicon antiqui monasterii ad S. Petrum Salisburgi. Aug. Vind. 1772, p. 371. Gräße, Lehrbuch, II. 2, S. 473.

Ant. Weis.

Lairitz: Johann Georg L., oder Layritz, ward den 15. Juli 1647 zu Hof geboren, machte auf dem dortigen Gymnasium so gute Fortschritte, daß er ein Stipendium Academicum aus Heilbronn erhielt, welches ihm ermöglichte 1664—67 das Gymnasium zu Bayreuth und darauf 1667—71 die Universität Jena zu besuchen. Hier ward er 1671 Magister. Nachdem er in verschiedenen Familien als Hauslehrer gewirkt hatte, ward L. im Herbst 1673 als Professor der Kirchen- und Profangeschichte an das Gymnasium zu Bayreuth berufen. 1675 ward L. die Aufsicht über die fürstliche Bibliothek und die Privatunterweisung der beiden markgräflichen Prinzen Erdmann Philipp und Georg Albrecht übertragen, 1685 ward er Diaconus an der Hofkirche zu Bayreuth, 1688 Superintendent zu Neustadt an der Aisch, 1697 Oberpfarrer, Oberhofprediger, Generalsuperintendent und Kirchenrath zu Weimar, sowie Director des dortigen Gymnasiums. Durch ihn ist in Weimar 1699 die Confirmation eingeführt worden. Er starb am 4. April 1716. Seine zahlreichen Schriften (s. Döring) beweisen, daß er in Kirchen- und Weltgeschichte wohl bewandert und als Prediger ein würdiger und milder Vertreter lutherischer Orthodoxie war.

B. Pünjer.

Lakemacher: Johann Gottfried L., geb. in Osterwick 1695, Professor der griechischen, später auch der morgenländischen Sprachen zu Helmstedt, † am 16. März 1736 (Winer, Handb. der theol. Litt. II. 631). Er hatte eine für seine Zeit ausgebreitete Gelehrsamkeit und Belesenheit besonders auch in den klassischen Schriftstellern, auf deren Nutzen für die Erklärung des Alten Testaments er auch einmal in einer akademischen Rede hinwies im vierten Theile S. 300 ff. der „Obervationes philologicae quibus varia praecipue s. codicis loca ex antiquitatibus illustrantur", Helmstedt 1725—33, 10 Thle. Dieses Sammelwerk, welches überhaupt den Ertrag seiner Studien enthält, zeigt aber neben den eben gerühmten Vorzügen auch einen großen Mangel an Kritik und Methode, durch welchen jene Gelehrsamkeit sehr oft zu einer unfruchtbaren wird und jenen Ballast vergrößert, mit welchem noch heutzutage die Commentare bei der Darlegung der verschiedenen Auslegungsversuche vollgestopft zu werden pflegen. — So z. B.

die Meinung, daß der Fluß Phison im Paradiese der Jordan gewesen sei (a. a. O. V, 196 ff.), daß der Ausdruck für die blöden Augen der Lea vielmehr ein mageres Gesicht bedeute (II, 1 ff.), was übrigens v. Bohlen in seiner Genesis 1835 S. 290 reproducirt hat, daß die Juden die Sitte der Hauptverhüllung beim Beten von den Römern angenommen hätten, III, 209 ff., vor welcher Ansicht schon 1. Kön. 19, 13 hätte schützen sollen, daß die siebenhüglige Stadt in Apokalypse 17, 9 Jerusalem sei (III, 285 ff.), daß Gad = Hecate sei, was so zugeht, daß letzteres zunächst Kopf und Schwanz verliert und dann Kat zu Gad erweicht wird (IV, 18 ff.) u. dgl. m. Den einzigen brauchbaren Gedanken, den wir haben entdecken können, bildet der Vorschlag Crethi und Plethi als Creter und Philister zu erklären (II, 11 ff.). So auch Movers, Bertheau, Ewald, Hitzig. — Uebrigens zeigt die Studie in VIII, 97 ff. über das Gebiet des Pharisäers und Zöllners rabbinisches Wissen. C. Siegfried.

Lakeman: Nicolaus L., Dr. und Professor der Theologie, Provinzialminister der Franziskaner in der Ordensprovinz Sachsen, deren Westgrenze die Weser, südlich und östlich Böhmen und Polen war, wurde als Nachfolger des Dr. Matthias Döring (Bd. V S. 347 f.) in diese Stelle 1461 gewählt, als der Erzbischof Friedrich III. von Magdeburg (Bd. VII S. 548 f.) im Auftrage des Papstes Pius II. anfing gegen die Ordensprovinz in seiner Diöcese vorzugehen und zunächst den Convent in Magdeburg, dann aber auch die übrigen der in seinem Sprengel liegenden Franziskaner-Custodien zu reformiren. Matthias Döring, das Haupt der Partei der Conventualen in dem tripartitus ordo, hatte sein Amt umsomehr niedergelegt, als der Erzbischof ihm besonders wegen seiner Schritte zur Vertheidigung der heiligen Blutswallfahrten nach Wilsnack grollte. Die Provinz wählte jetzt den versöhnlichen, den Martinianischen Constitutionen nicht widerstrebenden L., der nun diese gemäßigte Reform durchführte, wie wenigstens aus Magdeburg und Görlitz (1462) bezeugt ist. Die strengen Observanten hielten sich ihm dennoch fern unter ihrem eigenen Provinzialvicar. L. stammte aus Danzig, scheint auch dort in den Orden getreten zu sein. Schon als gelehrter Mann wurde er nach Michaelis 1443 an der Universität immatriculirt, wo er die volle Gebühr zahlte, also sicher nicht einfacher Bruder mehr war. Noch in demselben Jahre stimmte er in der Facultät mit für den Magdeburger Dr. Heinrich Toke (Tocke) gegen den Wilsnacker Hostiencultus. Breest in den Märk. Forsch. XVI, 217 nennt ihn bei der Gelegenheit Lachmann. L. blieb Minister provincialis Saxoniae bis zu seinem Tode am 16. November 1479. In Schwerin hat sich von ihm ein Aufnahmeschein in die Gemeinschaft der guten Werke mit dem Siegel der Ordensprovinz erhalten (Lisch, Jahrbuch XVI, 234), auf der Rostocker Universitätsbibliothek zwei defecte, alle drei ausgestellt auf dem Provinzialcapitel zu Lübeck 1473. Woker, Geschichte der norddeutschen Franziskaner-Missionen S. 19 läßt ihn irrig als von gleicher Gesinnung mit Döring erscheinen, freilich Observanten waren beide nicht. Es scheint sicher, daß er die Veranlassung gab, das Werk seines Vorgängers, die bis 1464 reichende Fortsetzung der Chronik des Theodor Engelhusius abermals weiter fortzuführen. Doch that er es nicht selber, sondern ein bisher unbekannter, ebenfalls aus Danzig stammender Minorit, der nachher in den neunziger Jahren sich augenscheinlich in Leipzig aufhielt. In dieser Fortsetzung spricht sich der Lakeman'sche Gegensatz gegen Döring in Bezug der Wilsnacker Wallfahrt deutlich aus.

Mencken, Script. rer. Germ. III. sp. 26 und Riedel, Cod. dipl. Brand. IV, I, 209 ff. Script. rer. Lusat., N. F. I, 293.

Krause.

Lakits: Georg Sigismund L. (Lakics), Jurist, geb. zu Polianicz im Eisenburger Comitat (Ungarn) am 25. November 1739, † zu Preßburg 1819.

Er studirte, unterstützt vom Grafen Sig. Batthyani, in Graz und Wien, hier namentlich unter Riegger, wurde Juristenrepetent am Theresianum, 1769 Professor des Kirchenrechts in Innsbruck, 1770 in Tyrnau, zugleich Bibliothekar, kam später als Professor, Censor und Director der juristischen Facultät und der Universitätsdruckerei nach Ofen, wo er seit 1780 als Rath der ungarischen Kanzlei bis zu seinem Tode lebte. Schriften: „Juris publici eccles. pars generalis de ecclesia christiana potestatisque sacrae cum civili nexu", Vien. 1774 (Venet. 1790). „Praecognita jur. eccles. universi", Vien. 1775 (Ven. 1790). „Institutio elementorum juris naturalis", Budae 1779—81. „Praelectiones canonicae de legitima episcoporum instituendorum ac destituendorum ratione, attemperatae legibus ac usibus regnorum Germaniae et Hungariae", Vien. 1783. „De haereditario succedendi jure ducum primum deinde regum Hungariae", ib. 1809.

v. Wurzbach, Biogr. Lex. XIV S. 8 ff., der die Litteratur anführt, nicht aber Weidlich, Biogr. Nachr., III. 187. Glück, Praecognita, p. 261.

v. Schulte.

Lalemandet: Johann L., geb. zu Besançon 1595, † zu Prag 1647, gehörte dem durch Franz v. Paula gestifteten Orden der Paulaner oder Minimi an und wirkte hauptsächlich in Deutschland, zuerst als Lehrer, dann als Leiter seines Ordens, indem er 1641 zum Provincial desselben für Oberdeutschland, Böhmen und Mähren gewählt wurde. Als Schriftsteller nimmt er eine achtbare Stelle in der scholastischen Litteratur seines Zeitalters ein; seine bedeutendste Leistung sind seine „Decisiones philosophicae" (München 1645, Fol., später noch einmal unter dem Titel „Cursus philosophicus", edirt zu Lyon 1656), in welchen er eine eklektische Vermittelung der differenten Lehrrichtungen auf dem Gebiete der scholastischen Philosophie anstrebt, nebstbei auch auf den Ramismus und Lullismus Bezug nimmt, also ziemlich über Alles, was dazumal auf philosophischem Gebiete bedeutsam war, sich verbreitet. (Näheres über den Inhalt dieses Werkes bei Werner, Geschichte der katholischen Theologie Deutschlands, S. 62.) Er trat so würdig seinen gleichzeitigen französischen Ordensgenossen Maignan, Saguens, Mersenne zur Seite, welche bereits der nachscholastischen Physik großes Interesse zuwendeten und in dieser Richtung eine mittlere Stelle zwischen der scholastischen und der nachfolgenden cartesischen Weltlehre einnehmen. Dem Casus philosophicus Lalemandet's trat als Opus posthumum ein Cursus theologicus zur Seite, welcher von dem Ordensgeneral der Paulaner, P. d'Orchamps, edirt wurde („Cursus theologicus, in quo discursis hinc inde Thomistarum et Scotistarum praecipuis fundamentis decisiva sententia pronuntiatur", Lyon 1656). Außerdem existiren noch als handschriftlicher Nachlaß Lalemandet's: „Elucidationes in Institutiones Juris civilis"; „Institutum Juris canonici"; „De eucharistia".

Morhof, Polyhist. Tom. II, L. 1, p. 89. — Brucker, Hist. Philosoph. IV, Pars 1, p. 129.

Werner.

L'Allemand: Fritz L., Maler, geb. in Hanau 1812, † am 20. September 1866. Erhielt an der Akademie der bildenden Künste in Wien seine Ausbildung und verrieth zuerst die Neigung sich der Genremalerei zu widmen. Nachdem der Künstler seine Studien im Auslande fortgesetzt, erregte er im J. 1840 zuerst durch das Bild „Carlistische Guerilla's sich gegen die Christinos vertheidigend" die Aufmerksamkeit durch seine Begabung und seine Kenntnisse in der Darstellung militärischer Scenen. L. verfolgte hierauf diese Richtung mit außerordentlichem Fleiße und ließ es nicht an den eingehendsten Studien für Schlachtenbilder fehlen, wozu derselbe durch zahlreiche Aufträge des Hofes und des Adels ermuntert wurde. Die seit dem Jahre 1848 von Oesterreich geführten Kriege

gaben ihm Stoff zur Verherrlichung hervorragender Waffenthaten der Armee und ihrer Führer. Seine Episoden aus der Belagerung von Komorn und aus dem ersten und zweiten italienischen Feldzuge fanden lebhafte Anerkennung. Von historischem Interesse durch die Menge von Porträts sind seine „Festtafel für die Maria-Theresia-Ordensritter im Schönbrunner Schlosse“ und „Das Festmahl der Repräsentanten der kaiserlichen Armee im Schönbrunner Garten“ (1860 bis 1861). Bei Beginn des Feldzuges in Schleswig-Holstein im J. 1864 begab sich L. auf den Kriegsschauplatz, um an Ort und Stelle Studien zu Gemälden zu machen. Der Kaiser beauftragte ihn hierauf mit der Ausführung der drei Bilder „Gefecht von Oberselk, Oeversee und Veile“, die zu den besten Leistungen des Künstlers zählen. Von demselben stammen auch die Compositionen zu Duller's „Erzherzog Karl von Oesterreich“ und die Zeichnungen zu dem Werke „Die österreichische Armee im Laufe zweier Jahrhunderte“. Schon vor der Reorganisation der Akademie der bildenden Künste im J. 1865 wurde L. zum Professor ernannt, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidet hatte.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon, 14. Bd., S. 13. K. W.

Lambach: Johann L., Gründer und erster Rector des Gymnasiums in Dortmund, wichtig für die Geschichte des Humanismus und des humanistischen Schulwesens, sowie des Ramismus in Deutschland, ferner für die Entwickelung der Reformation in Dortmund. Geboren wahrscheinlich 1512 als Sohn des Rathsböttchers L. zu Dortmund, besuchte er bis gegen 1527 oder 1528 die Reinoldi-Pfarrschule seiner Vaterstadt. Um diese Zeit kam er auf das Gymnasium zu Münster in Westfalen. Dort finden wir schon 1485 den Gymnasiarchen Johann Kerckmeister als Verfasser des ältesten Humanistendramas in Deutschland, der lateinischen Komödie Codrus, die zugleich das älteste in Westfalen gedruckte Buch ist. Um 1500 wurde die Schule durch Rudolf v. Langen reformirt und der Humanist Timan Camener als Rector eingesetzt, dem um 1530 Johann Aelius der Jüngere folgte. Ueber die damalige Organisation dieser Humanistenschule ist nichts bekannt. Beim Ueberhandnehmen der wiedertäuferischen Bewegung gegen Ende 1533 wurde vermuthlich die Schule geschlossen und L. begab sich nach Emmerich, dessen Humanistenschule damals unter Matthias Bredenbach ihre höchste Blüthe hatte, während deren sie eine Frequenz von 2000 Schülern erreicht haben soll. 1536 bezog er als Leiter der Studien einiger jungen Adligen die Universität Löwen, wo er drei Jahre blieb. Dieser Universität incorporirt war das Collegium Buslidianum, gestiftet 1519 durch Hieronymus Buslidius, wegen des Betriebs des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen als *collegium trilingue* bezeichnet. Von Löwen begab sich L. 1539 nach Paris und wurde hier Schüler des Petrus Ramus, der, geboren 1515, hier seit 1536 zusammen mit dem Rhetoriker Omer Talon (Audomarus Talaeus) am College du Mans seine antiaristotelische Dialektik vortrug. L. ist einer der ersten deutschen Ramisten. Eine Zeit lang hielt sich L., immer noch begleitet von seinen adligen Zöglingen, noch auf der Universität Orleans auf, besuchte dann die berühmtesten französischen Städte, verweilte einige Zeit bei Johann Sturm in Straßburg, der dort 1538 sein berühmtes Gymnasium eröffnet hatte, nahm nach einer Nachricht noch Aufenthalt zu Speier, dem damaligen Sitze des Reichskammergerichts, und widmete sich endlich kurze Zeit in Köln unter dem reformatorisch gesinnten Juristen Johann Oldendorp juristischen Studien. 1542 kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück und bewarb sich um die gerade erledigte Pfründe der Ostenpforten-Kapelle, um mit den Einkünften sich noch einige Zeit auf Universitäten aufzuhalten. Er erhielt die Pfründe am 22. Februar 1543, doch nur unter der Bedingung, daß er ein Archigymnasium gründe. Zugleich wurde ihm bewilligt, während des Sommers noch einmal nach Straßburg zu reisen, um mit Johann

Sturm Rath zu nehmen. Vom 5. Mai dieses Jahres ab hielt sich Melanchthon mehrere Monate in Köln behufs Organisation des Kirchen- und Schulwesens im Kurfürstenthum auf; es ist jedoch bezeichnend, daß sich keine Spur eines Verkehrs Lambachs mit ihm findet. Anscheinend war ihm die Einrichtung des höheren Schulwesens, wie sie von Wittenberg aus, namentlich unter fast völliger Ausschließung des Griechischen, betrieben wurde, zu eng und dürftig. Die Eröffnung der Schule fand am 25. August 1543 statt, die Lectionen begannen am 29. September. Ueber die Einrichtung dieser Schule, die in entschiedenem Gegensatze gegen die von Wittenberg aus gegründeten Schulen, sowie auch in wesentlicher Abweichung von dem Sturmschen Schultypus, dagegen in hervortretender Uebereinstimmung mit den Schulen zu Düsseldorf, Wesel, Essen, Münster, wie dieselben um die Mitte des 16. Jahrhunderts erscheinen, organisirt war, muß ich auf meine unten anzuführende Schrift verweisen. Hier nur so viel, daß die eigentlichen Schulklassen, deren Schüler discipuli classium heißen, Septima bis Tertia umfaßten, während die Secunda oder das auditorium publicum, deren Schüler auditores publici genannt wurden, eine höhere Stufe von unterschiedenem Charakter bildet. Eine Prima fehlt, als solche gilt die Universität. Das Griechische beginnt in Quinta, das Hebräische in Tertia, von Quarta ab beginnt Dialektik und Rhetorik, die (wenigstens in Secunda nach ausdrücklichem Zeugniß) nach Ramus betrieben wird, außerdem andere philosophische und theologische Fächer und Rechtslehre. Im Anschluß an das Gymnasium wurde bald, spätestens 1546, auch eine Buchdruckerei errichtet. Die Anstalt erlangte rasch eine bedeutende Blüthe und hatte starken Zufluß von Schülern, selbst aus außerdeutschen Ländern. Von 1544—1546 war Hermann Hamelmann, von 1551—1557 Friedrich Beurhaus Schüler. Vgl. die Biographien Beider. Letzterer wurde hier zuerst für den Ramismus gewonnen. 1556 begann in Dortmund der Prediger Johann Hedfeld (s. Bd. XI S. 306) in reformatorischem Sinne zu wirken. L. war sein Gegner und sah sich nach einer Frohnleichnamspredigt desselben, nachdem er in einem Volksauflauf mißhandelt worden war, genöthigt, auf einige Zeit die Stadt zu meiden. Er hielt sich in Köln auf; im September 1557 finden wir ihn wieder in Dortmund. Als 1562 der Rath die Communion unter beiderlei Gestalt facultativ einführte, war L. unter den ersten, die dieselbe empfingen und seitdem erscheint er als Förderer der allmählich eingeführten Reformation in Dortmund, die erst 1578 völlig abgeschlossen war. Die Blüthe der Schule dauerte nach wie vor. In den Jahren 1576 und 1577 hatte allein die Quarta 117 Schüler. Aufführungen lateinischer Dramen durch die Schüler, namentlich der von dem Dortmunder Geistlichen und Freunde Lambach's, Jakob Schöpper, verfaßten, finden sich, wie schon 1544, so auch nachher häufig. 1563 bis 1566 war L. Mitglied des Raths der sehr aristokratisch regierten freien Reichsstadt, 1567 und 1568 war er Richter. Er war zweimal verheirathet und hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter. Am 25. Juni 1582 starb er an der Pest. Schriften von L. haben sich nicht erhalten. 1548 erschien von ihm in Dortmund „Methodus recte legendi Hebraica“. Auf dem Titel dieser Schrift, wie auch sonst, nannte er sich Johannes Scaevastes. Dieser Name kommt auch in der Form Sceuastes vor und ist offenbar eine unglückliche Gräcisirung des ebenfalls öfters vorkommenden zweiten Familiennamens Bueker oder Böker (= Böttcher). Er erscheint also unter den Namen Lambach, Lambachius, Bueker, Böker, Sceuastes und Scävastes. Außer jenem Schriftchen soll er 1552 ein Schulprogramm herausgegeben haben. In den Jahren 1557—1561 gab er vier Bände lateinischer Predigten von Jakob Schöpper mit Dedicationsepisteln heraus.

Eine Biographie Lambach's in Rolle, Memoriae Tremonienses, Tremoniae 1727. A. Döring, Johann Lambach und das Gymnasium zu Dortmund von 1543—1582. Berlin 1875, Calvary & Co. Im Wesentlichen nach letzterer Schrift ist gearbeitet: G. Kinkel, Theaterspiele in Dortmund, in Pick's Monatschrift VII, S. 301—324. A. Döring.

Lambacher: Philipp L., geb. um 1700, † zu Wien am 10. November 1774, einer der gründlichsten Forscher in der Specialgeschichte und Rechtshistorie Oesterreichs, für welche er, früher Concipist des Wiener Magistrates, seit 1733 Stadtbibliothekar, insbesondere in den Jahren 1750—73 thätig blieb. Seine erste Publikation war rechtsgeschichtlicher Natur und zwar über den Schwabenspiegel (Wien 1739); zu den folgenden Arbeiten zählt eine bibliographische „Bibliotheca antiqua Vindobonensis civica P. I., libros theologicos complectens“ (4°, Viennae 1750); ihr folgte die seinen bibliothekarischen Standpunkt rechtfertigende Schrift „Leipziger Beurtheilung der Catalogi der Wienerischen alten Stadtbibliothek, sammt Antwort des Verfassers“ (4°, Wien 1751). Von den rechtshistorischen Untersuchungen erschien zunächst 1754: „Demonstratio juris seu tituli, quo Imper. Rudolphus Habsburgicus usus est, cum evectus ad culmen imperii ditiones austriacas ab Ottocaro rege Bohemiae, earum tum possessore, imperio vindicaret easque ... 1282 filiis suis Alberto et Rudolpho in feudum concederet“ (4°, 1. Aufl. Wien, 2. Aufl. mit wenig verändertem Titel Leipzig 1754). Fachmännische Gegenbehauptungen und Zweifel veranlaßten L. zu einer 1755 erschienenen Rechtfertigungsschrift unter dem Titel „Zwei in den gelehrten Zeitungen von Leipzig (Mai 1755) und Göttingen (Gel. Anz. 1755, S. 474 bis 487) vorgekommene Nachrichten und Urtheile“.... 1758 folgte die „Dissertatio histor.-juridica de Imper. Alberti I. expeditione in Hollandiam suscepta anno 1300 ad tuenda jura imperii adversus Joannem de Avennis comitem Hannoviae“ (4°, Regensburg 1758) und 1759 „Beschreibung und Erklärung derer den 2. November 1759 in Wien auf dem alten Fleischmarkt ausgegrabenen römischen Särgen“ (4°, Wien), welche 1767 eine zweite Ausgabe erlebte. Sein Hauptwerk, noch jetzt von maßgebender Brauchbarkeit durch den reichhaltigen Urkundenanhang, ist die Geschichte der Jahre 1246—1282 unter dem Titel „Oesterreichisches Interregnum, oder Staatsgeschichte der Länder Oesterreich, Steier, Krain und der windischen Mark von dem Todesfalle Friedrich des Streitbaren ... bis auf die Einsetzung des Hauses Habsburg“ (4°, Wien 1773).

J. Nic. v. Vogel, Spec. bibl. Germ. Austr. II. 354 f., 419 f. Meusel, Lex. der von 1750—1800 verstorb. deutsch. Schriftsteller (1806, VIII. S. 13 f.). Hormayr's Archiv I, 1810, S. 419 f. Wurzbach, XIV. 18—19. A. Mayer, Gesch. der geist. Cultur in Niederösterr. I. (1878), S. 259. Krones.

Lambeck: Heino L., geb. 1586, † den 4. Mai 1661 in Hamburg, lehrte 51 Jahre lang die Rechenkunst an der Jacobischule zu Hamburg. Er gehörte zu jenen strebsamen Männern, durch deren Zusammenwirken die „Kunstrechnungliebende Societät“ (die gegenwärtige mathematische Gesellschaft) ins Leben gerufen ward. Er verfaßte ein „Rahmen-Büchlein“, ein Schulrechenbuch in niedersächsischer Sprache und ein Lehrbuch der Sonnenuhrkunde (Corpus sciatericorum). — (Jöcher.) Günther.

Lambeck: Peter L., Polyhistor, geb. zu Hamburg am 13. April 1628, † zu Wien am 4. April 1680. Sein Vater, Heino L., der Verfasser mehrerer mathematischer Schriften, war Schreib- und Rechnenlehrer an der St. Jacobsschule zu Hamburg, seine Mutter eine Schwester des berühmten Lucas Holste (Holstenius), der auf die geistige Entwickelung und den künftigen Lebensgang seines Neffen von großem Einfluß geworden ist. Den ersten wissenschaftlichen Unterricht erhielt der junge L. bei einem Privatlehrer; im Mai 1644 wurde er

in das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt aufgenommen, das er bis zum December 1645 besuchte. Da sein Oheim nicht wünschte, daß er seine Studien auf deutschen Universitäten, die durch den 30jährigen Krieg in starken Verfall gerathen waren, fortsetze, begab er sich auf Reisen, um auf ausländischen hohen Schulen sich weiter auszubilden und insbesondere juristische Studien zu betreiben. Zuerst besuchte er das Gymnasium zu Amsterdam, wo er Casp. Barlaeus und Gerh. J. Vossius hörte; von dort aus begab er sich über Leyden nach Paris, wo er bei dem Cardinal Barberini sehr freundliche Aufnahme fand und fast zwei Jahre verblieb. Da er von der Heimath die besten Empfehlungen mitgebracht hatte und auch sich selbst durch seltenen Wissensdurst überall empfahl, wurde er sowol in Holland als in Frankreich mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit näher bekannt, durch welchen Verkehr sein Ehrgeiz nicht wenig gehoben wurde. In Paris gab er 1647 im Alter von 19 Jahren seine erste gelehrte Arbeit „Prodromus lucubrationum criticarum in A. Gellii Noctes Atticas" heraus, schon früher hatte er einen Commentar zu den Briefen des Sophisten Aristänetos ausgearbeitet, dessen Manuscript (es trägt das Datum 1646 Kal. Febr. Amstelodami) erst Boissonade (1822) benutzt, aber freilich nur „propria pauca, bona paucissima" in ihm gefunden hat. Von Frankreich aus begab sich L. 1647 nach Italien und verlebte fast zwei Jahre bei seinem Oheim in Rom; ob immer im guten Einvernehmen scheint zweifelhaft, wie daraus zu schließen ist, daß der früher so lebhafte Briefwechsel später verstummte und L. im Testamente seines Oheims nicht bedacht war. Daß er jedoch schon damals in Rom die katholische Religion angenommen habe, scheint ein unbegründeter Vorwurf, wie Räß, Die Convertiten seit der Reformation, VII. S. 159 ff. zu beweisen versucht hat. Gegen Ende des Jahres 1649 verließ L. Italien und begab sich nach Toulouse, wo er bei einem Aufenthalt von acht Monaten seine juristischen Studien vollendete und sich das Licentiat der Rechte erwarb. Von Toulouse vertrieb ihn die Furcht vor dem Bürgerkrieg; er besuchte dann nochmals Paris und kehrte endlich über Holland in seine Vaterstadt zurück, wie es scheint auf das dringende Verlangen seiner Eltern. Er traf in Hamburg ein, als der Senat eben mit einer Reform des Gymnasiums beschäftigt war; da wurde L., der sich längst durch seine Gelehrsamkeit einen guten Namen gemacht hatte, vom Scholarchat mit der Professur der Geschichte am 2. December 1651 betraut; der große Eifer, den er in diesem Lehramt entfaltete, wurde nach dem 1659 erfolgten Tode des berühmten Joachim Jungius dadurch belohnt, daß er zu seinem Nachfolger als Rector perpetuus gymnasii ernannt wurde, welche Stelle er im Januar 1660 mit einer Rede antrat, in der er die vielen Verdrüßlichkeiten beklagte, mit denen er als Professor seit acht Jahren zu kämpfen gehabt, und sich über Verleumdungen, die man über ihn ausgestreut habe, zu vertheidigen suchte. Von diesen war ohne Zweifel die wichtigste die Anfechtung seiner Orthodoxie, wenn sich auch die Behörden, wie seine Beförderung gezeigt hatte, durch solche Gerüchte nicht bestimmen ließen. Auch als Rector fühlte sich L. nicht glücklich, zumal als auch unter den Lehrern Uneinigkeit herrschte. Verwöhnt durch den vieljährigen Umgang mit großen Gelehrten und hochstehenden Persönlichkeiten scheint er überhaupt seiner Stellung überdrüssig geworden und in ihm der Wunsch entstanden zu sein, sie mit einer glänzenderen zu vertauschen. Solche Gedanken waren wol auch der Anlaß zu einer neuen Reise nach Frankreich, auf der L. im August 1660 den Doctorgrad der Rechte in Bourges erwarb, welche damals so hoch gehaltene Würde am leichtesten den Weg zu einem höheren Amte zu bahnen schien. Noch ungünstiger gestaltete sich Lambeck's Lage durch einen unseligen Schritt, den er im Februar 1662 unternommen hat. Da er durch seine lange Reisen und durch Ankäufe von kostbaren Büchern und anderen Gegen=

ständen in Schulden gerathen war, suchte er seine ökonomischen Verhältnisse durch die Heirath einer wohlhabenden älteren Jungfrau, Anna v. Hemmert, zu verbessern. Aber die Hoffnung, über ihr Vermögen verfügen zu können, ging nicht in Erfüllung; schon vier Wochen nach der Hochzeit bezog er eine kleinere Wohnung, in die ihm die Frau nicht folgen wollte. Um so mehr reifte in L. der Entschluß, die Bande, durch die er sich in Hamburg gefesselt fühlte, gänzlich zu brechen. Hierin bekräftigte ihn die Königin Christina von Schweden, die sich damals zufällig in Hamburg aufhielt; sie scheint ihm den Rath ertheilt zu haben, seine Religion zu ändern und eine seinen Verdiensten und Wünschen angemessenere Stellung in einem katholischen Lande zu suchen. L. hatte noch am Abend des 24. April 1662 eine Unterredung mit der Königin; am nächsten Morgen verließ er, Amt und Frau im Stiche lassend, heimlich Hamburg und trat, mit Empfehlungen des Jesuiten W. Gothofredi versehen, zunächst eine Reise nach Wien an. Als Grund seiner Flucht gab er später die Mißheirath an, eine Entschuldigung, die seinem Charakter keine Ehre macht. In Wien am 13. Mai angelangt, meldete er sich bei dem Beichtvater des Kaisers Leopold, dem Jesuiten Phil. Miller, und erhielt durch dessen Vermittlung schon nach wenigen Tagen eine Audienz beim Kaiser, dem er 1659 seinen „Prodromus historiae literariae“ gewidmet hatte. Leopold nahm ihn gnädig auf und versicherte ihn seines kaiserlichen Schutzes, von einer Anstellung jedoch war vorläufig keine Rede. Das bestimmte L. eine neue Reise nach Italien anzutreten, deren Zielpunkt wieder Rom war. Von Venedig aus schrieb er nach Hamburg und erbat sich vom Senat Entlassung aus seinem Dienste, die ihm ohne Anstand gewährt wurde. In Rom trat er öffentlich zur katholischen Religion über, ein Schritt, den man wol mit Recht auf Rechnung seiner ehrgeizigen Absichten gesetzt hat. Das zeigte auch der Erfolg. Denn bald nach seiner Zurückkunft nach Wien, die Ende September stattfand, wurde L. zum kaiserlichen Historiographen und Vicebibliothekar ernannt. Ein halbes Jahr später erhielt der bisherige Vorstand der Bibliothek, Matthäus Mauchter, eine andere Verwendung und L. wurde am 26. Mai 1663 sein glücklicher Nachfolger. Im August 1665 begleitete er den Kaiser, der ihn oft in der Bibliothek besuchte und stets durch besondere Huld auszeichnete, auf einer Wallfahrt nach Maria Zell in Steiermark, die L. ausführlich beschrieben hat („Diarium sacri itineris Cellensis“, Wien 1660, 270 S. 4°), dann wieder auf einer Reise nach Innsbruck, bei welcher Gelegenheit er die Bibliothek auf Schloß Ambras untersuchte und die Ueberführung ihrer Handschriften in die Hofbibliothek in Wien veranlaßte. Wie durch diese und andere Vermehrungen, so hat sich L. durch bessere Ordnung der Bibliothek, durch genauere Beschreibung ihrer Schätze und durch die Beseitigung mancher Mißstände unstreitig sehr bedeutende Verdienste erworben. Einen ausführlichen, mit großer Selbstgefälligkeit abgefaßten Bericht über seine bibliothekarische Thätigkeit überreichte er am 21. Februar 1676 dem Kaiser, der in dem Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen 1858, Notizenblatt Nr. 20, abgedruckt ist. Ein litterarisches Denkmal seiner Wirksamkeit als Bibliothekar sind die „Commentarii de bibliotheca Caesarea Vindobonensi“, von denen die ersten acht Bücher in acht Foliobänden von 1665 bis 1679 erschienen sind. Wie Lambeck's übrige selbständige Schriften, so leidet besonders dieses Werk an dem Grundfehler, daß es zu großartig angelegt und in der Ausführung mit Abschweifungen aller Art und ungehörigen Zusätzen überladen ist. Die Folge war, daß von den 25 Büchern, die es umfassen sollte, nur die ersten acht zu Stande gekommen sind, von den übrigen ist nur der beabsichtigte Inhalt bekannt geworden. Ebenso sind auch die auf sieben Bücher berechneten „Rerum Hamburgensium libri“, deren zwei erste 1653 und 1661 erschienen sind, ein Torso geblieben. Ein großartiges Werk sollte seine „Historia literaria“

werden, der erste Versuch einer allgemeinen Litterärgeschichte, die eine Geschichte und Bibliographie aller Wissenschaften und ihrer Vertreter bei allen Nationen umfassen sollte; von diesem Riesenwerk ist nur der erste Theil eines Prodromus 1659 zu Hamburg in Folio erschienen. Außerdem verdankt man ihm eine Ausgabe von Georgii Cedreni Excerpta de originibus Constantinopolitanis mit anderen analogen Schriften (in dem Catalogus scriptorum Lambecii ist die Ausgabe mit dem Titel Syntagma antiquitatum Constantinopolitanarum aufgeführt), die in einem Prachtdruck typis regiis zu Paris 1655 erschienen ist, ferner „Tabulae synopticae in Phil. Cluverii Introductionem geographicam“, Hamburg 1660, eine Ausgabe von „Bapt. Platinae historia urbis Mantuae“ (Wien 1675, 4°) mit Anmerkungen und Zusätzen, die mit dem Ende des ersten Buches abbrechen, und einige andere kleinere Schriften. Daß L. auf seine litterarischen Arbeiten sehr eitel war, beweist am besten der Umstand, daß er wiederholt einen Katalog seiner eigenen Werke herausgegeben hat. Ein erstes Verzeichniß der Art, das dem Verfasser dieser Skizze vorliegt, hat den Titel: „Petri Lambecii Hamburgensis scripta hactenus in lucem edita ab anno aetatis XIX. usque ad annum XXXIV.“; eine zweite vermehrte Ausgabe erschien nach einer Angabe Kollar's zu Wien ohne Jahr, eine dritte sehr erweiterte 1673, die J. Alb. Fabricius in der neuen Ausgabe der Origines Hamburgenses (Hamb. 1706) S. 2—28 wieder abdrucken ließ. Diese Verzeichnisse enthalten die Schriften Lambeck's in drei Gruppen; die erste führt die bereits gedruckten auf, die zweite die vollendeten, aber noch nicht herausgegebenen, die dritte die scripta iam affecta, d. h. begonnenen, et brevi volente Deo absolvenda. Er hat nicht weniger als gegen 40 Werke des buntesten Inhalts in Angriff genommen oder in Aussicht gestellt, ein vergebliches geistiges Ringen mit physischer Unmöglichkeit! Lambeck's litterarischen Nachlaß bewahrt die kais. Hofbibliothek in Wien, s. Tabulae codd. mss. in bibl. Vindob. asserv. V. p. 359 s., VI. p. 392 sqq., VII. p. 331.

(Nik. Wilkens), Leben des Gelehrten Petri Lambecii. Hamburg 1724. J. Molleri Cimbria literata III. p. 391—414. Fr. Lor. Hoffmann, Peter Lambeck als bibliographisch-literarhistorischer Schriftsteller und Bibliothekar. Soest 1864. Schröder's Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, IV. 276 ff. (1866). A. Räß, Die Convertiten seit der Reformation, VII. S. 156 ff.

Halm.

Lamberg: Abraham L., Buchdrucker und Buchhändler zu Leipzig zu Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts. Geboren daselbst 1558 als der Sohn eines Bürgers und Schneidermeisters wurde er 1571 zur wissenschaftlichen Ausbildung nach Schulpforta gesendet, sah sich aber aus Mangel an Mitteln genöthigt, diese Anstalt wieder zu verlassen und wählte nun zu seinem Lebensberufe die Buchdruckerkunst, die er in seiner Vaterstadt bei Jakob Berwald erlernte. Nach beendigter Lehrzeit arbeitete er in den besten Officinen Deutschlands und ließ sich endlich selbständig im J. 1587 zu Leipzig nieder. Da er hier als ein gebildeter Mann mit vielen Gelehrten, wie Polyc. Leyser, Matth. Höe u. a. m. Umgang pflog, so legte er auch in Verbindung mit einem sonst unbekannten Caspar Kloßmann einen Buchhandel an, den er jedoch bei herannahendem Alter wieder aufgab und starb zu Leipzig den 1. November 1629. Seine Erben setzten die Druckerei noch von 1631—1633 fort, worauf die Officin erlosch. Unter den Factoren der Officin des Stammvaters hatte sich u. a. auch der spätere, übrigens unbedeutende Buchdrucker Georg Liger befunden, der zuerst die Pachtung der Henning-Groß'schen Buchdruckerei zu Leipzig übernahm und um das Jahr 1619 sich hier als selbständiger Drucker niederließ. Das Insigne der Lambergischen Officin war ein mit heraldischen Zuthaten vielfach verzierter Pegasus. Unter den zahlreichen Druckwerken desselben sind anzuführen: „Geistliche

Lieder und Psalmen", 1593; „Vier schöne Comoedien, vom Nabal, Ezechia, Josaphat und Haman", einzeln gedruckt 1607, 8°. Von den Erzeugnissen der Erben verdienen hervorgehoben zu werden: „Die Bußpsalmen in Poesie gesetzt ... Leipzig in Verlegung Elia Rehefelds. Gedruckt bey Abrah. Lambergs sel. Erben", 1632, 4°; „Klag= vnd Ehren=Lied Ueber den tödtlichen Hintritt des ... Königs Gustavo Adolphen ... Beneben angefügtem Schwanengesang ...", 1632, 4° (der Schwanengesang auch abgedruckt in Geffcken, Gustav Adolfs Schwanengesang, Hamb. 1856) und „Ascanius Olivarius Sieges= vnd Triumffs=Fahne Gustavi Adolphi Magni ...", 1533, 4°. In der Litteratur des Buchhandels hat Abraham L. sich dadurch einen Namen gemacht, daß er zum Michaelismarkte 1598 einen Meßkatalog veröffentlichte, wofür er, wie sein Vorgänger auf diesem Gebiete, Henning Groß (Bd. IX, 748) 1594 für den seinigen ein kurfürstliches Privilegium erlangte, doch gab L. später die Weiterführung dieses Katalogs auf.

Weller, Ann., I. 158, 160, 165, 431; II. 39, 59, 70, 72, 79, 214, 508. Geßner, Buchdruckerkunst, I. 101; IV. 165. Goedeke, Grdr., I. 314, 317, 324, 404, 430. Lorck, Handb. d. Gesch. d. Buchdruckerk., S. 148.

J. Franck.

Lamberg: Franz Philipp Graf v. L. (der gräflichen Linie zu Ortenegg und Ottenstein), k. k. Feldmarschalllieutenant, geb. zu Moor in Ungarn am 30. November 1791, trat 1810 als Lieutenant in das dritte Uhlanenregiment und war während der Jahre 1813—14 bei der großen Armee in Frankreich. 1834 avancirte er zum Generalmajor, 1842 zum Feldmarschalllieutenant. Der Umstand, daß L. als ungarischer Magnat mit den Verhältnissen Ungarns vertraut war, brachte ihm 1848 den höchst schwierigen, aber auch ehrenvollen Auftrag als kaiserlicher Commissär die friedliche Ausgleichung zwischen König und Volk zu Stande zu bringen. Doch noch vor seinem Eintreffen in Pest hatte Kossuth das Volk zu entschiedener Widersetzlichkeit gegen die bestehenden Gesetze aufgehetzt, die Leidenschaft des Nationalhasses entflammt und in der Sitzung des Landtages vom 27. September den blinden Fanatismus der Menge dahin gelenkt, daß dem zum Commandirenden der Militärmacht und provisorisch zum Palatin von Ungarn ernannten Grafen L. verboten wurde, das Commando zu übernehmen. Selbst an die Armee war die Weisung ergangen, ihm den Gehorsam zu versagen. Tags hierauf kam L. zu Pest an und fuhr nach einer kurzen, resultatlosen Unterredung mit dem General Hrabowsky in einem Fiaker zum Redoutengebäude. Beim Ueberschreiten der Brücke stürzte sich der von des Generals Ankunft schon verständigte Pöbel auf den Wagen, ermordete in gräulicher Weise des Kaisers Abgesandten, verstümmelte den todten Körper und trug selben, auf Sensen gespiest, triumphirend zum Invalidenhause. Später erst wurde das schuldlose Opfer der irregeleiteten Massen bei den P. P. Serviten im Stillen beigesetzt. L. war Soldat im besten Sinne des Wortes, treu seinem Kaiser und der Pflicht, dabei ein Mann von umfassender Bildung. Vor dem Jahre 1848 soll er ein fleißiger Mitarbeiter des Journals „Hirnök" gewesen sein und als Seitenstück zu Orosz' Broschüre „Terra incognita" eine zweite Broschüre „Még egy terra incognita", d. h. auch eine unbekannte Gegend (womit die übrigen österreichischen Länder gemeint sind) geschrieben haben.

Wurzbach, Biograph. Lex., 14. Bd., Wien 1865. — Hirtenfeld, Oesterreichischer Soldatenfreund, Wien 1850. — Janotyckh, Chronologisches Taschenbuch d. ungar. Revolution, 3. Bd., Wien 1851. — Balleydier, Hist. des révolut. de l'empire d'Autriche, 1848/49, 2. Bd. — Mailáth, Geschichte der Magyaren, 7. Bd., Regensburg 1853. — Meynert, Gesch. d. Ereignisse in d. österr. Monarchie 1848 u. 1849, Wien 1853. — Schütte, Ungarn und der ungar. Unabhängigkeitskrieg, Dresden 1850.

Schz.

Lamberg: Johann Max Graf v. L. wurde am 28. Novbr. 1608 geboren. Er entstammte der orteneggischen Linie dieses berühmten Adelsgeschlechtes, welches sich urkundlich bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts in ununterbrochener Reihenfolge zurückführen läßt. Unter den vielen Lambergen, welche sich in habsburgischen Hof- und Staatsdiensten verdient gemacht haben, mögen nur einige hier kurze Erwähnung finden. — Dietmund v. L. bewährte sich als Kriegsheld im J. 1423 unter dem Herzoge Albrecht V. (dem späteren römischen Könige Albrecht II.) in den Kämpfen gegen die Hussiten und wurde 1428 Obersthofmeister des Königs Albrecht II. — Melchior v. L. war 1523 niederösterreichischer Regimentsrath und that sich im J. 1529 bei der Vertheidigung Wiens gegen die Türken rühmlichst hervor. Kaiser Ferdinand I. ernannte ihn im J. 1540 zu seinem Obersthofmarschall und erhob im J. 1544 ihn und seine Brüder Sigismund, Christian, Balthasar, Josef, Ambros, Wolfgang und Kaspar in den Freiherrenstand mit dem Prädikat Freiherr v. Ortenegg und Ortenstein. Melchior v. L. starb in Wien am 19. Mai 1550. — Josef v. L., geb. im J. 1489 zu Ortenegg in Krain, kam, nachdem sein Vater schon im J. 1499 gestorben war, als Edelknabe zu dem Landeshauptmann von Steier, Ruppo von Reichenberg. Er machte in dessen Gefolge im J. 1503 den Krieg in Baiern mit und kam im J. 1506 an den Hof des Kaisers Maximilian I., dem er auch in den venetianischen Krieg folgte. Er trug im J. 1515 durch seine Klugheit nicht minder als durch seine Tapferkeit wesentlich dazu bei, die aufrührerischen Bauern wieder zur Ruhe zu bringen. Kaiser Karl V. schlug ihn bei seiner Krönung zum Ritter, ernannte ihn im J. 1523 zum Landverweser von Krain und schickte ihn als seinen Gesandten zweimal — 1531 und 1532 — an den Sultan und später an verschiedene deutsche Fürsten. Josef v. L. war seit dem Jahre 1535 Obersthofmeister der Kaiserin Anna, wurde auf dem Reichstage zu Speier im J. 1544 in den Reichsfreiherrnstand erhoben und bald darauf zum Landeshauptmann von Krain ernannt. Seine gereimte Selbstbiographie ist in Valvasor, Ehre des Herzogthums Krain, gedruckt. Er starb in Laibach 20. Oct. 1554. — Jakob Frhr. v. L. wurde 1546 Landesverweser und 1566 Landeshauptmann in Krain und erwarb im J. 1566 für sich und seine Nachkommen das Erblandstallmeisteramt in Krain und der windischen Mark. Die von ihm im J. 1559 verfaßte Stammreihe des Lamberg'schen Hauses fand im J. 1592 Aufnahme in die genealogisch-historischen Collectaneen des Freiherrn v. Rainach. Jakob v. L. starb um das Jahr 1569. — Sigismund Freiherr v. L. zog mit seiner zahlreichen Familie (er hatte 22 Kinder) im J. 1579 nach Oberösterreich. Er wurde 1590 Landeshauptmann im Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns und im J. 1592 Landmarschall in Niederösterreich und Rath des Kaisers Rudolf II. Von seinen 12 Söhnen verdienen namentlich: Karl, Johann Jakob, Raimund und Christoph hier erwähnt zu werden. — Karl Freiherr v. L. wurde 1601 Domherr von Passau und Olmütz, 1606 Erzbischof von Prag und Primas des Königreichs Böhmen. Er war auch Großmeister des ritterlichen Ordens der Kreuzherren mit dem rothen Sterne. Seine Beredsamkeit förderte im J. 1608 wesentlich das Zustandekommen des Vergleiches zwischen dem Kaiser Rudolf II. und dessen Bruder, dem Erzherzoge Matthias. Die in Böhmen sich erhebenden Wirren und religiösen Spaltungen nahm er sich so zu Herzen, daß er gemüthskrank geworden sein soll und sich in das Cistercienserkloster Ossegg im Saazer Kreise zurückzog, wo er am 18. Sept. 1612 starb. — Johann Jakob Freiherr v. L. wurde 1576 Domicellar und 1585 Domherr zu Salzburg und Passau. Er war Ajo bei den Erzherzogen Leopold und Karl, den Söhnen des Erzherzogs Karl von Steiermark, später Obersthofmeister und geheimer Rath des Erzherzogs Leopold, im J. 1601 Statt-

halter der Regierung in Graz und zwei Jahre später Fürst-Bischof zu Gurk in Kärnthen. Er ist der Begründer des Eisenwerkes zu Gurk und setzte es im J. 1616 sammt den Schmelz- und Hammerwerken in Betrieb. Er starb in der bischöflichen Residenz zu Straßburg im Lavantthale am 7. Februar 1630. — Raimund v. L. war Rath des Erzherzogs Ferdinand und Hofkammerpräsident. — Christoph v. L. war Rath und Oberststallmeister des Erzherzogs Leopold. — Georg Sigismund Freiherr v. L. war ein Sohn des Sigismund Freiherrn v. L. aus dessen erster Ehe mit Siguna Eleonore Freiin v. Fugger. Seit dem Jahre 1598 Reichshofrath, wurde er im J. 1605 Landeshauptmann in Oberösterreich, zwei Jahre später Obersthofmeister der Kaiserin Anna, im Jahre 1614 Burggraf von Steier und starb zu Kitzbüchel in Tirol um das J. 1631. — Johann Maximilian v. L. entstammte der dritten Ehe des Georg Sigismund v. L. Er bereiste nach zurückgelegten Studien Italien, Frankreich und Spanien und trat in die Dienste des kaiserlichen Hofes. Seit 10. März 1634 Kämmerer Ferdinands III., des damaligen Königs von Böhmen und Ungarn, machte er in dessen Gefolge den Feldzug gegen die Schweden mit. Er begleitete den König nach Pilsen, nahm Antheil an der Einnahme von Regensburg, der Besetzung von Donauwörth und an dem Siege bei Nördlingen und begab sich nach beendetem Feldzuge mit dem König Ferdinand nach Wien. Im J. 1636 wurde L. auf den Reichstag nach Regensburg abgeordnet und wohnte dort der Wahl und Krönung Ferdinands III. zum römischen Könige bei. König Ferdinand ernannte ihn am 1. December 1637 zum Reichshofrathe. Im Jahre 1643 wurde L. als bevollmächtigter kaiserlicher Minister zum allgemeinen Friedenscongreß nach Münster gesendet. Er schloß am 24. October 1648 die Verhandlungen zu Osnabrück und unterschrieb den Schlußact. Er begab sich nach Frankfurt und Nürnberg und kehrte an den kaiserlichen Hof zurück. Im J. 1651 holte er die dritte Gemahlin des Kaisers Ferdinand III., Maria Eleonore von Gonzaga, die Tochter des Herzogs Karl II. von Mantua, ab und geleitete sie nach Wien. Das Jahr 1652 brachte seine Ernennung zum kaiserlichen Botschafter am königl. spanischen Hofe. Dort verhandelte er die Heirath zwischen dem Sohne Ferdinands III., dem römischen Könige Ferdinand IV. und der spanischen Infantin. Diese Ehe wurde aber nicht vollzogen, da Ferdinand IV. schon am 9. Juni 1654 in Wien starb. — Kaiser Leopold I. verlieh dem Grafen L. im Juli 1657 die Würde eines wirklichen geheimen Rathes, berief ihn im J. 1660 vom königl. spanischen Hofe zurück und ernannte ihn im April 1661 zu seinem Oberstkämmerer. In demselben Jahre wurde L. zum Oberst-erblandkämmerer im Erzherzogthume Oesterreich ob der Enns ernannt und im folgenden Jahre mit dem Obersterblandstallmeisteramt in Krain und der windischen Mark belehnt. Er nahm wesentlichen Antheil an dem Abschlusse des Heirathsvertrages zwischen dem Kaiser Leopold I. und der spanischen Infantin Maria Theresia, und wurde vom Könige Philipp IV. durch Verleihung des Ordens vom goldenen Vließe ausgezeichnet. Er begleitete den Kaiser Leopold I. nach Tirol, als dieser am 29. October 1665 in Innsbruck die Huldigung der ihm nach dem Tode des Erzherzogs Sigismund Franz heimgefallenen Länder entgegennahm. Bald darauf folgte Lamberg's Ernennung zum Obersthofmeister und zum geheimen Staats- und Conferenzminister. In den folgenden Jahren nimmt er regen Antheil an den Sitzungen der geheimen Staatsconferenz wegen der ungarischen Verschwörung; desgleichen wurde L. der Untersuchungscommission gegen Lobkowitz beigezogen, nach dessen Sturze L. wol den einflußreichsten Staatsmännern am kaiserlichen Hofe beizuzählen war. Er starb am 12. December 1682 und wurde in der Augustiner-Hofkirche zu Wien begraben. Er hatte sich dort in der Karlskapelle eine eigene Gruft für sein Geschlecht gestiftet. — L.

war seit dem Jahre 1635 mit Judith Rebecca Eleonore, einer Tochter des Grafen Georg von Wrbna und Freudenthal und seiner Gemahlin Helene, geb. Gräfin Wrbna, vermählt. Seine Wittwe starb in Wien im J. 1690. Zehn Kinder waren aus dieser Ehe entsprossen. Der älteste Sohn, Franz Josef, geb. 29. Oct. 1637, wurde 1662 kaiserl. Kämmerer, 1664 Reichshofrath, 1686 kaiserl. wirklicher geheimer Rath und Landeshauptmann im Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns, 1696 Ritter des goldenen Vließes, 1704 Staats- und Conferenzrath. Er war zufolge kaiserlichen Diploms vom 22. März 1711 der Nachfolger seines ältesten Sohnes Leopold Matthias († 1711) in der fürstlichen Würde. Seine Gemahlin Anna Maria, eine Tochter des Grafen Adam Matthias von Trautmannsdorf, aus dessen Ehe mit Eva Johanna Gräfin von Sternberg, gebar ihm 24 Kinder. Er starb zu Steier am 2. November 1711, seine Wittwe am 21. April 1727. — Der jüngste Sohn Johann Philipp v. L., geboren am 26. November 1651, † am 20. October 1712 zu Regensburg als Cardinal und Fürstbischof von Passau.

Mit Benutzung von Acten des kaiserl. u. königl. Haus-, Hof- u. Staatsarchivs in Wien. — Wurzbach, Biogr. Lex., Thl. XIV. S. 30–31 (mit Litteraturangaben). — Wißgrill, Schauplatz des landessässigen Niederösterreichischen Adels, Bd. V. S. 391 ff. Felgel.

Lamberg: Leopold Josef Graf v. L., kam als erstgeborener Sohn des Johann Franz Freiherrn v. L. am 13. Mai 1654 zur Welt. Sein Vater, geb. im J. 1624, war im J. 1647 zum niederösterreichischen Landrechtsbeisitzer ernannt worden, hatte sich am 26. November 1647 mit Maria Constantina, einer Tochter des Gerhard Freiherrn von Questenberg, vermählt, war seit 1648 kaiserlicher Kämmerer und im folgenden Jahre zum niederösterreichischen Regimentsrathe ernannt worden, wurde im J. 1657 Herrenstandesverordneter der niederösterreichischen Landschaft, 1664 niederösterreichischer Vicestatthalter und starb, im Anfange des Jahres 1666 in den Reichsgrafenstand erhoben, zu Wien am 15. April 1666. — Leopold Josef v. L. vollendete nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters die Studien unter der Obhut seiner Mutter und trat, von einer längeren Reise zurückgekehrt, in den Staatsdienst. Er feierte am 23. Januar 1679 seine Vermählung mit Katharina Eleonore (geb. im J. 1660), der Tochter des kaiserl. wirklichen geheimen Rathes und niederösterreichischen Landmarschalls Ferdinand Maximilian Grafen von Sprinzenstein aus dessen Ehe mit Maria Eleonore, Gräfin von Kurz. Kaiser Leopold I. schickte ihn im J. 1690 als kaiserl. Prinzipalgesandten auf den Reichstag nach Regensburg. Im J. 1699 wurde L. von Regensburg abberufen und als kaiserl. Botschafter nach Rom gesendet. Er führte auf seinen Gesandtschaften einen das Leiden Christi darstellenden Hausaltar aus gediegenem Silber mit sich, der später auf der Lamberg'schen Familienherrschaft Kranichberg verwahrt wurde. Das Theatrum Europaeum beschreibt ausführlich die von den Zeitgenossen angestaunte reiche Pracht, welche L. bei seinem feierlichen Einzuge nach der Erwählung des Papstes Clemens XI. entfaltete. 21 Edelleute und zahlreiche Dienerschaft in kostbaren Gewändern bildeten sein stolzes glänzendes Gefolge. Die Galawagen trugen silberne Beschläge, silberne Reifen umgaben die Räder und die Hufe der Pferde waren mit Silber beschlagen. Er vertrat nicht ohne Geschicklichkeit und Klugheit die Interessen zweier Kaiser, Leopold I. und Josef I. am päpstlichen Hofe. Doch waren seine Bemühungen in der für das Kaiserhaus so wichtigen Frage der spanischen Erbschaft nicht von dem gewünschten Erfolge gekrönt. Papst Innocenz XII. und sein Nachfolger Clemens XI. waren von einem zu dichten Netze französischer Intriguen umsponnen. Lamberg's wiederholte und dringende Vorstellungen und Warnungen verhallten fruchtlos. Er mußte den

übermächtigen französischen Einflüssen weichen. Im J. 1705 wurde L. aus Rom abberufen. Er starb zu Wien am 28. Juni 1706. Er war kaiserl. Kämmerer, Ritter des Ordens des goldenen Vließes und kaiserl. wirklicher geheimer Rath. Seine Gemahlin war am 28. November 1704 gestorben. Sein Sohn Karl Josef Franz Xaver (geb. am 19. April 1686, † am 15. April 1743) erlangte vermöge des vom Grafen Ferdinand Max von Sprinzenstein errichteten Testamentes und Fideicommisses den erblichen Besitz des großen Sprinzenstein'schen Majorates mit den Herrschaften Waidhofen, Drosendorf, Weickertschlag, Thaya, Tuming und Pyrrha. Er und seine Nachkommen hatten dagegen den Namen „Lamberg-Sprinzenstein" zu führen.

v. Wurzbach, Biograph. Lexikon, Th. XIV. (Wien 1861), S. 36 ff.

Felgel.

Lamberg: Leopold Matthias Fürst v. L. wurde am 23. Februar 1667 geboren. Er war ein Enkel des Grafen Johann Maximilian v. L., und der älteste Sohn des Grafen Franz Josef v. L. — Im August 1689 legte er den Eid als Kämmerer des römischen Königs Josef I. ab. Im J. 1692 finden wir ihn als Hofkammerrath. Er erfreute sich von Kindheit auf der besonderen Gunst des Kaisers Leopold I. Dessen Sohn, König Josef I., aber schloß den „leichtblütigen, in Wort und Witz schlagfertigen Weltmann" vollends in sein Herz und spendete ihm Gnadenbezeigungen, Ehren und Würden in reichster Fülle. Im J. 1699 übernahm L. die Direction des Jagdwesens König Josefs I. und wurde ihm das kaiserl. und königl. Obersthof- und Landjägermeisteramt als erbliche Hofwürde verliehen. Er erlangte im J. 1700 den Orden des goldenen Vließes. Kaiser Leopold I. erhob ihn am 1. November 1707 in den nach dem Rechte der Erstgeburt erblichen Reichsfürstenstand. Nachdem Fürst Dietrichstein am 15. Juli 1708 gestorben war, wurde L. auch Oberststallmeister des Königs Josef I. Nach der Aechtung der beiden Kurfürsten von Baiern und Köln verlieh Josef I. seinem Jugendfreunde und erklärten Lieblinge L. als Reichsfürsten die Landgrafschaft Leuchtenberg und erweckte dadurch in nicht geringem Maße die eifersüchtigen Besorgnisse der übrigen Insassen der Reichsfürstenbank. Doch war L. kein langer Genuß seiner so rasch erlangten Ehren und Würden beschieden. Er war erst 44 Jahre alt, als ein Herzleiden seinen Tod herbeiführte am 10. März 1711. Er wurde in der Lamberg'schen Familiengruft in der Augustiner-Hofkirche in Wien begraben. Seine Gemahlin Maria Claudia, eine Tochter des Grafen Johann Georg von Künigl, war schon am 5. Decbr. 1710 gestorben. Von fünf Kindern überlebten ihn nur zwei.

Wißgrill, Schauplatz des landesfässigen niederösterreich. Adels, Bd. V. v. Wurzbach, Biograph. Lexikon, Thl. XIV. v. Krones, Handbuch der Geschichte Oesterreichs, Bd. IV. S. 74, 79 u. 80. Felgel.

Lambert von Brunn (= von Buron = de Fonte), Fürstbischof (von Brixen?), von Speier (1364—71), von Straßburg (1371—74), von Bamberg (1374—98). Er wird beiläufig zwischen 1320 und 1330 geboren sein. Sein Geschlecht gehörte nicht zu den namhafteren des Elsasses, er verdankte in der That auch sein Emporkommen mehr sich selber. Zum geistlichen Stande bestimmt, trat er bei Zeiten in das Kloster O. S. B. Neuweiler im E. und wurde um 1350 als Abt an die Spitze der Abtei Gengenbach gerufen, wo er auch seine erste Ausbildung erhalten haben soll. Wo L. seine Studien gemacht hat, möchte man gerne erfahren, unsere Nachrichten schweigen aber darüber; höchst wahrscheinlich hatte er aber doch zu diesem Zwecke Italien oder Frankreich besucht; denn er war ein Mann von mehr als gewöhnlichen geistigen Interessen und gelehrter Bildung, und überdies legen schon seine ungewöhnliche Geschäftskunde und Brauchbarkeit eine solche Vermuthung nahe. Fürstbischof Johann II. von

Straßburg soll ihn Kaiser Karl IV. empfohlen haben; gewiß ist, daß ihn der Kaiser noch als Abt von Gengenbach an seinen Hof zog und in Geschäften verwendete. Das Verhältniß zwischen Karl und L. wurde rasch ein sehr enges und hat nicht blos bis zu des Kaisers Tode sich erhalten, sondern auch sich auf König Wenzel übertragen und hier eine noch erhöhte Intimität und Bedeutung gewonnen. L. gehört zu den beschäftigtesten und einflußreichsten Staatsmännern unter den beiden genannten Luxemburgern, der Gunst Karls vor allem auch hatte er der Reihe nach die Beförderung auf drei Bisthümer zu verdanken. Das erste Bisthum, das ihm wenigstens zugedacht gewesen zu sein scheint oder gewesen sein soll, war das von Brixen; die Brixener einheimische Ueberlieferung weiß aber nichts von ihm und will ihn als Bischof keineswegs anerkennen. Es bleibt in der That der Zeit nach kaum eine Stelle für ihn, und ebensowenig läßt er sich urkundlich als solcher nachweisen. Jener weit verbreiteten Nachricht gegenüber, wenn man sie nicht schlechthin als grundlose Erfindung zurückweisen will, bleibt bis auf weiteres daher kaum etwas anderes übrig als anzunehmen, daß Kaiser Karl IV. seinem Günstling das im October 1363 ledig gewordene Bisthum Brixen zugedacht oder bereits dafür designirt hatte, aber, als bald darauf sich die Aussicht auf die Erledigung das Bisthum Speier eröffnete, L. selbst auf Brixen verzichtete und seine Augen auf dieses lenkte, das ihm bei der notorischen Gewogenheit der beiden Häupter der Christenheit für ihn ja kaum entgehen konnte und wirklich nicht entgangen ist. In Speier freilich sahen sowol das Capitel als die Stadt die Dinge anders an. Das Capitel hatte vielleicht eine Ahnung von dem, was dann geschehen ist, und beeilte sich nach dem Tode Gerhards von Ehrenberg († am 28. Decbr. 1363), einen Nachfolger zu wählen. Seine Wahl fiel auf Eberhard von Randeck, der seit 1343 das Amt des Domdechanten begleitete. Diese Wahl fand aber keineswegs die Billigung des Papstes und des Kaisers. Urban V. ernannte aus eigener Machtvollkommenheit den Abt L. von Gengenbach zum Bischof von Speier und Karl IV. beeilte sich, seinen Günstling zu belehnen. Umsonst pochte das Capitel furchtlos auf sein freies Wahlrecht, umsonst traten die Stadt und das Hochstift entschlossen auf die Seite seines Erwählten. Da der Papst und der Kaiser an L. festhielten und den Candidaten des Capitels weder bestätigten noch investirten, sah sich dieser zuletzt gezwungen, die Hand zu einem Vergleiche zu bieten und dem überlegenen Nebenbuhler zu weichen. Karl IV., als Schiedsrichter angerufen, that am 20. Januar 1365 seinen Spruch, der, wie nicht anders zu erwarten, zu Gunsten Lambert's ausfiel und für Eberhard ein bestimmtes Maß der Schadloshaltung festsetzte. Mit diesem Spruche verband Karl eine Reihe von Weisungen und Mittheilungen an das Capitel, die Stadt und das Hochstift Speier, um jeden Widerstand gegen den Mann seiner Wahl zum Schweigen zu bringen und seinen Spruch durchzuführen. Zugleich setzte er den Erzbischof Gerlach von Mainz und die Kurfürsten und Fürsten des Reiches von dem Geschehenen in Kenntniß und empfahl L. ihrem Schutze. So waren also alle Hindernisse für L. beseitigt und er ergriff ungehindert von seinem Bisthum Besitz; die Stadt Speier, der er bei dieser Gelegenheit alle ihre Rechte und Freiheiten ganz nach ihrem Wunsche bestätigte, empfing ihn jetzt mit unverkennbarer Befriedigung. Dieses gute Verhältniß ist freilich nicht ungetrübt geblieben; es kam im Verlaufe der Jahre zwischen der Stadt und dem Bischof wegen der, angeblich unrechtmäßigen Ausdehnung der städtischen Gerichtsbarkeit auf den Clerus zu einem Streit, den der Kaiser zu Gunsten des letzteren entschied. Ohne Connivenz von Seite des Papstes und des Kaisers konnte es wol auch nicht geschehen, daß L. auch nach seiner Erhebung zum Bischof fortfuhr, die Verwaltung der Abtei Gengenbach, wie berichtet wird, bis zu seinem Tode, beizu-

behalten. Im übrigen war seine Thätigkeit offenbar mehr dem Dienste des Kaisers, als seines Hochstiftes gewidmet, obwol sich dieses nicht gerade über Vernachlässigung von seiner Seite beklagen konnte. Er hat für dasselbe wenigstens von dem Kaiser manches kostbare Privileg und manche nicht zu unterschätzende Schenkung ausgewirkt. Zugleich allerdings hat er nicht vergessen, seine Verwandtschaft im Hochstifte unterzubringen; ein Bruder von ihm, Heinrich, ward Mitglied des Capitels und vertrat in seiner häufigen Abwesenheit seine Stelle, ein Vetter war mit einer Amtmannschaft bedacht. Unter den Aufträgen, welche ihm Karl IV. anvertraut hat, ist die Gesandtschaft vom Herbste 1366 an Papst Urban VI. nach Avignon zu erwähnen, welche den Zweck hatte, dem Papste die Beschlüsse des Frankfurter Tages vom August genannten Jahres mitzutheilen. Diese Beschlüsse galten bekanntlich einem in Aussicht genommenen Zuge des Kaisers nach Italien, der dem Papste den Weg zur Rückkehr nach Rom ebnen sollte. Das Bisthum Speier hat übrigens auf die Dauer L. nicht zu fesseln vermocht. Er hat dasselbe noch im J. 1371 mit dem von Straßburg vertauscht. Papst Urban VI. hat ihn am 28. April 1371, ohne auf den Willen des Capitels weiter zu achten, und wie L. selber an die Stadt Straßburg schreibt, auf Fürbitte Karls IV., dahin befördert. L. war selbst an den päpstlichen Hof gereist, um diese seine Beförderung zu betreiben. Man ließ sich diese Octroyirung zwar gefallen, indeß warme Sympathien scheint sich L. in der freilich kurzen Zeit seines Straßburger Episcopats (1371—74) nicht durchweg erworben zu haben. Der Chronist Königshofen, der dieser Zeit wenigstens nahe genug stand, wirft ihm Nepotismus vor, während er ihm auf der anderen Seite seine wohlwollende Gesinnung gegen die „Pfaffheit" nachrühmt. Was aber Lambert's Wirksamkeit im Hochstifte gelähmt hat, dürfte nach einer Andeutung desselben Chronisten die ihm mangelnde wünschenswerthe verwandtschaftliche Verbindung mit den vornehmen Geschlechtern des Elsasses gewesen sein. So kann es nicht wundern, daß L. sich auch in Straßburg nicht befriedigt fühlte. Als daher im J. 1374 der Bamberger Bischof Ludwig, aus dem wettinischen Hause, sich nach dem Mainzer Erzstuhl verpflanzen ließ, wurde L. durch päpstliche Provision und ohne Zweifel wieder auf Wunsch Karls IV. zu seinem Nachfolger ernannt. Der Kaiser wird nicht blos aus persönlichen, sondern zugleich aus politischen Gründen diese Beförderung eines ihm so werthen Mannes unterstützt haben, das Befremdende ist aber, daß L. der Meinung war, auch jetzt noch die Verwaltung des Straßburger Sprengels mit beibehalten zu können, und daß der Kaiser, ja sogar, soviel wir sehen können, auch der Papst ihn dabei unterstützten. Das Straßburger Capitel hatte zwar aus seiner Mitte einen Nachfolger gewählt, L. aber behauptete und vertheidigte unter dem Schilde des Kaisers den Erwählten der Stadt und des Capitels gegenüber eine Zeit lang seinen Anspruch, bis er am Ende doch das Unhaltbare dieser Position einsah und im Verlaufe des Jahres 1375 auf Straßburg verzichtete. Mit der Uebernahme des Bisthums Bamberg beginnt der wichtigste, wie der Zeit nach längste (1374—99), Abschnitt in Lamberg's Leben; nicht ohne Bedeutung ist sein Wirken für und in seinem Hochstifte, bedeutungsvoller aber vielleicht für die Luxemburger und das Reich. Man darf annehmen, daß er sich in dieser Stellung gesättigt und befriedigt fühlte. Während er in Speier kaum sieben, in Straßburg nur drei Jahre ausgehalten hat, harrt er auf dem Bischofsstuhle von Bamberg volle 24 Jahre aus, und verläßt ihn altersmüde schließlich nur, um einige Monate später zu sterben. Eine einzige schwache Spur, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, ist vorhanden, aus der man den Schluß ziehen könnte, daß er sich auch in dieser Zeit einmal mit höheren Absichten getragen hat. Die Gunst Kaiser Karls IV. hat er als dessen getreuer Rath sich bis zu

dessen Ende (November 1374) bewahrt, und, wie schon angedeutet, unter König Wenzel hat sein Einfluß auf die Reichsangelegenheiten noch zugenommen, er hat im Verlaufe auch vorübergehend förmlich als dessen Kanzler fungirt. Die geistlichen Angelegenheiten seiner Diöcese hat er dabei nicht vernachlässigt, die bez. Geschäfte aber als sein Stellvertreter sein Bruder Heinrich geleitet, der ihm mit hierher gefolgt war und zugleich die Propstei des Collegiatstiftes St. Jakob inne hatte. Die weltlichen Interessen seines Hochstiftes hat L. mit Sorgfalt gepflegt, sich die Abrundung des Gebietes desselben angelegen sein lassen, verschiedene Besitzungen, die in den Händen der Grafen von Truhendingen, der Hohenlohe-Brauneck, der Herzöge von Teck sich befanden, als aufgegangene Lehen reclamirt oder durch Kauf zurückerworben. Mit den benachbarten Fürsten, zumal dem Bischof Gerhard von Wirzburg, dem Burggrafen von Nürnberg, den Wettinern in Meißen und Thüringen und den Grafen von Schwarzburg, namentlich aber den beiden ersteren, stand er fast durchweg in dem besten Verhältnisse und hat er durch Verträge und Bündnisse mit ihnen für den Landfrieden und die öffentliche Sicherheit gesorgt. Aehnliche gute Beziehungen unterhielt er mit dem Herzog Albrecht von Oesterreich, woran ihm wegen der zahlreichen Besitzungen seiner Kirche in Kärnthen viel gelegen sein mußte. Auch die übrigen Besitzungen und Rechte seiner Kirche in Baiern, Schwaben und Thüringen hat er nicht außer Augen gelassen. In ein schwieriges Verhältniß sah er sich aber zu der Hauptstadt seines Hochstiftes versetzt und fast die ganze Zeit seines Episcopats hatte er, wenn auch nicht ohne Unterbrechungen, damit zu ringen. Wie in allen bischöflichen Städten, hat es auch in Bamberg zwischen den Fürstbischöfen und der Stadt niemals an Reibungen, Competenzconflikten und Kämpfen gefehlt. Die Stadt ging früh darauf aus, den möglichst hohen Grad der politischen Selbständigkeit zu gewinnen und ihre Gerichtsbarkeit selbst auf den Clerus und die Dienstmannen des Hochstiftes auszudehnen, die Bischöfe und das Capitel setzten diesen Bestrebungen ihrerseits Widerstand entgegen. Dieses unerquickliche Verhältniß wurde zugleich durch ein besonderes Moment verschärft und verwickelter gestaltet: nämlich durch den Umstand, der übrigens nicht ohne Beispiel ist, daß die sogen. „Muntaten“, d. h. die Bezirke der Stadt im weiteren Sinne, die sich gegenüber der Gerichtsbarkeit der Altstadt, sowie dem Bischofe, der Immunität erfreuten und unter dem Domcapitel standen, zwar alle Rechte der eigentlichen Stadtbürger prätendirten und doch an deren Lasten keinen Antheil tragen wollten. So standen in echt mittelalterlicher Weise hier im Grunde vier Parteien neben einander, der Bischof, das Capitel, die Altstadt und die „Muntaten“, die unter Umständen alle in ein feindliches Verhältniß zu einander treten oder gerathen konnten. Neben der Frage von der Gerichtsbarkeit, aber enge mit ihr zusammenhängend, stand die der Besteuerung oben an, und an ihr, wie in den meisten Fällen dieser Art, entwickelte sich der Streit. Darüber, was hierbei die Ansichten und letzten Absichten des neuen Fürstbischofs waren, ist kein Zweifel gestattet: es kam ihm darauf an, auf die Altstadt, wie auf die Muntaten seine landesherrliche Gewalt in gleichem Maße auszudehnen, und zugleich die Vorrechte des Domcapitels den letzteren gegenüber seinen eigenen Ansprüchen unterzuordnen. Dem heißen Kampf, der zu derselben Zeit im benachbarten Wirzburg einerseits zwischen Bischof Gerhard und dem Capitel und der Stadt andererseits in noch drastischerer Weise geführt wurde, lagen ähnliche Motive zu Grunde. L., der eine beträchtliche Schuldenlast mit dem Hochstifte zugleich übernehmen mußte, ließ sich im J. 1376 von Karl IV. das Privileg ertheilen, ein Umgeld von allem verkauften Wein und Bier in der Stadt, den Muntaten und im gesammten Hochstifte zu erheben. Ein Vertrag, den L. mit dem Capitel und der Altstadt über die Vertheilung dieser Steuer abschloß, hielt

nicht lange nach und führte 1380 zu einem Aufstand von Seite zunächst der „Muntaten“, an welchem aber auch die „Bürger“ sich betheiligten und der mit der Vertreibung des Bischofs aus der Stadt endigte. L. appellirte an König Wenzel, der in der That strafend einschritt und die Aufständischen zu der Zahlung einer ziemlich hohen Geldbuße verurtheilte. Nun trat für mehrere Jahre Ruhe ein, im J. 1389 kam es jedoch eben der Steuer wegen zwischen dem Bischof und der Stadt zu neuen Zerwürfnissen, die jedoch durch ein Schiedsgericht beigelegt wurden. Weiterhin gestaltete sich diese Frage der Steuerpflicht zu einem Streite zwischen der Altstadt und den „Muntaten“, und zwar so, daß der Bischof auf die Seite der ersteren, das Capitel auf die der anderen sich stellte. Ein neu bestelltes Schiedsgericht that seinen Spruch zu Gunsten der „Muntaten“ und es gelang L. nicht, durch eine beruhigende Zusage seinerseits die darüber aufgebrachten Bürger zu beschwichtigen. Die Autorität des Königs flößte diesen ebenfalls nicht mehr das nöthige Vertrauen ein und so wendeten sie sich mit ihrer Beschwerde an Papst Bonifaz IX., der den Handel untersuchen ließ und dann eine Entscheidung fällte, die den Wünschen der Stadt nicht minder als den Ansprüchen des Bischofs zu gute kam und den „Muntaten“, die von dem Domcapitel mit ihrer Forderung auf Freiheit von den Lasten der „Stadt“ unterstützt worden waren, Unrecht gab. Im wesentlichen erreichte L. hierbei, was er ohne Zweifel von Anfang an erstrebt hatte, d. h. daß sowol die Bürger als die „Muntaten“ ihm gleichmäßig unterworfen wurden und zugleich das Domcapitel mit seinen weltlichen Prärogativen in die zweite Linie zurücktreten mußte. Freilich beruhigte sich gerade dieses am wenigsten bei dem pontificalen Schiedsspruche, und nach Lambert's Resignation begann der Streit von neuem, der weitere Verlauf desselben kann aber an diesem Orte der Natur der Sache nach nicht verfolgt werden. — Diese Kämpfe Lambert's um seine landesfürstlichen Rechte oder Ansprüche bilden indeß doch nur einen Theil seiner öffentlichen Wirksamkeit; von noch größerer Bedeutung ist seine Betheiligung an den Angelegenheiten des Reiches, und über diese muß hier, um ihm gerecht zu werden, wenigstens das wesentlichste angeführt werden. So lange Karl IV. am Leben blieb, ging L. mit ihm jetzt wie vordem Hand in Hand und wurde nach wie vor gerne zu diplomatischen und verwickelten Geschäften verwendet. So ging er im Auftrage des Kaisers im April 1376 nach Oberitalien, um dort die Rechte des Reiches in Acht zu nehmen. Daß er in dem Verhältnisse Karls zu den Städten auf seiner Seite stand, braucht kaum erst hervorgehoben zu werden. Auf dem Zuge gegen Ulm im October 1376 treffen wir ihn an des Kaisers Seite, wie bald darauf an der Seite des Burggrafen Friedrich in den Angriffen auf Windsheim. Für die Wahl Wenzels zum römischen Könige hat er ohne Zweifel gearbeitet und sie mit seinen besten Wünschen begrüßt, wenn sein Name auch dabei nicht ausdrücklich genannt wird. Auf der Reise des Kaisers nach Paris, die dieser Ende 1377 unternahm, um sich mit dem französischen Hofe über die gegenseitigen Interessen und die schwebenden Fragen der Zeit zu verständigen, war ebenfalls L. (als „Kanzler“?) sein Begleiter. Die mehrfachen Landfrieden, die Karl zum Theil mit König Wenzel und insbesondere auch für Franken, in das Leben rief, hat er mit berathen und ihre Durchführung unterstützt. Der Tod Karls IV. (29. November 1379) und der Uebergang der Krone auf König Wenzel in Verbindung mit der wachsenden, durch das päpstliche Schisma gesteigerten Verwirrung im Reiche und dem hohen Vertrauen, das der König auf ihn setzte, gaben L. nach und nach höhere Bedeutung und seiner Wirksamkeit einen noch weiteren Spielraum. Als König Wenzel im J. 1383 eine Romfahrt plante, sandte er L. in die Lombardei, um ihm den Weg zu ebnen und einen Frieden zwischen dem Herzog Leopold von Oesterreich und Franz von

Carrara zu vermitteln. Die Romfahrt wurde freilich nicht ausgeführt, Wenzel ließ sich theils durch die deutschen, theils durch die ihm widerstrebenden italienischen Verhältnisse zurückhalten. Es ist der Mühe werth, daran zu erinnern, daß er in diesem Zusammenhang dem Papste Urban VI. nahe legte, den Bischof L. von Bamberg nach Aquileja, „das die Schlüssel zur Erlangung der Kaiserwürde innehabe", zu transferiren. Als dann das Jahr darauf sich König Wenzel für Urban VI. entschied, entsandte er L. zum zweiten Male nach Italien, um für seinen Papst zu wirken und so dem Schisma ein Ziel zu setzen, was freilich nicht gelungen ist. In Deutschland hatte inzwischen der Gegensatz zwischen dem Städtebunde und den Fürsten fortgewuchert und wir dürfen L. auf Seite jener Fürsten suchen, die, ohne dem prinzipiellen Standpunkt etwas zu vergeben, König Wenzels Wunsche entsprechend, den Ausbruch des Kampfes durch gütliche Mittel zu verhindern suchten. In diesem Sinne arbeitete er seit 1386 auf den verschiedenen Tagsatzungen von Heidelberg, Mergentheim, Neumarkt &c. in seiner doppelten Eigenschaft als Reichsfürst einerseits und als Rath des Königs andererseits. Daß L. an dem schon in diesem Jahre auftauchenden Plane, König Wenzel des Reiches zu entsetzen, Theil genommen, erscheint uns nicht glaubwürdig, weiter, als den trägen König anzuspornen oder höchstens einzuschüchtern, ist er in dieser Richtung gewiß überhaupt niemals gegangen. Als der Kampf dann wirklich ausbrach, hat L. keineswegs in der ersten Reihe der Gegner der Städte gestanden. Mit Nürnberg freilich pflegte er nicht das freundlichste Verhältniß, schon weil er mit dem Burggrafen enge verbündet war: aber das hielt ihn nicht ab, für die Erzielung des Egerer Landfriedens (1389) einzutreten, wie er ja auch zu der Ausführung desselben zugezogen worden ist. Man hat daher mit Grund behaupten können, daß L. in dieser Zeit unter allen Reichsfürsten dem König am nächsten gestanden sei; das Kanzleramt dagegen hat er nur kurze Zeit (im J. 1384) förmlich begleitet. Bei wichtigen Angelegenheiten tritt er immer wieder unter den Bevollmächtigten Wenzels auf. Von dem Frankfurter Fürstentage des Mai 1396, dessen Spitze sich gegen die Unthätigkeit des Königs richtete, hat er sich nicht ausgeschlossen und hat er die Beschlüsse desselben mit dem Burggrafen von Nürnberg demselben zu überbringen gehabt, man wird aber nach allem mit Sicherheit annehmen dürfen, daß er bei den bez. Verhandlungen die Rücksicht auf Wenzel nicht außer Acht gelassen hat. War er doch im März 1398 wieder in der Umgebung des Königs bei dessen Reise nach Rheims und der Zusammenkunft mit König Karl VI. von Frankreich, bei welcher in erster Linie über die Beilegung des Schisma verhandelt worden ist. Während dieser Reise König Wenzels und nach seiner Rückkehr verwickelte sich die Lage der Dinge im Reiche wie in Böhmen immer bedenklicher und in einem seine Stellung bedrohenden Grade. Dieser Umstand, dazu das hohe Alter Lambert's und die damit verbundene Invalidität haben im Verlaufe des Jahres 1398 in ihm den Entschluß gezeitigt — der dem an Thätigkeit und Einfluß gewöhnten Fürsten wahrscheinlich nicht ganz leicht geworden ist — einer jüngeren Kraft Platz zu machen und sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen. Am 28. November gedachten Jahres erfolgte die Wahl eines Nachfolgers (Graf Albrecht von Wertheim) auf dem Bamberger Bischofsstuhl und in einer Bulle vom 10. Januar 1399 genehmigte Papst Bonifaz IX. das Geschehene. Im Juli eben dieses Jahres ist er gestorben; die Angabe über seinen Todestag schwankte zwischen dem 13., 15. und 17. Juli. Ebenso lassen ihn die einen Nachrichten in der Abtei Gengenbach, wohin er sich zurückgezogen habe, die anderen in Bamberg, wieder andere in Forchheim gestorben sein; das letztere wird das richtige sein; hat er doch damals diesen stattlichen Ort, wo er auch ein festes Schloß erbaut hatte, sich bereits bei seinem Rücktritt vertragsmäßig vorbehalten; da-

gegen erscheint es glaubwürdig, daß er im Dome zu Bamberg seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Da L. bereits im J. 1350 als Abt von Gengenbach auftritt, wird er bei seinem Tode von dem 80. Lebensjahre schwerlich weit entfernt gewesen sein. Eine Nürnberger Chronik fügt bei der Erwähnung seines Todes die Bemerkung hinzu, daß er den Beinamen „Kaldenacht" geführt habe (s. Städtechroniken, 1. S. 362, womit zu vgl. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder d. D., 1. S. 102, Z. 174—175). Immerhin ist mit L. ein Mann vom Schauplatze abgetreten, der unter den deutschen Fürsten der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. einen hervorragenden Platz einnimmt und an staatsmännischer Gewandtheit und Einfluß auf die Angelegenheiten des Reiches von nur wenigen übertroffen wird, wenn die Richtung seiner Thätigkeit auch nicht durch auffallende Originalität sich auszeichnet. Ein Zeichen seiner geistigen Interessen ist die stattliche Bibliothek, die er hinterlassen hat und die nach seinem Tode durch Kauf an Ruprecht von der Pfalz übergegangen ist. Zur Vervollständigung des Bildes, das von L. hier skizzirt worden ist, mag hinzugefügt werden, daß er außer seinem bereits erwähnten Bruder Heinrich, noch mehrere seiner Blutsverwandten im Bamberger Hochstift untergebracht hat, darunter auch jenen Johann von Brunn, der dann als Fürstbischof von Wirzburg freilich einen weniger geachteten Nachruhm sich erworben hat (s. Allg. d. B., Bd. XIV. S. 445).

Schöpflin, Alsatia ill., 2. Bd. — Lünig, Archiv XVII. — Gerbert, Historia Nigrae Sylvae. — Sinnacher, Beiträge z. Gesch. der bisch. Kirche Säben u. Brixen, 5. Bd. — Remling, Geschichte der Bischöfe v. Speier, Bd. I. — Städtechroniken, Bd. I u. VII. — Strobel, Gesch. d. Elf., Bd. II. — Ussermann, Episcopatus Bambergensis. — Schuberth, Histor. Versuch über die geistliche und weltliche Staats- und Gerichtsverfassung des Hochstiftes Bamberg (Erlangen 1790) mit den Nachträgen von 1792. — 7. und 22. Bericht des histor. Vereines zu Bamberg. — Monumenta Zollerana, Bd. V. — Regesta Bavarica, Bd. IX—XII. — Bavaria, 3. Bd. — Böhmer-Huber, Die Regesten des Kaiserreiches unter Kaiser Karl IV. — Pelzel, Geschichte Kaiser Karls IV. und König Wenzels. — Deutsche Reichstagsakten, Bd. I u. II. — Lindner, Geschichte des Deutschen Reiches unter König Wenzel, Bd. I u. II.

v. Wegele.

Lambert, in älterer Form **Landbert**, 40 Jahre lang Bischof von **Mastricht** (ca. 668—708), wird als ein Mann von hervorragender Frömmigkeit und Festigkeit geschildert. Von dem grausamen Hausmeier Ebroin als Anhänger des ermordeten Königs Childerich II. verjagt, hat er in dem Kloster Stablo Zuflucht gefunden (674—681) und sich hier der strengsten Mönchszucht unterworfen. Unter Pippin zurückgekehrt, wurde er auf Anstiften des fränkischen Großen Dodo am 17. September 708(?) in Lüttich ermordet. Den Anlaß soll sein Widerspruch gegen das Verhältniß Pippins zur Alpais, Karl Martells Mutter, gegeben haben, Dodo ihr Bruder gewesen sein. Man hat diese Umstände, welche in den älteren Legenden fehlen, als unbegründete Ausschmückung verworfen, doch hat neuerdings Prof. Kurth, gestützt, außer den schon früher bekannten Stellen, auf den berichtigten Text Anselms von Lüttich, es sehr wahrscheinlich gemacht, daß wirklich die alten Biographen aus Furcht den wahren Anlaß seines Todes verschwiegen haben. Sein Nachfolger Hubert übertrug 721 seine Gebeine nach Lüttich, wo er bald als Schutzheiliger des nun hierhin verpflanzten Bisthums erscheint und große Verehrung genießt.

Rettberg, Kirchengesch. Deutschlands, I. 558. G. Kurth, Étude critique sur St. Lambert et son premier biographe. Antwerpen 1876.

Wattenbach.

Lambert von Hersfeld, früher gewöhnlich in Folge einer falschen Lesart von Aschaffenburg genannt, einer der bedeutendsten Geschichtschreiber des Mittelalters, war vermuthlich ein Thüringer, doch ist nicht einmal sein Name ganz gesichert. Er scheint seine Bildung nicht im Kloster gewonnen und als begüterter Weltgeistlicher gelebt zu haben, bis er schon in reiferen Jahren am 15. März 1058 in Hersfeld Mönch wurde. Im Herbst desselben Jahres weihte ihn der Erzbischof von Mainz in Aschaffenburg zum Priester. Da ergriff ihn die damals so mächtige Sehnsucht nach dem hl. Lande; er schloß sich einer Pilgerfahrt an und kehrte 1059 noch eben früh genug heim, um von seinem Abte Meginher vor dessen Tod Verzeihung zu erhalten. Weiter erfahren wir nur, daß er 1071 vom Abt Ruthard ausgesandt wurde, um die neue strengere Zucht kennen zu lernen, welche durch Erzbischof Anno in Siegburg und Saalfeld eingeführt war. Er fand die alte Regel Benedicts vollkommen ausreichend, wenn sie nur wirklich beobachtet werde. Um das Jahr 1074 schrieb er eine Geschichte des Klosters Hersfeld, voll Bitterkeit über die Schädigung desselben durch Heinrichs IV. Kriegsvolk und die schlechte Zucht am Hofe seit Anno's Entfernung. Hiervon sind leider nur Fragmente erhalten. Schon vorher hat er, wie er selbst berichtet, ein Epos über die Geschichte seiner Zeit verfaßt, von dem wir sonst nichts wissen; eine Vermuthung Giesebrechts, daß es das „Carmen de bello Saxonico" sei, von dem damals noch sehr eifrig kaiserlich gesinnten L. verfaßt, hat wenig Anklang gefunden. Sein Hauptwerk aber ist seine Chronik in annalistischer Form von Erschaffung der Welt bis 1077. Der Anfang ist ein ganz dürftiger Auszug der Hersfelder Annalen, von 1040 an finden wir selbständige Mittheilungen und vorzüglich von 1069 an wird die Darstellung ausführlich. Er schildert die Regierung Heinrichs IV. bis zur Wahl des Gegenkönigs Rudolf in so geläuterter Sprache und mit so vornehm ruhiger Weise, daß er den Eindruck vollkommen sicherer Kenntniß und voller Unparteilichkeit macht, um so mehr, da er nicht etwa gleichzeitig mit den Begebenheiten schreibt, sondern in zusammenfassendem Rückblick auf einen abgeschlossenen Zeitraum. Deshalb ist er auch lange Zeit für die Auffassung Heinrichs IV. maßgebend gewesen, bis namentlich L. Ranke gewichtige Bedenken dagegen geltend machte. Seitdem ist er vielfach bis zum Uebermaß getadelt worden; es ist ihm absichtliche Entstellung schuldgegeben, gewiß mit Unrecht. Aber allerdings theilte er die Auffassung der sächsischen und thüringischen Gegner Heinrichs und erhielt von ihnen seine Nachrichten; obgleich nicht eigentlich Anhänger der gregorianischen Richtung theilt er doch die kirchliche Auffassung und steht in dem Kampfe der beiden Gewalten auf päpstlicher Seite. In die Geheimnisse der Führer war er nicht eingeweiht und die Politik des Hofes ihm fremd und unbekannt. Auch in Bezug auf andere Thatsachen ist er keineswegs zuverlässig, und weit mehr als auf Erforschung derselben ist seine Bemühung auf eine seiner klassischen Vorbilder nicht unwürdige Form gerichtet gewesen. In dieser Beziehung hat er viel geleistet, aber auch sachlich verdanken wir viele Nachrichten ihm allein; nur ist allerdings bei Benutzung derselben größere Vorsicht nothwendig, als man früher für geboten hielt. Jetzt hat Holder-Egger auch in der Vita Lulli ein Werk Lambert's erkannt.

Ed. princ. 1525, 1533 zuerst unter Lamberts Namen. Ausgabe von Hesse, Mon. Germ. SS. III u. V, vereinigt in der Octavausg. 1843, 1874. Uebersetzt von Buchholz 1819, von Hesse 1855, 1883. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsqu. (4. Ausg.), II. 78—87. Giesebrecht, Kaiserzeit (4. Aufl.), III. 1030—32.

Wattenbach.

Lambert: Franz L., geb. 1485—87, † 1530. Er war der — wahrscheinlich uneheliche — Sohn eines päpstlichen „Legations- und Pallast-Secretärs" zu Avignon. Kurz nach seines Vaters Tode trat er, 15 Jahre alt, in das

Barfüßerkloster seiner Vaterstadt. Da er sich dort als Kanzelredner hervorthat, wurde er 1517 zum Wanderprediger bestimmt, in welcher Eigenschaft er Italien und Frankreich besuchte. Später erregten jedoch seine Predigten bei seinen Ordensgenossen Anstoß. Deren hergebrachte Weise verlassend, begann er nämlich die hl. Schrift und namentlich ihre mystischen Bücher in seinen Vorträgen auszulegen. Zugleich arbeitete er sich im Kampfe gegen Scrupel und gegen eine sehr lebhafte Sinnlichkeit, welche er vergebens durch die strengsten Bußübungen zu ersticken suchte, zu Anschauungen durch, welche ihn das äußerliche Kirchenthum geringer schätzen und die rein mechanische Auffassung der Heilswirkung, den Ablaßhandel u. dgl. mißbilligen ließen, und auch diese Anschauungen gab er auf der Kanzel kund. Obendrein kannte sein zelotischer Eifer keine Rücksicht und griff sogar Standesgenossen und kirchliche Würdenträger vor der Oeffentlichkeit an. Neid über seine Erfolge einerseits, sein anmaßendes und unverträgliches Wesen anderseits verschärften den Zwiespalt. Es kam dahin, daß L. in den Karthäuserorden übertreten wollte, doch wußten ihn die Minoriten zu beschwichtigen. Bald danach erhielt er einen Auftrag vom Orden nach Rom. Er beschloß, denselben, wie es die in seinem Orden herrschende Zuchtlosigkeit ermöglichte, zu benutzen, um zunächst die Schweiz und Deutschland predigend zu durchwandern. Zu Genf, Lausanne, Freiburg i. U. und Bern predigte er längere Zeit. Seine theologischen Ansichten hatten sich inzwischen — wol nicht ohne den Einfluß von Schriften Luther's, welche ihm zugekommen waren — weiter entwickelt. Er trat zu Bern in Verkehr mit Berchtold Haller und ließ sich von diesem an Zwingli empfehlen. Indeß hatte er sich doch noch so wenig von der römischen Lehre entfernt, daß er es in Zürich am 17. Juli 1522 unternahm, gegen Zwingli und zwar über die Heiligenverehrung zu disputiren. Er unterlag dabei völlig und wurde so einen Schritt weiter geführt. In Basel scheint er dann durch Pellican und Andere vollends für die reformatorischen Lehren gewonnen worden zu sein: er ließ sich nun Empfehlungen an Luther geben. Von da an verschwindet seine Spur. Erst vier Monate später, im November 1522, taucht er unter dem Namen Johann Serranus zu Eisenach wieder auf. Das Ordenskleid hatte er inzwischen abgelegt. Er bemühte sich von dort aus, den Schutz und die Unterstützung des Kurfürsten von Sachsen und die Erlaubniß zu einem Besuche in Wittenberg zu erhalten. Luther fürchtete jedoch, daß L. ein Sendling seiner Feinde sei. Um dieses Mißtrauen zu beseitigen, hielt L. zu Eisenach Vorträge über das Johannesevangelium und stellte, zur Disputation herausforderند, Thesen auf, die er öffentlich erläuterte. Dadurch gelang es ihm, die Erlaubniß und die Mittel zur Reise nach Wittenberg zu erhalten. Mitte Januar 1523 langte er dort an und nahm nun seinen wahren Namen wieder an. Er beabsichtigte in Wittenberg zu bleiben. Vergeblich bemühte er sich jedoch, durch Vorlesungen über die Bibel und durch Schriftstellerei seinen Unterhalt zu gewinnen, und eine Unterstützung, welche ihm der Kurfürst nach langem Zögern auf Verwendung Luther's gewährte, reichte nicht aus, weil L. sich am 13. Juli mit einer Magd, Christine, einer Bäckerstochter aus Herzberg, verheirathete. Deshalb zog er, einer an ihn ergangenen Einladung folgend, im Februar 1524 nach Metz und als er sich dort durch die Geistlichkeit gefährdet glaubte, nach Straßburg, wo er Mitte April ankam. Bald betheiligte er sich hier an Vorlesungen über die hl. Schrift, durch welche Bucer und Capito den Barfüßerguardian Thomas Murner bekämpften. Auch später setzte er diese Thätigkeit fort. Nebenher predigte er den nach Straßburg kommenden Franzosen. Vornehmlich aber beschäftigte er sich, wie schon zu Wittenberg, damit, Briefe und Bücher zu verfassen, welche der Reformation in den Ländern französischer Zunge Bahn brechen sollten. Seine anmaßenden und schroffen Mah-

nungen zur Duldung und zur Annahme der evangelischen Lehre mißfielen indeß bald auch seinen Glaubensgenossen. Tossanus verwahrte sich schon Ende 1524 gegen die „dummen" und lediglich Schaden stiftenden Bücher und Briefe, welche L. an die Metzer und Andere sende, und der Rath von Straßburg verbot ihm 1526, ferner noch Etwas ohne seine Genehmigung drucken zu lassen. Seit Mitte 1525 zerfiel L. überhaupt mit den Predigern zu Straßburg und den dorthin geflüchteten französischen Vorkämpfern der Reformation. Den Hauptanlaß hierzu gab vermuthlich das durch den Streit über die Abendmahlslehre herbeigeführte Zerwürfniß jener mit Luther. Zu diesem blieb nämlich L., obgleich er sich der zwinglischen Auffassung zugewandt hatte, in engen Beziehungen und er berichtete ihm fort und fort in aufreizender Weise über Alles, was in Straßburg geschah. Sein Hochmuth steigerte die dadurch hervorgerufene Feindseligkeit; sogar mit Gerbel, dem eifrigen Anhänger Luther's, überwarf er sich durch seine fanatische Verdammung weltlicher Wissenschaft. Die Bürger endlich ärgerte sein und seiner Frau „protziges Thun" und sie murrten darüber, daß der Rath ihm, nachdem er das Bürgerrecht angenommen hatte, eine Unterstützung von jährlich 50 Gulden gewährte, weshalb ihm jener Anfang 1526 bedeutete, er möge sich bis übers Jahr selbst eine Versorgung suchen. All das mußte L. den Aufenthalt verleiden. Wahrscheinlich kehrte er nach Wittenberg zurück und wurde dann von Luther, um ihn zu versorgen, dem Landgrafen Philipp von Hessen zugesandt, der die von ihm beschlossene Einführung der Reformation durch eine Synode und ein Glaubensgespräch einzuleiten gedachte. Zu diesem forderte L., als die Synode am 21. October 1526 zu Homberg zusammentrat, durch eine lange Reihe von Thesen heraus. Der Wortführer der Katholiken, Nicolaus v. Herborn, Barfüßerguardian zu Marburg, lehnte jedoch das Zwiegespräch ab, weil er den Landgrafen nicht als Glaubensrichter anerkennen könne, und ließ sich weder durch die Mahnungen Philipps und seiner Räthe, noch durch die bis zur Rohheit ausschreitende Heftigkeit Lambert's bewegen, in eine Erörterung einzutreten, welche er von vornherein für ein Trugspiel erachten mußte. Ein Landpfarrer, Johann Sperber, welcher sich dann gegen L. erhob, wurde von diesem rasch niedergedonnert. Schon am 23. ging die Synode auseinander, nachdem sie drei Pfarrer mit der Abfassung einer Reformationsordnung beauftragt hatte. Der Entwurf, welcher als solche nach drei Tagen vorgelegt wurde, war im wesentlichen das Werk Lambert's. Er ist nicht aus den Anschauungen und Kirchenbildungsversuchen Zwingli's, der Straßburger oder der französischen Reformatoren hervorgegangen, sondern suchte lediglich in Lambert's die äußersten Folgerungen ziehender und schematisirender Weise das Ideal einer Gemeinde, welches Luther in seinem Büchlein von der deutschen Messe aufgestellt hatte, zu verwirklichen. Nur in Einzelheiten gibt sich der Einfluß der Oberländer und der eigenthümlichen Anschauungen Lambert's kund. Als erster Versuch einer reformirten Kirchenbildung kann der Entwurf nur insofern bezeichnet werden, als die ursprüngliche Auffassung Luther's von der Kirche im Kern dieselbe ist wie die reformirte. Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Homberger Kirchenordnung und den reformirten liegt jedoch darin, daß diese eine Gemeinde der Heiligen zu erziehen bezwecken, während jene eine solche aus der Masse der Sünder ausscheiden will. Zur Einführung der Homberger Ordnung wurde, da Luther dieselbe auf Anfrage des Landgrafen für unmöglich erklärte, kein Versuch gemacht und sie hat auf die Gestaltung der hessischen Kirche nicht den mindesten Einfluß geübt. Ebensowenig scheint L. persönlich an dieser Antheil gehabt zu haben. Er blieb zunächst in Kassel und trat am 23. Januar 1527 nochmals bei einem Religionsgespräche auf, welches die Aufhebung der Klöster vorbereiten sollte. Dann erhielt er, nachdem am 30. Mai des gedachten Jahres die Hoch-

schule zu Marburg eröffnet worden war, an dieser als Professor Primarius der Theologie eine Anstellung und hielt in der Folge vermuthlich exegetische Vorlesungen. Seine schriftstellerische Thätigkeit ließ nun bedeutend nach. Predigten hielt er wol nur noch in Frankfurt, wohin er gewöhnlich zu den Messen ging, vor seinen dorthin kommenden Landsleuten. Seine Kenntniß der französischen Sprache ließ ihn der Landgraf mitunter in Uebersetzungen zu politischen Zwecken verwenden. Zufriedenheit fand L. auch in Marburg nicht dauernd. Seine Vorlesungen wurden, wie es scheint, nur spärlich — vornehmlich von Ausländern — besucht und bei seinen Amtsgenossen stand er wol nicht sehr in Ansehen; von dem Humanisten Hermann von dem Busche wenigstens wird berichtet, wie er L. wegen seiner Neigung für gute Mahlzeiten auf Kosten Anderer, wegen seiner Geldliebe und wegen seiner geschwätzigen Leichtgläubigkeit zu hänseln pflegte. Bitteren Haß und tiefe Verachtung athmen die zahlreichen Epigramme, in welchen der Mediciner Euricius Cordus den kurzsichtigen, langnasigen Gallier als aufgebläht von maßloser Eitelkeit, als voll von Heuchelei, Streitsucht, Unbeständigkeit, Schwatzhaftigkeit, Neugier und Habsucht und als den unwissendsten Feind des Humanismus schildert. Auch mit seinen Fachgenossen, Adam Kraft und Erhard Schnepf verfeindete sich L., als er nach dem Marburger Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli zu des letzteren Ansicht über die Abendmahlslehre zurückkehrte, welche er nach seiner Entfernung aus Straßburg noch vor der Homberger Synode mit einer der lutherischen Auffassung nahestehenden vertauscht hatte. Dazu kam endlich, daß er, der immer Zelot blieb, unter den Anhängern der Reformation Gottlosigkeit und Lasterhaftigkeit in wachsendem Maße Platz greifen sah. Im März 1530 sprach er daher gegen Bucer den Wunsch aus, eine Pfarrei in der Schweiz zu erhalten. Schon am 18. April raffte jedoch ihn und seine ganze Familie zu Frankenberg an der Eder der englische Schweiß hinweg, vor welchem er aus Marburg geflohen war. — L. verfaßte eine Reihe meist exegetischer oder polemischer Schriften in lateinischer Sprache, von welchen manche wiederholt aufgelegt oder nachgedruckt, einzelne ins Deutsche und in andere Sprachen übersetzt wurden. Während seines ersten Aufenthaltes in Wittenberg übersetzte er auch einige kleine Schriften ins Französische und ebenso übertrug er 1529 ein Büchlein auf Befehl des Landgrafen Philipp. Daß er außerdem französische und italienische Schriften oder Uebersetzungen fertigte, ist nicht nachzuweisen. Seine erhaltenen Bücher sind in schlechtem Latein, flüchtig und ohne strengen Zusammenhang geschrieben, aber einfach, leichtverständlich, lebhaft und leidenschaftlich in der Polemik. In seinen Ausführungen ist er oberflächlich und nicht selten kleinlich und sophistisch. Seine Anschauungen sind von vornherein auffallend schroff und er liebt es, die Dinge auf die Spitze zu treiben. Auf dogmatische Fragen geht er selten tiefer ein und zeigt da bisweilen Unklarheit, besonders in der Abendmahlslehre. Ueberhaupt ragt er weder durch Gedankentiefe, noch durch Innigkeit des religiösen Gefühles, noch durch Gelehrsamkeit hervor. Gegen alle nicht theologische Wissenschaft und namentlich gegen die Philosophie, trägt er heftigen Haß. Sein Charakter war, soweit sich urtheilen läßt, lauter, wenn auch nicht ohne große Fehler und Schwächen. Seine Bedeutung für die Reformation ist in neuerer Zeit weit überschätzt worden.

J. W. Baum, Lambert von Avignon, 1840; F. W. Hassenkamp, desgl. 1860; Pressel, Franz Lambert in Herzogs Encyklopädie für Theologie s. v.; F. Stieve, De Francisco Lamberto Avenionensi, 1867; F. W. Hassenkamp, Hessische Kirchengeschichte im Zeitalter d. Reformation; F. C. Vilmar, Gesch. des Confessionsstandes der evangel. Kirche in Hessen; W. Ebert, Gesch. der evangel. Kirche in Kurhessen.

Stieve.

Lambert: Johann Heinrich L., berühmter Mathematiker, Astronom, Physiker und Philosoph, geb. am 26. August 1728 in Mülhausen im Ober-Elsaß; † als Mitglied der Berliner Akademie und „Oberbaurath“ am 25. Sept. 1777. Seine Vaterstadt war 1728 schweizerisch; sein Großvater war aus der Pfalz eingewandert. Das Französische lernte er auf der Schule und im späteren Leben; als er es für die Mémoires der Akademie schreiben mußte, enthielt es noch so viele, für einen des Deutschen Unkundigen sogar zum Theil unverständliche „tournures étrangères“, daß ein späterer Herausgeber eines dieser Aufsätze (sur la resistance des fluides, Paris 1846, p. VI) sich zur sprachlichen Nachhilfe veranlaßt sah. Freilich ist auch sein Deutsch voll rauher Idiotismen. — Sein Vater war Schneider (Protestant), die Familie zahlreich, das Leben im Hause dürftig. Schon mit 12 Jahren mußte der Knabe die Stadtschule verlassen, um seinem Vater im Handwerk zu helfen. Seine schöne Handschrift und autodidaktische Unermüdlichkeit brachten ihn weiter. Er wird Hilfsschreiber auf der Stadtkanzlei; 15 Jahre alt kommt er ins Büreau eines Eisenwerkes zu Sept (Seppois) bei Mömpelgard, 17 Jahre alt als Schreiber zu Prof. Joh. Rud. Iselin nach Basel; von hier als Hauslehrer zum Reichsgrafen Peter von Salis zu Chur. Er hatte einen Enkel desselben (Anton), dessen Vetter (Baptista) — beide geb. 1737 — und einen weiteren etwas jüngeren Verwandten (Joh. Ulr. v. Salis-Seewis, Vater des Dichters) zu unterrichten. Der Aufenthalt dauerte hier vom 17. Juli 1748 bis zum 1. Octbr. 1750 und war neben dem Lehren dem rührigsten Lernen gewidmet. Zugleich wurden einige seiner wichtigsten späteren Publicationen vorbereitet. Vom Studiren zum Produciren war für diesen regsamen und fruchtbaren Geist nur ein Schritt.

Der Ausgangspunkt seiner wissenschaftlichen Neigungen war die Geometrie; Mag. Pfaff auf der Mülhausener Schule hatte den Keim gelegt. L. bevorzugte sie Zeit seines Lebens vor der Analysis. Seine nächtlichen Studien führten ihn früh dem gestirnten Himmel und der Astronomie zu. Schon als Schreiber zu Sept versuchte er den Lauf des 1744 erschienenen Kometen zu berechnen. Um ihm beizukommen, untersuchte er die Eigenschaften der Parabel und fand auf geometrischem Wege das berühmte Theorem, das noch heute seinen Namen trägt, daß in einer parabolischen Bahn die Zeit, in der ein Bogen durchlaufen wird, allein von der Sehne desselben und von der Summe der radii vectores nach ihren Endpunkten abhängig ist. (Vgl. Insigniores orbitae cometarum proprietates 1761.) Lagrange, der das Theorem mit Hülfe der Analysis herzuleiten versuchte, gestand, daß die geometrische Betrachtung hier den Vorzug verdiene. In der Physik interessirten ihn vorzüglich die Erscheinungen der Wärme, des Lichts und der Farben. Auch beschäftigten ihn in Chur Jahre lang barometrische, hygrometrische und manometrische Bestimmungen. Die Noth gewöhnte ihn, in seinen naturwissenschaftlichen Forschungen mit den dürftigsten äußeren Mitteln auszukommen. Noch 1769 legte er der Akademie eine Kometenberechnung vor, angestellt à la simple vue et en ne se servant que des cartes célestes et de la montre (Mém., Ann. 1770, p. 45). Die nöthigen Instrumente verfertigte er sich größtentheils selbst. Einige Glasplatten, kleine Spiegelchen, 2 oder 3 Linsengläser und ein Glasprisma machten fast den ganzen Apparat aus, auf den er seine Photometrie (erschien 1761) gründete. Die Unvollkommenheit seiner Instrumente suchte er durch methodische Kunstgriffe unschädlich zu machen und ihre Fehler durch mathematische Speculationen zu eliminiren. In der Vorrede zu den cosmologischen Briefen (1761) bemerkt er (S. VI), daß er seit vielen Jahren sich damit beschäftigt habe, sowohl von seinen eigenen als anderer ihren Erfindungen nicht leicht eine vorbei zu lassen, da er nicht gesucht hätte, die Kunstgriffe und Regeln, so dabei vorkommen, zu abstrahiren und sich eine Sammlung davon

zu machen. In diesem seinem logischen (und methodologischen) Interesse las er Wolff's Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes und Locke's Versuch über den Verstand. Die geringfügigsten Anlässe regten ihn zu wissenschaftlichen Einfällen, Reflexionen und Erfindungen an. Daß in den cosmologischen Briefen ausgestaltete Aperçu, daß das Fixsterngebäude nicht sphärisch, sondern flach und sehr stark abgeplattet sei und daß die Milchstraße aus Fixsternsystemen bestehe (Br. XII), kam ihm 1749 bei einem Blick durch das Fenster auf den Himmel. Eine algebraische Aufgabe, in der einer seiner Schüler einen nicht sofort durchsichtigen Fehler gemacht hatte, ward ihm Veranlassung, eine Maschine zur Erleichterung der perspektivischen Zeichnung zu erfinden (vgl. seine Schriften über die freie Perspective 1759, und über den Proportionscirkel 1768). In Chur veröffentlichte er seine erste schriftstellerische Leistung, indem er 1755 als Mitglied der phys.-math. Gesellschaft zu Basel in deren Verhandlungen (Acta Helvetica II, 172 ff.) sein Tentamen de vi caloris (als Vorläufer seiner Pyrometrie) drucken ließ.

Das Glück wollte, daß er noch einige Jahre der ruhigen Erwerbung von Kenntnissen und Vorbereitung von Publicationen widmen konnte. October 1756 begleitete er seine Zöglinge Anton und Baptista zum juridischen Studium nach Göttingen. Ob die Beschreibung des „Purpurregens" (Gött. Anzeigen 1756, S. 44), die Kant in seinem Aufsatze über das Erdbeben von 1755 benutzt, von L. herrührt? Auf Titeln späterer Schriften ist er als reg. soc. sc. Goetting. commercio literario adjunctus bezeichnet. Als Hannover nach der Schlacht von Hastenbeck in die Hände der Franzosen gefallen war, begab sich L. mit den jungen Salis nach Utrecht. In Leyden sah er den Newtonianer Muschenbroek. Er selbst stand in der Kosmologie auch auf Newton's Seite; die Gesetze des Lichts suchte er indessen unabhängig von Theorien überhaupt zu halten. Im Haag ließ er seine Monographie: „Les propriétés remarquables de la route de la lumière par les airs etc." (116 p.) erscheinen. Die Brechungskraft der Luft wird u. A. dazu benutzt, die beobachteten mit den Barometer-Höhen der Berge in Einklang zu bringen. Die in der Einleitung (p. 4 f.) gegebene Ankündigung der Photometrie war das praktische Hauptmotiv der Veröffentlichung. Il m'emporte, schreibt er an Albr. v. Haller, de faire voir l'étendue des sujets que j'y traiterai. In demselben Jahre erschienen drei lateinische Aufsätze in den Acta Helv. zur Statik, math. Analysis und Meteorologie gehörig. Von Utrecht ging's nach Paris, Marseille, Nizza, Turin, Mailand, zurück nach Chur, wo man 1758 mit „Honig der Weisheit beladen" anlangte. Aller Verkehr mit der Welt hatte nicht vermocht, dem Gelehrten gewisse linkische und abschreckende Sonderbarkeiten abzustreifen. Als er Mai 1759 auf der Reise in seine Heimath (Joh. Geßner's wegen) in Zürich sich aufhielt, liefen ihm die Buben auf der Straße nach.

Schon von Paris aus hatte er den Versuch gemacht, durch Haller eine Professur in Göttingen zu erhalten, was nicht gelang. Er mußte sehen, wie er anderweit das höchste Bedürfniß seines Lebens, Muße für wissenschaftliche Forschungen zu haben, befriedigen mochte. Von Mülhausen begab er sich nach Augsburg, wo er mit dem gelehrten Mechaniker Brander in freundschaftliche Verbindung trat und 3 seiner Cardinalwerke (die „Photometria", die „Insigniores orbitae cometarum proprietates" und die „Cosmologischen Briefe") drucken ließ. Schon vorher war er in die am 28. März 1759 gegründete baierische Akademie (mit 800 Gulden Gehalt) aufgenommen worden; der 1. Band der Abhandlungen der Akademie (1763) enthält 2 Beiträge von ihm. Das Verhältniß löste sich bald wieder, da er nicht der Vorschrift gemäß in dem katholischen München seßhaft werden wollte. Den Winter 1761/62 brachte er in Zürich zu; vom Sommer

1762 bis Herbst 1763 war er wieder in Chur. Eine Ueberschwemmung der Douane in Wallenstadt verdarb ihm (Juni 1762) seine Manuscripte und Bücher, wie es „drei bis vier Jahrhunderte“ nicht vermocht hätten. Er benutzte das Mißgeschick zu interessanten Reflexionen über Tinte und Papier (die in den Mém. der Berl. Akad., Ann. 1770, S. 58 ff. zu lesen sind). Ende des Jahres 1763 und Anfang 1764 finden wir ihn in Leipzig, wo er sein „Neues Organon“, 2 Bde., eine Verbindung von formaler Logik (mit Einschluß und besonderer Betonung der Wahrscheinlichkeitslehre [4. Theil, 5. Hauptstück; Bd. II, S. 318 ff.]), Methodologie, Sprachkritik und Erkenntnißtheorie drucken ließ. Er beabsichtigte praktikable Regeln für Meditation und Erfindung an die Stelle traditioneller Scholastik zu setzen. Ueberzeugt, daß die Vervollkommnung der Metaphysik von der Logik abhänge, suchte er den Weg zu einer Locke's und Euklid's Methoden verbindenden, Wolf überholenden Ontologie zu ebnen. Sehr instructiv für seine Denkart ist das 9. Hauptstück des 1. Theiles, wo er der „historischen“ Erkenntniß die „wissenschaftliche“ überordnet: letztere gründe sich „auf die Abhänglichkeit einer Erkenntniß von der andern; man reicht dadurch über den Gesichtskreis der Sinne hinaus; auf diese Art blieb Newton in seinem Zimmer und bestimmte aus einigen ihm bekannten Wahrheiten die Figur der Erde, die mechanischen Gesetze der himmlischen Bewegungen &c.“ In der Absicht nach Petersburg zu gehen, um dort eine seinem wissenschaftlichen Bedürfniß entsprechende Stellung zu suchen, kam er Februar 1764 nach Berlin. An der Akademie dominirte die schweizer Schule (Euler, Joh. Bernoulli, Prémontval, Sulzer u. A.): in der Physik Newtonianer, in der Philosophie antiwolfische Eklektiker. Sie wünschten den hochgelehrten Landsmann und Gesinnungsgenossen bei sich zu behalten, was trotz des üblen Eindrucks, den seine Persönlichkeit auf den König machte, den unablässigen Bemühungen Sulzer's endlich auch gelang. Er wurde Mitglied der physikalischen Classe mit 500 Thlrn., später auch Mitglied der ökonomischen Commission der Akademie und „Oberbaurath“ mit 1100 Thlrn. Gehalt. Bei seiner Einführung (24. Januar 1765) hielt er einen für seine Geistesrichtung höchst bezeichnenden Discours: Sur la liaison des connaissances, qui sont l'objet de chacune des quatre classes de l'académie (Mém. Ann. 1765). Er war der einzige Akademiker der von dem Rechte, Arbeiten in jeder Classe zu lesen, ausgedehnten Gebrauch machte. Nur in der Classe des belles lettres finden sich keine Abhandlungen von ihm. Für die Spiele des Witzes hatte er weder Neigung noch Achtung noch Talent.

Im Ganzen hat er in den $12\frac{1}{2}$ Jahren bis zu seinem Tode 52 Abhandlungen für die Memoiren gearbeitet. Bedenkt man, daß er daneben etwa eben so viele für die von ihm angeregten seit 1774 (auf 1776 ff.) erscheinenden Ephemeriden Elert Bode's, 12 für das von J. Bernoulli und C. F. Hindenburg herausgegebene Magazin und das von Hindenburg allein herausgegebene Archiv der reinen und angewandten Mathematik, ferner Aufsätze für die Acta Helv. und die Nova Acta erud. Lips., außerdem Nachrichten und Recensionen (unter den Zeichen E. G. [Bd. VII—XII], Sh. A. [XIII—XVIII], Sw. D. [XIX bis XXXVI]) für die Allg. Bibl. verfaßte, so begreift man kaum, wie ihm noch für größere Werke Zeit blieb, zumal da er einen regen und ausgedehnten Briefwechsel (mit Brander, Dan. Bernoulli, Holland u. A.) unterhielt. Und doch machte er als Akademiker noch 10 zum Theil aus mehr als einem Bande bestehende selbständige Werke druckfertig. Die Vorbereitung derselben reicht zum Theil in die Churer Zeit zurück. Die bemerkenswerthesten sind außer der schon erwähnten über den Proportionszirkel folgende: 1) „Beiträge zum Gebrauche der Mathematik und deren Anwendung“ (3 Bde., 1765, 1770, 1772, gegen 1900 S. 8°), eins der sprechendsten Zeugnisse seines Strebens, einmal die

Mathematik praktisch zu machen und dann soviel Erkenntniß als möglich auf synthetischem, demonstrativem Wege zu gewinnen (vgl. vorzüglich II, 363 ff.: Gedanken über die Grundlehren des Gleichgewichts und der Bewegung). Doch war er, wie Leibnitz, der Ansicht, daß „das was im eigentlichsten Verstande a priori seyn soll, nur Möglichkeiten enthalten kann" (a. a. O. Vorrede, a 4). 2) „Anlage zur Architektonik oder Theorie des Einfachen und Ersten in der philos. und mathem. Erkenntniß" (2 Bde., 1771, c. 950 S. 8°): in seinen 3 ersten Theilen die Grundlage der im Organon vorbereiteten Ontologie; der 4. Theil ist eine Philosophie der Mathematik. 3) „Beschreibung einer mit dem Calauschen Wachse ausgemalten Farbenpyramide, wo die Mischung jeder Farben aus Weiß und drey Grundfarben angeordnet, dargelegt und derselben Berechnung und vielfacher Gebrauch gewiesen wird" (4°, 1772), eine Fortbildung der Arbeiten Lionardo da Vinci's und Tobias Mayer's. L. benutzte als Grundfarben: Carmin, Berliner Blau und Gummigutti, dem Hofmaler Calau verdankte er ein Wachs, das mit den Farben zugleich im Wasser aufgelöst dieselben auch nach der Austrocknung frisch erhielt. 4) die „Sammlung astronomischer Tafeln" (1776, 3 voll. 8°, nach Lalande (Bibliogr. astronomique) la plus étendue et la plus complète qu'on ait publiée jusqu'ici. Im letzten Lebensjahre legte er die Pyrometrie druckfertig. Er hatte seit 1756 wenig daran gearbeitet. Jetzt schloß sich seine letzte Schrift an seine erste an. Nach dem von ihm hinterlassenen monatlichen Register begann er die Ausarbeitung am 4. März 1777 und beendigte sie am 16. Mai. Die Veröffentlichung erlebte er nicht mehr; sie erschien mit einer Vorrede des Mathematikers Karsten und einer Abhandlung des Wolfianers Eberhard über Lambert's Verdienste um die theoretische Philosophie (1779, 4°).

Die anhaltenden Geistesarbeiten untergruben seine von Haus aus nicht starke Gesundheit. Mißachtung der Krankheitsanfänge und schrullenhafte Selbsttherapie verfrühten sein Ende noch mehr. Er hoffte bis zuletzt. Nach seiner Rechnung hatte er 8000 kleine Abscesse in den Lungen auszuhusten, um demnächst noch 15 Jahre zu leben. Mehr todt als lebend wohnte er noch am 18. September einer Sitzung der Akademie bei. Am 25. Septbr. unterhielt er sich über physische Gegenstände, aß wie gewöhnlich und mit Lust etwas Leichtes zur Nacht und starb bald darauf. Sein Nachlaß kam an Joh. Bernoulli, der daraus u. A. seinen deutschen gelehrten Briefwechsel (5 Bde., 1781 ff.) veröffentlichte. L. war gleichgültig gegen Alles, was das Leben sinnlich schön, reizend und behaglich macht. Sein Kopf arbeitete unbehelligt durch feinere Kulturbedürfnisse oder gar Leidenschaften wie eine schwer zum Stehen zu bringende Maschine. Das romantische Schwärmen für das unbewußte Weben des Geistes lag weit von ihm entfernt. Seine Gefühlsweise war dabei kindlich, harmlos und naturwüchsig. Fromm gewöhnt, fiel er in Berlin anfänglich durch fleißiges Kirchengehen und eigenthümlich andächtige Haltung beim Gottesdienste auf. Allmählich accommodirte er sich.

Er stand in der Mathematik, wie er selbst einräumte, nicht auf der Höhe von Euler und Lagrange; in der Astronomie war er kein Herschel, in der Physik kein Newton; in der Philosophie gebrach es ihm an Leibnizens Fülle und Beweglichkeit und an Kant's bohrendem Tiefsinn. Aber daß er alle vier Disciplinen mit grundlegenden und fortbildungsfähigen Arbeiten befruchtete, macht ihn doch den größten ähnlich. Er hat vor Kant und Leibniz sogar den Vorzug, daß man weniger als bei diesen nöthig hat, Gewebe wieder aufzutrennen. Er hatte wissenschaftlicher Seits vielleicht nur den einen Fehler, die Grenze nicht immer zu merken, wo das Bedeutende und Fruchtbare in das Unbedeutende, wol gar Futile übergeht.

Seit dem Aufkommen der Kantphilologie ist es Manier geworden, L. als Vorläufer Kant's aufs Korn zu nehmen. Aber der Berliner Akademiker ist von Kant's transcendentalphilosophischen Unternehmungen himmelweit entfernt. Er stand auf dem Boden der Newton-Locke'schen Voraussetzung einer an sich realen, materiellen Raumzeitwelt, die er aus den Phänomenen etwa wie der Astronom die wirklichen Bewegungen der Himmelskörper herauszudeuten suchte. Die von ihm geplante Reform der Metaphysik, welche ihn mit Kant in Correspondenz brachte (vgl. Kant's W., Rosenkr. I, 345 ff.), war nichts als ein Versuch, die Euklidische Methode für die Ontologie fruchtbar zu machen, ohne in dieser nach den folgenden Theilen der Metaphysik „hinzuschielen" (a. a. O. S. 367). Die Kantische Lehre von der Idealität der Zeit vermochte er sich nicht zurechtzulegen. Von dem berühmten „Resultat der transcendentalen Analytik" (W. W. II, 204 f.), das den Grundgedanken der Architektonik rundweg verurtheilt, würde er nicht haben erbaut sein können. Den „sinnreichen" Satz, „daß beständiger Schein für uns Wahrheit ist", behandelt Kant auf das geringschätzigste (Proll. a. a. O. III, 156) ꝛc. In der Kosmologie finden sich allerdings merkwürdige Coincidenzen; doch gab L. keine Kosmogonie wie Kant. Scheint ihm auch die Bewegung aller Planeten, sowie ihrer Trabanten in Einer Fläche und Richtung noch einen andern Grund zu fordern als den der (pythagoräisch-keplerschen) Harmonie, so kommt er doch, teleologisch befangen, auf die genialen Gedanken eines Kant und Laplace nicht. In der Logik und Erkenntnißlehre ist er mehr Anhänger Locke's als Wolf's. Doch zeigen vor allen seine Bemühungen um eine wissenschaftliche Zeichensprache, um den „logischen Calcül" (vgl. Neues Organon, 3. Theil: Semiotik und die Aufsätze in den Acta erud. 1765, 1767, 1768) und um eine „Agathometrie" (N. Org., Alethiologie § 107 ff., Archit. I, 81) sehr deutlich den Einfluß Leibnizens. Aehnlich wie dieser lebte er des Wunsches und der Hoffnung, daß es durch richtige Methoden gelingen möchte, Weltweise, Gottesgelehrte, Moralisten und Staatslehrer so einig in ihren Bemühungen zu machen, wie die Mathematiker und Astronomen, um „eine allgemeine Gedenkensart und Glauben in der Welt einführen zu können" (Vorrede zur Beschreibung einer neuen ekliptischen Tafel, 1765).

Auf Anregung des Pfarrers Gräf zu Mülhausen bildete sich, als das Centenarium seiner Geburt herannahte, ein Comité, um dem verdienten Forscher in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu errichten. 278 Subscribenten brachten 2942 Frcs. auf. Die Beschreibung des Monuments und der Säcularfeier (27. August 1828) von Franz Chr. Joseph, ev. Pfarrer zu Mülhausen und Secretär des Lambert'schen Vereins, erschien bei Joh. Riß & Co., 8°; voran steht ein lithogr. Porträt Lambert's, darunter ein Autograph desselben. Aus Anlaß derselben Feier gab der Basler Mathematiker Dan. Huber 1829 eine Sammlung von 3 Abhandlungen heraus: 1) sein Leben von M. Graf; 2) Sim. Erhardt (aus Heidelberg): Lambert's Verdienste um die theoretische Philosophie; 3) Versuch über die Verdienste Lambert's in den mathem. und phys. Wissenschaften von Huber selbst. Hinter der Graf'schen Biographie folgt ein (von Ungenauigkeiten und Druckfehlern nicht ganz freies) Verzeichniß der Schriften Lambert's; einige Berichtigungen und Zusätze giebt D. Huber hinter seinem Aufsatze. Die math.-astron.-physik. Arbeiten sind am vollständigsten in Poggendorff's biograph.-litterar. Hdwb. aufgezählt. Der bei Gelegenheit der Säcularfeier geäußerte Gedanke, Lambert's Schriften nach chronologischer Ordnung wiederabzudrucken, ist bis jetzt ein frommer Wunsch geblieben.

R. Wolf, Biographien zur Kulturgesch. der Schweiz, Dritter Cyclus, 1860, S. 317—356; Joh. Lepsius, J. H. Lambert, Eine Darstellung seiner kosmologischen und philos. Leistungen, München 1881. E. Laas.

Lambesc: Prinz Karl Eugen L., — von 1796 an urkundlich genannt Prinz Karl Eugen von Lothringen, Fürst von Lambesc, Graf zu Brionne, geb. am 25. Septbr. 1751 zu Versailles, † am 21. Novbr. 1825 zu Wien, stammte aus der durch Claude de Guise begründeten Nebenlinie der Lothringer und war der letzte Sprosse der von René de Guise, dem 7. Sohne Claude's abgeleiteten Seitenlinie der Marquis, späteren Ducs d'Elboeuf. Nachdem dessen hochgradiger jugendlicher Uebermuth unter der strengen Zucht des Collegiums zu Plessis gemässigt worden war, fand L. am Hofe Ludwigs XVI. als Prinz von Geblüt und Verwandter eine angesehene Stellung und wurde 1789 (nach Susane, Hist. de la caval franç. 1785) Commandant des Cavallerieregiments Royal Allemand. In letzterer Verwendung verdrängte er an der Spitze seines Regimentes das sich, gelegentlich der Enthebung des Ministers Necker, auf der Place de Louis XV (jetzt Place de la Concorde) um revolutionäre Redner zusammenrottende Volk, wobei er auf einen nicht schnell genug zurückweichenden alten Mann persönlich eingehauen haben soll. Dem Untersuchungscomité der Nationalversammlung war hiermit hinreichender Anlaß gegeben, den Prinzen als Haupturheber des Einschreitens gegen das Volk in Anklagezustand zu setzen; der Gerichtshof zu Châtelet sprach denselben jedoch später von jeder Schuld frei. Unterdessen hatte der Prinz mit seinem Regimente nach mehrfachem Garnisonswechsel die Bestimmung nach Stenay erhalten, wahrscheinlich um bei der geplanten Flucht des Königs mit seinem königstreuen Regiment zur Hand zu sein. Als jedoch dieses Vorhaben mißglückte, löste sich das meist aus den deutschen Provinzen Frankreichs recrutirte Regiment kurz darauf durch massenhafte Desertionen auf; der Prinz selbst wurde schon 1791 als Generalmajor in österreichische Dienste übernommen, woselbst sich ihm bald die Gelegenheit gab, seinen persönlichen Muth und seine kriegerischen Anlagen zu bethätigen. Bei Tournay (22. Mai 1794) attakirte er an der Spitze von 4 Schwadronen den Feind mit solcher Bravour, daß gegen 300 Mann zusammengehauen und 3 Kanonen erobert wurden. Bei dem Angriffe auf Charleroi (26. Juni 1794) eilte L. einem Theile der vom Feinde bedrohten Infanterie zu Hülfe, warf ihn mit beträchtlichem Verluste und rettete durch diese kühne That die Infanterie und sämmtliche Geschütze. 1794 war L. zum Inhaber des 7. Kürassier-, jetzigen 7. Dragoner-Regiments ernannt worden, 1796 Feldmarschall-Lieutenant und mit dem Commandeurkreuze des Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet. Er blieb bis 1799 bei der Armee in Deutschland, wurde dann commandirender General in Ostgalizien und 1806 General der Cavallerie und Capitän der Arcieren-Leibgarde.

Wurzbach, Biogr. Lex. des Kaiserth. Oesterr. 14. Bd., Wien 1865. Hirtenfeld, Der Milit. Maria-Theresien-Orden, Wien 1857. Militär-Schematismus 1791—1825. Biographie universelle. ancienne et moderne, 70. Bd., Paris 1842. Biographie nouvelle des contemporaines etc., 10. Bd., Paris 1823. Susane, Hist. de la cavalerie franç., 2. Bd., Paris 1874. Forneron, Les ducs de Guise, Paris 1877. Schz.

Lamboy: Wilhelm Graf L., kaiserl. Feldmarschall. — Man kennt weder Ort noch Jahr der Geburt des Stifters der gräflichen Familie L.; nur so viel ist sichergestellt, daß er, einem „nicht eben berühmten" ritterlichen Geschlechte des Hochstiftes Lüttich entsprossen, wo demselben die Herrschaft Dessener-Wintershove (zwischen Hasselt und Bilsen) gehörig gewesen, eben in den spanischen Niederlanden geboren und erzogen worden, an derselben „hohen Schule der Kriegswissenschaften", aus welcher die große Ueberzahl der bedeutenderen Feldherren seiner Zeit, wie die Oranier, die Alba, Parma, Spinola, Basta, Buquoy, Tilly rc. hervorgegangen. Buquoy selbst soll es gewesen sein, der L.

mit nach Deutschland, nach Böhmen, brachte. Von seinen ersten Kriegsthaten ist keinerlei Kunde auf uns gekommen. Bald nach Buquoy's Tode († Juli 1621) wurde er kaiserlicher Oberst, ohne daß jedoch das Buch der Geschichte noch ein weiteres Jahrzehnt hindurch auch nur seines Namens gedächte. Erst die Schlacht bei Lützen am 16. Novbr. 1632 stellte, wie so manchen andern, auch den bisher fast unbekannten Namen L. in den Vordergrund. Sie wurde für ihn der Anfangspunkt einer von nun an relativ raschen, glänzenden Laufbahn. Im Gegensatz zu den Regimentern Bönninghausen, Sparr und Hagen, deren feige Flucht zu Beginn der Schlacht das Kriegsglück Wallenstein's auf eine harte Probe stellte, bethätigte L. mit seinen Reitern an jenem heißen Tage eine außerordentliche, rühmenswerthe Tapferkeit. Sowol er selbst als auch sein Oberstlieutenant Tavigni — von Wallenstein's erstem Schlachtbericht an den Kaiser todtgesagt — geriethen nach verzweifeltem Widerstande schwer verwundet in schwedische Gefangenschaft. Ihm lohnte nach seiner Freilassung ein sehr schmeichelhaftes kaiserliches Dankschreiben, Tavigni ein solches seines Oberfeldherrn. Gleichzeitig erhob Wallenstein den Oberstwachtmeister, einen Rittmeister und Cornet, sowie acht gemeine Reiter des Regiments L. in Anerkennung ihrer vortrefflichen Haltung vor dem Feinde sämmtlich in den Adelsstand und verlieh er Jedem derselben außer einem ansehnlichen Geldgeschenke eine goldene Gnadenkette im Gewichte von 200 Ducaten. L. selbst erhielt außer dem kaiserlichen Handschreiben, das ihm eine bestimmte „Gnadenrecompens" in Aussicht stellte, von seinem Generalissimus das Gut Oels in Böhmen, mit der von Zdenko von Waldstein kurz vorher erbauten Veste Neuschloß bei Arnau, als Lehen des Herzogthums Friedland.

Im folgenden Jahre dem Holk'schen Corps zugetheilt, unternahm L. mit diesem einen Plünderungszug nach Meißen und Sachsen und wohnte der Eroberung von Leipzig bei; der plötzliche Tod des Führers unterstellte ihn unmittelbar den Befehlen Gallas'. Auf dessen Weisung brach er noch im October 1633 wieder in Meißen und Thüringen ein, überfiel die aus Neustadt a. d. O. entweichende schwedische Besatzung und schlug dieselbe, um sich hierauf nach Weimar und Erfurt, dann aber gegen Naumburg zu wenden und zu Anfang Novembers nach Böhmen zurückzukehren, wo er am 4. dieses Monats unter Melchior Hatzfeld bei Graupen gegen den daselbst mit ziemlicher Heeresmacht eingedrungenen Marschall Arnim ein glänzendes Reitergefecht bestand, durch welches dieser gezwungen wurde, eine mit Bernhard von Weimar vereinbarte combinirte Diversion nach Böhmen gänzlich aufzugeben.

Wir finden L. im Januar 1634 zu Pilsen wieder, wo er mit den meisten Wallenstein'schen Obersten den bekannten Revers unterzeichnete, durch welchen sich dieselben „anstatt eines körperlichen Eides" verpflichteten, „bis zum letzten Blutstropfen" bei ihrem Generalissimus auszuharren, um so durch dessen Verbleiben im Obercommando die Befriedigung der eigenen Ansprüche an die kaiserliche Casse desto sicherer durchzusetzen. Wenige Wochen nachher wurde L. von Wallenstein zum Generalwachtmeister ernannt. Als solcher trat er noch im Kriegsrathe am 19. Febr. dem Votum des intimsten und entschiedensten Anhängers des General-Herzogs, seines Schwagers Adam Trczka, mit dem Gelöbniß bei, „mit all den Seinigen dabei zu leben und zu sterben". So setzte er auch seinen Namen unter den zweiten sogenannten Pilsener Schluß. Kaum vier Tage später stand er mit seinem Regiment in Prag und publicirte dort mit General Suys das kaiserliche Manifest, das den Friedländer mit seinen Getreuen in Acht und Bann that. Die Belohnung für solche „Treue und Gesinnungstüchtigkeit" blieb nicht aus. Nach dringender Empfehlung seiner Person durch Gallas und Piccolomini, als „eines der zumeist verdienten" um die Katastrophe Wallenstein's, erfolgte

mit Patent vom 16. März 1634 Lamboy's Ernennung zum Generalwachtmeister durch den Kaiser. Der Begnadete verstand es aber, die Gelegenheit zu nützen. Am selben Tage, der ihm seine Generalsbestallung brachte, nahm er sich die Freiheit, den Monarchen zu erinnern, daß ihm die vorlängst handschriftlich versprochene kaiserliche „Recompens“ noch immer nicht zu Theil geworden; ein Diplom Kaiser Ferdinands II. vom 20. Mai verlieh L. als „Herrn v. Dessenеer, Wintershove, Neuschloß, Oels und Mean“ die Würde eines kaiserlichen Kämmerers und ihm und seinem Bruder Georg, der zur Zeit als Rittmeister in kaiserlichen Diensten stand, den Reichsfreiherrnstand. Demselben folgte später die Schenkung der confiscirten Wallenstein'schen Herrschaft Arnau (mit kaiserl. Resolution vom 5. Novbr. 1635).

Von Leitmeritz aus zu Anfang Mai's 1634 gegen Görlitz detachirt, erstieg L. im Sturm die Mauern dieser Stadt, hieb deren Besatzung von 200 Mann nieder und schlug ein sächsisches Regiment, das zum Succurs zu spät heranzog. Am 15. Mai stieß er in Trautenau wieder zu dem Feldmarschall Rudolf Colloredo, dessen Bruder Hieronymus jedoch Tags vorher bei Liegnitz eine schwere Niederlage erlitten hatte, so daß der Vormarsch der siegreichen Schweden und Sachsen gegen Böhmen nicht aufgehalten werden konnte. Sie nahmen Leitmeritz ein (18. Juli), erzwangen trotz der Vereinigung R. Colloredo's und Lamboy's mit dem Feldmarschall Marrades den Elbübergang bei Melnik und rückten bis vor Prag (23. Juli). Die Uneinigkeit der feindlichen Feldherren Banér und Arnim verhütete den Fall der Landeshauptstadt. — Ende des Jahres befand sich L. wieder bei der kaiserlichen Hauptarmee „im Reiche“, wo ihm der Sieg von Nördlingen eine Reihe namhafter Vortheile ermöglichte. Noch im genannten Jahre zwang L. die Stadt Culmbach zur Uebergabe, ohne jedoch die feste Plassenburg nehmen zu können; die Besatzung nöthigte ihn jedoch bald, auch die Stadt zu verlassen. Er legte sich vor Coburg, die „ernestinische Trutzburg“, in die er nach mehrmonatlicher Belagerung am 28. März 1635 einzog. Das Facit aller dieser und noch vieler anderer, großer und geringer Erfolge der kaiserlichen Waffen bestätigte aber trotzdem nur die traurige Wahrheit der Prophezeiung, die der nun ermordete Friedländer mit den bedeutsamen Worten ausgesprochen hatte, „auch mit zehn Victorien sei doch nichts gewonnen“ sondern nur das Eine erreicht, „daß Frankreich und andere aemuli sich auch darein mischten“. Bereits stand Frankreich neben Schweden auf dem Kriegsschauplatze. Gallas, der schon Mainz belagerte, mußte sich vor der Uebermacht der Gegner zurückziehen. Immerhin verlief das J. 1635 noch günstig für die habsburgischen Heerführer. Am 20. August nahm L. Sachsenhausen, die Vorstadt Frankfurts a. M., durch Accord ein. Mit Hatzfeld und Carretto vereinigt, erlitt er aber bald nachher (14. Septbr.) gegen Bernhard von Weimar eine blutige Schlappe und entging er nur mit Mühe der Gefangenschaft. Die höchst kritische allgemeine Lage der Dinge zwang indeß die verbündeten Gegner zum Rückzug über den Rhein.

Noch gegenwärtig feiert die Bürgerschaft von Hanau im Lamboywalde in der Nähe dieser Stadt ein Volksfest, das jetzt sogenannte „Lamboifest“ — nicht zum besonderen Ruhme unseres Helden. In nahezu halbjähriger Belagerung (Januar bis Juni 1636) war L. nicht im Stande, den kühnen Vertheidiger der nicht allzufesten Kinzigstadt, Generalmajor Ramsay, zum Accord zu bewegen. Bei einem der vielen Ausfälle hart verwundet, mußte er mit dem Schaden auch den wohlfeilen Spott hinnehmen, da ihn Ramsay um „einige neue Zeitung“ bat, „insonderheit, ob es wahr, daß Hanau belagert; man wolle dergleichen bei ihm sagen“. Daß Hanau nicht fiel, war übrigens zu allernächst die Schuld Gallas', der es trotz wiederholten Drängens von Seite Lamboy's unterließ, den Belagerer rechtzeitig zu verstärken. Schon war die völlig um-

zingelte und ausgehungerte Stadt aufs Aeußerste gebracht, als L., kaum 3000 Mann stark, vor der Mehrzahl der Truppen des Landgrafen Wilhelm von Hessen und des schwedischen Marschalls Leslie nach heftiger Gegenwehr sich zurückziehen und zu Gallas nach dem Rhein wenden mußte.

Es ist fraglich, ob L. nicht schon an dem ersten unglücklichen Kriegszuge Gallas' nach Frankreich im J. 1635 persönlich Theil nahm. Wol aber war ihm bei der Erneuerung desselben im Sommer 1636 eine hervorragende Rolle zugedacht. Nachdem König Ferdinand III. in Gallas' Lager erschienen war, wurde L. mit der Reiterei über Breisach vorausgeschickt, um sich zunächst mit Karl von Lothringen zu verbinden. Beide zwangen den Prinzen Heinrich von Bourbon (Condé) die Belagerung von Dole aufzugeben und verfolgten ihn bis Dijon. Von Bernhard von Weimar hart bedrängt, vereinigten sie sich bei Montbeliard mit Gallas und Mercy und nahmen eine vortheilhafte Stellung ein, während der Gegner gleichfalls ein festes Lager bezog, bis Gallas am 20. October, abermals verstärkt, zur Offensive griff und in das südliche Frankreich einbrach — um jedoch nach vielen und schweren Verlusten mit den Trümmern seines Heeres im tiefen Winter über den Rhein zurückzukehren.

Eine Reihe von Jahren hindurch fand hierauf L. in seiner niederländischen Heimath Verwendung. Nur vorübergehend finden wir ihn 1638 in Deutschland, am Mittelrhein; die große Nothlage des wichtigen Breisach ließ für die vorderösterreichischen Lande das Schlimmste befürchten. Die Doppelschlacht bei Rheinfelden, welcher Lamboy's Bruder, Georg, der inzwischen zum Oberstlieutenant avancirt war, mit Auszeichnung beiwohnte, entschied das Schicksal von Breisach, das weder die Feldmarschälle Savelli und Götz noch auch L., die erst nacheinander, dann mit vereinten Kräften ihr Glück gegen den Belagerer Bernhard von Weimar versuchten, abzuwenden vermochten. Es fiel am 17. December 1638, und L. begab sich wieder in die Niederlande, wo er auf kaiserlichen Namen große Werbungen anstellte. Damals (9. Dcbr. 1639) erhielt Georg Lamboy die Bestallung eines kaiserlichen Obersten. Auch der ältere Bruder sollte bald zu größeren Ehren gelangen. Er brachte 1640 (24. Juni) vor Arras durch verstellte Flucht den Franzosen unter Marschall Meilleraye eine blutige Niederlage bei. Noch bedeutender war sein Sieg vom 6. Juli 1641 bei Marsée unweit Sedan. Mit nur 5000 Mann war er aus seinen niederrheinischen Quartieren durch Luxemburg in Frankreich eingerückt und am 5. Juli bis Sedan gelangt, wo er an 3000 Mann zu Fuß und Roß unter dem Duc de Bouillon und Ludwig von Bourbon, Grafen von Soissons, an sich zog. Jenseits der Maas hielt Marschall Chatillon die Höhe von Marsée mit überlegenen Streitkräften besetzt. Gleichwol setzte L. andern Tags unter strömendem Regen über den Fluß und griff den Feind mit solcher Entschlossenheit an, daß die französischen Reiter sofort die Flucht ergriffen und nach kurzer Gegenwehr auch das Fußvolk geworfen wurde. Viertausend Todte, darunter viele vornehme Herren, blieben auf dem Platze. Sämmtliche Fahnen und Kanonen sammt dem Gepäck wurden eine Beute des Siegers. Ihm ertheilte Kaiser Ferdinand III. in Anerkennung der bewiesenen Bravour noch unterm 18. Juli 1641 das Patent eines kaiserlichen Feldzeugmeisters.

Hiemit hatte L. die Höhe seines Kriegsruhmes erklommen. Wol eroberte er, den errungenen Sieg verfolgend, am 12. Juli Donchery. Als aber bald nachher Ludwig XIII. selbst mit Marschall Brezé und Angoulême heranrückte, mußte L. darauf verzichten, tiefer in Frankreich einzudringen, und gegen Terrouanne zurückgehen, um sich mit dem Kardinal-Infanten zu vereinigen. Nach kurzer Zeit rief ihn der Kaiser wieder nach Deutschland zum Schutze der niederrheinischen Lande. L. überschritt am 6. Januar 1642 abermals die Maas bei

Venloo und bezog auf der Haide von St. Tonis, zwischen Kempen und Creveld, ein festes Lager. Hier sollte er Hatzfeld, der mit 6000 Mann aus der Wetterau und dem Nassauischen im Anzug war, erwarten, um sodann den Hessen und Weimaranern unter Marschall Guebriant die Spitze zu bieten. Allzu sicher geworden, erklärte L. dem Kurfürsten von Köln, dem Feinde allein gewachsen zu sein. Wohl verschanzt, durch dreifache Brustwehren gedeckt, hatte er sich am 17. Januar eben zum Frühstück gesetzt, als Guebriant, bevor noch L. die Zeit fand, seine Regimenter in Schlachtordnung aufzustellen, über das Lager herfiel und Lamboy's Heer in kaum einer Stunde vollständig vernichtete. 1500 Kaiserliche wurden erschlagen, 4000 gefangen; ebenso gingen alle Geschütze und Fahnen verloren. Auch L. und Mercy und nicht weniger als 15 Oberste geriethen in Gefangenschaft. Im Uebermuth war der Preis langjähriger schwerer Mühen und Kämpfe dahingegeben. — Lamboy's Entschuldigungen wurden in Wien nicht angenommen, was die Trostlosigkeit seiner Lage nur erhöhen konnte. Ein Fluchtversuch mißlang. Von Ludwig XIII. der Gewalt Guebriant's überlassen, wurde L. zu Schiffe über Holland nach Frankreich gebracht, wo er im Bois de Vincennes seiner Erledigung entgegenharrte. Erst nach mehr als Jahresfrist erhielt er gegen ein Lösegeld von 25 000 Kronen, die der Sieger von Marsée aus eigener Tasche zahlen mußte, die Freiheit zurück. Und erst nach weiteren drei Jahren, während welcher er abermals der Krone Spanien diente, erscheint er wieder auf dem deutschen Kriegstheater. Im Frühjahr 1645 übernahm er auf Befehl des Kaisers die Aufgabe, in der er Meister war, neue Werbungen anzustellen, und führte Piccolomini 8000 Mann in die Niederlande zu; mit Patent vom 15. November desselben Jahres erhielt er Titel und Rang eines kaiserl. Feldmarschalls, ohne jedoch bis 1647 eben der kaiserlichen Armee gegenüber davon Gebrauch zu machen. Das beweist die Thatsache, daß L. im März des letztgenannten Jahres dem Kaiser wieder seine Dienste anbot, deren Annahme Ferdinand III. von der Entscheidung seines Bruders, des kurz vorher zum Statthalter der Niederlande ernannten Erzherzogs Leopold Wilhelm, abhänging machte — „ob und wie sie für nöthig befinden“, heißt es in dem bezüglichen Schreiben an L., „sich Eurer Person in des Königs Liebden Diensten noch ferner zu bedienen, oder aber ob sie vermeinen, daß Ihr wohl herauf zu meiner Armada und eigenen kaiserlichen Diensten zu entlassen seyn werdet“.

Es war am 3. Mai 1647 — wenige Wochen nach Abschluß des verhängnißvollen Ulmer Vertrages, mit welchem Kurfürst Maximilian von Baiern und nach ihm bald auch Kurfürst Ferdinand von Köln mit den Kronen Frankreich und Schweden und mit Hessen einen „Waffenstillstand bis zum Frieden“ eingingen — als dem Feldmarschall Grafen Peter Holzapfel, genannt Melander, das „General-Commando über alle Ihrer kaiserl. Majestät Armaden“ übertragen wurde. Vom folgenden Tage ist ein kaiserliches „Gehorsams-Patent“ für L. „als Kriegs-Commandanten in dem Westphälischen Kreis“ datirt, wo seit October 1645 Holzapfel commandirt hatte. Mit großem Eifer faßte L. seine neue Aufgabe an. Er ging zunächst in das Erzbisthum Köln, wo er sich durch Werbungen nach Kräften zu verstärken suchte, während Königsmark in Westfalen ärger als in Feindesland hauste und eine Stadt nach der andern in schwedische Gewalt brachte. Das bewog Kurfürst Ferdinand schon am 15. August den Waffenstillstand wieder zu kündigen und sofort auch seine Truppen den Befehlen Lamboy's zu unterstellen. Dieser, also verstärkt, unternahm, um Königsmark von dem hartbedrängten Paderborn abzulenken, noch im August einen Streifzug durch das Münster'sche nach Ostfriesland, daselbst die Quartiere der mit Schweden verbündeten Hessen aufzuschlagen. Er erreichte vollständig seine eigentliche Absicht; Königsmark folgte ihm nach.

Nun wandte sich L. und gewann die Ems, wo er bei Rheine wieder ein befestigtes Lager bezog; das Gleiche that Königsmark, der ihm auch dahin gefolgt war. Fast zwei Monate lagen sich so die Heere gegenüber. Am 26. Septbr. gelang es L., seinem Gegner durch Eroberung einer festen Brückenschanze einen wesentlichen Vortheil abzugewinnen, ohne jedoch dadurch zum Ziele zu kommen. Endlich am 30. October sah sich Königsmark durch Mangel an Proviant gezwungen, das Lager zu verlassen, um die Wiedereroberung der von den Kaiserlichen eingenommenen Orte in Ostfriesland zu versuchen, während L. durch das Sauerland wieder nach dem Rhein marschirte; auf dem Wege dahin nahm er die Schlösser Windeck, Riedeck 2c. ein. Kleinere glückliche Gefechte, insbesondere aber die Eroberung von Düren, sicherten ihm ein gutes, wenngleich nur kurzes Winterquartier im Jülich'schen.

Noch im December 1647 kam L. nach Köln zurück und schon im Februar 1648 stand er wieder in Westfalen, das die Schweden nunmehr geräumt und den Hessen allein zur Vertheidigung überlassen hatten. Fest entschlossen, das Gebiet des Kurfürsten von Köln, zugleich Bischofs von Münster, gänzlich von den Feinden zu säubern, gedachte L. vorerst das Stift Hildesheim, ja womöglich auch Bremen zu besetzen. Ueber Dortmund und Soest vorgerückt, stieß er unweit Lippstadt auf Johann Geiso, den hessischen Feldherrn, der zurückweichend sich in die Festung Gesecke warf (1. März), deren Belagerung L. alsbald eröffnete. Trotz wiederholter heftiger Stürme und trotz empfindlichen Mangels an Munition und Proviant, hielt die Besatzung mehr als drei Wochen Stand, als sich ihr Landgraf Ernst von Hessen mit einem kleinen Heere zum Entsatz näherte. Ein nächtlicher Ueberfall des Lamboy'schen Lagers bot Geiso die Möglichkeit, mit dem größten Theil seiner Reiterei zu entkommen, wogegen L. den Landgrafen nach tapferem Widerstand mit der Mehrzahl seiner Mannschaft gefangen nahm (25. März). Gleichwol blieb ein neuerlicher Sturm auf Gesecke erfolglos, worauf L. nach dem Rhein zurückging. Hier legte er sich, durch neue Werbungen wieder gestärkt, vor das Schloß Breidenbend, das nach vierwöchentlicher Belagerung am 1. Juni capitulirte und geschleift wurde. Nachdem er sein Heer um Bonn gesammelt hatte, während die Hessen unter Geiso, ebenfalls bedeutend gestärkt, gleich ihm den Rhein überschritten und nächst Grevenbroich sich lagerten, brach L. am 12. Juni von Bonn auf, „in aller Stille und Geschwindigkeit", die Reiterei zu Lande, das Fußvolk zu Schiffe nach Zons dirigirend. Der Sieg schien ihm gewiß. Es kam am 14. Juni zum Treffen bei Grevenbroich, welches, von L. bereits gewonnen, dadurch wieder verloren ging, daß sein Fußvolk, die feindliche Bagage plündernd, Verwirrung in die eigenen Reihen brachte, welche der gegnerische Feldherr trefflich zu benutzen wußte. Kaum 700 von 3000 Mann der Infanterie Lamboy's entkamen; er selbst rettete sich mit dem Rest der geschlagenen Reiterei, einen mächtigen Sumpf durchreitend, nach Zons. Ein Glück für L., daß Geiso es nicht verstand, seinen Sieg zu verfolgen.

Mit oft erprobter Zähigkeit und Unverzagtheit, die wir an ihm aufrichtig bewundern müssen, brachte L., von Erzherzog Leopold Wilhelm und dem Erzbischof mit Geld unterstützt, durch abermalige Werbungen, sowie durch das Heranziehen der Besatzungen aus den kleineren Städten in kürzester Zeit wieder ein schlagfertiges Heer, namentlich aber eine stattliche Cavallerie zusammen, mit der er bereits Mitte Juli's wieder im Feld erschien, wo er sich freilich einem an Zahl nun weit überlegenen Feind gegenüber nur mehr defensiv verhalten mußte. Er schlug bei Worringen ein verschanztes Lager, konnte aber nicht hindern, daß sozusagen vor seinen Augen die Stadt Düren verloren ging (September). Als jedoch hierauf der wieder befreite Landgraf Ernst in Verbindung mit Geiso nach Westfalen marschirte, des Willens, noch vor Abschluß des Friedens, der täglich gewärtigt wurde, die so oft vergeblich bekämpfte Hauptstadt des Stiftes Paderborn zur

Uebergabe zu zwingen, folgte ihnen L. auf dem Fuße und wußte, nachdem er einen Zuzug lothringen'scher Truppen erhalten, durch allerhand Scheinbewegungen, mit welchen er Cassel zu bedrohen schien, die Feinde von Paderborn so weit abzulenken, daß er nach einer plötzlichen Wendung zweitausend Mann frischer Truppen mit vielen Mundvorräthen in die hartbedrängte, nun mit erneutem Muth vertheidigte Stadt zu werfen und dadurch die Pforte des „Hellweges" glücklich zu retten vermochte (17. October). Acht Tage später machte der in nächster Nähe geschlossene heißersehnte Friede dem unseligen Kriege ein Ende. In Anerkennung der letzten gelungenen Waffenthat erwies Kaiser Ferdinand III. seinem vielgeprüften Feldherrn die Ehre, ihn mit Diplom vom 22. Januar 1649 in den österreichischen erblichen Grafenstand zu erheben — und zwar, wie die Acte selbst das Haupt des neuen Grafenhauses begrüßt, „in Erwägung des alten Adels Deines Geschlechtes, Wilhelm L., welches seit vielen vergangenen Jahrhunderten unter den ersten Familien des Bisthums Lüttich durch eine Anzahl Männer florirte, um die Fürsten, den Staat und das Vaterland wohlverdient, deren lobwürdiges Exempel Du nicht blos nachzuahmen sondern vielmehr zu überbieten wacker bestrebt gewesen, indem Du von frühester Jugend auf, getrieben von angeborener Tapferkeit und natürlicher Ehrbegierde, der Führung des Schlachtengottes Dich vertrautest und unter des unüberwindlichen kaiserlichen Adlers Auspicien glückhaft die ersten Kriegsdienste nahmst, in diesem Dienste jederzeit das Beispiel besonderer Kriegserfahrenheit und Tapferkeit liefernd, so daß Du bereits vor sechsundzwanzig und mehr Jahren die Bestallung eines Obersten erlangtest (ut iam ante 26 et amplius annos ad Colonelli munus . . . promoveri merueris), dann allmählich zu weiteren militärischen Aemtern und endlich zu der ansehnlichen Würde selbst eines kaiserlichen Feldmarschalls durch eigenes Verdienst allein emporzusteigen verdientest, im ganzen Verlaufe dieser Zeit aber in häufigen Scharmützeln mit dem Feinde, nicht minder jedoch in höchst blutigen Schlachten, wie es bei wandelbarem Glück Vernunft und der Dinge Beschaffenheit erheischten, mit also großer, rühmlicher Klugheit, Ehrenhaftigkeit und Ausdauer Dich hervorthatest, daß Du des Sieges Palme wieder und wieder tapfer erfochtest und weder das Unglück feindlicher Gefangenschaft noch die Vergießung Deines ehrlichen Blutes den Heldensinn und die Standhaftigkeit des Führers oder dessen Treue zu erschüttern vermochte, indem Du vielmehr zahlreiche Deiner Vertheidigung anvertraute Pässe und Plätze, der Kriegskunst und dem Ansturm der Feinde zum Trotz, uns zu erhalten wußtest, andere wieder, durch die Natur wie durch feindliche Besatzungen stark vertheidigt, den Händen der Gegner mannhaft zu entreißen verstandest." . . . In der That ist in diesen urkundlichen Worten alles zusammengefaßt, was sich vom Standpunkte eines Panegyrikers über die kriegerische Laufbahn Lamboy's im Allgemeinen berichten ließe.

Noch ein Jahrzehnt genoß L. der Segnungen des Friedens. Auf seine Güter in Böhmen, die er später (1654) um Bielohrad und Dimokur vermehrte, zurückgezogen, schien er jedoch — ein übereifriger Katholik — nur noch eine Lebensaufgabe zu kennen: mit allen Mitteln der Güte und der Gewalt seine protestantischen Unterthanen zur „alleinseligmachenden" katholischen Kirche zurückzuführen, was er denn auch mit Hülfe von Jesuiten und Dragonern glücklich sehr bald erreichte. Eine im J. 1651 in der Stadt Arnau gegründete ständige „Mission" des Jesuitenordens sollte allmählich zu einem „Collegium" erweitert werden, wozu jedoch der von L. gewidmete Stiftungsbetrag von 15 000 Gulden nicht genügte. Da nun der Stifter, ungeachtet seines fanatischen Katholicismus, zu einer Vermehrung des Kapitals durchaus nicht zu bewegen war, sondern im Gegentheil die unnachsichtige Bedingung stellte, daß eine solche Vermehrung, sei

es an Geld oder Grundstücken, niemals begehrt werden dürfe, zogen es seine Freunde, die Jesuiten, vor, die Stiftung später gänzlich aufzugeben und Arnau zu verlassen, wo sich an ihrer Stelle die genügsamen Franziscaner habilitirten. — L., vermählt mit Sibylla, geb. Freiin von Boyneburg-Hohenbruck (nicht Beck), starb auf dem Schlosse Dimokur am 12. Decbr. 1659 (nicht 1651) mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes Johann Lambert, der jedoch, vermählt mit Anna Franzisca, geb. Gräfin Martinitz, schon 1669 das Zeitliche segnete. Mit dessen posthumem Sohne Johann Maximilian erlosch am 16. April 1683 das Geschlecht der Grafen L.

Nach Urkunden der k. k. Archive, insbesondere des Kriegs- und des Adelsarchivs, in Wien; sowie nach urkundl. Daten der Grund- und Pfarrgedenkbücher zu Niederöls, Neuschloß und Arnau. — Man vgl. unter Anderen C. A. Schweigerd, Oesterreichs Helden und Heerführer, II, 52 ff.; Chr. v. Stramberg, Rheinischer Antiquarius, II. Abth., 9. Bd., 592—711.

Hallwich.

Lambrecht: der Pfaffe L., ein Geistlicher aus der Kölner Gegend, verfaßte während der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Baiern, wahrscheinlich auf Anregungen hin, welche von Heinrichs des Stolzen Hofe ausgingen, das älteste deutsche Alexanderlied. Als Quelle benutzte er ein französisches Gedicht des Alberich (Aubry) de Besançon, welches seinerseits in der Hauptsache auf der sogenannten Historia de preliis, einer im 10. Jahrhundert durch den neapolitanischen Archipresbyter Leo veranstalteten lateinischen Uebersetzung des griechischen Pseudokallisthenes, beruhte. Eine Vergleichung der erhaltenen ersten 105 Verse des französischen Werkes mit Lambrecht's Liede lehrt, daß der deutsche Dichter in allem Thatsächlichen seiner Vorlage getreu folgte; beiden gemeinsam ist auch die streng geistliche Tendenz. Formell aber steht L. durchaus unter dem Einfluß der Dichtung der Spielleute, in ihren Phrasen bewegt sich seine Diction, auf ihre Poesie spielt er an. Von besonderer Wichtigkeit ist der Alexander deshalb, weil er und das Rolandslied des Pfaffen Konrad (s. d.) die ältesten deutschen Gedichte sind, welche auf romanischen Vorbildern beruhen und Stoffe behandeln, die einen Ausblick in ferne Länder verstatten und in denen der Geist der Kreuzzüge weht. Sie haben dadurch auf die weitere Entwickelung der deutschen Litteratur wesentlich eingewirkt.

Wir besitzen von Lambrecht's Alexanderliede drei Handschriften, die Vorauer (herausg. von Diemer, Deutsche Gedichte, Wien 1849, S. 183 ff.), welche den ältesten Text, aber nur fragmentarisch, überliefert; die ehemals Straßburger (herausg. von Maßmann, Deutsche Gedichte des zwölften Jahrhunderts, Quedlinburg und Leipzig 1837, S. 64 ff., sowie von Weismann, Frankfurt a. M. 1850); die Basler (herausg. von R. M. Werner, Stuttgart 1881, 154. Publication des Lit. Vereins). Die beiden letztgenannten Handschriften bieten Ueberarbeitungen. Eine kritische Ausgabe fehlt bisher. Das französische Original ist am bequemsten zugänglich Germania I, 273 ff.

Ueber den Dialekt Lambrecht's handeln Pfeiffer, Germania 3, 494 ff., Roediger im Anzeiger für deutsches Alterthum 1, 78 ff.; über den Vorzug der Vorauer Handschrift vor der Straßburger Harczyk in der Zeitschrift für deutsche Philologie 4, 1 ff. und Kinzel ebenda 10, 14 ff.; über die Straßburger Handschrift Kinzel in den Beiträgen zur deutschen Philologie, Halle 1880, S. 25 ff.; über die Basler Werner in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, phil.-hist. Classe, Bd. 93, S. 7 ff., Kinzel, Zeitschrift für deutsche Philologie 10, 47 ff., 11, 385 ff., Zacher ebenda 10, 89 ff.; über die Quellenfragen Harczyk, Zeitschrift für deutsche Philologie 4, 146 ff., Miller ebenda 10, 1 ff. Steinmeyer.

Lambrecht: Jodocus L., sehr bedeutender niederländischer Buchdrucker im 16. Jahrhundert, zugleich Kupferstecher und Formschneider, Literator, Grammatiker und Dichter. Je nach der Sprache, in welcher er seine Preßerzeugnisse veröffentlichte, nennt er seinen Vornamen Jodocus, Judocus und Joos in niederdeutscher, Josse in französischer Sprache, seinen Familiennamen in der Regel L., aber auch Lambert und in lateinischer Sprache Lambertus, seinen Stand aber Prenter, Typographus, Typoglyphus, auch Lettersteker und Lettersnyder. Ueber sein Vorleben und seine Familienverhältnisse geben die Bibliographen keine Nachrichten und wir müssen uns mit einem Akte in den Archiven der Stadt Gent begnügen, wornach sein Großvater Olivier und sein Vater Adrian hieß so wie daß er erst in vorgerückten Jahren anfing, die Typographie zu betreiben, weil dieser Akt, 1514 auf 1515 geschrieben, unseren Künstler bereits als großjährig erklärt; die Veröffentlichung aber seines ersten Druckes erfolgte erst 1536, demnach mehr als zwanzig Jahre später. Kurz vor seiner Zeit hatte noch Peter Keysere zu Gent (Bd. XV, S. 699), sein Vorgänger, dicker, plumper und verschiedener Typen sich bedient. L. dagegen trat mit solchen auf, die er selbst gestochen und gegossen hatte und zwar von solcher Zierlichkeit und Sauberkeit, daß zu seiner Zeit kein anderer in dieser Kunst mit ihm wetteifern konnte; auch sein Druck bekundet ein Talent ersten Ranges, er ist rein, deutlich und den Augen angenehm. Die Vollendung aber, welche er seinen Typen und seinem Druck zu geben verstanden hatte, wendete er eben so seinen Kupferdrucken zu und in den Arbeiten seines Grabstichels zeichnete er sich nicht minder aus wie in der Typographie und in den Rechnungen seiner Vaterstadt vom Jahre 1541 und 1542 kommt er wiederholt vor als Summen erhalten zu haben „over 't versteken en onderhouden de zeghel tanghen“ und wird hier ausdrücklich auch als „zegelstekere“ aufgeführt. Alle Werke unseres Druckers sind selten und jedes hat seinen eigenthümlichen Werth, sei es wegen des gelungenen Druckes oder seines Textes oder seiner Kupferstiche. Die bekanntesten aber sind seine Münztafeln. Die große Zahl dieser letzteren über Verhältniß und Vergleichung der Münzen, welche in den Niederlanden zu Anfang des 16. Jahrhunderts erschienen, erklärt sich durch den ausgebreiteten Handel, den die vlämischen Städte mit den fremden Ländern unterhielten. Damals besaß man noch nicht die finanziellen Hilfsmittel unserer Tage: jeder Kaufmann trug die Münze seines Landes bei sich und es war für den Handelsmann ganz unerläßlich, jeder Zeit sein Vademecum bei sich zu haben, um den Gold- oder Silberwerth zu erkennen, den man ihm als Tausch für seine Waaren anbot. Solche Münztafeln erschienen denn (die ältesten 1499) häufig zu Antwerpen, Brüssel, Ypern und zu Brügge, aber erst die durch L. angefertigten, Musterwerk von Genauigkeit, Stich und Druck, gelangten zu allgemeinem Gebrauche (vgl. auch Le Dayn, Victor) und noch bis heute haben dieselben für die Numismatik ihren großen Werth behalten. Aber eben so eifrig beschäftigte sich L. auch mit wissenschaftlichen Studien. Er ist der Verfasser und Drucker einer Grammatik, der ersten ihrer Art in vlämischer Sprache, worin er bestimmte Regeln für die Orthographie der niederländischen Sprache aufstellte, um die litterarischen Zänkereien zu vermeiden, in denen sich die Schriftsteller seiner Zeit ergingen. Und in der That verdankt man es L., Generalregeln festgesetzt zu haben, welche dazu dienten, die Sprache zu vervollkommnen, denn die Mehrzahl seiner grammatikalischen Reformen wurde später adoptirt. Aber auch nebenbei hat der Druck dieser Grammatik Interesse, weil man bis jetzt nur ein einziges Exemplar derselben kennt, welches (Vanderhaeghen a. a. O. S. 85—86) auf einer Bücherauction im Haag um 73 Gulden versteigert ward. Das Werk führt den Titel: „Néderlad-Spellynghe | uutghesteld by vraghe ende andwoorde | duer Joas Lambrecht Lettersteker“, 1550. 8. Die Anwen-

dung dieses neuen grammatikalischen Systems unseres Druckers macht sich nicht nur in mehreren aus seinen Pressen hervorgegangenen Werken bemerkbar, wovon das interessanteste ein ascetisches Buch ist: „De testamenté der twalf Patriarchen | Jacobs Kinderen“, 1551, sondern auch in einigen Ordonnanzen des flandrischen Rathes, über deren Druck er ein Privileg besaß. Als Dichter endlich veröffentlichte er aus seiner Presse: „Les actes et dernier Svpplice, De Nicolas de Borgne dict Buz, Traistre: Redigés en rime, Par Josse Lambert, tailleur de lettres“, 1543, von welchem Buche bis jetzt gleichfalls nur ein einziges Exemplar auf uns gekommen ist. Auch noch in einer anderen Beziehung strebte L. eine Reform an. Sein Druck nämlich: „Refereynen int vroede, op de vrage, Wat dier ter waerelt meest fortse verwint . . .“, 1539. 8. ist das erste vlämische Buch, für welches nicht gothische, sondern römische Typen verwendet wurden, und erst später wurde es in den Niederlanden Gebrauch, sich der letzteren allgemein zu bedienen. Leider hat dieses für die Hände des Volkes bestimmte Buch dasselbe Schicksal erlitten, wie jederzeit die für die Schüler gedruckten Schriften: wir kennen nur noch drei Exemplare, die sich erhalten haben. Gegen das Jahr 1553 zog sich L., geschwächt ohne Zweifel durch Arbeiten und Jahre, von dem Geschäfte zurück und verkaufte sein Haus „in die onderstraet“ an Peter Van den Keere, den Vater des Druckers Heinrich v. d. K. (Bd. XV, S. 518). Seine Officin aber hatte sich „teghe ouer Tstad huus“ (e regione domus Civitatis) befunden. Wie lange er nach dieser Veräußerung noch gelebt habe, ist nicht nachzuweisen. Sein Signet mit der Devise: „Cessent solita, dum meliora“ und „Satis Quercus“ hat Vanderhaeghen a. a. O. S. 51 nachbilden lassen. Die Anzahl aller seiner bis jetzt aufgefundenen kleineren und größeren Drucke beläuft sich auf 108, und sein erster führt den Titel: „Epistola quaedam D. Erasmi R. nunquam ante hac edita“, 1536. 8. und sein letzter datirter: „Enchiridion scholasticum“, 1553. 4. Von anderen außer den bereits angezeigten verdienen großes Lob: „Catonis Disticha Moralia“, 1541. 8. mit einer griechischen, französischen und vlämischen Interpretation, die für eine jede dieser Sprachen in anderen Typen gedruckt ist und zwar das Latein in römischer, das Griechische in griechischer, das Französische in runder und das vlämische in gothischer Schrift, außerdem wurde für den Commentar des Crucius italische Schrift angewendet; ferner: „Evaluwacye metten figuren, van alle de gauden (Gulden) en zelueren penynghen . . .“, 1543. 8.; „En zuuerlic bouexkin van der Ketyuigheyt der menschelicker naturen . . .“, 1543. 8.; „Le triomphe de Jésus-Christ“, großer Holzschnitt aus dem Jahre 1543; „Dictionariolü Rervm Vulgarivm“, 1544. 4.

Voisin, Josse L. imprimeur, graveur, poète et grammairien. 2. édit. 1842. Bulletin du Biblioph. belge 1859, 171. Vanderhaeghen, Bibliographie Gantoise I, 51, 375—376. J. Franck.

La Mettrie: Julien Offray de La M., Schriftsteller und Gesellschafter Friedrichs des Großen, wurde als der Sohn wohlhabender Eltern am 25. December 1709 zu St. Malo geboren. Sein Vater bestimmte ihn für die Kirche; sein Lehrer am Collegium du Plessis zu Paris, der Abbé Cordier, erzog ihn in den Jansenistischen Anschauungen, welche damals viele Anhänger hatten; er verließ aber die eingeschlagene Laufbahn bald wieder und wandte sich der Heilkunde zu, studirte in Leyden unter dem berühmten Boerhave, übersetzte einige von dessen lateinisch geschriebenen Werken in das Französische und beschäftigte sich auch mit selbständiger medicinischer Schriftstellerei. In St. Malo, wo er sich als Arzt niedergelassen hatte, setzte er diese Thätigkeit fort, sie verwickelte ihn in mehrere litterarische Streitigkeiten. 1742 ging er nach Paris, wurde Militärarzt bei den Garden, begleitete den Oberst derselben, den Herzog von Grammont, in den

Krieg und wohnte den Schlachten bei Dettingen und bei Fontenoy, sowie der Belagerung von Freiburg bei. Bei Fontenoy verlor er seinen Gönner, welcher durch eine Kanonenkugel getödtet wurde; im Lager vor Freiburg erkrankte er selbst schwer. Die Wahrnehmung, welche er auf dem Krankenlager machte, daß mit dem Schwinden seiner körperlichen Kräfte auch seine geistigen Fähigkeiten abnahmen, veranlaßte ihn nach seiner Genesung eine „Histoire naturelle de l'âme“ (A la Haye 1745, neue Auflage 1748) zu schreiben, in welcher er, auf die Anatomie gestützt, die Thätigkeit der Seele in realistischer Weise zu erklären versuchte. Der gotteslästerliche Inhalt der Schrift und ihre materialistische Richtung riefen lebhaften Widerspruch hervor; vergebens versuchte er seine Verantwortlichkeit für sein Werk dadurch zu vermindern, daß er das Buch für eine Uebersetzung aus dem Englischen ausgab; es wurde von Henkershand verbrannt und der Verfasser verlor seine Stelle. Das gleiche Schicksal des Verbranntwerdens widerfuhr einer von ihm gegen seinen eigenen Stand gerichteten Schmähschrift „La politique du médecin de Macchiavel ou le chemin de la fortune ouvert aux médecins“, Amsterdam 1746. Die Anfeindungen, welche er sich zugezogen hatte und der Verlust einer Anstellung, die er bei den Militärhospitälern gefunden hatte, verleideten ihm den Aufenthalt in Frankreich; er ging nach Leyden und setzte hier seine litterarische Thätigkeit in der begonnenen Weise fort, indem er 1747 „La faculté vengée“ (1762 zu Paris unter dem Titel „Les charlatans démasqués“ wiederaufgelegt) und 1748 „L'homme machine“ erscheinen ließ. Der Inhalt dieser Schriften brachte auch hier fast alle Welt gegen ihn auf; vor seinen Verfolgern rettete ihn Friedrich der Große, welcher ihm durch Maupertuis ein Asyl und eine Pension anbot. Er kam nun nach Berlin, wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften und, mit dem Titel eines Vorlesers, der gern gesehene Gesellschafter des Königs, welchem namentlich seine unverwüstliche Fröhlichkeit gefiel. Seiner fruchtbaren Feder entfloß in dieser Zeit eine reiche Zahl von Schriften, welche sämmtlich den Geist frechster Gottlosigkeit athmen, wozu sich in einigen eine cynische Sittenlosigkeit gesellt, durch die sogar Voltaire sich angewidert fand. Es erschienen „L'Homme plante“, „Les animaux plus que machines“, „Reflexions philosophiques sur l'Origine des animaux“, „Venus métaphysique ou essai sur l'Origine de l'âme humaine“, „Art de jouir ou l'école de la volupté“, „Anti-Sénèque ou discours sur le bonheur“; außerdem eine Abhandlung über die Dyssenterie und eine andere über das Asthma. Noch ist eine Schmähschrift gegen Aerzte und Naturforscher zu erwähnen, welche vielleicht am meisten Geist und Witz von allen seinen Arbeiten hat: „Ouvrage de Pénelope ou le Macchiavel en médecine“, sie wurde zuerst 1748 in Berlin gedruckt. Auf die Dauer aber gefiel es ihm in Deutschland nicht und er hatte bereits Voltaire gebeten, ihm die Rückkehr nach Frankreich zu vermitteln, was dieser u. A. in einem an Madame Denis am 2. September 1751 geschriebenen Briefe versuchte, als er am 11. November 1751 zu Berlin im Hause des französischen Gesandten Lord Tyrconnel, dem er das Leben gerettet hatte, starb. Seine Gefräßigkeit und die Kur, welche er sich selbst verordnete, waren die Ursache seines Todes. Er hatte eine ganze getrüffelte Fasanenpastete allein aufgegessen und die Unverdaulichkeit, welche er sich dadurch zugezogen hatte, im Widerspruch mit den deutschen Aerzten durch acht Aderlässe und durch Bäder heben wollen. Der König verfaßte selbst sein Éloge (abgedruckt in Oeuvres de Fréderic le Grand, T. VII, Berlin 1847); in einem Briefe an die Markgräfin von Baireuth, vom Todestage datirt (Oeuvres, T. XXVII, I) schreibt er: „Nous avons perdu le pauvre L. M. — Il est regretté de tous ceux qui l'ont connu. Il est gai, bon diable, bon médecin et très-mauvais auteur, mais, en ne lisant pas ses oeuvres, il y avait moyen d'en être très-content“, eine Charakteristik,

in welcher mindestens das „bon“ vor „diable“ zu streichen sein dürfte. Die „Biographie universelle“ (Michaud), nouvelle édition, Paris et Leipsic, druckt in ihrem 27. Bande eine Reihe von Aeußerungen französischer Schriftsteller über L. M. ab und gibt ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften und der davon veranstalteten Ausgaben. Poten.

Lamey: Andreas L., Geschichtsforscher. Geboren 1726 in Münster im Elsaß als der Sohn eines Küsers, † am 17. März 1802 zu Mannheim. Durch den Ortspfarrer Brauer in das geschichtliche und antiquarische Studium eingeführt, machte er durch diesen die Bekanntschaft Schöpflin's, der ihn bald zu sich nach Straßburg entführte, in sein Haus aufnahm und zu seinem Amanuensis erhob. L. hat an den gelehrten Vorbereitungen der Alsatia illustrata erheblichen Antheil und bekanntlich die Ausgabe des 3. Bandes besorgt. Auf Schöpflin's Anregung berief Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz L. nach Mannheim, stiftete auf dessen Veranlassung die Akademie und erhob ihn zum ständigen Secretär derselben wie zum Oberbibliothekar. Der Kurfürst hatte ein Werk über die Pfalz, wie das Schöpflin's über das Elsaß war, gewünscht, ließ sich aber bedeuten, daß zu diesem Zwecke das Material erst aufgesucht und offen gelegt werden müsse. Das wurde nun aber in erster Linie mit die Aufgabe der Mannheimer Akademie der Wissenschaften und ihres arbeitsamen Secretärs. Die gelehrten Publicationen, die auf diesem Wege entstanden, sind bekannt und in ihnen liegt das bleibende Verdienst Lamey's. Die Veröffentlichung des Codex Laureshamensis wie die Bearbeitung der pfälzischen Gaugeographie stehen hiebei oben an. Zur vollständigen Würdigung der Arbeitskraft und des Sammeleifers Lamey's dient ein Blick auf seinen litterarischen Nachlaß, der in Karlsruhe liegt.

Vgl. Alsatisches Taschenbuch für das Jahr 1857, S. 82 ff. — Acta Palatina, Bd. I—VII. v. Wegele.

Lamey: August L., elsässischer Dichter. Ein Neffe des Publicisten Andreas Lamey war L. 1772 zu Kehl geboren, kam aber schon sechsjährig nach Straßburg. Die Revolution ergriff den Jüngling mächtig: seine „Gedichte eines Franken am Rheinstrom“ erschienen 1790. 1793 und 1794 dichtete er Dekadenlieder, welche, auf die Melodien von Kirchenliedern gesetzt, in den damaligen Tempeln der Vernunft gesungen wurden. Sie preisen Gott, Unsterblichkeit, Tugend, und zeigen im Ausdruck besonders Schiller's Einfluß. 1794 ging L. nach Paris, in die Normalschule, und ward dann in der officiellen Druckerei als Uebersetzer angestellt. In diese Zeit fallen außer französischen Tragödien auch deutsche dramatische Fragmente: „Alexander am Festmahl“, „Marius auf Karthago“, „Kato von Utika“, schwungvolle Dichtungen, auch nicht ohne dramatisches Geschick. 1812 an der Douane in Lüneburg angestellt, kam L. 1816 als Richter wieder ins Elsaß. 1844 zog er sich ins Privatleben zurück, verlebte aber noch eine Reihe von Jahren im Genuß eines ansehnlichen Vermögens und in lebhaftem geistigem Verkehr, der ihn auch nach Deutschland, insbesondere zu Justinus Kerner führte. Er starb 1861. Seine Jugenddichtungen hatte er als „Blätter aus dem Hain“ 1836 wieder erscheinen lassen. Balladen im Stil der schwäbischen Dichterschule sammelte er in der „Chronik der Elsässer“, 1845. Seine ausgewählten „Gedichte“ erschienen 1852 und noch öfter, zuletzt 1860; hier mit einem Bildniß von Th. Schuler. Lamey's Dichtung ist mehr reflectirend als naiv, für die Ideale der Revolutionszeit glühend, ohne doch deren Ausschreitungen zu billigen; die Sprache nicht immer gewandt, aber doch oft den kühnen Gedanken glücklich angepaßt.

Biographie in der Alsatia von Stöber, 1858—1861, S. 384—390.

Martin.

Lamezan: Joseph v. L., deutscher Jesuit und vorzüglicher Kanzelredner, geb. am 4. August 1816 zu Linkenstein in Baden, † am 7. Juli 1873 in Koblenz. Sprößling des in Baden, Baiern, Oesterreich und Frankreich begüterten freiherrlichen Zweiges der Lamezan-Salins, wurde er bei den Jesuiten zu Freiburg in der Schweiz erzogen, trat am 5. December 1833, erst 17 Jahre alt, zu Brig selbst in den Orden ein, wurde nach vollendeten Studien am 31. December 1846 in Lausanne zum Priester geweiht und war eben als Professor der Rhetorik eingetreten, als 1847 die Jesuiten aus der Schweiz vertrieben wurden. Nach kurzem Aufenthalt als Flüchtling in Savoyen, als Informator in Basel, als Professor der Rhetorik in Issenheim und als Schlußprobandus zu Tronchiennes in Belgien, wirkte L. von März 1851 bis Herbst 1855 als zweiter Domprediger zu Münster in Westfalen, darauf vier Jahre lang als Superior der Jesuitenresidenz und Prediger in der Minoritenkirche zu Köln, von Neujahr 1860 ab wieder als Domprediger und Superior in Münster, seit dem Sommer 1863 als Prediger in Feldkirch, seit October 1865 in Mainz, seit 1868 in Aachen und seit 1869 bis August 1872 in Koblenz. Auch nach der reichsgesetzlichen Ausweisung der Jesuiten blieb er, schon auf den Tod erkrankt, in einem Privathause zu Koblenz, wo er im nächsten Sommer starb. Unter den namhaftesten neueren deutschen Kanzelrednern aus der Gesellschaft Jesu war L. wol der feinste und gewinnendste. Von seinen Predigten sind nur wenige gedruckt; insbesondere sechs über „Die Hauptmomente des Lebens“ (1870), acht Fastenpredigten „Wollet nicht lieben die Welt“ (1872, 2. Aufl. 1882) und 18 Reden über „Die Vollkommenheiten Gottes“ (1882). Den letztgenannten geht eine Lebensskizze Lamezan's durch P. Drecker voraus. Hülskamp.

Laemmel: Christoph Friedrich L., aus Frankenhausen im Meißnischen, studirte Theologie, wurde Magister und machte dann eine Reise durch Schweden und Dänemark. In Kopenhagen gab er im J. 1706 ein Leben Bugenhagen's heraus. Von 1709—1719 hat er in Hamburg gelebt. Genaueres über ihn ist nicht bekannt. — Rotermund zum Jöcher III, Sp. 1041 nennt ihn Christian Friedrich L. und gibt irrig an, daß er ein Däne gewesen sei. — Die von ihm herausgegebenen Schriften führt am vollständigsten das Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, 4. Bd., S. 272 f. an. l. u.

Lamminger: Johann Thomas L., Hofbuchdrucker zu Hannover. Als der Sohn eines Soldaten den 1. Juni 1757 zu Erlangen geboren, hatte er in einem der deutschen Regimenter den nordamerikanischen Freiheitskrieg durchgemacht und nach seiner Rückkehr aus Amerika in der Hofbuchdruckerei des Georg Heinrich Reuther zu Hannover Arbeit gefunden. Hier machte er sich so beliebt und nützlich, daß ihn die Wittwe zuerst der Leitung des Geschäftes, dann auch, seit 1785, ihrer Hand für würdig hielt. L. erweiterte nun das Geschäft auf mancherlei Art. Er richtete u. a. eine Notendruckerei ein und begann 1798 die Herausgabe eines Adreßbuches der Stadt Hannover, welches seit dieser Zeit mit wenigen Unterbrechungen jährlich aus seinen Pressen hervorging und auch von seinen Nachfolgern fortgesetzt wurde. Nachdem den 26. März 1799 der Hofbuchdrucker Hieronymus Michael Pockwitz mit Tod abgegangen war, wurde im folgenden Jahre L. an dessen Stelle ernannt, in welcher Eigenschaft er als Probedruck „Wedekind's Nekrologium des Klosters St. Michael zu Lüneburg“ erscheinen ließ. Von seiner großen Thätigkeit und Umsicht zeugt, daß er stets mit drei Pressen arbeitete und häufig, wie es in einem Gesuche um Vergütung wegen überhäufter Arbeit heißt, Tag und Nacht, Sonntag und Festtag. L. starb den 6. Januar 1805 und hinterließ als Wittwe seine zweite Frau Sophie Lucie Bock, welche das Geschäft als „Wittwe L.“ fortführte, auch das Gehalt eines Hofbuchdruckers bis 1809 fortbezog. Seit diesem Jahre wurden die Arbeiten berechnet und das

Gehalt erlosch, die Geschäfte aber versahen als Factoren Karl Heinrich Theuerdank 1805—1808 und Christian Rosenbusch 1808—1813. In letzterem Jahre wurde der letztere Compagnon der Wittwe L. mit der Firma „Wittwe L. und Rosenbusch" und blieb in diesem Verhältnisse bis zum Tode derselben, den 1. September 1836, verwaltete aber die Druckerei noch für die Erben bis zum 25. September 1838. Mit diesem Tage trat Justus Christian Friedrich Klindworth, ein Großsohn der Wittwe L., das Geschäft an, das nun wieder die alte Bezeichnung „Lamminger'sche Buchdruckerei" einnahm. Im J. 1840 arbeitete die Officin mit drei neuen Pressen.

Grotefend, Geschichte d. Buchdruck. in Hannover und Braunschweig, Bl. A 2ᵇ—3ᵃ. J. Franck.

Lamont: Johann v. L., Astronom und Physiker, geb. den 13. December 1805 zu Braemar in Schottland (unweit des königlichen Schlosses Balmoral), † den 6. August 1879 zu Bogenhausen bei München. Sohn eines Steuerbeamten, ward L. in einer Privatlehranstalt gebildet, allein da der Vater — einem alten, aber verarmten Geschlechte angehörig — schon 1816 verstarb, so schien die Zukunft des jungen Mannes in Frage gestellt. Zufällig aber traf es sich, daß Pater Gallus Robertson, einer der Emissäre, welche das Schottenkloster zu Regensburg von Zeit zu Zeit behufs Gewinnung von Novizen in das Mutterland zu entsenden pflegte, mit L. bekannt wurde und ihn mit sich nach Deutschland nahm. Unter der Leitung des Priors P. Benedict Deasson bildete er sich rasch zu einem tüchtigen Mathematiker aus und machte sich zugleich aufs Genaueste mit mechanischen Arbeiten bekannt. Euler's theoria motus corporum solidorum hat er bereits während dieser Jugendperiode studirt und verarbeitet. Im J. 1827 ward er als Gehülfe an die unweit Münchens in Bogenhausen gegründete Sternwarte berufen, deren Vorstand, Steuerrath Soldner, die neue Katastrirung des Königreichs Baiern zu leiten hatte. 1828 ward er Assistent, 1835 — nach Soldner's Tode — Director des Instituts, und zwar hatte er diese Ernennung wesentlich dem weiten Blicke des Akademiepräsidenten v. Schelling zu danken, welcher den befähigtsten Candidaten unter einer Menge von Bewerbern herauszufinden verstand. So wohnte er denn im Ganzen 52 Jahre in dem stillen Dörfchen, das er für längere Zeit nur verließ, um auf einer Reihe wissenschaftlicher Reisen für eine magnetische Geographie Mitteleuropa's, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, die Grundlagen zu gewinnen. Für die Sternwarte war allerdings schon 1834 der zweite aller existirenden Riesenrefractoren bestellt worden und am 8. November 1836 konnte er auch zur Aufstellung gelangen, allein im Uebrigen blieben die Mittel der Sternwarte beschränkt und nur die persönliche Anspruchslosigkeit des Directors, dem auch sein treuer Adjunct Feldkirchner mehrere Hülfsarbeiter ersetzte, vermochte mit der sparsamen Besoldung (zuletzt erst 4000 fl.) und dem nicht minder sparsamen Etat der Anstalt (erst seit 1875 2500 fl.) auszureichen. Die technische Geschicklichkeit Lamont's, der ein Zimmer seiner Behausung zur ständigen Werkstätte umgewandelt hatte, machte freilich die Beihülfe eines Mechanikers überflüssig. Einsam, aber glücklich, lediglich von einer alten Haushälterin bedient, von den Bewohnern Bogenhausens verehrt, lebte L. ausschließlich der Wissenschaft; nach München verfügte er sich nur, um seine Vorlesungen zu halten, um als Professor der Astronomie den Senatsverhandlungen anzuwohnen oder auch um einen geselligen Abend im katholischen Casino zu verleben. Sowol religiös als politisch huldigte er streng-conservativen Anschauungen. Seine eiserne Gesundheit ließ erst in den letzten Lebensjahren nach, und zwar war es merkwürdigerweise eine Verletzung des Rückenmarkes, die er sich als Knabe durch einen Sturz vom Pferde zugezogen, der er nach 60 Jahren unterliegen sollte. Alle Versuche, ihn besserer Pflege halber nach der Stadt zu

bringen, schlugen fehl; er wollte in seinem Bogenhausen sterben, dessen Ehrenbürger er seit einigen Jahren war. An äußeren Ehren war Lamont's späteres Leben reich: er war Inhaber vieler Orden und Mitglied der hervorragendsten gelehrten Gesellschaften geworden. Auch ein namhaftes Vermögen hatte sich der für die gewöhnlichen Freuden des Lebens gleichgültige Mann erspart; er verwendete es zu einer Stiftung für Mathematik-Studirende, deren Kapitalwerth zur Zeit 72 000 Reichsmark beträgt. In Lamont's wissenschaftlicher Wirksamkeit haben wir die astronomische, geodätische und physikalische Seite zu unterscheiden. Sein treffliches Utzschneider'sches Fernrohr verwandte er besonders zur Untersuchung der Nebelflecken und Sternhaufen. Einen dieser letzteren, der dem Sobiesky'schen Schilde angehört, vermaß er genau bis ins Einzelnste, und da diese Vermessungsarbeit von Helmert (damals in Hamburg) nach 30 Jahren wiederholt wurde, so hat die Nachwelt eine treffliche Grundlage für weitere Forschungen auf diesem Gebiete erhalten. Da der Refractor ferner die so äußerst lichtschwachen Uranusmonde zu sehen gestattete, so benutzte er diesen günstigen Umstand zu einer Neubestimmung der Uranusmasse, durch welche Bouvard's Ergebniß erheblich herabgesetzt ward. Diese letztere Arbeit erschien im 11. Bande der „Memoirs of the Royal Astronomical Society"; die anderen Studien wurden in den verschiedenen Veröffentlichungen der Sternwarte bekannt gegeben, von welchen 10 Bände unter dem Titel „Observationes Astronomicae in Specula Regia Monacensi", 34 weitere als „Annalen der königlichen Sternwarte bei München" vorliegen. Im J. 1840 begann L. die kleinen Sterne 7. bis 10. Größe am Meridiankreise zu beobachten; er brachte es schließlich auf 80 000 beobachtete Sterne, und zwar war darunter zweimal der in dieser seiner Eigenschaft noch nicht erkannte Planet Neptun. Die chronographische Registrirung der Durchgangsmomente ward in Bogenhausen früher eingeführt als auf irgend einer anderen Sternwarte. — Als Geodät hat L. das Verdienst, den Anschluß der baierischen an die österreichische Landesvermessung durchgeführt zu haben. Bei der Bestimmung der Längendifferenzen zwischen den Sternwarten von Wien, München, Genf und Straßburg war er hervorragend betheiligt, unterstützt von seinem Freunde und Schüler, dem Obersten v. Orff. Die „Astronomische Bestimmung der Lage des baierischen Dreiecksnetzes auf dem Erdsphäroid" zeigt am besten, wie viel L. für die Geographie seines Adoptivvaterlandes geleistet hat. — Ist nun auch das Erwähnte allein schon genügend, einen Mann berühmt zu machen, so tritt es doch geradezu zurück gegen sein unsterbliches Schaffen auf dem Felde der tellurischen Physik. Er rief einen meteorologischen Verein ins Leben, der über ganz Deutschland sich erstreckte und auch in allen angrenzenden Ländern Freunde und Mitglieder zählte. Aus Mangel an Mitteln konnten zwar nur drei Jahrgänge von der Vereinszeitschrift „Annalen für Meteorologie und Erdmagnetismus" (1842—1844) erscheinen, allein diese bilden auch eine unerschöpfliche Fundgrube für den Fachmann. Die baierischen Gerichtsärzte versah er mit selbstverfertigten Instrumenten, um vergleichbare Ergebnisse zu erzielen. In Bogenhausen wurden zahlreiche Selbstregistratoren originaler Construction aufgestellt, und L. zog aus deren Angaben Resultate, durch deren Vergleichung mit jenen des Observatoriums auf dem Peissenberge die Witterungskunde Baierns fest begründet werden konnte. Eingehend studirte er Bodentemperatur und Luftelektricität; er gelangte (85. Band von Poggendorff's Annalen) dahin, eine ständige negative Ladung des Erdkörpers äußerst wahrscheinlich zu machen. Für seine magnetischen Messungen erfand er den bekannten compendiösen „Reisetheodolithen", mit dessen Hülfe er für eine große Anzahl deutscher, spanischer, französischer, portugiesischer, belgischer, holländischer und dänischer Orte die erdmagnetischen Constanten bestimmte. Drei größere Werke bezeugen Lamont's

unermüdliche Thätigkeit für diesen Gegenstand: das „Handbuch des Erdmagnetismus“ (Berlin 1849), das „Handbuch des Magnetismus“ (Leipzig 1860) und die treffliche populäre Schrift „Astronomie und Erdmagnetismus“ (Stuttgart 1848). Der Telegraphentechnik endlich leistete er einen nicht genug zu würdigenden Dienst durch seine Monographie „Der Erdstrom und der Zusammenhang desselben mit dem Erdmagnetismus“ (Leipzig 1862).

v. Schafhäutl, Johann v. Lamont in Jörg's Hist.-pol. Blättern, Jahrg. 1880, S. 54 ff. — v. Orff, Johann v. Lamont in Carl's Repert. f. Experimentalphys., phys. Technik, math. u. astron. Instrumentenkunde, Jahrg. 1880, S. 685 ff. Günther.

Lamormaini: Wilhelm Germain L., geb. am 29. December 1570 zu La Moire Mennie, einem luxemburgischen Ardennendorfe, † am 22. Februar 1648 zu Wien. Von seinem Geburtsorte erhielt sein Vater Eberhard Germain den Beinamen, welcher gewöhnlich in Lamormain oder gar Lämmermann verdreht wird. Nachdem L. den ersten Unterricht durch den Pfarrer zu Dochau, wohin sein Vater übersiedelte, erhalten und dann das Jesuitengymnasium zu Trier besucht hatte, nahm ihn der spanische Gesandte, Don Guillen de San Clemente, auf Verwendung seines Koches, welcher der Oheim Lamormaini's war, mit sich nach Prag und gab ihm Unterhalt. Nach dreijährigem Studium promovirte er dort bei den Jesuiten als Doctor der Philosophie und trat am 5. Februar 1590 zu Brünn in das Noviziat der Gesellschaft ein. Nach dessen Beendigung studirte er nahezu vier Jahre in Wien Theologie und wurde am 31. März 1596 in Preßburg zum Priester geweiht. Dann wirkte er zwei Jahre als Lehrer der Syntax zu Sillein in Ungarn und ebenso lange als Lehrer der Humaniora und Rhetorik zu Prag. 1600 wurde er Professor der Philosophie an der neu errichteten Universität zu Graz, legte 1603 die drei feierlichen Gelübde und 1606 das vierte ab und wurde in letzterem Jahre Professor der Theologie. 1614—21 war er Rector des Grazer Collegs, dann wurde er nach Rom berufen, wo er bis in den Herbst 1623 verweilte. Nach seiner Rückkehr wurde er Ende 1623 Rector des Collegs zu Wien und nachdem der Beichtvater Ferdinands II., Becanus, am 24. Januar 1624 gestorben war, erbat sich der Kaiser ihn, der schon in Graz zum Hofe in nahen Beziehungen gestanden hatte, zu dessen Nachfolger. Beide Stellungen bewahrte er bis nach Ferdinands Tode. Entsprechend der Politik Papst Urbans VIII. war er ein Gegner Wallensteins und der Spanier. Letztere bemühten sich seine Entlassung zu bewirken, doch glückte es ihnen nicht. Neben Eggenberg besaß er den größten Einfluß auf Ferdinand. In der öffentlichen Meinung galt er so entschieden als „der Herr des kaiserlichen Willens“ und als der eigentliche Leiter der kaiserlichen Politik, daß der Ordensgeneral selbst ihn deshalb kurz vor dem Tode des Kaisers zur Rede stellte, da sich ja die jesuitischen Beichtväter nicht geradezu in weltliche Angelegenheiten mischen dürften. Ueber das thatsächliche Verhältniß ist in dem Ferdinand II. behandelnden Aufsatze dieses Werkes berichtet worden. Auf kirchlichem Gebiete benutzte L. seine Macht, um die Restauration und die Ausbreitung und Bereicherung seines Ordens zu fördern. Seiner Einwirkung wird auch die Uebergabe der theologischen und philosophischen Facultäten der Universitäten zu Wien und zu Prag an die Jesuiten zugeschrieben. Nach Ferdinands Tode wurde er Rector des akademischen Collegiums zu Wien und später Provinzial der österreichischen Ordensprovinz, indeß zog ihn auch Ferdinand III. noch häufig zu Rathe. Urban VIII. soll ihm die Cardinalswürde angetragen, er jedoch dieselbe beharrlich abgelehnt haben. In seinen letzten Lebensjahren vereinigte er die vier Bursen armer Studenten an der Wiener Universität zu einem von den Jesuiten geleiteten Seminar. Eine Reihe vornehmer Männer wurde durch

ihn dem Katholicismus zugeführt. Unter Ferdinand II. bewirkte er, daß eine bestimmte Anzahl von Wiener Juden jeden Samstag zur Anhörung einer Bekehrungspredigt zusammengetrieben wurden, doch hörte diese Einrichtung wegen ihrer Erfolglosigkeit nach einigen Jahren wieder auf. Der Nuntius Caraffa rühmt ihn als sehr glaubenseifrig und gelehrt; andere preisen seine Klugheit und seinen Scharfblick. Er sprach französisch, deutsch, italienisch, czechisch und lateinisch und hatte sich auch im Griechischen und Hebräischen tüchtige Kenntnisse erworben. Schweigsam und langsam redend, besaß er doch ein gewandtes und verbindliches Wesen. In seiner Jugend schwächlich, wurde er später mehr als mittelgroß, breitschultrig und stämmig; mit dem rechten Fuße hinkte er in Folge einer Verwundung, die er als Knabe empfangen hatte. Sein rundes, lebhaft gefärbtes Gesicht zeichneten eine hohe und breite Stirn, eine lange, an der Spitze gekrümmte und rothe Nase, ein sehr spärlicher, krauser Bart und dünne, etwas borstige Haare aus. — Nach dem Tode Ferdinands II. hatte er beabsichtigt dessen Leben unter dem Titel „Ideal eines christlichen Fürsten" zu beschreiben, doch erschien 1638 nur der letzte Theil des Werkes „Ferdinandi II R. J. virtutes", welcher in verschiedene Sprachen übersetzt wurde, eine lobhudelnde Schilderung der Frömmigkeit Ferdinands vom jesuitischen Standpunkte aus. Außerdem ist von ihm eine Leichenrede und die lateinische Uebersetzung einer ascetischen Schrift gedruckt worden.

Speculum christiani hominis et Jesuitae sive vita et virtutes P. Gulielmi Germani Lamormaini ..... Ex asceticis eius libellis et oculatis testibus fideliter et sincere a domo probationis S. J collecta Viennae ad S. Annam A. D. 1649 (für die Litterae annuae der Jesuiten bestimmt), im Auszuge bei Dudik, Correspondenz Kaiser Ferdinands II. und seiner erlauchten Familie mit P. Martin Becanus und P. Wilhelm Lamormaini, im Archiv für österreich. Geschichte 54, 228 ff. Vgl. die Quellen zur Geschichte Ferdinands II. und über seine Schriften: Backer, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus II, 601 ss. Alegambe, Scriptores Soc. J. I, 315 und Paquot, Mémoires pour servir à l'histoire des Pays-Bas I, 649.

Stieve.

La Motte: August de La M., kurhannoverscher Generallieutenant, am 17. November 1713 geboren, nahm als Stabsofficier der Infanterie am Siebenjährigen Kriege Theil, wo er für sein umsichtiges Benehmen beim Angriff auf Dillenburg am 7. Januar 1760 100 Louisdors als Belohnung erhielt und bei der Belagerung von Kassel im Herbst des Jahres 1762 mit Auszeichnung genannt wird, und wurde 1775 als Oberst mit dem Commando einer drei Bataillone Infanterie starken Brigade betraut, welche König Georg III. in englischen Sold nahm und zur Besatzung von Gibraltar stoßen ließ, um die dortige, durch den Abgang von Truppen nach Nordamerika geschwächte Garnison zu verstärken. Seit 1776 Generalmajor, nahm er mit seiner Brigade an der denkwürdigen, über drei und ein halbes Jahr währenden Vertheidigung der Festung als dritter im Commando unter General Sir George Elliot Theil (1779—83); seinen und seiner Truppen Leistungen hat Elliot in seiner dienstlichen Correspondenz ein glänzendes Beispiel gesetzt, König Georg III. erkannte sie durch eine Reihe hervorragender Belohnungen an. Im October 1784 in das Vaterland zurückgekehrt, starb er in seiner Garnison Verden am 29. August 1788 an Entkräftung.

L. v. Sichart, Geschichte der königlich-hannoverschen Armee, III, Hannover 1870, für welches Buch La Motte's ungedrucktes Tagebuch vom 21. Juni 1779 bis 23. Juni 1783 benutzt ist.

Poten.

Lampadius, nach W. Junghans „Autor" L. (fast scheint es, als wenn sich Professor Junghans durch den Wortlaut des weiter hin angezeigten Titels hat verleiten lassen, das Wort „auctor" als den Vornamen des Verfassers aufzufassen, denn es heißt dort in allen drei Ausgaben „Ab Auctore Lampadio elaborata"), um 1532—1537 Cantor in Lüneburg, der in letztgenanntem Jahre ein „Compendium musices, tam figurati quam plani cantus" in drei Abtheilungen: 1. de cantu plano, 2. Musicae figuralis compendium, 3. de compositione cantus compendium herausgab. Professor W. Junghans theilt in dem Osterprogramm des Johanneums zu Lüneburg im J. 1870 interessante Nachrichten über ihn mit, die er dem biographischen Artikel „Johann Sebastian Bach als Schüler der Partikularschule zu St. Michaelis zu Lüneburg" in einer Anmerkung S. 21 beigegeben hat. Er schreibt dort: Die Dedication obigen theoretischen Werkes ist 1537 in Lüneburg geschrieben. Aus anderen aufgefundenen Schreiben Lampadius' erfahren wir, z. B. 1537 nach Catharinen, wo er von Wernigerode aus sich an den Rath wendet, daß er der Pestilenz wegen, in welcher er seine ganze Familie verloren und an welcher er selbst darnieder gelegen, um die Schüler (in Lüneburg) nicht anzustecken, lieber selber gewichen sei. In einem anderen Schreiben, aus Halberstadt datirt, in welchem er sich Prediger und Licentiat unterschreibt, erwähnt er, daß er bei seiner Anstellung in Lüneburg Reisekosten von Goslar bis Lüneburg vom Rathe erhalten habe, so daß man daraus ersieht, daß er vor der Anstellung in Lüneburg, die 1532 erfolgte, in Goslar thätig war, dann von Lüneburg nach Braunschweig der Pest wegen floh, von da sich nach Wernigerode wandte und endlich in Halberstadt festen Wohnsitz faßte, wo er im J. 1559 nach Büttner's handschriftlichen Aufzeichnungen starb. Ein Exemplar obigen theoretischen Werkes besitzt die Staatsbibliothek in München und die königliche Bibliothek in Brüssel, fonds Fétis unter Nr. 5311—5313 Ausgaben von 1537, 1539 und 1546. Rob. Eitner.

Lampadius (Lampe): Jacob L., der bedeutendste Staatsmann von Braunschweig-Lüneburg, war ein calenbergischer Bauernsohn, zu Heinsen im Amte Lauenstein am 21. November 1593 geboren. „Weil an ihm ein sonderlich ingenium zu verspüren gewesen", wurde er zum Gelehrtenstande bestimmt und empfing seine Schulbildung zu Hildesheim und Hameln und auf dem Gymnasium zu Herford, überall durch schnelle Auffassung, sicheres Gedächtniß und außerordentlichen Eifer sich auszeichnend. Auf der Universität Helmstädt, die er 1611 bezog, widmete er sich der Rechtswissenschaft sowie philosophischen und geschichtlichen Studien und bewährte nicht nur alle Erwartungen, sondern zog so sehr die Aufmerksamkeit auf sich, daß Friedrich Ulrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel und Calenberg, den 22jährigen zum Hofmeister seines Brudersohnes, des Prinzen Rudolf, der zum Bischof von Halberstadt postulirt war, ernannte. L. begleitete denselben auf die Universität Tübingen (1616), aber schon nach dem ersten Semester raffte der Tod den jungen Fürsten auf dem Krankenbette dahin. Daher verließ L. Tübingen und wandte sich nach kurzem Aufenthalt in Marburg und Gießen zur Vollendung seiner Studien nach Heidelberg. Nachdem er dort auf Grund einer Disputation „de iurisdictione imperii Romano-Germanici" zum Dr. iur. promovirt war (1619), machte er sich in Speier, wo er ein Jahr lang verweilte, mit der Praxis des Reichskammergerichts vertraut, die Nebenstunden zur Umarbeitung seiner Dissertation verwendend. Die Schrift, in der er seine Erfahrungen „De constitutione, facie et cura camerae Imperialis Spirensis" niederlegte, ist Manuscript geblieben. Die Dissertation dagegen gab er mit einer Widmung an seinen fürstlichen Gönner, den Herzog Friedrich Ulrich, in Druck. Der ursprüngliche Titel derselben (De iurisdictione) ist von Conring, der zwei Auflagen dieses Buches besorgte (Leyden 1642 in 12° und Helmstädt

1671 in 4⁰), denen Kulpis die vierte folgen ließ (Straßburg 1686 in 8⁰), durch die zutreffendere Aufschrift „De republica Romano-Germanica" ersetzt. Denn Gegenstand des Buches ist nicht die Jurisdiction im engeren und eigentlichen Sinne, sondern die Entwickelung und das System des deutschen Staatsrechts in allen Beziehungen. Anhebend mit einer rechtsphilosophischen Erörterung, die den Zweck des Staats als communis humani generis in hac civili vita beatitudo formulirt, um darnach die Wirksamkeiten der Staatsgewalt zu umgrenzen und zu klassificiren, skizzirt der Autor die Entwickelung der römischen und deutschen Staatsverfassung und handelt dann in 21 Kapiteln das geltende Staatsrecht systematisch ab. Zwei Gesichtspunkte treten besonders hervor. Heillos erscheinen auch unserem Autor die politischen Zustände seines Vaterlands: ea sane est rerum facies, ut nec vitia nostra nec remedia pati queamus. Aber es widerstrebt seinem Patriotismus, die Auflösung des Reiches fördern zu helfen. Ein ausgesprochener Gegner des Hauses Habsburg und der weltumspannenden Tendenzen des Kaiserthums, bedauert er doch lebhaft den Niedergang, den die oberste Reichsgewalt durch den Investiturstreit und durch die goldene Bulle erfahren habe. Indem er aber die Dinge nimmt, wie sie sind, erklärt er nicht etwa die Reichsverfassung darum, weil dieselbe nicht in das aristotelische Schema paßte, für eine Monstrosität, sondern erkennt, daß dieses Schema das Wesen der Staatenbildung nicht erschöpft. Er findet das Wesen des deutschen Reichs in dem Zusammenwirken von kaiserlicher Majestät und ständischer Libertät. In einem die beiderseitigen Competenzen scharf umgrenzenden Ausgleich dieser Factoren liegt ihm die Aufgabe der Zukunft. Freilich nur ein Halbgott vermöge dieselbe zu lösen, aber lösbar müsse sie sein, denn das Reich habe ja von Gott die Verheißung ewiger Dauer. Diese in der patriotischen Erinnerung an die alte Herrlichkeit des deutschen Kaiserthums und in der klaren Erkenntniß der Lebenskraft des Landesfürstenthums wurzelnde Scheu vor einer Auflösung des Bestehenden ist das eine, was die Auffassung des L. charakterisirt. Das zweite und wichtigste ist sein herzhafter Eifer für die protestantische Sache. Das ganze Buch ist getragen von der Ueberzeugung, daß nichts dem Reiche größeren Abbruch gethan habe als der auf Superstition gegründete Dominat der römischen Päpste. Nichts beklagt der Autor lebhafter als die anmaßlichen Einmischungen des römischen Pontifex und die Abhängigkeit so vieler geistlicher Fürsten von seiner Autorität. Die Kirchenhoheit ist nach seiner Lehre ein in der Souveränetät des Staates liegendes Recht. Insbesondere spricht er der Staatsgewalt die Ernennung und Beaufsichtigung der Kirchendiener und die Berufung von Kirchenversammlungen zu. Das von den protestantischen Landesherrn errungene Kirchenregiment erscheint ihm daher als der erfreulichste Fortschritt, der geistliche Vorbehalt Ferdinands I. als das beklagenswertheste Hemmniß der deutschen Entwicklung. Wenn aber auch L. mit größtem Eifer für die Kirchenhoheit des Staates eintritt, so weist er doch mit nicht geringerer Entschiedenheit die Uebergriffe der Staatsgewalt auf das Gebiet des Glaubens zurück: abutuntur potestate principes, qui subditis quicquam aliud quam externum cultum vigore potestatis praestituunt. So viel von dieser fast verschollenen Schrift des L.

Dieselbe begründete seinen Ruf. Er wurde 1621 als außerordentlicher Professor des Staatsrechts an die Universität Helmstädt berufen und trat hier in nähere Beziehung zu Georg Calixt, dessen irenische Bestrebungen, eine Versöhnung der kirchlichen Parteien herbeizuführen, bei ihm Anklang und nachmals wirksame Unterstützung fanden, während umgekehrt der streitbare Feuereifer des L. den Calixt im Kampfe gegen die Jesuiten bestärkte. Indessen die Helmstädter Professur war, wie für so manche andere braunschweigische Staatsmänner jener Epoche, so auch für L. nur das Durchgangsstudium zu einem größeren politischen Wirkungskreis. Nachdem

er schon während seiner akademischen Thätigkeit wiederholt an den Hof des Herzogs Friedrich Ulrich gefordert war, wurde er 1623 als Hofrath in das Ministerium berufen. Welche Stellung er, als der große Krieg Niedersachsen überfluthete, in dem Getriebe der Parteien einnahm, die sich am Hofe des immer schwankenden Herzogs bekämpften und das Land den Verheerungen und Contributionen sowol des liguistischen als des dänischen Heeres aussetzten, ist noch nicht aufgeklärt. Das Wachsthum seines Einflusses bezeugen die kritischen Missionen, mit denen ihn der Herzog betraute. So wurde er 1627 auf den Kurfürstentag zu Mühlhausen, von da an das kaiserliche Hoflager zu Prag und zu Kurfürst Maximilian nach München geschickt, um dem gedrückten Lande Erleichterung und dem Herzog wenigstens den freien Besitz seiner von dänischer in kaiserliche Hand übergegangenen Festung und Residenz Wolfenbüttel zu verschaffen. Er erlangte auch geneigtes Gehör, indessen die Intrigue Wallensteins vereitelte seine Bemühungen, bis dessen Absetzung Wandel schuf. Auch in die heikelsten Familienangelegenheiten des Herzogs wurde L. eingeweiht, im J. 1628 ging er zusammen mit Hofrath Kipius an den kurfürstlichen Hof zu Dresden, um die Sache seines Herrn gegen dessen entwichene Gemahlin zu führen.

Nach der Landung Gustav Adolfs gewann er den Herzog für das Project einer bewaffneten Neutralität und vertrat ihn in diesem Sinne auf dem Convent der protestantischen Stände zu Leipzig (1631). Im Verein mit Kipius widerstrebte er dem Anschluß an den fremdländischen König. Bei der Unterhandlung, die sie mit demselben zu Mainz führten (December 1631), hätten sie ihrem Herrn die begehrte Satisfaction erwirken können, aber sie nahmen Anstoß an der Forderung des Schwedenkönigs, ihn und seine Nachfolger als Schutzherrn des Reichs anzuerkennen und ohne seine Zustimmung weder Frieden noch Bündniß zu schließen. Bei dieser Lebhaftigkeit des Nationalgefühls berührte es L. auf's peinlichste, als Friedrich Ulrich, anderen Einflüssen nachgebend, sich zuletzt doch mit dem Schwedenkönige verband (Februar 1632). Dedecori est sane Germanis et toti Germaniae, schrieb er seinem Freunde Calixt, Germaniam a Suecorum maiestate dependere. Sein einziger Trost war, durch solche Unterordnung der Sache des Protestantismus zum Siege zu helfen. Denn von protestantischem Eifer waren seine Gedanken zu jeder Stunde erfüllt. Unter dem Pseudonym Scipio Aretinus trat er auch noch einmal als Publicist für die Sache des Evangeliums in die Schranken mit einer „Gründlichen Deduction, wie es mit dem kaiserlichen Religions-Edict und dem geystlichen vermeinten Vorbehalt eygentlich bewant, und was dieselbe beyderseits vor Krafft und Würckung haben“ (Frankfurt 1633, 4°). Erbringt er hier aus dem deutschen Staatsrecht den Nachweis, daß dem geistlichen Vorbehalt und dem darauf basirten Restitutionsedict keine Rechtskraft beiwohne, so treten uns die letzten Ziele seiner protestantischen Politik in einer Denkschrift vom 16. Januar 1634 entgegen, durch die der Beitritt des Hauses Braunschweig zum obersächsischen Vertheidigungsbunde motivirt werden sollte. Verlangt wird hier Ausschließung des päpstlichen Einflusses und Austreibung der Jesuiten aus Deutschland; die dogmatischen Streitigkeiten werden von der Kanzel, die nur der Erbauung dienen soll, auf die Universitäten verwiesen und zur Beförderung der Einigkeit und Duldsamkeit wird nicht nur ein allen Religionstheilen gemeinsamer Bettag, sondern die regelmäßige Alternation eines katholischen und eines evangelischen Kaisers verlangt. Dem Hause Braunschweig aber soll die Incorporation des Stiftes Hildesheim zuerkannt werden.

In solcher Gesinnung nahm L. im Verein mit Kipius auch an dem Generalconvent der Evangelischen zu Frankfurt theil (1634). Allein die Nördlinger Schlacht unterbrach die Versammlung und der Tod Friedrich Ulrichs rief dessen Vertreter in die Heimath zurück. Denn es galt hier den Streit über das Erbe des Ver-

storbenen beizulegen. Nach Erledigung dieses schweren Geschäfts (1635) trat L. in das Ministerium des Herzogs Georg von Calenberg über und wurde zugleich mit der Klosterverwaltung des Landes betraut. Als Herzog Georg 1638 zur Vermittlung des zwischen dem Grafen und der Ritterschaft von Ostfriesland entstandenen Zwistes angerufen wurde, legte in seinem Namen L. diese Irrungen bei. Auch auf dem Kurfürstentag zu Nürnberg (1640) und dem Reichstag zu Regensburg, der sich daran schloß, war er Georgs Vertreter und erwirkte, daß das Haus Braunschweig wieder vier Stimmen im Fürstencollegium erhielt. Der Sohn und Nachfolger Georgs, Herzog Christian Ludwig, belohnte den verdienten Staatsmann mit der Würde eines Vicekanzlers (1641) und entsandte ihn 1643 auf den westfälischen Friedenscongreß.

Da das Haus Braunschweig das Jahr zuvor einen übereilten Separatfrieden mit dem Kaiser geschlossen und gegen das Zugeständniß einer schlecht verbürgten Neutralität nicht nur seine Ansprüche auf das Stift Hildesheim geopfert, sondern sogar seine Regimenter abgedankt hatte, so hing es allein von der persönlichen Ueberlegenheit seiner Gesandten auf dem Friedenscongresse ab, den großen Mächten und den armirten Reichsständen gegenüber zu einiger Geltung zu kommen. Hier nun entfaltete sich die reich begabte Persönlichkeit des L. in ihrer ganzen Anlage. Obgleich ihm in der Gesandtschaft des braunschweigischen Gesammthauses nur die zweite Rolle zugedacht war, überflügelte er doch nicht nur seinen cellischen Collegen Langenbeck, der Principalcommissar des fürstlichen Hauses war, sondern wußte sich auch den Vertretern der großen Mächte gegenüber eine solche Stellung zu geben, daß er einer der einflußreichsten in Osnabrück war. Festes Gottvertrauen, unzugängliche Redlichkeit und unbeirrte Humanität trugen ihn durch alle Sorgen und Aergernisse des Parteigetriebes hindurch. Ein unermüdlicher Arbeiter, ein scharfsinniger und geschichtskundiger Jurist, ein unerschöpflicher Diplomat, der Hartnäckigkeit und Nachgiebigkeit im rechten Moment zu vertauschen verstand, gewann er nicht nur das Ohr des schwedischen Kanzlers Salvius, seines Studienfreundes, sondern flößte auch dessen Collegen und Rivalen Oxenstierna Achtung ein. Selbst Graf Trautmannsdorff, der kaiserliche Principalcommissar, holte gern das Gutachten des bei den evangelischen Ständen hochangesehenen hannoverschen Gesandten ein, und Volmar, der zweite kaiserliche Gesandte, glaubte nie mehr auf seiner Hut sein zu müssen, als wenn er mit L. negociirte, der die berechnendste Gelassenheit unter dem Scheine tobenden Ungestüms zu verbergen verstand. So erhob sich L. in protestantischem Friedenseifer und patriotischer Landestreue zur Verwirklichung der Entwürfe, die wir oben berührten Er war der bedeutendste Wortführer der evangelischen Sache und trat mit den kühnsten Vorschlägen hervor, wie Abschaffung der Jesuiten, Aufhebung der kaiserlichen Schutzpflicht über die katholische Kirche, Verpflichtung der geistlichen Fürsten den Frieden auch wider ihre Glaubensgenossen mit bewaffneter Hand zu vertheidigen. Erreichte er auch nicht alles, was er forderte, so rettete er doch durch dies entschlossene Eintreten für den Protestantismus Positionen, an deren Behauptung alle anderen verzagten. Daß die säcularisirten Kirchengüter behauptet und die süddeutschen Protestanten vor dem Schicksal ihrer Glaubensgenossen in den kaiserlichen Erblanden bewahrt blieben, ist ihm vornehmlich zu danken. Er erwarb sich damit ein weltgeschichtliches Verdienst.

Sein Bemühen dagegen, dem braunschweigischen Hause die Stifter zu sichern, die vordem von Prinzen desselben verwaltet waren, war in Folge der voreiligen Abrüstung seiner Fürsten von vorn herein hoffnungslos. Magdeburg, Halberstadt und Hildesheim, Ratzeburg, Minden, Verden und Bremen gingen dem Machtbereich der Lüneburger verloren. Kostete es doch sogar Mühe, den weltlichen Besitzstand des machtlosen Hauses zu vertheidigen.

das Fürstenthum Calenberg gegen die Ansprüche der Tilly'schen Erben, die Grafschaften Hoya und Diepholz gegen das Project der schwedischen Satisfaction. Die einzige Entschädigung, die L. erreichte, war der alternirende Besitz des Bisthums Osnabrück und die Incorporation einiger an das Stift Halberstadt gekommener Lehen. Aber auch dies gelang nur nach schweren Kämpfen mit Brandenburg, mit dem Kaiser und der katholischen Partei. Die rastlosen Anstrengungen auf dem Friedenscongreß warfen L. auf das Krankenlager. Bald nach dem Regierungsantritt Herzogs Georg Wilhelm, der ihn in allen seinen Würden bestätigte, ist er am 10. März 1649 zu Osnabrück gestorben.

Aus seiner 1625 geschlossenen Ehe mit einer Tochter des wolfenbüttelschen Kammerraths Werncke waren elf Kinder entsprossen, von denen aber nur sechs den Vater überlebten. Eine der Töchter war mit dem wolfenbüttelschen Kanzler Cöler verheirathet und erbte das Rittergut, das der Vater aus den fünf Kothhöfen, die sein Heimathsdorf Heinsen ausmachten, gebildet hatte. Von den Söhnen ist der eine, Christian, in die Fußstapfen des Vaters getreten und hat als Jurist und Staatsmann am hannoverschen Hofe gewirkt.

Justus Gesenius' Leichenpredigt auf Lampadius in Walther's Universalregister zu Meiern's westfäl. Friedenshandlungen, S. 61 ff.; G. Th. Meier, Monumenta Julia, S. 145 ff.; Baring, Beschreibung der Lauensteinischen Saale, S. 231 ff.; Spittler, Gesch. von Hannover, II; Hannoversches Magazin 1816, S. 1328 ff.; Manecke, Biographische Skizzen von den Kanzlern der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg; von der Decken, Herzog Georg, II. ff.; Havemann, Gesch. der Lande Braunschweig und Lüneburg, II; Henke, Georg Calixt; Derselbe, Calixt's Briefwechsel; Schlegel, Kirchengeschichte von Norddeutschland, II, 510 ff. Köcher.

Lampadius: Wilhelm August L., Chemiker und Metallurg, geb. am 8. August 1772 zu Hehlen, einem Dorfe im Herzogthum Braunschweig, † am 13. April 1842 in Freiberg in Sachsen. In Göttingen war er Pharmazeut und studirte Naturwissenschaften, dann machte er eine Reise mit dem Grafen Joachim v. Sternberg durch Rußland, wurde 1794 außerordentlicher und 1795 ordentlicher Professor der Chemie und Hüttenkunde an der Bergakademie zu Freiberg, wo er besonders für die wissenschaftliche Begründung der Metallurgie wirkte. L. kann als der Entdecker des Schwefelkohlenstoffs bezeichnet werden; wenigstens ist er der erste, der ihn im flüssigen Zustand unter Händen gehabt. Er gab ihm den Namen „Schwefelalkohol", welcher noch jetzt gebräuchlich ist (alcool sulfuris). Ferner hat er im J. 1800, also vor Davy's Entdeckung der Alkalienmetalle, Kohle auf Kali einwirken lassen und glaubte eine Reduction des Kali's zu bemerken, ohne jedoch das Metall Kalium isoliren zu können. Er sprach aber die richtige Vermuthung aus, daß hierbei eine Desoxydation der Alkalien einträte. Auch über den Honigstein (mellitsaure Thonerde) stellte er Untersuchungen an. Er beobachtete, daß Blei sich in Säuren leichter löse, wenn es mit Zinn legirt sei, und erklärte damit die Schädlichkeit vieler Kochgeschirre. — L. veröffentlichte viele meteorologische und chemische Schriften, von denen wol die wichtigste sein „Handbuch der chemischen Analyse der Mineralkörper" (1801, Nachtrag 1818) ist. Er gibt darin eine erschöpfende Zusammenstellung der besten, damals bekannten Methoden der quantitativen Analyse. Von den übrigen chemischen Schriften seien hier noch aufgeführt: „Kurze Darstellung der vorzüglichsten Theorien vom Feuer" ꝛc. (1792); „Beiträge zur Erweiterung der Chemie und deren Anwendung auf Hüttenkunde" (1804); „Systematische chemische Darstellung der einfachen Naturkörper" ꝛc. (1806); „Grundriß der Elektrochemie" (1817); „Neue Erfahrungen im Gebiete der Chemie und Hüttenkunde" (Weimar, 2 Bde., 1816—1817); „Grundriß der technischen Chemie" (1815); „Experimente der technischen Chemie" (1815); „Handbuch der Hüttenkunde" (4 Bde. 1801—10, neue Auflage 1817

bis 1818, Supplemente dazu 1818—26); „Handwörterbuch der Hüttenkunde“ (1817); „Grundriß der allgemeinen Hüttenkunde“ (1827), mehrere kleinere Schriften, wie „Chemische Briefe für Frauenzimmer“, „Erfahrungen über Runkelrübenzucker“ 2c. und viele Aufsätze in den Zeitschriften von Crell, Gilbert, Kastner, Erdmann u. a.

Poggendorff, Biogr. Wörterbuch; Kopp, Geschichte der Chemie; Gmelin, Geschichte der Chemie. Ladenburg.

Lamparter: Gregorius L., geb. 1463 in Biberach, von patrizischem Geschlecht, studirte die Rechtswissenschaft in Tübingen, wurde daselbst schon 1477 Baccalaureus, 1479 Magister, dann Licentiat, zuletzt Doctor beider Rechte und Professor derselben, als scharfsinniger Jurist zur Entscheidung schwieriger Rechtshändel vielfach begehrt. Im J. 1491 wurde er Rath, später Kanzler des Grafen Eberhard im Bart, den er 1495 auf den Reichstag zu Worms begleitete. Nach dessen Tod (1496) stieg sein Einfluß unter der Mißregierung Eberhards des Jüngeren, zu dessen Sturz (1498) er wesentlich beitrug. Die Wirksamkeit, die er hierauf als Mitglied des Regiments während der Minderjährigkeit Herzog Ulrichs und nach dessen Regierungsantritt als sein einflußreichster Rath entfaltete, war derart, daß er, wie seine Amtsgenossen Thumb und Lorcher, den Haß des Volkes, das im sogenannten armen Konrad (1514) sich Recht verschaffen wollte, auf sich lud. Schon damals Rath des Kaisers berief er sich auf eine besondere Verfügung desselben, als er auf dem Landtag von 1514 wegen seiner Eigennützigkeit hart verklagt war. Nach Unterdrückung des Aufstands sollten die schweren Folgen der üblen Wirthschaft dem Land und dem Kaiser gegenüber so viel als möglich auf den Herzog allein gewälzt und dieser entfernt werden. Als im J. 1516 der Kaiser den Rücktritt Ulrichs auf sechs Jahre verlangte, rieth L., der damals schon ein doppeltes oder, da er zugleich bairischer Rath war, ein dreifaches Spiel spielte, zur Annahme dieser Forderung. Er entfloh vor dem Zorn des Herzogs, wie es scheint zunächst in seine Heimath, dann zum Kaiser, der ihn ehrenvoll aufnahm und bei welchem er fortan als Mitglied des Hofraths auf den Sturz seines früheren Herrn hinarbeitete. Er war 1518 auf dem Reichstag zu Augsburg im Gefolge Maximilians, als derselbe wiederholt die Acht über Ulrich aussprach. Im J. 1520 ordnete er die Verbringung des Prinzen Christoph nach Innsbruck an. Während der kurzen Dauer der unmittelbaren Herrschaft Karls über Württemberg war L. einer seiner Vertreter und Hauptbetheiligter an der 1520 verbrieften Erläuterung des Tübinger Vertrags. Er schlug sich selbst dem Kaiser als württembergischer Kanzler vor, bekleidete aber diese Stelle, wie es scheint, nicht lange und verblieb im Dienste Karls, der ihm das goldene Vließ und die Ritterwürde mit dem Titel Lamparter v. Greiffenstein verlieh. Er starb am 25. März 1523. Charakteristisch für die Art, wie er die Pflichten eines fürstlichen Raths auffaßte, ist sein viel citirter Ausspruch: Jeder Fürst muß zwei Narren haben, einen den er, und einen zweiten, der ihn zum Besten hat.

Stälin, Wirtemb. Geschichte, Bd. IV. Heyd, Ulrich Herzog v. Württemberg. Pfaff, Wirtemb. Plutarch. v. Alberti.

Lampe: Friedrich Adolf L., reformirter Liederdichter und Theologe aus der Schule des Coccejus, geb. im Februar 1683 in Detmold, † am 8. December 1729 in Bremen. Seine gelehrte Bildung empfing er auf dem Gymnasium zu Bremen, wo er im Hause seines Oheims, des frommen Rathsherrn Wichelhausen, wohnte und Cornelius v. Hase, Gürtler und Schnabelius seine Lehrer waren, sodann in Franeker unter Roell's und van der Waijen's Leitung. Im J. 1703 erhielt er die Predigerstelle zu Weeze bei Cleve, drei Jahre später kam er von da nach Duisburg. Seinem segensreichen Wirkungskreise in letztgenannter Stadt wurde er aber schon nach drei Jahren entrissen durch eine Berufung an die

St. Stephanigemeinde in Bremen. Hier gründete er in Verbindung mit dem Professor Theodor v. Hase die erste reformirte Zeitschrift, bekannt unter dem Namen „Bibliotheca historico-philologico-theologica". Diese Stelle vertauschte er indessen im J. 1720 mit einer Professur der Dogmatik und der Geschichte an der Universität Utrecht, womit zugleich das Predigtamt an der hochdeutschen Gemeinde daselbst verbunden war. Durch sein Bestreben, die wissenschaftlichen Resultate des Coccejus auch für die kirchliche Praxis nutzbar zu machen, legte er an letzterem Orte den Grund zu einer eigenen theologischen Schule, deren Anhänger Lampeaner genannt wurden. Im J. 1727 kehrte er nach Bremen zurück, um als Rector der dasigen Hochschule und als Pastor der St. Ansgarigemeinde thätig zu sein. Doch schon nach zwei Jahren wurde er solcher Wirksamkeit zum tiefsten Schmerze der Studenten wie der Glieder seiner Gemeinde durch einen plötzlichen Tod entrissen. L. hat einen nachhaltigen Einfluß auf die reformirte Kirche Hollands und Deutschlands ausgeübt. Seinen Rath erbaten sich Fürsten und Herren. Als Prediger wie als Exegete ragt er in seiner Zeit hervor. Seine Commentare zu Jesaias und dem Evangelium Johannes genießen heute noch große Anerkennung. Es ist kaum eine theologische Disciplin zu nennen, die er nicht bearbeitet hat. Außer einer Geschichte der reformirten Kirche Ungarns ist heute noch sehr werthvoll sein „Geheimniß des Gnadenbundes" in 6 Bänden. Ebenso wird noch immer in reformirten Kreisen sein Communionbuch gebraucht: „Der heilige Brautschmuck der Hochzeitsgäste des Lammes an seiner Bundes-Tafel", in unzähligen Ausgaben bis in die neueste Zeit aufgelegt. Am meisten hat er aber seinen Namen unvergeßlich gemacht durch seine tiefinnigen Kirchenlieder, von welchen die vorzüglicheren, als „O Liebesgluth, die Erd' und Himmel paaret"; „Lebenssonne, deren Strahlen", vor Allem aber „Mein Leben ist ein Pilgrimsstand", heute noch in den meisten reformirten Kirchen mit Vorliebe gesungen werden.

Als Hauptquelle des Lebens und der zahlreichen Schriften Lampe's ist zu nennen: O. Thelemann, Fr. Ad. Lampe. Sein Leben und seine Theologie. Bielefeld 1868. Auch Burmanni Trajectum eruditum, p. 167 sq.

Cuno.

Lampe: Johann Georg L., geb. zu Hamburg, studirte in Helmstädt Theologie und ward am 9. Juni 1775 unter die hamburgischen Candidaten aufgenommen. Als sich im April 1781 die Vorsteher der deutschen lutherischen Gemeinde in Archangel an den Senator Dorner in Hamburg wandten, derselbe möge ihnen einen passenden Prediger senden, ward von diesem L. für diese Stelle berufen. Nachdem L. noch in Hamburg am 9. Mai 1781 ordinirt war, reiste er nach Archangel ab. Am 21. Juli 1783 berief ihn die deutsche St. Petrigemeinde in St. Petersburg zu ihrem Prediger. In dieser großen Gemeinde nahm L. sich besonders der Armen und Kranken an und gründete mit seinem Freunde, dem Dr. Guckenberger, einen Verein zur Krankenpflege bei Armen. Ueber die Thätigkeit dieses Vereins, der auch von der kaiserlichen Familie unterstützt ward, hat er einige Berichte veröffentlicht; außerdem hat er einzelne Reden u. s. f. drucken lassen. Er starb am 5. Juni 1813.

Vgl. Lexikon der hamb. Schriftsteller, Bd. IV, S. 295. Lemmerich, Geschichte der evang.-luth. Gemeinde St. Petri in St. Petersburg, 1. Bd., St. Petersburg 1861, S. 200 ff.

l. u.

Lampi: Johann Baptist Ritter v. L., Maler, geb. zu Romeno in Nonsberge in Tirol am 31. December 1751, † zu Wien am 11. Februar 1830, kam nach erhaltenem ersten Unterricht bei seinem Vater, einem Dorfmaler, im J. 1768 nach Salzburg, wo er unter der Leitung Unterberger's seine höhere Ausbildung in der Malerkunst erhielt. Im J. 1771 reiste L. nach Verona und

arbeitete dort bei F. Lorenzi, einem Schüler Tiepolo's, mit solchem Erfolge als Historienmaler, daß ihn die dortige Akademie zum Mitgliede ernannt hatte. Nach wenigen Jahren kehrte er in seine Heimath zurück und ließ sich in Trient nieder. Eine Reihe von Altarblättern und anderen historischen Gemälden, insbesondere aber mehrere ausgezeichnete Porträts begründeten seinen Namen in weiteren Kreisen. Er malte in Klagenfurt das Bild der Erzherzogin Maria Anna, in Innsbruck die Porträts der Erzherzogin Elisabeth, der Grafen Enzenberg, Auersperg &c., welche durch ihre geistvolle Auffassung und ihr warmes Colorit solches Aufsehen machten, daß er im J. 1783 eine Einladung erhielt nach Wien zu kommen. Porträts hervorragender Persönlichkeiten lenkten die Aufmerksamkeit des Kaisers Josef II. auf den Künstler und bestimmten ersteren im J. 1786 den Künstler zum Professor und Rath der Akademie zu ernennen. Schon ein Jahr später berief ihn König Stanislaus von Polen nach Warschau, wo er den König und dessen Familie malte. Von hier begab er sich an den kaiserlich russischen Hof, wo er das lebensgroße Bildniß der Kaiserin Katharina so glänzend ausführte, daß ihm die Kaiserin dafür ein Geschenk von 12 000 Rubel machte. In den dortigen Kunstkreisen gefeiert und mit Geld und Ehren überhäuft, trennte sich L. nur schwer aus Petersburg und bewahrte seinem dortigen Aufenthalte stets ein dankbares Andenken. Bei seiner Rückkehr nach Wien im J. 1798 erwarteten ihn zahlreiche neue Aufträge. Er wurde in demselben Jahre in den Ritterstand erhoben und im J. 1799 von der Stadt zum Ehrenbürger ernannt. Wiewol L. auch historische Gemälde ausführte, blieb seine Hauptbeschäftigung das Porträtfach, worin er seinen Ruhm begründete. Wahrheit, charakteristische Auffassung und Feinheit der Ausführung bilden die großen Vorzüge des Künstlers. Wiewol er im J. 1822 in Pension getreten war, so blieb er doch bis an sein Lebensende thätig. Seine beiden Söhne Johann B. (geb. zu Trient am 5. März 1775, † zu Wien 1837) und Franz (geb. 1783, † am 22. Juli 1852) folgten dem Berufe ihres Vaters. Von diesen gelangte der erstere ebenfalls als Porträtmaler, der letztere als Marine- und Landschaftsmaler zu einem nicht unbedeutenden Rufe.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon, 14. Bd., S. 57. K. W.

Lamprecht von Regensburg, geb. um 1215, verfaßte in den Jahren 1240—1255 die älteste deutsche Geschichte des heiligen Franciscus in Reimen sowie eine Tochter Syon, ein für die Geschichte der deutschen Mystik nicht uninteressantes Gedicht. L. wuchs unter guten Verhältnissen auf und lebte anfänglich der Welt und ihren Freuden. Wenn er also nicht für den geistlichen Stand bestimmt wurde, so muß er doch seine Bildung in einer Dom- oder Klosterschule (in Regensburg?) erhalten haben, da er sich in seinen Werken des Lateinischen mächtig zeigt. Erst allmählich vollzog sich in L. die Wandlung zum geistlichen Leben. Er lernte die Regensburger Minoriten kennen, trat mit ihnen — unter Anderen nennt er auch den „süßen" Berthold (von Regensburg) — in intimen Verkehr und zeigte Neigung selbst ihrem Orden anzugehören. Als Zeichen seiner Verehrung des Ordens schrieb L. als weltlicher Knappe, nachdem er bereits lange die Minoriten kannte, die Lebensgeschichte ihres Ordensstifters, eine getreue Uebersetzung der zwischen 1228 und 1230 verfaßten Vita des Thomas von Celano. Durch Bruder Gerhard, Provinzialminister der Franciscaner in Oberdeutschland, ward L. dann in den Regensburger Minoritenorden aufgenommen und auf seinen Wunsch, mit seiner Unterstützung verfaßte L. bald nach der Aufnahme sein zweites Werk „Die Rede von der Tochter Syon", und zwar aus dem Gedächtniß nach Mittheilungen, die ihm Gerhard, ein Gesinnungsgenosse Bruder Davids von Augsburg, über Inhalt, Grundgedanken und Anschauungen der Tochter Syon mündlich gemacht hatte. Gerhard aber schöpfte

aus einer prosaischen Filia Syon, auf die auch im letzten Grade eine andere deutsche Bearbeitung, die sogenannte alemannische Tochter Syon, zurückgeht. — L., dessen Gedächtniß ein sehr treues gewesen sein muß, ist durchaus kein origineller Dichter. Er weiß das selbst und tritt dem entsprechend bescheiden auf. Sein Franciscus, — schon den Zeitgenossen scheint er wenig interessant gewesen zu sein —, ist „kühl bis ans Herz hinan“; nirgends hat der von schwärmerischer Begeisterung für das Göttliche, von heißer Liebesgluth und hohem Schönheitssinn getragene Heilige Lamprecht's nüchternen Geist zu entflammen vermocht. Im großen Ganzen folgt er genau seiner Quelle, zeigt also ein äußerst geringes Streben nach Selbständigkeit. Auch die Tochter Syon beweist, daß Lamprecht künstlerischer Takt in der Anordnung durchaus gebricht; übrigens stehen seine Ausführungen und Zusätze gegenüber der gedrängt berichtenden Vorlage hier entschieden im Vordergrunde. Der höhere Schwung in der Tochter Syon ist weniger Lamprecht's Verdienst, beruht vielmehr auf der der Dichtung zu Grunde liegenden tief poetischen Anschauung von der Seele des Menschen als der liebenden Braut, die von ihrem Gott in die Arme geschlossen wird, einer Auffassung, der insbesondere die deutsche Mystik ein gut Theil ihrer auch von uns noch empfundenen Anmuth verdankt. Und so findet auch der größere Reichthum an Bildern und Vergleichen in der Tochter Syon wesentlich seine Quelle in der symbolisirenden und allegorisirenden Theologie des Mittelalters, vor Allem in der eines Bernhard und Hugo von S. Victor. Immerhin ist aber Lamprecht's Tochter Syon das größte und bedeutendste, wenn auch nicht anziehendste Gedicht unter denen, die die minnende Seele in ihrem Aufschwung zu Gott feiern. Außer einigen Anklängen an Wolfram läßt sich bei L. eine bestimmte Schulmanier nicht nachweisen.

Vgl. Weinhold, Lamprecht von Regensburg, Paderborn 1880.

Strauch.

Lamprecht: Jacob Friedrich L., Schriftsteller, wurde am 1. October 1707 zu Hamburg geboren und starb, 37 Jahre alt, am 8. December 1744 zu Berlin. Sein Vater wollte ihn zu einem Procurator (so nannte man Rechtsanwalte zweiter Klasse, die nicht studirt zu haben brauchten) am Niedergericht machen; er aber strebte nach Höherem und verließ, als er die Absicht seines Vaters nicht zu ändern vermochte, 18 Jahr alt Hamburg und ging nach Berlin. Hier erwarb er sich das Vertrauen eines reichen Kaufmanns und erhielt von diesem die Mittel, in Leipzig Philosophie und Jurisprudenz zu studiren. In Leipzig wurde er mit Gottsched bekannt und durch Vermittlung desselben Mitglied der „Leipziger deutschen Gesellschaft“, in deren Schriften sich mehrere Gedichte und Abhandlungen von ihm befinden. Von Leipzig mußte er zur Herstellung seiner Gesundheit nach Karlsbad reisen. Sein Berliner Gönner ermöglichte ihm darauf noch eine Reise nach England; auf dem Wege dahin söhnte er sich in Hamburg mit seinem Vater wieder aus. Von England kehrte er nach Hamburg zurück und leitete hier von 1737—1740 die Redaction des „Hamburgischen Correspondenten“; gleichzeitig gab er eine Wochenschrift „Der Menschenfreund“ heraus. Er hielt außerdem Vorlesungen über Philosophie, Beredsamkeit und Dichtkunst. Als Friedrich II. zur Regierung kam, zogen ihn seine dortigen Freunde nach Berlin. Er schrieb hier zuerst die gelehrten Artikel in den Berlinischen Nachrichten (Haude- und Spener'sche Zeitung) und gab eine Wochenschrift „Der Weltbürger“ heraus. Im J. 1742 ward er Secretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Bald wurde er auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften und bei derselben Secretär der philologischen Klasse; außerdem ward er Secretär des Prinzen Heinrich von Preußen. Als er so äußerlich erreicht hatte, was er wünschen konnte, machte eine Brustkrankheit

seinem Leben plötzlich ein Ende. Lamprecht's poetische und prosaische Werke sind nicht gesammelt herausgegeben; sie erschienen ursprünglich größtentheils in Zeitschriften u. s. f.; Gedichte von ihm sind theilweise in Anthologien, wie z. B. in Weichmann's Poesie der Niedersachsen, abgedruckt. Einzelnes veröffentlichte er auch als besondere Schrift, wie seine „Lobrede auf die alten Deutschen“, die „Nachrichten aus dem Carlsbade“, das „Schreiben von dem gegenwärtigen Zustand der Opern in Hamburg“; wegen des letztgenannten vgl. Lessing in den Collectaneen, Artikel Oper (Hempel'sche Ausgabe Bd. XIX, S. 448). Meistens, und so auch noch von Goedeke und Koberstein, wird L. auch die komische Epopoe in Prosa „Die Tänzerin“ (Berlin 1741) zugeschrieben; aber nach einem in den „Litterarischen Pamphleten aus der Schweiz“ (Zürich 1781, vgl. S. 67) mitgetheilten Briefe Johann Christoph Rost's an Bodmer vom 4. December 1743 kann nicht wohl bezweifelt werden, daß Rost Verfasser der Tänzerin ist. Dann aber wird wahrscheinlich, daß auch die komische Erzählung in Versen „Die Nachtigal“ (Berlin 1744), welche gleichfalls meistens L. beigelegt wird, von Rost verfaßt ist, auf dessen Art das Anstößige in ihr auch mehr hinweist und in dessen Vermischten Gedichten (1769 von einem Unbekannten herausgegeben) sie auch Aufnahme gefunden hat.

Rotermund zum Jöcher, III, Sp. 1122. Jördens, Lexikon, Bd. VI, S. 460 ff. Lexikon der hamb. Schriftsteller, Bd. IV, S. 296 ff.; hier ist das Verzeichniß der von Lamprecht erschienenen Gedichte und Abhandlungen besonders genau. Goedeke II, S. 565, Nr. 5. Koberstein, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 5. Aufl. von Bartsch, 3. Theil, S. 15 u. 26 in den Anmerkungen. Bertheau.

Lancizolle: Karl Wilhelm v. Deleuze de L. wurde am 17. Februar 1796 zu Berlin geboren. Er stammt aus einer Familie des Languedoc, wo Lancizolle der Name eines adlichen Gutes ist; sein Vater, † 1838, war Geheimer und Consistorialrath im Departement der französischen Colonie, seine Mutter war eine geb. Dutrossel. Seit Ostern 1804 besuchte L. das französische Gymnasium, welches er 1811 mit dem Friedrich-Werder'schen vertauschte. Der Befreiungskrieg rief ihn von der Schulbank zu den Waffen und er machte die Feldzüge von 1813 und 1814 als freiwilliger Jäger mit. Im Herbste 1814 zu friedlicher Thätigkeit zurückgekehrt, studirte L. in Berlin und Göttingen die Rechte und ward im September 1818 in Göttingen zum Dr. juris promovirt. Im darauffolgenden Jahre habilitirte er sich in Berlin und ward 1820 außerordentlicher, 1823 ordentlicher Professor daselbst. Sein Lieblingsgebiet war die deutsche Rechtsgeschichte, über welche er auch seit 1825 fünf Winter hindurch dem Kronprinzen von Preußen Vorträge hielt, denen nicht selten der Prinz Wilhelm (Se. Majestät der Kaiser) beiwohnte. Seine Lehrthätigkeit an der Universität, welche anfangs großen Erfolg versprach, wurde allmählich weniger ersprießlich, da die herrschenden Zeitanschauungen auf politischem und kirchlichem Gebiete Lancizolle's Richtung nicht entsprachen. In diese Jahre fällt eine reiche litterarische Thätigkeit; es erschienen von L.: die „Geschichte der Bildung des Preußischen Staates, I. (bis 1609)“, 1828; die „Grundzüge zur Geschichte des deutschen Städtewesens“, 1829; „Uebersicht der deutschen Reichsstandschafts- und Territorialverhältnisse vor dem französischen Revolutionskriege“, 1830. Im J. 1832 wurde L. Mitglied des Ober-Censur-Collegiums und 1843 des in die Stelle desselben tretenden, im J. 1848 aufgehobenen Ober-Censur-Gerichts. Sein Buch „Ueber Königthum und Landstände in Preußen“ erschien 1846. Durch das Vertrauen des Königs und hoher Behörden wurden ihm zu dieser Zeit mehrere praktisch-wissenschaftliche Aufgaben gestellt, die er größtentheils mit Erfolg löste. Wir nennen von diesen Arbeiten die zur Geltendmachung am deutschen

Bundestage der altberechtigten Verfassung der Hildesheimischen Ritterschaft gegen destructive Eingriffe der hannoverschen Regierung, die zur schiedsrichterlichen vom Könige übernommenen Schlichtung von Differenzen zwischen England und Frankreich über Handelsverhältnisse zu Portendik in Westafrika, zur Regulirung standesherrlicher Verhältnisse in Westfalen, die Erörterungen etwaiger preußischer Ansprüche auf Schleswig-Holstein und auf Braunschweig. Im J. 1852 wurde L. Director der königlichen Staatsarchive, ein Amt, dem er sich ganz und voll hingab und in welchem er, soweit es bei der damaligen Knappheit der Mittel möglich war, sehr viel Gutes gewirkt hat. Wie L. mehrere Decennien früher Mitbegründer der Berliner Missionsgesellschaft gewesen war, so nahm er auch jetzt großen Antheil an dem kirchlichen Leben der Hauptstadt und erwarb sich besondere Verdienste um die Gründung der Philippus-Apostelkirche und Parochie in Berlin. Auch schriftstellerisch war er auf diesem Gebiete thätig; er veranstaltete 1820 eine neue Ausgabe Paul Gerhard'scher Lieder und gab 1869 eine Nachlese von 82 Liedern zum Entwurf des neuen Berliner Gesangbuches mit Beiträgen zur Kritik desselben heraus. In einem stillen und zurückgezogenen Leben verband ihn innige Freundschaft mit Savigny, Karl Ritter, v. Bethmann-Hollweg, den Gebrüdern v. Gerlach, Homeyer u. A. Gegen Ende 1866 trat L. in den Ruhestand und verlebte die letzten Lebensjahre in schwerem Siechthum, bis er am 26. Mai 1871 abgerufen wurde.

Nekrolog in der Neuen Preuß. Zeitung Nr. 145 vom J. 1871.

Ernst Friedlaender.

Landau: Johann Georg L., Forscher deutscher Alterthümer, geb. am 20. October 1807 in Kassel, † dort den 15. Februar 1865. Als Sohn des Schuhmachers Arend L. aus einer aus Frankenberg stammenden reformirten Familie wuchs er in bescheidenen Verhältnissen auf, wußte sich aber schon früh in umfassender Weise zu unterrichten. Nach dem Besuch der Bürgerschule in Kassel trat er mit 14 Jahren als Schreiber bei einem dortigen Anwalt ein. Beim Nachlassen von dessen Praxis zum Aufgeben jener Beschäftigung genöthigt, gewann er durch Studien, welchen er in der unfreiwilligen Muße sich in der Landesbibliothek und dem Staatsarchive in Kassel hingab, solche Liebe zur Erforschung der Geschichte hessischer Orte und Gegenden, daß er nicht wieder davon lassen konnte. Die erste Frucht seiner Studien war das Werk „Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer" (4 Bde., Kassel 1832—39). Darin sind für die hessische Geschichte wichtige 60 Burgen beider Hessen und der Nachbarländer beschrieben. Einer anmuthigen, romantisch-ästhetischen Schilderung der Oertlichkeiten schließt sich je eine ausführliche Darstellung der Geschichte derselben und namentlich der adeligen Familien an, welche sie besaßen oder besitzen, unter Beifügung von Stammtafeln und Abbildungen einzelner Burgen. Diese Geschichte des hessischen Adels nach den Quellen in den Archiven Kurhessens sowie im geheimen Staatsarchiv in Darmstadt ist mit sehr großem Fleiße bearbeitet. (Gött. Gelehrt. Anzeigen 1839, Nr. 189.) Da L. durch diese Arbeiten in jener Bibliothek und in dem Archive in Kassel heimisch geworden war, so half er, wo nöthig, in beiden aus, wurde inner- und außerhalb Kassels mit Arbeiten zur Vorbereitung des Haupt-Staats- und Landesarchivs betraut und erhielt im September 1835 den Titel Archivar, einige Zeit später auch einen Gehalt von 100 Thalern, jedoch mit der Verpflichtung, zugleich die Repositur- und Expedientengeschäfte beim Archiv zu versehen. Der Anklang, welchen jenes Werk gefunden, gab L. den Plan ein, eine Geschichte aller hessischen Ortschaften zu schreiben. Dieses Unternehmen stellte sich aber nach Beginn der Vorarbeiten als zu umfangreich heraus und so entsprangen letzteren nur minder umfassende Werke, nämlich 1) eine „Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen" (Kassel 1841), eine populäre Landes-

und Ortsbeschreibung, in welcher alle Orte sowie bemerkenswerthen Punkte und Gebäude Kurhessens geographisch und geschichtlich behandelt sind. Es ist eine Schilderung des Landes in oro-, hydro- und topographischer Hinsicht. Die Geschichte ist nur insoweit beigegeben, als sie zur Aufklärung der Entwickelung des Landes im Ganzen, der Provinz oder des Ortes dient. Das Werk bildet, neben dem von Pfister, die einzige moderne Beschreibung Kurhessens und wurde bei seinem Erscheinen zur Anschaffung für den Schulunterricht empfohlen. (Recens. in Kass. Allg. Ztg. 1842, Nr. 13.) 2) Die „Malerischen Ansichten von Hessen", mit 36 Stahlstichen (Kassel 1842), welche sich an die „Ritterburgen" eng anschließen. 3) Das von L. in Gemeinschaft mit Franz Dingelstedt herausgegebene „Weserthal" (Leipzig und Kassel 1842). Als Verfasser ist nur Dingelstedt genannt. Die nächsten Arbeiten des fleißigen Sammlers und Ordners geschichtlicher Nachrichten über Hessen sind in Zeitschriften niedergelegt, namentlich in der des „Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde", an dessen Gründung (1834) L. sich betheiligt hatte. Im Laufe der Zeit hat diese Zeitschrift 43 Aufsätze Landau's gebracht, welche in O. Gerland's Fortsetzung von Strieder's hessischer Gelehrtengeschichte (Bd. I S. 334—336) aufgezählt sind. Sie betreffen z. B. Auszüge hessischer Bußregister, Ungedruckte Urkunden des Kaisers Ludwig des Baiern, Zwei Reisen des Landgrafen Ludwig I. von Hessen im J. 1431, die fürstlichen Grabmäler in der Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg, über Weserzölle im 16. Jahrhundert u. dgl. In seinem Werke „Die Rittergesellschaften in Hessen während des 14. und 15. Jahrhunderts" (Kassel 1840) schilderte L. die Entstehung, die Blüthe und den Verfall von neun solcher Gesellschaften, deren Fehden viel Unheil über Hessen brachten. In Anerkennung dieser Leistungen verlieh ihm die philosophische Facultät in Marburg am 15. September 1846 Ehren halber die Doctorwürde. Sein nächstes Werk war die von ihm auf Veranlassung obigen Vereins bearbeitete „Historisch-topographische Beschreibung der wüsten Ortschaften im Kurfürstenthum Hessen und in der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen" (5 Hefte, Kassel 1848—58). Hierin sind mit ungemeinem Fleiße die ausgegangenen Orte sowie die verfallenen Befestigungen mit der Eintheilung nach Gauen und Gerichten gebracht. Die 1848 in Kurhessen erfolgte gesetzliche Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden veranlaßte L. zu einer „Geschichte der Jagd und Falknerei in beiden Hessen" (1849), worin von den Jagdzeiten, der Jagdfolge, dem Wildgehege, den Jagddiensten, Jagdschlössern, Thiergärten u. dgl. gehandelt ist. Von allgemeinerer Bedeutung als die genannten Schriften ist Landau's Buch „Die Territorien in Beziehung auf ihre Bildung und ihre Entwickelung" (Hamburg und Gotha 1854). Er geht darin von der Flurverfassung aus, untersucht die Hufe, ihre Bestandtheile und Arten, die aus den Hufen sich zusammensetzende Mark und kommt so zur Bestimmung der aus den einzelnen Marken sich zusammensetzenden Gaue und deren Ausbildung zu den weltlichen und kirchlichen Territorien. Eigenthümlich ist eine dabei aufgestellte, jedoch vielfach bestrittene Ansicht über eine Dreitheilung des Volks, welche L. noch besonders im „Hessischen Jahrbuch" (Kassel 1855) dargestellt hat. An dieses Werk (recensirt in der Allg. Monatsschrift für Wissenschaft und Litteratur. Braunschweig 1854, Februar- und Aprilheft), schließt sich Landau's „Saalgut" (Kassel 1862), worin ausgeführt ist, daß die Obrigkeiten in den Territorien als Entschädigung für ihre Amtsthätigkeit von den Gemeinden Güter erhielten, deren Vergabung an die Großen des Reichs zur Bildung der vielen Staaten geführt habe. (Recension dieses Werkes in der Augsb. Allg. Zeitung 1864, Nr. 267, Beiblatt und Hamburger Nachrichten 1862 Nr. 270.) Wegen dieser Schrift wurde ihm am 6. November 1862 vom König von Sachsen die große goldene

Medaille verliehen. 1853 hatte L. in der Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher ein Gutachten über die Bearbeitung einer Beschreibung der deutschen Gaue vorgelegt und, um die Ausführbarkeit des Unternehmens zu zeigen, dort versprochen, mit einer solchen Beschreibung voranzugehen. In der That erschien 1855 seine „Beschreibung des Gaues Wettereiba“, welcher 1857 die „Beschreibung des Hessengaues“ folgte (Kassel, im Selbstverlag, siehe Augsburger Allgem. Zeitung 1858, Nr. 34, Beilage). Die Grenzen der Gaue und der Zehntschaften, aus welchen sie sich zusammensetzten, sind unter Beifügung von Karten auf Grund der Flurbücher, sowie der Abgrenzungen der Gerichtsbezirke und der kirchlichen Sprengel bis ins Kleinste angegeben. Landau's letzte Forschungen waren dem deutschen Hausbau gewidmet. Unterstützt von einigen deutschen Fürsten machte er Reisen, um die Verschiedenartigkeit des Hausbaues in Deutschland aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Seine Notizen über die fränkische und altsächsische sowie über die Bauart zwischen Meißner, Harz und Queis sind im Correspondenzblatt des Vereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher (1857—58, Beil. 1; 1859, 1860, 1862) niedergelegt. Auf einer Reise zur weiteren Erforschung des Hausbaues im Sommer 1864 zog sich L. ein Lungenleiden zu, dem er am 15. Februar 1865 erlag. Er hinterließ eine fast vollendete Beschreibung des Oberlahngaues. Eine Reihe seiner Aufsätze über hessische Alterthümer ist enthalten in der landwirthschaftlichen Zeitschrift für Kurhessen, Arndt's Germania, Kölnischen Zeitung, Frankfurter Postzeitung und Hessische Morgenzeitung. L. war correspondirendes und Ehrenmitglied von 10 deutschen Geschichtsvereinen. 1861 hatte er regen Antheil an der Bewegung für Herstellung der kurhessischen Verfassung von 1831 genommen.

Gerland, Grundlage zu einer hess. Gelehrten-, Schriftsteller- u. Künstler-Geschichte von 1831 bis auf die neueste Zeit, Bd. I, Kassel 1863.

Wippermann.

Landau: Konrad v. L., wahrscheinlich Konrad Wirtinger aus L., von den Italienern Graf Corrado di Lando genannt, ein Condottiere, erscheint zuerst gegen Mitte des 14. Jahrhunderts in der Großen Genossenschaft, einer jener Söldnerbanden, welche fast 200 Jahre lang, selbst nur von der Gier nach Beute erfüllt, die Werkzeuge der ränkevollen Politik der italienischen Fürsten und Freistaaten waren. Er führte die Genossenschaft, nachdem ihr Anführer Fra Moriale am 29. August 1354 durch Cola di Rienzi in Rom hingerichtet war, nach der Lombardei, um unter dem Banner der Liga gegen das Haus Visconti zu kämpfen. Als diese, auf Kaisers Karl IV. Befehl, ihre Söldner verabschiedete, wandte er sich nach Neapel, versuchte unterwegs vergeblich Ravenna zu nehmen und machte sich zum Herrn jenes Landes. Durch Zahlung von 150 000 Goldgulden zum Abzuge bewogen, trat er 1356 von Neuem in den Dienst der Liga und war 1357 im Kirchenstaate, das Auge stets auf die reichen Gefilde von Toskana gerichtet, von dessen Betreten ihn zuerst Waffengewalt, dann eine Geldsumme abhielt, die ihm gezahlt wurde. Er verwandte letztere, um seine verschuldeten deutschen Güter einzulösen und neue zu erwerben und trat dann in den Sold Siena's, welches mit Perugia im Kampfe war. Florenz gestattete ihm den Durchmarsch; als aber seine Mannschaft die Erlaubniß mißbrauchte und in gewohnter Weise raubte und plünderte, fiel am 25. Juli 1358 im Lamonethale bei einem Engpasse, der die Taubenfallen heißt, das Landvolk über seine sorglos dahinziehende Truppe her, machte sie großentheils nieder und zersprengte den Rest. Johann von Oleggio, der Herr von Bologna, war es, dem L. sein Leben dankte. Im folgenden Jahre stand er abermals an der Spitze der Großen Ge-

nossenschaft, wagte aber den Kampf mit Pandolfo Malatesta, dem Feldhauptmann der Florentiner, nicht, sondern ließ sich von diesem in einer verschanzten Stellung, dem „Fliegenlager“, einschließen, wo Hunger und die Plage der Insekten am 23. Juli 1359 die Auflösung der Bande zu Wege brachten. L. trat nun zunächst in die Dienste des Markgrafen von Montferrat, dann in die der mailändischen Visconti. Durch den am 8. Mai 1360 zwischen England und Frankreich geschlossenen Frieden von Brettigny erhielt das Söldnerwesen neuen Aufschwung: die Entlassenen beider Parteien wandten sich zumeist nach Italien, die Weiße Genossenschaft oder die der Engländer, unter Albert Sterz, überzog die Lombardei. Solchen Widersachern gegenüber mahnte L. zur Vorsicht, ließ sich nicht aus Tortona herauslocken und rieth einen Waffenstillstand an, als aber letzterer 1362 geschlossen war und der Feind an dessen Abmachungen sich nicht kehrte, ließ er sich zu einem Angriffe hinreißen. Im entscheidenden Augenblicke von den Seinen, denen der Muth entsank, verlassen, empfing er die tödtlichen Wunden, denen er bald darauf erlag, ohne daß näher angegeben ist, wo und wann dies geschah.

Friedrich Steger, Geschichte Franz Sforza's und der italienischen Condottieri, Leipzig 1853. Poten.

Landau: Nicolaus von L., Mönch im Cistercienserkloster Otterberg in der Pfalz. Ueber sein Leben ist nichts näheres bekannt. Vielleicht ist er identisch mit dem 1370 urkundlich nachgewiesenen Abte dieses Namens in Otterberg (s. Remling, Urkundl. Geschichte d. ehemaligen Abteien und Klöster in Rheinbayern, I. 229). Er schrieb vier Bücher Predigten, deren Benennung Novi Sermones er erklärt: „Sic dico, quia isti sermones sunt novi non secundum rem, sed secundum modum rei et effectum et saltem secundum me sunt novi; qui noviter modo novis predicatoribus divina gracia largiente ex diversis sermonibus et libris conscripsi et sic diversimode conpilando in linguam maternam redegi“. Erhalten sind uns nur die beiden ersten Bücher, welche 1341 vollendet wurden. Sie befinden sich, höchst wahrscheinlich in der Urschrift des Verfassers, auf der Kasseler Landesbibliothek unter der Signatur Ms. theol. 4°. 11 u. 12. L., welcher der scholastischen Richtung angehört, verbindet mit dem Eifer, alles und jedes, auch das fernstliegende, in seine theologischen Abstractionen zu verarbeiten, eine reiche Belesenheit, die sich in lästig vielen lateinischen Citaten mit folgender deutscher Uebersetzung kundgibt. Seine Predigten, genau nach ein und demselben Schema gebaut, enthalten das kirchliche Dogma in pedantischer Weise aus der hl. Schrift und den Kirchenvätern zusammengestellt und erläutert. Jede Predigt hat ein lateinisches Exordium, in welchem der Text des Tages in verschiedene Theile, gewöhnlich drei, zerlegt wird. Dasselbe wird dann nochmals deutsch abgehandelt, worauf über die einzelnen Theile geredet wird. Man sieht, die Predigten sind geschrieben für ein gelehrtes Publicum, und mögen bei diesem ihrer Gelehrsamkeit halber in Ansehen gestanden haben. Es fehlt ihnen gänzlich an der aus innerer Ueberzeugung hervorgehenden, zum Herzen sprechenden, unmittelbar packenden Beredsamkeit des Volkspredigers, dessen unübertroffenes Vorbild Berthold von Regensburg ist.

Vorzügl. Charakteristik in Cruel, Gesch. d. deutschen Predigt im Mittelalter, S. 406 ff. Karl Kochendörffer.

Landauer: Joachim L., Volkssänger des 16. Jahrhunderts. Er nahm an dem von Herzog Wilhelm von Cleve geführten „geldrischen“ Kriege gegen Burgund persönlich Antheil, insbesondere an dem Siege, welchen die Geldrischen 1543 am Sonnabend vor Ostern, 24. März, über ihre Gegner erfochten: „den Tanz“, der „im weiten Feld geschah“, hatte er „selber helfen springen“. Wol schwerlich derselbe Joachim L. ist der Dichter zweier auf die Belagerung von

Frankfurt und von Sachsenhausen im J. 1552 bezüglichen Lieder, da der Dialekt bei beiden durchaus verschieden ist. Auch dieser L. nahm an der Action theil und bekleidete die Stellung eines Hauptmannes; er führte den Beinamen „von Wurm“.

R. v. Liliencron, Historische Volkslieder, 4. Bd., Nr. 494, 601, 602.

K. Bartsch.

Landeck: Gottfried L., 1740 zu Malitsch im Kreise Jauer in Schlesien geboren und als derjenige bekannt, der am meisten Anspruch auf das Verdienst hat, als Husar im Belling'schen Regiment den nachmaligen Feldmarschall Blücher, welcher als Junker im schwedischen Husarenregiment Sparre stand, am 29. Aug. 1760 bei einem Scharmützel am Kavelpasse bei Friedland in Mecklenburg zum Gefangenen gemacht zu haben, erwarb in der Rheincampagne, noch immer in demselben Regimente dienend, unter denjenigen, den er dereinst als „Solofänger“ — wie Blücher sagte — dem preußischen Dienste zugeführt hatte, die goldene Verdienstmedaille, nahm 1798 den Abschied, wurde Wirthschaftsinspektor auf dem Gute Gramenz bei Neustettin in Pommern, verlor durch den Konkurs seines Gutsherrn seine Stelle und seine Ersparnisse, erhielt 1815, als er sich mit der Berufung auf sein Verdienst vom Jahre 1760 an den Staatskanzler Hardenberg gewandt hatte, — außer dem ihm gebührenden „Gnadenthaler“ — eine Pension von monatlich sechs Thaler, und starb zu Gramenz am 5. Novbr. 1821.

J. D. E. Preuß, Friedrich der Große, II. S. 267, Berlin 1833. — Ernst Graf zur Lippe, Husarenbuch, S. 408, 562, Potsdam 1863.

Poten.

Landerer: Maximilian Albert L., württembergischer Theologe, geb. am 14. Januar 1810 in Maulbronn, † am 13. April 1878 in Tübingen. Der Familienüberlieferung gemäß von Jugend auf zum Geistlichen bestimmt, durchlief er die gewöhnliche Studienlaufbahn der württembergischen Theologen (niederes und höheres Seminar), stets durch großen Fleiß und treue Gewissenhaftigkeit sich auszeichnend, absolvirte mit glänzenden Zeugnissen seine Studien, wurde von 1832—34 Amtsgehülfe seines Vaters, Philipp L., Pfarrers in Walddorf, und 1834 Repetent in Maulbronn, 1835 Repetent am Tübinger Stift; die vier Jahre eifrigen Lernens und Lehrens, welche er dort zubrachte, wurden durch eine Reise nach Norddeutschland besonders Berlin unterbrochen, wo er zwar Schleiermacher nicht mehr traf, aber mit Neander, Twesten, Steffens und anderen in nähere Verbindung trat. 1839 wurde er zum ersten Diakonus in Göppingen ernannt, 1840 nach der Resignation von Elwert zum außerordentlichen Professor der Theologie und zum Frühprediger nach Tübingen berufen. Ruhig, ohne viele Wandlungen und Wanderungen ist dort nun sein Leben verflossen, in seltener Einfachheit, das Bild eines echten schwäbischen Gelehrten- und Professorenlebens; einen Ruf nach Kiel 1843 lehnte er ab, ebenso einen nach Göttingen 1862, die Musenstadt am Neckar hat er nicht mehr verlassen und während Generationen von Studenten zu seinen Füßen saßen, rückte er, vom Strome der Zeit und von seinen eigenen Verdiensten getragen, allmählich zu höheren Stellen und Würden vor, 1842 wurde er Ordinarius, 1860 erster Inspector des theologischen Seminars (Stiftes), 1844 war er von der theologischen Fakultät in Königsberg zum Doctor der Theologie honoris causa creirt worden. Seinem unermüdeten treuen, reichgesegneten Wirken that ein schwerer Fall, wobei er sich eine Brustverletzung zuzog, Einhalt 1875, von dort an kränkelte er, 1877 nahm er seine Entlassung; die zahlreichen Freunde und Schüler, die aus allen Gegenden des engeren und weiteren Vaterlandes zum Universitätsjubiläum 1877 nach Tübingen eilten, trafen ihn noch munter und

frisch, zunehmende Kränklichkeit vereitelte seinen Plan, seine wissenschaftlichen Werke herauszugeben oder zur Herausgabe vorzubereiten, am 13. April 1878 machte eine Lungenblutung dem schwindenden Leben unerwartet ein Ende. Seine erste Ehe mit Emilie geb. Pistorius hatte der frühe Tod der jungen Frau nach wenigen Wochen wieder gelöst (1839), zum zweiten Male verheirathete er sich 1845 mit Emma geb. Werner, seiner Schwägerin und der Schwester seines Studiengenossen Gust. Werner, eine Tochter und drei Söhne überlebten den Vater. — L. war ein Gelehrter im besten Sinne des Wortes, ebenso fein als liebenswürdig, human und zuvorkommend mit nimmermüder Freundlichkeit gegen die ihn umdrängende Studentenwelt, sein ethisch geläuterter Charakter drückte sich schon äußerlich in der feinen, Achtung gebietenden Persönlichkeit aus, in den dunklen klugen Augen, die wohlwollend und humoristisch zugleich unter der Brille hervorblitzten. Still und anspruchslos, wie sein Lebensweg, war auch sein Wesen, es haftete ihm etwas an von der bekannten schwäbischen Zurückhaltung, er hätte schwerlich an einer anderen deutschen Universität sich heimisch gefühlt, wie er auch seine Ferienreisen nie weit über die engere Heimath ausdehnte. Seiner durchaus geraden und gerechten Natur war jedes bloße Scheinwesen zuwider, so daß er auch an sich selbst das Bewußtsein des eigenen Werthes, zu welchem er bei einer umfassendsten Gelehrsamkeit, welche sich nicht blos auf die ihm zunächst liegenden Disciplinen, Theologie und Philosophie, sondern auch auf Naturwissenschaften und Litteratur erstreckte, alle Veranlassung gehabt hätte, nie hervorkehrte, während umgekehrt ein Gehörleiden, das schon im Knabenalter begann und im Alter zunahm, und das den Verkehr mit ihm sehr erschwerte, auch störend auf seinen Vortrag als Lehrer und Prediger einwirkte, ihn weder mißtrauisch, noch empfindlich machte. In den Studentenjahren hat ihn dies Leiden von dem eigentlichen burschikosen Treiben zurückgehalten, aber die Freude des regen geselligen Verkehrs war ihm nicht blos vergönnt, sondern durch seinen nie versiegenden, treffenden, aber nicht boshaften Humor, dessen prägnanteste Aeußerungen als geflügelte Worte von Mund zu Mund gingen, war er meistens der Mittelpunkt des Kreises. Das Ideal eines akademischen Lehrers war er nicht; trotz eines eminenten Gedächtnisses, das sich auch in einer großartigen Personenkenntniß zeigte, las er alle seine Vorträge, das Organ war kein angenehmes, und eine maßvolle Beschränkung des Stoffes mit festem, abschließendem Resultat zu geben, war ihm nicht möglich. Es war eine tief gegründete Eigenthümlichkeit seines Wesens und auch seines Lehrens, daß er sich in seiner Wissenschaft nie genug thun konnte, daß er nie mit sich zufrieden war; er war in erster Linie Kritiker und die Nüchternheit, Klarheit und objective Begründung seiner Kritik machte dieselbe ungemein werthvoll; ein Dialektiker, der seines gleichen suchte, fand er alle möglichen Gründe und Gegengründe und wenn er in der großartig angelegten Architektonik seiner Vorlesungen, z. B. seiner Dogmatik, lebhaft an die alten Scholastiker erinnerte, so fehlte ihm dagegen das nothwendige, sichere Ende des systematischen Abschlusses. Ganz vorzüglich in der klaren Auseinanderlegung der einzelnen Momente eines Dogmas, eines Lehrbegriffs, des Inhalts eines Buches befriedigte er weniger in dem eigenen Resultate, das der Studirende doch naturgemäß von ihm erwartete. Seine Vorlesungen, die sich auf den weiten Umkreis von Dogmatik, Dogmengeschichte, Symbolik, Religionsphilosophie, Exegese des neuen Testaments und biblische Theologie des neuen Testamentes erstreckten, waren eine Fundgrube des Wissens, wirkten aber aus den angegebenen Gründen hauptsächlich anregend und zum eigenen Forschen reizend, und wenn er auch nicht in dem Sinne eine Schule hinterließ, wie Baur, so war doch sein theologischer Einfluß auf die Studentenwelt, auf die gegenwärtige Generation der württembergischen Geistlichkeit, deren Studienjahre

zwischen 1850—70 fielen, ein stiller, aber tiefer und sehr weitgehender. Sein theologischer Standpunkt war der der Vermittlungstheologie, es konnte auch kaum ein anderer sein, da er seinem Wesen nach Kritiker und Eklektiker war; als er die Hochschule als Student betrat, war dort die alte supranaturalistische Richtung am Erlöschen, die neuen Richtungen Schleiermacher'scher und Hegel'scher Theologie machten sich immer mehr geltend, 1831 trat Baur mit seiner kritischen Thätigkeit, 1834 Strauß mit seinem Leben Jesu hervor; alle diese Factoren machten ihren Einfluß auf den jungen, für das Kritische und Dialektische so empfänglichen Theologen geltend, thetisch und antithetisch hat er sich mit allen auseinandergesetzt und die Selbständigkeit seines Standpunkts gewahrt; er war entschieden positiver Theologe in der vollen Anerkennung des Offenbarungsbegriffes und der Wunder, der Sünde als einer That der menschlichen Freiheit, in der Christologie dagegen war er anthropocentrisch, und wenn L. von der Mißachtung, welche der Vermittlungstheologie von vielen Seiten entgegengebracht wird, seinen redlichen Antheil zu tragen hatte und außerhalb seines engeren Vaterlandes nie die Werthschätzung genoß, die er verdiente, so wurde ihm doch von unzähligen, die näher auf ihn eingingen, Liebe und Dankbarkeit in hohem Maße gezollt und stets noch bewahrt. Vieles aber von dem, was er auf seinem Lehrstuhl zuerst ausgesprochen und gelehrt hat, ist mündlich und schriftlich von Andern als eigene Weisheit preisgegeben worden, die beste Rechtfertigung von Landerer's Gelehrsamkeit. L. war nicht schreibselig, er hatte eine eigenthümliche Scheu vor litterarischen Veröffentlichungen und vor der Kritik; das Bessere war auch hier der Feind des Guten, seine Bescheidenheit ging hier über in einen Mangel an Selbstvertrauen, wie er sich auch mannigfach imponiren ließ, wo man es nicht hätte erwarten sollen. Seine litterarischen Productionen sind wenige, 13 Artikel in Herzog's Realencyklopädie, 1. Aufl. (in der zweiten ist nur Daub von ihm bearbeitet), von welchen die über den „Kanon des Neuen Testaments" (Bd. VII), „Melanchthon" (Bd. IX), „Scholastische Theologie" (Bd. XIII), „Tübinger Schule" (Bd. XVI) die bedeutendsten sind und den besten Beweis von des Verfassers Scharfsinn, Gründlichkeit und Gelehrsamkeit liefern. In den Jahrbüchern für deutsche Theologie, Bd. II, erschien die werthvolle Abhandlung: „Das Verhältniß von Gnade und Freiheit in der Aneignung des Heils" — leider Torso geblieben. Ferner sind erschienen die beiden Gedächtnißreden, die er auf seine Collegen Baur 1860 und Oehler 1872 gehalten hat, die erstere das beste und feinste, was über diesen bedeutenden Theologen geschrieben wurde. Die Erwartung eines reichen litterarischen wohlgeordneten Nachlasses wurde getäuscht, es fand sich wenig zur Veröffentlichung zugerichtetes vor und das Veröffentlichte befriedigte nicht durchaus, denn vieles von dem, was nun zum ersten Mal gedruckt an das Licht trat, war durch seine Vorlesungen schon längst Gemeingut der Theologie geworden. Es erschienen: „Zur Dogmatik. Zwei akademische Reden von Dr. M. A. L.", mit der Beigabe: „Gedächtnißrede auf Ferdin. Christ. Baur, herausgegeben von Weiß und Buder", Tübingen 1879; „Neueste Dogmengeschichte (von Semler bis auf die Gegenwart). Vorlesungen von L., herausgegeben von P. Zeller", Heilbronn 1881; die Vorzüge und Mängel von Landerer's Lehren und Gelehrsamkeit treten hier deutlich zu Tage, aber die Veröffentlichung lag schwerlich in Landerer's Sinn. „Predigten von L. In einer Auswahl herausgegeben von P. Lang", Heilbronn 1880; bemerkenswerth durch die feine Psychologie und den schönen Fluß der Sprache, der im mündlichen Vortrag weniger hervorgetreten war.

Worte der Erinnerung an Dr. M. A. Landerer, Tübingen 1878, enthaltend die Reden am Sarge und Grabe von G. Werner, Dek. Frank und Prof. Weiß und einen kurzen Lebensabriß; Wagenmann, Zum Andenken an

Dr. Landerer. Jahrbücher für deutsche Theologie, Bd. XXIII, 1878, S. 477 ff.; H. Schmidt, Artikel Landerer in Herzogs Realencyklopädie, VIII. S. 387 ff.; Zum Andenken Dr. Landerer's. Evangel. Kirchen- und Schulblatt, 1878, Nr. 26 ff.; A. Landerer in Allgem. evangel.-luther. Kirchenzeitung, 1878, Nr. 23 (von H. Schmidt), (der Nekrolog von O. Pfleiderer in Protest. Kirchenzeitung, 1878, Nr. 20, stand mir nicht zu Gebote). C. Weizsäcker, Lehrer und Unterricht an der evangel.-theol. Fakultät in Tübingen, 1877.

Th. Schott.

Landgrebe: Georg L., Dr. philos., geschätzter Geologe. L., geboren am 10. Juni 1802 zu Kassel als der Sohn angesehener Bürgersleute, besuchte zuerst das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann das Lyceum Fridericianum und widmete sich schließlich auf der Universität Marburg den naturwissenschaftlichen Studien, namentlich dem Fache der Chemie, Physik und Mineralogie. Nachdem L. daselbst promovirt hatte, habilitirte er sich 1826 in Marburg als Privatdocent und blieb in dieser Stellung bis 1837. Dieser Periode entstammt eine Reihe von Publicationen hauptsächlich chemischen Inhalts. Unter denselben sind zu nennen: „Ueber die Wirkung der Ammoniakgase auf Jod" (Schweigger's Journal, LII. 1828), „Neues Knallpulver" (das.); „Chemische Untersuchung einiger Phosphormetalle" (das., LIII. 1828, LV. 1829 u. LX. 1830); „Ueber Chiastolith" (das., LIX. 1830), „Ueber das Licht, vorzugsweise über die chemische und physiologische Wirkung desselben", 1834; „Ueben einen fossilen Hayzahn" (N. Jahrb. f. M., G. u. P. 1835, S. 735). In letzterer Arbeit wies L. den relativ geringen Gehalt des Fossils an phosphorsaurem Kalk gegenüber dem Kalkcarbonat nach. In Folge der geringen Erfolge bei seiner Lehrthätigkeit und bei seinen politischen Ansichten, welche eine Anstellung im hessischen Staatsdienste unter dem Hassenpflug'schen Regimente nicht wohl erwarten ließen, gab L. seine Stellung in Marburg auf und kehrte in seine Vaterstadt Kassel zurück. Hier versuchte er neben seinen Studien, welche er aufs eifrigste betrieb, eine Bleiweisfabrik zu errichten, gab jedoch auch dieses Unternehmen, das sich nicht rentabel erwies, wieder auf und lebte fortan ganz für sich als unverheiratheter Privatmann lediglich seinen Lieblingsstudien, der Mineralogie und Geologie, ohne sich an Jemanden enger anzuschließen, weshalb er auch fast ganz unbeachtet lebte. Dabei aber durchstreifte L. als eifriger Beobachter und Sammler Hessen nach allen Richtungen und brachte eine ansehnliche geologisch-mineralogische Sammlung zusammen, welche später nach Berlin kam. Als Frucht seiner in der Zurückgezogenheit desto eifriger betriebenen Studien reiften zwei wissenschaftlich bedeutende Werke, nämlich 1841 erschienen „Ueber die Pseudomorphosen im Mineralreiche", und 1855 in zwei Bänden „Naturgeschichte der Vulkane". In der voranstehend genannten Schrift hat L. wol zuerst den Versuch gemacht, die vor ihm seit Werner und Hauy beschriebene, dann von Hausmann, Naumann und Haidinger in einzelnen Fällen behandelte Erscheinung der Pseudomorphosen im Zusammenhange systematisch zu ordnen, zu beschreiben und ihre Untersuchung an einer ansehnlichen Anzahl von Beispielen weiter fortzuführen. In dieser sehr verdienstlichen Arbeit, die nicht nach Gebühr ihre Anerkennung und Würdigung gefunden hat, legte L. bereits den Grund zu der auch von den späteren Forschern auf diesem Gebiete angenommenen Gruppirung der Pseudomorphosen in die zwei Hauptabtheilungen der Umformung und der Umwandelung und lieferte auch für viele Formen derselben eine erste richtige Erklärung des Entstehungsvorganges. Noch bedeutender ist das Werk über Vulkane, welches an Vollständigkeit in Bezug auf die bis dahin bekannten vulkanischen Erscheinungen und an zweckmäßiger Anordnung des behandelten Stoffes den besten Litteraturerzeugnissen über diesen Gegenstand zur Seite gestellt zu werden

verdient. L. hat sich dadurch, obwol er darin keine eigenen, selbständigen Forschungsresultate bietet und ganz auf dem nicht haltbaren v. Buch'schen Standpunkt stehen blieb, doch ein wesentliches Verdienst um die Förderung vulkanischer Studien erworben. Zuletzt lebte L., nachdem sein Vermögen ziemlich aufgebraucht war, unter kümmerlichen Verhältnissen und starb, von seiner Mitwelt kaum beachtet, am 27. Mai 1873 zu Kassel.

Poggendorff, Biogr., I. 1365. Orig.-Mitth. v. Gümbel.

Landolt: Salomon L., „Landvogt von Greifensee", geb. am 10. Decbr. 1741, † am 26. Novbr. 1818. — Obschon eine der ursprünglichsten und kernhaftesten Erscheinungen aus einer zwar der Rechnung nach noch nicht, aber thatsächlich durch die gänzliche Aenderung vieler Lebensverhältnisse entfernt hinter uns liegenden Zeit, war L., wiewohl ein so vollendeter Meister in persönlicher Schilderung, wie David Heß, ihn vorgeführt hatte, etwas zurückgeschoben gewesen: da weckte Gottfried Keller vor kurzen Jahren in einer Dichtung mit Wahrheit unvergleichlich mischenden Novelle den alten „Landvogt L.", wie er für mehrere Geschlechter Zürichs fast sprichwörtlich gewesen war, neu zum Leben auf. So wie vor mehr als einem Jahrhundert Hottinger in seinen Briefen Selkoi's (vgl. Bd. XIII. S. 197) L. beschrieb, steht er vor den Augen eines nun viel weiteren Leserkreises: „Ein Mann von stählernem Sinn und ächtem Schweizerherzen. Freyheit und Vaterland liebt er über Alles und würde sich eher die Haut über die Ohren abziehen lassen, als er eine unedle That beginge. Er ist Alles, was er ist, von Natur; aber sein Urtheil ist gesund und seine Laune unerschöpflich". — L. stammte aus einem angesehenen bürgerlichen Geschlechte, aus welchem in seiner eigenen Zeit zwei Glieder als Bürgermeister an der Spitze des zürcherischen Staatswesens standen; doch war für seine Jugendentwickelung die Beziehung zu der Familie seiner ausgezeichnet begabten Mutter, Anna Margarethe Hirzel, von viel größerer Bedeutung. Bei seinem Großvater, dem General in holländischem Dienste, Salomon Hirzel (vgl. Allg. d. B., Bd. XII. S. 485), und seinen Oheimen brachte L. an deren verschwenderischem Hofhalte auf Schloß Wülflingen viele Zeit als Knabe zu und empfing da eine eigentlich militärische Schulung; andererseits ist es ein glänzendes Zeugniß seiner sittlichen Kraft, daß er in diesem wilden Jagdjunkerleben nicht zu Grunde ging. Einsichtiger Rath vermochte die Eltern, den feurigen jungen Mann, da ihn nur die Mannigfaltigkeit seiner Anlagen, die sehr große Lebhaftigkeit des Temperaments von der Wahl eines bestimmten Berufes bisher abgehalten hätten, 1764 auf die Militärschule nach Metz zu senden; aber auch hier fand er sich, außer daß er seine künstlerischen Anlagen bei dem Maler Le Paon weiter ausbildete, nicht an seinem Platze, so daß er nach Paris reiste und auch da in erster Linie bei Le Paon arbeitete. Nach etwa drei Jahren kam er, durch viele Erfahrungen bereichert, aber ohne Kenntnisse für ein specielles Fach, nach Zürich zurück. Erst als er aus einer kleinen Schaar Freiwilliger, die er geschickt gesammelt und geübt, den Kern des Scharfschützencorps gebildet und 1770 vor einem Kreise Sachverständiger mit seinen Leuten auf einer Musterung sich bewährt hatte, war eine Seite seines Berufes entschieden: er erhielt den obrigkeitlichen Auftrag, eine Jägercompagnie zu schaffen, und bei der vorzüglichen Gestaltung dieser den localen Bedürfnissen ganz angepaßten neuen Waffengattung konnte jetzt L. seine ausgezeichnete Menschenkenntniß, seine Gewandtheit, zu befehlen, anzuordnen, an sich zu fesseln, darlegen. Es gelang ihm, die Kunst des Schießens durch seine Anregung sehr zu vervollkommnen, auch andere kantonale Regierungen zur Nachahmung des in Zürich aufgestellten Musters zu veranlassen. Aber dazwischen hinein fiel 1776 ein Ritt nach Berlin, von heute auf morgen unternommen, nach den anregenden Erzählungen preußischer Besucher über Friedrichs des Gr.,

des von L. längst bewunderten Siegers, großartige Potsdamer Musterungen; das vom Könige unterzeichnete Erlaubnißschreiben, der Revue beizuwohnen, für L. eine heilige Reliquie, war eines der wenigen Besitzthümer, die der Greis ein halbes Jahrhundert später hinterließ. Die frische Erscheinung des schönen jungen Mannes verfehlte nicht, auf Friedrich einen Eindruck zu machen, sodaß ihm dieser vorschlug, ein Freicorps aus Schweizern im preußischen Dienste zu errichten, und auch Zieten gewann den jungen Offizier lieb; aber der Gedanke eines Eintritts in die preußische Armee kam nicht zur Erfüllung, und so kehrte L. nach mehreren Monaten, in denen er eindringlichste Kenntnisse der Militäreinrichtungen gesammelt hatte, in die Heimath zurück. Diese originelle Reise gab aber auch in Zürich seiner Person eine größere Beachtung, sodaß ihn seine Zunft 1777 als Mitglied des Großen Rathes erwählte und die Regierung ihm 1778 mit dem Range eines Oberstlieutenants die Führung des gesammten Jägercorps übergab. Ebenso gelang es L., im gleichen Jahre 1778, als eine furchtbare Ueberschwemmung das Dorf Küßnach am Zürichsee verderblich heimgesucht hatte, in der von ihm übernommenen Polizeileitung weite Kreise von seiner hervorragenden Befähigung, organisatorisch zu gebieten, von neuem zu überzeugen. Aber erst 1780 erhielt er nun, durch die auf sechs Jahre sich erstreckende Zuweisung der Landvogtei Greifensee — dieser Landestheil entspricht jetzt ungefähr dem mittleren Abschnitte des zürcherischen Bezirkes Uster — eine ausreichende Gelegenheit, seine Thatkraft und Einsicht zu beweisen. Als Repräsentant der besten Seiten eines patriarchalisch durchgreifenden Regierungssystems, rücksichtslos streng, wo es nöthig war, von fröhlichem Verständnisse für die Bedürfnisse ländlicher Kreise erfüllt, durch rationelle Anregungen auf landwirthschaftlichem Boden wohlthuend wirksam, so verstand es L., sich da einen geradezu populären Namen zu schaffen; besonders haben sich manche Richtersprüche aus seinem Munde, die wie vorzüglich erfundene Anekdoten sich ausnehmen und doch ganz der Wahrheit angehören, lebendig erhalten. Als er dann von 1795 an eine entsprechende Function in einem anderen Theile des zürcherischen Gebietes, der Landvogtei Eglisau, am Rheine gelegen, deren Territorium zumeist auf der jenseitigen nördlichen Seite des Flusses selbst lag, übernahm, wurden die ohnehin weniger günstigen Verhältnisse durch die aufsteigenden revolutionären Bewegungen noch mehr erschwert, was zwar nicht ausschloß, daß L. auch hier, zumal da er ruhiger geworden war, weniger rasch durchgriff, eine sehr gedeihliche Thätigkeit eröffnete. Schon seit dem Herbste 1792 war L., indem er das nach der verbündeten Stadt Genf wegen deren Bedrohung von der französischen Republik gelegte zürcherische Contingent befehligte, mit der drohenden Erschütterung näher bekannt; jetzt vermehrte die Unsicherheit der Zustände während Moreau's Rückzug 1796 die Schwierigkeiten in dem von L. verwalteten Grenzbezirke, dessen Polizei er zwar von seinem Amtsantritte an schon trefflich neu eingerichtet hatte, und L. selbst commandirte den einen Flügel der von ihm längst gewünschten Grenzbesetzung. Endlich aber sank mit der Revolution von 1798 das Amt selbst, das er bekleidete, in dem er bis zuletzt, auch vom öffentlichen Vertrauen geehrt, seine Pflicht, wie ein Mann, erfüllt hatte, in sich zusammen. Daß die in neufränkischer Weise verbrämte helvetische Freiheit in ihm den schärfsten Kritiker fand und seinen schneidenden Witz herausforderte, ist nicht zu betonen nothwendig; es muß ihm eine Genugthuung für manche unangenehme Erfahrung gewesen sein, als er, im September des Jahres vor das neue Bezirksgericht Bülach wegen spöttischer Reden über den Freiheitsbaum vorgefordert, für die zu erlegende Buße seinen Richtern vor nicht geringer Zuhörerschaft die eigene Auffassung der Dinge in unverhüllter Weise darlegte. Auch ökonomisch schwer geschädigt, kehrte L. auf das schon nach dem Abgange von Greifensee angekaufte

einfache Landgut in Enge bei Zürich zurück, und so kam es, daß er 1799 zwischen der ersten und zweiten Schlacht bei Zürich mitten in den Kriegsereignissen sich befand und bei seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Hotze (s. den Art.) sehr häufig als Freiwilliger sich an den kleinen Gefechten gegen die Franzosen betheiligte, daß aber auch nach der Niederlage der Russen seines Bleibens nicht mehr war. Er verweilte nun einige Zeit mit der gleichfalls flüchtigen Familie seines Freundes Escher von Berg in Schwaben und kehrte erst im Sommer 1800, als sich die Aufregung etwas beschwichtigt hatte, nach Zürich zurück. Mit einem größeren Eifer, als je vorher, warf er sich auf die Malerei — er vermochte durch den Verkauf von Bildern auch seiner knapp gewordenen Lage etwas aufzuhelfen —, und vorzüglich alle jene kriegerischen Schauspiele, die er in der letzten Zeit gesehen, dienten jetzt dem gedankenreichen Schilderer soldatischen Lebens; auch einiger politischen Thätigkeit nahm er sich nach Einführung der Mediationsverfassung wieder an. Aber nun starb dem Unverheiratheten die „Frau Marianne", seine treue Haushälterin, welche, noch origineller als ihr Herr, eine vor der Schleierung aus dem Kloster in Tirol entlaufene Nonne, nachherige Marketenderin im preußischen Heere, „ein weiblicher Husar", über 20 Jahre die Oekonomie trefflich besorgt hatte, und L. entschloß sich 1809, sein Besitzthum zu verkaufen. Er zog in größere Entfernung von Zürich, zu Verwandten, und kam nur noch selten auf längeren Besuch nach Zürich geritten. Endlich wählte er bei einem Freunde, damaligem Oberamtmann zu Andelfingen, seinen Wohnsitz, und in dessen schön gelegenem Amtssitze verlebte er vom Sommer 1818 an seine letzten Monate, heiteren, freien Sinnes, mit seinem feinen künstlerischen Verständnisse der Reize der Natur sich erfreuend, bis mit den fallenden Blättern die Kraft ganz sank und, nach seinem Wunsche, in einer Nacht der ruhige Schlummer zum Todesschlafe wurde. — Der zürcherischen Künstlergesellschaft voran, zu deren Stiftern neben Martin Usteri, Ludwig Heß, Konrad Geßner (s. d. Art.), Heinrich Freudweiler (vgl. Bd. XII. S. 274), seinen Freunden, L. 1787 gezählt hatte, widmete David Heß das im Eingange erwähnte „nach dem Leben ausgemalte Charakterbild" (Zürich 1820), ein ganz classisches Büchlein, welches des in seiner Art einzigen Mannes durchaus würdig ist (vgl. Bd. XII. S. 276). Meyer von Knonau.

Landsberg, zum Unterschiede von einem gleichnamigen älteren Kriegsbaumeister, welcher um die Mitte des 17. Jahrhunderts wirkte, der jüngere L. genannt und außerdem durch die Anfangsbuchstaben seiner Vornamen J. H. D. gekennzeichnet, wie jener von Herkunft ein Niederländer und zuerst im Dienste seines Vaterlandes, wurde 1670 geboren, wohnte als Ingenieuroffizier in den Feldzügen gegen Frankreich einer großen Zahl von Belagerungen bei, trat 1733 in kursächsische Dienste und starb 1746 in diesen als General. Wie der ältere L. einer der Hauptvertreter der sogenannten älteren deutschen Befestigungsmanier, so bevorzugte auch der jüngere L., welcher den Prinzipien der besonders durch seinen Meister Coehorn zur Geltung gebrachten, niederländischen Schule huldigte, das tenaillirte Tracé. Sein berühmtes Werk: „Nouvelle manière de fortifier les places", A la Haye 1712, ist mehrfach herausgegeben und übersetzt.

A. v. Zastrow, Geschichte der beständigen Befestigung, 3. Aufl., Leipzig 1854. Poten.

Landsberg: Johann L. (mit dem Beinamen Justus), geboren zu Landsberg in Baiern ca. 1490, † zu Cöln am 10. August 1539, studirte zu Cöln und trat sodann ebendaselbst in den Karthäuserorden ein. Er widmete sich als Ordensmann dem ascetisch beschaulichen Leben und erwarb sich hohe moralische Achtung dadurch, daß er mit der größten Strenge gegen sich selbst die liebreichste Milde gegen Andere verband. Nachdem er mehrere Jahre in Cöln das Amt

eines Magister Novitiorum verwaltet, wurde er zum Prior eines anderen Hauses seines Ordens in der Nähe von Jülich bestellt, und predigte auch häufig in der Hofkirche des Herzogs von Jülich. Später fungirte er als Visitator der deutschen Klöster seines Ordens. Die Rücksicht auf seine durch viele Anstrengungen erschütterte Gesundheit nöthigte ihn schließlich, sich wieder in die Cölner Karthause zurückzuziehen, in welcher er seine irdischen Tage beschloß. Er hinterließ eine große Zahl ascetischer und erbaulicher Schriften, welche in fünf Quartbänden gesammelt zu Cöln (1693) herausgegeben wurden. Aufzählung derselben in Hartzheim's Bibliotheca Coloniensis; vgl. auch Petrejus, Bibliotheca Carthusiana.

Werner.

Landsberg: Martin L. (Lantzberg, Lantzperger), Buchdrucker zu Leipzig am Schluß des 15. und im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Jahr und Tag seiner Geburt sind nicht überliefert und ebenso ungewiß ist es, ob, wie gewöhnlich angenommen wird, Würzburg oder Augsburg seine Heimath war. Für die erstere oder vielmehr beide Städte sprechen die Bezeichnung „Herbipolensis“ und fast ebenso häufig der Chifferzusatz: M.H.A.V. (Martinus Herbipolensis Aug. Vindel.), nicht selten setzt er ersterem Worte auch „Baccalareus“ (sic) vor, woraus wol hervorgeht, daß er eine gelehrte Bildung genossen hatte. Seine Druckerthätigkeit zu Leipzig fällt zwischen die Jahre 1490—1524, welche nur einmal durch einen vorübergehenden Aufenthalt zu Halle unterbrochen wurde. Als ein gelehrter Mann interessirte er sich für die Herausgabe wissenschaftlicher Werke und namentlich correcter Drucke der alten Classiker, unter welchen besonders die Episteln des Horaz mit Hülfe des Joh. Honorius 1498, Virgil und die Officien Cicero's 1503 und 1507, beide mit der des lateinischen Dichters Reinhard Sbrulius, sowie des Aristoteles Metaphysik 1499, Sallustii de bello Jugurthino und des Persius Satiren, beide o. O. u. J., rühmlich hervorzuheben sind. Wegen dieses seines Fleißes und Eifers spendeten ihm denn auch die damaligen Humanisten und namentlich Hermann Busch (vgl. dessen lateinisches Epigramm Lib. III. mit der Ueberschrift „Martino Lansberck civi Lipsiensi et librorum excussori elegantissimo“) wohlverdientes Lob. Von anderen seiner Erzeugnisse nennen wir zugleich als sein erstes ein Buch des Ablaßpredigers Johann von Pfalz (vgl. Bd. XV. S. 471): „Das Bychlein wird genant die hymelisch Fundtgrub“, 1509, „Dominici Mancini de quatuor virtutibus . . . ad bene vivendum“, 1505, 1520, 4°; „Salutaris poeta de flori | bus pueris legendis incipit | . . . Nun geth auff eyn guldener schcyn | lern vnnd lysz der sitten puchlein . . .“, 1513, 4° (452 deutsche Reimverse und 113 lateinische Disticha; Serapeum 1856, 79—80), ferner: „Doctor | Martinus Luthers | Antwort auff die czedel, so | vnter des Officials : zu Stolpen | sigel ist | aus gangen“, o. O. u. J. (1520), 4°; Hieron. Emser's „Hüt dich, der bock stoßt dich“, 1521, 4° (vgl. Flögel, Kom. Lit. III. 151—156); „Wid' die vn | selige auffrure Merten Luders | . . . euch zw Wittenberg, | zugeschribenn“, 1522, 4°; „Ein schon new lied . . . munch | vnd pfaffen | betreffend . . .“, o. O. u. J. 8°; „Deutsch Evangelisch Meßze etwann | durch die Beptischenn pfaffen . . . gehandelt, vnd itzdt verordnet . . . Thomas Muntzer . . .“, 1524, o. O., 4°: „Proverbia metrica Joann. Fabri de Werdea“ (vgl. Bd. IV. S. 502). Im J. 1519 oder 20 folgte L. einer Einladung des Kardinals und Erzbischofs von Magdeburg, Albert, um auf des letzteren Kloster in Halle ein Verzeichniß der Heiligthümer des Neuen Stiftes daselbst zu drucken. Das Buch führt den Titel: „Vorzeichnus vnd | zceigung des hochlob= | wirdigen heiligthumbs der Stifftkirchen der heiligen | Sanct Moritz vnd Ma= | rien Magdalenen | zu Halle“, 1520, kl. 4°. Das Buch ist höchst interessant und von kulturgeschichtlicher Wichtigkeit. Zu dem Drucke dieses Werkes, das Panzer in seinen Annalen,

S. 444, und Zusätze, S. 196, als eine „vorzüglich große Seltenheit" und „merkwürdig" und „schätzbar" nennt, hatte L. die sogen. Schwabacher Schrift verwendet, welche zu derselben Zeit auch in den Werkstätten des Mauritius Brandis zu Magdeburg, des Wolfg. Stöckel, Nikol. Schmidt, Michael Blum zu Leipzig und des Joh. Grunenberg zu Wittenberg u. a. vielfach üblich war und in der neuesten Zeit und genau nach dem ursprünglichen Muster in Deutschland wieder zu Ehren gekommen ist. Das Druckerzeichen unseres L. findet sich in Rothscholtz, Insignia Nr. 306 und bei Schwetschke a. a. O. S. 9, wobei es nach dem letzteren (S. 13) ein eigenes Spiel des Zufalls ist, daß die Insignien dieses Druckers mit den beiden Wappen von Halle (das ältere zeigt ein Kastell, das neuere einen Halbmond zwischen zwei Sternen) fast ganz übereinstimmen; vgl. auch Bd. VI. S. 502 (woselbst auf Zeile 31 anstatt des Schreib- und Druckfehlers „Stöckel" zu lesen ist „Landsberg"). Uebrigens gebrauchte auch (G. Th. Strobel, Neue Beytr. II. 1. S. 110—111) der Buchdrucker Wolfg. Stürmer zu Erfurt das Druckerzeichen des L., das, was das Aeußere anbelangt, ganz den Umriß des Fust-Schöffer'schen beibehalten hat. Als eine zweite ungleich wichtigere Zufälligkeit aber muß es angesehen werden, daß (wiederum nach Schwetschke) in den hallischen Bürgerbüchern des 15. Jahrhunderts vielfach die Namen Gutenberg, Fust und Schöffer erscheinen, sowie daß in der Liste der neuen Bürger vom J. 1537 auch der eines „Conrad Kachelofen" begegnet, bekanntlich der Name eines Leipziger Buchdruckers (Bd. XIV. S. 781, vgl. auch Lotter: Melchior).

Leich, Origo typogr. Lips., p. 18—19. Panzer, Deutsche Annalen und lat. Ann. an zahlr. Stellen. Hain, 16207. Wackernagel, Bibl. Nr. 138. Serapeum 1866, 295. Schwetschke, Vorakademische Buchdruckergesch. der Stadt Halle, S. 13, 25, 83 ff. Lorck, Druckkunst und Buchhandel in Leipzig, S. 5. Goedeke, Gr. I. 111, 208. Thesaur. libell. 61, 213. J. Franck.

Landshut: Heinrich v. L. nennt sich am Schlusse einer schwankartigen Erzählung in einer Art, daß man ihn für den Verfasser halten muß: „es ist wahr das geschah, weil es mit seinen Augen sah Heinrich v. L." Der Inhalt des Schwankes ist sehr anstößig, die Aufzeichnung aus dem 15. Jahrhundert sehr entstellt, weist aber eben dadurch auf eine etwas ältere Zeit, schwerlich jedoch über die Mitte des 14. Jahrhunderts zurück.

Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften, S. 460—462, nach einer Regensburger Handschrift abgedruckt. K. Bartsch.

Lang: Ferdinand L., vortrefflicher Komiker, geb. am 28. Mai 1810 zu München, † daselbst am 30. August 1882. Wenn auch L. nicht zu den bekannten Darstellern der deutschen Bühne zählte, woran allein sein fast ausschließliches Verweilen am Münchener Theater die Ursache ist, so hat er doch eine Berechtigung, auch an dieser Stelle genannt zu werden, denn wenn im eigentlichen Sinn von einem Erben Raimunds die Rede sein kann, so muß darunter Ferdinand L. verstanden werden. War es doch auch das Spiel dieses unvergeßlichen Künstlers, welches ihn zuerst auf sein ureignes Gebiet hinwies, waren es doch auch die Charaktere des Wiener Volkspoeten, die er mit am glücklichsten auf den Brettern verkörperte. Der Grundzug aller seiner Darstellungen war Wahrheit, rührender Herzenston und Einfachheit und insofern er auch in der niedrigst komischen Rolle immer diskret blieb, hat sein College Possart Recht gehabt, ihn einen aristokratischen Künstler zu nennen. Das künstlerische Maßhalten war ihm zu eigen, wie nur einem und es zeugt von der Sorgfalt seiner Ausarbeitung und der Sicherheit seiner ersten Auffassung, daß er die einmal feststehende Rolle noch nach Decennien in der gleichen Weise gab. Ein Münchener Kind, ist er, wie schon gesagt, den Münchenern treu geblieben und durch seine

Leistungen ihr Liebling geworden. Davon zeugte 1877 die Feier des 50jährigen Jubiläums des Darstellers, an der ihm huldigend selbst der erste Bürgermeister der Stadt Theil nahm und an 2000 Gäste sich versammelt hatten. Hierbei zeigte sich recht eigentlich — was auch über die Biographie Lang's hinaus zu constatiren wichtig genug ist — wie der Schauspielerstand doch in der Achtung zugenommen hat. L. entstammt einer weitverzweigten Künstlerfamilie, die nachweisbar bis auf Martin Lang (geb. am 21. Juni 1755 zu Mannheim, † 1819 zu München) zu verfolgen ist, der 1788 mit dem Kurfürsten Karl Theodor von Mannheim nach München kam. Aus Martins Ehe mit der Schauspielerin Marianne geb. Boudet († 1835) gingen vier Kinder hervor: Theobald (1783—1826), Franz Xaver (1785—1853), Margarethe (1788—1861) und Josephine (1791—1862). Margarethe war eine vortreffliche Sängerin, die später den Director Karl Carl heirathete, Josephine eine tüchtige Schauspielerin, die sich später mit dem Hofschauspieler Karl Flerx vermählte. Theobald ist der Vater Ferdinands, dessen Wittwe die von Napoleon besonders anerkannte Sängerin Regine Hitzelberger war. Aus derselben Ehe gingen noch zwei Töchter, Josephine, die Gattin des Prof. Dr. Köstlin, und Margarethe, hervor. Die durch viele Lexika mitgeschleppte Katharina Lang, geb. Stamitz, hat Grandaur in seiner „Chronik des Hof- und Nationaltheaters in München" als Phantom nachgewiesen, das sich seine Eigenschaften von Franziska Lang, geb. Stamitz (Gattin von Franz Lang, dem Bruder Martins, † am 4. Februar 1800 zu München), der von Westenrieder gefeierten „Ariadne auf Naxos" und deren Tochter Katharina (1774—1803), Gattin Franz Anton Zuccarini's zusammengeborgt. — Der Vater Ferdinands bestimmte diesen zu seinem eigenen Berufe, er sollte Violinist werden, aber nach kurzer Lehrzeit errang er sich von dem Alten die Erlaubniß, Schauspieler zu werden und genoß nun mit der später so berühmt gewordenen Charlotte v. Hagn zu gleicher Zeit den dramatischen Unterricht des Hofschauspielers Urban. Am 7. Juli 1827 trat der junge Kunstnovize als Aegisth in Voltaire's „Merope" zum ersten Mal auf; der Erfolg war günstig und L. wurde engagirt. Die nächsten Rollen, die er spielte, waren: „Oskar" (König Yngurd), „Fridolin" (Gang nach dem Eisenhammer), „Paris" (Romeo und Julia), „Alonzo" (Preciosa), „Raimund" (Jungfrau von Orleans) „Lorenzo" (Kaufmann von Venedig), „Kosinsky" (Räuber), „Florizel" (Wintermärchen) ꝛc. Da trat im April 1831 im Münchener Hoftheater Raimund auf, dessen „Pamphila" (Diamant des Geisterkönigs) L. schon 1829 mit Erfolg gegeben hatte, und wie ein glänzender Lichtstrahl erhellte dieses Gastspiel die Zukunft des jungen Schauspielers, auch wenn es noch einige Zeit währte, bis er gänzlich in das Fach des Charakterkomikers überging. Bevor dies stattfand, ereignete sich für den Schauspieler ein schrecklicher Zufall, indem er am 25. November 1831 nach der Darstellung des „Banquier Heinfeld" (Demoiselle Bok) von einem Meuchler auf den Tod verwundet wurde. Wieder geheilt, betrat er zum ersten Mal wieder am 9. Januar 1832 die Bühne unter dem Beifallsjubel des Publicums und ging dann im Februar zu seiner Erholung nach Wien, wo große komische Vorbilder ihm die Gewißheit seiner eigenen Begabung für dieses Fach gaben. Nachdem er im März 1832 dreimal am Hofburgtheater gastirt hatte, kehrte er im April nach München zurück und vollzog dann im nächsten Jahre allmählich den Uebergang zum komischen Darsteller. Sein „Staberl", den er am Faschingsdienstag 1833 zum ersten Mal gab, begründete seinen Ruf als Komiker, der durch weitere Leistungen auf dem neuen Wirkungsfeld, wie „Zwirn" (Lumpazi Vagabundus), „Doctor Krampel", Damian Stuzl" (Zu ebener Erde und im ersten Stock), „Nazzi" (Eulenspiegel) ꝛc. noch befestigt wurde und seinen Höhepunkt mit Raimunds „Valentin" (Der

Verschwender) erreichte. 1838 unternahm nun auch L. seine erste Gastspielreise als Komiker, die ihn nach Zürich führte; in der Folge gastirte er auch in Stuttgart (1840), Berlin (1845 und 1853 am Königstädtischen und Friedrich Wilhelmstädtischen Theater), Hamburg (1846, Thaliatheater) ꝛc. Die ohnedem schon reiche Thätigkeit Lang's fand eher noch eine Vermehrung, als sein seit langem gehegter Wunsch in Erfüllung ging und im Sommer 1870 das Gärtnerplatztheater zur königl. Bühne erhoben wurde, aber dem ursprünglichen Zwecke als Volkstheater treu blieb. Erst nachdem er 1877 sein 50jähriges Jubiläum begangen hatte, sahen ihn die Münchener seltener auf der Bühne, trotz aller Frische hatte aber doch das Alter sein Recht geltend gemacht. Während der 50 Jahre ununterbrochenen Wirkens war er im ganzen 5721 Mal aufgetreten, davon als „Staberl" nicht weniger als 163 Mal. Sein Gastspiel beschränkte sich, die obigen und eins in Mannheim ausgenommen, fast ausschließlich auf baierische Städte. Daß übrigens der Schauspieler, der kein gewöhnlicher Spaßmacher, sondern ein bedeutender Charakterspieler war, auch im klassischen Repertoire Treffliches zu leisten vermochte, bewies er bei zahlreichen Gelegenheiten, so in den Rollen „Amon" (Judith), „Schaal" (Heinrich IV.), „Obersthofmeister" (Geheimer Agent), „Müller" (Erbförster), „Geta" (Die Brüder), „Schmock" (Journalisten), „Truffaldino" (Turandot) ꝛc. Bei den Münchener Mustervorstellungen (1854) gab er den „Moses" (Lästerschule), „Licht" (Zerbrochene Krug), „Jetter" (Egmont), „Schüler" (Faust). Als Bearbeiter hat sich L. an dem französischen Einakter Passé minuit versucht, den er unter dem Titel „Nach Mitternacht" für die französische Bühne bearbeitete. — Der Sohn Lang's, Georg, ist Theaterdirector und steht seit 1879 dem Münchener Gärtnerplatztheater als Leiter vor.

R. Gadermann, F. Lang. 50 Jahre e. Künstlerlebens. München 1877 u. Possart's charakterist. Grabrede in Entsch's Bühnenalmanach, 47. Jahrg., S. 173—76. Joseph Kürschner.

Lang: Georg Heinrich L., Theologe, überaus fruchtbarer Schriftsteller der Aufklärungszeit, war am 28. November 1740 zu Oettingen geboren. Er studirte von 1757—60 in Jena und wurde, nachdem er seit dem Jahre 1765 verschiedene andere Stellungen als Geistlicher gehabt, 1779 Specialsuperintendent zu Hohenaltheim und 1789 fürstlich thurn- und taxisscher Kirchenrath und Hofprediger der Erbprinzessin von Thurn und Taxis zu Regensburg. Er starb am 15. März 1805 (nach Rotermund) oder 1806 (nach Döring und Winer). Ein Verzeichniß seiner Schriften gibt Rotermund; sie sind meistens Predigten oder sonst ascetischen Inhalts und haben jetzt nur Werth zur Charakterisirung der Zeit und Geistesrichtung, der sie entstammen. Eine der von ihm herausgegebenen Predigten hat den Titel: „Die Pflicht des christlichen Menschenfreundes, andern gern einen vergnügten Tag zu machen" (Oettingen 1791).

Rotermund zum Jöcher, III. Sp. 1171 ff. Winer, Handbuch der theologischen Litteratur, 3. Aufl., 2. Bd., Leipz. 1840, Sp. 632 u. 928. — Vgl. auch Heinr. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands, Bd. II, S. 229 ff. l. u.

Lang: Heinrich L., theologischer Schriftsteller und Prediger, der Sohn eines württembergischen Landpfarrers, wurde geboren den 14. Novbr. 1826 zu Frommern auf der schwäbischen Alp. Nachdem er seine vorbereitende Bildung auf der Lateinschule zu Sulz a. N. und von 1840—1844 auf dem Seminar zu Schönthal erhalten, studirte er vom Herbst 1844—1848 im evangelischen Stift zu Tübingen Theologie. Seine, zwar ziemlich unschuldige, Betheiligung an den Revolutionsbewegungen von 1848, welche mitten in die Zeit seines theologischen Examens fielen, veranlaßte ihn, sein Vaterland zu verlassen und in die Schweiz zu fliehen. Hier wurde er nach kurzer Frist Pfarrer in der Berg-

gemeinde Wartau in St. Gallischen Oberland. Von da wurde er im J. 1863 nach Meilen am Zürichsee und im April 1871 an die St. Petersgemeinde in Zürich berufen, wo er am 13. Januar 1876 starb. Von Beginn seiner Studien an hatte er sich mit rückhaltloser Begeisterung der freien kritischen Theologie angeschlossen, wie sie damals in Tübingen besonders Baur und Zeller vertraten. Mit kritisch-speculativem Sinn verband er aber zugleich ein lebendiges Verständniß für das den Menschen zur praktischen Erfassung des Idealen erhebende Wesen der Religion, sowie den energischen Trieb, die Ergebnisse der Wissenschaft mit furchtloser Consequenz ins praktische Leben der Kirche einzuwirken und mit seiner Gabe lebendiger plastischer Darstellung den weiteren Kreisen des gebildeten Publicums zu vermitteln. Sein Lebensziel war, den religiösen Inhalt des Christenthums, losgelöst von den altchristlichen Glaubensvorstellungen, auf dem Boden rückhaltloser Anerkennung der „modernen Weltanschauung“ den Kindern unserer Zeit theoretisch und praktisch nahe zu bringen. 1859 berufen zur Redaction der „Zeitstimmen aus der reformirten Kirche der Schweiz“, dem Organ der liberalen Theologie, die 1872 mit den Berner „Reformblättern“ zur „Reform, Zeitstimmen aus der reformirten Schweiz“ verschmolzen wurden, trat L. als allezeit schlagfertiger Vorkämpfer an die Spitze der sog. „Reformtheologie“, welche der freisinnigen Richtung uneingeschränkte Gleichberechtigung mit den übrigen theologischen Richtungen in den schweizerischen Kirchen theoretisch zu begründen und praktisch zu erringen strebte. Die schneidige, alle halben und lahmen Vermittelungen energisch abweisende Art, wie er seine Grundsätze vertrat, verwickelte ihn in fortlaufende scharfe Fehden nicht nur mit der „positiven“, sondern fast noch mehr mit der Vermittelungstheologie. Als jedoch „der alte und der neue Glaube“ von Strauß erschien (1872), der jedes Band zwischen der modernen Weltanschauung und dem Christenthum radical durchschnitt, und es auf diese Autorität hin zum allgemeinen Vorurtheil zu werden drohte, daß dies eigentlich die wahre Consequenz aller liberalen Theologie sei, und auch sonst von einer materialistischen Naturwissenschaft aus immer heftigere Angriffe auf die Fundamente aller Religion erfolgten, da wandte sich L. mit der gleichen Entschiedenheit und Energie auch gegen diese Angriffe von links, zur Vertheidigung der „Religion im Zeitalter Darwin's“. Lang's Schriftstellerei war sehr fruchtbar und mannigfaltig. In jeder Form aber sah er es nicht sowohl auf die Förderung der Wissenschaft selbst als auf die Vermittelung ihrer Ergebnisse für das Bewußtsein der Gebildeten ab, und für diesen Zweck war seine klare, durchsichtige und zugleich lebenswarme plastische Darstellungsweise mustergültig. Direct dem erbaulichen Zwecke, dem Leser eine gediegene religiöse Speise zu bieten, dienen seine „Sammlung von Predigten“ (1852), seine „Religiösen Reden, gehalten in St. Peter“ (2 Bde., 1872), seine „Stunden der Andacht“ 2 Bde., 1862—65). Eine zweite Classe bilden seine geschichtlichen Bilder: „Gang durch die christliche Welt, in Briefen an einen Laien“ (1859, 2. Aufl. 1870), „Religiöse Charaktere“ (1862) und vor allem „Martin Luther, ein religiöses Charakterbild“ (1870). Sein „Versuch einer christlichen Dogmatik“ (1859, 2. umgearbeitete Aufl. 1868) ist der geniale Entwurf einer populären Ausprägung des christlichen Glaubensinhaltes im Material des modernen Bewußtseins. Besonders aber war er, seiner ganzen Art nach, ein Meister in freien Vorträgen über religiöse Zeitfragen vor einem gebildeten Publicum. Vielfach wurde er auch aus der Ferne um solche angegangen. So hielt er im Winter 1875 eine Reihe von Vorträgen in Holland, wo er sich besonders viele Freunde und Verehrer erworben hatte. Und von einem solchen Vortrag, den er schon krank in Basel gehalten, kehrte er heim, um nach wenig Tagen mitten aus lebensfrischer Thätigkeit dahingerafft zu werden, den 13. Januar 1876. In seinem öffentlichen Auftreten

allezeit kampfbereit und prinzipiell schneidig, war L. im Privatumgang auch mit Gegnern durchaus naiv offen und loyal verträglich. —

Vgl. Biedermann, Heinrich Lang, Zürich 1876. K. Ed. Mayer, H. Lang, Lebensbild eines freisinnigen Theologen, Basel 1877.

Biedermann.

Lang: Johann Jacob L., Dichter geistlicher Lieder, geb. am 25. Juli 1646 zu Nürtingen, † am 23. Febr. 1690 zu Stuttgart. Im J. 1672 ward er Diaconus in Göppingen, und kam dann 1678 nach Stuttgart, wo er nacheinander verschiedene geistliche Stellen bekleidete und zuletzt im J. 1685 Stadtpfarrer zu St. Leonhard ward. Wegen seiner Beredtsamkeit und Tiefe ward er der „Stuttgarter Basilius" genannt. Er arbeitete sich in seinem Eifer, für seine Gemeinde zu sorgen, auf, so daß er schon im 44. Lebensjahre, als er gerade zum Prälaten ernannt werden sollte, starb. Er gehört zu dem württemberger pietistischen Dichterkreise. Ein verbreitetes Lied von ihm beginnt: „Hilf, Helfer, hilf in Angst und Noth, du kannst es thun, du starker Gott".

Rotermund zum Jöcher III, S. 1177. Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., Bd. V, S. 14 ff., wo die weiteren Quellen für Lang's Leben genannt sind.

l. u.

Lang: Johann Jacob L., Jurist, geb. zu Heidelberg am 3. Aug. 1801 als jüngstes von 12 Kindern des Oberamtmanns C. Lang, gest. zu Würzburg am 29. Decbr. 1862. Er machte alle Studien in Heidelberg, wurde im 20. Jahre bereits Doctor der Rechte, studirte noch in Berlin, habilitirte sich 1826 in Heidelberg als Privatdocent und nahm von zwei im selben Jahre ihm zukommenden Berufungen zum außerordentlichen Professor für Landshut und Tübingen die letztere an, und zwar für katholisches Kirchenrecht. Im J. 1843 ging er als ord. Prof. der Rechte nach Würzburg, wo er vorzugsweise römisches Recht las, Hofrath wurde und bis zu seinem Tode in Thätigkeit blieb. — Trauerrede seines Collegen Held beim Begräbnisse 31. Decbr. 1862. Schriften: „Gesch. und Institutionen des kath. und prot. Kirchenrechts", I. Th., welcher die äußere Kirchenrechtsgeschichte enthält, Tüb. 1827 (lediglich excerpirend). „Sammlung der württemb. Kirchen-Gesetze", 3 Thle., enth. die kath. Kirchen-Ges. v. J. 1803 bis z. J. 1834 u. die Einleit. in diese, das. 1836 (Reyscher'sche Samml. Bd. 10). — „De l. 1. §. VII—IX. dig. de arborib. caed.". Heidelb. 1824. 4. „Lehrbuch des Justin. Rechts zum Gebrauch bei Institutionen-Vorlesungen", Mainz 1830. 2. Aufl. 1837. „Beiträge zur Hermeneutik des röm. Rechts", Stuttg. 1857. Aufsätze im Archiv f. civilistische Praxis: „Ueber d. Ehehinderniß der s. g. bürgerl. oder gesetzl. Verwandtschaft", XXI, 288, 419. „Zur Lehre von der Kirchenbaulast", XXVI, 12, 296. XXVIII, 53. „Ueber Pfandrechte an körperl. Sachen", XXVIII, 352 und „Verpfändung von Servituten", XXIX, 307.

v. Schulte.

Lang: Johann Baptist L., Schauspieler, geb. 1800 zu Wien, debütirte das. 1824 und machte sich, nachdem er anfänglich im Heldenfach aufgetreten war, bald als Vertreter Raimund'scher Rollen einen geachteten Namen, ja die Wiener Kritik nannte ihn zum Theil den besten Darsteller dieser Partien. Besonders gefeiert wurde sein Rappelkopf, den er 1828 bei der ersten Aufführung von „Alpenkönig und Menschenfeind" gespielt und sozusagen schauspielerisch geschaffen hat. L. war eine stattliche Reihe von Jahren Mitglied des Leopoldstädter, dann des Karltheaters; als ihn körperliche Schwäche zwang von der Bühne zurückzutreten, wurde er Secretär einer kaufmännischen Gesellschaft und starb als solcher am 27. Nov. 1874 zu Wien.

Joseph Kürschner.

Lang: Johann Michael L., lutherischer Theolog des 17.—18. Jahrhunderts, geb. am 9. März 1664 zu Etzelwang im Herzogthum Sulzbach (Oberpfalz), † am 10. Januar 1731 zu Prenzlau in der Uckermark. — Von seinem Vater, Georg Christoph Lang (geb. 1636 zu Nürnberg, Pfarrer zu Etzelwang, Bruck, Poppenreuth, † am 1. Octbr. 1689 als Diaconus in Nürnberg, s. Jöcher II, 2247; Will, Nürnb. Gel.-Lex. II, 392), durch Privatunterricht zur Universität vorbereitet, studirte er seit 1682 in Altorf erst Philologie und Philosophie, dann Medicin und Naturwissenschaften, zuletzt Theologie, erhielt 1687 die Magisterwürde und den Poetenkranz, ging 1688 nach Jena, wo er besonders an den Theologen J. W. Baier aufs engste sich anschloß, wurde dort Adjunkt der philosophischen Facultät und hielt philosophische und theologische Vorlesungen. Nachdem er sodann 1692—97 eine Pfarrstelle zu Vohenstrauß im Sulzbach'schen bekleidet und 1694 auf der neugegründeten Universität Halle durch eine Disputation über die Wirksamkeit des Wortes und der Sacramente (de efficacia verbi et sacr. per homines malos administratorum) den Grad eines Licentiaten der Theologie sich erworben, erhielt er 1697 die durch den Abgang von Joh. Fabricius erledigte theologische Professur nebst der theologischen Doctorwürde an der Universität Altorf, daneben seit 1699 auch ein Predigtamt an der dortigen Gemeinde. Beide Aemter verwaltete er mit großem Fleiß und Eifer und suchte insbesondere neben den ihm obliegenden Vorlesungen und öffentlichen Predigten durch katechetische Uebungen und Privaterbauungsstunden, die er nach dem Vorgang Spener's und der Hallenser einrichtete, christliche Erkenntniß und christliches Leben in der Gemeinde und unter seinen Zuhörern zu fördern. Einige Jahre lang blieb sein Wirken ungestört. Als aber im Septbr. 1703 der Separatist und Schwärmer Johann Georg Rosenbach, ein predigend reisender Sporergesell aus Heilbronn, und 1705 der norddeutsche Chiliast J. Wilhelm Petersen nach Altorf kamen und bei L freundliche Aufnahme fanden, und als dieser in der Vorrede zu einer im J. 1703 herausgegebenen Schrift De herba Borith zu der Lehre vom sog. evangelium aeternum und zur Wiederbringungslehre sich bekannte oder dieselbe wenigstens nicht für heterodox erklären wollte: da kam L. selbst in den Verdacht des Pietismus, Chiliasmus und Separatismus und bekam deshalb Streit mit seinem strengorthodoxen Altorfer Collegen Christoph Sonntag, sowie mit einigen Nürnberger und auswärtigen Theologen (besonders Johann Philipp Storr in Heilbronn, Sebastian Edzard in Hamburg ꝛc.). Er wurde der offenen Abweichung von den Bekenntnissen der lutherischen Kirche, insbesondere von den sog. Nürnberger Normalschriften, beschuldigt und da er weder einem Nürnberger Rathsdecret vom 20. Octbr. 1707 (abgedruckt in Unschuld. Nachr. 1710, S. 848), noch den zwei von dem Rath eingeholten theologischen Fakultätsgutachten (von Tübingen und Rostock 1709) sich unterwerfen wollte, so erhielt er schließlich den 16. Sept. 1799 die erbetene Dimission von Professur und Predigtamt. Bald darauf folgte er einem von König Friedrich I. von Preußen an ihn gelangten ehrenvollen Ruf als Pastor prim. und Inspector nach Prenzlau in die Uckermark, wo er dann noch mehr als 20 Jahre lang in Frieden und Segen wirkte. — Sein Schüler und College G. G. Zeltner rühmt nicht blos seine vielseitige Begabung, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine ausgezeichnete Lehrgabe, sondern vor allem seinen würdigen, humanen und lauteren Charakter und seinen animus de emendandis ecclesiae morbis valde sollicitus. Von seiner poetischen Begabung, die ihm die Aufnahme in den Pegnesischen Blumenorden unter dem Namen Polemian verschaffte, geben Zeugniß seine „15 fürtrefflichen Lieder", gedruckt im Schönberg'schen Gesangbuch von 1703 und in der Altorfer Liedertafel 1710, verzeichnet bei Wetzel II, 56. — Von seinen Schriften sind zu nennen eine Abhandlung „De com-

pendiis biblicis“, Einleitung zu einem von seinem Vater bearbeiteten Bibelauszug unter dem Titel „Tabulae biblicae“, 1697; philologische Abhandlungen über hebräische Quadratschrift, über den Unterschied der alt- und neugriechischen Sprache, über den arabischen Koran ꝛc.; philosophische de veritate rei u. a., besonders aber zahlreiche theologische Abhandlungen, theilweise von ihm selbst gesammelt unter dem Titel „Decas I & II disputationum theol.“, Nürnberg 1703 und 1709. 4⁰., ein deutsches Werk unter dem Titel „Kern des wahren Christenthums“, in 2 Bänden, Nürnberg 1694—96; und ein kirchenrechtlicher „Tractatus de nuptiis et divortiis und Gründlicher Beweis, daß die Ehescheidung verboten sei“ gegen J. H. Böhmer, Berlin und Prenzlau 1716 u. 17.

Nachrichten von seinem Leben bei Zeltner, Vitae theol., Altorf, 468 ff.; Will, Lexikon II, 394 und Gesch. der Univ. Altorf, 2. Aufl. S. 77; Jöcher und Rotermund III, 1227; Wetzel, Histor. Lebensbeschreib. der Liederdichter II, 56; Walch, Einl. in die Relig. Streitigkeiten II, 739 ff.; III, 101; V, 1029; Frank, Gesch. der prot. Theol, II, 187 ff.

Wagenmann.

Lang: Joseph L. (Lange, Langius), Philolog und Parömiograph. Sein Geburtsort ist Kaisersberg im Oberelsaß, wo er um das Jahr 1570 geboren wurde; wer und was daselbst seine Eltern waren oder wie sein Vorleben beschaffen gewesen, ist völlig unbekannt und wir wissen nur, daß er Protestant war, in Straßburg Philologie studirte, daselbst auch diese Wissenschaft docirt und sich verheirathet hatte. Um das Jahr 1603 oder 1604 trat er zur katholischen Kirche über, wurde hierdurch brodlos und irrte eine Zeitlang mit fünf Kindern umher, bis er zu Freiburg i. Br. wieder eine Anstellung fand. Hier wurde er Mitglied der philologischen Fakultät und Professor der Redekunst und am 9. Mai 1604 als „Josephus Langius Caesaremontanus, Oratoriae Professor“ in das Album der Universität eingetragen. Wie übel es ihm bis dahin gegangen war, deutet er selbst in der Widmung (Freib. 14. März 1607) der zweiten Ausgabe seiner Polyanthea nova an den Fürstabt Johann Adam zu Kempten an: „Ego cum conjuge et quinque liberis in mundo, ut fieri solet, miserrime agitatus, sicuti caeterarum fortunarum, ita et jam speratae ex hujus libri editione utilitatis jacturam facere compulsus sum“. In Freiburg lehrte er Rhetorik und giechische Sprache mit vielem Beifall und gegen Ende des Jahres 1611 wurde ihm auch mit Beibehaltung der griechischen Sprache die Mathematik übertragen, worauf er sogleich, zunächst für seine Vorlesungen, ein mathematisches Elementarbuch unter dem Titel: „Elementale mathematicum . . logisticae . . astronomicae . . theoricae Planetarum . .“, Frib. 1612 erscheinen ließ, welches sich einer solch guten Aufnahme erfreute, daß eine neue durch Isaac Habrecht mit Noten und Tafeln versehene Ausgabe (Argentor. 1625) veranstaltet wurde, weil wie dieser sagt, „Langii opus tantopere discentibus placuerit, ut intra decennium omnia impressa exemplaria vendita atque distracta fuerint“. Dieses Lehrbuch hatte L. dem Senate der Universität überreicht und er wurde dafür am (28. Septbr. 1612) mit vierzig Gulden honorirt. Aber nicht blos mit philologischen und mathematischen Studien hatte er sich beschäftigt, sondern er vollendete auch in Freiburg das Studium der Medicin, erhielt das Doctorat in derselben und wurde nach Ausweis des Universitäts-Protocolls am 15. Novbr. 1613 für das Winterhalbjahr 1613—1614 von der philosophischen Facultät als ihr Decan dem Senate vorgestellt. Im April 1615 fiel er in eine schwere Krankheit, an welcher er im folgenden Monat (nicht erst 1630) starb, denn unter dem 5. Juni 1615 ist „Dr. Jos. Langii sel. Wittib auf ihr flehentliche Supplication Vertröstung geschehen, daß ihrer und ihrer Kinder jederzeit sonderlich mit Stipendium soll gedacht werden“. Außer dem

bereits erwähnten Buche so wie von Ausgaben des Horaz (1605), des Juvenal und Persius (1608) und einigen anderen minder wichtigen Schriften hat sich L. besonders als Parömiograph einen großen jedoch unverdienten Namen erworben, indem er bei seinen deutschen Sprüchwörtern diese sämmtlich früheren Sammlungen, wie er selbst gesteht, entnommen hat, und bei seinen lateinischen die Quellen durchaus verschweigt, aus welchen er geschöpft hat, weshalb ihn auch Jakob Thomasius seinem Verzeichnisse der Plagiatoren einreihen zu müssen geglaubt hat. Diese Sammlungen aber, die er bereits zu Straßburg in Druck gegeben und deren dritte er vor seinem Weggange von Straßburg dem Verleger behändigt hatte, führen die nachstehenden Titel. Ich glaube mich der Pflicht nicht entschlagen zu sollen, im Interesse der Parömiologie die verschiedenen Ausgaben derselben, bei dieser Gelegenheit allerdings mit gekürzten Titeln, in chronologischer Folge hier endlich einmal richtig zu stellen, nicht allein, weil die Angaben und Ausführungen von allen, welche sich mit der Bibliographie der deutschen und lateinischen Sprichwörter beschäftigt haben (vgl. am Ende), über diejenigen und deren Gehalt des weit über Gebühr gelobten Parömiographen L. ungenau oder falsch sind, oder denselben viele Ausgaben überhaupt nicht bekannt waren, sondern auch weil alle von mir zu nennenden Ausgaben, mit sehr wenigen Ausnahmen, durch meine Hände gegangen sind oder in meinem Besitze sich befinden. Die erste dieser drei Sammlungen ist betitelt: „Adagia: | sive | Sententiae | Proverbiales: Grae- | cae, Latinae, Germanicae, Ex | praecipuis autoribus collectae . . . | Excudebat Josias Rihelius. | M.D.XCVI“. Am Ende: „ARGENTORATI | Excudebat . .“, 8. 546 S. ohne die „Epistola Nvncvpatoria“, die Vorrede des „Joan. Stvrmivs Rector“, die „Epistola ad Lectorem“, die „Carmina in Epitomen Adagiorum Josephi Langii“ und die beiden Indices. In der Vorrede sagt L., daß er hier diejenigen Sprichwörter, welche früher Joh. Ludwig Hauenreuter (Argent., Jos. Rihel 1537. 8. Clessius Elenchus 1602. p. 466) edirt habe, etwas besser geordnet und mit Erläuterungen ꝛc. versehen, herausgebe und bespricht dann ausführlich sowohl den Nutzen solcher Sammlungen für die studirende Jugend als auch die älteren, namentlich diejenigen des Erasmus, das Compendium des Hadrianus Barlandus und die Epitome des Tappius Lunensis, wie er auch die Vorzüge und Mängel einer jeden dieser Sammlungen hervorhebt. Was die deutschen Sprichwörter und Redensarten dieser Sammlung des L. betrifft, so sind diese in den 76 Loci oder Tituli generales, in welche das Ganze getheilt ist, zerstreut und, wie uns der Verfasser selbst (Bl. 8a) mittheilt, sämmtlich aus zwei früheren Sammlungen, derjenigen des Tappius und des Joh. Agricola entlehnt; ihre Anzahl beläuft sich auf 860, worunter jedoch nach dem Vorgange Agricola's auch manche blos bildliche Ausdrücke und nicht wenige Schimpf- und Scheltworte und Stichelnamen sich befinden, wie Mastschwein, Butzbacher, Schwätzjäckel (sycophanta), Tellerlecker, Schmarotzer, ein verdeckt Essen, Guckauch, Bauernschinder ꝛc. Die zweite Sammlung, welche seit 1645 auch genannt ist: „Anthologia sive Florilegium“, führt den Titel: „Loci Communes | sive | Florilegium | Rerum Et Materi- | arum Selecta- | rum: | Praecipue | Sententiarum | Apophthegmatum | Similitudinum | Exemplorum | Hieroglyphicorum: | . . . Excudebant Argentorati. | Josiae Rihelii Haeredes“. o. J. aber am Ende der Epistola nuncupatoria: „Scripsi Argentinae 3 Cal. Aprilis Anno 1598“. 8. 639 Bl. ohne die Epist. nunc., die Praefatio ad Lectorem, die Carmina und die Admonitio ad Lectorem. Fernere Ausgaben (sämmtlich in Straßburg in 8.) sind: 1605 „Typis Jos. Rihelii, per Andream Rieschium“, 1613. 1621. 1624. 1631 „Argent. Glaserus“. 1655 ($6\frac{1}{2}$ Bl. Praef., 567 Bl. und 12 unbez. Bl. Index, in Speyer). 1662. 1674. 1690 (diese letzte „ex Jani Gruteri Florilegio Tom. II. decerptum“).

Die Ausgabe 1662 (568 Bl.) hat als erstes Bl. einen Kupferstich mit gekürztem Titel und in der Vorrede warnt der Drucker Josias Staedel vor dem Nachdrucke seines Straßburgischen Geschäftsgenossen und (Archiv f. d. Gesch. d. d. Buchhandels V, 58) gleichfalls akademischen Buchdruckers Wilh. Christian Glaser. Endlich der dritten Sammlung, einer Erweiterung der Loci Communes, gab L. den Titel: „Polyanthea Nova“, der in den Ausgaben nach seinem Tode in „Novissima P.“ und „Florilegium Magnum“ verwandelt wurde. Von dieser Collection, sämmtlich in Folio, erschien die erste Ausgabe als „Polyanthea Nova, | Hoc est, | Opvs Svavissimis Floribvs Ce- | lebriorvm Sententiarum Tam Graecarvm Qvam Latinarvm Refertvm: Qvod Ex | innumeris fere cum sacris tum profanis autoribus, iisque vetustioribus et recentio- | ribus, summa fide olim colligere . . . Dominicus Nanus Mirabellius, Bartholo- | maeus Amantius, et Franciscus Tortius. | Nunc vero . . . Innume- | ris prope cum sacris, tum profanis sententiis, apophthegmatis, similitudinibus, adagiis, exem- | plis, emblematis, hieroglyphicis et fabulis auctum . . . opera | Josephi Langii . . . Lugduni, | Sumptibus Lazari Zetzneri Bibliopolae. | M.DC.IIII 1272 S., 6 S. Vorrede und die Elegie des Dominicus Nanus). Francof. 1607 (9 S. Titel, Dedication und Vorrede, 1257 S. Text), ibid. Matth. Beckerus 1611. Lugduni 1611. Francof. 1611. ibid. 1612: Edit. II. Francof. Zetzner. 10 S. Titel 2c. 1257 S. Text. 1626. 1681. — Novissima Polyanthea. Francof. Zetzner 1613. „Novissima | Polyanthea. | In Libros XX. | Dispertita. | Opus praeclarum . . . Primum quidem a Dominico collectum. | Nunc vero | A mendis repurgatum . . . opera . . . Francofvrti | Sumptibus Haeredum Lazari Zetzneri. | Anno M.DC.XVII“. (1530 S. ohne die Ep. dedic., Ep. ad Lect., Elench. Titul. und ein Carmen des Helius Flander). „Florilegii Magni, Seu | Polyantheae | Floribus Novissimis Sparsae. Libri XX . . . opera Josephi Langii . . . Editio . . . absolutissima Fr. Sylvii Insulani | industria . . Francofvrti, | Sumptibus Haeredum Lazari Zetzneri | Anno M.DC.XIX“. Auch die Vorrede ist datirt: „Ex Musaeolo nostro prid. Cal. noni Mensis. anni 1619“. „Florilegii Magni, | Seu | Polyantheae | Floribus Novissimis | Sparsae, Libri XX | Opus praeclarum . . . flosculis refertum. | Jam olim a Dominico Nano Mirabellio, Bartholomaeo | Amantio, Francisco Tortio. ex Auctoribus . . . collectum. | Studio dehinc et opera Josephi Langii, meliore ordine dispositum . . . Editio . . aucta . . . a mendis nitidiore cultu repurgata | numerisque omnibus absolutissima Fr. Sylvii Insulani | industria et labore. | Lugduni, Sumptibus Viduae Ant. de Harsy, et Petri Rauaud. Via mercatoria, ad S. Petri vexillum. M.DCXX. Cum Priuilegio Galliae et Nauarrae Regis Christianissimi“. Das Datum der Vorrede ist auch hier: 1619. Nach der Vorrede folgt der Elenchus Titulorum auf zwei unpaginirten Bl., der Text beginnt mit S. 12 und das letzte Bl. hat auf der Vorderseite die Approbationes Doctorum und das Privilége du Roy. Francofurti 1621 (3208 Sp., in Speyer). ibid. 1624 und 1628. Argentorati | Sumptibus Haeredum Lazari Zetzneri | Anno M.DC.XLV (3206 Sp. ohne die Vorrede des Sylvius und den Elenchus Titulorum); der Titel wie bei 1620, jedoch mit veränderter Zeilenabtheilung. Lugduni 1648. Leyd., Huguetan et Ravaud, 1659. Lugduni 1669. Die letzte mir bekannt gewordene Ausgabe ist: „Florilegii Magni | Seu | Polyantheae | Floribus Novissimis | Sparsae, Libri XXIII. | Opus Praeclarum, Suavissimis . . . et cui praeter Additiones et emendationes Fr. Sylvii | Insulani, accesserunt Libri tres, circa titulos, qui ad litteras K, X et Y pertinent. | Tomus Primus. | Lugduni, | Sumptibus Joannis Antonii Huguetan. | M.DC.LXXXI“ (2987 S. und 8 S. Vorrede und Register); einen zweiten Theil verzeichnet Ebert in Bibl. Lex. I, 11706. Von den Ausgaben dieser zwei letzten Sammlungen Lang's (die erste erlebte überhaupt nur eine

Auflage) werden u. a. gewährleistet die Anthologia 1613 und jene von Glaser 1631 durch den Catal. der Aargauischen Kantonsbibl. II, 267, durch eben diesen II, 268 auch die Polyanthea Nova und P. Novissima 1613 und 1659, die P. Nova 1626 und 1681 durch Krebs' Philolog. Bücherkunde I, 543. Dagegen existirt eine Ausgabe der Loci Communes von 1608 nicht und eine sonst nirgends als bei Krebs a. a. O. begegnende Ausgabe der letzteren unter dem Titel: „Anthologia sive Florilegium rerum selectarum“, Argent. 1596, 8. ist mehr als zweifelhaft und bedarf weiterer autoptischer Bestätigung. Nicht hierher gehören: „Florilegium renovatum et auctum a Joh. Schwindio. Cum figg.“, Francof. 1641. Fol. (Krebs a. a. O.) und: „Tob. Magiri Polymnemon seu florilegium locorum communium“, Francof. 1661. Fol. (Bibl. Rintel. 1733. 4. p. 44). Alle Ausgaben dieser zwei letzten Sammlungen in ihren verschiedenen Recensionen sind aus den Litteraturen der deutschen Sprichwörter zu entfernen, denn sie enthalten nicht ein einziges, sei es deutsches oder in lateinische Sprache gekleidetes Sprichwort, sondern nur lateinische Sentenzen so wie Apophthegmen und dem Verwandtes aus altclassischen Autoren, der Bibel, den Kirchenvätern und späteren kirchlichen und weltlichen Schriftstellern, worunter auch Erasmus, „Hessus poëta“ und sogar Ulrich v. Hutten, Alles in lateinischer Sprache und bearbeitet nach der Weise der Erasmischen Chiliaden. Außer Nopitsch, Duplessis und Zacher, deren Ausführungen größtentheils falsch sind, kennt Suringar nur die Adagia und die Polyanthea, die Loci Communes werden, wie billig, von ihm überhaupt nicht genannt, auch Wander a. a. O. führt unter den Quellen, die er als für sein „deutsches“ Sprichwörter-Lexikon benutzt anführt, nur die eine Ausgabe des Florilegium Magnum von 1645 an, und eben so hat Suringar die von Sylvius besorgten Ausgaben des Florilegium Magnum nicht von denen des L. getrennt. Uebrigens hat schon der spanische Index (Madrid 1667) und nach ihm Bayle a. a. O. aufmerksam gemacht, daß die erste Polyanthea, ein Werk des Mönchs Dominicus Nanus Mirabellius, der auch ein Monotessaron Evangeliorum schrieb, bereits zu Basel 1512 und die zweite von dem Kölnischen Buchhändler Maternus Cholinus 1585 gedruckt wurde. Aber auch Bayle waren die noch älteren, später von Panzer in seinen Ann. typ. VII, 333 und 562 genannten Ausgaben (1507—1522) entgangen, wie auch solche zu Dillingen 1556, 1565 und 1576, zu Köln 1574, 1576 und 1585 zu Genf 1600 und zu Straßburg 1645, sämmtlich in Folio, erschienen sind. Die dritte, neue Polyanthea, ist die von L. verfaßte und die vierte erschien als P. novissima. Ueber des Amantius Leben und Schriften vgl. Will's Nürnberg. Gelehrten-Lexikon I, 29. V, 28—31. Ein handschriftliches Werk mit ähnlichem Titel befand sich nach Weyermann, Nachrichten von Gelehrten &c. (Ulm 1798) S. 419 auf der Schermarischen Bibliothek zu Ulm: „Polyanthea h. e. liber suavissimis floribus celebriorum sententiarum et exemplorum, ex variis . auctoribus in quotidianum . . . usum, privata collectione collegit Matthaeus Ohem.“ Fol. Der Verfasser, geb. zu Augsburg am 19. Septbr. 1558, kam nach Ulm, wo er verschiedene weltliche Aemter bekleidete und starb am 31. Juli 1632 zu Isny. Mit unserem L. ist schließlich nicht zu verwechseln Joachim L., gleichfalls der Verfasser zweier Sprichwörtersammlungen aus römischen Classikern: „Locutionum et Sententiar. flores e Virgilio, Horatio et Ovidio“ und „Selecta lat. sermonis Adagia“ in seinem „Hodegus lat. sermonis tripartitus“, Berolini 1736. 8., p. 123—142, die erstere als selbständiges Buch: Berlin 1702. 1717. 8.

Schreiber, Gesch. der Universität Freiburg, II, 263—66. Morhof, Polyh. liter. I, 241—42. 251. Bayle, Diction. III. (Lange). Saxi Onomast. IV, 73. Biographie univ. XXXIII, 349—50. Nopitsch, Litteratur

der Sprichwörter, S. 141. 206. 213. 214. Duplessis, Bibliographie p. 96. 88. 93. Zacher, Die deutschen Sprichwörtersammlungen S. 15. Suringar, Lijst van Geschriften, dessen Proverbia Communia und Erasmus. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon I, S. XXXVIII. Handschriftl. und gedruckte Mittheilungen der Herren Dr. Franz Weinkauff in Köln und Dr. E. Jacobsen in Berlin. J. Franck.

Lang: Karl Heinrich Ritter von L., wurde am 7. Juli 1764 in dem fürstlich öttingischen Dorfe Balgheim bei Nördlingen geboren. Sein Vater, Constantin L. (1732 geboren), Pfarrer daselbst, wurde wenige Wochen darauf nach dem nur eine Stunde entfernten Dorfe Deggingen versetzt. Er war ein gelehrter Theologe, besonders in den lateinischen und in den orientalischen Sprachen wohl beschlagen; seine Familie, seit einigen Generationen in öttingischen und wallersteinischen Diensten, befand sich in behaglichen Verhältnissen, die aber sein früher Tod (1770) schmerzlich störte. Von den acht Kindern, die der Wittwe blieben, war Karl das dritte. Er wurde dem jüngsten Bruder seines Vaters übergeben, der als fürstlicher Pfarrer und Superintendent nach einander in den Dörfern Bühl, Hohenaltheim und Trochtelfingen wirkte. Frühzeitig mußte so der Knabe lernen, auf eignen Füßen zu stehen und durch dienstfertiges Bezeigen gegen seine Pflegeeltern und ihren kränklichen Sohn sich in ihrer Gunst zu erhalten. Der Keim zu verächtlicher und gehässiger Betrachtung der Menschen und menschlichen Dinge ward jetzt schon unmerklich in seine Brust gesenkt. Während er mit vier Jahren bereits von der Mutter lesen gelernt hatte, wurde von dem Oheim sein Unterricht vernachlässigt. Doch gab er sich eifriger Lectüre hin, sogar lateinischer Bücher, die er ohne Kenntniß der Grammatik mittelst eines Lexikons nothdürftig zu enträthseln strebte. Erst seit seinem zwölften Jahre erhielt er methodischen Unterricht im Lateinischen von einem Verwandten. Ihm folgte L. um Ostern 1778 nach Oettingen. Er besuchte daselbst das Gymnasium, stand aber als jüngster Schüler der obersten Classe auch hier lang allein, fast nur auf sich selbst angewiesen. Neben dem Griechischen zog ihn namentlich die Geschichte und von der deutschen Litteratur die neuesten Dichtungen Wieland's an. Um einer Schulstrafe zu entgehen, floh er um Weihnachten 1780 zurück zu seinem Oheim nach Hohenaltheim, dem Sommerschloß des Fürsten von Wallerstein, in dessen Bibliothek er als Amanuensis Beschäftigung erhielt. Die wenigen Stunden, die der angestrengte Dienst ihm frei ließ, nützte er emsig aus, um sich in den alten Sprachen wie in der neueren Litteratur fortzubilden. Noch brachte er einige Monate bei Verwandten in der Umgegend zu, um sich auf das juristische Studium vorzubereiten; dann bezog er 1782 die Nürnberger Universität Altdorf, wo er am 26. April immatriculirt wurde. An leichtsinnigen und übermüthigen Streichen ließ er es hier nicht fehlen; doch studirte er dabei ernstlich Jurisprudenz und erwarb sich auch in der Geschichte und in den neueren Sprachen und Litteraturen manches Wissen. Ostern 1785 kehrte er nach Oettingen zurück. Durch die Gunst des geheimen Rathes von Ruesch, Präsidenten der fürstlichen Regierung, wurde er sogleich als Accessist bei derselben angestellt, am 1. Mai 1786 zum Regierungsprotokollisten und am 29. Dec. 1787 zum Regierungssecretär befördert. Auf den Wunsch des Präsidenten verfertigte er 1786 einen kleinen Abriß der öttingischen Geschichte und Statistik, als Preisbuch für die katholischen Schulkinder des Ländchens bestimmt, „Beiträge zur Kenntniß der natürlichen und politischen Verfassung des öttingischen Vaterlandes, zum Unterricht und Vergnügen der Jugend“. In demselben Jahre begründete er ein öttingisches Wochenblatt. Er redigirte die beiden ersten Jahrgänge und stattete sie mit naturhistorischen Beiträgen, Nachrichten aus der vaterländischen Geschichte und humoristischen Aufsätzen in der Manier Möser's aus. Angeblich

wegen der Chicanen seiner Vorgesetzten erbat und erhielt er am 17. Juni 1788 seine Entlassung aus fürstlichen Diensten und fuhr wenige Tage darauf nach Wien. Bald bot sich ihm eine Hofmeisterstelle im Hause eines ungarischen Magnaten dar, auf dessen Gütern am Fuße der Karpathen nahe der galizischen Grenze er den Herbst und Winter verlebte. Hier legte er auch den Grund zu seiner späterhin weiter ausgebildeten Kenntniß der slavischen Sprachen. Aber schon anfangs 1789 kehrte er als Privatsecretär des württembergischen Gesandten Baron von Bühler nach Wien zurück. Er hatte freie Zeit genug, die Genüsse durchzukosten, welche die lustige Kaiserstadt ihm für Sinne und Geist bot. Daneben trieb er historisch-archivalische Studien und versuchte, durch die Arbeit eines gleichstrebenden Freundes angeregt, die Lösung der von Joseph II. gestellten Preisfrage „Was ist der Wucher"? Er reichte sein Elaborat bei den Preisrichtern nicht ein, sondern ließ es erst 1791 zu Nördlingen unter dem Titel „Ein Votum über den Wucher von einem Manne sine voto" drucken. In der von der Kritik durchgehends wohlwollend aufgenommenen Schrift gab L. eine philosophisch-juristische Begriffserklärung des Wuchers und stellte, immer auf geschichtlichem Boden fußend, die Ursachen seines Entstehens wie die Mittel, ihn zu verringern, dar. Im December 1789 unternahm er im Auftrage des Gesandten eine Reise nach Essek und Belgrad. Davon zurückgekehrt, ging er Ende Februars 1790 als Courier mit der Nachricht vom Tode Josephs II. nach Württemberg. Von Frankfurt aus, worüber ihn der Rückweg führte, dehnte er seine Fahrt rheinabwärts bis Amsterdam aus. Vergebens hoffte er eine Stelle im österreichischen Staatsdienste zu finden; dagegen berief ihn der Fürst von Wallerstein zu seinem geheimen Hofsecretär. Schmerzlich nahm er von dem lieben Wien Abschied. In Wallerstein waren ihm vornehmlich die staatsrechtlichen und reichsgerichtlichen Angelegenheiten übertragen; daneben setzte er seine archivalischen Studien fort. Als Courier des Fürsten wohnte er 1790 der Kaiserkrönung Leopolds II. zu Frankfurt bei: er sah in den pompösen Ceremonien, mit denen das dem Untergang längst verfallene deutsche Reich seine höchste Würde verlieh, nichts als „alttestamentliche Judenpracht". Auch in Wallerstein litt es den unruhigen Gesellen nicht lange. Am 16. April 1792 erhielt er auf Verlangen seinen Abschied. Noch einmal bezog er eine Universität, jetzt Göttingen, um sich eingehender den geschichtlichen Studien zu widmen. Am 21. Mai wurde er immatriculirt. Er hörte einige juristische Collegien, durchforschte aber vor allem die historischen Urkunden der reichen Bibliothek. In lebhaftem Verkehr stand er mit Professoren (besonders Spittler) und Studenten. Eifrig sammelte er für sein (1793 erschienenes) Buch „Historische Entwickelung der deutschen Steuerverfassungen seit der Karolinger bis auf unsere Zeiten", für welches er schon zu Wallerstein die Schätze des fürstlichen Archivs ausgebeutet hatte. Seine gründliche, quellenmäßige Darstellung erweiterte er zu einer klar und frisch geschriebenen Geschichte des gesammten deutschen Finanzwesens, aller jener Auflagen und Dienstbarkeiten, die dem Unterthanen aus seiner Kriegspflicht gegen den Grund- und Bannerherrn im Laufe der Jahrhunderte erwuchsen. Auch diese Arbeit fand den Beifall der Fachgenossen. Ein weiteres, rechtsgeschichtliches Schriftchen, „Commentatio de dominii utilis natura, indole atque historia", wurde im Juni 1793 als Lösung der juristischen Preisaufgabe gekrönt. Nunmehr kühner geworden, übersandte L. eine, während seines Aufenthaltes in Oettingen bereits angefertigte historisch-topographische Beschreibung der streitigen Ansbacher und Oettinger Grenzorte nebst einem Exemplar seiner Preisschrift an den dirigirenden preußischen Minister der fränkischen Fürstenthümer, Freiherrn von Hardenberg. Er erreichte seinen Zweck. Vom December 1793 an weilte er zwei Jahre auf dem Schloß des Ministers zu Nörten bei Göttingen, beschäftigt, das bedeutende Familienarchiv zu ordnen

und eine Geschichte des Hardenbergischen Geschlechtes zu entwerfen. Letztere wurde jedoch von den Familienmitgliedern, deren Vorfahren darin in einem wenig schmeichelhaften Lichte erschienen, nicht zum Drucke zugelassen.

Doch hatte der Minister inzwischen Lang's diplomatische und archivalische Brauchbarkeit schätzen gelernt. Er ernannte ihn daher im November 1795 zum geheimen Archivar zu Bayreuth und Plassenburg. L. begab sich sofort in seine neue Heimath und ließ sich vorerst in Bayreuth nieder, siedelte aber bald darauf, frisch vermählt mit der schönen Tochter eines Bayreuther Beamten, nach Kulmbach über am Fuß der Plassenburg, wo das Archiv aufbewahrt lag. Hier verlor er im ersten Wochenbett seine junge Frau, und noch zweimal, da er ein neues Eheband knüpfte, traf ihn der gleiche Schlag. Er arbeitete meist auf der Plassenburg, dazwischen auch in Bayreuth, ja selbst in Ansbach. Als eine Art von Anhang zu seiner Geschichte der Steuern gab er 1796 zu Göttingen heraus „Historische Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände“. 1798 ließ er zu Göttingen den ersten Band eines größeren Werkes erscheinen „Neuere Geschichte des Fürstenthums Bayreuth“; 1801 folgte ein zweiter, 1811 zu Nürnberg ein dritter Band. Lang's Arbeit unterschied sich von allen ähnlichen Versuchen vor ihm. Statt bloser Genealogien und chronikhafter Compilationen über die Markgrafen und ihr Hof- und Kriegsleben unternahm er es, eine Geschichte des Bayreuther Landes, seiner Regierung, Verfassungen und Sitten zu schreiben. Um aber hiebei möglichst gewissenhaft zu verfahren, beschränkte er seinen Stoff auf einen kurzen Zeitraum, den er auf das gründlichste aus gedruckten und ungedruckten Quellen kannte. Er behandelte nur die Zeit von 1486 bis 1603, von der definitiven Trennung der beiden fränkischen Fürstenthümer von der brandenburgischen Kur bis zum Aussterben der fränkischen Linie der Hohenzollern. Bei aller Akribie im einzelnen wußte L. übersichtlich darzustellen; sein Vortrag war klar und anregend; seine historische Anschauung sprach er mit rücksichtslosem Freimuth aus. Daß er den Ton von Johannes Müller's schweizerischer Geschichte, ohne innerlich davon ergriffen zu sein, äußerlich nachahmte und, den Ideen Friedrich Schlegel's folgend, seine geschichtliche Entwicklung allzu künstlich nach philosophischen Principien zu regeln suchte, machte der Verfasser sich später selbst zum Vorwurf. —

Als seine Bayreuther Geschichte ans Licht trat, weilte L. bereits seit einigen Monaten außer Landes. Seit dem 18. Decbr. 1797 befand er sich im speciellen Dienste Hardenberg's als Legationssecretär bei der preußischen Gesandtschaft auf dem Friedenscongreß in Rastatt. Hier ward ihm neue Gelegenheit, den sittlichen und politischen Verfall des Reiches aus nächster Nähe zu schauen. Um die Unwissenden über die Größe der Verluste auf dem linken Rheinufer aufzuklären, verfaßte er daselbst 1798 seine verdienstlichen „Tabellen über Flächeninhalt, Menschenzahl, Einkünfte und bevorstehenden Verlust der deutschen Reichslande“. Auf seine Bitte berief ihn Hardenberg endlich am 8. Octbr. 1798 als wirklichen Kriegs- und Domainenrath an die Kammer von Ansbach zurück. Im Januar 1799 trat er sein neues Amt an. Außer der Direction der Archive zu Ansbach und Plassenburg waren ihm besonders die Grenzstreitigkeiten und ein großer Theil des Stiftungswesens übertragen. Durch seine Reorganisation des letzteren erwarb er sich bleibendes Verdienst. Dagegen blieb sein Versuch, gemeinschaftlich mit Hänlein, dem Vicepräsidenten der Kriegs- und Domainenkammer, das nach dem dritten Band 1797 eingegangene „Staatsarchiv der königl. preuß. Fürstenthümer in Franken“ fortzusetzen, ohne rechten Erfolg: von dem „Neuen Staatsarchiv“ erschien nur ein Heft 1800. Hardenberg bediente sich seiner noch immer gern zu persönlichen und diplomatischen Aufträgen. Bei ihm weilte L. im Vorfrühling 1801 in Berlin; mit ihm war er 1802 und

1803 zu wiederholten Malen in München, wo die Grenze zwischen den pfalzbairischen und preußisch-fränkischen Ländern aufs neue festgestellt ward. Die Anschuldigung, als ob Baiern dabei übervortheilt worden sei, wies er auf Hardenberg's Wunsch in einer Flugschrift „Christliche Vermahnung eines Capuzinerbruders zu Deggendorf an den Meister Pangraz" (1805) zurück. Zwei Jahre lang (bis zum Herbst 1805) leitete er sodann als preußischer Commissär die praktischen Geschäfte der Grenzregulirung auf der Ostseite der fränkischen Länder.

Bald nach seiner Rückkehr ging in Folge des Schönbrunner Vertrags das Fürstenthum Ansbach an Baiern über. L. gab nunmehr den preußischen Dienst auf (April 1806) und unterstützte mit Rath und That den bairischen Commissär Graf Thürheim bei der Civilübergabe der fränkischen Provinz. Als Thürheim's Abgeordneter nahm er ferner von den früher reichsunmittelbaren Fürstenthümern seiner Heimath im Ries für die Krone Baiern Besitz. Im November 1806 wurde er darauf zum Director der Kriegs- und Domainenkammer befördert und hatte als solcher die Eintheilung des neugewonnenen Landes in Landgerichte festzustellen. Bei Errichtung des Civilverdienstordens der bairischen Krone am 19. Mai 1808 verlieh ihm der König das Ritterkreuz derselben; seine Erhebung in den Adel war damit verknüpft.

Auch während dieser aufgeregten Jahre hatte seine publicistische Thätigkeit nicht ganz geruht. 1806, während er unter der Last der französischen Einquartirung seufzte, verfaßte er die „Annalen des Fürstenthums Ansbach unter der preußischen Regierung von 1792 bis 1806", in knappster Form dargestellt, ein Zeugniß seiner Verehrung Hardenberg's. Einzelne Mißbräuche, die sich beim Uebergang der neuen Besitzthümer an Baiern eingestellt hatten, deckte er in den „Annalen der öttingischen Finanzverwaltung" auf. Nach amtlichen Materialien begann er in Gemeinschaft mit seinen Amtsgenossen Büttner und Schulz eine „Historische und statistische Beschreibung des Rezatkreises"; 1809 und 1810 erschienen davon zwei Hefte, welche die Landgerichte Ansbach und Dinkelsbühl behandelten.

Mit seinen Vorgesetzten wußte er sich nicht lange in gutem Einvernehmen zu erhalten. Im October 1810 wurde er darum als erster Archivar an das Landesarchiv nach München versetzt. Grollend weigerte er sich, die Stelle anzutreten. Er zog sich nach Erlangen zurück und vergrub sich daselbst in die Geschichte der bairischen Stämme. Endlich nach mehrfachen Verhandlungen mit dem Ministerium wurde er zum Director des dermaligen Landesarchivs und des neu zu errichtenden Reichsarchivs ernannt. Nun siedelte er (im Januar 1811) nach München über. Der Minister Graf Montgelas kam ihm freundlich und artig entgegen, bewirkte gleich im Mai 1811 seine Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften, ließ ihn aber zunächst amtlich unbeschäftigt. Erst als sich L. wieder auf einige Monate in seinen Schmollwinkel nach Erlangen zurückbegab, wurde er im März 1812 im Ministerium des Aeußern zum Chef des Reichsheroldenamtes mit dem Rang eines geheimen Referendars ernannt und mit dieser Stelle im April 1812 die Direction des Reichsarchivs, das im ganzen nach seinen Vorschlägen angelegt wurde, verbunden. Seine wissenschaftliche Thätigkeit richtete sich nun durchaus auf die bairischen Verhältnisse in Gegenwart und Vergangenheit. In den Denkschriften der Akademie von 1811—1813 veröffentlichte er seine beiden Abhandlungen über „Die Vereinigung des baierischen Staates aus den einzelnen Bestandtheilen der ältesten Stämme, Gauen und Gebiete historisch entwickelt", eine historisch-topographische Beschreibung der bajoarischen, alemannischen und fränkischen Länder und Ländchen, aus denen das derzeitige Königreich Baiern bestand. L. führte darin zuerst für Baiern den anderweitig schon früher befolgten Grundsatz durch, daß sich aus dem Umfang unserer gegenwärtigen Bischofssprengel noch

auf die Grenzen der alten Gaue schließen lasse. In kleineren Schriften bestritt er nicht ohne Humor die Fabel von den dreißig Söhnen des Grafen Babo von Abensberg (1813), theilte Bemerkungen zu Heinrich Zschokke's „Bairischen Geschichten" mit, eine achtungsvolle, doch ziemlich scharfe Kritik des gefeierten Autors (1813), vertheidigte die Regierung Ludwigs des Baiern und die bairische Politik überhaupt gegen die Angriffe in der Wiener Litteraturzeitung (1813), unterzog die ersten sechzehn Bände der „Monumenta Boica" einer herb tadelnden Recension (1815) und erhärtete in hochmüthig-grobem Ton gegen „des Herrn von Pallhausen Garibaldische Geschichten" seine Behauptung, daß der Nordgau ursprünglich nicht zu Baiern gehörte (1815). Ebenfalls kürzere Ausschnitte aus der vaterländischen Historie behandelte er 1815 in dem „Bruchstück einer bairischen Handelsgeschichte aus der Regierungszeit Herzog Ludwigs des Strengen vom J. 1263 bis 1294" und 1821 in der seit Jahren vorbereiteten, von der Kritik sehr beifällig aufgenommenen „Geschichte des bairischen Herzogs Ludwig des Bärtigen zu Ingolstadt". Gegen die Schmähschrift des Grafen Karl August Reisach von Steinberg „Baiern unter der Regierung des Ministers Montgelas" (Deutschland 1813) verfaßte er auf den Wunsch des Angegriffenen 1814 seine Apologie „Der Minister Graf von Montgelas unter der Regierung König Maximilians von Baiern". Um das Verdienst Montgelas', des Wohlthäters von Baiern, des Begründers der bürgerlichen Freiheit, ins volle Licht zu setzen, versäumte L. nicht, die Mißstände unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor rücksichtslos aufzudecken. Seinen litterarischen Gegner ließ er die ganze Schärfe und Wucht seiner durchaus persönlichen Polemik fühlen. Zu anderen Arbeiten regte ihn seine amtliche Stellung an. Als Vorstand des Reichsheroldenamtes gab er 1815 ein „Adelsbuch des Königreichs Baiern" heraus, das er 1820 durch ein Supplement vervollständigte. Das Werk, in seiner Art das erste in Baiern, verband mit einem wohlgeordneten Verzeichniß der in Baiern lebenden Adeligen kurze Angaben über die Geschichte ihres Geschlechtes und diente lange als brauchbares Hilfsbuch auch für streng wissenschaftliche Zwecke. Auf manchen Fund stieß L. bei der Durchsicht der Archive, deren Urkunden er katalogisirte und regestenartig zu bearbeiten anfing. So ließ er 1815 aus den Papieren des Jesuitenordens in oberdeutschen Archiven drucken „Reverendi in Christo patris Jacobi Marelli S. J. amores", um durch Enthüllung des unsittlichen Treibens einzelner Ordensmitglieder gegen die Wiedereinführung der Jesuiten in die Schulen zu wirken. Nachdrucker und Uebersetzer bemächtigten sich alsbald des Büchleins. Vier Jahre später (1819) stellte er aus den damals schon gesammelten Taten seine „Geschichte der Jesuiten in Baiern" zusammen. Parteilos und rein sachlich gehalten, konnte dieselbe oft sogar farblos erscheinen. L. verzichtete nicht selten darauf, ein übersichtliches historisches Bild zu entwerfen und häufte dafür nur chronikartige Notizen, auf engen Raum zusammengedrängt, an einander. Die Benützung eines umfangreichen, noch undurchforschten Materials machte jedoch seine Arbeit stofflich werthvoll. Die Reihe dieser geschichtlichen Publicationen schlossen zunächst seine durchaus auf archivalische Forschungen gegründeten „Bairischen Jahrbücher von 1179—1294" ab, welche als Fortsetzung des von J. G. von Lori 1782 herausgegebenen „Chronologischen Auszugs der Geschichte von Baiern" 1816 erschienen und 1824 mit einigen Berichtigungen und Zusätzen neu aufgelegt wurden.

Ehe L. dieses Buch zum Druck brachte, änderten sich seine äußeren Umstände wiederum. Noch im October 1814 war er zum Mitglied der Staatscommission ernannt worden, welche die bairische Verfassung gemäß der seit 1808 völlig veränderten Lage der Dinge umarbeiten sollte. Aber auch diese neue Aufgabe, zu der er sich anfangs selbst gedrängt hatte, sowie der ganze Aufent-

halt in München wurde ihm bald überdrüssig. Auf sein Ansuchen wurde er im Herbst 1815 als Kreisdirector nach Ansbach zurück versetzt. Doch that er auch hier nicht lange gut. Wiederholt forderte er den Unwillen des Königs und der Minister, die an Montgelas' Stelle traten, heraus und verlangte endlich unzufrieden seine Demission. Darauf wurde er am 10. April 1817 mit Belassung seines vollen Gehaltes in den Ruhestand versetzt. Den Rest seines Lebens verbrachte er in gelehrter Muße auf seinem Landhause bei Ansbach. Längere Reisen nach den verschiedensten Theilen Baierns, nach Mittel- und Norddeutschland, Böhmen, Schwaben und der Schweiz unterbrachen fast alljährlich die Stille seiner Einsamkeit. Am meisten fesselte ihn Wien wieder, bei dessen Besuch (1819) er noch einmal den verlockenden Zauber empfand, den die Kaiserstadt einst auf den Jüngling ausgeübt hatte. Von hier aus machte er daher sogar den vergeblichen Versuch, etwa als bairischer Agent am österreichischen Hofe in den Staatsdienst, den er vor zwei Jahren verlassen, zurückzutreten.

Noch in der Zeit seines Privatlebens wurde ihm manche gesellschaftliche und wissenschaftliche Auszeichnung zu Theil. Die Frankfurter Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde und die Berliner Akademie nahmen ihn 1819 und 1822 zum correspondirenden Mitglied auf. Für seine landschaftlichen Anlagen bei Ansbach übersandte ihm der landwirthschaftliche Verein 1823 eine goldene Ehrenmünze, und 1829 bei der ersten Versammlung der Landräthe des Rezatkreises wurde er zum Präsidenten gewählt. Im historischen Vereine des Rezatkreises, der vornehmlich auf sein Betreiben 1830 gegründet wurde, bekleidete er fortwährend die Stelle eines Secretärs. In den Jahresberichten dieses Vereins veröffentlichte er eine Reihe ausführlicher Arbeiten historisch-statistischer Natur über die fränkischen Fürstenthümer überhaupt, über die Stadt und Markgrafschaft Ansbach speciell und über die sonstigen Bestandtheile des Rezatkreises. Mehrere Aufsätze ähnlichen Inhaltes überließ er wissenschaftlichen Zeitschriften, dem „Archiv für Geschichte des Obermainkreises“, dem „Archiv für Bayreuther Geschichte“ ꝛc.

Bedeutender waren die größeren Werke, die er fast vollendet von München mitgebracht hatte. Von 1822 bis 1828 gab er vier Bände heraus „Regesta sive rerum Boicarum autographa ad annum usque 1300“. Geschieden nach den drei Stämmen der Baiern, Schwaben und Franken theilte L. hier Auszüge der in den bairischen Archiven aufbewahrten ältesten Urkunden zur bairischen Geschichte mit. Auch hier beschränkte er sich auf einen eng umgrenzten Zeitraum — nach seinem Tod erst wurde das Werk für die späteren Jahrhunderte fortgeführt —, um in den einzelnen Angaben desto erschöpfender und genauer sein zu können. Seine Arbeit könnte auch in jeder Hinsicht als ein grundlegendes, quellenmäßiges Hilfsbuch gelten, wenn L. diese gewissenhafte Strenge nicht da und dort aus kleinlichen persönlichen Rücksichten verletzt hätte. Die Beschäftigung mit Regesten blieb ihm stets eine Lieblingsarbeit. Er entwarf (1822) einen — nicht weiter beachteten — Plan, wie ein ähnliches Regestenwerk für den brandenburgisch-preußischen Staat anzulegen wäre; er theilte (1833) in einem höchst anerkennenden Sendschreiben an Johann Friedrich Böhmer Zusätze zu dessen Regesten der römischen Könige und Kaiser (1831) mit. Noch nach seinem Tode erschienen 1837 seine „Regesta circuli Rezatensis“.

Gleichfalls zum Theil nach früheren Vorarbeiten verfaßte er den Artikel „Ansbach“ für die Encyclopädie von Ersch und Gruber (1820) mit einem compendiarischen Ueberblick über die Geschichte der beiden preußischen Fürstenthümer in Franken. Seine Abhandlungen über die früheren Bestandtheile des bairischen Staates arbeitete er zu zwei Büchern über Baierns Gaue und Baierns alte Grafschaften und Gebiete (1830 f.) um, nun auch mit Einschluß der seit

1813 neu erworbenen bairischen Besitzungen am Rhein und Main. Einen sehr werthvollen Beitrag hatte L. schon 1827 zum 29. Bande der von Karl Ernst Schmidt redigirten Zeitschrift „Hermes“ gegeben, eine ausführliche Uebersicht über die bairischen Historiographen seit Aventin und eine sorgfältige Bibliographie und eingehende Kritik der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiet der bairischen Geschichte seit 1821. Verschiedene Pläne, die nicht zur Ausführung gelangten, stiegen ihm dazwischen auf, einer „Bairischen Historiographie“, worin er im Verein mit andern Mitarbeitern eine Reihe von Biographien und Monographien aus der bairischen Geschichte zu liefern gedachte (1820), einer „Hohenzollerischen Specialgeschichte“ (1822) u. dgl. Auch der Polemik entsagte er noch nicht. Unter dem Titel „Alte Liebe rostet nicht. Betrachtungen aus den altbaierischen Geschichten von einem Neubaiern“ (1832) begegnete er dem Mißtrauen, welches man in München gegen die fränkischen Provinzen äußerte, mit einer drastischen Aufzählung aller jener Fälle, in welchen seit Thassilo II. die Altbaiern ihren Fürsten die Treue gebrochen haben. 1834 ließ er als ein „Hilfs- und Lesebüchlein“ für die Landtagsabgeordneten unter dem Titel „Acta apostolorum“ Auszüge aus der Sammlung der bairischen Landtagsverhandlungen in den Jahren 1429—1513 von Franz von Krenner drucken. 1834 und 1835 gab er zwei Hefte einer „Litterarhistorischen Zeitschrift“ heraus, worin er neben kurzen, ziemlich allgemein gehaltenen Miscellen aus der Geschichte die bedeutenderen historischen Werke der letzten Jahre theils ausführlich recensirte und excerpirte, theils kürzer besprach. —

Lang's geschichtliche und statistische Arbeiten, so frisch und klar sie zum größeren Theil geschrieben sind, fanden meist doch nur bei den Fachleuten Eingang. Bei allen Schichten der gebildeten Bevölkerung jedoch wurde sein Name bekannt und berühmt durch die satirischen Schriften, in denen er seit seiner Pensionirung die Verhältnisse des bairischen Staats- und Gesellschaftslebens geißelte. Von 1817 bis 1833 gab er elf Fahrten der „Hammelburger Reise“ heraus, denen er 1819 noch das „Hammelburger Conversationslexikon, Ankündigung und erstes Probeheft“ einreihte. Seit Jahrzehnten schon zog ihn der groteske Humor eines Rabelais und Fischart und die drastische Komik eines Abraham a Santa Clara an. In ihrer Manier suchte er nun die jüngsten Vorgänge im politischen, socialen und geistigen Leben unter der Form von Reiseabenteuern, die er in utopischen Ländern erlebt, zu parodiren. Besonders auf die bairischen Verhältnisse war die Satire gemünzt. Das positive Wollen des Verfassers war durchaus löblich; von aufkläreristischen Ideen genährt und von liberaler Gesinnung durchdrungen richtete er sich gegen den Obscurantismus der Reactionsperiode. Sein Spott traf zwar manchmal auch den unrechten Ort, streifte aber meistens wirkliche Schäden und trug nicht wenig dazu bei, daß vorhandene Mißgriffe corrigirt, drohende von vorn herein vermieden wurden. Mit seinen Vorbildern aus dem 16. Jahrhundert konnte sich L. freilich weder in der großartigen Kraft noch in der kecken Laune der Satire messen. Seine zahllosen Anspielungen auf Personen und Vorgänge der unmittelbaren Gegenwart vermochten wohl die Zeitgenossen zu reizen, daß sie mit Gier lasen, was ihnen selbst als „dummes Zeug“ vorkam, und so wanderten Lang's Flugschriften, trotz des Eifers der Nachdrucker für den Autor eine reiche Erwerbsquelle, durch ganz Deutschland und sogar über die Grenzen des Reiches hinaus. Aber die Satire bleibt zu sehr an den Verhältnissen der damaligen Zeit haften; dem Witz, vorwiegend nur Wortwitz, fehlt es an unmittelbarer Frische und an zündender Kraft; der Verfasser weiß mit seinen endlosen, oft recht gezwungenen Seitensprüngen nie ein Ziel zu finden. Den modernen Leser werden darum diese Producte eines selten reinen und natürlichen Humors meist ermüden, ja

langweilen. Am ersten noch fühlen wir uns mit L. einverstanden, wenn er auf Augenblicke die Ironie preisgibt und einen ernsteren Ton anschlägt.

In demselben Stil wie die „Hammelburger Fahrten“, der aber jetzt vielleicht bedeutender ausgeprägt war, gab L. 1822—25 in drei Theilen heraus „Birmanisches Strafgesetzbuch, übersetzt und mit den nöthigen sowie einigen unnöthigen Anmerkungen versehen von Michael Tobias Zaunschliefer, Exrechtspracticanten des Land- und Criminalgerichts Scherzburg“, eine glückliche Parodie der bairischen Criminalgesetzgebung.

Auch das letzte Werk Lang's, das mehr als alle andern seinen Namen auf die Nachwelt gebracht hat, seine Autobiographie, ist zum großen Theil als Satire aufzufassen. Er führte die Darstellung seines Lebens bis auf das Jahr 1826. Erst sieben Jahre nach seinem Tode trat das Buch in die Oeffentlichkeit: „Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang. Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit“ (2 Theile, Braunschweig 1842, wieder abgedruckt München 1881). Diese Memoiren sind eine interessante und piquante Lectüre; aber ihnen fehlt der höhere Reiz einer edleren sittlichen Auffassung der Welt. Der Verfasser, allzu scharfsichtig für Mängel, ist fast blind gegen Verdienst und Tüchtigkeit. Hardenberg und Montgelas ausgenommen, weiß er ziemlich über alle Männer, mit denen er je verkehrte, vorwiegend Uebles und Unwürdiges zu berichten. Seinen Memoiren fehlt der Reiz der Wahrheit. Thatsächliche Mißstände, die er schildert, übertreibt er bis zur Caricatur; aber auch Charaktere, deren Andenken die Geschichte reiner bewahrt hat, erscheinen bei ihm mit häßlichen Flecken beschmutzt. Nichts war irriger, als daß man diese Fälschungen in seinen Memoiren eine Zeit lang als Enthüllungen der historischen Wahrheit betrachtete. Einsam, ohne Weib und Kind, von keiner beseligenden Liebe erwärmt, schrieb L. seine Biographie im Dienst der Eigenliebe: um sich und sein oft zweideutiges Verfahren zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, entstellte er das Bild der Zustände wie der Personen, die ihn umgaben. — Er starb am 26. März 1835 auf seinem Landhause bei Ansbach.

Lang's Geschichte des vorletzten Markgrafen von Brandenburg-Ansbach (Anbach 1848). Vorbericht. — Karl Theodor Heigel, Die Memoiren des Ritters von Lang (Augsburger allgemeine Zeitung vom 14. und 15. Mai 1878, Beilage). Franz Muncker.

Lang: Kaspar L. aus Zug; Dekan des (kathol.) Kapitels Frauenfeld und protonotarius apostolicus; † 1691. S. oben Band XIII, S. 193 (unter: Hottinger, J. J., † 1735).

Lang: Lorenz Johann Jacob L., ein tüchtiger Schulmann und als lateinischer Dichter gelobt, wurde als Sohn eines Strumpfwirkers Nicolaus L. zu Selb am 10. Mai 1731 geboren; sein Bruder ist der im J. 1741 geborene Christoph Lang. Er sollte das Handwerk seines Vaters lernen; aber Prediger und Lehrer, die seine mehr als gewöhnliche Begabung bemerkten, bewirkten, daß die Eltern trotz ihrer Armuth ihre Zustimmung dazu ertheilten, daß er studire und bereiteten ihn selbst auf den Besuch des Gymnasiums vor. Im J. 1751 begann er in Erlangen seine Studien, wurde 1755 Magister, dann Hauslehrer, 1756 Conrector in Neustadt an der Aisch, 1757 Rector am Gymnasium in Bayreuth und wurde darauf in immer höhere Stellen befördert (1758 Professor, 1761 Consistorialrath), bis er im J. 1795 erster geistlicher Rath im zweiten Regierungssenat wurde. Er starb am 18. Septbr. 1801. — L. war ein ungemein fleißiger Mann; als Lehrer soll er namentlich in den alten Sprachen und in der Mathematik Besonderes geleistet haben; sein Wissen umfaßte alle Gebiete der damaligen Gelehrsamkeit, wovon seine zahlreichen Schriften Zeugniß ablegen. Daß Bahrdt ihn im Ketzeralmanach „mager an Geist“ nennt, ist zwar ein hartes, aber wol

nicht völlig unverdientes Urtheil; seine Verdienste um das Schulwesen, auch namentlich in seinen höheren Stellungen, und seine persönliche Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit, die ihn seiner Zeit zu einem angesehenen Manne machten, sollen ihm dabei ungeschmälert bleiben. — L. gehört zu den Herausgebern des sog. Bayreuth'schen Gesangbuches vom Jahr 1779, eines der damals vielgepriesenen modernisirten Gesangbücher, und unter diesen nicht des schlechtesten, sofern wenigstens Luther's Lieder in ihm nicht verändert wurden; hier hat er auch sechs (oder fünf?) eigene Lieder mit aufnehmen lassen, die aber keine weitere Verbreitung gefunden zu haben scheinen.

Fikenscher, Gelehrtes Fürstenthum Bayreuth, 5. Bd., S. 192—210. Heerwagen, Litteraturgeschichte der geistlichen Lieder und Gedichte neuer Zeit, 1. Theil, S. 313 ff. Kirchen- und Ketzer-Almanach auf das J. 1781. S. 94. — Rotermund zum Jöcher, Bd. III, Sp. 1177 bis 1185; hier werden auch seine zahlreichen Schriften angeführt. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., 6. Bd., S. 236, wo er, wie auch sonst mitunter, Lange genannt wird. l. u.

Lang: Matthäus L., s. **Matthaeus**, Erzbischof von Salzburg.

Lang: Paul L., Benedictiner und Chronist, wurde in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Zwickau geboren, wohin sein Vater Georg L. aus Nürnberg übersiedelt war. Wie es scheint, stammte er aus einer adelichen Familie. Sein Vater, ein sehr frommer Mann, dem Mariencultus besonders ergeben, brachte den Jüngling, nachdem dieser in Krakau studirt hatte, in Begleitung von dessen Bruder Lorenz um 1487 ins Kloster Bosau bei Zeitz, wo es aber L. so wenig gefiel, daß er mehrere Male aus demselben entwich. Endlich fand auch er sich mit den Dingen ab; namentlich des berühmten Trithemius Einfluß bewirkte es, daß er die Muße des klösterlichen Lebens zu historischen Studien benutzte. Wahrscheinlich, daß er Bibliothekar zu Bosau gewesen, sicher hat er, durch Trithemius und einen alten Domherrn Nicolaus Tylmann veranlaßt, begonnen, mehrere Chroniken zu verfassen. Schon 1515 hatte nämlich Trithemius ihm einen Empfehlungsbrief an alle Klostervorstände zum Zwecke der Benutzung der Archive und Bibliotheken gegeben, um dabei auch für sein Werk „De scriptoribus Ecclesiasticis“ Stoff sammeln zu lassen. L. reiste zuerst nach Würzburg zu seinem Gönner, kam dann nach Baiern, dann nach Straßburg, wo er durch Wimpfeling's Vermittelung bei Heinrich, Pfalzgraf zu Rhein, eingeladen wurde und mit Sebastian Brant bekannt wurde, mit dem er auch correspondirte. 1516 war L. wieder in Halberstadt, Chemnitz, Halle, Magdeburg, Hildesheim, Merseburg, Erfurt, Georgenthal, Mansfeld. Hier erscheint er überall als Trithemius' Collaborator, durch dessen Tod die Forschungsreisen gehemmt wurden. Sie hatten, wie L. klagt, viele Mühen und Sorgen gebracht, wie oft wurde er auf diesen beschwerlichen Wanderungen durch Räuber und Buschklepper bedroht! Auch an Beschimpfungen durch die Ordensbrüder fehlte es nicht, die täppischen Neider nannten ihn einen Landstreicher (gyrovagum et circulatorem). Heftig vertheidigt er sich in seinem „Chronicon Citizense“ (der Chronik von Zeitz), gegen diese Angriffe und beruft sich auf den Apostel Paulus, der ja auch so viel herumgekommen sei und auf so viele Andere, die er in umständlicher Weise bespricht, schließlich sogar auf Ulysses. Er bringt reiche Beispiele aus der Apostel- und Missionsgeschichte, wie aus den Kirchenvätern und Classikern — mitten in dieser Apologie bricht das „Chronicon Citizense“ ab. In behaglicher Ruhe, die, wie es scheint, durch nichts gestört ward, schrieb L. nach den Reisen in seinem Kloster an den Chroniken, die er hinterließ. Von diesen sind das „Chronicon Citizense“ und das „Chronicon Numburgense“ in

erster Linie zu nennen. Das erstere geht von 968—1515 und ist trotz sehr fleißiger Quellenbenutzung für die früheren Partien in diesen doch meist nur wegen der Anschauungen des Verfassers und der Art seiner Behandlung wichtig, am interessantesten sind begreiflicherweise die Partien, die er als Zeitgenosse beschrieb. Es führt den Titel: „P. L. Cygnaei (aus Zwickau) Chronicon Cit. de illius Dioeceseos gestis et aliis etiam passis, iuxta eiusdem praesulum annos et successiones digestum etc." Benutzt sind vor allem Widukind, Thietmar von Merseburg, Werner Rolevink, Otto von Freisingen, Lambert von Aschaffenburg u. A., ebenso neuere Gelehrte, wie Erasmus von Rotterdam, Stella, Emser, die Italiener Valla, Filelfo, Volaterranus, einige Byzantiner und viele sehr unbestimmt citirte Excerpte aus Chroniken (z. B. ex Doringorum Chron.; ex Chron. Saxoniae oder ganz vag ex chronicis). Ein besonderer Vorzug seines Buches, das übrigens sich neben der Zeitzer Geschichte mit allem möglichen befaßt, ist die wol durch Nachahmung eines Vorganges des Trithemius entstandene Uebersicht über die berühmten Männer seiner Zeit (viri doctrina excellentes), unter denen die großen Italiener, Favre von Estaples, Bovillus und natürlich der geliebte Lehrer und Gönner genannt werden, auch „Reuchling" wird sehr achtungsvoll behandelt, nicht minder Wimpfeling und Brant (vgl. K. Schmidt, Hist. litt. de l'Alsace I. 225). Sehr instruktiv sind die merkwürdigen Aeußerungen über Luther, die auch Bayle's Beachtung fanden. Er rühmt Luther's Thätigkeit gegen den Ablaß, nennt ihn venerandus vir (897) und profundissimus Theologus oder auch Martinus ille Theologorum nostrae tempestatis omnium facile sapientissimus princeps ... perstitit invictus. Er rühmt unter seinen Anhängern eruditissimum et eloquentissimum illum divinarum scripturarum interpretem novum Erasmum, Reuchlin, J. Stapulensis, Jod. Clichthoveus. Trotz seiner Mönchskutte geht er sehr scharf gegen die Schäden und Mißbräuche des Papstthums vor, findet es aber schließlich doch angezeigt, eine feine Distinction zwischen Römern und Römlingen zu machen, übrigens meint er, habe er das nicht aus Eigenem gesagt, sondern sei einer deutschen Schrift gefolgt, auch hätte selbst Bernhard von Clairveaux nicht weniger streng über die Gebrechen der Kirche geurtheilt. Indem er aber vorsichtshalber sein Werk dem Urtheile der letzteren unterwirft, schreibt er die Worte: „Porro quae de M. L. doctrina disserui, non sicuti discipulus illius assertiue (quod absit) sed potius admiratiue posui utpote nullius adhuc iuratus in verba magistri". Solche Stellen bieten einen guten Uebergang zu der ganz entgegengesetzten Behandlung, die Luther im Chronicon Numburgense erfährt, es ist dies wol später verfaßt und war entweder wirklich in Folge einer bei vielen eintretenden Abkehr von Luther oder aus Besorgniß vor der Mißgunst der Oberen geschrieben. Das Chronicon hat dieselben Vorzüge und Fehler, wie sein Vorgänger. Der Verfasser schrieb in der deutschen Vorrede an den bischöflichen Rath Johann Wallenecker über den Nutzen der Historia: Denn es wert eyn weyser Mann (der in alden Historiis und Chronicis wolerfaren ist) geacht und geschatzt, er habe also lang gelebt und sey als alt also vieler iar und alder zeytung geschicht exempel oder historien bey den freunden vnde gesten in eyner collation oder sonst wu feyn und dapfer erfurbrengen vnd zu sagen weß. Sein Streben, versichert er, sei die Wahrheit und die Anzahl seiner Quellen zeigt seinen Eifer; die mannigfachen auf alles mögliche eingehenden kleinen Excurse, die aus der sehr annalistisch gehaltenen Chronik herausführen, geben ein gutes Bild der Zeitverhältnisse. So unternimmt er z. B. einen Ausfall gegen seine Tage, in denen die Mönche nicht mehr wie in der guten alten Zeit zu den höchsten Ehren gelangten, beliebt und geachtet waren, während sie jetzt allen zum Spott gereichen und wie die Wölfe behandelt werden. Zahlreich sind die Invectiven gegen die Neologisten

die Lutheraner; als er von Wittenbergs Blüthe erzählte, fährt er in heftigen Sätzen gegen den pestathmenden Basilisken daselbst auf, der alles mit der hussitischen Ketzerei erfüllt habe, der selbst den Arius übertreffe. Mit der Beweglichkeit des Zornes wird ein langes Sündenregister des Schrecklichen aufgezählt. Es ist nur consequent, wenn er Eck „praestantissimus vir“ nennt, den Bauernkrieg von den „rustici Lutherani“ ausgehen läßt, die Vermählung Luther's verhöhnt, auch die Wiedertäufer auf Luther's Rechnung setzt und gegen Spalatinus sich ausspricht. Im allgemeinen macht diese Chronik noch mehr als die frühere den Eindruck einer Weltchronik oder doch einer allgemeinen deutschen Chronik. Da wird nicht blos, wie im Chronicon Citizense (899) von den neuen Entdeckungen erzählt, die natürlich Vespucci zugeschrieben werden (55), sondern nicht minder von Taxelt (Tezel) berichtet, der „auß der himmlischen Fundgruben so viel zusammengebracht“ und dann aus Gram gestorben sei, es wird von dem Jubel der Deutschen gesprochen, der sich über die Wahl Karls V. erhob, ebenso über Ulrich von Württemberg, über den Wormser Reichstag, Sechingen's (Sickingen's) Tod, Rhodus Eroberung, über Hutten, Papst Hadrian, der vergiftet worden sei, über gräßliche Thaten der Gegenreformatoren, die üblichen Ausfälle gegen die Türken. Anderes erinnert ganz an die mittelalterliche Annalistik, die erwünschten Angaben über Wein- und Getreidepreise, Kometen, Teufelsgeschichten mit dazwischen gestreuten populären Versen. Trotz mannigfacher Citate aus den Classikern, z. B. Plautus, Terenz, besonders aber Horaz, ist auch die Diction, wie u. a. die Dunkelmännerbriefe spöttisch bemerken, so gut wie die des Doctrinale, doch er liest sich coulant und ist von einem seltenen und belebenden Eifer für die durch ihn geschilderten Thatsachen erfüllt. Er selbst appellirt an das Urtheil der Nachwelt und hofft, daß das iudicium melius posteritatis sein werde. Allerdings wüßten wir ohne seine Schriften so manches aus der Localgeschichte nicht, wie denn auch seine Werke oft genug benutzt worden sind; freilich Lepsius (in seiner Geschichte der Bischöfe des Hochstifts Naumburg vor der Reformation, Naumburg 1846) meint, die Werke Lang's entsprächen ihrem Titel nur zum kleinsten Theile, er habe übrigens meist aus den Bosauer Klosterbriefen geschöpft. Uebrigens beurtheilt ihn Lepsius viel zu streng, wenn L. auch dem Zweck des Localhistorikers nicht genügen mag, so ist eben das Quodlibet culturgeschichtliche Fragmente ganz dankenswerth. Jedenfalls ist Schöttgen's alte (mir erst spät zugekommene) Biographie dem Historiker viel mehr gerecht geworden; jedoch gebraucht ihn auch Lepsius an vielen Orten. — In eine Fehde mit Wimpfeling gerieth L. wegen dessen Werkes De integritate, in dem der elsässische Humanist die Mönchsorden angegriffen und vor allem den Trithemius gekränkt hatte. L. schrieb wol hauptsächlich aus dem Grunde sein wahrscheinlich nicht gedrucktes „Opusculum bipartitum ad omnium claustralium laudem et defensionem“, das ihm freilich eine wenig ehrenvolle Erwähnung in den Epistolae obscurorum virorum eintrug; es wird dort z. B. von Lang's Buche gesagt (II. 63): qui est approbatus in Capitulo sive sinodo Reinhertzbornensi ordinis sancti Benedicti a. d. 1509 et est bonum latinum, quia unus dixit quod esset ferme ita bonum sicut Doctrinale Alexandri .... dicunt, quod superexcellescat stilum Ciceronis .. sed procedit doctrinaliter multum contra Wimpfelingium metrice prosaice et rigmatice (cf. auch II. 65). Auch sein „Carmen de laudibus Saxoniae“, das er selbst nennt und von dem Schöttgen eine Probe aufführt (S. 105), die allerdings für seine dichterische Kraft nicht besonders spricht, ist nicht auf uns gekommen. Verschiedene andere Werke Lang's gibt Butzbach (cf. Böcking, Ulrichi Hutteni Opera, Suppl. II. 405) an. Wann L. gestorben ist, ist ebenfalls nicht bekannt; lange nach 1536, mit welchem Jahre seine naumburgische Chronik schließt, kann er nicht mehr gelebt haben. Das

beste über ihn ist jedenfalls das Leben Lang's im XI. Stücke der diplomatischen und curieusen Nachlese der Historie von Obersachsen von Christ. Schöttgen und G. Chr. Kreyßig. 1733, S. 88—126.

Vgl. ferner Grubner, Histor. Nachrichten von den Geschichtsschreibern der beiden Stiftsstädte Naumburg und Zeitz, 1753. Böcking a. a. O. K. Schmidt, Hist. litt. d'Alsace I. 50, 90, 186, 208, 224. — Das Chronicon Citizense, dessen Autograph sich in Wolfenbüttel befindet, ist abgedruckt in Pistorius, SS. Rer. Germ. I., cf. die Praefatio, das Chronicon Numburgense bei Mencken, SS. Rer. Germ. II. Horawitz.

Lang: Philipp L. Eltern, Geburts- und Todesjahr sind unbekannt, ebenso wann und wie er, der aus einer Prager Judenfamilie stammte, katholisch wurde. 1568 kam er als Singknabe in die Kapelle des Erzherzogs Ferdinand von Tirol. Als seine Stimme brach, erhielt er ein Stipendium zur Fortsetzung seiner Studien, trat aber bei den Söhnen des Erzherzogs in Dienst. 1579 begleitete er einen von diesen, den Kardinal Andreas, nach Rom. Ende 1582 heirathete er eine Hofdienerin der Erzherzogin Philippine (Welser), Maria Scalaber, eine Tochter des Innsbrucker Bildhauers. Einige Jahre nachher wurde er Kammerdiener des Erzherzogs Ferdinand. Die Gunst seiner Herren muß L. sich sehr bald in hohem Maße erworben haben. Schon im Januar 1580 wurde er mit dem Beinamen „von Langenfels" durch den Kaiser in den Adelstand erhoben. 1582 beschenkte ihn Ferdinand mit einem Hause, 1592 ernannte er ihn zum Burgpfleger in Innsbruck und allerlei Unterschleife, sowie ein frecher, mit Fälschung des Siegels und der Unterschrift Ferdinands verübter Betrug, der ihn ins Gefängniß brachte, wurden ihm rasch verziehen, ohne seine Stellung zu beeinträchtigen. Wann und wie er Kammerdiener Rudolfs II. wurde, ist nicht nachzuweisen. Zuerst erscheint er 1601 als solcher. Schon im folgenden Jahre besaß er so sehr die Gunst des Kaisers, daß er als der einzige am Hofe es wagen durfte, den „allmächtigen" Geheimsecretär Barvitius zu „offendiren". Nachdem dann in der zweiten Hälfte des Jahres 1603 der erste Kammerdiener Rudolfs, Ritter Hieronymus Machowsky von Machau, wol nicht ohne sein Zuthun in Ungnade gefallen und ins Gefängniß gelegt worden war, trat L. an dessen Stelle und nun gewann er bei dem mehr und mehr in Schwermuth versinkenden Kaiser einen Einfluß und ein Vertrauen, welche kaum noch Grenzen fanden. Rudolf konnte nicht ohne ihn sein, und was immer L. wollte, setzte er bei seinem Herrn durch, so daß der bittere Witz aufkam, über das Deutsche Reich herrsche neben dem römischen Kaiser der König der Juden. An L. mußte man sich wenden, um Audienzen zu erhalten, Briefe in des Kaisers Hand zu bringen, dessen Unterschrift und günstigen Bescheid zu erlangen. Sogar die Minister, die Erzherzoge und die Reichsfürsten konnten nicht umhin, sich seiner Vermittelung zu bedienen, und sie, wie die Fürsten des Auslandes, suchten ihn durch Geschenke und Schmeicheleien zu gewinnen. Hofdienste, Staatsämter und Kriegsbefehle wurden durch ihn erworben und verloren, Processe seiner Einwirkung entsprechend entschieden. Eine bestimmte politische Richtung hielt er nicht ein; um Geld und Gut, aber auch nur um solches, war er für Jeden zu haben. Vom Kaiser ließ er sich zahlreiche Aemter verleihen, sich mit Geschenken und Einkünften überschütten, sich aus Confiscationen und der Krone heimfallenden Verlassenschaften große Summen und allerlei Habe zuwenden und zugleich seinen beiden Söhnen, von welchen er dem älteren, Andreas, eine Frau aus dem Augsburger Patriciergeschlechte der Imhof verschaffte, Aemter und Einkünfte verleihen. Mit all dem jedoch noch nicht zufrieden, bereicherte er sich weiter durch Betrug, Unterschleif und Diebstahl auf Kosten Rudolfs, übte schamlose Erpressungen an solchen, welche der kaiserlichen Gnade bedurften und verschmähte

sogar Wucher nicht. Auf einem Karren hatte er all seinen Besitz nach Prag geführt: 1608 besaß er, obgleich er als Kammerdiener nur 240 fl. bezog und sehr verschwenderisch hausgehalten hatte, ein sehr großes Vermögen, die Herrschaft Oberigling in Baiern, mehrere Häuser in Prag und wahrscheinlich auch Güter in Böhmen, da der Kaiser ihn 1606 von den Ständen dort in ihre Landtafel eintragen ließ. An Geschenken allein hatte L. 203 247 fl. empfangen. Nebenbei benutzte er seinen Einfluß, um jeden, der ihm entgegentrat oder sonst seine Rachgier reizte, zu verderben. Allen Ministern Rudolfs scheint er feindselig gewesen zu sein und es mochte nicht ohne seine Einwirkung geschehen, daß einer nach dem anderen in Ungnade fiel. Im Bewußtsein seiner Macht war er ferner übermüthig und frech; sogar den Dienst beim Kaiser vernachlässigte er, wenn es ihm behagte. Was dieser ihm anvertraute, plauderte er aus. Ueberdies fröhnte er zügelloser Wollust, deren Befriedigung er mitunter durch Drohungen mit des Kaisers Ungnade erzwang. Sogar der Giftmischerei beschuldigte man ihn. Vergeblich waren indeß lange Zeit alle Versuche, ihn zu stürzen. Rudolfs Vertrauen war so blind und unerschütterlich, daß man es sich nur durch Zauberei zu erklären wußte. Erst im Juni 1607 wandte sich sein Unwille gegen L., weil dieser den Erzherzog Matthias unterstützt hatte, und bald fiel er völlig in Ungnade. Schon gegen Ende des Jahres erwartete man einen „bösen" Ausgang für ihn. Am 1. Juni 1608, als Matthias an der Spitze der Ungarn, Oesterreicher und Mähren vor Prag stand, ließ der Kaiser ihn wirklich ins Gefängniß führen, da von den Empörern und von den Böhmen heftige Klagen über das Kammerdienerregiment geäußert worden waren. Eine eingehende Untersuchung folgte. Das Urtheil kennen wir nicht. Ende 1609 oder im Anfange des nächsten Jahres starb L. im Gefängnisse, wie die Rede ging, eines gewaltsamen Todes. Sein Vermögen wurde eingezogen. Die Wittwe erhielt später von Kaiser Matthias ein Gnadengehalt. Die Söhne blieben, der ältere als Hofdiener, der jüngere, Ferdinand, als böhmischer Appellrath, in ihren Stellungen.

Fr. Hurter, Philipp Lang, 1851, u. Briefe u. Akten z. Gesch. d. 30jähr. Kriegs V. Stieve.

Langbecker: Emanuel Christian Gottlieb L., Hymnolog und Liederdichter, wurde als der Sohn eines frommen und geachteten Tuchmachermeisters in Berlin am 31. August 1792 geboren. Er besuchte das Gymnasium zum grauen Kloster und beabsichtigte Medicin zu studiren. Als er aber bald nach seiner Confirmation bei dem bloßen Bericht von einer ärztlichen Operation schon ohnmächtig wurde, gab er diesen Gedanken auf und ließ sich bereden, das Handwerk seines Vaters zu lernen. Nach vollendeter Lehrzeit trat er bei diesem ins Geschäft und ward ihm auch bei der Buchführung und Correspondenz vor allem nützlich, als derselbe zum Altmeister seines Gewerkes gewählt war. Dabei unterließ er jedoch nicht, sich auch geistig immer weiter auszubilden und besonders war es das deutsche evangelische Kirchenlied, dem sich früh seine Studien zuwandten. Außerdem beschäftigte er sich in seinen Mußestunden eingehend mit dem Orgelspiel, in welchem er es bald zu einer solchen Meisterschaft brachte, daß man ihm gern des Sonntags während des Gottesdienstes in der St. Georgenkirche das Orgelspiel überließ. Im J. 1817 ward er in seinem Handwerke zünftiger Meister und begleitete seitdem mehrfach seinen Onkel, einen Wollenwaarenfabrikanten, auf dessen Reisen zu Messen. Um diese Zeit wurde er mit mehreren Männern befreundet, welche seine geistigen Interessen theilten; unter ihnen hat der Professor Friedr. Franz Dan. Wadzeck, bekannt durch die nach ihm benannten Anstalten für Waisenkinder († am 2. März 1823), dadurch wol einen besonderen Einfluß auf ihn gewonnen, daß er ihn ermuthigte, einige seiner eigenen Gedichte, die meist geistlichen Inhalts waren, zu veröffentlichen.

Die ersten Lieder Langbecker's, die bekannt wurden, erschienen in dem „Nützlichen und unterhaltenden Berliner Wochenblatt", das Wadzeck und nach seinem Tode K. Dielitz herausgab, wahrscheinlich im Jahrgange 1822 (vielleicht schon früher?), und wurden beifällig aufgenommen. Sie stimmten in der Zeit des neu erwachenden kirchlichen Lebens einen entschieden evangelischen Ton an und zeichneten sich durch innige Frömmigkeit und leichte Form aus. Auf Anrathen seiner Freunde, welche auch Subscribenten sammelten, gab er dann im J. 1824 ein Bändchen seiner Gedichte heraus, welches er der Prinzessin Wilhelm, deren fromme Andacht er bei seinem Orgelspiel in der Kirche vielfach beobachtet hatte, widmete. Die Prinzessin, welcher die Gedichte gefielen, ernannte ihn im Jahre 1827 zum Kammerdiener bei ihrem jüngsten Sohne, dem Prinzen Waldemar, eine Stellung, die ihm für seine dichterischen Studien und Arbeiten erwünschter war, als diejenige im Geschäfte seines Vaters; er vertiefte sich nun immer mehr in die Geschichte des Chorales und des Kirchenliedes und gab eine zweite Sammlung seiner Gedichte heraus (1829). Nach dem Tode seines Vaters, der am 26. Januar 1829 erfolgte, verheirathete L. sich (am 31. August 1829); um diese Zeit arbeitete er an einer Geschichte des deutsch evangelischen Kirchenliedes und begann dann im Anfange des Jahres 1830 seinem Freunde Samuel Elsner, der schon ein kleineres Gesangbuch („Geistliche Gesänge", Berlin 1829) herausgegeben hatte, bei der Herausgabe eines größeren Gesangbuches behülflich zu sein. Die erstere erschien unter dem Titel „Das deutsch evangelische Kirchenlied", Berlin 1830, zur dritten Jubelfeier der augsburgischen Confession; das von Samuel Elsner herausgegebene größere Gesangbuch erschien im Selbstverlage Elsner's am Schlusse des Jahres 1832 unter dem Titel: „Geistlicher Liederschatz"; L. hat für dasselbe die S. 881—920 befindlichen „Lebensgeschichtlichen Nachrichten über die Liederdichter" zusammengestellt, ohne daß sein Name in dem Werke genannt wäre, wie auch Elsner selbst nicht als Herausgeber, sondern nur als Verleger genannt ist. (Hiernach ist die Angabe Goedeke's am unten anzuführenden Orte, nach welcher L. als Herausgeber des Liederschatzes anzusehen wäre, zu berichtigen. Bei der Auswahl u. s. f. der Lieder wurde Elsner außer von L. auch noch besonders vom Erziehungsinspector Kopf unterstützt.) Weitere Früchte der Studien Langbecker's sind dann u. a. eine im J. 1835 erschienene Ausgabe von Johann Crüger's Choralmelodien, Berlin, bei Eichler; „Gesangbuchblätter aus dem 16. Jahrhundert; mit einer kurzen Nachricht vom Anfange des evangelischen Kirchenliedes u. s. f.", Berlin 1838; und dann vor allem sein Hauptwerk: „Leben und Lieder von Paulus Gerhardt", Berlin 1841, dem Prinzen Waldemar von Preußen gewidmet, eine Arbeit, die vor den ähnlichen von Otto Schulz und Wackernagel erschien und durch die zum ersten Male aus archivalischen Quellen gearbeitete Lebensgeschichte Gerhardt's noch heute werthvoll ist; vgl. Bd. VIII. S. 783. Diesem Werke ließ L. im J. 1842 noch eine „Kurze Lebensgeschichte der Anna Maria Gerhardt", der Gattin Paulus Gerhardt's, folgen (Berlin 1842). Im J. 1840, am Huldigungstage, ward L. zum Hofstaatssecretär des Prinzen Waldemar ernannt; er lebte äußerlich in glücklichen Verhältnissen und genoß in weiten Kreisen ein wolbegründetes Ansehen; namentlich machte er sich auch als Mitglied des Berliner Lehrervereins für deutsches Volksschulwesen verdient. Unter den Arbeiten für ein größeres Werk über das Kirchenlied wurde er von der Gallenruhr befallen, an welcher er am 24. October 1843 im 52. Lebensjahre starb. Von seinen geistlichen Liedern, welche mehrfach an Gellert erinnern, fanden einige in Gemeindegesangbüchern Aufnahme und finden sich zum Theil noch in ihnen.

Theilweise nach mündlichen und handschriftlichen Mittheilungen. Vgl. G. Schäffer, Das Leben des Liederdichters Emanuel Christian Gottlieb Lang-

becker u. s. f., Berlin 1844. Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., Bd. VII. S. 40 f. Goedeke, III. S. 1068, Nr. 1971.

Bertheau.

Langbein: August Friedrich Ernst L., fruchtbarer Schriftsteller, geb. am 6. Septbr. 1757 zu Radeberg bei Dresden, † am 2. Januar 1835 zu Berlin. L. war der Sohn eines Justizamtmannes und hatte erst bei einem Hauslehrer Unterricht genossen, bevor er 1772 die Landesschule zu Meißen besuchte. Seine akademische Bildung erhielt er in Leipzig, wo er von 1777—81 die Rechte studirte, um dann vier Jahre als Actuar im Justizamt zu Hayn zu arbeiten. 1785 wurde er Sachwalter in Dresden, 1786 Kanzelist beim geheimen Archiv daselbst und als ihm auch nach 12 Jahren noch keine Aussicht auf Beförderung wurde, gab er das Amt auf und wandte sich 1800 nach Berlin, wo er privatisirend eine außerordentlich fruchtbare litterarische Thätigkeit entfaltete und 1820 die Stelle eines Censors im Fach der schönen Wissenschaften übernahm. Trotz seiner reichen Produktion lächelte ihm kein materielles Glück und erst als ihm in späteren Jahren der König von Preußen ein Jahresgehalt von 300 Thaler in Form einer Pension gewährte, war er vor Noth geschützt. Als Mensch war L. eine liebenswürdige und wohlwollende, dabei etwas ängstliche Natur, als Schriftsteller dagegen trifft ihn der Vorwurf, vielfach frivol und seicht gewesen zu sein. Er besaß viel glückliche Erfindung und ein komisches Talent, leichte Handhabung des Versbaues, aber der eigentlichen dichterischen Begabung ermangelte er gänzlich. Wenn ihn seine Zeit und namentlich das Publicum der 20er Jahre mit Vergnügen und Behagen las, so spricht das fast noch mehr gegen die Zeit, als gegen den Autor, der selbst sehr wohl die geringe Qualität seiner erzählenden Schriften erkennt und sie mit beneidenswerther Objectivität als Censor aus den Katalogen herausstrich. Viele seiner Erzählungen weisen auch auf ältere italienische Novellen und französische Fabliaux zurück. Trotzdem ist jedenfalls die komische Erzählung, die er in ganz eigener Manier vortrug, das Gebiet seines glücklichsten Schaffens. Dahin gehören seine „Schwänke" (1792, 2 Bde., 3. Aufl. 1816). Von seinen komischen Romanen mag „Tomas Kellerwurm" (1806) hervorgehoben sein. Außerdem haben wir von ihm gelungene Fabeln, mehrere Sammlungen lyrischer Gedichte u. a. Fast bis in unsere Zeit hat sich die lustige Geschichte von „Schmolke und Bakel" erhalten. Seine Schriften erschienen gesammelt in einer Ausgabe letzter Hand 1835—37 (30 Bde.), eine 16bändige Ausgabe, der auch die Lebensbeschreibung Langbein's beigegeben ist, besorgte 1845 Fr. W. Gödike, eine Ausgabe der humoristischen Gedichte 1874 Jul. Tittmann. Langbein's Beliebtheit war ihrer Zeit so groß, daß verschiedene Schriftsteller unter seinem Namen ihre Werke veröffentlichten, so ein N. Meyer, Dr. Weber in Ronneburg u. a.

Vgl. außer der erwähnten Lebensbeschreibung, N. Nekrolog d. Deutschen, XIII. S. 39—42 und die Bibliographie bei Goedeke, II. S. 640.

Joseph Kürschner.

Lange: Abraham L., weimarischer Hofprediger, ward im J. 1589 Stadt-, 1593 Hofprediger zu Altenburg, ward 1610 nach Weimar berufen, erlebte und beschrieb die große Thüringische Wasserfluth vom Jahre 1613 und starb im Alter von 50 Jahren am 24. December 1615.

Nähere Nachrichten sind beigegeben Joh. Kromayer's Leichenpredigt auf Abraham Lange, wieder abgedruckt Reinhardi, Dec. Sacr. Part. II.

B. Pünjer.

Lange: Adolph Gottlob L., Schulmann und Philolog, geb. am 22. April 1778 zu Weißensee im Thüringischen als Sohn des Archidiaconus Johann Friedrich L., den er schon frühzeitig verlor, † am 9. Juli 1831. Seine

Vorbildung erhielt er in der Schulpforta, wo er 1789 eine Freistelle erlangte und bis 1795 verblieb. Dann bezog er die Universität zu Leipzig, um Theologie zu studiren, aber durch die Vorträge von Chr. Dan. Beck und Gottfried Hermann angezogen, entschied er sich schon nach einem Jahre für das Studium der Philologie. Dabei betrieb er auch fleißig archäologische Studien, da sein Sinn für die Kunst durch die reichen Sammlungen der Stadt schon frühzeitig geweckt worden war. Nachdem er im J. 1801 den Doctorgrad der Philosophie erworben hatte, begab er sich nach Berlin, um in Gedike's Seminar für gelehrte Schulen einzutreten; dort fand er auch Gelegenheit zu seiner praktischen Ausbildung, indem er als Hilfslehrer am Gymnasium zum grauen Kloster verwendet wurde. Der Aufenthalt in Berlin, wo er mit bedeutenden Gelehrten, einem Buttmann, Spalding, Heindorf u. A. bekannt und befreundet wurde, war für Lange's höhere Ausbildung vom wohlthätigsten Einfluß; er verblieb daselbst drei Jahre, bis er 1804 auf Hermann's Vorschlag zum ordentlichen Lehrer an der Pforta berufen wurde, welcher Anstalt seine so erfolgreiche Thätigkeit bis zu seinem Lebensende gewidmet war. 1825 rückte er in die zweite Professur vor, 1829 beging er unter allgemeiner Theilnahme das Jubelfest seiner 25jährigen Lehrerthätigkeit; als der berühmte Rector Ilgen sein Amt niederlegte, wurde L. als der würdigste zu seinem Nachfolger ernannt. Am 19. April 1831 wurde er, schon länger leidend, in sein Amt eingeführt, das er kaum drei Monate geführt hat; am 11. Juli wurde seine Leiche unter zahlreicher Begleitung von nah und fern in das Grab gesenkt. Unter den vielen tüchtigen Lehrern und Erziehern, deren sich die Schulpforta rühmen kann, ist Lange's Name einer der gefeiertsten und wird in den Annalen der hochverdienten Anstalt unvergeßlich bleiben. Zur schriftstellerischen Thätigkeit war er, wie er auch selbst geäußert hat, nicht geboren; die wenigen größeren Abhandlungen zur Litteraturgeschichte (Vindiciae tragoediae Romanae), Archäologie und Sagenkunde, die man seinem Fleiße verdankt, sind schöne Denkmale eines geistreichen und in verschiedenen Gebieten wohlbewanderten Gelehrten; s. Lange's Vermischte Schriften und Reden, herausgegeben von Karl Georg Jacob, Leipzig 1832.

Biographie von Jacob vor Lange's Verm. Schriften. H.

Lange: Ferdinand Adolf L., Uhrfabrikant, geb. zu Dresden am 18. Febr. 1815, wo sein aus Schlesien eingewanderter Vater, Johann Samuel L., zur Zeit seiner Geburt Büchsenmacher bei der Leibgarde war, † zu Glashütte in Sachsen am 3. (nicht 5.) December 1875. Sein Kindesalter war dadurch getrübt, daß er von seinem Vater mit unnatürlicher Strenge behandelt wurde und Gattin und Kind sich von diesem seiner Gewaltthätigkeiten wegen trennen mußten. Er genoß den Unterricht der Volksschule, besuchte später die von W. G. Lohrmann geleitete technische Bildungsanstalt in Dresden und kam 1830 daselbst zum Uhrmacher Gutkäs in die Lehre. Nach einer sechsjährigen Lehrzeit begab er sich auf Reisen und hielt sich vier Jahre in Paris auf, wo er bei dem Uhrmacher Winnerl die Stelle eines Werkführers versah, aber sich auch der wissenschaftlichen Seite seines Berufes mit Eifer widmete, indem er bei Arago physikalische Vorlesungen hörte. In die Vaterstadt zurückgekehrt ward er hier am 6. October 1842 Meister in der Uhrmacherinnung und heirathete eine Tochter seines ehemaligen Lehrherrn. Als kurz darauf unter der armen Bevölkerung des sächsischen Erzgebirges, namentlich in dem Müglitzthale, ein allgemeiner Nothstand ausgebrochen war, ward L. die Veranlassung, daß dort die bekannte Uhrenindustrie begründet wurde. Mit Unterstützung der Staatsregierung eröffnete er am 7. December 1845 in Glashütte eine Lehrwerkstätte für Uhrmacher, in welcher er arme, elternlose Kinder, die sich bis dahin nur mit Strohflechten und Feldbau beschäftigt hatten, aufnahm und zu geschickten Uhrmachern ausbildete. Aus

solchem Anfange entwickelte sich in der genannten Stadt unter seiner Leitung bald ein Erwerbszweig, der nicht weniger als den fünften Theil ihrer Einwohnerschaft ernährte und durch sein Gedeihen auch das Emporblühen der Stadt selbst herbeiführte. Ein so großartiger Erfolg wurde dadurch möglich, daß L. den Glashütter Uhren durch wichtige eigene Erfindungen, welche er an ihnen zur Anwendung brachte, sowie durch die Sorgfalt, mit welcher bei Herstellung jeder einzelnen verfahren ward, sehr bald Berühmtheit und ein bis in überseeische Länder reichendes Absatzgebiet verschaffte Er führte in der Uhrfabrikation die Neuerung ein, daß selbst die kleinsten Triebe und Zapfen nicht mehr mit dem nur unvollkommen arbeitenden Drehbogen, sondern mit einem kleinen Schwungrade bearbeitet wurden; die von ihm erfundenen Meßinstrumente gestatteten auch die feinsten Gegenstände, z. B. Zapfen, bis auf den hundertsten Theil eines Millimeters genau zu messen; mit Hilfe einer neuen Maschine lehrte er die theoretisch richtige Zahnform an Rädern und Trieben, auch der kleinsten Art anzubringen; und zum Schneiden der Zähne verwendete er statt der früher üblichen, sehr zerbrechlichen Messer eigenthümlich construirte Fraisen. Anderes, was er zur Vereinfachung und zugleich Vervollkommnung der Construction seiner Ankeruhren neu einführte, muß hier übergangen werden: der unten angeführte, unvollendet gebliebene Aufsatz Rich. Lange's im „Journal der Uhrmacherkunst" bespricht mehrere solcher Verbesserungen, u. A. auch seine bekannte Remontoiruhr. Neben seinen ausgezeichneten technischen Leistungen sind jedoch auch die schon angedeuteten Verdienste zu erwähnen, welche er sich als Wohlthäter einer armen Bevölkerung erwarb. Wie sehr er der persönliche Mittelpunkt der Stadt Glashütte ward, nachdem er hier seine (noch heute unter der Firma A. Lange u. Söhne fortbestehende) Uhrfabrik begründet hatte, ersieht man auch daraus, daß er 18 Jahre lang das Bürgermeisteramt daselbst verwaltete und vom Jahre 1869 an bis zu seinem Tode Vertreter des dortigen Wahlkreises in der Zweiten Kammer des sächsischen Landtags war.

Allgemeines Journal der Uhrmacherkunst, herausgeg. von Emil Schneider, Jahrg. 1, Naumburg a S. 1876, Nr. 1 S. 3 f. (Nekrolog), Nr. 5—11 („Meines Vaters Erfindungen und Verbesserungen. Von Richard Lange"). Dresdener Logenblatt VI. Jahres Nr. 3, December 1876, S. 390 f. Die Gartenlaube, Leipz. 1879, Nr. 13 S. 219—222 („Karl Bruhns, Die Uhrenfabrikation von Glashütte." Mit Lange's Porträt). Schmidt-Weißenfels, Zwölf Uhrmacher, Berlin, o. J. S. 145—154.

F. Schnorr von Carolsfeld.

Lange: Christian L., Arzt, Sohn eines Geistlichen und später Professors der Theologie in Leipzig, ist am 9. Mai 1619 in Luckau (Niederlausitz) geboren. Nach Beendigung seiner medicinischen Studien an der Universität in Leipzig machte er eine größere wissenschaftliche Reise nach Italien, Frankreich, England und den Niederlanden, kehrte alsdann nach Leipzig zurück und erlangte hier 1644 die Doctorwürde. Alsbald nach seiner Promotion wurde er zum Professor der Physiologie, später der Anatomie und Chirurgie und zuletzt der Pathologie und praktischen Medicin ernannt; er ist am 14. (oder 24.) März 1662 gestorben. — L. war Mystiker und einer der eifrigsten Vertreter der Pathologia animata, der Lehre von der Entstehung der Krankheiten aus dem Eindringen kleiner Organismen in den menschlichen Körper, die übrigens nicht auf thatsächliche Beobachtung, sondern auf divinatorische Speculation begründet war. — Außer einer großen Zahl akademischer Schriften aus verschiedenen Gebieten der Heilkunde und einer casuistischen Sammlung „Miscellanea medica curiosa, 1666 (1689)", alles gesammelt 1688 erschienen, hat er eine neue Auflage von Kircher, Scrutinium de

peste mit Vorrede (1659), und Commentare zu Helmont, „Abhandlung über die Fieber“ und zu Fabri, „Pathologia spagirica“ veröffentlicht.

Ein Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Haller, Bibl. med.-pract. II. 696. A. Hirsch.

Lange: Christian Johann L., Neffe von Christian L., Arzt, ist den 5. Juni 1655 in Pegau geboren. Bald nach seiner im J. 1681 in Leipzig erfolgten Promotion wurde er daselbst zum Prof. ord. der Medicin ernannt und in dieser Eigenschaft ist er, in enger Freundschaft mit Christian Thomasius verbunden, bis zu seinem am 29. April 1701 erfolgten Tode verblieben. L. ist Verfasser zahlreicher akademischer Schriften, meist praktischen Inhalts, welche von Rivinus gesammelt, zuerst 1704 (in Fol.), später 1715 (in 3 Voll. 4) und endlich 1735 (in Folio) erschienen sind. Erwähnenswerth unter denselben ist vorzugsweise seine „Dissert. de circulatione sanguinis“, 1680, in welcher er Mittheilungen über die von ihm zur Bestätigung der Harvey'schen Lehre vom Blutkreislaufe angestellten Gefäßinjectionen, so namentlich über die Injection der Placentargefäße von den Uterus-Arterien aus macht.

Ein Verzeichniß aller seiner Schriften findet sich in Haller, Bibl. med.-pract. III. 64. A. Hirsch.

Lange: Ernst L., Dichter geistlicher Lieder, wurde am 3. Januar 1650 zu Danzig geboren und starb ebenda am 20. August 1727. Nach vollendeten Studien fand er zuerst in seiner Vaterstadt Anstellung als Secretär und lebte dann in derselben Eigenschaft mehrere Jahre am polnischen Hofe in Warschau. Im J. 1691 kehrte er als Schöppe der Altstadt nach Danzig zurück und wurde darauf im J. 1694 Rathsherr. Er heirathete im J. 1696 eine Tochter von Johannes Hevelius, vgl. Bd. XII S. 341. Später hielt er sich, nachdem er im J. 1698 eine Reise nach den Niederlanden gemacht hatte, in Danzig zu den Mennoniten und Pietisten, was ihn in Streitigkeiten mit den lutherischen Geistlichen verwickelte und sogar zu Unruhen in der Stadt führte. Erst in seinem Alter veröffentlichte er seine geistlichen Lieder; zuerst im J. 1708 „Ueberarbeitungen der Lieder Luthers“, die er „in etwas reinere Verse zu bringen“ versuchte; darauf im J. 1711 61 eigene Lieder, nach der Zahl seiner Lebensjahre. Sodann gab er im J. 1713 eine deutsche Umdichtung der Psalmen heraus, die er zuerst auf französisch-reformirte Melodien einrichtete, hernach aber auch so umarbeitete, daß sie auf lutherische Choralmelodien zu singen waren, 1720. Außer den in diesen Sammlungen vorhandenen hat Freylinghausen im zweiten Theil seines Gesangbuches vom Jahre 1714 noch einige andere Lieder von ihm mitgetheilt; man vermuthet, daß L. sie ihm handschriftlich übersandt habe. Das Urtheil über seine Lieder lautet sehr verschieden; während Knapp von L. sagt, er sei „ein edler, tiefsinniger Mann voll Geist und Kraft“, meint Bode, seine Dichtungen seien „nach Gedanken und Ausdruck nicht von hervorragender Bedeutung“. Jedenfalls haben sie anerkennende Aufnahme gefunden und einige von ihnen trifft man noch heutigen Tages in Gemeindegesangbüchern. Das bekannteste und verbreitetste seiner Lieder ist wol der Preis der Liebe: „Unter denen [oft geändert in: jenen oder allen] großen Gütern, die uns Christus zugetheilt“. Während Fischer in der Neubearbeitung des Bunsen'schen Gesangbuches keines seiner Lieder aufgenommen hat (denn das ihm S. 729, Nr. 144 zugeschriebene ist von Joachim Lange), enthält z. B. der Entwurf eines Gesangbuches für die evangelisch-lutherische Landeskirche des Königreichs Sachsen, Leipzig 1881, wieder zwei Lieder von ihm, nämlich außer dem eben genannten auch noch zwei Verse aus einem Pfingstlied Lange's als ein besonderes Lied.

Kirchner, Kurzgefaßte Nachricht, S. 27. Wetzel, Analecta hymnica, 2. Bd., S. 66 f. Rotermund zum Jöcher, III, Sp. 1198 f. Knapp, Lieder-

schatz, 2. Bd., S. 858 (in der Ausg. von 1837). Goedeke II, S. 519. Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., 4. Bd., S. 422 ff. Bode, Quellennachweis über die Lieder des hannoverischen Gesangbuches, Hannover 1881, S. 103. l. u.

Lange: Friedrich Albert L., philosophischer, socialpolitischer, pädagogischer und turnerischer Schriftsteller, geb. am 28. September 1828 zu Wald bei Solingen, † am 21. November 1875 zu Marburg in Hessen. Sein Vater Johann Peter L., reformirter Prediger zu Wald (jetzt Oberconsistorialrath und ordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Bonn), siedelte sechs Wochen nach der Geburt seines Sohnes Albert nach Langenberg (bei Elberfeld), wohin ihn die reformirte Gemeinde berufen hatte; im August 1832 wurde er zweiter Prediger in Duisburg. Der Knabe besuchte in Duisburg die Elementarschule und dann 2½ Jahr das Gymnasium. Als im Frühjahr 1841 der Vater, ein Vertreter der positiven Richtung, von dem conservativen Kirchenregiment in Zürich, anstatt Johann David Strauß, zu einer Professur der Theologie berufen worden, setzte der Sohn seine Gymnasialstudien in Zürich fort von Ostern 1841 bis Ostern 1847; hierauf hörte er zwei Semester an der Universität philologische und theologische Vorlesungen und wurde durch den Herbartianer Ed. Bobrick in die Philosophie eingeführt. Schon als Gymnasiast war er ein ausgezeichneter Schwimmer, Ruderer, Turner. Als Student war er Turnwart des akademischen Turnvereins. Zu Ostern 1848 ging er nach Bonn, um unter Ritschl und Welcker Philologie zu studiren. Er ward Mitglied des von beiden geleiteten philologischen Seminars, sowie des archäologischen Vereins bei Overbeck. Außerdem hörte er Philosophie bei Schleiermacher's Schüler Brandis, in dessen Haus und Kreise er viel verkehrte, bei Löbell Geschichte der classischen Litteratur Deutschlands, bei Plücker analytische Geometrie und Differenzialrechnung. Auch in Bonn leitete er einige Semester den akademischen Turnverein. Den gewöhnlichen Studentenfreuden war er abhold; er liebte Spaziergänge und weite Wanderungen mit munteren und originellen Freunden, leicht enthusiastisch beim Anblick von Naturschönheiten, heiter und humoristisch, wißbegierig und forschend, nie rechthaberisch oder empfindlich in Gesprächen und in wissenschaftlich-geselligen Kränzchen, ein Freund des Schachspiels, ein Verehrer Goethe's und Platen's, in vielen Stücken selbst ein junger Goethe. Er promovirte 1851 am 26. März zum Doctor der Philosophie (Quaestiones metricae, Bonn), bestand im Sommer das Oberlehrerexamen und diente zu Köln als einjährig Freiwilliger, bald zum Unterofficier befördert, von Herbst 1851—1852, worauf er zur Ableistung seines Probejahres als Schulamtscandidat am königlichen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium eintrat, zugleich im Hause des Banquiers J. D. Herstatt als Erzieher des jüngsten Sohnes. In seinem Schulamte voll Eifer und Pflichtgefühl, ein Meister der Disciplin, war L. nicht blos ein hervorragendes Lehrtalent im sprachlichen Unterrichte, sondern auch ein vorzüglicher Leiter der Turnübungen der unteren Klassen. Er schrieb damals einen Reformplan „Ueber die Verbindung des Turnens und der militärischen Ausbildung“. Dieser vom Director Heinrich Knebel bei der Schulbehörde in Koblenz eingereichte Aufsatz veranlaßte ein anerkennendes Schreiben des Ministers, der L. nach Berlin berief zu einer Besprechung mit Hauptmann Rothstein, dem Unterrichtsdirigenten der Berliner Central-Turnanstalt. L. konnte sich mit der dort eingeführten schwedischen Gymnastik nicht befreunden; er hielt fest, wie es alle deutschen Turnvereine thaten, an dem deutschen Turnen nach Jahn, Eiselen und Spieß. Nach drei Jahren energischer Wirksamkeit noch immer nicht vom Hülfslehrer zum ordentlichen Lehrer befördert, reichte er (seit dem 6. September 1853 vermählt mit Friederike Colsmann aus Langenberg) seine Entlassung ein und habilitirte

sich im Herbst 1855 als Privatdocent der Philosophie und Pädagogik an der Universität Bonn, wohin auch sein Vater schon im Frühjahr 1854 berufen worden. Die Antrittsrede behandelte Herbart's mathematische Psychologie. Er las Psychologie, Moralstatistik, Pädagogik, Geschichte des Gymnasialunterrichtes und kritische Geschichte des Materialismus, hielt auch „Pädagogische Uebungen und Unterredungen". Er hielt auch Vorträge in verschiedenen Vereinen, wie vor einem gemischten Publikum. Unter den Docenten waren es der Philosoph Ueberweg und der Mediciner Böcker, mit denen er am liebsten und eifrigsten wissenschaftlichen Verkehr pflog. Ein im Bonner Docentenverein gehaltener Vortrag ist abgedruckt in Westermann's Monatsheften (Nr. 20, Mai 1858): „Desid. Erasmus. Sein Privatleben und sein persönlicher Charakter." In Fleckeisen's Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik recensirte er (Bd. LXXVI) Raumer's Geschichte der Pädagogik ꝛc. und behandelte (Bd. LXXVIII) „das Studium und die Principien der Gymnasialpädagogik, mit besonderer Berücksichtigung der Werke von K. Schmidt und G. Thaulow". Seinem Freunde Böcker zu Liebe erörterte er in der Erlanger Zeitschrift für Staatsarzneikunde 1858 „die Principien der gerichtlichen Psychologie, mit Berücksichtigung von Ideler's Lehrbuch". Nach einer 2½jährigen akademischen Thätigkeit hatte sich L. wieder für den Gymnasialunterricht gewinnen lassen. Er erhielt am Gymnasium zu Duisburg die erste ordentliche Lehrerstelle am 20. April 1858, schon am 19. Januar 1859 die vierte, am 22. April 1861 die dritte Oberlehrerstelle; er gab in den obersten Klassen des Gymnasiums Griechisch, Latein, Deutsch und philosophische Propädeutik; an der mit dem Gymnasium verbundenen Realschule Deutsch, gelegentlich auch zur Aushülfe Englisch; er leitete die Turnübungen und verwaltete die Schulbibliothek. Die Duisburger Periode (Frühjahr 1858 bis Herbst 1866) war die inhalt- und ereignißvollste Zeit in Lange's Leben, zugleich auch, von 1866 abgesehen, seine glücklichste und heiterste. Da er sich gleich im Juli 1858 ein Haus kaufte, schien er sich hier dauernd ansiedeln zu wollen; gesund und kräftig, hoffte er nicht blos den Schulpflichten zu genügen, sondern auch Muße zu finden, die in Bonn begonnenen Studien vollenden und in wissenschaftlichen Werken darlegen zu können. Es blühten die hoffnungsvollen Tage der „neuen Aera" (October 1858): L. wirkte als Wahlmann mit Eifer für das neue Ministerium; die Schulbehörde beauftragte ihn mit einem Gutachten über die Ursachen der Abnahme des höheren Lehrstandes in Quantität und Qualität, und später über die Abänderung des Reglements für Lehrerprüfungen; bei der Mobilmachung während des italienischen Krieges hatte sie ihn, gegen seine militärische und patriotische Neigung, für nicht abkömmlich bezeichnet. An Schiller's 100jährigem Geburtstag hielt er die Festrede (Duisburg 1859), welche mit dem Wunsche schließt: wie Schiller's Heldenjungfrau plötzlich aus den Träumen erwacht und die Stunde des Handelns gekommen sieht, so möge auch Germania sich unter den Nationen Europas emporrichten und rufen: „Gebt mir den Helm!" Für Schmid's Pädagogische Encyklopädie (Stuttgart 1857 ff.) hatte er als Docent viele Artikel übernommen, die er nun in Duisburg ausarbeitete: „Bildungsfähigkeit", „Calvin", „Erasmus", „Friedrich der Große", „Errichtung und Erhaltung der Schulen" u. a. Bald nahmen ihn auch die Interessen und Anforderungen des neugestifteten Schulze-Delitzsch'schen Consumvereins in Anspruch; er trat in den Nationalverein, er saß im Vorstand des Turnvereins, er war Präses im Vorstand der Sonntagsschule wie Präses und Lehrer der höheren Mädchenschule, er war Diaconus, dann Mitglied des evangelischen Presbyteriums ꝛc. Eine Reihe von Vorlesungen, die er ins Werk setzte, wirkten belebend und gewannen ihm die Gunst der Gebildeten. Das praktische Leben nahm ihn jedoch bald so in Anspruch, daß er ernstlich daran dachte, mit Neujahr

1862 die vielen Nebenämter aufzugeben und mit Amt, Familie und Büchern ein Stillleben zu führen. Die polizeiliche Vexation der Turnvereine veranlaßte ihn als Mitglied des Fünferausschusses der Turnvereine Rheinlands und Westfalens „die Tragweite der Allerhöchsten Verordnung vom 11. März 1850“ zu erörtern in der kleinen Schrift (Mitte October) „Die Turnvereine und das Vereinsgesetz“ (Duisburg 1861); die von ihm am 27. October 1861 auf dem Turntag zu Düsseldorf vorgelegten neuen „Satzungen des Rheinisch-Westfälischen Turnverbandes“ sammt „Einführungsordnung“ wurden von der Versammlung ohne Aenderung angenommen. Das Jahr 1862 begrub sein gehofftes Stillleben in den Wogen und Wirbeln des politischen „Conflictes“. Die Schulbehörde hatte in einer Verfügung (16. Januar) die Lehrer vor „Agitation“ gewarnt. L. veranlaßte (15. Februar) eine außerordentliche Lehrerversammlung (der Director hielt sich fern), um in einem Promemoria an die Behörde die Verfügung für einen wohlmeinenden Rath zu erklären, den zu befolgen man nicht Willens sei. Er sah sein Recht angetastet und beschloß nun, gegen seine frühere Absicht, an politischer Agitation sich zu betheiligen. Die Gelegenheit kam durch die Annahme des Hagen'schen Antrags (6. März) in der Kammer, der die Auflösung der Kammer, die Bildung der Fortschrittspartei, den Rücktritt des altliberalen Ministeriums zur Folge hatte. L. legte seine Ansicht über „Die Stellung der Schule zum öffentlichen Leben“ (Duisburg 1862) dar in der Festrede bei der Schulfeier am Königsgeburtstag, 22. März; in dem ernst religiösen und streng sittlichen Geiste eines Thomas Arnold, dem er in vielen Stücken glich. An demselben Tage erschien der berufene Jagow'sche Erlaß. Die Duisburger Rhein- und Ruhrzeitung nahm einen Leitartikel von L. auf — es war der erste, den er in seinem Leben geschrieben — und erhielt dafür die erste Verwarnung. L. und Professor Köhnen hatten (2. April) den Aufruf an die Urwähler des Wahlkreises Duisburg-Essen mitunterzeichnet, zu Gunsten des Hagen'schen Antrages; L. hatte in der Lehrerconferenz (14. April) einen gemeinsamen Protest des ganzen Collegiums beantragt und durchgesetzt, worin mit Bezug auf den dem König und der Verfassung geleisteten Eid offen erklärt wurde, man glaube der Treue gegen den König am besten zu dienen durch pflichtmäßige Ausübung des Wahlrechtes; da erschien ein Ministerialcommissär (13. Mai), um L. und Köhnen in Sachen des Aufrufs zu vernehmen; von der Schulbehörde (Koblenz 26. Juni) erfolgte an beide eine Verwarnung. L. beschloß mit dem Ende des Schuljahres aus seinem Amte zu scheiden. Noch als Lehrer schrieb er für die Encyklopädie den Artikel „Leibesübungen“ (Gotha 1862, Heft 39—40); in erweitertem Separatabdruck: „Die Leibesübungen. Eine Darstellung des Werdens und Wesens der Turnkunst in ihrer pädagogischen und culturhistorischen Bedeutung“ (Gotha 1863). Im Herbst 1862 wurde er Mitredactor der Rhein- und Ruhr-Zeitung (neben W. Schroers) und Secretär der dortigen Handelskammer, als welcher er die Jahresberichte pro 1862 und 1863 schrieb und für einige Freunde einen akademischen Cursus über Geschichte der neueren Philosophie eröffnete. Die Rhein- und Ruhr-Zeitung stand in der vordersten Reihe der Kämpfer für das beschworene Volksrecht, seit v. Bismarck (Ende September) Ministerpräsident geworden und die Kreuzzeitungspartei drohend wieder ihr Haupt erhoben. Lange's Polemik kam aus einer tief sittlichen Erregung gegen die „Invasion des französischen, imperialistischen Systems“, gegen den neuen „Haugwitz“; die unausgeführte Parallele deutete auf den düsteren Hintergrund: Jena und Demüthigung unter einen Napoleon. Lange's wuchtige und scharfe Schläge auf das Haupt der Reaction belebten und stählten die oppositionelle Gesinnung über den Wahlkreis hinaus in ganz Rheinland und Westfalen. Er brandmarkt in einer Beleuchtung des Verhältnisses von Staat und Kirche „das verruchte

System, die Schärfe des geistlichen Schwertes stets gegen die Unterdrückten und nie gegen die Unterdrücker zu wenden", da doch „die Religion bestimmt ist, ein rettendes Gegengewicht zu bilden gegen die Tyrannei der Großen dieser Welt" und „wenigstens der Unvernunft ein Ende bereitet werden muß, welche die heiligsten Gefühle des Menschen gegen seine heiligsten Rechte und Pflichten in den Kampf führt". Bei Gelegenheit des von Ferdinand Lassalle in Berlin (16. Januar 1863) geführten Processes entwickelt er den Werth und die Bedeutung der durch die Verfassung gewährleisteten Freiheit der Wissenschaft und zollt der wissenschaftlichen Tiefe des Agitators offen Anerkennung, wenn er auch in seiner „Volkswirthschaftlichen Rundschau" noch auf dem Standpunkte der „Selbsthülfe" stehen bleibt. Die bekannte Preßordonnanz vom 1. Juni 1863 nöthigte die Redactoren ihre Verantwortlichkeit niederzulegen und dem Verleger zu übertragen; sie gaben in der Zwischenzeit bis zur Aufhebung dieser Ordonnanz durch den im Herbst zusammengetretenen Landtag (24. November) gemeinsam eine Serie kleiner Flugblätter heraus, die in Massen über einen großen Theil der Provinz verbreitet wurden. Noch am 19. October hatte die Zeitung wegen dreier Artikel (von L.) eine Verwarnung erhalten; erst mit dem 25. November nahm die Redaction ihre Verantwortlichkeit wieder auf. Im Juni 1864 eröffnete L. eine kleine Druckerei; er plante sowol eine Reihe kleiner zeitgemäßer Volksschriften, in Verbindung mit einem Freunde, abzufassen und zu drucken, als auch mit dem 1. Januar 1865 ein Wochenblatt: „Rheinisch-Westfälische Arbeiterzeitung" erscheinen zu lassen, bestimmt unter dem Arbeiterstande Bildung und Kenntniß der Lebensverhältnisse zu verbreiten und seine Interessen zu vertreten, eine Uebersicht der Politik in liberaler Auffassung zu geben, ohne jedoch wesentlich der Tagespolitik gewidmet zu sein, und in den unterhaltenden und belehrenden Artikeln auch dem Bedürfniß der Familie und dem Gemüthe der Arbeiter Nahrungsstoff zu bieten. An dem „Vereinstage deutscher Arbeitervereine" in Leipzig, October 1864, nahm er Theil; er wurde neben Bebel, Sonnemann, Max Hirsch u. A. in den ständigen Ausschuß gewählt; vergebens warnte er vor Parteifanatismus und mahnte, selbst ein begeisterter Freund des Genossenschaftswesens, die Schulzeaner, die Fortschrittspartei zur Toleranz gegen das berechtigte Moment in den Bestrebungen der Lassalleaner. Sein projectirtes „Organ des vierten Standes", worin beide Parteien zu Wort kommen sollten, kam nicht zur Ausführung. Er schrieb daher zur eigenen Rechtfertigung und zur Klärung der Ansichten für Arbeiter wie Arbeitgeber das Büchlein: „Die Arbeiterfrage in ihrer Bedeutung für Gegenwart und Zukunft" (1865). „Zur gründlichen Abhülfe gehört", sagt L. im Vorwort, „eine vollständige Erneuerung des Lebensprincips, namentlich des Princips der Gemeinschaft und der gegenseitigen Beziehungen des Menschen zum Mitmenschen. Nicht der berechnende Verstand des Bauern und des zünftigen Handwerkers kann uns hier Vorbild sein, sondern wir müssen die Wirkung von der Steigerung reiner Lebensfreuden, von der Ausbreitung geistiger und durchgeistigter sinnlicher Genüsse, endlich aber von einer Vertiefung des Gemüthslebens und Veredlung des Charakters erwarten, wie sie sich nur ergeben kann, wenn den gedrückten Volksklassen, wie schon Owen es wollte, außer der materiellen Verbesserung auch Muße und Geselligkeit unter freien und neuen Formen geboten werden." An dieses Schriftchen knüpfte sich ein Federkampf in den Zeitungen; Hauptstreiter waren der Assessor Eugen Richter und der Abgeordnete Ludolf Parisius. L. entfremdete sich die Mitglieder der Handelskammer, wie er sich mit der Redaction der Duisburger Zeitung entzweite. Der sociale Streit hatte den Plan der Volksschriften in den Hintergrund gedrängt; es erschien davon nur eine, meist aus des Freundes Materialien erwachsene: „Das päpstliche Rundschreiben (8. December 1864) und die 80 ver-

dammten Sätze erläutert durch Kernsprüche von Männern der Neuzeit, sowie durch geschichtliche und statistische Notizen" (1865). Zu gleicher Zeit auch für den Vereinstag in Stuttgart 1865 ein Schriftchen „Jedermann Hauseigenthümer (1865), nach dem bewährtesten System englischer Baugenossenschaften bearbeitet von L., mit Einleitung von L. Sonnemann". In den endlosen Kämpfen und anstrengenden Arbeiten eines Publicisten suchte L. seine Erholung in wissenschaftlichen Studien. Für die Encyklopädie schrieb er 1863 über „Mnemotechnik", 1866 „Oppositionsgeist", „Pennalismus". Die Ausarbeitung der „Geschichte des Materialismus" begann schon Ende 1862; die Vollendung des Werkes war schon im Juli 1865 dem Publikum angekündigt in dem Schriftchen: „Die Grundlegung der mathematischen Psychologie. Ein Versuch zur Nachweisung des fundamentalen Fehlers bei Herbart und Drobisch" (1865). Mit großem Interesse verfolgte L. auch die Turnsache. In Kloß' Jahrbuch 1864 (Bd. X, Heft 1) recensirte er „Vier schweizerische Preisschriften: Ueber die Vereinigung der militärischen Instruction mit der Volkserziehung und insbesondere über die militärische Gymnastik" (1863). Ueber diese Frage hatte er sich schon vorher ausgesprochen in der deutschen Turnzeitung 1864: „Schulturnen und Wehrtüchtigkeit" (mehrere Artikel); ebendaselbst: „Die Schulturnfrage in Preußen"; „Ein statistischer Streifzug"; 1865: „Die deutschen Turnvereine nnd die Vereinsgesetze"; 1866: „Besprechung von G. Hirth's zweitem statistischem Jahrbuch der Turnvereine Deutschlands". Die anderen litterarischen Leistungen Lange's bis zu seiner Auswanderung nach der Schweiz waren im Januar 1866 „Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart" (1866); in Eduard Pfeiffer's Stuttgarter Monatsschrift „Die Arbeit" 1866 Heft 7 und 8: „Das Glück und die Arbeit"; in Lange's eignem Verlag, im April 1866: „J. St. Mill's Ansichten über die sociale Frage und die angebliche Umwälzung der Socialwissenschaft durch Carey" (1866). Lange's Verlag brachte auch wissenschaftliche Werke von namhaften Gelehrten, worunter — bezeichnend für die Signatur der Zeit — Venedey's „John Hampden und die Lehre vom gesetzlichen Widerstand", 3. Aufl. (November 1865) gar keinen Absatz fand; das letzte Verlagswerk, ein Reisehandbuch von G. Schöne: „Einführung in die Schweiz" war eben fertig geworden, als L. beschlossen Deutschland zu verlassen. Er hatte seit Herbst 1865 als Publicist den letzten, vergeblichen Kampf gegen die Regierung wie gegen die „Potenten" und die Fortschrittspartei unternommen, gegen die letztere, weil sie in der Vertheidigung der Verfassung keine hinlängliche Energie bewiesen und die Bedeutung der socialen Frage verkannt; er hatte zur Bildung einer „ächten Volkspartei" mitzuwirken gesucht durch eine besonders auf Arbeiterkreise berechnete, socialpolitische Zeitung „Der Bote vom Niederrhein", verbunden mit einem „Gratisanzeiger" (1. October 1865 bis 29. Juni 1866). L. bemühte sich darin die Arbeiter aufzuklären über ihre Lage und Interessen, über den Gang der socialen Bewegung in Deutschland wie in Europa; er empfahl ihnen Petitionen um Abschaffung des Census bei den gemeindlichen, Einführung des allgemeinen directen Stimmrechts bei den politischen Wahlen, um Erlaß eines Genossenschaftsgesetzes mit beschränkter Haftbarkeit wie zweckmäßiger Gesetze auch für die Invaliden der Arbeit. Natürlich fehlte es nicht an polizeilichen Haussuchungen; es regnete förmlich Preßprocesse gegen den kühnen Wortführer, die von ihm zwar mit unverwüstlichem Humor und ebenso schneidiger wie glänzender Dialektik geführt, doch die kostbare Zeit zersplitterten. Auch die Geldmänner ließen ihn ihren Haß fühlen. Er beharrte in seinem Mißtrauen gegen Bismarck; die Herstellung eines Parlamentes aus directen Wahlen schien ihm ein bedenkliches Experiment, das nur durch einen schmählichen Bürgerkrieg gelingen könne; er fürchtete den „Mißbrauch der schönen Idee zu bonapartistischen

Reactionszwecken". Nach der Niederwerfung Oesterreichs bei Sadowa, 3. Juli, und der Auflösung des deutschen Bundes stand er dem „Annexionsrausch" und der „Anbetung des Erfolgs" verdrossen und kalt gegenüber und sah in dem Gesinnungswechsel der Mehrzahl nur Heuchelei und Feigheit. In seiner immer mehr isolirten Stellung mußte ihm sein Aufenthalt in Duisburg, wo seine edelsten und reinsten Pläne gescheitert, unbehaglich und peinlich werden. Von einer Reise nach Süddeutschland im October zurückgekehrt, brachte er die schmerzliche Erfahrung mit, daß auch von der süddeutschen „Volkspartei" kein Heil zu erwarten sei. Am 24. November verließ er mit seiner Familie Duisburg, um nach der Schweiz in den Kanton Zürich auszuwandern, die ihn zunächst als neutraler Boden lockte, um sich auszuruhen und zu sammeln. In Winterthur gab ein Jugendfreund Lange's, Salomon Bleuler, eine demokratische Zeitung heraus, den „Winterthurer Landboten"; er hatte L. angeboten Mitredactor und Geschäftstheilhaber zu werden an der Buchdruckerei (Zeitung und Verlag), wie auch der neueingerichteten Sortimentsbuchhandlung; L. ging auf das Anerbieten ein und nahm, da er den Plan einer Docentur an der Universität Zürich bald aufgegeben, eine Lehrstelle an den oberen Klassen des Winterthurer Gymnasiums an; als er diese schon Ostern 1867 niederlegte (nur gelegentlich als Stellvertreter gab er später noch einige Stunden philosophische Propädeutik), wurde er Mitglied der Aufsichtscommission des Gymnasiums. Nur in der ersten Hälfte des Jahres 1867 fand er Muße zu wissenschaftlicher Arbeit. Schon im Sommer 1867 wurden in der pädagogischen Encyklopädie die Artikel „Phrenologie", „Physiognomik", „Rechtspflege in der Schule" gedruckt, „Psychologie" aber (noch in Duisburg begonnen) war zurückgelegt für ruhigere Tage. Zu gleicher Zeit erschienen „Neue Beiträge zur Geschichte der Mathematik. Heft 1: Zurückweisung der Beiträge Schilling's, nebst einer Untersuchung über Epikur und die Grenzen des Erfahrungsgebietes" (Winterthur 1867). Seit Mitte dieses Jahres war L. ganz absorbirt von politischer und journalistischer Thätigkeit; doch sandte er schon Anfang Juli 1868 den Artikel „Schule zu Schlettstadt" ein, im August „Schülerzahl", im Januar 1869 „Schulbücher", Mitte November „Seelenlehre (Psychologie)". Lange's Niederlassung in Winterthur traf nämlich zusammen mit den ersten Regungen einer stets wachsenden Opposition im Kanton Zürich, welche eine gründliche Verfassungsrevision verlangte. Der „Landbote" war das Hauptorgan der Bewegungspartei. L. fand hier für seine Ideen einen wohl cultivirten Boden, auf dem er frei wirken konnte, zumal in dem mit Anfang 1868 neu herausgegebenen „Demokratischen Wochenblatt", dem „Unabhängigen", verbunden mit dem „Pionnier, Organ des socialen Fortschritts". Wie in Duisburg, ward er auch hier mit vielen Aemtern betraut. Im Vorstande des demokratischen Vereins, des Consumvereins, des Kunstvereins; als eine in Schul-, Bank- und Eisenbahnsachen anerkannte Autorität, Mitglied des Verfassungsrathes (seit Ostern 1869) und des Bankrathes (der Nationalbank), wie des Erziehungsrathes des Kantons und der Stadtschulpflege zu Winterthur und als Stadtrath (seit Mai 1870), eine Zeit lang auch Director des Forstwesens. Im Herbst 1869 habilitirte er sich in Zürich als Privatdocent in der philosophischen Facultät. Der Eintritt eines dritten Redactors (Neujahr 1870) verschaffte ihm die nöthige Zeit, um den herrlichen Artikel „Psychologie" vollenden und die Umarbeitung der „Arbeiterfrage" vornehmen zu können, die beide im Sommer 1870 gedruckt wurden. Am 13. August 1870 berief ihn die neue Regierung zur „Professur für inductive Philosophie". Am 15. Juli war in Paris der Krieg gegen Preußen erklärt, am 16. in Rom die Unfehlbarkeit des Papstes beschlossen worden. L. schrieb (19. Juli bis 17. August) die Kriegsberichte für den Landboten, die das Publikum trotz ihrer großen Objectivität zu preußisch fand. Er

wurde tief betrübt durch die leidenschaftliche Theilnahme der Schweizer für Frankreich, er sah sein stolzes Vertrauen auf ein politisch hochgebildetes Volk getäuscht, das nicht einmal gerecht sein konnte gegen die Deutschen. Er beschloß daher sämmtliche Aemter niederzulegen und in Zürich sich gänzlich den Wissenschaften zu widmen, in der bitteren Erkenntniß, daß er überhaupt zu sehr Idealist sei, um Politiker sein zu können. Er widerstrebte daher auch nicht, als die Mediciner und Naturforscher der Universität Würzburg seine Berufung beantragten; die Sache zerschlug sich. Als nach Ueberweg's Tod (9. Juni 1871) die Königsberger philosophische Facultät bei ihm anfragte, antwortete er mit Nein. Kaum hatte er den Nekrolog des Freundes vollendet („Fr. Ueberweg", Berlin 1871), da befiel ihn selbst, den bisher kerngesunden Mann, eine heftige Unterleibsentzündung. Seit October 1871 nach Zürich übergesiedelt, erholte er sich wieder und begann die Umarbeitung des „Geschichte des Materialismus". Gegen Ende Februar 1872 bot ihm der kurz vorher ins Amt getretene freisinnige Kultusminister Falk eine philosophische Professur an in Marburg. L. nahm die Stelle an, weil er der alten Verhältnisse, Personen und Parteien ledig sein wollte. Die Aerzte riethen ihm zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit zu einer Operation, der er sich (Ende Juli) in Tübingen unterzog, als er eben die Druckbogen des Artikels „Vives" — eine wahre Perle der pädagogischen Encyklopädie — erhalten. Er verließ nach sechs Wochen das Tübinger Krankenhaus nicht ganz ohne Hoffnung, aber in Marburg erkannte er bald die unabwendbare Katastrophe. Er arbeitete um so eifriger im Dienste der Menschheit und Wissenschaft an der Vollendung der Umarbeitung der „Arbeiterfrage" und der „Geschichte des Materialismus", zweier durch glänzende Darstellung und reichen Inhalt ausgezeichneter Werke, welche allen ernsten und wahrheitliebenden Menschen eine Fülle von Anregungen und Belehrungen bieten und dem Verfasser den Ruhm eines tiefen Denkers, scharfen Kritikers, besonnenen Reformers, idealgesinnten Menschen und edlen Menschenfreundes sichern. Ohne Klage und mit stoischem Muthe trotzte er allen Leiden und Qualen; an Schiller's Leben, Leiden und Poesie sich erhebend, jede Traurigkeit um sich verbannend und Anderer Freude, Lachen, Scherz wie eine Wohlthat genießend. Seine wackere und seelenstarke Frau war ihm eine unermüdliche, aufopfernde Pflegerin; in ihren Armen hauchte er am 21. November 1875 seine edle Seele aus. Schon vor 1870 mit Preußens deutscher Politik ziemlich ausgesöhnt, ist er, fest überzeugt von der großen Zukunft des neuen deutschen Reiches, wenn es durch geistige Thaten und Siege, noch größer als die bei Spichern und Sedan, die socialen Gefahren zu überwinden wisse, in der „interessanten Zeit" des „Kulturkampfs" aus dem Leben geschieden. Sein letztes im Sommer 1875 vollendetes Werk waren die „Logischen Studien. Ein Beitrag zur Neubegründung der formalen Logik und der Erkenntnißtheorie" (1877). Die in Zürich und Marburg gehaltenen Vorlesungen bezogen sich auf Logik und Theorie der Induction, Aesthetik, Schiller's philosophische Dichtungen, Psychologie mit Einschluß der Anthropologie; Geschichte der Psychologie, Pädagogik und Geschichte der Philologie, Elemente der Social- und Moralstatistik, Geschichte und Kritik des Materialismus; dazu: Philosophische Uebungen im Anschluß an Kant's Kritik der reinen Vernunft. In Marburg las er außerdem noch: Ueber philosophische Bildung (gedruckt in Lindau's Nord und Süd 1879—80) und Theorie der Abstimmungen. Ein in Zürich gehaltener Vortrag „Die griechischen Formen und Maße in der deutschen Dichtung" ist abgedruckt in Rodenberg's Rundschau 1879. Die „Arbeiterfrage" erschien in dritter umgearbeiteter Auflage Winterthur 1875; 4. Aufl. 1879. Die „Geschichte des Materialismus", 2. Aufl., Iserlohn 1873—75; 3. Aufl. 1876 bis 1877; in wohlfeiler (durch Weglassung der Anmerkungen und Register ver-

kürzter) Volksausgabe 1882; in englischer Uebersetzung London 1877—79; in französischer Paris 1878—80. — Lange's testamentarische Verfügung über seinen litterarischen Nachlaß ist nicht zur Ausführung gekommen.

Grabreden v. H. Nissen und v. J. Cäsar (Marburg 1875); vgl. außer d. Marburger Tageblatt Nr. 275 u. Kölner Ztg. Nr. 327 Billwiller, N. Zürcher Ztg. Nr. 622; Schroers, Rh. u. Ruhr-Ztg. Nr. 276; Bleuler im Landboten 1876 Nr. 2—10; Vaihinger, Illustr. Ztg. Nr. 1711. Vgl. über L.'s Philosophie (außer Erdmann u. Ueberweg-Heinze) H. Cohen, Preuß. Jahrb. 1876 S. 353—81; M. Heinze, Vierteljahrschr. f. wiss. Philos., 1876 S. 173—201. G. Vaihinger, Hartmann, Dühring und Lange, 1876. — H. Braun, F. A. Lange als Socialökonom, Halle 1881. F. Mehring, Deutsche Socialdemokratie, Bremen 1879, S. 97, 180, 197, 210, 244, 288. Fanny Lewald, Am Genfer See, Berl. 1869 S. 209 ff. — Hirth's Turnerlesebuch (1865), S. LXXIII. C. Euler u. Kloß in Kloß' Jahrb. Bd. XXII S. 27, 74 ff. F. Meili in d. Deutschen Turnztg. 1878, N. 1—3. W. Angerstein, Wehrgymnastik, Berl. 1880, S. 22 ff. Franz Weinkauff.

Lange: J. Friedrich L., geb. am 5. April 1811 zu Kassel, wo sein Vater die Stelle eines Wasserbaumeisters inne hatte, wurde 1824 in die Quarta des Lyceums seiner Vaterstadt aufgenommen, machte auch die Tertia durch und verließ die Anstalt, um sich auf der höheren Gewerbschule und darnach auf der Akademie der Künste daselbst zum Architekten auszubilden. Nachdem er auf kurze Zeit Jacob Grimm und Otfried Müller in Göttingen gehört, begab er sich auf Reisen in die Rheinprovinz, nach Italien und England, um die dortigen Kunstdenkmale des Alterthums und des Mittelalters zu studiren und kehrte mit reichem Ertrag an Wissen und Kunsturtheil in die Heimath zurück. In den Jahren 1839 bis 1851 als Zeichnenlehrer am Gymnasium zu Fulda angestellt, fand er Zeit, weitere Studien über Architektur und Archäologie der Künste zu machen. Was er an wissenschaftlichem und künstlerischem Streben in sich trug, zeigt ein in der Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde, Bd. IV, XXVIII gedruckter Entwurf zu einer historisch-artistischen Darstellung der hessischen Kunstdenkmale, vom Jahre 1844, und das Schriftchen „Baudenkmale und Alterthümer Fulda's“, 1847. Der Erfolg einer ihm von dem Ministerium des Innern aufgetragenen Restauration der Kirche in Hayna im J. 1848 bestimmte dieselbe Behörde, einen Bericht über die Restauration der Elisabethkirche zu Marburg von ihm einzuholen, und dieser wurde für so tüchtig befunden, daß ihm bald darauf die Ausführung derselben aufgetragen ward. Andererseits ward er auf Antrag der philosophischen Facultät zu Marburg durch kurfürstliches Rescript vom 7. März 1851 zum Universitätsarchitekten und außerordentlichen Professor ernannt. Nicht Geringes ist in dieser Stellung von L. geleistet worden. Die Restauration der Elisabethkirche und die gleichzeitig unternommene der Michaeliskapelle zu Fulda hat ihn als einen für die Blüthezeit des gothischen Stils begeisterten und hochbegabten, freilich von gewaltsamem Purismus nicht freien Künstler erwiesen. Auch die in den ersten Semestern regelmäßig, später seltener gelesenen Collegien über descriptive Geometrie, Steinconstructionslehre, Kunstgeschichte und Verwandtes haben erwünschten Beifall gefunden. Aber die Verbindung der Professur mit dem zeitraubenden Amte eines Universitätsarchitekten hatte bei seiner Gemüthsart für ihn die traurigsten Folgen. Seine auf jenen Reisen und weiterhin ihrem Belieben ganz überlassene Künstlernatur konnte sich in die Prosa namentlich der Rechnungsgeschäfte der untergeordneten Architektenstellung nicht finden, und er gerieth bei der Reaction der Behörde in eine Verstimmung, ja in ein von ihm selbst genährtes Empörtsein, welches nicht nur seine wissenschaftliche Arbeitskraft, sondern sein gesammtes inneres Sein und Leben lähmte. Zwar wurde er im J. 1860 von den laufenden Geschäften des

praktischen Amtes entbunden, aber der Schade, welchen im Einzelnen zu schildern oder zu beurtheilen hier nicht am Platze sein würde, war geschehen und wirkte unaufhaltsam weiter. Von all' den litterarischen Aufgaben, die er sich früher gestellt hatte, ist auch nicht eine einzige zur Ausführung gekommen. Selbst die von ihm begonnene treffliche Fortsetzung des bekannten Hoffstadt'schen Werkes ist Fragment geblieben. Schwer beklagt von seinen Freunden starb er zu Marburg am 1. September 1870.

Die Acten der Universität Marburg. E. R.

Lange: Gregor L. (Langius), ein fleißiger Componist des 16. Jahrhunderts, aus Havelberg in Brandenburg gebürtig, der um 1574 Cantor an der Schule in Frankfurt a./O. war und gegen 1584 sich „Musicus in Breslau" zeichnet. Seine letzte Dedicationsunterschrift rührt vom Jahre 1586 her und klagt er dort dem Rathe von Breslau, daß er contract an Händen und Füßen seinen Dienst aufgeben müsse. Ein baldiger Tod am 1. Mai 1587 erlöste ihn von den Leiden. Wie beliebt er bei seinen Zeitgenossen war und sein Andenken noch lange erhalten blieb, beweisen die bis 1615 immer neu aufgelegten Drucke seiner deutschen Lieder und ein Ausspruch in einem lateinischen Gedichte, welches sich in einem Liederbuche von Christoph Demantius von 1595 befindet. Dort heißt es: „Orlandus (scil. Lassus) valuit permultum cantibus olim, Langius et Lechner non valuere minus." Seine bis heut erhaltenen Compositionen bestehen in vier- bis zehnstimmigen Motetten, dreistimmigen deutschen Liedern, die ganz besonders das Interesse der Zeitgenossen erweckt hatten, und in Gelegenheitsgesängen zu Hochzeiten und Trauerfeierlichkeiten. Sie tragen mehr oder weniger den Stempel der erworbenen Kunstfertigkeit in seiner damaligen Vollendung. Eine Errungenschaft, die mit der Kunstfertigkeit heutiger Zeit eine große Aehnlichkeit hat — nur in anderer Weise. Die meisterhafte leicht contrapunktische Weise der Verschlingung der Stimmen, in Verbindung mit einer wahrhaft berückenden Klangfarbe, ist den Componisten der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts so eigen, daß man dieselbe selbst bei den Meistern untergeordneten Ranges findet, sowie heute die harmonische Beherrschung des Tonmaterials nebst der meisterhaften Benutzung des Klangmaterials der Instrumente Allgemeingut geworden ist und selbst der Tanzcomponist Gebrauch davon macht. Lange's Werke findet man reichlich auf allen öffentlichen Bibliotheken vertreten, doch hat die neuere Zeit noch wenig Notiz von ihm genommen und keiner seiner Gesänge ist in neuerer Auflage erschienen, daher ein sicheres Urtheil über ihn noch künftiger Zeit harrt.

Rob. Eitner.

Lange: Heinrich L., einer der besten Chronisten aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, dem wir die vortreffliche Darstellung des Lüneburger Prälatenkrieges in Leibnitz, Script. rer. Brunsw. 3, 223 ff. verdanken, starb 1466. Er wurde Barmeister der Sülze zu Lüneburg und Rathsherr 1431, Bürgermeister 1446 und vertrat als solcher, wenn auch weniger energisch als Johann Springintgut, das später energisch durchgeführte Vorhaben des patrizischen, d. h. Sülfmeisterfamilien-Rathes, die gesammten bedeutenden Schulden, welche die Hansestadt namentlich in den Sate-Unruhen gemacht hatte, auf die reichen Salzpfannenbesitzer, zumeist Klöster und Stifter, die „Pleterprälaten" abzubürden. Der Versuch brachte zunächst ein Aufhetzen des niederen Volkes gegen den Rath durch den Propst von Lüne, Dietrich Schaper, und eine Verbindung jener Prälaten mit den aufsässigen Zünften, d. h. „den Prälatenkrieg", hervor, dem der Rath erlag. So wurde auch L. 1454, damals „Director Curiae", entsetzt, trat aber mit dem Sturze des neuen Rathes und dem Siege der Patrizier 1456 wieder ein. Er war ein sehr reicher Herr, der viele kirchliche und fromme Stiftungen machte. Der jüngste Sohn seiner ersten Ehe mit Elisabeth (Beke) Tzerstede (Sarstedt), Gottfried L., ein gelehrter Mann, war Canonicus an der Domkirche zu

Lübeck und wurde als solcher Michaelis 1442 in Erfurt immatriculirt; zum Bischof von Schwerin 1457 gewählt, starb er schon am 8. Juli 1458 an der Pest. Diese Lange'n gehören zu der Patrizierfamilie mit dem halben Bären im Wappen; der ebenfalls im Prälatenkriege vorkommende Propst von Lüneburg, Dr. decret. **Leonhard** L. dagegen zu dem Geschlechte „mit dem Panterthier". Beide Linien starben im 16. Jahrhundert aus. Unter dem Lüneburger Rathssilberzeug im Berliner Gewerbemuseum finden sich Prachtstücke mit den Wappen dieser Familien, darunter ein Becher, den der 1560 verstorbene Bürgermeister **Konrad** L. schenkte, und der riesige zum Becher ausgearbeitete und auf Silberkunstwerk von über 6,5 Kilogramm ruhende Elephantenzahn von 1486.

J. H. Büttner, Genealogiae der Lüneb. Patriziergeschl. O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, Ausg. II. 2, 149 (wo „Stadtrath" statt „Rathsherr" und im Reg. 352 „Lange, S. Rudolf" statt „Heinrich" steht). Mittendorff, Der Lüneb. Prälatenkrieg, im Vaterl. Archiv für Niedersachsen 1843. W. F. Volger, Prälatenkrieg, Lüneb Neujahrsbl. 1863, 1864. Ueber Barmeister ꝛc. Krause im Jahrb. f. Niederd. Sprachforsch. V, S. 109 ff. Ueber das Silberzeug: Albers, Lüneb. Rathhaus, Lüneb. 1843, S. 45 ff. (Nr. 14, 19, 21, 25). Deutscher Reichsanz. 1874, Nr. 76 vom 30. März.

Krause.

Lange: **Heinrich Arnold** L., brandenburgischer Hofkammer- und Consistorialrath, geb. am 17. April 1724 zu Baireuth, † am 12. Juli 1783 dortselbst. — L., der jüngere Sohn des Baireuther Kammerrathes Joh. Christoph L., wurde schon frühzeitig Doppelwaise; die Großmutter und der Oheim mütterlicher Seite, Heinrich Arnold Wöhrl von Wöhrburg, der zugleich Lange's Taufpathe und Vormund war, übernahmen dessen Erziehung. In seiner Kindheit gerieth er in große Lebensgefahr, da er als Knabe von sieben Jahren (1731) in einen 14 Fuß tiefen Ziehbrunnen stürzte, aus dem er nur durch die Opferwilligkeit eines herbeigeeilten Bürgers gerettet wurde. L. begann die Vorstudien in seiner Vaterstadt, und besaß bereits vor dem Eintritte in das 17. Lebensjahr die volle wissenschaftliche Reife zum Besuche einer Hochschule, den der Vormund damals wegen der Befürchtung nicht gestatten wollte, es möchte sein Mündel durch lockere Gesellschaft verführt werden. Als es allmählich den Anschein gewann, der Vormund wolle den Zeitpunkt des Abganges auf die Universität immer weiter hinausschieben, entwich L. mit wenigen ersparten Gulden mitten im Winter — 1. Januar 1741 — zu Fuß nach Jena, wo er sich am 4. Februar als Studirender der Rechte immatriculiren ließ. Nach markgräfl. Befehle mußten damals alle Studirenden des Fürstenthums Baireuth das neugestiftete collegium illustre Christian-Ernestinum besuchen, L. war daher genöthigt, nach 10monatlichem Aufenthalte das ihm lieb gewordene Jena wieder zu verlassen und wurde am 3. Decbr. 1741 als akademischer Bürger in Baireuth aufgenommen. Da ihm die Lehrkräfte der jungen Akademie wenig zusagten und seine beabsichtigte Rückkehr nach Jena auf Schwierigkeiten stieß, nahm er, einer Werbung in Erlangen folgend, die ihm bei einem schlesischen Regimente angebotene Fähndrichstelle an. Vor seiner Abreise zum Regimente zeigte sich jedoch, daß eine solche Stelle nicht frei sei, weshalb die Werbung rückgängig wurde und L. mit großmütterlicher Unterstützung im Mai 1743 wieder nach Jena zog. Im Frühjahr 1744 ließ er sich in Baireuth nieder und erhielt dort am 16. November gedachten Jahres die Erlaubniß, bei den Untergerichten, am 25. Septbr. 1745 bei den Obergerichten, am 5. Novbr. 1746 beim Hofgerichte als Sachwalter und Rechtsbeistand aufzutreten. Zugleich erhielt er das Syndicat von Sankt Georgen am See, außerdem die Gerichtshalterei bei Freifrau v. Stein zu Altenblos und bei dem Geheimrathe Grafen von Schönburg. Diese verschiedenen Bestallungen vertauschte er 1753 mit dem zweiten, 1757 mit dem ersten Kammer-

secretär in Baireuth. Im September 1761 wurde er Secretär bei der fürstlichen Chatouillendeputation, 1762 wirklicher Titularrath. 1774 vorderster Consistorialrath, 1779 außerdem noch Hofkammerrath, welche Stelle er bis an sein Lebensende (1783) bekleidete. L. war ein wohlwollender, gewissenhafter Mann, der emsig alle Nebenstunden zu litterarischen Arbeiten benützte; mit besonderer Vorliebe wandte er sich den kameralistischen Fächern und dem Kirchenrechte zu, wie denn auch sein Hauptwerk letzterem Gebiete angehört. Es führt den Titel „Das Geistliche Recht der evangelisch-lutherischen Landesherren und ihrer Unterthanen in Deutschland", und wurde nach des Verfassers Tode von dessen Amtsgenossen, dem brandenburgischen Consistorialrathe und Baireuther Professor L. J. Jac Lang (Kulmbach 1786) herausgegeben. Das zweibändige, in 19 Hauptstücke getheilte Werk, ist ein für den Praktiker geschriebenes Hand- und Hülfsbuch, welches seinerzeit von Gerichten, Anwälten, Beamten und Geistlichen häufig gebraucht wurde. — Aus der mit Marie Christiane Beyer 1751 abgeschlossenen Ehe sind 18 Kinder hervorgegangen, von denen 13 den Vater überlebten. Einer der Söhne, Friedrich Christian L., Stadtvogt in Culmbach, hat sich durch Herausgabe der „Criminal-Justiz-Anzeigen", eines juristischen Wochenblattes, litterarisch bekannt gemacht. — Die von A. L. Möglich gefertigte Silhouette Lange's ist dem ersten Bande des obengenannten Buches beigegeben. Ein Schriftenverzeichniß Lange's findet sich u. a. bei Fikenscher, Gel. Fürstenthum Bayreuth, Bd. V. S. 217 und 218.

Fikenscher a. a. O. — Hirsching, Hist.-litt. Handb., Bd. IV. S. 80. — Höck, Biogr.-liter. Nachrichten. Derselbe, Lebensbeschreibung berühmter Kameralisten, S. 117. — Andr. Mayer, Biogr. und litter. Nachrichten, S. 204 ff. Eisenhart.

Lange: Joachim L. Als im 17. Jahrhunderte innerhalb des deutschen Protestantismus das Christenthum wesentlich in der „reinen Lehre" gefunden wurde und die Pflege des christlichen Lebens noch dazu unter den Nachwirkungen des 30jährigen Krieges erlahmte, entstand im Pietismus Spener's und Francke's die heilsame Reaction, welche das Christenthum wieder zu einer Beschaffenheit der Persönlichkeit machte. Allerdings ist auch diese mächtige Bewegung schnell einseitig geworden und deshalb verkümmert, indem sie die individuelle Frömmigkeit zum ausschließlichen Lebenszwecke des Menschen machte und Wissenschaft, Kirche und Cultur ignorirte. Schon die zweite Generation der Pietisten erlebte daher, daß ihre Geistesrichtung gegenüber dem strenggeschulten Denken der Wolff'schen Philosophie nicht Stand halten konnte. Zu ihnen gehörte Joachim L. Er war 1670 (26. October) zu Gardelegen in der Altmark geboren und in seiner Jugend frühzeitig zur Frömmigkeit angeleitet worden. Daher schloß er sich 1689 in Leipzig als Student den durch ihren Pietismus bald berühmt gewordenen Magistern August Hermann Francke und Kaspar Schade an, und als Francke Leipzig verlassen mußte, folgte L. ihm nach Erfurt und Halle. Später finden wir ihn in Berlin; aber da er aus ängstlicher Scheu zur Uebernahme eines Pfarramtes noch keine Glaubensfreudigkeit empfand, wurde er Erzieher in dem pietistischen vornehmen Hause von Canitz, durch welches er hohe Connexionen in Berlin bekam und behielt. Nachdem er darauf zwei Jahre in Cöslin in Pommern als Rector gewirkt hatte, übernahm er 1698 das Rectorat des Friedrich Werder'schen Gymnasiums in Berlin, dazu noch im nächsten Jahre ein Predigtamt. In dieser Stellung entfaltete er eine durchaus achtungswerthe Thätigkeit. Eine martialische und stets arbeitsfrische Persönlichkeit wußte er mit sicherer Hand Disciplin einzuführen und aufrecht zu erhalten, eine lateinische Grammatik, eine philosophische Propädeutik und andere Hülfsbücher, die seiner Feder entstammten, bildeten die Grundlage seines Unterrichts. Er war in Berlin seinen Schülern ein geistlicher Vater, bis er 1709 nach Halle berufen wurde.

Hier eröffnete sich ihm die Thätigkeit, wegen welcher man ihn in der Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts zu nennen pflegt, die Professur an der damals unzweifelhaft berühmtesten theologischen Fakultät Deutschlands. Er hat in dieser seiner Eigenschaft von 1709 bis an seinen Tod (7. Mai 1744) Vorlesungen über Dogmatik und Moral, über Exegese des Alten und des Neuen Testamentes gehalten und mit staunenswerther Federfertigkeit in jedem Jahre ein bis zwei Schriften veröffentlicht; allein deswegen könnten wir ihn vergessen: denn seine anfangs stark besuchten Auditorien verödeten, als die wolfisch angehauchten Studenten an der Gottseligkeit des „Schulmajors“ keinen Geschmack mehr fanden, und seine wissenschaftlichen Schriften haben alle keine Bedeutung mehr. Genannt muß er aber doch immer wieder werden, weil er gegen die zwei wissenschaftlichen Gegner des Pietismus sich zu Tode gekämpft hat. Der erste Gegner war die kirchliche Orthodoxie, durch den Dresdener Superintendenten Valentin Ernst Löscher würdig und gelehrt vertreten. L. hatte für dessen Wissenschaft und Kirchlichkeit kein Verständniß; der Vergleich von Löscher's Streitschrift Timotheus Verinus (1711, 1718) mit Lange's „Antibarbarus Orthodoxiae“ fällt zu Ungunsten des letzteren aus; der hallesche Theologe erscheint mehr als barbarischer Klopffechter. Der Streit erlosch in Kursachsen auf Befehl von oben. Inzwischen hatte der Philosoph Wolff ungeahnten Einfluß in Halle gewonnen. Da die Pietisten unfähig waren, ihn wissenschaftlich zu widerlegen, soll L. durch seine Connexionen heimlich in Berlin gegen ihn intriguirt haben. Ueber die berüchtigte Ausweisung Wolffs vom 8. Novbr. 1723 ist allerdings auch L. erschrocken; aber man war doch in Halle den gefährlichen Neuerer los. Eine Kabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm I. von 1729 verlangte von jedem lutherischen Kandidaten in Preußen ein zweijähriges Studium in Halle; da hob sich die Fakultät; aber mit der Zahl ihrer Studenten nahm ihre geistige Kraft nicht zu. L. erlebte vielmehr noch den triumphirenden Einzug Wolff's in Halle im J. 1740 und den Eintritt des Wolffianers Baumgarten in die theologische Fakultät 1743. Und doch hatte Niemand den Pietismus muthiger vertheidigt als Joachim L.; aber durch den Mangel an Kirchlichkeit und an Wissenschaftlichkeit hatte er dennoch allen Einfluß verloren.

Vgl. Tholuck, Gesch. des Rationalismus, 1865, S. 12 ff. G. Frank, Gesch. d. prot. Theol., 2. Bd. 1865, S. 144. Wagenmann, Art. „Lange“ in Herzog's Realencyklopädie, 2. Aufl., 8. Bd. 1881. P. Tschackert.

Lange: Johannes L. (in der Immatrikel genannt Joh. Lang, aber in einer Urkunde vom 22. Novbr. 1516 sich selbst als Joh. Lange bezeichnend), Augustinerprior und Reformator in Erfurt, stammte aus einer, wie es scheint, nicht unbemittelten Bürgerfamilie daselbst (an seine Mutter, Margarethe Langhen, verkauft unter obigem Datum der Erfurter Augustinerconvent ein dem Kloster gehöriges Haus), begann ebendort im Wintersemester 1500 seine akademischen Studien, zeichnete sich schon während derselben durch seine Kenntnisse im Griechischen und Lateinischen aus und schloß schon in dieser Zeit innige Freundschaft mit gleichgesinnten, den humanistischen Studien ergebenen Universitätsgenossen: Luther, Johannes Jäger (Crotus Rubianus), Spalatin und den beiden Eberbach. L. selbst erwähnt in einem Briefe an Mutian den vertraulichen Umgang, in dem er in Erfurt mit Luther gestanden und die wissenschaftliche Unterstützung, die er von demselben erfahren habe. — 1503 wurde er Baccalaureus, wol 1506 Magister. Luther's Vorgang mag auch ihn bestimmt haben, in den Augustinerorden zu treten, ohne daß er daneben den Umgang mit den Freunden, zu denen sich jetzt auch Eobanus Hessus gesellt hatte, und die Theilnahme an ihren litterarischen Bestrebungen aufgegeben hätte. 1513 wurde er vom Orden nach Wittenberg entsendet, wo er im dortigen Studium der Augustiner (nicht an der Universität, denn er war nicht einmal inscribirt) dem Luther als Regens

vorstand, als Professor secundarius Vorlesungen zu halten hatte. Gleichzeitig hatte er die Leitung der Studien der Gebrüder Hertzheimer, die seit 1512 dort studirten, übernommen. Es war natürlich, daß die gemeinschaftliche Thätigkeit mit Luther auch zu weiteren gemeinschaftlichen Studien antrieb. Schon jetzt wurde neben den klassischen Sprachen die hebräische getrieben und so der Grund gelegt für die spätere Bibelübersetzung, zu welcher auch Lange's Unterstützung bei allen wichtigeren und schwierigeren Stellen in Anspruch genommen wurde. Am 22. Novbr. 1515 promovirte er als biblischer Baccalaureus, aber im Anfang 1516 verließ L. Wittenberg, um in Erfurt das Prioramt über das Augustinerkloster zunächst provisorisch, im Mai, von Luther als Stellvertreter des Provincials förmlich eingesetzt, definitiv zu übernehmen. L. scheint kein guter Haushalter gewesen zu sein; jedenfalls sah sich Luther veranlaßt, ihm Vorstellungen wegen der zu großen Ausgaben zu machen, die im Klosterhospiz für Bier, Wein, Fleisch und Brod aufgelaufen waren. — Die herrliche Freundschaft beider Männer wurde dadurch jedoch in keiner Weise beeinträchtigt. L. und der Erfurter Kreis, an den sich jetzt auch Justus Jonas, Sturz und Draco angeschlossen hatten, standen vielmehr in dem innigsten Verkehr mit Wittenberg und waren genau von allen Vorgängen daselbst durch directe Briefe unterrichtet. Luther meldet L. nicht nur seine Opposition und den demnächst sich entspinnenden Kampf gegen die die Universitäten beherrschende aristotelische Physik und Ethik, sondern sendet ihm auch einen besonderen Abdruck der 95 Thesen (11. Novbr. 1517). Freilich war es werthvoll für Luther, in L. und seinen Freunden so wackere Vertheidiger seines Auftretens und seiner Bestrebungen in Erfurt zu wissen, da gerade bei den älteren Universitätslehrern Usinger, Trutvetter, Marthen u. A. eine so starke Abneigung gegen Luther sich geltend machte. — 1518 begleitete L. Luther zum Augustinerconvent nach Heidelberg und 1519, nachdem er am 14. Februar zum Doctor promovirt worden war, zu der Leipziger Disputation (Juni). Die nach der Durchreise Luther's zum Wormser Reichstag in Erfurt 1521 entstandenen Unruhen und Kämpfe gefielen L. gewiß ebensowenig, als er sie zu hindern vermochte. Dennoch bleibt bei ihm sein schweigendes Verhalten ihnen gegenüber auffällig; auch Luther konnte nicht unterlassen, ihm darum Vorwürfe zu machen. Aber es war offenbar, daß L. gegenüber den großen Veränderungen, die mit jenen Unruhen in dem Leben der Universität, der Stadt und der socialen Ordnung derselben begannen, kaum eine feste Stellung gewinnen konnte, da alle diese Wandlungen auch seine Person mitbetrafen. Er stand geradezu an der Spitze der reformatorischen Bewegung in Erfurt und die Scheidung der Geister in „Alte“ und „Neue“, die Aufhebung der Klosterordnung, ja die veränderte Stellung des Rathes der Stadt zu Universität und Kirche ging wesentlich von ihm aus. 1522 verließ er das Kloster, nicht ohne sich Luther's Tadel darum zuzuziehen. Man übertrug ihm die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse der Stadt. Er theilte sie in acht Sprengel, denen er Kirchen und Geistliche zuwies; er selbst ward Prediger an der Augustinerkirche. Dies alles gab in Erfurt dem Evangelium für alle Zeit einen festen Halt, konnte aber weder die mannigfachen Schäden, die die Neugestaltung der Verhältnisse für die Universität und für die Stadt im Gefolge hatten, aufhalten, noch L. selbst vor persönlichen Anfechtungen, die er selbst von alten Freunden, wie Eobanus Hessus erfuhr (vgl. die drei [satirischen] Dialoge Hesse's: Melänus, Misologus, die Flüchtlinge, Erfurt 1524) schützen. L. ist mit der ihm eigenen Festigkeit und Klarheit ruhig seines Weges gegangen; das von ihm begonnene Werk nahm von Jahr zu Jahr an innerer Kraft zu. Ueber 24 Jahre hat er in Stille und Demuth seines Amtes gewaltet, kurz vor seinem Tode noch die Gräuel des schmalkaldischen Krieges zu sehen gezwungen. Er starb 1548 zu Erfurt.

Abgesehen von den Quellen zur Reformationsgeschichte sind zu vergleichen: H. A. Erhard, Ueberlieferungen zur vaterländischen Geschichte. 1. Heft, Magdeburg 1825 (diese Schrift enthält die einzige Biographie Lange's). — J. Köstlin, Martin Luther, Bd. I u. II. Elberfeld 1875. — Th. Kolde, Die deutsche Augustiner-Congregation und Johann von Staupitz, Gotha 1879. — C. Krause, Helius Eobanus Hessus, sein Leben und seine Werke, 1. Bd., Gotha 1879. — G. Kawerau, Johann Agricola von Eisleben, Berl. 1881.

Brecher.

Lange: Johannes L., kurpfälzischer Leibarzt zu Heidelberg, einer der ausgezeichnetsten Aerzte im Anfange des 16. Jahrhunderts, war 1485 zu Löwenberg in Schlesien geboren, besuchte die Universität Leipzig und erhielt 1514 von dem damaligen Decan Peter Wirth, einem seiner Verwandten, die Magisterwürde. Bei seiner Neigung für philosophische und naturhistorische Studien erklärte er selbst einigen Studenten, unter denen auch der später berühmt gewordene Joachim Camerarius sich befand, die Schriften des Plinius. Da er aber, wie mehrere seiner Vorfahren, Medicin zu studiren beabsichtigte, begab er sich nach Italien und zwar nach Ferrara, woselbst der berühmte Nicolo Leoniceno, der Illustrator des Dioscorides, in hohem Alter noch lehrte. Hierauf ging er nach Bologna, wo er sich längere Zeit aufhielt und außer Studien über griechische Litteratur und über Philosophie, die er machte, in der Medicin von Ludovicus dei Leoni, in der Chirurgie von Berengario de Carpi unterwiesen wurde. In Pisa wurde er 1522 zum Doctor med. promovirt und kehrte darauf aus Italien nach Deutschland zurück. Er wurde bald zum Leibarzt des Kurfürsten von der Pfalz ernannt und nahm diese Stellung bei diesem und vier seiner Nachfolger, im ganzen über 40 Jahre lang, ein. Er behandelte seine Gebieter nicht nur vielfach mit Glück in gefährlichen Krankheiten, sondern begleitete sie auch, namentlich den Kurfürsten Friedrich II., 37 Jahre lang auf weiten Reisen nach Spanien, Frankreich, Italien und dem größten Theile des übrigen Europa; zweimal stand er mit dem letzteren gegen den Sultan Soliman im Felde. Kurfürst Otto Heinrich, der Nachfolger Friedrichs II., ernannte ihn nach dem 1556 erfolgten Tode desselben zum Minister und geheimen Rath und beehrte ihn mit seinem vollsten Vertrauen. Der Tod des hochverdienten Arztes erfolgte im Alter von 80 Jahren zu Heidelberg am 21. Juni 1565. — Das Hauptwerk seines Lebens, welches er, außer einigen kleinen Schriften, herausgab, sind die von ihm, nach dem Vorbilde der Italiener verfaßten „Epistolae medicinales“. Die erste Sammlung derselben 1554 zu Basel in 4° unter dem Titel „Medicinalium epistolarum miscellanea varia ac rara cum eruditione, tum rerum scitu dignissimarum explicatione referta ut ejus lectio non solum medicinae, sed omnis etiam naturalis historiae studiosis plurimum sit emolumentum allatura“ erschienen, enthält deren 83; die „Miscellanea secunda“ mit 61 Briefen erschienen 1560. In späteren Ausgaben, die erst nach Lange's Tode herauskamen, sind dieselben gesammelt, zwei Bücher darstellend, und noch durch ein drittes Buch vermehrt, welches von seinem Verwandten Dr. Georg Wirth, einstigem Leibarzte Karls V. und Philipps II., der von L. zum Erben eingesetzt worden war, aus den nachgelassenen Papieren desselben herausgegeben worden ist. Der Titel von zwei uns vorliegenden Ausgaben in 8° Francofordi 1589 und Hanoviae 1605 lautet daher: „Joann. Langii Lembergii, V. Palatinorum Electorum archiatri, Epistolarum medicinalium Volumen tripartitum, denuo recognitum, et dimidia sui parte auctum“. Denselben ist ein an Wirth gerichtetes Vorwort des Juristen Nicolaus Reusner, welches auch eine kurze Biographie von L. enthält, sowie ein Bildniß desselben in Holzschnitt beigegeben. Das hinzugefügte dritte Buch stellt aber keineswegs eine Vermehrung des Ganzen um die Hälfte dar, sondern macht bei Weitem noch nicht ein Viertel desselben

aus. Elf von den ersten 83 Briefen, welche chirurgische Gegenstände betreffen, wurden als „Themata aliquot chirurgica“ von dem berühmten Konrad Gesner in Zürich in seiner „Chirurgia. De chirurgia scriptores optimi quique veteres et recentiores etc.“. Tiguri 1555, Fol. 311, von Neuem abgedruckt. — Von L. wurde die bei Schädelverletzungen in Deutschland fast außer Gebrauch gekommene Operation der Trepanation wieder eingeführt und mit ihr ein schon von Galenus erwähntes Trepanationsinstrument, welches eine Vorrichtung besitzt, um ein tieferes Eindringen oder Eintauchen in die Schädelhöhle, als erforderlich ist, zu verhüten und daher Trepanum abaptiston genannt wird. Als er in einer Gesellschaft von Collegen dieses Instrumentes Erwähnung that, wurde ihm vorgehalten, daß er in Deutschland etwas „Ungetauftes“ nicht finden werde, wo zwar chirurgische Instrumente nicht, wol aber Glocken und Kinder getauft würden; in Rom aber, von woher er komme, könne allerdings der Papst eine Ausnahme von der Regel gestatten. Im Uebrigen erfreuten sich die Epistolae medicinales bei Lange's Zeitgenossen großer Anerkennung. — Auch gegen den Aberglauben, wie er namentlich durch die damaligen Kalender gefördert wurde, welche bestimmte Tage angaben, an welchen es gut sei, dieses oder jenes vorzunehmen, zog er zu Felde; ebenso eiferte er gegen die Harnbeschauer und die herumziehenden zahlreichen Pseudoärzte und suchte den von ihnen ausgehenden Betrügereien zu steuern.

Vgl. die erwähnte Biographie von Reusner. — Melchior Adam, Vitae Germanorum medicorum etc., Heidelbergae 1620, p. 140. — Gottlieb Stolle, Anleitung zur Historie der medicin. Gelahrtheit, Jena 1731, S. 181.

E. Gurlt.

Lange: Johann L., Gelehrter und Staatsmann, Sohn eines Tuchmachers in Freistadt in österreichisch Schlesien und dort am 16. April 1503 geboren, † am 25. Septbr. 1567, genoß in Neisse den Unterricht des bischöflichen Protonotars Valentin Crautwald, studirte alsdann in Krakau und in Wien unter Philipp Gundel die Rechte und Griechisch mit solchem Erfolge, daß er es fertig sprach. Wegen seiner Gelehrsamkeit berief ihn König Ludwig von Ungarn zum Informator der königl. Kapelle in Ofen, doch war diese Stellung, jedenfalls ein Schulamt, nur von kurzer Dauer; 1527 finden wir ihn, gewiß in Folge der Empfehlung seines früheren Lehrers Crautwald als Rector der Schule in Goldberg. Daß der Freund Crautwald's und Schwenckfeld's (s. d.) als Nachfolger Trotzendorf's sich in den dortigen Verhältnissen nicht heimisch fühlen konnte, ist leicht erklärlich, und so nahm er nach 1½jähriger Thätigkeit seinen Abschied und ging 1529 als Rector nach Neisse. Dem Schmutze des Schulstaubes gegenüber hat der Glanz des Staatsdienstes viel Verführerisches; L. fühlte sich zu höherem berufen und resignirte 1535 auf sein Amt, um in Schweidnitz das Amt des Stadtschreibers zu übernehmen; er hat es blos übernommen, denn 1536 berief ihn Bischof Jacobus von Salza in seinen Dienst als Secretarius. Nach dem Tode seines Gönners blieb L. im Dienste dessen Nachfolgers Balthasar v. Promnitz, wurde Kanzler und als solcher wiederholt an den Hof König Ferdinands und des Königs von Polen gesandt. Ferdinand gewann ihn so lieb, daß er ihn zu seinem Rath und Redner (orator caesareus) ernannte und ihn zu mehreren Malen für wissenschaftliche Arbeiten reich beschenkte. Des Hoflebens müde, zog sich L., wahrscheinlich schon vor 1557, in das ihm lieb gewordene Schweidnitz zurück und beschloß dort 1567 sein der Wissenschaft gewidmetes ruhmreiches Leben. Seine Verdienste um die Patristik sind unvergessen, seine Uebersetzungen griechischer Kirchenväter ins Latein grundlegend geworden. Für seine Ausgabe der Gedichte Gregors v. Nazianz erhielt er von König Ferdinand ein Geschenk von 500 Dukaten, eine gleiche Summe für seine Uebersetzung des Nicephorus Callisti, die erst nach seinem Tode, Frankfurt a. M.

1588, gedruckt worden ist. Außerdem übersetzte er die Werke Justins des Märtyrers, Basel 1565 Fol. Als poeta laureatus hat er eine Sammlung lyrischer Gedichte hinterlassen. Die Frage nach der Confession, welcher L. angehörte, ist eigentlich müßig. Evangelische bekleideten am Hofe Ferdinands die höchsten Aemter; die Confessionen standen sich damals noch nicht schroff gegenüber. Daß L. als Kanzler des Bischofs, wie als Rath des Kaisers seinen evangelischen Ueberzeugungen treu geblieben ist, geht daraus hervor, daß er in dem 1557 über den Besitz der Pfarrkirche in Schweidnitz ausgebrochenen Streite sich entschieden auf die Seite der Evangelischen stellte.

Henelii Silesiogr. ren. I. cp. VII. p. 135. Ehrhardt, Presbyterol. IV. 465. Pol, Jahrbücher der Stadt Breslau, a. a. O. Schneider, Ueber den geschichtlichen Verlauf der Reformation in Liegnitz. Programm.

Schimmelpfennig.

Lange: Johann L., ein Mediciner, der in Hamburg lebte und hier im J. 1670 in das Amt der Barbiere und Wundärzte aufgenommen ward. Im J. 1696 war er noch am Leben. Genaueres über ihn ist nicht bekannt. Er hat eine außerordentlich große Anzahl Schriften, welche namentlich entweder erbaulichen Inhalts sind oder sich auf medicinische, physikalische, chemische und ähnliche Gegenstände beziehen, aus fremden Sprachen, besonders der englischen, ins Deutsche übersetzt, theilweise auch, wie einige lateinische Abhandlungen, nur herausgegeben. Seinen Namen verbirgt er dabei unter den Buchstaben J. L. oder auch J. L. M. C. (d. h. medicinae candidatus); mitunter läßt er auch diese Bezeichnung durch Buchstaben fort, wie z. B. bei der Uebersetzung von Balthasar Becker's bezauberter Welt, die er im J. 1693 zu Hamburg erscheinen ließ. Verzeichnisse der von ihm übersetzten und herausgegebenen Schriften finden sich in Joh. Molleri Cimbria literata, Thl. II. S. 441 ff.; Rotermund zum Jöcher, III. Sp. 1216 ff., besonders ausführlich: Lexikon der hamb. Schriftsteller, Bd. IV. S. 308—315, wo 60 verschiedene Werke der Art von ihm namhaft gemacht werden. l. u.

Lange: Johann L., Theologe, einer der erbittertesten Gegner der Pietisten, ist geboren zu Weidhausen in der Oberpfalz am 6. Novbr. 1630 und gestorben zu Hamburg im J. 1700. Er studirte anfänglich von 1649—52 zu Jena Medicin, ging dann aber seiner Mutter zu Gefallen zur Theologie über. Im J. 1654 ward er zu Jena Magister und hielt als Adjunct der philosophischen Fakultät daselbst Vorlesungen. Etwa vom Jahre 1655 an machte er größere Reisen in Italien und Deutschland; er soll während dieser Zeit etwa ein Jahr lang heimlich Prediger im „Deutschen Hause" zu Venedig und hernach Feldprediger beim General Wrangel gewesen sein. Im J. 1658 wurde er als Vicar zu Hiltpeltstein ordinirt, wurde 1666 nach Entenberg und 1676 nach Nürnberg versetzt, wo er zuerst an der Spitalkirche zum hl. Geist und hernach, seit 1678, an der Kirche zum hl. Kreuz stand. Im J. 1678 ward er auch Mitglied des Pegnitzordens. Gerühmt wird seine außerordentlich kräftige Stimme; doch wußte er auch durch seine übrigen Gaben für die Kanzel immer eine zahlreiche Gemeinde um sich zu sammeln. Sein Privatleben war jedoch nicht makellos, und im J. 1681 wurde ihm die Kanzel verboten, weil er Wucherzinsen genommen habe; auch wurde ihm in Betreff seines ehelichen Lebens böses nachgesagt. Nürnberger Kaufleute sollen ihn darauf nach Hamburg empfohlen haben; er wurde für eine Predigerstelle an St. Petri daselbst auf den Aufsatz gebracht. Das Ministerium verweigerte zwar (am 25. Januar 1682) die übliche Fürbitte vor der Wahl, weil L. in Nürnberg wegen anstößiger Dinge abgesetzt sei; aber die Kirchenvorsteher wählten ihn dennoch am 12. Februar 1682; am 7. März trat er sein Amt an; am 4. April desselben Jahres wurde er zugleich zum Prediger am Spinnhaus (einer Strafanstalt) erwählt. In Hamburg trat L.

in den hier ausbrechenden pietistischen Streitigkeiten entschieden auf die Seite der Gegner der Pietisten; im Kampfe gegen Horbius (vgl. Bd. XIII. S. 120 ff.), Winckler und Hinkelmann (vgl. Bd. XII. S. 460 ff.) stand er an Mayer's Seite und übertraf diesen womöglich noch an Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit. In der ungehörigsten Weise brachte er Ausfälle auf seine Gegner auf die Kanzel. Er war es denn auch, der im J. 1693 in der Zeit des erregtesten Kampfes gegen Horbius bei einer Trauung den Brautleuten den Geist Gottes, „aber nicht den Geist Horbius' und Winckler's" wünschte. Als er in Folge dieser Ungezogenheit auf Winckler's Klage durch ein Decret des Senats vom 12. Juni 1693 vom Amte suspendirt ward, war der Senat doch nicht im Stande, die Suspension aufrecht zu erhalten; namentlich Mayer verstand es, eine solche Bewegung der Volksmassen gegen den Senat und die Oberalten (die ältesten Kirchenvorsteher), welche letztere insbesondere von einer Aufhebung der Suspension anfänglich nichts wissen wollten, zu bewirken, daß L. am 15. Septbr. 1693 wieder restituirt ward. Als er dann aber Ende October ein Responsum der Leipziger theologischen Fakultät gegen Hinkelmann mit einem beleidigenden Titel und einigen anderen anzüglichen Zuthaten herausgab, wurde er am 3. November von Gerichtswegen abermals vom Amte suspendirt. Diesmal gelang es ihm nicht so leicht, eine Aufhebung dieses Urtheils zu erwirken. Ihm wurde förmlich der Proceß gemacht und trotz seiner Supplik an den Senat vom 31. Januar 1694, das Verfahren gegen ihn einzustellen, wurde am 21. März das Urtheil dahin gefällt, daß er Abbitte thun und die Gerichtskosten tragen solle; und erst mehrere Monate später, nachdem die kirchlichen Streitigkeiten beigelegt waren, wurde er wieder restituirt. Er hat dann auch später noch allerlei Streitigkeiten gehabt und Unruhen erregt. Als Mayer im J. 1697 mit den Juden einen Streit hatte, gab auch L. eine heftige Schrift gegen dieselben heraus. Doch verfeindete er sich in demselben Jahre auch mit Mayer. Besonderes Aufsehen machten dann noch die Streitigkeiten, welche L. im J. 1699 dadurch erregte, daß er plötzlich gegen die bestehende Sitte verlangte, die Gemeinde solle beim Beten des Vaterunsers nach der Predigt aufstehen; erst durch ein Einschreiten des Senates gegen diese Neuerung wurde die Sache beigelegt. — Im Jahre darauf starb L.; als sein Todestag wird der 7. März, der 7. April und der 7. Mai 1700 angegeben; das letztere Datum wird das richtige sein. Er hinterließ eine Bibliothek von 9546 Bänden. Unter den von ihm herausgegebenen Schriften sind einige für den Gebrauch der Insassen des Spinnhauses bestimmte Erbauungsschriften dadurch bemerkenswerth, daß sie viel mehr, als nach seinem Kampfe gegen die Pietisten zu vermuthen wäre, auf praktisches Christenthum Gewicht legen. Einige eigene Reimereien in ihnen erinnern in ihrer gezierten und schwülstigen Sprache an seine Zugehörigkeit zum Pegnitzorden. Er soll nach einigen auch ein besonderes Gesangbuch für die Gefangenen im Spinnhause haben drucken lassen; doch beruht diese Angabe wohl auf einem Versehen.

Zum Theil nach handschriftlichen Quellen. — Vgl. Will, Nürnberger Gelehrtenlexikon, II. S. 390 f.; Nopitsch, Supplement dazu, II. S. 275. Moller, Cimbria litterata, II. S. 444. Rotermund zum Jöcher, III. Sp. 1215 f. Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, IV. S. 305 ff. Geffcken, Johann Winckler und die hamburgische Kirche in seiner Zeit, Hamburg 1861, an mehreren Stellen, namentlich S. 156 f. über Lange's Predigtweise. Otto Beneke, Hamburgische Geschichten und Sagen, Hamburg 1854, S. 338 ff., über den Streit wegen des Aufstehens beim Vaterunser.

Bertheau.

Lange: Johann Christian L., Theologe und Dichter geistlicher Lieder, wurde in der Nacht vom 24. auf den 25. December 1669 zu Leipzig geboren,

wo sein Vater, Johannes L., Consulent und Advocatus ordinarius war; seine Mutter war eine Schwester des Superintendenten Thomas Ittig in Leipzig (vgl. Bd. XIV. S. 645). Im J. 1685 kam er auf das Gymnasium in Zittau; von 1687 an studirte er in Leipzig und ward 1689 Magister. Er ward hier auch Mitglied des Collegium philobiblicum, über welches Bd. VII. S. 220 unten, zu vergleichen, und trat hierdurch mit Aug. Herm. Francke und dem Kreise desselben in nähere Verbindung. Im J. 1691 verließ er Leipzig in Folge der pietistischen Bewegungen und nahm nun eine Hauslehrerstelle bei dem Superintendenten Joh. Wilh. Petersen in Lüneburg an. Nach Leipzig im Jahre 1694 zurückgekehrt, hielt er dort Vorlesungen; er fühlte sich dann aber doch, vielleicht wieder wegen der pietistischen Streitigkeiten, veranlaßt, Leipzig wieder zu verlassen und ging im J. 1697 mit Gottfried Arnold nach Gießen. Hier wurde er auf Spener's und Rechenberg's Empfehlung außerordentlicher Professor der Philosophie und noch in demselben Jahre 1697 ordentlicher Professor der Moral; im J. 1707 erhielt er die Professur der Logik und Metaphysik. Er wirkte auch hier im Francke'schen Sinne und betheiligte sich an den Erbauungsstunden, welche im Hause des Professor Joh. Heinr. Majus gehalten wurden. Im J. 1716 ward er Superintendent und Hofprediger in Idstein und in demselben Jahre erwarb er die theologische Doctorwürde. Als im J. 1722 die idsteinischen und saarbrückischen Lande vereinigt wurden, ward er Generalsuperintendent über sie; im J. 1728 erhielt er auch die Inspection über Usingen. In dieser Stellung erreichte er ein hohes Alter und starb, fast 87 Jahre alt, am 16. December 1756. — Seine geistlichen Lieder hat er größtentheils während seines Aufenthalts in Lüneburg bei Petersen gedichtet; er dichtete hier auch deutsche Lieder nach den lateinischen Petersen's, wie auch umgekehrt Petersen deutsche Lieder von ihm in lateinische Verse brachte. Von der überschwenglichen Weise Petersen's findet sich auch in Lange's Liedern etwas. Freylinghausen hat in den ersten Theil seines Gesangbuches vier Lieder Lange's, die aber schon früher gedruckt waren, aufgenommen; einige seiner Lieder, deren Zahl im ganzen 27 gewesen sein soll, finden sich noch in Gemeindegesangbüchern.

Wetzel, Analecta hymnica, II. S. 472—479. Rotermund zum Jöcher, III. Sp. 1219—24. Meusel, Lexikon, VIII. S. 37—45. Meusel u. Rotermund geben das lange Verzeichniß seiner Schriften, unter denen auch pseudonyme sind. Koch, Gesch. d. Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., 4. Bd., S. 398 bis 400. l. u.

Lange: Johann Joachim L., Professor der Philosophie und Mathematik an der Universität Halle a. d. S. und seit 1723 Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin, war 1698 zu Halle geboren und starb daselbst am 18. August 1765. L. beschäftigte sich vielfach mit Naturwissenschaft, insbesondere mit Mineralogie und publicirte auch zahlreiche Werke, hauptsächlich mineralogischen Inhalts. Unter denselben sind zu nennen: „Vollständiges Mineralien-Kabinet von 6000 Stück Mineralien, Erzen, Drusen, Mineralien, Kräuter- und Fisch-Schiefern, auch anderen Petrefaktis“ 1753, dann „Entwurf einer Anleitung zu den ökonomischen Rechnungen“ 1754, „Dissertatio, qua genesis lapidum variis observationibus inlustratur“ 1756, ferner: „Dissertatio exhibens lithographiam Halensem“ 1758, „Caroli Linnaei Systema naturae praefatus est J. J. Lange ad editionem X reform. Holmiensem“, 2 T. 1740—60. „Stahl's Beweis von den Salzen“ 1765. „Mineralogische Erfahrungen“ (in Mineralog. Belustigungen, Bd. IV. 1769); „Einleitung zur Mineralogie und Metallurgie“ nach Lange's Tode herausgegeben von Madihn 1770, endlich: „Grund-

legung zu einer chymischen Erkenntniß der Körper", gleichfalls herausgegeben von Madihn, 1770.

Jöcher's Gelehrtenlexikon, fortgesetzt von Rotermund, III. 1227.

Gümbel.

Lange: Johann Lobegott Ferdinand L. ward am 26. Sept. 1798 zu Colmnitz im sächsischen Erzgebirge geboren, erhielt seine Vorbildung auf dem Lyceum zu Freiberg, studirte zunächst zu Leipzig Philosophie und Theologie, ging 1818 nach Jena, promovirte hier 1819 als Dr. phil., 1823 als Baccal. theol., habilitirte sich 1824 in der theologischen Fakultät, ward 1828 außerordentlicher Professor der Philosophie, 1839 ordentlicher Honorarprofessor der Theologie und starb den 21. Novbr. 1852 am Nervenfieber. Er vertrat mit Eifer und bedeutender Gelehrsamkeit den Standpunkt des biblischen Rationalismus, wie besonders erhellt aus der (Röhr gewidmeten) „Anleitung zum Studium der christlichen Theologie, nach den Grundsätzen des biblischen Rationalismus" (Jena 1841) und der „Apologie des christlichen Offenbarungsglaubens" (Jena 1823). Seine Schriften verzeichnet Joh. Günther, Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena (1858). B. Pünjer.

Lange: Joseph L., Schauspieler, Maler und Componist, geboren am 1. April 1751 zu Würzburg, † am 18. Septbr. 1831 zu Wien. Dieser vielseitige und bis in sein Alter mit Auszeichnung wirkende Mann ward als der Sohn eines fränkischen Legationssecretärs geboren, nach dessen frühem Tod er auf Veranlassung eines Verwandten bei einem Maler Unterricht im Zeichnen erhielt. 1767 verlor er auch diesen Verwandten durch den Tod und wurde nun von dessen Schwiegersohn, Hofrath v. Borie in Wien erzogen. Hier besuchte er die kaiserl. Akademie und blieb auch mit seinem älteren Bruder, der am ungarischen Taxamt angestellt war, daselbst, als Borie nach Regensburg übersiedelte. Eine Liebhaberbühne, welche jetzt die Brüder Lange errichteten, erregte auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise und Sonnenfels, der ihr bedeutendes dramatisches Talent erkannte, veranlaßte sie, sich der Bühne zu widmen und verschaffte ihnen zugleich (1770) eine Anstellung am Wiener Theater. Während aber Lange's Bruder schon am 29. Juli 1771 verstarb, entwickelte sich L. selbst, von Sonnenfels geleitet, zu einem vortrefflichen Darsteller, der, ein Liebling der Wiener, später mit Recht als „ein Stolz der Bühne" bezeichnet wurde. Sein Fach waren erst jugendliche, später ältere Heldenrollen und man rechnete zu seinen besten Leistungen „Othello", „Hamlet", „Fiesko", „Herzog Albrecht" (Agnes Bernauer), „Coriolan", „Czar Peter" (Die Strelitzen), „Guelfo" (Zwillinge), „St. Albin" (Heldenvater), „Balboa", „Odoardo" (Emilia Galotti) ꝛc. Im December 1810 wurde L. pensionirt, spielte aber von 1811—16 fast noch allwöchentlich als Gast und trat sogar 1817 von neuem in den Mitgliederverband ein, dem er nunmehr bis 1821 angehörte, um dann dauernd pensionirt zu werden. Zum letzten Male trat er am 27. April 1821 in Beer's „Klytämnestra" auf. Während dieser letzten Zeit spielte er ältere Rollen, wie den „Comthur" im Nathan ꝛc. Außerhalb Wiens ist L. nur wenig aufgetreten: 1784 gastirte er mit seiner Gattin beifällig in München und Hamburg und gab in letzterer Stadt außer „Essex" und „Hamlet", auch die Tenorpartien des Azor und Alexis. Zwei Jahre später besuchte er Venedig, um die italienischen Theater kennen zu lernen, 1789 Berlin. Die Urtheile über L. als Darsteller sind vorwiegend günstig. Meyer (Leben Schröder's, I. 364 f.) sagt, sein Spiel habe wenig zu wünschen übrig gelassen. Gang, Haltung, Anzug und Benehmen seien malerisch gewesen, ohne daß er jemals ins Gezierte gefallen wäre. Der Vortrag befriedigte, wenn er kalt oder mit nicht sehr erschütterter Empfindung zu sprechen hatte, in leidenschaftlichen Stellen merkte man Triebwerk und Schule. Aber das Auge wurde

nach dem genannten Gewährsmann für das Ohr entschädigt, denn er bewegte sich so gefällig wie keiner und gab jeder Rolle etwas durchaus Eigenartiges und daß er ihr manches nicht gab, daran schien mehr früherer falscher Unterricht die Schuld zu tragen. Wenn übrigens Wurzbach (Oesterr. Lexikon, XIV. S. 99), sagt, nur Reichard in seinen Briefen über Deutschland (1783) habe gegentheiliges von L. gesagt, so irrt er sich, auch Schmid in seinen anonym erschienenen „Bemerkungen über das Londoner, Pariser und Wiener Theater" (1786 S. 317 f.) nennt L. einen „höchst gleichgiltigen, frostigen Comödiant, der sich schon bläht, als wenn er Wunder was wäre" und hat „eine ganz ekelhafte deutliche Deklamation, die ganz conversationswidrig, einem jedes Wort vorkaut". Eine gewisse Aehnlichkeit dieses Urtheils mit den leise tadelnden Sätzen in dem Meyer'schen Urtheil läßt sich nicht verkennen; daß etwas Theatralisches den Lange'schen Darstellungen angeklebt haben muß, beweisen auch die Bilder, die man von ihnen hat. Auch Lewald's Urtheil (Allg. Theatr. Revue, II. 337 ff.) spricht dafür, er nennt L. bei aller Anerkennung einen „künstelnden Künstler", meint aber, sein Irrthum sei blos äußerlich, dagegen habe er alle inneren Vorzüge an Geist und Gemüth besessen, wie sie der alten Schauspielerschule zu eigen gewesen sind. Als Maler leistete L. namentlich im Porträt tüchtiges, eine größere Arbeit von ihm auf diesem Gebiet ist das Altarblatt „Verkündigung Mariens" in der Kirche zu Nikolsburg. In der Landschaftsmalerei war Schönberger sein Lehrer. Für seine Fähigkeiten als Componist zeugen Lieder und Tänze, wie auch eine 1796 entstandene Operette „Adelheid von Ponthieu", die an verschiedenen deutschen Bühnen mit gutem Beifall gegeben wurde. Sein Charakter war tadellos und er genoß die allgemeinste Achtung. Für seine Lebensgeschichte ist belangreich seine Selbstbiographie, die unter dem Titel „Biographie des Joseph L., K. K. Hofschauspieler", 1808 erschien und auch manches allgemein Interessante enthält, darunter die einzige Schilderung von Mozart's Wesen im Zustand künstlerischen Schaffens. Mit diesem war er verwandtschaftlich verbunden durch seine zweite Frau (die erste, geborene Schindler, Sängerin, war schon 1779 im Alter von 22 Jahren gestorben), die nachstehend angeführt ist.

Aloise Marie Antonie L., geborene Weber, Sängerin, Lange's zweite Frau, Mozart's Schwägerin, geb. um 1762 (1759?) zu Mannheim, † 1830 in Frankfurt a. M. Die Angaben über ihr Geburtsjahr, wie über den Ort ihres 1779 stattgefundenen Debüts sind schwankend, die einen lassen den letzteren Wien, die anderen Mannheim gewesen sein, doch meldet weder der Chronist der einen noch der anderen Bühne etwas davon. Von 1778—92 wirkte sie mit kurzem Unterbrechen an der Oper zu Wien, heirathete hier (1780) den Schauspieler Lange, den sie, wie schon angegeben, auch nach Hamburg und Berlin begleitete. Auch 1796 sang sie mit ihrer Schwester in Hamburg und fand außerordentlichen Beifall. Zwei Jahre später nahm sie eine Stellung im Mitgliederverband der deutschen Oper zu Amsterdam ein und zog sich dann nach Frankfurt a. M. zurück, ohne sich wieder mit ihrem Gatten zu vereinigen. L. gehörte zu den besten Sängerinnen, Mozart's Vater (Nohl, Mozart im Urtheil seiner Zeitgenossen, S. 296) findet, daß sie mit „größter Expression" singt, vermißt aber den rechten Ausgleich in Stärke und Schwäche, Schubert (Aesthetik der Tonkunst, S. 135) sagt von ihr „sie hat Höhe und Tiefe und markirt die Töne mit äußerster Genauigkeit. Sie singt mit ganzer und halber Stimme gleich vollkommen. Ihr Portamento, ihr Schweben und Tragen des Tones, ihre ausnehmende Richtigkeit im Lesen, ihre Feinheit im Vortrag, ihre Mezzotinta, das leicht geflügelte Fortrollen der Töne, ihre unvergleichlichen Fermen und Cadenzen, auch ihren äußeren majestätischen An-

stand“ hat sie nach dieser Quelle größtentheils Mozart zu verdanken. (Die Daten ihres Engagements sind nach Wlassak's Chronik des Burgtheaters in Wien, die von denen anderer Quellen abweichen.) Joseph Kürschner.

Lange: Julius L., Landschaftsmaler, geb. am 7. August 1817 zu Darmstadt, widmete sich durch den Galleriedirector Müller und unter dem Einfluß seines älteren Bruders, des Architekten Ludwig L. (s. unten, S. 647) frühzeitig der Malerei, wie er denn auch für dessen Sammlung von „Städte-Ansichten“ auf manchen Querzügen durch die schönsten Gegenden Deutschlands viele Blätter zeichnete. Im J. 1834 besuchte L. die Münchener Akademie, wo er das „historische Fach“ cultivirte, bald aber nach Düsseldorf übersiedelte, wo unter Joh. Wilh. Schirmer's Leitung sein idealer Sinn völlig zum Durchbruch kam. Schirmer's Vorbild geleitete ihn durchs Leben, als seinen Schüler hat er sich immer bekannt. Später traf L. mit Karl Rottmann in München zusammen (1840), dessen Einfluß sich jedoch mehr bei Ludwig L. bemerkbar machte. Julius L. bereiste die Schweiz, die großartige Alpenwelt von Südbaiern und Tirol, deren Schönheiten er als beredter Herold in seinen Bildern verkündete. Ein Besuch Oberitaliens (1854) verwandelte sich in einen längeren Aufenthalt; schöne Aufträge, ehrenvolle Anerkennung, darunter die Aufnahme als Ehrenmitglied in die Akademien zu Mailand und Venedig und die Gunst des edelsinnigen Erzherzogs Ferdinand Max (des nachmals so unglücklichen Kaisers von Mexiko), welcher als Generalgouverneur der Lombardei und Veneliens zu Mailand residirte, hätten beinahe bleibend den Künstler gefesselt, welcher durch Familienverhältnisse nach München zurückgerufen wurde, wo er alsbald die Huld der Könige Max II. und Ludwig II. gewann und den Titel eines Hofmalers erhielt. Außer seinen alljährlich wiederholten Studienreisen blieb L. bis an seinen am 25. Juni 1878 erfolgten Tod in München thätig, vielfach als Lehrer von zahlreichen Schülern gesucht. Seine Leichtigkeit, aus bloßen Veduten künstlerisch anmuthende Bilder zu schaffen, alle Eindrücke mit poetischem Gefühle umzudichten, schien statt mit den Jahren zu ermüden, eher im Wachsen. Vorzüglich liebte L. die Natur in feierlicher Ruhe und sonniger Klarheit darzustellen, doch fehlt es auch nicht an bewegten Stimmungen und stürmischen Scenen; obwol dem Flachland nicht abgeneigt, holte er seine Ideen doch vorwiegend aus der Alpenwelt, wobei die Verbindung von Wasser und Wald neue Reize bot. Von seinen Bildern erwähnen wir hier beispielsweise „Ein Dorf im Walde“ (1840), „Waldgegend in Abendstimmung“ mit der Staffage einer oberbaierischen Kirchweihe, die „Zugspitz von Garmisch aus gesehen“, „Partie aus der Ramsau mit der Aussicht auf die Mühlsteinhörner“, „Frühmorgen auf der Alpe“ (sämmtlich auf der Kunstausstellung 1848); „Partenkirchen“ (1858), „Partie bei Dachau“ (1869), Morgenlandschaft aus den „Loferer Steinbergen“, „Zugspitz von Oberau gesehen“, die „Teufelshörner“ ꝛc. In der neuen Pinakothek befinden sich: „Theil des Gosau-Sees im Salzkammergut“ in doppelter Beleuchtung, einmal im Morgen-, dann im Abendlichte, ebenso eine „Partie bei Partenkirchen“. Im J. 1872 hielt L. eine Ausstellung seiner neuesten Bilder und füllte damit einen ganzen Saal in dem Lokale des Münchener Kunstvereins; ebenso veranstaltete er während der großen Kunst- und Industrieausstellung des Jahres 1876, obwol er daselbst mit einigen großen Bildern vertreten war, in seinem Atelier eine eigene Exposition von 20 Gemälden; die Motive dazu waren vom Vierwaldstätter-See und der Schweiz, vom Comer-See, Südtirol und aus dem altbaierischen Gebirge genommen. Auch die nächste Umgegend von München lieferte ihm reichen Stoff. So malte er 1874 sieben Idyllen aus der Ampergegend; auch Föring an der Isar und andere nicht gerade zu reizend gelegene Punkte wußte L. künstlerisch zu bewältigen. Durch seine anfangs sehr satte, kräftige Farbe spielte später

bisweilen ein gelblicher oder violetter Grundton, welcher weniger anzusprechen schien; doch verließ nie ein Bild seine Werkstätte, das seines Namens unwerth gewesen wäre. L. blieb immerdar ein feuriger und streitbarer Vertreter der idealen Richtung in der Kunst. Sein schöner Kopf wurde häufig gezeichnet, so von Muttenthaler, modellirt von Halbig (1865) und Knoll (1878) und als Oelbild gemalt von Fritz Horschelt (1879).

Vgl. Vinc. Müller, Universal-Handbuch von München, 1845, S. 156. Regnet, Münchener Künstlerbilder, 1871, II. 1 ff. Nekr. in 259 der Allg. Ztg. vom 16. Sept. 1878 (ein voreiliger Nekr. erschien noch zu Lebzeiten des Künstlers in Nr. 64 des Agbr. „Sammler" vom 4. Juni 1878). Kunstvereinsbericht für 1878, S. 71. Hyac. Holland.

Lange: Karl Nicolaus L. (Langius), Stadtarzt in Luzern, Mitglied der Leop.-Carol. Akademie und Correspondent der Akademie in Berlin, machte sich durch seine Schriften über Versteinerungen, deren Entstehung als Naturspiele er durch die vis plastica mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit zu vertheidigen und tiefer zu begründen versuchte, bekannt und berühmt. Geboren am 18. (24.?) Februar 1670 zu Luzern in der Schweiz, erhielt L. seine Jugenderziehung in dem Jesuitencollegium seiner Vaterstadt, bezog sodann die Universität Freiburg, um daselbst philosophische Studien zu betreiben, ging hierauf zum medicinischen Fache über, weshalb er an die Universität Bologna übersiedelte; dann besuchte er zu seiner weiteren Ausbildung die Spitäler in Freiburg, Augsburg, Rom, wo er 1692 sich den Doctorhut erwarb und ging endlich nach Paris. Hier schloß er sich eng an den berühmten Tournefort, mit dem er in innige Freundschaftsverhältnisse trat, an und begann unter dessen aneiferndem Einfluß auch allgemein naturwissenschaftliche Studien zu betreiben. In seine Heimath zurückgekehrt, widmete L. sich 1698 erst der ärztlichen Praxis in den vier Waldstädten, siedelte aber bereits 1699 nach seiner Vaterstadt Luzern über, wo er die Stelle eines Physicus übernahm und durch das Vertrauen seiner Mitbürger 1712 zum Rathsherrn erwählt wurde. Neben dem ärztlichen Berufe beschäftigte sich L. eifrigst mit der Naturgeschichte seines Landes, namentlich mit Mineralogie und Untersuchungen über Versteinerungen, von welchen er eine sehr umfassende Sammlung anlegte. 1705 veröffentlichte er eine erste Schrift über Versteinerungen: „Idea historiae naturalis lapidum figuratorum Helvetiae", welchen bald 1708 eine Erweiterung „Historia lapidum figuratorum Helvetiae" mit 53 Tafeln zum Theil vortrefflicher Abbildungen von Versteinerungen und einem Appendix 1735, ferner 1709: „Tractatus de origine lapidum figuratorum" folgten. In diesen Schriften setzt L. die Figurensteine ihrer Entstehung nach ganz den Krystallen, Tropfsteinen, Dendriten gleich und sucht zu beweisen, daß die Ansicht der sogen. Diluvianer, welche die Versteinerungen von früher lebenden Thieren und Pflanzen abzuleiten versuchten, falsch sei. Die Figurensteine seien vielmehr durch fein vertheilte, staubförmige Keime erzeugt, welche zufällig in die Erde gelangt, hier schaalen-, knochen- und blätterähnliche Gestaltungen angenommen hätten, ohne aber zum Leben durchzudringen. Doch erkennt er die Aehnlichkeit mit lebenden Organismen wol an, meint aber z. B. bei den Muschelschaalen, welche viele Beziehungen zu den in den Meeren lebenden Formen aufzuweisen hätten, daß sie mit diesen deshalb eine gewisse Aehnlichkeit erkennen ließen, weil die mit Keimen erfüllte Luft vorzugsweise von dem Meere herkomme. Seine Beschäftigung mit den Schaalthieren gab ferner Veranlassung zu der Schrift: „Methodus nova et facilis, testacea marina etc. in classes, genera et species distribuendi", 1722. Auch schrieb L. einige kleinere medicinische Abhandlungen, wie z. B. „Beschreibung des Vieh-Pressens", 1714, „Beschreibung des Korn-

zapfens in dem Brode", 1718 und Anderes. L. starb am 2. Mai 1741 in Luzern.

Adelung, Forts. zu Jöcher. Zittel, Beitr. zur Gesch. d. Paläontologie, 147. Gümbel.

Lange: Karl Heinrich L., Dichter geistlicher Lieder, wurde am 9. Sept. 1703 zu Juliusburg im Fürstenthum Oels geboren, wo sein Vater, Martin L., Rathsherr und Küchen- und Kellermeister bei der verwittweten Herzogin Anna Sophia von Bernstadt-Juliusburg war. Er besuchte die dortige Stadtschule und darauf seit 1717 das Elisabethanum in Breslau, studirte seit 1720 in Jena Theologie, wurde 1725 Magister, hielt Vorlesungen über Poetik u. a. und trat der deutschen Gesellschaft in Leipzig und der lateinischen Gesellschaft in Jena bei. Nach einer längeren Reise, die ihn 1726 auch nach Wolfenbüttel führte, wo er vor dem Herzog predigen mußte, ward er im J. 1728 nach Lübeck berufen als Gehülfe des Subrectors und Bibliothekars Stampeel, nach dessen Absterben im J. 1731 er dessen Stelle erhielt. Im J. 1739 ward er zum Conrector befördert. Er starb am 17. Februar 1753, noch nicht 50 Jahre alt. Ein langes Verzeichniß seiner Schriften führt Meusel auf. Als lateinischer und deutscher Dichter hat er sich in weiteren Kreisen bekannt gemacht; besonders sind zu nennen seine „Hundert geistlichen Oden", Lübeck 1731, aus welchen einige Lieder in Gemeindegesangbücher übergegangen sind; so z. B. sein Lied: „Gelobet sei Gott, unser Schild", in das noch heute in Gebrauch befindliche Lüneburger Gesangbuch von 1767.

Eine Lebensbeschreibung von ihm, die J. H. v. Seelen im J. 1753 zu Lübeck herausgab, konnte der Verfasser dieser Zeilen nicht erhalten. — Beyträge zu den Actis historico-ecclesiasticis, 3. Bd., Weimar 1753, S. 132 ff. Goetten's Jetztlebendes Europa. 2. Thl. (2. Aufl. 1736), S. 535. Rotermund zum Jöcher, Bd. III. Sp. 1193. Bode, Quellennachweis, S. 102. Meusel, Bd. VIII. S. 53—56. l. u.

Lange: Kaspar Gottlieb L., Oberpfarrer zu Marklissa in der Oberlausitz — nicht zu verwechseln mit dem Diakonus Gottlob Lange in Marklissa, der 1723 starb und dessen Sohn, Kaspar Gottlob Lange, † 1780, ist — war geb. am 26. April 1690 zu Schreibersdorf, wo sein Vater, Kaspar L., Prediger war, besuchte die Schule in Lauban, studirte in Leipzig, ward 1724 Diakonus zu Marklissa, 1730 Archidiakonus, 1746 Oberpfarrer und starb am 28. Mai 1759, beinahe in einem Augenblicke mit seiner Frau. Er hat verschiedene deutsche Gelegenheitsgedichte verfertigt.

Otto, Lexikon der oberlaus. Schriftsteller, Bd. II. S. 288. Rotermund zum Jöcher, Bd. III. Sp. 1196. l. u.

Lange: Kaspar Gottlob L., geb. am 28. December 1717 (oder nach Meusel, dem Rotermund folgt, am 1. December 1718) zu Marklissa in der Oberlausitz, wo sein Vater, Gottlob L., Diakonus war, besuchte das Gymnasium zu Lauban und studirte dann zu Leipzig, wurde Mitglied der Gottsched'schen deutschen Gesellschaft, 1741 Pfarrer zu Otterwisch und Stockheim in der Inspection Grimma, seit 1766 Pfarrer zu Wolkenburg in der Grafschaft Schönburg, und starb am 8. Januar 1780. Er schrieb mehrere Werke zur Erklärung der heiligen Schrift, die ihrer Zeit beliebt waren und theilweise mehrere Auflagen erlebten. Ob in der Sammlung auserlesener Psalmen und Lieder, die er 1772 herausgab (neue Auflage 1781), auch von ihm selbst herrührende Lieder sich finden, bedarf noch weiterer Untersuchung.

Otto, Lexikon der oberlausitzischen Schriftsteller, Bd. II. S. 388. Meusel, Bd. VIII. S. 56. Rotermund zum Jöcher, Bd. III. Sp. 1196. l. u.

Lange: Ludwig L., Architekt, Bruder des Landschaftsmalers Julius L., geb. am 22. März 1808 zu Darmstadt, † am 31. März 1868 zu München, bildete sich zuerst an den humanistischen Anstalten seiner Vaterstadt, dann unter Lerch und G. Moller zum Architekten, zeichnete die „Malerischen Ansichten der merkwürdigsten und schönsten Kathedralen, Kirchen und Monumenten der gothischen Baukunst am Rhein, Main und an der Lahn", welche, lithographirt von Borum u. A., bei Carl Jügel in Frankfurt erschienen. Bald darauf begann er im Verein mit seinen Brüdern Gustav Georg und Julius die „Originalansichten der historisch-merkwürdigsten Städte in Deutschland, ihrer Dome, Kirchen und sonstigen Baudenkmale", welche von 1832—55 in 6 Bänden mit ca. 1500 prächtigen Stahlstichen (von E. Rauch, Poppel u. A.) erschienen; das treffliche Werk zeigt die ganze Begabung Lange's, der immerdar die Talente des wissenschaftlich gebildeten Architekten mit denen des Malers vereinigte. In München befreundete sich L. mit Karl Rottmann, wendete sich unter dessen Leitung zur Landschaftsmalerei und begleitete seinen Meister 1834 nach Griechenland, wo L. 1835 die Professur der zeichnenden Künste am Gymnasium zu Athen (von ihm auch der Plan zu diesem Gebäude) erhielt und die Pläne zur Erlöserkirche entwarf, wofür er den Titel und Rang eines griechischen Bauraths erhielt. Nach seiner Rückkehr durch Italien (1839) bereiste der fleißige Mann für sein obengenanntes Werk ganz Deutschland, zeichnete viele Projecte und Entwürfe, z. B. die Pläne zu einem „Kronprinz-Palais" für München (1845), zur „Nicolaikirche" in Hamburg (1845) ꝛc. und erhielt 1847 die Professur an der Bauschule der königl. Akademie zu München. Die folgenden politischen Jahre waren der Architektur nicht günstig, der Bau einer großen Kaserne unterblieb, ebenso blieben Lange's Entwürfe zu einer Getreidehalle und zu einem Athenäum liegen; dafür übertrug ihm König Maximilian II. die Herstellung einer Villa in Berchtesgaden*. — In der Folge betheiligte sich L. bei allen Concurrenzen, erhielt fast regelmäßig den ersten oder den zweiten Preis zuerkannt, jedoch erst 1856 die Ausführung des herrlichen Museums in Leipzig* (vgl. Ansicht und Durchsicht in der Gartenlaube, 1859, S. 144 ff.). Außerdem zeichnete L. Ansichten und Pläne zu einer russischen Kirche in Moskau* (1852), einer Börse in Bergen, einem Rathhaus für Hamburg (1854); für eine protestantische Kirche in Hallstadt* (1857), eine Villa Königs Otto von Griechenland (1857), ein Ministerialgebäude in London (1858), die Villa Feodora in Liebenstein* (im Auftrage des Erbprinzen von Meiningen, 1860), ein archäologisches Museum in Athen* (1860), die Schützenhalle zu Innsbruck* (1862), eine Kunsthalle in Hamburg (1863), für ein Volkstheater in München (1863), ein Rathhaus zu Mainz (1863), Universität zu Kiel (1864), eine Pinakothek zu Amsterdam (1864), eine Villa bei Venedig (1865), ein Parlamentshaus im Haag (1866), ein Project zum Ausbau der Münchener Frauenkirche, für das Rathhaus daselbst (1866) ꝛc., davon gelangten außer einigen Villen und Landkirchen nur die mit einem Sternchen (*) bezeichneten Projecte zur Ausführung. L. brachte in alle seine Entwürfe, welche er der jeweiligen Natur des Landes und der nächsten Umgebung anzupassen wußte, immer auch ein malerisches Element, welches der Künstler mit den streng architektonischen Formen in wohlthuendster Weise zu vereinen verstand. Sein eigenes, der Südseite der alten Pinakothek zu München gegenüberliegendes Haus kann als Muster gelten, wie L. Gefälligkeit der Form nach außen mit Behaglichkeit im innern zu verbinden wußte. Auch gebührt ihm das Verdienst, die „Anwendung des Sgraffito für Façadendecoration nach italienischen Originalwerken" in einer, von seinen Schülern Emil Lange und Jos. Bühlmann verfaßten Schrift (München und Berlin 1867) wieder angeregt zu haben. Außerdem erschienen von ihm „Reiseberichte aus Griechenland"

(Darmstadt 1835), „Werke der höheren Baukunst" (Darmstadt und München 1846—47) und eine kleine Broschüre über „Die griechischen Landschaftsgemälde von Karl Rottmann in der neuen Pinakothek" (München 1854). L. führte auch den Pinsel als Landschaftsmaler ganz in der genialen Manier Rottmann's, mit dem schönen idealen Zuge der Linien und jener poetischen Stimmung, welche jedes seiner Erzeugnisse zu einem wahren Kunstwerke adelte. Unter Lange's Bildern muß z. B. an „Neptun-Tempel zu Korinth" (1837), das „Parthenon" und „Tempel der Minerva auf Sunium" erinnert werden. In der Baukunst huldigte L. erst ganz den antiken Formen, arbeitete dann für Neubelebung des Rundbogenstiles und bewegte sich schließlich mit graziöser Leichtigkeit nach den Vorbildern des Bramante und Fra Giacondo im Geiste der Frührenaissance. Zu seinen Schülern gehören sein Sohn Emil L. (geb. am 15. Novbr. 1841 zu Darmstadt, z. Z. Director der k. Kunstgewerbeschule zu München), ferner Jos. Bühlmann (geb. 1844 zu Werthenstein [Luzern]), Albert Schmidt (geb. 1841 in Sonneberg) und Joh. Marggraff (geb. 1830 zu Altomünster).

Vgl. Nagler, 1839, VII. 284. Nekr. in Beil. 94 der Allgem. Ztg. 3. April 1868 (Carriere). Münchener Kunstvereinsbericht für 1868, S. 51. Regnet in der Illustr. Ztg., 1868 u. Münchener Künstlerbilder, 1871, II. 10 ff. Seubert, 1879, II. 406. Hyac. Holland.

Lange: Martin L., Arzt, 1750 in Kronstadt (Siebenbürgen) geboren, hatte sich in Wien dem Studium der Medicin gewidmet, war nach erlangter Promotion in seine Heimath zurückgekehrt und zum Physikus des Comitates Haromszek (im Szeklerlande) ernannt worden. Sein Todesjahr ist nicht bekannt. — Als Schriftsteller ist L. nicht ohne Verdienst um die Bearbeitung epidemiologischer und epizootischer Fragen; besonders erwähnenswerth ist seine Schrift „Rudimenta doctrinae de peste", 1784, 1794, welche in der ersten Ausgabe vorzugsweise nach den in der Pestepidemie 1718 in Siebenbürgen gemachten nicht veröffentlichten Beobachtungen eines Arztes Albrich, in der zweiten nach der vom Verfasser selbst in der Epidemie 1786 gemachten Erfahrungen bearbeitet ist, und in welcher sehr rationelle Ansichten über Quarantaine, Isolirung und andere prophylaktische Maßregeln gegen Pest niedergelegt sind.

A. Hirsch.

Lange: Nicolaus L., älterer Bruder des bekannten Pietisten Joachim Lange in Halle (s. o.), wurde geboren am 11. Novbr. 1659 zu Gardelegen, wo sein Vater, Moritz Lange, Mitglied des Rathes war. In Gardelegen war zuerst Abraham Hinkelmann (vgl. Bd. XII, S. 460) sein Lehrer; hernach kam er auf die Schule in Magdeburg und, nachdem er krankheitshalber ein Jahr zu Hause gewesen war, auf die Schule zu Halle. Von hier bezog er im J. 1680 die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Von hier vertrieb ihn die Pest; er ging wieder nach Gardelegen, wo er seinen schon genannten Bruder unterrichtete. Im J. 1683 kam er nach Magdeburg zu Christian Scriver, bei dem er wohnte und unter dessen Leitung er zwei Jahre lang seine Studien fortsetzte. Scriver veranlaßte ihn, sich im Jahre 1685 nach Hamburg zu begeben, um bei Esdras Edzardi (vgl. Bd. V, S. 650) seine hebräischen Studien fortzusetzen. Hier blieb er mit einer längeren Unterbrechung sieben Jahre. Er traf hier Hinkelmann wieder, genoß außer dem Unterricht Edzardi's auch den der Professoren Ankelmann und Placcius und ließ sich unter die Zahl der Candidaten aufnehmen. Mit den Häuptern der Pietisten trat er nun bald in engere Verbindung; bei Winckler wohnte er und auf Hinkelmann's Empfehlung erhielt er die Stelle eines Montagspredigers zu St. Nicolai, die er als unordinirter Candidat zu versehen hatte. Er begann nun Sonntags Nachmittags Katechismusübungen zunächst mit wenigen auf seiner Stube zu halten, die hernach,

als der Zudrang zu denselben größer wurde, auf einem Saale in einem Privathause gehalten wurden. Eine Berufung zum Schiffsprediger, die er im Frühjahr 1686 erhielt, schlug er auf Scriver's Rath aus. Er ward um diese Zeit mit Eberhard Zeller, einem früheren Prediger zu Göppingen in Württemberg, bekannt, der damals in Hamburg privatisirte, dann auch bei Winckler wohnte und dessen Kinder unterrichtete; dieser verband sich mit ihm zur Haltung der Katechismusübungen. In ähnlicher Weise wirkten zwei Laien, Gottlieb Benjamin Gleyner und ein gewisser Becman, diese beiden wol schon mit sichtlicher Hinneigung zu sectirerischem und antikirchlichem Wesen. Im Februar 1689 wurden alle vier, wegen der Conventikel, die sie hielten, in eine Untersuchung gezogen; es wurden abseiten der Gerichtsherren und des Ministeriums Verhöre mit ihnen angestellt; es war die Zeit der beginnenden pietistischen Streitigkeiten. L. wurde von seinem Amt als Montagsprediger removirt; selbst seine Freunde unter den Pastoren, z. B. Horbius und auch Winckler, waren damals durch Gerüchte, die von ihm gingen, an ihm irre geworden; doch hat letzterer später ihm gestanden, daß er sich von seiner Unschuld völlig überzeugt habe. Um diese Zeit machte ihm ein reicher Kaufmann den Vorschlag, ihn auf einer Reise nach Holland zu begleiten; um den Angriffen seiner Gegner sich eine Zeitlang zu entziehen, nahm er das Anerbieten an. Sie kamen über Emden und Utrecht nach Amsterdam, wo L. die Bekanntschaft von Gichtel (Bd. IX, S. 147) und Uberfeld machte; Gichtel's Wesen stieß ihn sehr ab, namentlich waren ihm sein Eigensinn und seine Eitelkeit sehr zuwider. Im Haag lernte er auch Breckling (Bd. III, S. 278) kennen. Nach etwa sechsmonatlichem Aufenthalt in Holland ward die Rückreise über Bremen und Lüneburg unternommen. Bei seiner Rückkunft nach Hamburg fand er seine Angelegenheit um nichts gefördert; eine Eingabe an den Rath, ihn wieder in seine Stellung als Montagsprediger einzusetzen, um so seine Unschuld anzuerkennen, hatte keinen Erfolg gehabt, und man schien auf allen Seiten die Sache in die Länge zu ziehen. Da entschloß er sich denn auf den Rath seiner Freunde, Hamburg zu verlassen. Er begab sich im April 1692 nach Berlin, wo er von Spener freundlich aufgenommen wurde; er unterrichtete hier junge Leute, unter denen auch kurfürstliche Pagen waren, in den Grundsprachen der Bibel, um sie so zum eigenen Forschen in der Schrift tüchtiger zu machen. Auf Spener's Empfehlung berief ihn der schwedische Gesandte in Wien Graf von Horn am 7. Novbr. 1693 (st. n.) zum Gesandtschaftsprediger. Nachdem er in Berlin ordinirt war, trat er am 1. Weihnachtstage sein Amt an. Als der Graf von Horn im J. 1695 seine Stelle in Wien aufgab, war auch für L., obwol er dort eine gesegnete und anerkannte Wirksamkeit hatte, dort kein Bleiben mehr, weil der Nachfolger seinen eigenen Prediger mitbrachte. Er begleitete zunächst den Grafen von Horn auf seine Güter nach Pommern. Am 15. Octbr. 1695 ernannte ihn das Berliner Consistorium zum Pastor prim. in Derenburg bei Halberstadt; von hier kam er im Jahre 1705 als Superintendent nach Brandenburg, wo er am 29. Mai (einem Mittwoch, nicht am 19.) 1720 plötzlich am Schlage starb. An allen diesen Orten hat L. mit großem Eifer in seinem Amte gewirkt und sich überall durch seinen keine Menschenfurcht kennenden Muth und sein selbstloses Wirken dankbare Anerkennung erworben. Das bekannte Morgenlied: „O Jesu, süßes Licht, nun ist die Nacht vergangen", das ihm mitunter zugeschrieben wird, ist wohl nicht von ihm, sondern von seinem Bruder Joachim gedichtet. Unter den wenigen von ihm veröffentlichten Schriften ist die Vertheidigungsschrift, die er für sich und Zeller dem Hamburger Rath einreichte, und die nach seinem Fortgang von Hamburg 1692 gedruckt wurde, hervorzuheben.

Eine sehr interessante Lebensbeschreibung Lange's aus der Feder seines brandenburger Collegen, des Archidiaconus Georg Christian Adler, findet sich

in: Erdmann Heinrich Graf Henckel, die letzten Stunden einiger der evangelischen Lehre zugethanen.... Personen, 3. Thl., (2. Aufl., Halle 1726), S. 87 bis 278. — Vgl. ferner Rotermund zum Jöcher, Bd. III, Sp. 1235. Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, Bd. IV, S. 317—319; an diesen beiden Stellen sind auch seine Schriften genannt. — Geffcken, Johann Winkler und die hamburgische Kirche in seiner Zeit, Hamburg 1861, an mehreren Stellen, z. B. S. 240 ff. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 184. l.-u.

Lange: Mag. Reinerus L., † 1614, war in Bremen geboren, nach vollendetem Studium zuerst auch dort am Rathsgymnasium angestellt, wird 1585 aber Prorector der Schule zu Corbach in Waldeck genannt. Als in Stade die bisherige Trivialschule 1587 in ein Gymnasium illustre verwandelt wurde, berief man ihn zur Einrichtung als ersten Rector, ein Amt, in welchem ihm 1594 Otto Casmann (Allg. D. Biogr. IV, 54) folgte. Seit 1590 war er zugleich Rathssecretär und Notar, 1594 wurde er Syndicus, dann 1605 zugleich Bürgermeister und starb 1614, nach einer Eintragung im Buche der Antoniusbrüderschaft zu Stade (in welchem viele Einzeichnungen von seiner Hand stehen) am 9. Januar, nach Schwanemann's Trauergedicht am 29. Januar 1614: vielleicht der Tag der feierlichen Parentation. Er war ein tüchtiger Geschäftsmann, und wurde im Interesse der Stadt und des Erzbischofs Johann Friedrich von Bremen vielfach als Gesandter gebraucht, so an den Kaiser, an Christian IV. von Dänemark. Besonders war er in der Angelegenheit der Merchant-adventurers und ihres seit 1587 in Stade aufgeschlagenen Sitzes (vgl. Bd. XIV S. 412 Johann Adolf) rührig und thätig, sowohl beim Kaiser wie auf einer Mission 1603—1604 an den König Jacob I. von England, die freilich das gewünschte Resultat nicht hatte. Wegen dieser Sendungen ist er vielgenannt. Er wird als gelehrt geschildert, doch sind Schriften von ihm nicht nachweisbar, nur eine seltsame Notiz über eine angeblich 1593 in Rom gedruckte Grammatica Latina Reineri Langii taucht auf; vielleicht war Romae statt Bremae verlesen. Die Lutheraner nannten ihn einen Kryptocalvinisten, sicherlich gehörte er der Richtung Joachim Neander's an. Er hinterließ wenig, 1622 wurde sein Haus im Concurs verkauft; zwei Söhne waren auf Stipendien angewiesen.

J. H. Pratje, Kurzgefaßter Versuch einer Stadischen Schulgeschichte. 2. St. (nur in 300 Ex. gedruckt) S. 16 ff. Archiv des Stader Vereins für Geschichte rc. 5, 243 (nicht genau). (Pratje), Altes und Neues, 5, 109.

Krause.

Lange: Eduard Reinhold L., Philolog, geb. am 16. April 1799 in Groß-Baudis bei Liegnitz, studirte auf den Universitäten Breslau und Leipzig (an letzterer war er Mitglied der von G. Hermann geleiteten griechischen Gesellschaft) und veröffentlichte 1821 als Erstlingsschrift ein „Specimen criticum in Platonis Critonem“ (Lipsiae). Nachdem er 1823 kurze Zeit als Lehrer am Elisabethanum in Breslau gewirkt hatte, habilitirte er sich 1824 als Privatdocent an der Universität Berlin; dort erhielt er auch eine Lehrerstelle am Friedrich-Werder'schen Gymnasium, an welchem er allmälig bis zum Conrector vorrückte. 1838 übernahm er die Direction des herzoglichen Gymnasiums in Oels, welche er bis zu seinem am 28. Decbr. 1850 erfolgten Tode geführt hat. In weiteren Kreisen wurde Lange's Name zuerst bekannt durch seine litterarische Fehde mit C. O. Müller. Die Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung brachte in den Nummern 151—162 ihres Jahrgangs 1824 eine mit den Buchstaben L. B. D. unterzeichnete Recension von O. Müller's Doriern, in welcher dieses Werk als ein Beispiel der „unächten“ Geschichtschreibung bezeichnet wird, welche, anstatt auf dem Boden der Quellenkritik zu fußen, „es bequemer findet, von einer gleich anfangs gebildeten Meinung, die aus allerhand Lectüre und eigenen Lieblings-

ansichten sich gestaltete, auszugehen und dieselbe in den darzustellenden Gegenstand hineinzutragen". Der Recensent findet, das Werk „enthalte sehr wenig aus der wahren Geschichte der Dorier, sei voll von Irrthümern und Mißgriffen jeder Art", und überläßt es schließlich Anderen, ob sie rühmliche Eigenschaften daran entdecken; er habe nur unrühmliche auffinden können. Diese scharfe Verurtheilung seines Werkes beantwortete O. Müller mit einer seinen „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie" (Göttingen 1825) vorausgeschickten, nicht minder scharfen Antikritik unter dem Titel: „Charakteristik des Herrn Doctor Lange als Recensenten der „Dorier" in der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung" (S. 1—36). Darauf veröffentlichte L. im Jahrgang 1825 der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung Nr. 161—168 eine mit seinem Namen unterzeichnete Kritik der „Prolegomena", worin er sich zunächst bemüht, die Antikritik Müller's zu widerlegen, sodann auf den Inhalt der „Prolegomena" näher eingehend, alle Hauptsätze Müller's, „selbst diejenigen, die auf den ersten Anblick etwas Empfehlendes haben", als Irrthümer bezeichnet und dem Verfasser Neigung zur Schwärmerei und zum Mysticismus vorwirft. Ungefähr gleichzeitig ließ L. ein eigenes Schriftchen über denselben Gegenstand unter dem Titel: „Einleitung in das Studium der griechischen Mythologie" erscheinen (Berlin 1825), ein sehr unreifes Produkt, welches im Wesentlichen an die mythologischen Grundanschauungen von Joh. Heinrich Voß sich anschließend, im Einzelnen eine beträchtliche Anzahl voreiliger und haltloser Behauptungen enthält. Die ausführliche wissenschaftliche Darstellung der griechischen Mythologie, welche L. im Vorwort zu diesem Schriftchen in Aussicht stellte und von welcher er im letzten Capitel desselben („Schicksalsmacht der altgriechischen Zeit") eine Probe gab, ist nicht erschienen. Entschiedenen Beifall fanden diese mythologischen Arbeiten Lange's bei Joh. Heinr. Voß, der sich die größte Mühe gab, eine Berufung Lange's zum außerordentlichen Professor der Philologie an die Universität Heidelberg durchzusetzen (vgl. die beiden bei W. Herbst, Johann Heinrich Voß, Bd. II, Abth. II, S. 332 ff. abgedruckten Briefe von Voß und den Brief von Ernestine Voß im XXI. Progr. des Vitzthum'schen Gymnasiums in Dresden S. 34 ff.), ein Versuch, welcher durch Creuzer, gegen den er speciell gemünzt war, und dessen Freunde vereitelt wurde. Gleichfalls im Jahre 1825 gab L. in Verbindung mit seinem Freunde G. Pinzger die Perser des Aeschylos mit kritischem und exegetischem Commentar heraus, woran sich eine von den beiden Herausgebern verfaßte „Epistola critica ad Godofredum Hermannum de nupera editione Persarum Aeschyli" (Berlin 1825) anschloß. Seitdem scheint die Anfangs so große litterarische Productivität Lange's fast ganz versiegt zu sein: außer zwei, uns nur dem Titel nach bekannten Arbeiten („Analogien der griechischen unregelmäßigen Zeitwörter mit Berücksichtigung des Verbalverzeichnisses der größeren Buttmannischen Grammatik neu geordnet", Berlin 1827, und „De Aeschylo poeta", Programm des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums in Berlin, 1832) haben wir nur noch ein einziges Schriftchen von ihm ausfindig machen können: „Vorschläge zu zeitgemäßer Reform der Gymnasien", Breslau 1847 (40 S. 8 ff.).

Bursian.

Lange: Samuel Gotthold L., Dichter, geb. 1711 zu Halle, Sohn des auch durch Streitigkeiten mit Wolff und grammatische Grillen bekannten Prof. theol. Joachim Lange, besuchte das Magdeburger Kloster und das Hallesche Waisenhaus, trieb in der Vaterstadt neben theologischen und philologischen auch naturwissenschaftliche Studien, gründete eine kleine Gesellschaft für deutsche Sprache, Poesie und Beredsamkeit, weilte 1736 in Berlin, ward 1737 Pastor in Laublingen bei Halle, heirathete Anna Dorothea Gnüge, verlor 1764 die Gattin und den einzigen Sohn (vgl. „Denkmal ehelicher und väterlicher Liebe", 1765),

schloß später eine zweite Ehe und starb zu Laublingen am 25. Juni 1781, wenige Monate nach dem Manne, der seinen litterarischen Ruf vernichtet hat. Vor Lessing's Vademecum galt L. als ein Hauptvertreter der aufsteigenden Poesie. Er besaß von 1734 bis 1744 in J. J. Pyra einen hochbegabten Freund und Leiter. Bodmer knüpfte mit ihm an. Bald war L. sehr intim mit den Zürichern, mit Sulzer, Waser, Hirzel (vgl. L. Meister, Charakteristik deutscher Dichter, 2, 106 ff.), Spreng; hinzutraten der Hallenser Aesthetiker Meier (Lange 1778 „Leben G. F. Meier's"), Gleim und Kleist. Vgl. „Freundschaftliche Briefe", 1746 (1760), Vorläufer des später in Gleim's Kreise gesteigert üblichen Getändels. Dagegen ist die „Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe" I, 1769, II, 1770 — ein Zeugniß zugleich von Lange's Beschäftigung mit mhd. und Volkslyrik — wichtig für die litterarischen Parteiungen der vierziger Jahre. L. plante eine Wochenschrift mit Gleim und eine Epopöe „Die Eroberung von Leipzig" (1, 125) gegen Gottsched. Man lese seine plumpe Ode „Der Gegenparnaß" und die Verherrlichung der Züricher „Die Kunstrichter" ꝛc. (Horatzische Oden S. 151 ff., 91 ff.; auch Loblieder auf Haller, Henzi, Hagedorn, Gleim). L. suchte in Berlin festen Fuß zu fassen; aber sein selbst dichtender Mäcen General Stille starb bereits 1752. Nach Pyra's Tod hatte Bodmer die Gedichte der beiden Freunde, deren Namen durch poetischere schäferliche ersetzend, veröffentlicht als „Thirsis und Damon's freundschaftliche Lieder", Zürich 1745; L., der 1745 einen kleinen Strauß mit einem Hamburger Recensenten hatte, besorgte selbst die zweite Auflage 1749. Pyra-Thirsis steht weit voran. Sein „Erweis" gegen Gottsched ist eine bedeutende kritische Leistung, seine Dichtungen zeigen das Streben nach Erhabenheit, Ernst, Schwung und neuen reimlosen Formen. Auch L. will den „Schwarm gedankenloser Reimer" bekriegen; zu den „Horatzischen Oden" schrieb Meier eine Vorrede vom Werth der Reime. Derselbe berichtet am 5. Febr. 1746: „den Gottschedianern sind die freundschaftlichen Lieder ein Dorn im Auge". Sie bildeten den Freundschaftscult Klopstock's vor. Sie dienten der Religion; 1745 schrieb L. an einem größeren Gedicht „Moses" (Briefe 2, 214). Sie weisen auch durch ihre zwischen antiken Strophen und modernen Versen vermittelnde Form auf das Alterthum zurück. Aber der erhebenden Gegenwart Preußens ward ihr Recht. Wenn der Landpastor Familienfeste mit Doris und Hylas oder Freundesbesuche feiert, erscheint er als Vorläufer Schmidt's von Werneuchen. Man bemerkt anakreontisch-gesellige Elemente. Das Ideal ist Horaz: „Damon empfängt von Horatz die lesbische Leyer". L. gilt bis zum Vademecum für den deutschen Horaz. Seine „Horatzischen Oden" erschienen 1747, darin manches ansehnliche Stück, jedoch erst Klopstock vermochte klassische Form mit würdigem Inhalt zu füllen. Frau Lange erwarb durch beigegebene Oden auf den König und die Alpen (Anregung Haller's, ins französische übersetzt) großen aber vergänglichen Ruhm. Das Wichtigste in dem Band sind die Gesänge an Friedrich II. Vgl. Pyra F. L. 78 ff. Lange's „Siege Friedrichs" (auch französisch) thaten große Wirkung. 1752 widmete er seine laut der selbstbewußten Vorrede seit neun Jahren vorbereitete Horazübersetzung („Quinti Horatii Flacci odarum libri V et de arte poetica liber unus cum traductione poetica S. G. Langii", dazu noch ein deutscher Titel) dem König, gab eine Ode „An den König" bei und erhielt ein gnädiges Handschreiben (Pröhle, Friedrich der Große und die deutsche Litteratur S. 42). Dies Buch ward sein Verhängniß. Die Vorrede spricht von gewissenhafter Prüfung der Varianten und der Originaltext, links neben der Uebersetzung gedruckt, ist ganz unkritisch behandelt. Sie spricht von freier Wortstellung und Metrik und ein verschrobenes Undeutsch (trotz einiger wohlgelungenen Paraphrasen) so wie eine außer im frei behandelten sapphischen Maß indeclamable

rhythmische Prosa, Verse, die nicht antik, nicht modern sind, verunstalten, abgesehen von nüchternen und pedantischen Ausdrücken, die Uebertragung. Die Epistula ad Pisones in reimfreien Alexandrinern. Zudem enthielt die Arbeit zahlreiche Donatschnitzer gröbster Art. Lessing that am 9. Juni 1752 dem Prof. Nicolai die Absicht einer scharfen Beurtheilung kund, gab diese Kritik im 24. der „Briefe“, wieder abgedruckt (wol durch Lange's Gegner von 1745?) im Hamburger Correspondenten 1753 Nr. 178 ff., L. vertheidigte sich erbärmlich und verdächtigte zugleich Lessing's Charakter, worauf Lessing jenes ausführlichere grausam spielende, schließlich zu empörtem Pathos übergehende Todesurtheil veröffentlichte, das er nach einem Spottwort Lange's über das Vademecumformat seiner „Schriften“ in 12° betitelte: „Ein Vade Mecum für den Hrn. Sam. Gotth. Lange Pastor in Laublingen, in diesem Taschenformate ausgefertiget von Gotth. Ephraim Lessing, Berlin. 1754“. Nochmals griff L. zur Feder. Er war, obwol ihn seine Freunde nicht ganz fallen ließen, eine gestürzte Größe. Was er sonst geschrieben, entbehrt der historischen Bedeutung. 1747 ein Pamphlet im Volksbuchton gegen die Zinzendorf'schen Lieder und im besonderen gegen einen Herrnhuter Bekämpfer Baumgarten's, Siegfried: „Eine wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried dem Zweiten“, 1757 geistliche Gedichte, breites Geversel über die sieben Worte am Kreuz; 1760, Breitinger gewidmet, „Die Oden David's“ in schwunglosen Reimversen; ein weitschweifiges Scherzgedicht „Der Komet“, 1769 und ein paar Satiren, mehrere moralische Wochenschriften mit Meier „Der Gesellige“, „Das Reich der Natur und der Sitten“ u. s. w. bis zu den „Poetischen, moralischen, ökonomischen und kritischen Beschäftigungen einer Gesellschaft auf dem Lande“, 1777. In Schirach's Magazin publicirte er II, 2, 18 ff. Kleist's „Landlust“ nach der Handschrift. Auch mit Klotz und Jacobi sehen wir ihn freundschaftlich verbunden (vgl. Hagen 2, 173 ff. 1, 176). Eines seiner letzten Gedichte heißt „Bey Klotzens Grabe“.

Vgl. noch Briefe der Schweizer S. 82 ff. Sauer, Ewald von Kleist's Werke, Berlin, Hempel II, III. Jördens 3, 140 ff. Lessing's Werke XIII, 1 (ed. Grosse), Berlin, Hempel. Erich Schmidt.

Lange: Samuel Gottlieb L., ward am 5. April 1767 zu Ohra bei Danzig geboren, wo sein Vater Prediger war. Auf dem Danziger Gymnasium vorgebildet, studirte er zu Jena, habilitirte sich dort 1795 und hielt theologische und philosophische Vorlesungen. 1795 ward er Adjunkt bei der philosophischen Facultät, 1796 außerordentlicher Professor der Philosophie, 1798 außerordentlicher Professor der Theologie, folgte jedoch in demselben Jahr einem Rufe als ordentlicher Professor der Theologie und Prediger an der Heiliggeistkirche nach Rostock, wo er am 15. Juni 1823 starb. Er war Anhänger des Kantischen Rationalismus, wie besonders sein „System der theologischen Moral“ (1803) und sein „Versuch einer Apologie der Offenbarung“ (Jena 1794) beweist. Die sonstigen Schriften s. bei Döring, gel. Theol. Deutschl.

B. Pünjer.

Lange: Wilhelm L., ordentl. öffentl. Professor der Gynäkologie, Kreis-Oberhebearzt für den Unterrheinkreis in Heidelberg, geb. zu Wilhelmshöhe vormals Klein-Iser in Böhmen, am 8. Febr. 1813, † zu Heidelberg am 25. Febr. 1881. Er wurde 1839 zu Prag zum Doctor promovirt, am 27. Juli 1840 zum Internen der Lehrkanzel der Geburtshülfe ebendaselbst ernannt, und am 23. Juni 1842 zum Assistenten befördert. Am 9. Octbr. 1845 wurde er Privatdocent für Frauenkrankheiten und Vorstand der gynäkologischen Klinik in Prag, am 23. April 1847 Professor der Geburtshülfe in Innsbruck, am 25. Octbr. 1850 in Prag, und am 20. Septbr. 1851 als ordentl. Professor der Geburtshülfe und Nach-

folger von Naegele nach Heidelberg berufen, woselbst er bis zu seiner am 2. December 1880 erfolgten Pensionirung thätig war. Von seinen Arbeiten sind zu erwähnen: „De convulsionibus puerperalibus", 4., Heidelberg 1858; „Lehrbuch der Geburtshülfe mit Berücksichtigung der gerichtsärztlichen Seite des Fachs bearbeitet, mit 43 Holzschnitten", Erlangen 1868; „Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen", 2. Auflage Heidelberg 1865, 4. Auflage Leipzig 1877, 5. Aufl. 1880. Für die Hebammen des Großherzogthums Baden amtlich vorgeschrieben.

v. Hecker.

Langejohann: Peter L., auch Lange genannt, seit 1437 Rathsmitglied und seit 1451 Bürgermeister, bald dauernd wortführender Bürgermeister Wismars, † am 31. August 1475, ist seit Beendigung des Zunftaufstandes von 1427—30 der einzige, der Wismars hanseatische Bedeutung, wenn auch in seinen persönlichen Verhältnissen, hervortreten läßt. Von anscheinend niederer Herkunft ist er durch seine Heirath mit Meideborg, der Tochter des Bürgermeisters Hermann Meyer († 1420) wohl zum Rathsstuhl gekommen; energisch, in den Mitteln für die Stadt und sich selber nicht eben wählerisch, vor Gewaltthat nicht scheu und dabei zäh. So verfeindete er sich mit dem Herzog Heinrich III. dem Dicken von Mecklenburg, besonders durch die gewaltthätige Einnahme des Schlosses Barnekow, von wo der Stadt Gewalt geschehen war. Der Hader mit dem Herzoge wurde durch Einmischung des Königs Christian von Dänemark und durch Vermittlung Hamburgs 1462 zu Lübeck geschlichtet; der Streit der Stadt aber mit Heinrich führte zu einer Sperre des Verkehrs zu Lande, und da Christian für den Herzog, den Oheim seiner Gemahlin, eintrat, auch zu Wasser und zur Ausweisung der Wismarer Kaufleute aus Schonen. Die Energie Langejohann's ließ Wismar diese Noth ein Vierteljahr tragen und erreichte einen billigen Compromiß. Aber ein Theil des Raths und der Bürgerschaft benutzte die Verluste als Gelegenheit, den gefürchteten Bürgermeister am 13. Dec. 1463 zur Abdankung zu drängen, wollte ihn dann gegen die Abrede auch noch gerichtlich anklagen und verhaftete ihn nach seiner Flucht. Auch sein Sohn, der Geistliche Mag. Johann L., wurde festgenommen und entkam erst nach einigen Jahren. Die Klagen des Bürgermeisters führten zu vielen Verhandlungen der wendischen Städte, des Herzogs Heinrich, des Markgrafen von Brandenburg und endlich zum Einschreiten Christians von Dänemark, der durch die Unterwerfung Holsteins freie Hand bekommen hatte. Durch abermalige Ausweisung der Wismaraner aus Schonen zwang er die Stadt zur Annahme eine Sühnetermins, in dem unter dem Vorsitz des widerwilligen Herzogs die Städte Lübeck, Hamburg und Rostock den Schiedsspruch am 21. Juni 1467 fällten, wonach L. wieder eingesetzt wurde. Auch auf die Sache des M. Johann erstreckte sich der Schiedsspruch; indessen erhob dieser später an das Ratzeburger Domcapitel noch Schadensansprüche, hatte auch wegen zwiespältiger Besetzung einen Streit um die Propstei von Ratzeburg mit Johann Wartberg, nachher wurde er, spätestens 1478, Decan zu Schwerin, lebte noch 1502 und starb vor 1505.

Crull in Lisch, Jahrb. 36. Crull, Wismarer Rathlinie. Hanserecesse.

Krause.

Langemack: Gregor L., als Geistlicher und gelehrter Theologe verdient, geb. am 10. Novbr. 1671, war der Sohn des Pastors Johann L. († 1685), eines bedeutenden und auch als Dichter namhaften Theologen zu Uetersen in Holstein, † am 1. Juni 1737 zu Stralsund. Seit 1682 auf der Johannisschule zu Lüneburg, dann im Hamburger Johanneum und darauf zu Braunschweig vorgebildet, bezog er 1691 die Universität Jena, reiste von dort 1693 nach Collmar in Holstein zu seinem Bruder, darauf nach Kiel und übernahm

1696 das Amt eines Hauslehrers und Erziehers bei dem Sohne des berühmten Theologen Dr. Johann Friedrich Mayer, welcher damals Pastor der Jacobikirche in Hamburg war, dem er auch nebenher als Bibliothekar und Secretär diente. Am 20. Januar 1698 ward L. unter die Candidaten des Hamburger Ministeriums aufgenommen. Als Mayer 1701 zum Generalsuperintendenten für das schwedische Pommern ernannt wurde, begleitete ihn L. nach Greifswald, wo er im folgenden Jahre das Conrectorat an der dortigen Schule übernahm. Schon am 15. August 1703 siedelte er nach Stralsund über als Diakonus, seit dem 12. Mai 1717 als Archidiakonus und seit 22. Mai 1721 als Pastor der Nicolaikirche. 1722 verlieh ihm die theologische Fakultät in Greifswald die Doctorwürde. Ein Verzeichniß seiner schriftstellerischen Arbeiten giebt Biederstedt, unter denen die „Oratio de providentia divina circa reformationem Sundensem“, Stralsund 1723, ferner die „Historia Catechetica I—III“, Stralf. 1729—40 und die „Historie der Augsburgischen Confession“ für die pommersche Kirchengeschichte von Bedeutung sind. In der Histor. catechetica, welche er seinem Freunde Joh. Alb. Fabricius (Bd. VI, S. 518) widmete, hat er, freilich nach höchst ungenügenden Vorarbeiten, zum ersten Male den Versuch gemacht, eine vollständige Geschichte der Katechese und der Katechismen zu schreiben, und damit den noch immer beachtenswerthen Grund zu einem Theil der wissenschaftlich-praktischen Theologie gelegt, der seitdem und namentlich in unserem Jahrhundert eine reiche Bearbeitung gefunden hat. Für die Stralsunder Schule war sein im J. 1722 vorgelegter Lehrplan von Wichtigkeit, aus welchem sowol seine theologische und klassische Bildung, als auch ein richtiges Verständniß der Anforderungen auf pädagogischem Gebiete hervorgeht. Ein Sohn seiner ersten Ehe mit der Wittwe seines Amtsvorgängers geb. Dinnies, G. Chr. Lemmius, war **Lucas Friedrich** L., Secretär und sodann Rathsherr in Berlin, † 1761, welcher sich durch mehrere juristische Werke über Pfand-Hypotheken-Lehen und Allgemeines Recht und Politik, sowie durch „Philosophische Gedanken zur Verbesserung des Justizwesens“ bekannt gemacht hat.

Sein Sohn aus zweiter Ehe mit Johanna Sophia Schroeder, **Gregor** L., verdienter Theologe, ward den 19. Juni 1724 zu Stralsund geboren und † am 25. Decbr. 1779 ebendaselbst. In den klassischen Sprachen auf dem städtischen Gymnasium gut herangebildet, betrieb er zu Halle und Jena philosophische und theologische Studien und pflegte zugleich eine glückliche Naturanlage zur Rede- und Dichtkunst, wovon mehrere Reden und Oden ein rühmliches Zeugniß ablegten. Nach seiner Rückkehr von der Universität übernahm er die Erziehung der Kinder des Regierungsrathes und späteren Kanzlers von Horn, knüpfte während eines von Jahr zu Jahr wiederholten Aufenthaltes mit der Familie zu Ludwigsburg Verbindungen mit Greifswalder Gelehrten an, so daß er auf mehrseitigen Wunsch neben Peter Ahlwardt zur philosophischen Professur vorgeschlagen ward. Obwol er für diesen Zweck die philosophische Magister- und Doctorprüfung bestand und seine Dissertation „De voluptate ex religione capienda“ vertheidigte, erreichte er die Erfüllung dieses Wunsches nicht, wurde dagegen am 19. Juni 1752 zum Diakonus der Nikolaikirche in Stralsund berufen. An dieser erlangte er 1755 das Archidiakonat und 1762 das Pastorat, in welcher Stellung er außer dem Stralsunder Gesangbuch eine Reihe von Predigten und Reden herausgab, von welchen wir die bei der schwedischen Staatsveränderung 1772 gehaltene erwähnen. Neben seiner amtlichen Wirksamkeit als Geistlicher erwarb er sich auf anderen wissenschaftlichen Gebieten große Verdienste, indem er die Herausgabe von Professor Dähnert's Landesurkunden förderte, sich an der Stiftung der Englischen Gesellschaft in Stralsund, sowie an der von August Balthasar in Greifswald begründeten deutschen Gesellschaft mit

Eifer betheiligte und eine große Bibliothek sammelte, die aber nach seinem durch wiederholte schwere Erkrankungen leider schon 1779 erfolgten frühen Tode gänzlich zerstreut wurde.

Dessen älterer Sohn aus seiner Ehe mit Barbara Eleonore Dinnies, Arnold Lucas L., um die Verwaltung der Vaterstadt verdient, geb. zu Stralsund am 28. Decbr. 1763, † am 29. Januar 1819 ebendaselbst, besuchte von 1771 bis 1783 das städtische Gymnasium und hatte nach dem frühen Tode seines Vaters an seiner Mutter Bruder, dem Bürgermeister Dinnies (s. d. Art.), einen umsichtigen, wohlwollenden Führer. Am 21. April 1783 ging er nach Göttingen, hörte mit Eifer und Nutzen die Vorlesungen von Böhmer, Pütter, Waldeck, Runde, Spittler, die Mathematiker Meister und Möller, sowie Beckmann, Blumenbach und Feder. Je mehr er sich, neben dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit den cameralistischen Wissenschaften zuwendete, desto enger schloß er sich deren Vertreter Beckmann an und begleitete ihn, so oft er konnte, überall, wenn derselbe seine Zuhörer auf kleinen Reisen und Wanderungen in die Werkstätten der Künstler oder in die Eisenhütten oder ähnliche Etablissements führte. Ostern 1787 begab er sich nach Greifswald und vollendete daselbst seine akademischen Studien, ward Hofgerichts- und Tribunalsadvokat und ließ sich in Stralsund als ausübender Rechtsgelehrter nieder. Im J. 1795 ward er Secretair bei dem Niedergerichte und 1798 in den Rath gewählt. Hier wirkte er zuerst als Director der Quartierkammer und der Armenpflege, ward sodann 1801 Mitglied des Niedergerichts und 1808 Camerarius. Ein besonderes Interesse wendete er unausgesetzt der Armenpflege zu, gab 1799 eine Schrift „Ueber Stralsunds Armenwesen“ heraus und begründete das Arbeitshaus in seiner Vaterstadt. Sein Grabmal auf dem St. Georgkirchhofe vor dem Kniepertore ziert eine poetische Inschrift aus Kosegarten's Dichtungen. Außer der oben erwähnten Schrift gab er heraus: „Collectio dissertationum ac tractatuum Jus Lubecense illustrantium“, 1795 als Fortsetzung und Ergänzung von Gesterding's Thesaurus Juris Lubecensis.

Gregors jüngerer Sohn: Karl Friedrich L., geb. am 3. Febr. 1769 zu Stralsund, wurde, nachdem er 1793 Doctor beider Rechte geworden war und das Advokatenexamen bestanden hatte, als Secretair bei dem hohen Tribunal in Wismar angestellt. Im J. 1794 mit Magdalena Haß vermählt, siedelte er 1801 mit dem Tribunal als Protonotar nach Greifswald über und bekleidete nebenher eine Rathsherrenstelle. Als Landsyndicus 1816 nach Stralsund berufen, zeichnete er sich im juristischen und Verwaltungsfache aus und erfreute sich bis zu seinem Lebensende einer ausgedehnten Praxis. Sein 50jähriges Jubiläum als Doctor beider Rechte und Advokat, feierte er 1843, im Jahre darauf seine goldene Hochzeit und starb am 24. Januar 1848.

Biederstedt's Nachrichten, Greifswald 1824, S. 103—106. Zober, Geschichte des Strals. Gymnasiums IV, 29. Privatmittheilung.

Häckermann.

Langen: Johann Georg von L., einer der bedeutendsten praktischen Forstmänner des vorigen Jahrhunderts, von Moser geradezu als „Vater der regelmäßigen Forstwirthschaft“ bezeichnet, wurde als ältester Sohn eines Zweiges der in Nieder- und Obersachsen vielfach verbreiteten Familie von Langen zu Oberstedt (Grafschaft Henneberg) 1699 geboren. Er scheint in der Jugend eine sehr gediegene Ausbildung erhalten zu haben, ob im Elternhause oder in Schulen oder am Hofe des Herzogs Ludwig Rudolf zu Braunschweig-Lüneburg in Blankenburg, wohin er frühzeitig kam, ist in Dunkel gehüllt. Bereits 1716 fungirte er an diesem Hofe als Jagdpage; in dieser Eigenschaft hatte er, außer der Mitaufsicht über die Forste und Wildbahnen, die Aufwartung bei

Hofe bis Abends 9 Uhr und die Ueberwachung der herzoglichen Jagdgewehre, sowie deren Instanderhaltung durch die Büchsenspanner, zu besorgen. 1719 wurde ihm vom Herzoge, welchem er zeitlebens eine große Anhänglichkeit bewahrte, die Erlaubniß zu Theil, verschiedene süddeutsche Höfe zu bereisen, um sich im Jagdbetriebe weiter auszubilden. Er begab sich, mit Empfehlungsschreiben ausgestattet, nach Stuttgart, München, Wien etc., scheint sich auch eine Zeit lang an den Höfen der sächsischen Herzöge, wohin ihn Privatangelegenheiten geführt hatten, aufgehalten zu haben und nahm — von vortrefflichen Anlagen unterstützt — überall die Gelegenheit wahr, sich auch forstliche Kenntnisse anzueignen und Erfahrungen zu erwerben. Nach seiner etwa um 1735 erfolgten Zurückkunft unternahm er, unter Beihülfe seines jüngeren Bruders Franz Philipp, die Vermessung und Taxation der zum Fürstenthum Blankenburg gehörigen Harzforste, wobei er im Wesentlichen die Flächentheilung zum Grunde legte. Später richtete er auch die anderen braunschweigischen Forste (ausgenommen die Communion-Harzforste) ein; um welche Zeit dies geschah, ist aus den vorhandenen Quellen nicht mehr genau zu ersehen. Das große Geschick, welches er bei diesen Forsteinrichtungsarbeiten an den Tag gelegt hatte, in Verbindung mit den Empfehlungen des dem dänischen Hofe nahe stehenden Grafen Christian Ernst von Stolberg-Wernigerode, verschaffte ihm 1737 einen Ruf nach Norwegen. König Christian VI. von Dänemark hatte schon einige Jahre zuvor durch Vermittelung dieses Grafen deutsche Bergbeamte nach Kongsberg in Norwegen gezogen, um den dortigen Bergbau zu heben. Nun galt es, auch die Forste daselbst wirthschaftlich einzurichten, um sie den montanistischen Zwecken nachhaltig dienstbar zu machen. Diese Aufgabe wurde v. L. zu Theil. In Begleitung einer Anzahl deutscher Forstwirthe (darunter von Zanthier, Dieskau, Carlowitz, v. Laßberg, Lengenfeld und sein jüngerer Bruder) traf er in Kopenhagen ein, nahm hier nähere Instructionen entgegen und wurde als „Hofjägermeister“ und „Forstmeister“ zum Chef des neu gegründeten Forstamtes zu Kongsberg bestellt. Sein Bruder wurde ihm als zweiter Vorstand beigegeben. Nach den noch im Archive zu Wernigerode befindlichen zahlreichen Briefen v. Langen's an den Grafen Christian Ernst hatten beide Brüder mit zahlreichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Abgesehen von den höchst verwickelten rechtlichen Verhältnissen des Bergwerks und den fortwährenden Uebergriffen der Mittheilhaber in das königliche Eigenthum, welche Umstände die Geschäftsführung nicht zu einer beneidenswerthen machten, hatten die deutschen Forstbeamten als Fremdlinge auch stark unter den Anfeindungen und Verdächtigungen der Eingeborenen zu leiden. Demohngeachtet entfalteten die beiden Brüder v. L. eine äußerst hervorragende Thätigkeit, theils im forstlichen Vermessungs- und Taxationswesen, theils durch Einrichtung von Glashütten, Pottaschensiedereien, Pechöfen, Kienrußhütten, Theeröfen und sonstigen industriellen Etablissements. Der zahlreichen Verfolgungen endlich müde, kehrte v. L. 1742 nach Braunschweig zurück; jedoch wurde ihm vom Könige die Erlaubniß ertheilt, von Haus aus zu dienen, d. h. in königlich dänischen Diensten zu bleiben, aber mit der Befugniß, seinen Wohnsitz außerhalb Dänemarks nehmen zu dürfen. Er wurde nun zunächst Chef der Forsten im Weserkreis mit dem Wohnsitze in Fürstenberg. Hier richtete er 1745 zuerst die gräflich stolberg'schen Forste in der Grafschaft Hohnstein nach dem sog. Stangenholzbetriebe, einer modificirten Form des Buchenhochwaldbetriebes, ein und wendete sich dann mit Eifer der Vermessung und Einrichtung der braunschweigischen Weserforste zu. Sein unruhiger und lebhafter Geist, sowie eine förmliche Sucht, sich seinem Landesfürsten auch nach anderer Richtung hin nützlich zu erweisen, trieben ihn der damals stark wuchernden Projectenmacherei in die Arme. Noch war

Meißen die einzige Porzellanfabrik in Deutschland. Er kam daher auf die Idee, dieser Anstalt Concurrenz zu machen, begründete die neue Anlage in den Räumen des ihm zur Wohnung angewiesenen Fürstenberger Schlosses, gewann für dieselbe den Commerzienrath Bentgraf aus dem Mainzischen als sachverständigen Leiter und widmete sich selbst der jungen Fabrik mit voller Kraft. Es wurde eine eigene Zeichner- und Malerschule in Wolfenbüttel eingerichtet und ein besonderer Arbeiterstand für die Fabrik herangebildet. Trotz aller Bemühungen wollte diese aber nicht recht gedeihen. Die Hoffnung auf Ueberschüsse erfüllte sich nicht, weil man die Kunst des Porzellanbrennens noch nicht ordentlich verstand. Zudem waren auch die kriegerischen Zeitverhältnisse dem Aufblühen der neuen Anlage hinderlich. Bald nach ihrer Gründung war der siebenjährige Krieg ausgebrochen. Fürstenberg und seine Umgebung unterlagen mehrfachen Plünderungen ꝛc. Diesen Unruhen mußte v. L. zuletzt selbst weichen und 1760 nach dem Harze flüchten. Verdächtigungen der niedrigsten Art, von einem seiner früheren Untergebenen gegen ihn ausgestreut, fanden leider bei dem damaligen braunschweigischen Minister v. S. und der ganzen Büreaukratie, welche ihn wegen seiner bevorzugten Stelle bei Hofe beneidete, einen so gut vorbereiteten Boden, daß sich v. L. entschloß, seinem Vaterlande zum zweiten Mal den Rücken zu kehren. Er trat abermals in Unterhandlungen mit Dänemark, welche zu einem günstigen Abschlusse führten, ging daher im Sommer 1763 nach Kopenhagen und ordnete die forstlichen Verhältnisse auf der Insel Seeland. Eine officielle Entlassung aus den braunschweigischen Diensten wurde ihm aber, so oft er auch hierum nachsuchte, niemals zu Theil. Man fürchtete wahrscheinlich, daß v. L. in diesem Falle der mit unter seinem Einflusse neu gegründeten Porzellanfabrik zu Kopenhagen das Geheimniß des Porzellanbrennens und seine sonstigen in Fürstenberg gemachten Erfahrungen verrathen könne. Seine Hauptthätigkeit war und blieb übrigens dem Forstwesen zugewendet. Er schuf ausgedehnte Plantagen, zumal Nadelholzculturen auf Kahlhiebsflächen, machte sich an die Vermessung und forstliche Einrichtung der seeland'schen Forste, gründete sogar in Kopenhagen eine Schule für die forstlichen Grund- und Hülfsfächer, namentlich für die praktische Geometrie, und ertheilte an derselben den Unterricht in Forstbotanik und Baumzucht. Seine letzten Lebensjahre waren leider sehr traurige, indem ihn eine schwere Geistesverwirrung überkam. Er starb noch dazu in ziemlich zerrütteten Vermögensverhältnissen im Mai 1776 auf dem ihm schon lange als Wohnsitz angewiesenen königlichen Jagdschlosse Jägersburg unweit Kopenhagen. Daß die Dänen sein Andenken ehrten, beweisen die im Kirchenbuche zu Gjentofte eingetragenen Aufzeichnungen über sein Leben und Wirken, beweist ferner die Thatsache, daß man ihm in der als Taufkapelle benutzten Apsis der dortigen Kirche eine Grabstätte anwies. v. L. war ein seiner Zeit weit vorausgeeilter, rastlos thätiger Forstmann. Von besonderem Interesse ist die von ihm verfaßte Forstordnung des Grafen Christian Ernst zu Stolberg vom 3. November 1744 für den Hohnstein'schen Forst, welche sich in den Verhandlungen des Harzer Forstvereins, Jahrgang 1864, auf S. 125—29, abgedruckt findet. Es wird hierdurch eine 40jährige Umtriebszeit festgesetzt, wobei aber jedesmal die schönsten und gesundesten Bäume aus allerhand harten nützlichen Holzarten zu Bauholz übergehalten und in die abgetriebenen Orte Einsaaten von Ulmen, Ahorn, Eschen, Elsbeeren, Birken ꝛc. gemacht werden sollen. Diese Wirthschaft — eine Art von Mittelwaldbetrieb mit vielem Oberholz — bestand in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter dem Namen „Stangenholzbetrieb“ in einem Theile des Harzes in verschieden modificirter Weise. Außerdem verfaßte er 1755 eine Denkschrift, in welcher die Pflanzencultur der Fichte empfohlen, die Erziehung gemischter Bestände befürwortet und

dem Anbau von Feldgewächsen im Walde das Wort geredet wird. Erwähnung verdient noch, daß unter seinem Einflusse das von seinem Schüler Hans Dietrich von Zanthier 1767 zu Wernigerode gegründete Forstinstitut, überhaupt das erste in Deutschland, eine Anstalt von vorwiegend praktischer Richtung, zu Stande kam.

W. G. von Moser, Forstarchiv rc. IX. S. 358. Verhandlungen des Hils-Solling-Forstvereins vom Jahre 1861. Verhandlungen des Harzer Forstvereins, Jahrg. 1864, erschienen zu Braunschweig 1865, S. 125, Anmerkung. Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 549 u. 552. Fr. von Löffelholz-Colberg, Chrestomathie I, S. 29, Nr. 96 u. S. 85, Bemerkg. 84 a; das. II. S. 294, Nr. 610, Bemerkg. 242 a. Bernhardt, Geschichte I, S. 243; das. II, S. 78, 103, 104, 105 u. 109. Forstliche Blätter, N. F. 1874, S. 148 (Der Stangenholzbetrieb rc. von Veling). Oberförster H. Langerfeldt zu Riddagshausen (in der Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde, Jahrgang 1876, wol die zuverlässigste der Biographien). Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland, S. 587. Viele Quellen schreiben unrichtig „von Lange", geben als Todesjahr 1770 an und enthalten auch sonstige kleine Ungenauigkeiten.

R. Heß.

Langen: Rudolf v. L., deutscher Humanist, geb. zu Everswinkel bei Münster 1438, † in Münster 1519. Er erhielt durch seinen Oheim, den Domdechanten Hermann v. Langen, den ersten Unterricht, wurde in der Schule von Deventer, die auch schon vor dem Rectorat des Hegius sich eines zahlreichen Besuchs erfreute, weiter gebildet und befreundete sich dort mit dem genannten Hegius, Rudolf Agricola und anderen Humanisten der ältern Generation. Dann bezog er nach kurzem Aufenthalt in Münster, wo ihm sein Oheim ein Canonicat verschaffte, die Erfurter Universität (1457), die schon damals eine Pflanzstätte des Humanismus war und wurde 1458 Baccalaureus, 1460 Magister der Philosophie. 1466 zog er mit seinem Freunde Moritz v. Spiegelberg nach Italien, nachdem er sich vorher einige Zeit am Hofe des Herzogs Johann von Cleve aufgehalten hatte. In Italien blieb er etwa vier Jahre, zumeist dem Studium der lateinischen — vielleicht auch dem der griechischen — Sprache ergeben, doch weiß man weder, welche Städte er besucht, noch bei welchen Lehrern er gehört hat. In Gemeinschaft mit seinem Freunde war er bemüht, eine große Anzahl römischer Classiker abzuschreiben und durch solche Abschriften sich eine Bibliothek zu erwerben. Nach der Rückkehr von Italien lebte er als Canonicus in geachteter Stellung in Münster. Nur selten verließ er diese Stadt. 1474, 1475 verweilte er während des von Karl dem Kühnen unternommenen Kriegszuges gegen Neuß im Lager des Münster'schen Bischofs Hermann von Schwarzburg; 1486 ging er zum zweiten Male nach Italien, diesmal um in Sachen des Domkapitels mit dem Papste zu unterhandeln. Nachdem er seine Aufgabe in befriedigender Weise gelöst, konnte er sich ungestört seiner Lieblingsthätigkeit widmen: dem persönlichen und schriftlichen Verkehr mit gleichgesinnten Freunden, dem Verfertigen lateinischer Gedichte, der Förderung jugendlicher Genossen und der Neugestaltung des münsterischen Schulwesens. Am unbedeutendsten ist seine dichterische und schriftstellerische Thätigkeit. Derselben gehört eine Schrift, „Hierosolyma", an, in Prosa, die, wie es scheint, zu einem Epos verarbeitet werden sollte, welches Ursprung der Stadt Jerusalem und ihres Tempels und die Zerstörung beider schildert. Zu derselben ist ferner eine Sammlung Gedichte zu rechnen, die 1486 erschien. Dieselben sind theils geistliche Gedichte, fromme Gesinnung verrathend, theils persönlichen Inhalts, inniges Interesse für Freunde und Bekannte bekundend, theils historischen Inhalts. Zu den letzteren gehört

ein größeres Gedicht über die Belagerung der Stadt Neuß, das aber ohne historischen und dichterischen Werth ist. Denn es gibt keineswegs eine anschauliche Beschreibung der geschichtlich wichtigen Begebenheit, noch auch eine ansprechende Charakteristik der handelnden Personen, sondern ist zumeist ein Lobspruch auf den dabei betheiligten Bischof Hermann. Viel wichtiger als seine schriftstellerische ist seine pädagogische Thätigkeit. Die Beförderung, die er Einzelnen, z. B. seinem jüngern Verwandten Hermann vom Busche, angedeihen ließ, war für die Geförderten von großer Bedeutung, aber sein eigentlichstes Verdienst ist die Begründung und Ausbildung des münsterischen Schulwesens. An diesem seinem Lebensplan hielt er unverrückt fest und führte ihn schließlich durch trotz mancher Gegenanstrengungen, die theils aus Münster stammten, theils durch die Kölner Theologen beeinflußt waren. Als Leiter seiner Anstalt wünschte er den alten Freund Alexander Hegius zu gewinnen, der aber den Ruf ablehnte. Daher führte er im Verein mit Timann Camener (1470—1535), einem tüchtigen Pädagogen, aber noch in der mittelalterlichen Auffassung und Darstellung befangenen Gelehrten, A. Tunnicius (s. d.) und J. Murmellius (s. d.) seine Pläne durch. Die Anstalt trat 1500 ins Leben, zuerst mit vier Klassen, denen ein Jahrzehnt später zwei neue hinzugefügt wurden, als eine geistliche Anstalt, die daher naturgemäß auf den Religionsunterricht den größten Nachdruck legte, sodann Latein — seit 1512 auch Griechisch — Philosophie, Poetik, Rhetorik und Dialektik lehrte. Das humanistische Wesen dieser Schule zeigte sich sofort in der Bevorzugung der lateinischen Sprache und in der methodischen Art der Unterweisung, erst später in der Umgestaltung der Hilfsmittel und der Lehrbücher, in Ersatz der mittelalterlichen durch neue und zweckmäßigere. Die Errichtung dieser für die Entwickelung des Humanismus höchst segensreichen Lehranstalt ist Rudolf v. Langen's schönstes Denkmal.

A. Parmet, Rudolf v. Langen. Leben und gesammelte Gedichte des ersten Münsterischen Humanisten. Münster 1869. Gött. gel. Anz. 1870 St. 33 S. 1295—1302. Geiger, Renaiss. und Humanismus, S. 396 ff.

Ludwig Geiger.

Langen: Siegmund Moriz Wilhelm von L., preußischer Major, 1704 in Westfalen geboren, trat in seinem 18. Lebensjahre in preußische Kriegsdienste, die er 1736 als Secondelieutenant im Infanterieregiment v. Kröcher Nr. 18 verließ. 1741 wurde er im Regiment Markgraf Heinrich Nr. 42 wieder angestellt, 1750 erhielt er eine Compagnie im Regiment Markgraf Karl Nr. 19, in welchem er den siebenjährigen Krieg mitmachte und bei Leuthen verwundet wurde. Der 14. Octbr. 1758 machte seinen Namen unsterblich. Mit dem 2. Bataillon des Regiments vertheidigte er, vom Lieutenant von der Marwitz unterstützt, mit Löwenmuth den Kirchhof von Hochkirch gegen eine erdrückende feindliche Uebermacht, erst als der Rückzug der Armee gesichert war, überließ er ihn den Truppen O'Donnell's; mit elf Wunden bedeckt fiel er in die Gewalt der Gegner, die ihn, seine Tapferkeit ehrend, den Seinen nachsandten. Sieben Tage später, am 21. October, erlag er zu Bautzen seinen Wunden. „Es ist Schade um den braven Major L.", sagte König Friedrich, als er am Tage nach der Schlacht das Regiment musterte; in seinen Oeuvres posthumes, Tome 3, hat er ihm ein rühmendes Denkmal gesetzt, „zum Zeugniß, was der Einzelne mit Wenigem vermag".

J. D. E. Preuß, Friedrich der Große, II, 173, Berlin 1833 (wo indeß der Hergang der Schlacht nicht ganz wahr geschildert ist). Poten.

Langenau: Friedrich Karl Gustav Freiherr von L., k. k. Feldmarschall-Lieutenant; geb. am 7. Novbr. 1782 zu Dresden, † am 4. Juli 1840 zu Gratz, war der Sohn eines sächsischen General-Lieutenants und trat bereits im Alter von 13 Jahren in die sächsische Armee, in welcher er die Feldzüge von 1796

bis 1812 mitmachte. Namentlich der Kampf gegen Rußland 1812 bot ihm als Chef des Generalstabes der sächsischen Truppen vollen Anlaß, sich durch wirksame Thätigkeit hervorzuthun. Nach der Rückkehr des sächsischen Corps aus Rußland zum General-Adjutanten des Königs ernannt, war L. bei den Unterhandlungen über die Verbindung Sachsens mit Oesterreich patriotisch und überzeugungstreu thätig und hatte bereits eine Uebereinkunft zwischen den genannten Staaten zu Stande gebracht, als eine Wendung in der sächsischen Politik Alles wieder vernichtete und General L. aus diesem Anlasse um seine Entlassung bat, die ihm der König auch ertheilte. Mehrfache Verdächtigungen, die damals gegen L. erhoben wurden, hat die Folgezeit als vollständig grundlos erwiesen; vorzugsweise geschah dies durch die Mittheilungen aus den Papieren eines sächsischen Staatsmannes (Josef Friedrich von Zezschwitz). L. suchte nun eine Verwendung im österreichischen Heere, in welchem er auch am 27. Juli 1813 als Generalmajor Aufnahme fand und gleich dem Generalstabe zugetheilt wurde. Schon bei Dresden, 26. August 1813 glückte es ihm, in Vertretung des verwundeten Feldartilleriedirectors Generalmajor v. Frierenberger die Batterien in einer für den Erfolg des Tages verdienstvollen Weise zu leiten. Bei Leipzig, den 16. Octbr. 1813, wo des ausgedehnten Raumes wegen Feld-Artillerie-Director Feldm.-Lieut. Reisner die Aufstellung der Artillerie allein nicht überwachen konnte, übernahm L. freiwillig die Colonnen des Centrums und des linken Flügels, vereinigte aus eigenem Entschlusse die Batterien auf zwei Punkten und brachte so das feindliche Geschütz fast gänzlich zum Schweigen. Am 18. Octbr. war L. der Erste, welcher den Abzug des Gegners von Wachau entdeckte und die Veranlassung zu rechtzeitiger Verfolgung desselben gab. Gleichfalls vom besten Erfolge begleitet erwies sich die wieder freiwillig von L. bewirkte Aufstellung und Leitung der Artillerie im Gefechte bei Hochheim (am 9. Novbr. 1813). Auch seine Thätigkeit als Generalquartiermeister der Rheinarmee 1815 errang ihm allseitige Anerkennung. Im schönsten Einklange mit Langenau's Umsicht, Tapferkeit, Entschiedenheit stand sein bei Verfassung eines Theiles der Feldzugsentwürfe, sowie bei mehreren diplomatischen Missionen bekundete weitblickende Auffassung und sein klares, scharfes Urtheil. L., welcher schon bei Leipzig mit dem Kommandeurkreuz des Leopold-Ordens ausgezeichnet worden war, erhielt 1815 nach einstimmigem Ausspruch des Ordenscapitels das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens, auf Grund dessen er später in den Freiherrnstand erhoben wurde. 1817 kam L. als Brigadier nach Linz, 1819 entwarf er als österreichischer Bevollmächtigter und demnach Vorsitzender bei der Militär-Commission der deutschen Bundesversammlung zu Frankfurt a. M. die Grundzüge zur Feststellung der Bundes-Kriegsverfassung und zum Baue der Bundesfestungen; 1824 erfolgte seine Ernennung zum Inhaber des 49. Linien-Infanterie-Regiments, 1827 avancirte er zum Feldmarschall-Lieutenant und übernahm von Frankfurt zurückgekehrt, eine Division zu Ofen; 1833 erhielt er die geheime Rathswürde und wurde als Ablatus dem General-Gouverneur in Galizien beigegeben; 1835 fand seine Ernennung zum commandirenden General in Illyrien, Tirol- und Inner-Oesterreich statt, in welcher Stellung er zu Gratz starb. Dort ist auch seine letzte Ruhestätte, geziert mit dem Grabdenkmale, welches die Offiziere der Garnison Gratz „ihrem unvergeßlichen kommandirenden Generale" gewidmet haben. — Von L., der kurz nach Beendigung der französischen Kriege die Darstellung jener Feldzüge begann, an welchen er ruhmvollen Antheil genommen, soll das Werk: „Der deutsche Krieg im Jahre 1813 nach Oesterreichs Beitritt" geschrieben worden sein.

Wurzbach, Biographisches Lexikon rc., 14. Bd., Wien 1865. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden rc., Wien 1857. Schweigerd, Oesterreichs

Helden und Heerführer, 3. Bd., Wien 1854. Feldzüge der Sachsen 1812 und 1813 ꝛc., Dresden 1821. Funk, Erinnerungen aus dem Feldzuge des sächs. Corps ꝛc. im J. 1812, Dresden 1829. Sachsen und seine Krieger 1812 und 1813, Leipzig 1829. Geschichte der sächsischen Armee ꝛc., Leipzig 1858. Mittheilungen aus den Papieren eines sächsischen Staatsmannes. Camenz 1858. Relation der Kriegsereignisse vom 22. bis 30. August 1813 bei Dresden und Kulm, Wien 1813. Hiller, Erinnerungen aus den Freiheitskriegen, Stuttgart 1864. Prokesch, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des FM. Fst. Karl zu Schwarzenberg, Wien 1823. Heller, Der k. k. österr. FM. Gf. Radetzky, Stuttgart und Augsburg 1858. Schinzl.

Langenaw: Johann Leonhard von L. oder Longenaw, ein Komponist aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, von dem uns nur G. Forster in seiner Liedersammlung von 1539 bis 1549 fünf deutsche Lieder aufbewahrt hat, die zum Theil nur seine Vornamen tragen. Es sind prächtige echt deutsche Volkslieder mit etwas steifer Musik dazu. Rob. Eitner.

Langenbeck: Heinrich L., einer der rührigsten Staatsmänner des Hauses Braunschweig-Lüneburg, dem er als Berather von fünf Herzogen 34 Jahre lang seine Dienste gewidmet hat, war am 4. Mai 1603 zu Hamburg geboren, wo sein Vater (Johann) Oberalter im St. Nicolai-Kirchspiel war. Sein Großvater, Urgroßvater und Ururgroßvater hatten als Rathmänner und Bürgermeister in Buxtehude gewirkt. Die Familientradition gab Langenbeck's Leben die Richtung auf den öffentlichen Dienst. Durch vielseitiges Studium, insbesondere der Philosophie, der Geschichte und der Jurisprudenz, bereitete er sich dazu vor. Nachdem er 1631 auf Grund einer Dissertation „De cessione actionum“ in Straßburg zum Dr. iuris promovirt war, nahm ihn im Mai 1634 Herzog August der Jüngere von Braunschweig-Lüneburg, um dessen Gunst er in verschiedenen poetischen Dedicationen geworben hatte, als „Rath von Haus aus“ in seinen Dienst.

Es waren äußerst bescheidene Verhältnisse, in denen L. seine Laufbahn begann, denn das Territorium des Herzogs war auf Stadt und Amt Hitzacker beschränkt. Der Tod des kinderlosen Herzogs Friedrich Ulrich eröffnete zwar schon im Sommer desselben Jahres die Aussicht auf einen größeren Wirkungskreis, und da um das Erbe des Verstorbenen, die Lande Wolfenbüttel, Grubenhagen und Calenberg ein verwickelter Rechtsstreit zwischen Herzog Augustus und dessen in Celle regierenden Vettern entbrannte, lag für L. die Gelegenheit, seinen fürstlichen Herrn sich zu verpflichten, um so näher, als dieser selbst, um den rechtsgewandten Rath an sich zu ketten, auf den Antritt der Erbschaft hin, ihm die Anwartschaft auf ein Lehen oder Allodialgut ertheilte. Dies hatte auch die Wirkung, daß L. seinem Herrn unentwegte Anhänglichkeit in bindendster Form angelobte und dessen Ansprüche im Successionsstreit gegen alle Welt zu vertreten versprach (Nov. 1634). Indessen als ihm ein Vierteljahr später der in Celle regierende Vetter und Rivale seines Herrn, Herzog August der Aeltere, eine Rathsstelle anbot, trug L. dessenungeachtet nicht das geringste Bedenken, den bisherigen Dienst aufzukündigen. Sein Dienstvertrag, der beiden Theilen vierteljährige Kündigung vorbehielt, berechtigte ihn freilich dem Worte nach dazu um so mehr, als der arglose Fürst dabei die sonst übliche Clausel vergessen hatte, daß ohne seine Genehmigung der Bestallte in keinen fremden Dienst sich einlassen dürfe; auch war der Vertrag durch jenes Treugelöbniß keineswegs aufgehoben, sondern im Gegentheil ausdrücklich confirmirt. Indessen für Langenbeck's Charakter ist es doch bezeichnend, daß er sich an den Buchstaben seines Scheins anklammerte, um das Vertrauen des Fürsten zu täuschen, der arglos einem Versprechen traute, das durch jenen Vorbehalt im gleichen Augenblick entwerthet

worden war. Der Herzog war aufgebracht und überhäufte den unbeständigen Mann öffentlich mit den verletzendsten Vorwürfen. Er verweigerte ihm den Abschied, hielt ihn aber von allen Geschäften, zumal in der Successionssache, fern. L. verließ daher den Hof und begab sich nach seiner Vaterstadt Hamburg, die Vocation nach Celle abwartend. Die Feindschaft des Herzogs verfolgte ihn auch hierhin, derselbe warnte seinen Rivalen, August den Aelteren, vor dem pflichtvergessenen Mann, der sich zugleich in zweier Herren Dienste begeben, und dieses gar während ihres Streites um die Succession (Juni 1635). Indessen L. hatte, indem er den Dienst aufkündigte, zugleich auf das ihm versprochene Benefiz resignirt und die cellische Vocation nur unter der Bedingung angenommen, daß er zu den Geschäften des Successionsstreites nicht mit hinzugezogen würde. Michaelis 1635 trat er als Kanzlei- und Hofrath in das cellische Geheime Rathscollegium ein. August des Aelteren Bruder und Nachfolger, Herzog Friedrich (1636 bis 1648) beförderte ihn 1643 zum Geheimen Kammerrath und entsandte ihn in demselben Jahre als Principal-Commissar des Hauses Braunschweig-Lüneburg auf den westfälischen Friedenscongreß.

Mit welchen Schwierigkeiten dort die Vertreter dieses Fürstenhauses zu kämpfen hatten, und was sie erreichten, hat Referent in dem Artikel über den hannoverschen Vicekanzler Lampadius auseinandergesetzt. Trat auch Langenbeck's Wirksamkeit gegen den Einfluß dieses seines hannoverschen Collegen zurück, so erwarb er sich doch mit ihm ein großes Verdienst um die Vertheidigung der protestantischen Sache. Der Nachfolger Herzog Friedrichs, Christian Ludwig, ernannte ihn daher 1651 zum Kanzler und verlieh ihm (1652) das Decanat des Stiftes Bardewiek. Von der unermüdlichen Wirksamkeit, die L. als Kanzler entfaltete, zeugen die zahllosen Concepte von seiner Hand, die das königl. Staatsarchiv zu Hannover verwahrt. Anfangs dem Statthalter Schenk von Winterstatt untergeordnet, wurde er nach dessen Tode (1659) der leitende Staatsmann des cellischen Hofes. Alle Zweige der Verwaltung concentrirten sich in seiner Hand. Von größeren Legationen zwar blieb der vielbeschäftigte in der Folge verschont, um so regelmäßiger aber nahm er an den häufigen Tagfahrten Theil, zu welchen das gemeinsame Interesse des braunschweigischen Hauses die Minister von Celle, Hannover und Wolfenbüttel und später auch Osnabrück behufs Feststellung gemeinsamer Politik zusammenführte. Eine eingehende Darstellung der Verdienste des Kanzlers L. würde sich daher zu einer Geschichte nicht nur des cellischen Herzogthums, sondern des gesammten Hauses Braunschweig-Lüneburg in den ersten Jahrzehnten nach dem westfälischen Frieden erweitern müssen. Denn keine bedeutsame Action ist ohne Langenbeck's Mitwirkung erfolgt. Seine Reden und Gutachten, seine Erlasse und Instructionen zeichnen sich durch juristischen Scharfsinn aus und bekunden eine ebenso gründliche Vertrautheit mit der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte wie umfassende Belesenheit in den Autoren des classischen Alterthums, an die er gern behufs philosophischer Vertiefung des Urtheils anknüpft. Ein schöpferischer Staatsmann ist aber L. nicht gewesen. Seine Eigenart liegt in der geschmeidigen Verarbeitung der ihm von willensstärkeren Köpfen gegebenen Anregungen. Daher beugte er sich auch nicht nur ohne Bedenken vor der rücksichtslosen Energie, mit der Herzog Johann Friedrich seine Hand nach dem Erbe des kinderlosen Christian Ludwig, seines Bruders, ausstreckte, sondern betheiligte sich auch auf das wirksamste an dem Staatsstreich, durch den Johann Friedrich nach dem Tode Christian Ludwigs, das väterliche Testament umstoßend, sich des Herzogthums Lüneburg-Celle bemächtigte (1665). Der Erbfolgekrieg, der darüber entbrannte, endigte damit, daß Johann Friedrich die cellische Beute außer der Landschaft Grubenhagen seinem Bruder Georg Wilhelm herausgab und die Regierung des durch diese

Landschaft vergrößerten Calenberg übernahm. L. siedelte mit Johann Friedrich nach Hannover über und nahm auch hier als Geheimer Kammerrath, Consistorialpräsident und Kanzler die Summe der Geschäfte auf seine Schultern. Sein Fürst belohnte ihn mit der Pfründe eines Propstes am Bonifaziusstift zu Hameln (1668). Bald darnach starb L. während eines Aufenthaltes in Celle am 28. Octbr. 1669.

Seine Ehe mit Anna Margaretha Schele war kinderlos. Sein letzter Wille bethätigte indem er einen guten Theil des beträchtlichen Vermögens, das er hinterließ, für milde Zwecke bestimmte, dieselbe Gesinnung, in der er bei Lebzeiten die Kirche auf der Blumenlage bei Celle gestiftet hatte. Seine reiche, 3—4000 Bände zählende Bibliothek hat er seiner Vaterstadt Hamburg vermacht, wo er auch seinem letzten Willen gemäß beigesetzt ist. Der umfassende Wirkungskreis, den er in Hannover ausgefüllt hatte, wurde von Johann Friedrich auf vier Departementsräthe, die zusammen das geheime Rathscollegium bildeten, vertheilt. Das hohe Amt, das er bekleidet hatte, wurde keinem wieder verliehen. L. ist der letzte Kanzler in Hannover gewesen.

Molleri Cimbria litterata I, 327 ff.; Jöcher's Gelehrten-Lexikon II, 2259; Spittler, Gesch. von Hannover, II; Spiel's Vaterländ. Archiv. 1819, 343 ff.; Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig-Lüneburg, II bis III; Schröder, Lexikon der Hamb. Schriftsteller IV, 324 ff.

Köcher.

Langenbeck: Konrad Johann Martin L., königlich hannoverscher Ober-Medicinalrath und ordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie in Göttingen, war am 5. Decbr. 1776 zu Horneburg im Herzogthum Bremen geboren, wo sein Vater Hauptpastor war. Von diesem in den Vorbereitungswissenschaften unterrichtet, bezog er im October 1794 zum Studium der Medicin die Universität Jena, woselbst u. A. Loder, Succow, Gruner, Hufeland, Stark seine Lehrer waren. Am 31. März 1798 erlangte er, nachdem er die „Dissertatio inauguralis sistens paradoxa medica seculi XVIII. paene affecti“ vertheidigt hatte, die medicinische Doctorwürde und ging darauf acht Monate lang nach Wien, wo er die Vorlesungen und Kliniken von Peter Frank, Boër und Beer besuchte und sich gleichzeitig fleißig mit praktischen Uebungen im Zergliedern und Operiren an Leichen beschäftigte. Von Wien kehrte er in seine Vaterstadt Horneburg zurück, prakticirte daselbst ein Jahr lang als Arzt, Wundarzt und Augenarzt und lenkte namentlich durch seine daselbst zahlreich verrichteten glücklichen Augenoperationen die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich, so daß ihm Behufs weiterer Ausbildung auf Reisen eine königliche Unterstützung zu Theil wurde. Er ging daher zu Ende des Jahres 1799 nach Würzburg, um sich daselbst noch weiter, besonders mit Anatomie und Chirurgie, zu beschäftigen. Für die Ausübung der letzteren wurde ihm durch Karl Kaspar von Siebold im Julius-Hospital die Gelegenheit geboten, namentlich auch bei der Behandlung der daselbst befindlichen verwundeten Franzosen. Nachdem L. 2½ Jahr in Würzburg gewesen, veranlaßte ihn seine Neigung zur Anatomie und Augenheilkunde wieder nach Wien zu gehen, wo er 7 Monate blieb, täglich bei Beer, dem berühmtesten Augenarzte jener Zeit, war und täglich sich in der Todtenkammer im Zergliedern und Operiren übte, während auch Frank's Klinik wieder besucht wurde. Er ging dann noch auf ein halbes Jahr nach Würzburg zurück, um unter Hesselbach's Leitung noch weitere anatomisch-chirurgische Studien zu machen, deren nächstes Resultat Langenbeck's erste, im J. 1802 erschienene chirurgische, mit einer Vorrede von Johann Barthel von Siebold versehene Schrift „Ueber eine einfache und sichere Methode des Steinschnittes“ (1806 ins Holländische übersetzt) war. — Nach seiner Rückkehr von Würzburg in die Hei-

rath wurde L. im November 1802 als Privatdocent und Wundarzt des akademischen Hospitals zu Göttingen, neben Himly, welcher daselbst eine medicinisch-chirurgische Klinik und eine Abtheilung für Augenkranke hatte, angestellt. Im Februar 1803 wurden ihm die in den Sommermonaten auf das anatomische Theater gelieferten Leichen zu seinen anatomischen und chirurgischen Vorlesungen überwiesen. Als Einladungsschrift zu denselben schrieb er in demselben Jahre „Ueber einige wichtige Erfordernisse zur Bildung eines Wundarztes". Im Winter 1803 bis 1804 bekam er die Erlaubniß anatomische Vorlesungen zu halten und ließ sich dazu ein Amphitheater bauen. Im September 1804 zum außerordentlichen Professor ernannt, hielt er eine Antrittsrede, in welcher er die Nothwendigkeit zeigte, daß der Wundarzt genaue anatomische Kenntnisse besitzen müsse, während sein 1805 erschienenes Antrittsprogramm ein „Tractatus anatomico-chirurgicus de nervis cerebri in dolore faciei consideratis" war. Im folgenden Jahre gab L. ein „Anatomisches Handbuch, tabellarisch entworfen" (1817, 18 auch ins Schwedische übersetzt) heraus; es ist dasselbe jedoch nicht, wie man glauben könnte, in Tabellenform, sondern stellt mehr die Skizze eines ausführlichen Handbuches dar. — Da das gleichzeitige Wirken von Himly und L. in dem akademischen Hospital seine Unzuträglichkeiten hatte, verließ der Letztere 1807 dasselbe und gründete ein eigenes klinisches Institut für Chirurgie und Augenheilkunde in einem neu errichteten chirurgischen Hospital, für welches von dem Universitätscuratorium ein Fonds bewilligt und die ehemalige Wohnung eines Schuldirectors angewiesen worden war. Als dieses Haus aber bald nicht geräumig genug war, kaufte L. 1809 ein anderes Haus, sodaß nunmehr einige geräumige, luftige, größere Säle mit zweckmäßig eingerichteten kleineren Zimmern, namentlich für Augenkranke, und ein heller, wohlconstruirter Operationssaal zur Verfügung standen. Das später (1821) noch um einen weiteren Anbau für Privatkranke vermehrte Hospital stand auch mit Langenbeck's eigenem Wohnhause in unmittelbarem Zusammenhange. — Um dieselbe Zeit wie die Errichtung eines eigenen Hospitals begann L. die Herausgabe einer Zeitschrift, der „Bibliothek für die Chirurgie", welche in 4 Bänden von 1806—1813 erschien und als Fortsetzung der Chirurgischen Bibliothek, die Aug. Gottlieb Richter von 1771—97 in Göttingen herausgegeben hatte, zu betrachten ist. Eine Fortsetzung derselben in 4 weiteren Bänden als „Neue Bibliothek für die Chirurgie und Ophthalmologie" fand von 1818—1828 statt. In dieser Zeitschrift, welche sich auch hauptsächlich die Berichterstattung über die Leistungen Anderer zur Aufgabe machte, sind die meisten von Langenbeck's zahlreichen kleineren Abhandlungen aus der Chirurgie und Augenheilkunde (an Zahl gegen 60) enthalten. Zu den kleineren Arbeiten gehört auch die 1811 erschienene Schrift „Prüfung der Keratonyxois, einer neuen Methode den grauen Staar durch die Hornhaut zu recliniren oder zu zerstückeln". — Im J. 1814 wurde L. zum ordentlichen Professor der Anatomie und Chirurgie ernannt, in demselben Jahre auch zum General-Chirurgus der hannoverschen Armee, in welcher Eigenschaft er bei den Verwundeten aus der Schlacht von Belle-Alliance 1815 zu Antwerpen und Brüssel in Thätigkeit zu treten Gelegenheit hatte. — Viele an ihn ergangene Berufungen nach auswärtigen Universitäten (Heidelberg, Dorpat, Würzburg) hatte er abgelehnt, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er dadurch seiner Lieblingsbeschäftigung, der Anatomie, hätte entsagen müssen. So blieb er Göttingen erhalten und wurde daselbst 1816 zum Hofrath ernannt. — Langenbeck's nächste größere Arbeiten betrafen die Anatomie der Unterleibsbrüche. Nachdem er 1817 einen „Commentarius de structura peritonei, testiculorum tunicis, eorumque ex abdomine in scrotum descensu, ad illustrandam herniarum indolem" herausgegeben, folgte die Schrift „Abhandlung von den Leisten- und Schenkelbrüchen", enthaltend die anatomische

Beschreibung und Behandlung derselben“ mit 8 Foliotafeln, 1821 nach. Auch begann er sein großes Werk die „Nosologie und Therapie der chirurgischen Krankheiten, in Verbindung mit der Beschreibung der chirurgischen Operationen“, an welchem er fast ein Menschenalter gearbeitet hat, indem der 1. Band 1822, der Schluß des 5. aber erst 1850 erschien. Ein noch bei Weitem großartiger angelegtes Werk war sein anatomischer Atlas, die „Icones anatomicae“, die abtheilungsweise, die Neurologie, Angiologie ꝛc. betreffend, in mehr als 170 Großfoliotafeln von 1826—1841 erschienen, sämmtlich Originalzeichnungen nach Langenbeck's Präparaten, größtentheils in vortrefflich ausgeführten Kupfertafeln bestehend, ein Werk, wie es Deutschland anderweitig nicht besitzt. Außer dem zu den Tafeln gehörenden kurzen erklärenden Texte gab er ein „Handbuch der Anatomie mit Hinweisung auf die Icones anatomicae“ heraus, das in drei Abtheilungen von 1831—1842 erschien. — Nachdem L., wie früher erwähnt, ein eigenes klinisches Institut gegründet, machte er sich noch weiter um den praktischen medicinischen Unterricht an der Universität Göttingen durch die Erbauung eines den Anforderungen der Schönheit und Zweckmäßigkeit gleich entsprechenden anatomischen Institutes verdient, von dessen Einrichtungen er in einer eigenen Schrift („Novum theatrum anatomicum quod Gottingae est a rege Georgio IV conditum, d. 2. Novembr. inauguratum“) 1829 Kunde gab. Es war die Gewinnung neuer und größerer Räumlichkeiten als bisher der Anatomie zu Gebote gestanden hatten, um so dringlicher, weil für die durch Langenbeck's Fleiß hergestellte anatomische Sammlung, die bereits einen beträchtlichen Umfang erlangt hatte, kaum noch Raum zur Aufstellung vorhanden war. — Fast ein halbes Jahrhundert lang lebte L. seinem doppelten Berufe als Chirurg und Anatom mit seltenster Treue und Hingebung. Seine Thätigkeit war geradezu eine wunderbare. Mit Recht pflegte er von sich zu sagen, „er gehe mit den Hühnern schlafen, stehe aber früher auf als sie“, denn die neunte Abendstunde fand ihn der Regel nach schon im Bett, des Morgens um 3 Uhr aber war er schon wieder bei der Arbeit; ja, wenn er im Winter in einer Abendgesellschaft gewesen war, was bisweilen vorkam, geschah es wol, daß er, spät in der Nacht zurückgekehrt, sogleich, wie sonst, sein Zimmer selbst heizte, den Kaffee selbst bereitete und mit der weißen Thonpfeife, der er treu geblieben war, frisch an die Arbeit ging. Dabei muß man bedenken, daß, außer der wenigen Zeit, die er seinem Familienkreise widmete, er fast den ganzen Tag in ununterbrochener Thätigkeit war, die aus Vorlesungen Vor- und Nachmittags, Abhalten der Klinik, Leitung der Secir- oder Operationsübungen am Cadaver sowie ärztlicher Praxis und schriftstellerischen Arbeiten sich zusammensetzte. Dazu gehörte freilich eine überaus kräftige Körperkonstitution, wie er sie bis in sein höheres Alter sich bewahrt hatte. Seine Unterrichtsmethode war eine ganz vortreffliche. Ausgehend von der Ansicht, daß die Anatomie die Grundlage alles medicinischen Wissens sei, wurde dieselbe von ihm sehr ausführlich vorgetragen, jedoch nicht mit der sonst öfter vorkommenden Trockenheit, sondern mit steter Rücksicht auf die Wichtigkeit, welche die einzelnen Theile des Körpers für die Physiologie, Pathologie und Therapie haben. Der Schüler lernte durch diese „Anatomia applicata“ sogleich die Wichtigkeit, welche diese oder jene Körpertheile in der praktischen Medicin oder Chirurgie haben, kennen. Begreiflicherweise fanden diese Anwendungen und Beziehungen vorzugsweise und am häufigsten auf die Chirurgie statt, zu deren berühmtesten Vertretern er ja gehörte. Es zieht sich übrigens dieselbe Anschauungsweise wie ein rother Faden durch Langenbeck's sämmtliche chirurgische und augenärztliche Schriften hindurch. Erst nach gründlichster Erörterung aller in Betracht kommenden anatomischen Verhältnisse, folgt in ihnen die Darstellung der pathologischen Zustände und der durch sie etwa erforderten opera=

tiven Eingriffe. Diese innige Verbindung der Anatomie und Chirurgie, wie sie L. im mündlichen Vortrage und in schriftlicher Darstellung, erläutert durch vorgelegte instructive Präparate oder treffliche, vorzüglich ausgeführte Abbildungen herzustellen verstand, ist sein unbestrittenes Verdienst und für die deutsche Chirurgie ist er in dieser Richtung ein leuchtendes Vorbild geworden. — Wenn auch L., soweit uns bekannt ist, in der Anatomie keine epochemachenden Entdeckungen aufzuweisen hat, so gehörte er doch zu den ersten praktischen Anatomen seiner Zeit. Seine anatomischen Präparate, namentlich aus der Gefäß- und Nervenlehre, bilden noch jetzt einen Glanzpunkt der Göttinger anatomischen Sammlung. Nachdem L. für die gröbere Anatomie Außerordentliches geleistet, wovon der von ihm herausgegebene, schon erwähnte vortreffliche anatomische Atlas ein hervorragendes Zeugniß ablegt, fühlte er am Abend seines Lebens noch das Bedürfniß, sich auch mit der feineren Anatomie, die inzwischen, in Folge der großen Verbesserung der optischen Hülfsmittel von Andern geschaffen worden war, vertraut zu machen und so entstanden seine „Mikroskopisch-anatomischen Abbildungen zur Erläuterung seines anatomischen Handbuches", Lieferung 1—4, 1847—50, mit 17 Foliotafeln. — Wenn wir in L. einen vollendeten Anatomen kennen gelernt haben, war er nicht minder bedeutend als Chirurg; seine Ruhe, Sicherheit und Gewandtheit im Operiren waren berühmt, sein „beflügeltes Amputationsmesser" in der Zeit, wo man die Operirten noch nicht künstlich zu betäuben verstand, weltbekannt. Von Einzelheiten führen wir an, daß er sich um die Technik der Amputationen, der Arterien-Unterbindungen, des Steinschnittes ꝛc. verdient machte, daß er mehrmals die totale Entfernung der entarteten Gebärmutter ausführte, eine Operation, die erst wieder in der allerneuesten Zeit in Aufnahme gekommen ist. Von seinen hauptsächlichsten Operationen und sonstigen klinischen Erfahrungen gab er theils in zahlreichen kleineren Aufsätzen, theils in ab und zu erstatteten Berichten über sein klinisches Institut öffentlich Rechenschaft. Trotzdem L. kein Freund complicirter Instrumente war und seine Schüler bei jeder Gelegenheit anleitete, mit einfachen Instrumenten, aber geschickter Hand zu operiren, er selbst auch nur eine nicht erhebliche Zahl von Instrumenten erfunden hat, die seinen Namen tragen, so besaß er doch eine der größten Sammlungen von Instrumenten und Bandagen, darunter den derselben einverleibten Heister'schen Apparatus instrumentorum, und machte von der Demonstration derselben in seinen Vorlesungen einen eingehenden Gebrauch. — Auch in der Augenheilkunde, welcher er vom Anfange seiner Laufbahn an sein volles Interesse zuwendete, hat er Erhebliches geleistet. Er war einer der Ersten, welche, nächst Himly, einen geregelten klinischen Unterricht in der Augenheilkunde einführten. Seine Verdienste um die letztere betreffen namentlich die Technik der Staaroperation durch die Anwendung der Keratonyxis, die künstliche Pupillenbildung, ferner sind seine Untersuchungen über Amaurose, Trichiasis und Entropion, Geschwülste der Augenhöhle ꝛc. von Bedeutung.

Nachdem wir die Wirksamkeit Langenbeck's in der Zeit, als er auf der Höhe des Lebens und seines Ruhmes stand, kennen gelernt haben, bleibt noch Einiges über den Abend seines Lebens, der ihm noch manche bittere Stunde bringen sollte, zu sagen übrig. Obgleich L., der im J. 1840 zum Obermedicinalrath ernannt worden war, nach den verschiedenen von ihm ausgeschlagenen Berufungen an andere Universitäten, es für sicher angenommen hatte, daß ihm für seine Lebenszeit der anatomische und chirurgische Lehrstuhl ungetrennt verbleiben würde, brachten es die mannigfaltigen Strömungen des Jahres 1848 doch mit sich, daß ihm seine Stellung als Lehrer der Chirurgie und Director der chirurgischen Klinik genommen und er auf seine anatomische Professur beschränkt

wurde. L. stand freilich zu jener Zeit bereits im 72. Lebensjahre, allein die Frische seines Geistes und die Rüstigkeit seines Körpers, die er besaß, deuteten nicht auf dieses Alter hin. Wenn L. nun auch fortfuhr, den anatomischen Unterricht mit allem Eifer zu ertheilen, so konnte er doch die ihm widerfahrene Kränkung nicht verwinden, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die dadurch hervorgerufene Verbitterung seines Lebens dieses wesentlich verkürzt hat. Sein Tod erfolgte am 24. Januar 1851.

Vgl. Pütter und Saalfeld, Versuch einer akademischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, Thl. III, 1820. S. 320; Thl. IV, 1838. S. 424. — J. G. Bernstein, Geschichte der Chirurgie, Thl. II, 1823. S. 535. — Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrgang 29. 1851. Thl. I. S. 126. — Göschen in Deutsche Klinik. 1851. S. 55. — Ueber Langenbeck's gesammte litterarische Leistungen bis zum Jahre 1841 vgl. Callisen, Medicinisches Schriftsteller-Lexikon, Bd. 11. 1832. S. 37; Bd. 29. 1841. S. 438. E. Gurlt.

Langenbeck: Maximilian Adolf L., wurde als Sohn von Konrad Johann Martin L. (s. diesen) am 11. Januar 1818 zu Göttingen geboren, besuchte das Lyceum in Göttingen und das Karolinum in Braunschweig, widmete sich von 1835—40 zu Göttingen, dann zu Paris, Wien und Berlin medicinischen Studien und wurde 1842 in Göttingen mit der Dissertation: „De totius uteri exstirpatione“ (4. cum V tab.), in welcher er über eine sehr berühmt gewordene Operation seines Vaters berichtete, zum Dr. med. promovirt. 1843 habilitirte er sich an der Universität seiner Vaterstadt und hielt Vorlesungen über Anatomie, Chirurgie, Augenheilkunde. 1846 zum Professor ernannt, legte er 1848 freiwillig sein Lehramt nieder und siedelte 1851, nach dem Tode seines Vaters, nach Hannover über, wo er von da an als praktischer Arzt thätig war. Die Uebersiedelung von Göttingen nach Hannover motivirte L. damit, daß er, als strenger Royalist, im J. 1848 viele Unannehmlichkeiten von Seiten vieler Collegen habe ausstehen müssen. 1865 wurde er in das Obermedicinal-Collegium berufen, gab diese Stellung aber bald wieder auf. — Von seinen litterarischen Arbeiten ist Folgendes anzuführen: „Ueber die Wirksamkeit der medicinischen Polizei“, 1847, „Untersuchungen über die Allantois“, 1847, 4. mit 4 Kupfert., „Klinische Beiträge aus dem Gebiet der Chirurgie und Ophthalmologie“, zwei Lieferungen, 1849, 1850 in 4. mit Abbildungen. Es finden sich darin sehr verschiedenartige Gegenstände, theils aus der Chirurgie (Rhino-, Cheiloplastik, Schwefeläther und Chloroform, Krebszellen, Heilung complicirter Fracturen, Apparat gegen Rückgratsverkrümmungen, Radicalcur der äußeren Leistenbrüche, Luxation des Hüftgelenkes, Compression bei Aneurysmen, Behandlung der Syphilis, Fungus diploës 2c.), theils aus der Augenheilkunde (Extraction der Cataract, Behandlung der Augenentzündungen, die Purkinje-Sanson'sche Lichtprobe, fremde Körper im Auge 2c.) abgehandelt und gesammelt, die größtentheils bereits in medicinischen Zeitschriften erschienen waren. 1851 gab er (Hannoversches Correspondenzblatt) eine Arbeit über „Die Mängel der gangbaren orthopädischen Behandlung“ der Rückgratsverkrümmungen, 1852 eine solche über die „Heilung der Contracturen und Ankylosen des Kniegelenkes“ heraus, in welcher er sich die Priorität der von ihm 1847 in der Aether-Narkose ausgeführten Streckung verkrümmter Kniegelenke, seinem Vetter B. Langenbeck (in Berlin) gegenüber, vindicirte. Auf denselben Gegenstand kam er sechs Jahre später in einer eigenen kleinen Schrift „Die gewaltsame Streckung der Kniecontracturen mit besonderer Berücksichtigung ihrer Gegenanzeigen“ 1858 zurück. Zu seinen bedeutungsvollsten Arbeiten gehört die Schrift „Die Impfung der Arzneikörper“, 1856, durch welche er der Vorläufer der in der Folge so allge-

mein gewordenen subcutanen medicamentösen Injectionen wurde. Fünf Jahre später lieferte er „Beiträge zur Einimpfung der Arzneimittel" (Memorabilien, 1861). In einer brieflichen Mittheilung an v. Ammon in Dresden (1859) unter dem Titel „Die Insolation des menschlichen Auges, der Glaskörperstich und die Accommodationsfasern" berichtete er von der ihm angeblich durch Anwendung einer Art von Brennglas gelungenen Zertheilung von Exsudaten und Linsentheilen im Auge und beanspruchte (gegen Kramer und Helmholtz) die schon 1847 von ihm veröffentlichte Entdeckung der accommodativen Wölbung der Linse. Auf die „Lehre von der Accommodation und deren Störungen" kam er später (Memorabilien, 1870) noch einmal zurück. In der Zeit von 1862 an bis zu seinem Tode beschäftigte L. lebhaft die „subcutane Herniotomie", der er in die Chirurgie Eingang zu verschaffen suchte. Aus der späteren Zeit führen wir noch einige kleinere Arbeiten an: „Prophylaxis der Trichinenkrankheit" (Allgemeine Wiener medicinische Zeitung, 1864) und „Exstirpation des Uterus bei gänzlichem Vorfall desselben" (Memorabilien, 1868). — Langenbeck's Tod erfolgte am 2. Mai 1877 zu Hannover. — Wie man aus der vorstehenden Aufzählung seiner wichtigsten Arbeiten ersieht, ist L. auf dem litterarischen Gebiete in mannigfaltiger Weise thätig gewesen, indem er über Gegenstände aus der Anatomie, Chirurgie, Ophthalmologie, Therapie rc. seine Untersuchungen, Entdeckungen und Ansichten veröffentlichte. Während für die anatomischen Arbeiten Langenbeck's der Einfluß seines Vaters nicht zu verkennen ist, ist L. mit seinen Entdeckungen auf den übrigen Gebieten nicht besonders glücklich gewesen, indem dieselben bald durch die Arbeiten Anderer überholt worden sind; so in der Ophthalmologie, welche in derselben Zeit eine totale Revolution erfuhr, so mit seiner Einimpfung von Medicamenten, die sehr bald von der allgemeinen Verbreitung der hypodermatischen Injectionen überflügelt wurde, so mit seiner sogenannten subcutanen Herniotomie, die gar keine Nachahmer aber viele Widersacher gefunden hat. Auch für die Verbreitung der Streckung verkrümmter Kniegelenke in der Aether- oder Chloroform-Narkose, die L. bereits vor seinem Berliner Vetter ausgeübt zu haben angiebt, war er außerordentlich viel weniger in der Lage thätig zu sein, als Letzterer, der, an der Spitze einer von der ganzen Welt gekannten Klinik stehend, durch Wort und That im weitesten Umfange dafür eintreten konnte. Es wird daher in der Geschichte der Chirurgie und Augenheilkunde Max Langenbeck's Name mit Achtung genannt werden müssen, sein Ruhm wird aber niemals dem seines Vaters und seines Vetters gleichkommen können. E. Gurlt.

Langenberg: Johann von L., wurde 1492 von Köln nach Xanten berufen, um die Bauleitung an der dortigen Stiftskirche zum h. Victor zu übernehmen: „ut esset architectus ecclesiae". Die von Scholten veröffentlichten Auszüge aus den Baurechnungen enthalten viele interessante Einzelheiten aus seiner dreißigjährigen Wirksamkeit daselbst. Man bewilligte ihm einen Jahrgehalt von 18 Goldgulden, dazu im Sommer täglich 6, im Winter 4 Stüber Tagelohn, und ferner jährlich einen neuen Rock („Tabberd"). 39 Stüber gingen auf einen Goldgulden. 1493 fertigte er den Riß für die Eingangsthüre der neuen Kirche, was ihm „superficialiter" gelang und ein besonderes Trinkgeld von 3 Mark einbrachte. Oftmal machte er Reisen rheinaufwärts, um Steine anzuschaffen, namentlich nach Köln, Bonn, Königswinter am Drachenfels und Andernach, auch gab es Reisen nach Wesel, um Münsterer Steine zu kaufen. 1499 litt er an der Wassersucht und man ließ den Medicus Meister Hermann von Venrade kommen, um ihn zu kuriren. Ein Zeichen besonderer Anerkennung für seine Dienstleistungen war es wol, daß ihm das Capitel im Jahre 1500 die Summe von 40 Goldgulden auszahlte, womit er für sich und seine Erben bei demselben eine

jährliche Rente von 2 Goldgulden anlegte. 1520 ist wiederum die Herbeiholung eines Arztes gemeldet, und am Tage nach Mariä Lichtmeß 1522 ist er gestorben. Seine Frau, welche „Druyken“ (Gertrud) hieß, schenkte nach seinem Hinscheiden den silbernen Maßstab, dessen er sich bedient hatte, der Kirchenfabrik. Das Capitel aber ehrte des verstorbenen Meisters Andenken dadurch, daß es der Wittwe auf Lebenszeit ein Haus zu unentgeltlichem Gebrauche überwies. Auch lernt man eine Tochter Langenberg's kennen, Gertkina (Margaretha), welche mit Reiner Thilmanns verheirathet war. L. war der letzte Baumeister der schönen Xantener Kirche, deren Ausbau er zur Vollendung führte. Die südlichen Nebenschiffe, einschließlich des Haupteinganges, die Sakristei, das oberste Stockwerk des südlichen Thurmes mit der Gallerie, das große Fenster zwischen den beiden Thürmen — das alles rührt von ihm her. Für die feineren Ornamentarbeiten, Statuen, Glasmalereien, Orgelbau ꝛc. sind eigens beauftragte Künstler genannt. In Kölner Urkunden ist bisher keine Spur von ihm aufgefunden worden. Hier kennt man jedoch einen Steinmetz Johann von Langenberg, der 1474 mit „Geffgin“, seiner Frau, ein Haus in der Sternengasse kaufte, das 1494, nach beider Tode, auf ihr einziges Kind, eine Tochter, überging. Jeder Gedanke an eine Identität oder ein Verhältniß von Vater und Sohn mit dem Xantener Baumeister fällt demnach weg. J. J. Merlo.

Langenhöffel: Johann Josef L., Maler (geb. zu Düsseldorf 1750, † am 31. Dec. 1807 in Wien). Nach erlangter Ausbildung in seiner Vaterstadt, verlegte sich der Künstler vorzugsweise auf die Radirung von Werken italienischer Meister, worin er es zu einer großen Fertigkeit brachte. Er war zuerst kurpfalz-baierischer Hofmaler zu Mannheim, und übersiedelte dann nach Wien, wo er eine Stellung als Galleriedirector erhielt. Von seinen Originalwerken sind „Der Raub der Sabinerinnen“ und das Porträt Kaiser Leopold II. nennenswerth.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon, 14. Bd. S. 107. K. W.

Langenmantel: Eitelhans L. gehörte dem berühmten Augsburger Patriziergeschlecht der Langenmantel zum Sparren an und ist durch seinen Namen wie durch seinen Märtyrertod, den er als Wiedertäufer erlitt, bekannt geworden. Man hat ihn in der späteren Litteratur zu den vornehmsten Vertretern des Täuferthums gezählt. Diese Anschauung trifft indessen nicht zu, da er weder auf die Lehrentwickelung dieser Partei, noch auf ihre äußeren Schicksale von erheblichem Einfluß gewesen ist. Es fehlte ihm sowohl die theologische wie jede gelehrte Bildung. Er hatte den größten Theil seines Lebens ein Landsknechtsleben geführt. Nachdem er im J. 1525 in die Heimath zurückgekehrt war, begann er sich an den theologischen Kämpfen zu betheiligen, welche seine Vaterstadt damals auf das heftigste bewegten. Er griff selbst zur Feder ohne den Schwierigkeiten der Aufgabe ganz gewachsen zu sein. Die Gedanken, denen er hier Ausdruck giebt, sind durchweg nicht sein geistiges Eigenthum und sie werden von ihm in einer Form vorgetragen, welche die Unbehülflichkeit des Autors deutlich verräth. Da sich in Augsburg der litterarische Streit in erster Linie um die Lehre vom Altar-Sakrament drehte, so gelten seine ersten Schriften fast ausschließlich diesem Thema. Er verfocht dabei zunächst den Standpunkt Zwingli's und that sich hervor durch eine entschiedene Bekämpfung Luther's. In diese erste Periode Langenmantel's fallen drei kleine Schriften 1) „Diß ist ain anzayg: ainem meinen, etwan vertrawten gesellen über seine harte Widerpart, des Sacraments und anders betreffend E. H. L. (s. l. e. a.)“; 2) „Ein kurtzer Begriff Von Alten und Newen Papisten, auch von den rechten und waren Christen“, 1527 s. l.; 3) „Ain kurtzer anzayg, wie Do. Martin Luther ain zeyt hör hatt etliche schriften lassen außgeen vom Sacrament, die doch stracks

wider ainander, wie wird dann sein und seiner anhenger Reich bestehen. Matthei 12. Eitelhans Langenmantel". Die Vorrede ist datirt vom 28. Januar 1527. Es ist in diesen kleinen Büchern von spezifisch täuferischen Ideen wenig zu bemerken; auf die wichtigsten Fragen des Täuferthums wird mit keiner Silbe Bezug genommen. Es sind schwache Reproductionen Zwinglischer Gedanken über das Abendmahl, zum Theil mit heftigen Angriffen auf Luther. Im Laufe des J. 1527 verließ er mit vielen Andern den Standpunkt der Zwingli'schen Opposition und trat ebenso wie Hätzer unter dem Einfluß Hans Denck's in das Lager der Täufer über. Er legte seine neuen Ueberzeugungen in seiner Hauptschrift nieder: „Ein Göttlich und gründlich offenbarung: von den wahrhafftigen Wiederteufern: mit Göttlicher warhait angezaigt", 1527. Der Name des Verfassers war zwar nicht genannt, doch kannte man ihn in Augsburg bald und in Rücksicht auf seine Stellung entschlossen sich die „Diener des Evangelii in Augsburg" eine Widerlegungsschrift zu publiciren, welche am 6. Septbr. 1527 mit dem Titel: „Wider den neuen Taufforden, Notwendige Warnung an alle Christgläubigen" herausgegeben wurde. Inhaltlich ist Langemantel's Büchlein lediglich eine Wiederholung Denck'scher Ideen und die Widerlegungsschrift weist im Eingang mit deutlicher Bezugnahme auf diejenigen hin, welche aus „Einfältigkeit in den Tauforden gekommen seien", während als die „öffentlichen Verführer" Hans Denck und Balthasar Friedberger (Hubmeier) bezeichnet werden. Wie tief übrigens der Umschwung war, der sich in Langenmantel's ganzer Denkweise vollzogen hatte, ergiebt eine Vergleichung des Charakters und Tons der früheren und späteren Publicationen auf das evidenteste. Obwol die letzte Schrift viel milder und versöhnlicher war als die früheren, so wurde L. dennoch wenige Monate nach ihrem Erscheinen von dem Magistrate der Stadt zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt. Er begab sich auf sein Gut Leutershofen. Hier wurde er von dem Hauptmann des schwäbischen Bundes aufgegriffen, nach Weißenhorn geschleppt und im Mai 1528 enthauptet. Nachdem 5 Priester 5 Tage lang ununterbrochen mit ihm Bekehrungsversuche gemacht hatten, soll er nach dem Bericht eines katholischen Chronisten kurz vor der Hinrichtung sich wirklich bekehrt haben.

Clementis Sender, Monachi ad S. Udalricum Chron. August. (Hs. der Wolfenbütteler Bibl.) Breitenmeyer, Beiträge zur Gesch. der Litteratur im Reformationszeitalter, Ulm 1792, S. 51 ff. — Uhlhorn, Urbanus Rhegius im Abendmahlsstreit (Jahrbb. f. deutsche Theol. V, 1860. S. 3–45). — Gassari, Annales ad a. 1527. — Fr. Roth, Augsburgs Reformations-Geschichte, München 1881. S. 205–227. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Bd. II, S. 457. Ludwig Keller.

Langenmantel: Hier. Ambr. L., Naturforscher, wurde 1641 geboren, veröffentlichte verschiedene naturwissenschaftliche Abhandlungen: „Microscopii Tontoniani fabrica", 1688; „De verme narcotica virtute praedito", 1688; „Circa Salamandrum", 1688; „De ossibus Elephantum", 1689, welche sämmtlich in den Ephem. Acad. Nat. Cur. erschienen. L. starb 1718. W. Heß.

Langenn: Friedrich Albert v. L., sächsischer Jurist und Geschichtsschreiber, geb. am 26. Januar 1798 zu Merseburg, wo sein Vater Rath bei der Stiftsregierung war, † zu Dresden am 30. Decbr. 1868, studirte, auf der Schule zu Zeitz vorgebildet, seit 1816 in Leipzig die Rechte, habilitirte sich daselbst 1820 und wurde 1822 Mitglied des Oberhofgerichts. Gleich anderen jungen strebsamen Männern von Adel, z. B. den späteren Ministern v. Könneritz und v. Falkenstein erwirkte er sich als solches, obgleich auf der sog. adeligen Bank sitzend, die Begünstigung, sich an den Arbeiten des Collegiums in derselben Weise wie die bürgerlichen Oberhofgerichtsräthe betheiligen zu dürfen. Schon

1823 in die damalige höchste Spruchbehörde Sachsens, das Appellationsgericht zu Dresden, berufen, trat er 1829 als Hof- und Justitienrath in die Landesregierung über und wurde nach den Unruhen von 1830 mit verschiedenen außerordentlichen Aufträgen betraut. Er war Mitglied der Kommission für Organisation der Kommunalgarden sowie derjenigen für Entwerfung eines Ablösungsgesetzes und wurde 1831 als provisorischer Regierungscommissär nach Leipzig gesandt. Die ihm dort zugedachte Stelle eines Kreisdirectors trat er deshalb nicht an, weil ihn 1835 Prinz Johann als Erzieher seines ältesten Sohnes Albert berief, welche Stellung er bis 1845 bekleidete, worauf er als Wirkl. Geheimer Rath zum Director im Justizministerium und 1847 zum Präsidenten des Oberappellationsgerichtes ernannt wurde. Seit 1845 gehörte er neben Dr. Held und Dr. v. Weber der Kommission an, welche unter Vorsitz des Ministers v. Könneritz mit Bearbeitung eines sächsischen Civilgesetzbuchs beauftragt war. Nach den Ereignissen des 12. August 1845 wurde er nochmals als königlicher Commissar nach Leipzig gesandt, trug aber dort durch sein schroffes Auftreten nicht wenig zur Erbitterung der Gemüther bei. Seiner politischen Parteistellung nach gehörte er zu den streng Konservativen; unter seinem Vorsitz erklärte am 11. Septbr. 1851 das Freienwalder Schiedsgericht die rechtmäßig vereinbarte mecklenburger Verfassung für ungültig. In Gemeinschaft mit dem Oberappellationsrath Kori hat er „Erörterungen praktischer Rechtsfragen“, 3 Bände, Dresden und Leipzig 1829 bis 1833, in Verbindung mit mehreren sächsischen Juristen „Annalen des k. sächs. Oberappellationsgerichts“, Dresden 1860 ff. herausgegeben. Neben dieser seiner amtlichen und juristischen Thätigkeit beschäftigte sich L. auch vielfach mit Studien über die Geschichte Sachsens und des sächsischen Regentenhauses und als der erste Forscher, welcher zu dem sächsischen Hauptstaatsarchive freieren Zutritt erlangte, hat er sich das Verdienst erworben, einzelne Theile derselben zuerst auf urkundlicher Grundlage aufzubauen, wenn schon seine Benutzung der Urkunden der strengen kritischen Methode entbehrt und sein Urtheil über sächsische Fürsten und Staatsmänner an panegyristischer Einseitigkeit leidet. Seine historischen Schriften sind: „Leben Herzog Albrechts des Beherzten“, Leipzig 1838; „Moritz, Herzog und Kurfürst zu Sachsen“, 2 Bde., Leipzig 1841; „Züge aus dem Familienleben der Herzogin Sidonie“, Dresden 1852; „Christoph von Carlowitz“, Leipzig 1854; „Melchior von Ossa“, Leipzig 1860; „Geschichte von Stolpen“, 1. Theil in Mittheil. d. k. sächs. Alterthumsvereins zu Dresden, Heft 20.

Flathe.

Langenstein: Heinrich von L., Heinrich von Hessen der Aeltere, Mathematiker, Astronom, Theolog und Jurist. Er war geboren 1325 in dem Dorfe Langenstein bei Marburg und gehörte höchst wahrscheinlich dem adeligen Geschlechte von L. an. Wir finden ihn zuerst 1363 als Lehrer in der philos. Fakultät zu Paris. Sein Hauptstudium war anfänglich Mathematik und Astronomie, hierauf die Theologie, in der er 1375 den Grad eines Licentiaten, im folgenden Jahre den des Doctors erwarb; er war Mitglied der Sorbonne und bereits vor 1381 Vicekanzler. Im J. 1383 verließ er Paris aus Gründen kirchenpolitischer Natur. Er war nämlich, wie ziemlich sicher zu sein scheint, im J. 1378 unter den drei Abgesandten, welche die Universität an den neuen in Rom residirenden Papst Urban VI. sandte und Gegner der vom König Karl V. von Frankreich geforderten Anerkennung des in Avignon residirenden Papst Clemens VII. Nachdem die Universität der königlichen Forderung sich gefügt, kehrte er mit zahlreichen deutschen Schülern und Lehrern Paris den Rücken und ging nach Deutschland zurück in der Absicht, ein neues Studium generale zu gründen, nahm jedoch vorläufig seinen Aufenthalt im Kloster Eberbach im Rheingau, dessen Abt Johann von Eltville ihm befreundet war, und verkehrte mit einer Reihe

ausgezeichneter Männer, die ihm theilweise als Collegen schon von früher bekannt waren. Ohne Zweifel noch im selben Jahre erhielt er einen Ruf nach Wien, dem er mit seinen Freunden Heinrich von Oytta (Bd. XI, S. 641) und Gerhard von Kalkar folgte. Für Wien hat er große Verdienste; es ist ihm höchst wahrscheinlich die bis dahin verweigerte päpstliche Genehmigung der Stiftung einer theologischen Fakultät zu danken, auch abgesehen davon war sein Wirken als Lehrer, für den Frieden an ihr, die Organisation und als Prediger ein glänzend hervorragendes. Hier starb er am 11. Februar 1397 und wurde in St. Stephan begraben. Langenstein's erste schriftstellerische Thätigkeit gehört der Mathematik und Astronomie an, indem er 1368, wo ein Komet erschien, scharf gegen den Aberglauben, wie ihn die Astrologen verbreiteten, auftrat (quaestio de cometa) und 1374 auf Antrag der Universität eine neue Schrift („Contra astrologos conjunctionistas de eventibus futurorum") veröffentlichte. Zu diesen kommen mehrere andere für die damalige Physik und Astronomie interessante: „De improbatione epicyclorum et excentricorum"; „De habitudine causarum et influxu naturae respectu inferiorum" u. a. Als Theolog hat er hervorragenden Antheil an den Bestrebungen seiner Zeit, das 1378 begonnene Schisma zu beseitigen und die Kirche zu reformiren; er begründete in der epistola pacis die Ansicht, ein allgemeines Concil sei zur Beilegung des Schisma nöthig und diese wie die Forderung der Reform im „Consilium pacis" (1381). „De futuris periculis ecclesiae" (1383) und verschiedenen anderen, theils gedruckten, theils nur handschriftlich vorhandenen. Andere theologische Schriften umfassen Exegese, darunter ein handschriftlicher Commentar zu den 3 ersten Kapiteln der Genesis in 9 Folianten, Dogmatik, Moral, Ascese &c. Für das Recht kommt außer der Bearbeitung der von ihm verneinten Frage, ob Regularpersonen privates Eigenthum haben können (in de monachis et monialibus proprietariis) in Betracht sein „Tract. bipartitus de contractibus emtionis et venditionis" (Ausg. in Gerson Opp. Colon. 1483 sq. f. IV. 185—224), der für seine Anschauungen über Finanz-, Steuer-, Armenwesen, überhaupt volkswirthschaftliche Dinge sehr interessant ist; er verwirft z. B. den zu großen Grundbesitz in der todten Hand. — v. L. wird bald überhaupt mit Heinrich v. Hessen (s. d. Art. XI, 637) verwechselt, bald geschieht dies mit Schriften beider.

Hartwig, Henricus de Langenstein dictus de Hassia, Marburg 1857. Aschbach, Gesch. d. Wiener Univ. I, 366—402, welche andere Litteratur, Handschriften und Abdrücke der Schriften angeben. v. Schulte.

Langenstein: Hugo v. L., deutscher Dichter, gehörte einem aus dem schwäbischen Höwgau stammenden ritterlichen Geschlechte an. Urkundlich tritt er zuerst 1282 auf: in diesem Jahre vereigneten er, seine drei Brüder und sein Vater Arnold ihre sämmtlichen Besitzungen den Deutschherren und traten in die auf Grund dieser Schenkung gestiftete Comthurei Mainau. 1287 begegnet er als Comthur zu Summiswand in der Diöcese Constanz, 1298 finden wir ihn im Ordenshause zu Freiburg i. Br. Ob er 1319 noch am Leben war, muß dahingestellt bleiben. Auf Bitten einer Dominicanerin, welche von schweren Anfechtungen durch die Intervention der bis dahin in Deutschland wenig gekannten hl. Martina befreit worden war, entschloß sich H. zu einer poetischen Schilderung der elf Martern dieser römischen Heiligen. Seiner Aufgabe entledigte er sich in einem nahezu 33000 Verse umfassenden Gedichte, welches nur in einer einzigen Handschrift auf uns gekommen ist und offenbar keine weite Verbreitung gefunden hat. Dieser enorme Umfang der Dichtung gegenüber der knappen lateinischen Quelle, wie sie bei den Bollandisten zum 1. Januar gedruckt vorliegt, hat theils darin seinen Anlaß, daß H. eine Reihe von Excursen, die er dem Compendium theologicae veritatis, dem Buche des Papstes Innocenz

De miseria conditionis humanae, einem Physiologus und anderen Schriften entnahm, seinem Werke einverleibte, theils darin, daß er sich keine Gelegenheit entgehen ließ, wo er Gottes Macht und die Eitelkeit der Welt, die Qualen der Hölle und die Freuden des Himmelreiches, Martina's Tugend und die Verworfenheit des Kaisers Alexander besprechen und contrastiren konnte. Künstlerisch betrachtet gehört darum das Gedicht nicht zu den erfreulichsten Erzeugnissen unserer Litteratur, zumal der Umstand, daß Konrad von Würzburg und Reinbot von Dorn nach formeller Seite als Muster dienten, dazu beitrug, die angeborene Neigung Hugo's zur Breite und allegorischen Spielerei ins Uebermaß zu steigern. In sprachlicher und culturhistorischer Hinsicht dagegen bietet das Werk viel Interessantes. Nicht von Hugo, dem man sie früher zuschrieb, rührt her eine kleine in derselben Handschrift wie die Martina überlieferte Erzählung, welche die Bekehrung eines Lithauerfürsten zum Christenthum behandelt; ihr Verfasser war vielmehr ein fahrender Mann Namens Schondoch.

Martina von Hugo von Langenstein, herausgegeben durch Adelbert von Keller. 38. Publication des literarischen Vereins, Stuttgart 1856. Wackernagel, Die altdeutschen Handschriften der Basler Universitätsbibliothek, Basel 1836, S. 39—51. Haupt in der Zeitschrift für deutsches Alterthum, 7, 169. Köhler in der Germania, 8, 15—36. (Joseph von Laßberg) Ein schoen und anmuetig Gedicht, wie ein heidescher Küng, genannt der Littower, wunderbarlich bekert und in Prüssenland getoufft ward, Constanz 1826 (zweite Auflage, Schwäb. Hall o. J.). Steinmeyer.

Langer: Anton L., dramatischer und erzählender Schriftsteller, wurde am 12. Januar 1824 zu Wien geboren, wo sein Vater dem ärmeren Bürgerstande angehörte. Nach vollendeten Gymnasialstudien absolvirte L. die damals sogenannten philosophischen Studien an der Wiener Hochschule um die Mitte der vierziger Jahre und hätte sich auf den Wunsch seiner Eltern hin der Beamtenlaufbahn zuwenden sollen. Schon auf der Universität verkehrte jedoch L. mit einem kleinen litterarischen Kreise und publicirte poetische und prosaische Arbeiten in Journalen und Taschenbüchern. So waren im Jahre 1844 und 1845 bereits aus seiner Feder Novellen und Gedichte von recht gefälliger Form in den damals so außerordentlich beliebten Wiener Taschenbüchern: „Gedenke mein", „Thalia", u. a. erschienen, später trat er als Theaterkritiker in Bäuerle's „Theater-Zeitung", sowie als Mitarbeiter an der „Wiener Zeitschrift", an dem „Wanderer", am „Oesterreichischen Beobachter", an der „Presse" und an anderen zu jener Zeit besonders hervorragenden Blättern auf. Gegen Ende der vierziger Jahre gründete L. im Vereine mit August W. Just selbst ein Theater, die Arena in Hernals bei Wien, welche Bühne sich jedoch nicht lange erhielt. Das stürmische Jahr 1848 drängte zwar L. in die hochgehenden Wogen der Bewegung, ohne daß er jedoch sich in besonders auffallender Weise daran betheiligt hätte, in seinem „Barrikadenlied", welches (Juni 1848) in Saphir's Humoristen veröffentlicht wurde, trat er allerdings als politischer Dichter auf, welcher kräftige Töne im Sinne der stürmischen Freiheitsbewegung anschlug. Schon war der Dichter auch dramatisch thätig gewesen und diese Thätigkeit setzte er in den fünfziger Jahren besonders eifrig und mit immer größerem Erfolge fort, seine Stücke wurden zuerst auf dem Josephstädter Theater, sodann in dem Theater an der Wien, sowie im Karl- und Treumann-Theater aufgeführt und zeichneten sich durch ihre locale possenhafte Färbung besonders aus, fanden später auch in der Provinz und auf vielen außerösterreichischen deutschen Bühnen Verbreitung. Ein eigenthümliches journalistisches Unternehmen war das v. L. neubegründete Blatt „Hans Jörgel von Gumpoldskirchen", welches er von 1851 an herausgab und

dessen Redaction er bis zu seinem Tode fortführte. Der „Hans Jörgel" geißelte im niederösterreichischen Volksdialekte abgefaßt, Schwächen der verschiedenen Volksklassen, insbesondere der Residenz, dehnte jedoch seine Betrachtungen und satyrischen Bemerkungen auch auf die Verhältnisse in den österreichischen Provinzen aus. Die „Briefe Hans Jörgel's" knüpften in der Art ihrer Anlage an die schon 1785 von Joseph Richter in Wien begründeten „Briefe eines Eipeldauer's" sowie an die später erschienenen „Komischen Briefe des Hans Jörgels von Gumpoldskirchen an seinen Schwager Marel in Feselau" von Jos. A. Gleich (Wien 1832 bis 1847) an. L. verfaßte selbst den ganzen Inhalt eines jeden Heftes dieser Zeitschrift, welche in einer Beilage auch eine große Zahl von Romanen aus seiner Feder brachte, die sich zumeist auf ältere Wiener Localzustände bezogen. Den Dialekt handhabte L. im eigentlichen Texte des Blattes vortrefflich und es gelang ihm bald dieser Zeitschrift eine ganz außerordentliche Verbreitung zu verschaffen. Seit 1851 gab L. auch einen Kalender „Hans Jörgel's österr. Volks-Kalender für Humor und Ernst" heraus, der in einer Zahl von Jahrgängen fortgeführt wurde und für denselben Leserkreis berechnet war wie das Journal „Hans Jörgel". Im März 1875 fand sich der Wiener Grillparzer-Verein sogar veranlaßt, das 25jährige Jubiläum Langer's als Redacteur des so weit verbreiteten „Hans Jörgel" zu feiern. Die materielle Stellung Langer's war durch die mehrerwähnte Zeitschrift eine ganz behagliche geworden. Was die persönlichen Verhältnisse Langer's betrifft, so war derselbe zweimal verheirathet, in zweiter Ehe mit einer früheren Schauspielerin des Carl-Theaters. Er starb am 7. December des Jahres 1879 nach längerer Krankheit zu Wien, das er nur auf kürzere Zeit, wenn er Reisen unternahm, verlassen hatte. Die Frucht einer dieser Reisen ist das Buch: „Die Wiener in Constantinopel. Reiseeindrücke", (1868). Beiträge zur Zeit- sowie zu seiner Lebensgeschichte bieten auch Langer's Schriften: „Acht Tage im Polizeihause. Freie Gedanken eines Eingesperrten" (1851), „Ludwig Napoleon und der Staatsstreich vom 2. December 1851 nebst seinen Folgen" (1852), „Dies Buch gehört der Kaiserin. Eine Volksstimme aus Oesterreich" (1854). Als Uebersetzer französischer und englischer Romane war L. in dem bei A. Hartleben erscheinenden „Belletristischen Lesekabinet" ebenfalls aufgetreten. Sowohl durch seine Persönlichkeit als durch seine Arbeiten als Schriftsteller insbesondere auf dramatischem und humoristischem Gebiete bildete L. das Prototyp des alten gemüthlichen „Oesterreicherthums", allerdings auch mit dessen Eigenheiten und Schwächen. Was seine dramatischen Arbeiten betrifft, so liegen deren eine große Zahl vor, ein Theil derselben wurde vom Verfasser selbst gesammelt in der „Wiener Volksbühne" (Wien 1859—1864. 4 Bdchn.) herausgegeben. Die Stücke Langer's sind fast ausschließlich dem Wiener Volksleben entnommen und zeichnen dasselbe in der treffendsten Weise, alle Gestalten und Figuren derselben erscheinen aus dem vollen wahren Volksleben gegriffen, die Situationen sind oft derb komischer Natur aber nie unwahrscheinlich und verletzen niemals das sittliche Gefühl. Tiefes Gemüth liegt in den ernsten Scenen dieser Volksstücke, welche zwar zumeist für das Wiener Publicum berechnet sind, aber auch auf den Nicht-Wiener in den besonders gelungenen Stücken ihre Wirkung selten verfehlen werden. Der Verfasser weiß von der komischen Situation auf die ungezwungenste Weise in die ernste überzuspringen und so ein echtes „Lebensbild", das auch dem Ernste des Lebens gerecht wird, zu gestalten. In der Erfindung seiner Stücke ist L. zumeist überaus glücklich gewesen, allerdings könnte ihm der Vorwurf gemacht werden, daß sich gewisse typische Figuren öfter wiederholen. Genannt seien hier von den zahlreichen „Lebensbildern und Possen": „Ein Wiener Freiwilliger", „Strauß und Lanner", „Ein Hausmeister aus der Vorstadt", „Eine Ausspielerin", „Zwei

Mann von Heß", „Der Werkelmann und seine Familie", „Die Mehlmesser-Pepi", „Ein Judas von Anno Neun", „Das erste Kind", „Ein ehemaliger Trottel", „D'Nandl von Ebensee" (diese zumeist in 3 oder 2 Acten und fast alle mit witzigen, meist local gefärbten Gesangseinlage-Couplets). Unter den einactigen Stücken zeichnen sich mehrere durch ganz besonders treffliche Anlage und Durchführung aus, so „Ein Mißverständniß", „Eine verfolgte Unschuld", „Vom Schützentage", „Eine Vereinsschwester", „Der Herr Gevatter von der Straße" und vor allen Andern die überaus gelungene Posse „Vom Juristentage". Auch das einactige Lustspiel „Ein Wort an den Minister", welches eine Episode aus dem Leben des Minister Kaunitz behandelt, ist eine kleine treffliche dramatische Leistung. Das letzte dramatische Werk Langer's, welches in Wien kurz vor seinem Tode zur Aufführung gelangte, war das Volksstück „Das Weib des Buchbinders". Den Text zu Lecocq's bekannter komischen Oper „Angot" hat L. recht geschickt aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt und in dem „Meisterschuß von Pottenstein" selbst einen hübschen Operettentext geliefert. Eine Reihe von Gedichten, welche formgewandt und edel gedacht sind, veröffentlichte L. wie schon angedeutet wurde in seiner Jugend, aus der späteren Zeit sind wenigstens keine mehr bekannt geworden. — Es wurde bereits erwähnt, daß auch eine große Zahl von Arbeiten Langer's auf dem Gebiete des Romans vorliegt, diese Romane haben allerdings einen geringeren poetischen Werth, sie sind zumeist für die Leser des „Hans Jörgel" berechnet, in dem die meisten auch veröffentlicht wurden. L. zeigt sich übrigens darin als ein ausgezeichneter Kenner der Localgeschichte Wiens und bietet selbst im Roman hübsche Schilderungen des Volkslebens in der Residenz. Manche dieser Arbeiten haben einen historischen Hintergrund. Erwähnt seien davon: „Die Carbonari in Wien oder der Mann mit der weißen Leber", 2 Thle (1856), „Der letzte Fiaker", 3 Thle. (1855), „Ein Grafenkind" (1860), „Die Opfer des Goldes", 2 Thle. (1863), „Junger Herr und alte Jungfer", 2 Thle. (1863), „Ein Wiener Kostkind" (1861), „Ein alter Naderer" (1860), im „Hans Jörgel" wurden u. A. publicirt: „Die Rose vom Jesuiterhofe" (1860—1861), „Der Tambour von der Mobilgarde", „Dämon Branntwein" (1863), „Die Schweden vor Wien" (1862), „Der letzte Babenberger" (1863), außerdem erschienen „Banquier und Tänzerin" (1863), „Frei bis zur Königsau" (1865), „Kaiserssohn und Baderstochter" (1871), sowie die Bearbeitung des „alten Naderer" unter dem Titel: „Ein Wiener Polizeiagent von Anno 48" (Wien 1868). Die meisten der älteren Romane Langer's sind in der Sammlung „Leih-Bibliothek", 12 Bde. (Wien 1862 ff.) enthalten. Seinen letzten Roman „Wien unter der Erde", der in einem Wiener Tageblatte veröffentlicht wurde, hat L. nicht mehr vollendet.

Scheyrer, Die Schriftsteller Oesterreichs (Wien 1858). Nachrichten über Anton Langer's Lebenslauf und seine litterarische Bedeutung finden sich in den Nummern der größeren Wiener Tagesblätter (Neue freie Presse, Deutsche Zeitung, Wiener Tagblatt), welche unmittelbar nach seinem Tode erschienen, in ziemlich ausführlicher Weise. Vgl. auch Wurzbach, Biogr. Lexikon XIV. Thl. Brümmer, Deutsches Dichter-Lexikon. Ant. Schlossar.

Langer: Ernst Theodor L., geb. zu Breslau am 23. August 1743, † am 24. Februar 1820, Sohn eines bemittelten Kaufmanns, besuchte das Gymnasium zu Oels, das er jedoch kaum 16 Jahre alt verließ, um begeistert für die Thaten Friedrichs des Großen als gemeiner Soldat in das Ziethen'sche Husarenregiment einzutreten. Trotz seiner Jugend und bürgerlichen Geburt wurde er zum Offizier befördert, aber bald machte ihn eine Schußwunde im Schenkel zu weiterem Dienste untauglich. Im Hospitale zu Görlitz nahm er zuerst die unterbrochenen Schulstudien wieder auf, die er dann in Züllichau

weiter fortsetzte. Er ward Hofmeister eines Grafen Hochberg aus Schlesien, mit dem er die Klosterschule zu Bergen bei Magdeburg besuchte, wo er eine Zeit lang auch als Lehrer wirkte; dann begleitete er als Nachfolger Behrisch's (s. d.) einen jungen Grafen Lindenau aus Dresden auf die Universität Leipzig. Hier trat er mit Goethe in nahe Beziehung. Mit liebevoller Dankbarkeit erinnert sich Goethe (Wahrheit und Dichtung, VIII) der Förderung, die er von dem ernsten, religiös gesinnten Manne empfangen. L. blieb bis in den September 1769 in Leipzig und reiste dann noch in der alten Stellung über Frankfurt a/M., wo er Goethe wieder sah, Straßburg und Basel nach Lausanne. Hier blieb er fast zwei Jahre. Ende 1771 war er in seiner Heimath, ging bald darauf aber nach St. Petersburg, wo er eine Stelle als Erzieher des Grafen Czernitschef übernahm. Mit diesem reiste er Mitte 1773 nach Braunschweig, damit sein Zögling dort das Collegium Carolinum besuche. Mit den Lehrern dieser Anstalt, Ebert, Eschenburg &c., wie auch mit Lessing u. A. trat er zu dieser Zeit in näheren Verkehr. August 1774 ging er wiederum auf Reisen; längere Zeit verweilte er in Paris. Er kehrte dann nach Rußland zurück, wo er Zutritt bei Hofe und, um standesgemäß auftreten zu können, den Rang eines Stabsoffiziers erhielt. Im Sommer 1778 finden wir ihn in Rom, 1780 in Wolfenbüttel, dann in Holland. Durch Lessing wurde er dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig vorgestellt; es wurde ihm das Bibliothekariat in Wolfenbüttel wohl schon bei Lebzeiten Lessing's, der seinen Freund als Nachfolger empfahl, zugesagt. Viele angesehene Gelehrte bemühten sich nach Lessing's Tode vergeblich um die Stelle, so Eschenburg, Leisewitz, Joh. Müller, Bruns u. A.; durch Rescript vom 20. August 1781 ward L. für sie berufen. Die Wahl war für die Bibliothek eine äußerst glückliche. Denn durch ihn wurde die Geschäftsführung der Anstalt, welche unter Lessing's Leitung zumal wegen der Unbrauchbarkeit des Bibliotheksecretärs v. Cichin manches zu wünschen übrig ließ, wiederum streng geregelt. L. war ein äußerst sorgsamer und fleißiger Bibliothekar mit sehr umfassenden bibliographischen Kenntnissen; er hat sich um die Ordnung und Vermehrung der Bibliothek mannigfache Verdienste erworben. Leider kam die Anfertigung eines neuen vollständigen Bücherkatalogs, die ihm 1793 anbefohlen ward, nicht zur Ausführung, da in den folgenden Jahren verschiedene Pläne über Verlegung der Bibliothek, Vereinigung mit der Universität Helmstedt, wenn auch ohne Erfolg erwogen wurden. Zwei Mal war L. auf längere Zeit von Wolfenbüttel fort. Zuerst Mitte des Jahres 1784—86, wo er den Erbprinzen Karl Georg August, dem er auch in verschiedenen Fächern Unterricht ertheilte, nach Lausanne begleitete; dann 1787—88, wo ihm die Aufsicht über den Prinzen Friedrich Wilhelm (s. d. Art.) zuerst in Braunschweig, dann gleichfalls auf einer Reise nach Lausanne übertragen wurde. Hier lernte er Gibbon kennen, dem er später (1794) in einem Aufsatze im N. Gött. hist. Mag. Bd. 3 („Einige Nachrichten von Gibbon von einem Freunde desselben") ein ehrendes Denkmal setzte. Schwere Tage brachen für L. herein, als unter der Westfälischen Regierung die besten Schätze seiner Bibliothek nach Paris entführt wurden. Mit Sorgfalt sucht er möglichst viel vor den „heillosen Weltplünderern" zu retten. Die niedrige Beschuldigung, er habe den Franzosen zu viel ausgeliefert, wies der gewissenhafte Mann mit gerechter Entrüstung zurück. Als die ganze Bibliothek von Wolfenbüttel fortgeführt und verschiedenen Universitäten, besonders Göttingen, überwiesen werden sollte, ist er seines Amtes von Herzen überdrüssig und gewillt sich gänzlich davon zurückzuziehen (1812). Doch erlebte er noch die Freude jene Pläne scheitern und das geraubte Gut meist wohlbehalten nach Wolfenbüttel zurückgeschafft zu sehen. Er starb daselbst am 24. Februar 1820. — Langer's Verdienst um die Wissenschaft besteht nicht in großen gelehrten Werken, sondern nur in

gediegenen Recensionen und Aufsätzen (in der Allgem. deutschen Bibliothek, Meusel's hist. litt. bibliograph. Magazin, den Göttinger Gelehrten Anzeigen u. a.), sowie in umfangreichen Mittheilungen, mit denen er die Arbeiten fremder Gelehrten stets bereitwillig unterstützte. Das Hauptgebiet seiner Forschungen waren Bibliographie und Litterargeschichte; aber auch auf andere Felder, z. B. Reisebeschreibungen, Geschichtswerke ꝛc. erstreckte sich seine kritische Thätigkeit. Den Gang der deutschen Litteratur verfolgte er mit großer Theilnahme, aber immer mehr setzte er sich mit den herrschenden Richtungen der Zeit in Gegensatz. Er verehrte Lessing, Klopstock, Hagedorn, Ebert u. A., aber er eiferte gegen Schiller's Horen, polemisirte in mehreren Aufsätzen heftig gegen die Xeniendichter. In dem Streite gegen sie steht er ganz auf Seiten seines Freundes Nicolai, dessen nüchterner Sinn, „der sich niemals am Menschenverstande versündige", ihm sympathisch war. Einen großen Widerwillen empfindet er gegen die Romantiker Schlegel, Novalis, Werner ꝛc, auch gegen die neuere Philosophie, besonders die eines Fichte. Er beschäftigte sich in früherer Zeit selbst gern mit den Ueberresten altdeutscher Sprache und Dichtung, aber er ist entsetzt über die Begeisterung, mit welcher ein Docen, v. d. Hagen, Gräter, Grimm ꝛc. diese Dinge anpreisen. Wie die neue Poesie, Philosophie, Aesthetik ihn mit Ekel erfüllen, so nicht minder die Politik. Er fürchtet, daß das Zeitalter in Barbarei zurückstürze und zieht sich immer mehr auf die antiken Schriftsteller zurück. Eine ächt conservative Natur, haßte er allen Umsturz, sah er in jedem Umschwunge der Verhältnisse und Ansichten nur die Uebertreibung, nicht die gesunden neuen Gedanken, die jenen zu Grunde lagen. In kirchlicher Beziehung war er orthodox. Geraden, freimüthigen Wesens kehrte er mit Vorliebe nach Außen die rauhe Seite heraus, die nicht selten verletzte. Dabei fehlte es ihm keineswegs an Gemüth, noch auch gelegentlich an vorzüglicher Laune. Unverheirathet hat er doch stets das Glück eines gesunden Familienlebens schmerzlich entbehrt. In Wolfenbüttel fühlte er sich fast vereinsamt; das erhöhte oft nebst mannigfachen körperlichen Leiden seine übele Laune, die sich häufig bitter äußerte. Mehr Anregung fand er in Braunschweig; eine innige Freundschaft verband ihn dort besonders mit Eschenburg.

Eine genauere mit Belegen versehene Biographie Langer's wird im 16. Jahrg. der Ztschr. des Harzvereins f. Gesch. u. Alterth. erscheinen.

P. Zimmermann.

Langer: Johann Heinrich L., Hüttenverwalter, geb. am 15. September 1755 zu Marienberg im Erzgebirge, † am 25. Februar 1788, besuchte die Bergakademie in Freiberg und fand 1776 bei einer Gewerkschaft der Alaun- und Kohlenwerke in Groß-Almerode in Hessen eine bergtechnische Verwendung. Nach Auflässigwerden dieses Bergbaues begab sich L. auf bergmännische Reisen, um sich weiter praktisch auszubilden, bis er 1783 mit dem Auftrag beehrt wurde, das Hochstift Paderborn und Hildesheim in mineralogischer Beziehung zu durchforschen, wobei ihm zugleich der Charakter eines Hüttenverwalters verliehen wurde. Die Ergebnisse dieser mineralogischen Forschungen veröffentlichte L. in der Schrift: „Beytrag zur mineralogischen Geschichte des Hochstifts Paderborn und Hildesheim", welche sich durch ihren werthvollen Inhalt bemerkbar machte. L. starb bald nach deren Veröffentlichung.

Pogg., Biogr. I. 1370. Rotermund zu Jöcher III. 1252

Gümbel.

Langer: Johann Peter v. L., Historienmaler, geb. 1756 zu Calcum bei Düsseldorf, begann seine Studien unter Krahe zu Düsseldorf, wurde 1784 Professor, 1789 Director der Akademie und 1801 desgleichen der Galerie, nachdem er die Niederlande, Holland und 1798 Paris besucht hatte; wurde 1806 als Director nach München berufen, wo er die Akademie reorganisirte und am

6. August 1824 starb. L. war „einer der erbittertsten Widersacher der neueren Kunstbestrebungen, was um so mehr zu beklagen ist, da er vorzügliche Kenntnisse in der Kunst und als Lehrer ausgezeichnete Gaben besaß“; seine veraltete Schule wurde von Cornelius gestürzt, indem dieser die Herrschaft des Geistes über den älteren Schematismus setzte. Seine Zeit erhob ihn ebenso maßlos, wie ihn die Folge einer unverdienten Vergessenheit überlieferte. Gerühmt wurde L. ob des „Ausdrucks edler Grazie und der sanften Hoheit seiner weiblichen Naturen“, auch seine Porträts (Finanzminister v. Hompesch, die Familie des spanischen Gesandten Fernando Nunez) wurden geschätzt. Seine größte, aber auch schwächste Leistung blieb der „Kinder-segnende Christus mit seinen Aposteln“, welche L. von 1812 bis 1820 in kolossalen Dimensionen für die frühere Karmeliterkirche (damals zum königlichen Erziehungsinstitute gehörig) fertigte. Der Entwurf, die Studien und der Carton erschienen 1814 auf der Münchener Kunstausstellung, das Bild wurde erst 1819 vollendet und 1820 aufgestellt, wo es besonders durch Herrn v. Mastiaux scharf kritisirt wurde. Anfangs der vierziger Jahre beseitigte man das Gemälde, welches aufgerollt und so sorglos verwahrt wurde, daß bei seinem Wiederauffinden im J. 1871 kaum mehr einige Köpfe gerettet werden konnten. (Eine Abbildung mit Text von M. E. v. Freyberg erschien Stuttgart 1824, 4°.) Zu Langer's weiteren Schöpfungen gehören ein „Zinsgroschen“; „St. Lucas die Madonna malend“; „David vor Saul mit der Harfe“; „Der verwundete Philoktet auf Lemnos“ (1814); eine „Kleine Familie“ (1817); „Amor tröstet die Psyche“ (1820); „Christus am Oelberg“; „Lady Jane Gray im Tower zu London“ (1823). Auch existiren von L. 56 Radirungen nach Marc Anton, Michel Angelo, A. Carracci, Dominichino, Perugino, Raphael, Guido Reni, C. Maratti, N. Poussin und eigenen Compositionen des Meisters.

Vgl. Nekr. in Nr 51 Allg. Ztg. 1825. Raczynski II. 282—283 und 517—518. Nagler 1839, VII. 287 ff. u. dessen Monogrammisten 1864, IV. 100 (Nr. 294). E. Förster, Gesch. der deutsch. Kunst, 1860, IV. 168. Uhde, Erinnerungen der Louise Seidler, 1874, S. 175 ff.

Hyac. Holland.

Langer: Robert v. L., Historienmaler, geb. 1783 zu Düsseldorf, Sohn und Schüler von Johann Peter v. L., bildete sich in Dresden, Berlin und Kassel, begleitete seinen Vater 1799 nach Paris und besuchte 1804 noch Oberitalien; kam 1806 mit seinem Vater nach München als erster Professor der neuorganisirten Akademie, wo ihm die Einrichtung des Antikensaales übertragen wurde. Auch ertheilte L. in Abwesenheit Konrad Eberhard's den Unterricht in der Plastik. Von 1820—26 führte er die Geschäfte des Generalsecretärs bei der Akademie, wurde 1827 Vorstand des Cabinets der Handzeichnungen und 1841 General-Galleriedirector. Er starb am 6. October 1846 auf seinem mit Fresken geschmückten Landhause in Haidhausen. Die Akademien zu Wien, Gent und Antwerpen erwählten ihn zu ihrem Mitglied. L. war noch mehr als sein Vater ein Eklektiker im Sinne der Carracci's, ein guter Techniker im Fresko; in seinen eigenen Schöpfungen nicht ohne Ingenium, aber oberflächlich, doch gewandt in Farbe und Composition. Für die Kirche des Krankenhauses malte er einen „Christus, Blinde und Lahme heilend“, dazu (grau in grau) die sieben Werke der Barmherzigkeit; eine „Madonna mit den Heiligen Epimachus und Gordian“ in die Pfarrkirche zu Blevio am Comersee; eine „Kreuzabnahme“ für die Münchener Frauenkirche; eine „Anbetung der Weisen“ für Düsseldorf. Für den Empfangsaal im Palais des Herzog Maximilian malte L. einen großen Freskencyklus: Theseus besiegt den Minotaur; Herakles steigt in die Unterwelt und befreit die Alceste; Herakles wird unter die Götter aufgenommen und Hebe reicht ihm den Becher der ewigen Jugend; Orpheus, umgeben von den Argonauten,

besiegt im Gesange den Centauren Chiron; Aurora, den Schleier der Nacht aufhebend, verkündet den Glanz des Tages. Ein Oelbild „Die Erziehung des Bacchus“ kam nach Stuttgart. Die Fresken in seinem Landhause zu Haidhausen versinnlichen in vier größeren und zwölf kleineren Bildern das Reich der Poesie; L. führte selbe aus unter Beihülfe seines Schülers A. Riedel. Dieser Musensitz ist heutzutage leider in eine Wirthschaft verwandelt; vergebens haben J. Schrott (in Beilage 143 der Allg. Zeitung vom 22. Mai 1868) und neuerdings Max Fürst (in Nr. 72 des Augsburger „Sammler“ vom 18. Juni 1881) gegen diese Entwürdigung protestirt.

Vgl. A. v. Schaden, Artistisches München, 1836, S. 59. Nagler 1839, VII. 290 ff. Hyac. Holland.

Langerfeldt: Gustav Anton Friedrich L., geb. zu Braunschweig am 5. September 1802, † daselbst am 28. März 1883, Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns J. Fr. L., der in den Verhandlungen der Landstände eine Rolle spielte und später zum geheimen Finanzrath ernannt wurde. Derselbe war ein Vetter und Freund des Dichters Leisewitz, welcher auch zu den Taufpathen des Sohnes gehörte. Dieser besuchte das Gymnasium und das Collegium Carolinum seiner Vaterstadt, darauf (1820) noch für ein Jahr das Gymnasium zu Detmold. Im J. 1821 bezog er behufs Studiums der Rechtswissenschaft die Universität Göttingen, die er für einige Semester mit der zu Heidelberg vertauschte. Dort gehörte Hugo, hier Zachariä, Mittermaier, Thibaut u. A. zu seinen Lehrern. Michaelis 1824 kehrte er in die Heimath zurück. Nachdem er im Beginn des folgenden Jahres die juristische Prüfung bestanden, ließ er sich sogleich als Advocat in Wolfenbüttel nieder und erhielt auch noch in demselben Jahre das Notariat. 1831 unterwarf er sich mit vorzüglichem Erfolge einer zweiten Prüfung und wurde bald nachher als geheimer Kanzleisecretär in Braunschweig angestellt. Doch nur für kurze Zeit; denn schon im October desselben Jahres wurde er dem herzoglichen Landesgerichte in Wolfenbüttel zur Aushülfe zugetheilt, im Mai 1832 als Assessor an dasselbe versetzt. Sein Ansehen als Jurist war so bedeutend, daß ihn die Landstände 1837 für eine der ihnen verfassungsmäßig zur Präsentation zustehenden Rathsstellen des Landesgerichts erwählten. Gemeinnützigen Bestrebungen, den politischen und religiösen Fragen der Zeit wandte L. eine lebhafte Theilnahme zu; er vertrat hier stets einen gemäßigt liberalen Standpunkt. Er genoß das Vertrauen seiner Mitbürger in so hohem Grade, daß sie ihn gegen den von den radikaleren Elementen getragenen damaligen Amtsassessor Dr. A. Schmid als Abgeordneten in die Nationalversammlung zu Frankfurt wählten. Er schloß sich hier der Partei des rechten Centrums, nach Spaltung desselben der sogenannten Casinopartei an und trat namentlich mit den beiden v. Gagern u. A. in nähere Verbindung. Er gehörte zu den grundsatztreuen Monarchisten, die das Recht des absoluten Veto dem Reichsoberhaupte gegen die Meinung der Mehrheit erhalten wissen wollten. Als 65 Abgeordnete seiner Partei, Dahlmann rc. unterm 20. Mai 1849 ihren Austritt aus der Versammlung anzeigten, schied er, wie auch sein Freund F. Haubenschmied, unter besonderer Begründung vom 21. Mai gleichfalls aus derselben aus, betheiligte sich später auch an den Berathungen zu Gotha. Zu Ende des Jahres 1849 berief ihn Herzog Wilhelm, in dessen Bekanntenkreis er schon von Jugend auf gehört hatte, als Geheimrath in das Ministerium, in welchem er den Kultus und die innere Landesverwaltung leitete und sich an den hauptsächlich durch v. Schleinitz veranlaßten Reformen auf verschiedenen Gebieten, insbesondere der Verwaltung, wirksam betheiligte. Kränklichkeit nöthigte ihn jedoch schon 1861 seinen Abschied zu erbitten. Er verlebte den Rest seines Lebens, einen längeren Aufenthalt in Rom abgerechnet, meist zurückgezogen in Braunschweig. Gründ-

lich und vielseitig gebildet, mit einem vorzüglichen Gedächtnisse ausgestattet, beschäftigte er sich unausgesetzt mit den verschiedensten Studien, insbesondere auf dem Gebiete der Kunst und Geschichte. Um das Kunstleben Braunschweigs hat er sich als langjähriger Vorsitzender des Kunstvereins mannigfache Verdienste erworben. Als Geschichtschreiber ist er mit einem umfassenden Werke über Kaiser Otto IV. (Hannover 1872) öffentlich hervorgetreten, das namentlich durch die rechtsgeschichtlichen Ausführungen von Werth ist. Leider zwang ihn ein Augenleiden, ferneren schriftstellerischen Arbeiten, die bereits geplant waren, zu entsagen.

P. Zimmermann.

Langerhans: Karl Daniel L., Schauspieler, geb. 1748 zu Zörbig in Sachsen, † am 30. September 1810 zu Karlsruhe. L. betrat 1772 zuerst bei der Wäser'schen Gesellschaft die Bühne und kam 1776 zu Döbelin's Truppe in Berlin, wo er als „Philint" (Medea) zum ersten Mal auftrat. Im April 1786 wandte er sich nach Hamburg und wirkte an dem dortigen Theater bis 1802. Seit 1798 führte er mit Eule, Löhrs, Herzfeld und Stegmann nach Schröder's Weggang die Leitung dieser Bühne, von der er sich im März 1802 zurückzog. L. war ein tüchtiger Darsteller von Charakterrollen und namentlich in komischen Partien ausgezeichnet. Schütze (Hamburgische Theatergeschichte) rühmt ihn besonders in der Darstellung von Männern aus dem Wehr- und Lehrstande. Offiziere gab er mit ächt martialischem Geiste und Anstand, Priester mit Würde und Salbung. Aus seinem Repertoire erwähnen wir unter Anderem „Comthur" (Hausvater), „Mehemet" (Adelheid v. Veltheim), „Pachter Linde" (Die Hagestolzen), „Pastor" (Mädchen von Marienburg) u. A. — L. war zwei Mal vermählt, das erste Mal mit Christiane Marianne geb. Bosler, geb am 19. Januar 1755 zu Breslau, † am 19. Januar 1784 zu Berlin. Auch sie debutirte — bereits vermählt — bei der Wäser'schen Gesellschaft und zwar am 13. Mai 1773 als „Käthchen" im Rosenfest. 1776 begleitete sie ihren Mann nach Berlin, wo sie am 5. December 1783 zum letzten Mal auftrat. Herr v. Bonin hat im folgenden Jahre ihre Biographie herausgegeben. Bedeutender war Langerhans' zweite Frau Johanna Sophie Wilhelmine geb. Bertram, geb. 1769 zu Braunschweig, † am 31. Mai 1810 zu Karlsruhe. Diese gehörte seit früher Jugend der Bühne an und spielte seit 1776 bei Döbelin Kinderrollen, sechs Jahre später Liebhaberinnen. Seit 1784 mit L. vermählt, folgte sie diesem fortan. Ihre beste Zeit war das Hamburger Engagement, in dem sie ihre Anlage zu zärtlichen, launigen und naiven Mädchenrollen zu voller Höhe brachte. Ihr Spiel war lebhaft und ungezwungen, ihre auch für den Gesang sehr geeignete Stimme höchst angenehm. Man rühmt u. A. ihre „Rosalie" (Doctor und Apotheker), „Emilia Galotti", „Franziska" (Minna v. Barnhelm), „Bertha" (Lilla), „Donna Elvira" (Don Juan), „Gurli" (Indianer in England), „Papagena" (Zauberflöte).

Joseph Kürschner.

Langerhans: Nicolaus L., lutherischer Theologe, geb. am 13. Mai 1634 zu Stade, † am 29. Januar 1684, noch nicht 50 Jahre alt, zu Hamburg, ward nach vollendeter Studienzeit im J. 1657 Subrector in Stade, ging dann im J. 1659 nach Gießen, wo er sich habilitirte, ward 1661 Pastor in Kyrna und Superintendent der Wild- und Rheingrafschaft, 1666 Superintendent der hinteren Grafschaft Sponheim und Pastor zu Trarbach an der Mosel, 1671 Pastor in Stade, 1672 zugleich Rector der dortigen Schule, 1677 Diaconus zu St. Nicolai in Hamburg und endlich am 22. Februar 1680 Pastor (Hauptpastor) an derselben Kirche, in welchem Amte er keine vier Jahre noch wirkte. Außer Predigten und ähnlichen Schriften hat er einige philosophische Abhandlungen drucken lassen, z. B. „De propagatione animae humanae", „De origine formarum materialium in generationibus corporum viventium" u. s. f.

Rotermund zum Jöcher III, Sp. 1255 f. — Lexikon der hamb. Schriftsteller IV, S. 332 ff., wo auch die übrigen Quellen genannt sind.

Unter den Söhnen von Nicolaus L. ist der im J. 1662 (nicht 1672) zu Kyrna geborne Friedadolph Ludwig L. der bekannteste; er studirte auch wie noch zwei seiner Brüder Theologie, kam als Feldprediger nach England und Irland und wurde schließlich nach einem bewegten Leben Pastor zu St. Nicolai in Stade, wo er in Folge von Nahrungssorgen im J. 1721 starb. Er stand mit vielen Gelehrten in Verbindung und muß selbst ein vielseitig gebildeter Mann gewesen sein. Ein von ihm hinterlassenes englisch-deutsches Wörterbuch ward aus Mangel an Subscribenten nicht gedruckt.

Rotermund zum Jöcher III, Sp. 1255; Lexikon der hamb. Schriftst. IV, S. 331 f., und die bei beiden genannten Schriften. l. u.

Langermann: Johann Gottfried L., Arzt, Mitglied des Obercensurcollegiums, Ministerialcommissarius der Direction der Thierarzneischule, Chef des preußischen Medicinalwesens, geb. am 8. August 1768 zu Maxen bei Dresden, besuchte die Kreuzschule in Dresden und bezog 1789 die Universität zu Leipzig, um Jura zu studiren. Eine Zeit lang versah er eine Hauslehrerstelle bei Kaufmann Röder in Leipzig, dann wandte er sich dem Studium der Medicin zu und wurde 1797 in Jena zum Doctor der Medicin promovirt. (Dissertation: „De methodo cognoscendi curandique animi morbos stabilienda.") Er prakticirte Anfangs in Baireuth, wurde dann Arzt im Zucht- und Irrenhause zu Torgau, kehrte später nach Baireuth zurück und erhielt hier 1803 vom Ministerium den Auftrag, den Zustand des Irrenhauses zu St. Georgen zu untersuchen und einen Plan zur Verbesserung der vorhandenen Mängel vorzulegen. Diese im Stile damaliger Narren- und Tollhäuser bestehende Anstalt wurde 1805 nach seinen Angaben in eine „psychische Heilanstalt für Geisteskranke" umgewandelt und er zum Director derselben ernannt. Als jedoch Baireuth 1810 an Baiern abgetreten wurde, verließ L. die Anstalt, welche schon einen weitverbreiteten Ruf genoß und zog nach Berlin. Hier wurde er als Staatsrath im Ministerium des Innern angestellt, 1819 betraute man ihn mit der Reorganisation der Thierarzneischule, welche 1789 errichtet worden war. Er starb schließlich als Chef des gesammten preußischen Medicinalwesens an einer Atheromatose am 5. September 1832 zu Berlin. — Schon in seiner Inauguralabhandlung hat L. ein Werk von geschichtlicher Bedeutung geschaffen. Zu einer Zeit, wo eben in Frankreich Pinel, in England Perfect die Psychiatrie in neue Bahnen lenkten, gab er Deutschland in dieser kleinen Schrift eine Arbeit, „welche nicht blos bei ihrem Erscheinen, sondern auch geraume Zeit nachher gleichsam als ein Canon für die Erkenntniß und Behandlung der psychischen Krankheiten angesehen wurde". Zwar hatte schon Georg Ernst Stahl in seiner Theoria medica vera den Anfang zu einer neuen wissenschaftlichen Bearbeitung der Geistesstörungen gemacht, aber an eine praktische Lösung dieser Frage war er nicht gegangen. L. fußt einerseits zwar noch zum Theil auf den theoretisirenden Ansichten Stahl's, was ihn andererseits aber auszeichnet, das ist die präcise und gediegene Festsetzung und Begründung seiner Methode, das ist die ungemeine Anregung, welche er mit ihr hervorgerufen hat. Von dieser Schrift geht die praktische Belebung der Psychiatrie in Deutschland aus, und als es L. vergönnt war seine Forderungen detaillirt zu formuliren, wie kurz und bündig, wie klar und energisch stellte er diese in seinem Berichte über die Umwandlung von St. Georgen auf (vgl. Allg. Zeitschrift für Psychiatrie, Bd. II S. 569), und wie vollkommen entsprach später seine Schöpfung der Trefflichkeit seiner Methode! Ein größeres Werk über die Natur und Heilung der Geisteskrankheiten, welches er angekündigt hatte, ist leider nicht erschienen, seine schriftstellerische Thätigkeit blieb auf sein Erstlingswerk be-

schränkt, nur eine Schrift von Aug. Fr. Schweigger „Ueber Kranken- und Armenanstalten zu Paris 1808" gab er heraus und versah sie mit Zusätzen. — Dagegen gestattete ihm seine Wirksamkeit im Ministerium einen maßgebenden und umfassenden Einfluß auf die Entwickelung des preußischen Irrenwesens, und war es ihm noch gegönnt die zwei ersten Heilanstalten zu Siegburg und Leubus entstehen zu sehen. Noch ein anderer bisher vernachlässigter Zweig der Medicin dankt L. seine Reformirung und Förderung, nämlich die Thierheilkunde. Die wissenschaftliche Bedeutung der Berliner Thierarzneischule und die Organisation des thierärztlichen Dienstes in Preußen sind hauptsächlich sein Werk.

Vgl. Callisen, Bd. XXIX S. 441 und Ideler in Preuß. med. Vereinszeitung 1832 S. 67. Pandorf.

Langermann: Lorenz L., als ascetischer Schriftsteller zu nennen, gehört einer in Hamburg seit dem 16. Jahrhundert weit verbreiteten Familie an. Er ward am 27. November 1556 in Hamburg geboren und starb ebenda im August 1620 im 64. Lebensjahre. Er soll Klosterschreiber in Itzehoe gewesen sein, dann in Kriegszeiten sich wieder nach Hamburg begeben haben, wo er im J. 1587 eine Domherrnstelle erhielt und hernach Senior des Capitels ward. Es wird nach späteren Angaben und auch nach dem Zeugniß von Erdmann Neumeister (vgl. unten) nicht zu bezweifeln sein, daß L. der ursprüngliche Verfasser des Büchleins „Kreuzschule oder des rechten Christenthums Wahrzeichen, bestehend in einem ausführlichen christlichen Unterrichte von dem lieben Kreuze" u. s. f. ist, welches zuerst im J. 1606 von Valentin Wudrian, Hauptpastor zu St. Petri in Hamburg, herausgegeben und dann in mehr als 60 Ausgaben, auch in holländischer und dänischer Uebersetzung und zwar meistens unter Wudrian's Namen erschienen ist. Ebenso ist L. der Verfasser der „Schola pietatis catecheticae, das ist Katechismusschule, oder ..... Meditationes ..... über die Hauptstücke des Catechismi Lutheri", die zuerst Hamburg 1628 erschien, hernach mehrfach wieder und vor Allem im J. 1721 mit einer Vorrede von Erdmann Neumeister herauskam. Daß dieses letztere, recht umfangreiche Werk von dem gleichnamigen Sohne unseres L. (geb. zu Hamburg 1595, † als Decan des Domcapitels ebenda im J. 1658) sei, wie Moller in der Cimbria literata für möglich hält, ist durch Neumeister's Angabe (in der Vorrede der Ausgabe von 1721) ausgeschlossen; doch mag der Sohn das Werk seines Vaters nach dessen Tode herausgegeben haben. — Eine Tochter des älteren Lorenz L., Margaretha, geb. 1594, heirathete den Dr. David Gronov und war die Mutter des berühmten Philologen Johann Friedrich Gronovius.

Molleri Cimbria literata I, p. 339 s. — Rotermund zum Jöcher III, Sp. 1258 f. F. Georg Buek, Die Hamburgischen Oberalten, Hamb. 1857, S. 102. Lexikon der Hamb. Schriftsteller IV, S. 344 ff. l. u.

Langermann: Lucas L., Sohn des jüngeren und Enkel des älteren Lorenz L., vgl. den vorigen Artikel, wurde am 17. October 1625 zu Hamburg geboren, studirte Jurisprudenz, ging dann nach Holland, wo seine philologischen Studien ihn mit den berühmtesten Gelehrten, Daniel Heinsius, seinem Vetter Johann Friedrich Gronovius und anderen in Verbindung treten ließen. Mit Nicolaus Heinsius, dem Vater Daniel's, machte er später eine Reise nach Italien, wo er seine philologischen Studien fortsetzte. Hernach ging er auch noch nach Frankreich und Schweden. Nachdem er im J. 1655 in Tübingen Doctor der Rechte geworden, kehrte er in seine Vaterstadt zurück und lebte nun ganz der juristischen Praxis, so daß er zum Leidwesen seiner Freunde seine philologischen Arbeiten völlig liegen und seine reichen Excerpte verkommen ließ. Im J. 1664 übernahm er die Functionen des Syndikus des Domcapitels, 1679 ward er Capitelsenior; am 2. Februar 1686 ward er Decan des Domcapitels, starb aber schon

am 10. Mai desselben Jahres. Er besaß eine merkwürdige Bibliothek, deren Katalog gedruckt ist. Auf der hamburgischen Stadtbibliothek befinden sich Briefe von Nicolaus Heinsius und anderen Gelehrten an L. im Manuscript.

Moller, Cimbria literata I, p. 330 ss. — Jöcher II, Sp. 2262. — Rotermund III, Sp. 1259. — Lexikon der hamb. Schriftsteller IV, S. 348 ff.

l. u.

Langethal: Christian Eduard L., Dr. phil., ordentlicher Professor der Botanik, insbesondere für Pflanzenphysiologie und landwirthschaftliche Pflanzenkunde an der Universität Jena, † den 25. Juli 1878. — Im J. 1806 in Erfurt geboren und durch den Besuch höherer Schulen auf das Universitätsstudium vorbereitet, widmete er sich in Jena während der Jahre 1827—1830 den naturwissenschaftlichen und zwar mit besonderem Eifer den botanischen Studien. Nach Absolvirung derselben besuchte er noch das dortige unter der Leitung des Hofraths F. G. Schulze damals stehende landwirthschaftliche Lehrinstitut, um sich in einer weiteren Frist von zwei Jahren mit den bezüglichen Fachstudien vertraut und in den naturwissenschaftlichen Disciplinen nach speciellen Richtungen mehr bewandert zu machen. Als er dann im folgenden Jahre den Doctorgrad erlangt hatte, wurde ihm zum Wintersemester 1834/35 das Lehramt für Naturgeschichte an der kurz zuvor errichteten landwirthschaftlichen Akademie Eldena bei Greifswald übertragen. Hier wirkte er mit seinem vormaligen Lehrer Professor Schulze, welcher die Direction von Eldena seit der Eröffnung übernommen hatte, für eine Reihe von Jahren zusammen. In dieser bis 1839 währenden Periode seiner Wirksamkeit war L. schon als ein tüchtiger und strebsamer Lehrer erkannt worden, ihn hielt jedoch die große Summe von Lehraufgaben, denen er mit ganzer Kraft oblag, noch von einer freieren Entfaltung seiner besonderen Fähigkeiten ab. Als demnächst Hofrath Schulze sich wieder nach Jena wandte, fand sich auch für L. willkommener Anlaß dahin zurückzugehen, indem er als außerordentlicher Professor für Botanik an die dortige Universität berufen wurde. Nunmehr war ihm die Gelegenheit gegeben den Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit mehr in bestimmte Richtungen zu verlegen, und wenn er auch seine Lehrkraft ebenso der Universität wie der von Schulze wiederum dirigirten landwirthschaftlichen Lehranstalt zu widmen hatte, so konnte er sich dennoch mit bestem Erfolge die Aufgabe erwählen, die Botanik in ihren Beziehungen zur Landwirthschaft wissenschaftlich zu bearbeiten. Die beste Frucht dieser Bestrebungen ist zwar in seiner Lehrthätigkeit gereift und durch dieselbe zum Nutzen seiner zahlreichen Hörer verwendet worden, aber es sind auch verschiedene litterarische Werke Langethal's durch die gleichen Lichtpunkte bereichert worden. Davon gaben vor allen Dingen Zeugniß seine „Beschreibung der Kulturgewächse Deutschlands", sowie sein „Handbuch der landwirthschaftlichen Pflanzenkunde", welches schon seit 1841—45, wo es zuerst erschien, sehr große Verbreitung gefunden hatte und in der nach dem neueren Standpunkte der Wissenschaft umgearbeiteten 5. Auflage (Berlin 1874/76) noch heute als das gediegenste und vorzüglichste Lehrbuch dieser Art geschätzt wird. Außerdem veröffentlichte L. schon früher eine „Terminologie der beschreibenden Botanik" und führte in Verbindung mit Schlechtendal und Schenk die vormals von Zenker begründete „Flora von Thüringen" fort. Eines seiner Hauptwerke bildet noch die bis jetzt in ihrer Art einzig dastehende „Geschichte der deutschen Landwirthschaft" (4 Bde., Jena 1847—56), in welcher L. eine große Summe der gründlichsten Studien niedergelegt hat; später gab er im weiteren Verfolg derselben Studien die in gewissem Zusammenhange mit jenem Werke gehaltene „Geschichte der Landwirthschaft in ihrer Verbindung mit der allgemeinen Geschichte" in dem Historischen Taschenbuche (Jahrg. 1863) heraus und führte damit seine bezüglichen Forschungen zu einem schönen Abschluß. Für

kurze Zeit war L. auch mit der Leitung der genannten landwirthschaftlichen Lehranstalt in Jena betraut, er füllte jedoch mit dieser Function eigentlich nur ein Interimisticum aus, welches vom Tode des Hofrathes Schulze bis zu der 1861 erfolgten Succession durch Stöckhardt währte. L. hat nach wie vor mit unablässigem Eifer den Interessen dieser Anstalt zu dienen und den Ausbau der von ihm vertretenen Zweige der Wissenschaft zu fördern gesucht; er war seinen Schülern nicht nur ein ausgezeichneter, mit voller Hingebung wirkender und Zuneigung erweckender Lehrer, sondern auch ein treuer Rathgeber und Freund, wo er als solcher auf den von ihm beherrschten Gebieten von nah' oder fern gesucht wurde. Seine Leistungen hatten ihm aber auch die ungetheilte Anerkennung der Mitlehrer und Berufsgenossen, sowie die dankbare Verehrung seitens der aus seinem Auditorium hervorgegangenen Männer eingetragen, und diesen Gesinnungen sucht noch heute ein aus beiden Kreisen zusammengetretenes Comité einen würdigen Ausdruck in dauernder Form zu verleihen.

Vgl. Landwirthschaftliche Presse, redigirt von Hausburg, Berlin 1878, ferner Wiener landw. Zeitung, herausgeg. von H. Hitschmann, Jahrg. 1878, ergänzt durch Privatmittheilungen. C. Leisewitz.

Langevelt: Rutger van L., Maler und Architekt, wurde im J. 1635 zu Nymegen geboren. Er reiht sich den holländischen Baumeistern Memhard und Smids an, welche durch Uebertragung ihrer heimathlichen Renaissancearchitektur auf den Boden der Mark die neue Entwickelung der Baukunst Berlins einleiteten. In Holland und Frankreich herangebildet, bewährt auf theoretischen und praktischen Gebieten der Kunst, wurde er im J. 1678 vom großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg als Hofmaler, Baumeister und Lehrer der Mathematik berufen. Er schrieb über Civil- und Kriegsbaukunst, malte als Director der Akademie zu Berlin Bilder meist historischen und kirchlichen Inhalts, erbaute von 1678—1687 in den einfachsten und strengen Formen holländischer Renaissance die alte Dorotheenstädtische Kirche zu Berlin und entwarf 1681 den Plan zum Schlosse zu Köpnick. Er starb hoch angesehen im J. 1695 zu Berlin, wo ihm seine Wittwe Aletta de Man, aus vornehmem Gelder'schen Geschlechte, in der Neustädtischen Kirche ein prächtiges Grabdenkmal errichten ließ. — L. hinterließ einen Sohn, Namens Wilhelm, der als Zeichner und Bildnißmaler wirkte. v. Donop.

Langhanß: Christoph L., Reisebeschreiber, in Breslau geboren, ging, nachdem er bereits eine Reise nach Westindien, wahrscheinlich als Seemann, gemacht hatte, 1693 als Soldat über Hamburg und Amsterdam nach Niederländisch-Indien, kehrte 1696 zurück und machte in den folgenden Jahren noch mehrere Reisen, darunter nach Grönland, bis er sich in seiner Vaterstadt zur Ruhe setzte, von wo er im J. 1705 die Vorrede zu seiner Reisebeschreibung datirte, welche im selben Jahre als „Neue Ost-Indische Reise" in Leipzig erschien. Das Buch gehört zu den beachtenswertheren seiner Gattung, denn L. war ein guter Beobachter und ein möglichst unbefangener Schilderer. Auch erstreckten sich seine Reisen, welche er theilweise in Begleitung des Commissars der niederländischen Compagnie machte, über seltener besuchte Theile des Archipels und Vorderindiens. Beachtenswerth für die Entwickelung der Kenntnisse des „Südlandes" ist auch sein Besuch des „Williams River" auf der Reise nach Batavia. Am wenigsten kritisch sind seine ethnographischen Mittheilungen, vorzüglich die über die Hottentotten, während er zur Charakteristik der niederländischen Colonialverwaltung Beiträge liefert, welche geschichtlichen Werth beanspruchen können. J. Beckmann hat dieses Buch in „Litteratur der älteren Reisebeschreibungen, I." eingehend gewürdigt. Ratzel.

Langhans: Karl Gotthard L., Baumeister, ist im J. 1733 zu Landshut in Schlesien geboren. Seine künstlerische Thätigkeit fällt vorwiegend in die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. von Preußen. L. strebte durch geschichtliche Studien und Vervollständigung seiner Kenntnisse auf Reisen in den Jahren 1759—1775 eine umfassende Bildung an. Als Kriegs- und Oberbaurath in Schlesien thätig, entwarf er den Plan zum Gräflich Hatzfeld'schen Palais, jetzt Regierungsgebäude, in Breslau und wurde im J. 1787 als Vertreter des classischen Stils und als Nachfolger Gontard's zum umgestaltenden Ausbau des Opernhauses nach Berlin berufen. Sein Ruhm begründete sich auf den imposanten Bau des Brandenburger Thores daselbst, welches unter freier Verwerthung einiger vorbildlicher Motive von den Propyläen des Mnesikles zu Athen in der Zeit von 1789—1793 errichtet ist. Im Gesammteindruck von mächtiger Wirkung bildet das Thor, wiewol die Formen und Verhältnisse keineswegs dem reinen Classicismus entsprechen, einen kräftigen günstigen Abschluß der Straße und eine für Siegeseinzüge würdige Triumphpforte. Monumentales Ansehen ist auch der Herkulesbrücke vom Jahre 1787 eigen. Aus der Vorliebe für hallenartige Bauwerke erstanden darauf die Brückenkolonnaden in der Mohrenstraße mit Rundbögen auf gekuppelten Säulen. L. leitete ferner den Bau des anatomischen Amphitheaters der Thierarzneischule, eines Kuppelbaues mit vier Flügeln, lieferte 1789 die Entwürfe zum Schloßtheater und Belvedere im Schloßparke zu Charlottenburg, sowie zu zahlreichen palastartigen Privathäusern, namentlich an der Nordseite der Behrenstraße und vollendete bei unfreier Hand die Innendecoration des Gontard'schen Marmorpalais zu Potsdam. Minder glücklich fiel das Schauspielhaus aus, welches nach dem Brande durch den Prachtbau Schinkel's ersetzt worden ist. — Den Fachgenossen seiner Zeit und Umgebung im Allgemeinen überlegen, bewahrte sich L. als Zögling der im Zopf absterbenden Renaissance den freien Blick für die Schönheit und das Maaß hellenischer Kunst und die neu erwachende Romantik. Ohne originelle Schöpferkraft und bei mäßigem Ideenreichthum offenbart er in seinen Werken den Werth einer verständigen, durch Kenntnisse und Geschmack gehobenen Kunstrichtung. L. starb im J. 1808 auf seiner Besitzung Grüneiche bei Breslau.

Vgl. Berlin und seine Bauten. Herausgegeben vom Architektenverein zu Berlin. Berlin 1877. 2 Thle. v. Donop.

Langhans: Karl Ferdinand L., Baumeister, geb. den 14. Januar 1781 zu Breslau, Sohn des Erbauers des Brandenburger Thores in Berlin. Durch den Vater und in der Schule Friedrich Gilly's zu seinem Berufe erzogen, begab er sich zur weiteren Ausbildung auf Reisen. In Italien empfing er bestimmenden Einfluß auf seinen künstlerischen Entwickelungsgang durch das Studium der Monumentalbauten der Renaissance. 1819 zum königlichen Baurath ernannt, führte er in seiner Vaterstadt mehrere ansehnliche Bauten, vornehmlich die Börse (1824) aus. Bald nach Berlin berufen, errichtete er nach einem meisterhaft disponirten Grundrisse in den Jahren 1834—1836 das einfache, durch edle und stattliche Verhältnisse ausgezeichnete Palais des Prinzen Wilhelm von Preußen, jetzigen deutschen Kaisers, eine Schöpfung, in der sich L., ohne Schinkel's Schüler zu sein, demselben ebenbürtig erwies. Seine beim großen Theaterbau in Breslau gewonnenen Specialkenntnisse fand er Gelegenheit bei Erweiterung des Opernhauses in Berlin, welches im J. 1843 bis auf die Umfassungsmauern niedergebrannt war, zu verwerthen; die innere Ausstattung suchte er durch heiteren Rococoschmuck zu beleben. In Anerkennung der namhaften Verdienste, die sich L. als Theaterbaumeister erworben, wurde er in der Folge beauftragt, die Theater zu Stettin, Liegnitz, Dessau und Breslau theils neu zu errichten, theils wiederherzustellen. Die von ihm zum Victoriatheater in Berlin entworfenen Pläne

(veröffentlicht im Jahrgang 1860 der Zeitschrift für Bauwesen), welche die Möglichkeit der Umwandlung zweier Bühnen und Zuschauerräume in einen einzigen großartigen Festsaal zuließen, erlitten in der späteren Ausführung einige unerhebliche Abänderungen. Der bedeutsamste Monumentalbau von L. ist das Stadttheater zu Leipzig, welches namentlich durch den phantasievollen, mit der Parkanlage organisch verbundenen Bau der Rückseite die schöpferische Kraft des Architekten trotz seines hohen Alters bezeugte. Nachdem L. zu Anfang des Jahres 1867 das 70jährige Jubiläum seines Dienstantritts gefeiert hatte, starb er beinahe 89 Jahre alt zu Berlin am 22. November 1869.

v. Donop.

Langhans: Sebastian L., ist der Verfasser von tagebuchartigen Aufzeichnungen über die Einführung der Reformation in Magdeburg, die Zeit vom 6. Mai 1524 bis 3. Februar 1525 umfassend. Ueber seine Lebensumstände wissen wir nicht viel. Seit dem zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts bekleidete er das Amt eines Möllenvogts, in welcher Eigenschaft er noch 1538 genannt wird. Sein noch nicht vollständig herausgegebenes, aber viel benutztes Werk ist für den fraglichen Zeitraum der Magdeburgischen Geschichte eine überaus wichtige Quelle. Der Verfasser erzählt nur Selbsterlebtes; wesentlich sind es die Excesse, welche von der aufgeregten Menge, namentlich in der erzbischöflichen Neustadt-Magdeburg verübt werden. Die Schilderung dieser Ereignisse ist sehr lebendig und macht durchaus den Eindruck der Wahrheit. Der Verfasser selbst ist ein Gegner der Reformation und seinem Herrn, dem Cardinal Albrecht, treu ergeben. Höhere Gesichtspunkte allerdings vermißt man in der Darstellung von L. Das Original seines Werkes ist nicht mehr vorhanden, es ist nur noch in einer auf der Stadtbibliothek zu Magdeburg aufbewahrten Abschrift aus dem Jahre 1601 erhalten.

Vgl. Die „Historia“ des Möllenvoigtes Sebastian Langhans, betreffend die Einführung der Reformation in Magdeburg (1524). Herausgegeben vom Gymnasiallehrer Dr. G. Hertel. T. 1 In: Jahrbuch des Pädagogiums zum Kloster Unserer Lieben Frauen in Magdeburg. Magdeburg 1881.

K. Janicke.

Langhansen: Christian L., Mathematiker und Theolog, geb. den 25. Sept. 1660 in Friedland (Ostpr.), † den 19. Febr. 1727 in Königsberg. Er studirte Theologie und Philosophie, erwarb sich 1685 in letzterer Wissenschaft den Magistergrad und ward gleichzeitig als Diaconus an der Hauptkirche der Königsberger Altstadt angestellt. 1719 ward er wirklicher Pastor, 1720 Consistorialrath für das Samland. 32 Jahre lang war seine Gesundheit eine so feste, daß er von dem leisesten Krankheitsanfalle verschont blieb, dann aber erlag er um so rascher einem Schlagflusse. Längere Zeit hindurch war L. auch Docent für Philosophie und Mathematik an der Königsberger Universität und verfaßte als solcher eine Anzahl von akademischen Gelegenheitsschriften, z. B. „Ueber die archimedische Untersuchung der Krone des Königs Hiero“ (1686), „Ueber die Berechnung der regelmäßigen Polyeder“ (1687), „Ueber die Inhaltsbestimmung der Fässer“ (1687), letztere ein eifrig diskutirtes Problem jener Epoche. Langhansen's Predigten sind gesammelt herausgegeben worden.

Jöcher. — Buck, Leben einiger verstorbener preußischer Mathematiker, Königsberg 1764.

Günther.

Langhansen: Christoph L., Astronom und Theolog, geb. den 9. November 1691 zu Königsberg i. Pr., † ebenda den 14. März 1770, Sohn des Mathematikers Christian L. (s. d. Art.), studirte unter der Leitung seines Vaters und ward 1717 Extraordinarius, 1725 Ordinarius der Theologie an der Universität seiner Vaterstadt. Später ward er auch zum Consistorialrath und Hofprediger

ernannt. Die Berliner Akademie ernannte ihn zu ihrem correspondirenden Mitgliede, als welches er in den „Misc. Berol." für 1723 und 1734 seine Berichte über die Sonnenfinsternisse vom 4. August 1720 und vom 13. Mai 1734 veröffentlichte. Seine übrigen astronomischen Gelegenheitsschriften beziehen sich auf die Schiefe der Ekliptik, die sphärische Gestalt der Erde, die Parallaxenrechnung und auf ein am 17. März 1716 beobachtetes Nordlicht von ungewöhnlicher Intensität.

Poggendorff, Biogr.-liter. Handwörterbuch, 1. Bd., S. 1371.

Günther.

Langjan, Maler, siehe **Bockhorst**.

Langmann: Adelheid L., aus einem Nürnberger Geschlechte, wurde zwischen 1325—1330 Nonne im Kloster Engelthal bei Nürnberg, wo sie am 22. Nov. 1375 starb. Getreu den Traditionen ihres Klosters, in dem in der Blüthezeit der Mystik das visionäre Leben geradezu typisch war — wir besitzen im Büchlein „Von der genaden uberlast" (herausgegeben von Karl Schröder 1871) einen auf Befehl der Priorin verfaßten Bericht über das visionäre Leben der dortigen Schwestern —, zeichnete auch die L. in ähnlicher Weise wie ihre berühmtere Mitschwester Christina Ebner (1277—1356) ihre Erlebnisse auf. Aus ihren Tagebüchern, insbesondere aus den Jahren 1330—1347, und nach mündlicher Ueberlieferung entstanden ihre Offenbarungen, die uns in zwei Handschriften erhalten sind. Die ziemlich einförmigen Aufzeichnungen berühren die Zeitverhältnisse des 14. Jahrhunderts nur wenig, dennoch bilden sie ein nicht zu unterschätzendes Glied in der Reihe der Visionen, die uns namentlich aus den Frauenklöstern des deutschen Mittelalters erhalten sind. Häufige körperliche Selbstpeinigungen und sonstige übermäßige Askese wechselten bei Adelheid mit Erregungen, Verzückungen und göttlichen Einsprachen, deren Ruf nicht auf die Klosterräume Engelthal's beschränkt blieb. Verschiedentlich wurde sie von Auswärtigen aufgesucht, die von ihr Rath und Trost, oft auch Heilung erhofften. Sie selbst war wiederholt von Selbstmordgedanken gequält. In Sprache und Anschauungen — es finden sich viele Anklänge an das Hohe Lied — wurde sie beeinflußt von ihrem geistlichen Freunde und Berather Ulrich, dem späteren Abte von Kaisheim (1340 bis 1360), der auch mit Margarethe Ebner in Medingen und Heinrich von Nördlingen befreundet war.

Die Offenbarungen der Adelheid Langmann, herausg. von Ph. Strauch, Straßb. 1878. Vgl. Anz. f. deutsches Alterthum 6, 214 f. und Schönbach, Beilage zur Wiener Abendpost 1878, Nr. 129 u. 130.

Strauch.

Langmantel: Hans L., siehe: **Langenmantel**, Eitelhans.

Langrehr: Ernst Arnold Karl Friedrich L., geb. zu Celle am 3. October 1802, ließ sich 1827 in Lüneburg als Advocat nieder, wurde 1838 in den Rath gewählt und erhielt die Stelle als „Prätor und Gerichtsbefehlshaber", eine Stellung, die mit der alten Stadtverfassung bis 1847 dauerte, dann war er erster Stadtrichter und wurde mit der hannoverschen Gerichtsorganisation von 1852 Obergerichtsrath, 1858 trat er in Ruhestand und starb am 17. October 1863. Er galt als guter Jurist und als Autorität im Stadtrechte, war dabei eine feurige, liebenswürdige Natur, voll dichterischer Begeisterung, mit einer gutmüthig humoristischen Ader und von feinem Gefühl für edle Kunstrichtung und Uebung. Seine Gedichte, meist Gelegenheitspoesie, sind als solche sehr anerkennenswerth; höheren Schwunges sind seine Helgolander Lieder, aus der Liebe zu der schönen Insel entstanden, die er alljährlich, wenn er konnte, aufsuchte. Er hat 1830 in Lüneburg eine Sammlung seiner Gedichte unter dem angenommenen Namen Isidor Bürger erscheinen lassen. Die Hoffnungen von 1848

erregten ihn tief; Kaiser und Reich, den Sehnsuchtstraum aus seiner Jugend, sah er wieder erstehen, das Scheitern der Erwartung und gleichzeitig der Tod seines ältesten hochbegabten Sohnes beugten ihn tief. Während der Zeit des Frankfurter Parlaments nahm er an der Herausgabe eines politischen Wochenblattes, „Vorwärts", von der Färbung des linken Centrums theil. Aus seiner Ehe mit einer Tochter des Lüneburger Oberbürgermeisters und letzten Dechanten des Domstiftes zu Bardowik, Kraut, hat ihn ein Sohn überlebt. Krause.

Langsdorff: Georg Heinrich Freiherr v. L., Naturforscher und Reisender, geb. 1774 zu Wöllstein in Rheinhessen, † den 29. Juni 1852 zu Freiburg im Breisgau. L. besuchte die Schule zu Buchsweiler im Elsaß und das Gymnasium zu Idstein. In Göttingen widmete er sich darauf dem medicinischen Studium mit solchem Eifer, daß er schon 1797 mit der Doctorwürde bekleidet ward. Doch war sein Sinn mehr auf die Wissenschaft als den Broterwerb gerichtet und er setzte vorzüglich seine naturwissenschaftlichen Studien mit Eifer fort. L. hatte das Glück eine Vorschule zu gewinnen, wie er sie selbst in der Vorrede zu seinen „Bemerkungen" kennzeichnet, indem er sagt. „Um Reisen mit Nutzen zu machen, dazu wird gewissermaßen eine besondere Kraft erfordert, die man sich nicht wohl anders als eben durch frühere Reisen zu eigen machen kann." Sogleich nachdem L. in Göttingen die medicinisch-chirurgische Doctorwürde angenommen hatte, begleitete er den Prinzen Christian von Waldeck, der als Generalissimus zur portugiesischen Armee ging, nach Lissabon. Prinz Christian, der selber Gelehrter und Freund der Wissenschaft war, lieh ihm Anregung und Unterstützung in den nicht unmittelbar mit dem Fach zusammenhängenden Naturstudien. 1798 begleitete L. den Prinzen auf einer Reise durch Portugal und trat nach dessen 1799 erfolgtem Tode als Arzt bei den in Portugal stehenden Hülfstruppen ein, mit welchen er 1801 den Feldzug in Spanien mitmachte. Nach dem Frieden von Amiens verabschiedet, kehrte er 1803 nach Deutschland zurück, wo bereits in Göttingen seine reichen naturhistorischen Sammlungen lagen. In der Bearbeitung derselben begriffen, erhielt er durch russische Freunde, die er in Spanien gewonnen, die Nachricht von der Krusenstern'schen Expedition und eilte, um mit ihr in Kopenhagen zusammenzutreffen. Wiewol man von Petersburg aus ihm keine formelle Erlaubniß zur Mitreise ertheilte, wußte er dieselbe bei Krusenstern und Resanoff durchzusetzen und er machte nun an Bord der „Nadeschda" die ganze große Reise mit, deren Verlauf wir in Krusenstern's Leben (s. oben S. 270) zu zeichnen versuchten. Im Peter-Pauls-Hafen auf Kamschatka trennte er sich 1805 von der Krusenstern'schen Expedition, um mit Resanoff zusammen Russisch-Amerika und Californien zu besuchen und kehrte dann von Kamschatka über Jakutsk, Irkutsk, Tobolsk 2c. zurück. Den 16. März (a. St.) 1808 traf L. in Moskau wieder ein. Er trat dann in russische Staatsdienste und ging als Geschäftsträger nach Brasilien. 1820 in Urlaub zurückgekehrt, suchte er, nicht ohne Glück, die deutsche Einwanderung nach Brasilien mit zu organisiren und kehrte mit 90 Einwanderern 1822 nach Brasilien zurück, von welchem Lande er einen großen Theil u. A. in Gesellschaft des Astronomen Rusżow und des Malers Rugendas durchzog. Nach erneuter Rückkehr siedelte er, durch tropische Fieber in einer Weise entkräftet, die ihn nie mehr zu geistiger Arbeit kommen ließ, nach Lahr und dann 1831 nach Freiburg i. Br. über, wo er den Rest seines Lebens verbrachte. Er starb dort am 29. Juni 1852. Langsdorff's Hauptwerk sind die „Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803—1807", welches reich mit Kupfern verziert 1812 in 2 Bänden in Frankfurt erschien. Der erste Band ist Kaiser Alexander I., der zweite Krusenstern gewidmet. Wiewol heute weniger beachtet als manche andere Reiseschilderung jener Zeit, kann Langsdorff's Werk immer nur in der ersten Reihe

der so reichen und bedeutenden polynesischen Reiselitteratur genannt werden. Nach dem Grundsatze „Strenge Wahrheitsliebe ist kein Vorzug, sondern Schuldigkeit eines jeden Reisebeschreibers" handelnd, hat L. einen Reisebericht geliefert, der zu den zuverlässigsten gehört, die man über die pazifischen Länder und Völker besitzt und man wird vor Allem die Krusenstern'schen Aufzeichnungen nur an der Hand der Langsdorff'schen mit vollem Verständniß lesen. Mehrere Bearbeitungen für die Jugend und für weitere Kreise bezeugen den Reiz, den der große Reichthum gut beobachteter und einfach geschilderter Thatsachen in diesem Werke auf die Leser übte. Das 14. Kapitel des zweiten Bandes, welches die kamtschadalischen Schlittenhunde und ihre Verwendung ausführlich schildert, ist in seiner Art musterhaft. L. hat außerdem die Pflanzen dieser Expedition bearbeitet in „Plantes recueillies" 1810—18. Im J. 1820 gab er ein „Mémoire sur le Brésil" für Auswanderer heraus. Von hervorragendem Werth sind seine mit Horner in den Schriften der Petersburger Akademie veröffentlichten „Stündliche Beobachtungen über die Schwankungen des Barometers in den Tropen". Mehrere tüchtige kleinere Arbeiten über den kamtschadalischen Fliegenschwamm, über Kamtschatka's Erzeugnisse, über die Entstehung einer neuen Insel im Aleuten-Archipel u. A. erschienen in verschiedenen deutschen und russischen Zeitschriften. Doch scheint L. nach 1826 nichts mehr unter seinem Namen veröffentlicht zu haben.

Vorrede zu den „Ergebnissen". — N. Nekrolog d. Deutschen, XXX. — Bildniß in den N. Ephemeriden, 1811. Ratzel.

Langsdorf: Johann Wilhelm L., berühmter Salinist, war am 5. Dec. 1745 als Sohn eines Beamten der Saline zu Nauheim geboren und sog sozusagen mit der Muttermilch zugleich auch die Neigung zum Salinenfache ein, in dem er später sich so sehr auszeichnete. Nach dem Besuche der Schule zu Friedberg und des Gymnasiums zu Hanau beschäftigte sich L. zuerst in der Amtsstube zu Nauheim, um praktisch den Geschäftsgang kennen zu lernen und bezog alsdann 1765 die Universität Göttingen in der Absicht sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen, betrieb aber zugleich auch mathematische Studien. Um sich die mangelnden Kenntnisse in der Baukunst und Maschinenlehre anzueignen bezog er sodann die in diesen Fächern damals berühmte Universität Greifswald. Von der Universität zurückgekehrt übernahm L. 1769 erst eine Advokatenstelle in Friedberg, die er 1770 mit einer gleichen Stelle in Homburg an der Höhe vertauschte und erwarb sich hier in Abwickelung schwieriger Rechtsgeschäfte sehr großes Ansehen. Gleichwol mißglückte ihm damals der Versuch, die Stelle seines Vaters an der Saline Nauheim zu erlangen. Seine nach und nach zu Tage tretenden ausgezeichneten Kenntnisse im Salinenfache und Bauwesen gaben zwar später Veranlassung, L. mit der Untersuchung des Salzwesens jenes Landes zu beauftragen, doch erst seine vortreffliche Publikation „Kurze und gründliche Anleitung zur Kenntniß der Salzwerksachen" 1771, die bei dem gänzlichen Mangel an derartigen Werken in der Litteratur mit großem Beifall aufgenommen wurde, verschaffte ihm 1776 einen Ruf als Kammerrath nach Darmstadt, wo er das Referat über das Salinenwesen, besonders über die Saline Salzhausen zugetheilt erhielt. Zunächst beschäftigte sich L. mit der Erweiterung und Neuherstellung dieser Saline. Um die hierbei nöthigen Bauten gehörig überwachen zu können, war L. 1778 nach Salzhausen übergesiedelt. Auch schriftstellerisch blieb L. in dieser Stellung nicht unthätig. 1781 gab er eine umfassende Salinenkunde unter dem Titel „Ausführliche Abhandlung von Anlegung, Verbesserung und zweckmäßiger Verwaltung der Salzwerke" in 2 Bänden heraus. Mit seinem Bruder Karl Christian gemeinschaftlich veröffentlichte L. dann 1785: „Sammlung praktischer Bemerkungen für Freunde der Salzwerkskunde". Beide Werke galten lange Zeit hindurch als das Vorzüglichste auf diesem Gebiete. Die

kurpfälzische Gesellschaft in Mannheim anerkannte seine Verdienste durch Ernennung zu ihrem Mitgliede. Eine Berufung als Salinendirector nach Schleswig lehnte L. ab, erhielt aber dafür 1803 bei der neu errichteten Hofkammer in Gießen die Stelle eines ersten Raths, 1808 die eines Vicedirectors und Geheimen Raths und endlich wurde er 1813 zum zweiten Director befördert. Inzwischen hatte L. an einer „Geschichte des Salzwerks Salzhausen" gearbeitet, welche in den Schriften der genannten kurpfälzischen Gesellschaft erschien. Auch versuchte er sich in der Lösung der Frage: „Wie kann in Deutschland die Zunftverfassung am zweckmäßigsten modificirt werden" durch eine 1817 erschienene diesbezügliche Schrift. Bei strenger Berufstreue und Rechtlichkeit neigte sich L. dem Mysticismus zu und ein 1825 in Tübingen erschienener, nach Swedenborg'schen Grundsätzen verfaßter Katechismus wird ihm zugeschrieben. Das Jahr 1820 brachte L. die wohlverdiente Versetzung in den Ruhestand, in dem er am 5. Februar 1827 zu Gießen starb.

Scriba, Lex. d. Schriftst. d. Großh. Hessens im 19. Jahrh., 1831—45.

Gümbel.

Langsdorf: Karl Christian v. L., Mathematiker und Technolog, geb. den 18. Mai 1757 in Nauheim, † den 10. Juni 1834 in Heidelberg, Sohn eines Salinenarchivars. Die Erinnerungen der Jugend waren für ihn ebenso maßgebend wie für seinen älteren Bruder Joh. Wilhelm (s. o.), der sich auf dem Gebiete der Salzwerkskunde einen Namen machte; denn nachdem er das Gymnasium zu Idstein absolvirt und von 1774—76 in Göttingen, 1776—77 in Gießen studirt hatte, sehen wir ihn ebenfalls in Nidda sich dem Studium der Salinen widmen. Ebenso prakticirte er kurze Zeit in Salzhausen. Die akademische Laufbahn, welche er als Privatdocent in Gießen betrat, vermochte ihn nicht lange zu fesseln, vielmehr trat er bald als Gerichts- und Verwaltungsbeamter in eine praktische Carrière ein und war zuerst als Landrichter in Mühlheim a. d. R., sodann als Saineninspector zu Gerabronn im württembergischen Franken (damals zur Markgrafschaft Ansbach gehörig) thätig. Von 1796—1804 wirkte er als Professor der Maschinenkunde in Erlangen, wo er sich entschiedene Verdienste um die Verbesserung des technologischen Cabinets erwarb. In Wilna, wohin er von Erlangen berufen wurde, lehrte L. Mathematik und Technologie, doch verblieb er daselbst nur zwei Jahre und ging 1806, mit dem russischen Adelsprädikate versehen, als Ordinarius nach Heidelberg. Diese Berufung scheint nicht ohne Schwierigkeit vor sich gegangen zu sein, und in der That war Langsdorf's Concurrent, Bürmann, ein weit besserer Mathematiker, vom theoretischen Standpunkt aus betrachtet. Als Technologe ausgezeichnet, ließ es Ersterer, sobald es sich um die Anwendung der Mathematik auf praktische Fragen handelte, häufig an der erforderlichen Strenge fehlen und selbst sein bestes, nach vielen Richtungen neue Wege eröffnendes Werk, das „Lehrbuch der Hydraulik", leidet unter diesem Gebrechen. Dagegen sind seine zahlreichen Schriften über Salinenwesen, besonders das fünfbändige Handbuch „Vollständige auf Theorie und Erfahrung gegründete Anleitung zur Salzwerkskunde" (Altenburg 1784—96) sehr verdienstlich zu nennen. Als jene beiden mathematischen Leistungen Langsdorf's, welche zu seinen besten zählen und auch heute noch der Berücksichtigung werth erscheinen, seien noch die „Erläuterung der Kaestner'schen Analysis endlicher Größen" (Mannheim 1776—1778) und die „Grundlehren der Photometrie" (Erlangen 1803—1805) genannt. Die Philosophie der Mathematik war dagegen des in erster Linie praktisch angelegten Mannes starke Seite nicht; wären z. B. die in dem Universitätsprogramm „Ueber die Unstatthaftigkeit des Principes der unendlichen Theilbarkeit" (Erlangen 1804) niedergelegten Grundsätze allgemein adoptirt worden, so wäre allerdings der gordische Knoten der höheren Analysis gelöst gewesen, aber doch wol in etwas

gar zu bequemer Weise. Von Jugend auf sann L. mit Vorliebe über religiöse Fragen nach; auch litterarisch bethätigte er seine Vorliebe hierfür („Gott und Natur, Religion Christi und Religion der Christenheit", 1828. „Einfache Darstellung des Lebens Jesu", 1831), und seine Biographen Paulus und v. Reichlin-Meldegg rühmen ihm nach, daß er mit Ernst und Eifer nach Klarheit über die theologischen Principien gestrebt habe, mochten auch die Ergebnisse seines Forschens von den staatlich anerkannten Bekenntnissen nicht unerheblich abweichen.

Meusel, Gelehrtes Teutschland, 4. Bd. — Voigt, Neuer Nekrolog der Deutschen, 10. Bd., S. 461. Günther.

Langstedt: Friedrich Ludwig L., geb. zu Königsee den 23. Juli 1750, † 1804 in Göttingen. Nachdem er auf dem Gymnasium in Rudolstadt seine Vorbildung erlangt hatte, studirte er Theologie und wurde 1781 Feldprediger des kurhannöverschen 15. Infanterieregiments, mit welchem er sich nach Ostindien einschiffen mußte. Sein Gesundheitszustand nöthigte ihn jedoch 1787 von Madras aus wieder nach Deutschland zurückzukehren. Unterwegs hielt er sich fast einen Monat auf der Insel Helena auf, deren Beschreibung er in der Erzählung von seinen „Reisen nach Südamerika, Asien und Afrika" (Einbeck 1804) verwebt hat. Von 1788—1793 lebte er zu Hildesheim und Göttingen, wo er Sprachunterricht ertheilte und, nachdem er von der philosophischen Facultät zu Marburg die Doctorwürde honoris causa erhalten hatte, Lector der englischen Sprache wurde. Seine Schriften, welche englische Sprache, Botanik, Reisen, die evangelische Mission und überseeische Produkte betreffen, finden sich in Meusel's gelehrtem Teutschland angegeben. Hinzuzufügen sind: „Unparteiische Revision der im 12.—15. Stücke des Hannöverschen Magazins 1790 vorkommenden Abhandlung über das Vorgebirge der guten Hoffnung und Ostindien, von Kapitän Munro in seinen military Transactions of India", abgedruckt im Hildesheimer Magazin 60.—68. Stück, 1790, und „Briefe vermischten Inhalts mit untergelegten englischen Ausdrücken und Redensarten", Leipzig 1803.

Vgl. u. A. Hesse's Verzeichniß geborner Schwarzburger ꝛc., Schulprogr., Rudolstadt 1816, 4°. Anemüller.

Languet: Hubert L. ist allerdings kein Deutscher von Geburt, verdient aber wegen seines langen Aufenthalts in Deutschland und wegen seiner nahen Beziehungen zu deutschen Gelehrten und Fürsten an dieser Stelle seinen Platz. Er ist in Vitteaux 1518 geboren, genoß eine gute Erziehung, wurde mit classischer Bildung vertraut und machte nach der Sitte des 16. Jahrhunderts seine Studienreise nach Italien. Dort (1547) erlangte er durch die Lectüre von Melanchthon's Loci communes Befreiung von manchen religiösen Zweifeln, die ihn schon lange gequält hatten. Da er aber auch durch diese Schrift keine rechte Klarheit über die Abendmahlsfrage erlangen konnte, so reiste er 1549 zu dem Verfasser und lebte von da an bis zu Melanchthon's Tode in engster Gemeinschaft mit ihm. Durch ihn wurde er auch mit Joach. Camerarius bekannt und vertraut, der in seiner Biographie Melanchthon's dem Freunde eine liebevolle Schilderung widmete und, ebenso wie sein gleichnamiger Sohn, die Briefe Languet's treu aufbewahrte. Dieselben, 63 an den ältern von 1554—1574, 40 an den jüngern von 1554 bis 1579 sind von dem Sohne des Letztern, Ludwig, herausgegeben worden (Groningen 1646). Languet's Thätigkeit in Deutschland war eine vielseitige. Er war Politiker und Theologe, unterhielt mannigfache Beziehungen mit hervorragenden Männern und machte viele Reisen, theils als unabhängiger Privatmann, theils im Auftrage von Fürsten und Theologen. Wir finden ihn am kaiserlichen Hofe in Wien, als Theilnehmer am Convent zu Naumburg, in Augsburg, um gegen Schwenkfeld thätig zu sein, in Frankfurt, um mit Calvin zusammen zu treffen; wir sehen ihn thätig bei den Vermittlungsversuchen zwischen

Flacius Illyricus und den Wittenbergern. Seine Hauptthätigkeit, wenn auch nicht in, so doch für Deutschland oder wenigstens für einen deutschen Fürsten entwickelte L. von 1560—1572. Durch den kursächsischen Rath Ulrich Mordeisen, der dem wittenbergischen Kreise nahe stand, wurde er bewogen in die Dienste des Kurfürsten August von Sachsen zu treten. In dessen Auftrag ging er nach Paris und weilte in den genannten Jahren daselbst als kursächsischer Gesandter und Berichterstatter. Seine von dort geschriebenen Briefe sind, wenn auch nicht nach den Originalen und nicht vollständig, gedruckt von J. P. Ludwig in der Sammlung: „Arcana seculi XVI Huberti Langueti legati dum viveret et consiliarii saxonici secreta ad principem suum Augustum“, 2 Bde., Halle 1699. Diese Sammlung enthält aber weit mehr als die Gesandtschaftsberichte aus den genannten Jahren. Sie enthält einerseits die ferneren Sendschreiben (bis 1581), die L. an den Kurfürsten erließ, von dem er in herzlichstem Einvernehmen geschieden war, sowie die gesammte Correspondenz mit dem Rath Mordeisen, der ihn in kurfürstliche Dienste gebracht hatte. Den letzten Lebensjahren des Schriftstellers gehört eine dritte gleichfalls gedruckte Sammlung von Briefen an, die ebenso wie die früher erwähnten lateinisch geschrieben sind: 96 Briefe an den Engländer Philipp Sidney von 1573 bis 1580 (Frankfurt 1630, 2. Ausgabe Leyden 1646). Diese Briefe sind, bis auf die der letzten zwei Jahre, ausschließlich aus Deutschland und zwar aus Wien, Prag, Regensburg, Köln, Frankfurt datirt. Denn Languet's Aufenthalt in Paris hatte die Bartholomäusnacht ein Ende mit Schrecken bereitet. Er war mit seinem Freunde, dem Buchdrucker Wechel aus Frankfurt, glücklich dem Morden entkommen und lebte seitdem theils in Deutschland, theils in den Niederlanden. Er starb in Antwerpen 1581. Auch außer seinen Briefen hat L. manches Bemerkenswerthe, durchaus auf die damalige Geschichte und Politik Bezügliche geschrieben. Unbedeutend ist seine „Apologie ou défense de Guillaume, Prince d'Orange“ (1581), übrigens seine einzige französisch abgefaßte Schrift. Auf rein deutsche Verhältnisse bezieht sich die historische, aber eine That seines Herrn glorificirende Schrift „Historica descriptio susceptae a Caesarea Majestate executionis Augusto Saxoniae septemviro duce contra S. Rom. Imperii rebelles eorumque receptatorem et captae urbis Gothae soloque aequati castri Grimmensteinii, 13 Apr. 1567“, die in mehrfachen lateinischen Ausgaben, auch in einer deutschen Uebersetzung veröffentlicht worden ist. Die Schrift aber, der L. eine bleibende und bedeutende Stellung in der Litteraturgeschichte verdankt, ist die pseudonym 1581 erschienene, aber 1574 und in den folgenden Jahren wol unter dem Eindrucke der Bartholomäusnacht und der durch dieselbe erregten Gedanken entstandene „Vindiciae contra tyrannos sive de principis in populum populique in principem legitima potestate Stephano Junio Bruto Celta auctore“. Die Vorrede dazu schrieb einer der L. am nächsten stehenden französischen Freunde Duplessis-Mornay; eine französische Uebersetzung der Schrift erschien 1581, eine theilweise deutsche Uebertragung wurde von Rich. Treitschke besorgt, Leipzig 1846. Diese Arbeit, tief eingreifend in die damaligen religiös-politischen Kämpfe der Hugenotten mit den Katholiken, der französischen Adeligen gegen den Monarchen, ist zugleich eine politische Lehr- und Streitschrift allgemeinen Charakters. Sie zerfällt in vier Theile. Der erste Theil beantwortet die Frage: „Sind die Unterthanen verpflichtet, den Fürsten zu gehorchen, wenn sie etwas Unrechtes verlangen?“ mit Nein, mit Hinweis darauf, daß die Fürsten nicht unbedingte Stellvertreter Gottes seien und die Unterthanen das Recht, ja die Pflicht der Empörung gegen die göttliche Rechte sich Anmaßenden hätten. Das Recht zur Empörung wird im zweiten Theile den Unterthanen, d. h. nicht der bellua, der universa multitudo, sondern den Beamten, den Ständen eingeräumt, besonders dann, wenn die Fürsten dem Worte Gottes zuwiderhandeln und die Kirche

zu vernichten streben. Wie hier das Recht zur Empörung, so wird im dritten Theil das Wahlrecht mit aller Entschiedenheit betont: die Wahl des Königs durch das Volk bleibt ein unveräußerliches Recht, ebenso wie die Abhängigkeit des Fürsten von den Ständen in wichtigen Staatsangelegenheiten: eine Auflehnung gegen den Fürsten ist daher berechtigt, sobald ein Tyrann wider oder ohne den Willen des Volkes die Herrschaft an sich reißt, oder sobald ein zwar regelmäßig gewählter Fürst in Despotismus geräth. In der Bekämpfung eines solchen Herrschers, — das ist die Lehre des vierten Theils — müssen die benachbarten Fürsten den unterdrückten Unterthanen zu Hilfe kommen, denn die durch Jenen verletzte wahre Religion ist ein Gut, das Allen beschädigt wird, sobald es den Einzelnen verkümmert wird. — Languet's Vindiciae, in vortrefflichem Latein geschrieben, mit vielen sehr deutlichen Anspielungen auf zeitgenössische Ereignisse und Persönlichkeiten, sind zwar nicht von unmittelbarer Wirkung für Deutschland gewesen, aber sie mögen auf die Interventionstheorie der folgenden Jahrzehnte hervorragenden Einfluß geübt haben und sind schon deshalb wichtig, weil sie gewiß manche Ideen ausführen, die in Gesprächen mit deutschen Freunden erwogen worden sind.

Außer den angeführten drei Briefsammlungen sind zu vergleichen: Vita H. L. ed. Joh. P. Ludovicus. Halle 1700. H. Chevreuil, Etudes sur le 16. siècle. H. L. 2. Ausg. Paris 1856. Blasel, H. L., 1. Thl. Breslau 1872. Osk. Scholz, H. L. als kursächsischer Berichterstatter und Gesandter in Frankreich während der Jahre 1560—1572. Halle 1875.

Ludwig Geiger.

Langwerth von Simmern: Ernst Eberhard Cuno Freiherr L. v. S., Brigadegeneral der englisch-deutschen Legion, aus altem rheinischen Geschlechte am 20. April 1757 zu Hannover, wo sein Vater im Civilstaatsdienste stand, geboren, trat 1773 als Fähnrich in das kurhannoversche Infanterieregiment Garde, welches er bei Auflösung der Armee im J. 1803 als Oberstlieutenant commandirte, und war dann einer der ersten unter den hannoverschen Offizieren, welche die heimische Truppe auf Englands Boden als „King's german legion" wieder ins Leben riefen. L. speciell war ausersehen, dem Regiment Garde in dem zweiten Linienbataillon der Legion das Fortbestehen zu sichern. Liebe zum Vaterlande und treue Anhänglichkeit an seinen Kriegsherrn ließen für ihn die Sorge um den vom Vater ererbten Besitz zu Eltville im Rheingau, der in des fränkischen Gegners Machtbereiche lag, in den Hintergrund treten. Nachdem er an den Expeditionen der Legion nach dem nördlichen Deutschland in den Jahren 1805—1806, nach Rügen und Seeland 1807, nach Gotenburg 1808 Theil genommen hatte, gehörte er zu den Truppen, welche England im Herbst des letzteren Jahres nach Portugal sandte und welche von hier im nächsten Frühling unter Wellington nach Spanien rückten. Am 28. Juli 1809 kam es zur Schlacht bei Talavera de la Reyna; L., am 26. September 1808 zum Generalmajor ernannt, commandirte eine Brigade im Centrum; beim Vorgehen gegen den französischen Hauptangriff traf ihn eine Kugel vor die Stirn, welche seinem Leben sofort ein Ende machte. Die britische Nation ehrte sein Andenken durch ein Denkmal, welches sie ihm, in Gemeinschaft mit dem gleichfalls gebliebenen Generalmajor Mackenzie, in der St. Pauls-Kathedrale zu London setzte. Seiner Wittwe wurde die große goldene Medaille zugestellt, welche ihm für Talavera zuerkannt war.

N. Ludlow Beamish, Geschichte der königlich deutschen Legion, I, Hann. 1832.

Poten.

Lanken: Christoph Diederich Gustav v. d. L., als heimathlicher Geschichtsschreiber namhaft, geb. am 8. December 1780 zu Lankensburg auf der Halbinsel Wittow, † am 11. Mai 1831 zu Berlin. Einem der ältesten mit dem Rü-

gischen Fürstenhause verwandten Rittergeschlechte entstammt, wurde er nach dem frühen Tode seiner Eltern, des Kammerherrn Friedrich Christian v. d. L. und der Maria Margarethe Antonie v. Platen (seit 1787), von dem Superintendenten Droysen in Bergen, dem Pastor Dohrn in Barth und dem Conrector Niz in Wolgast vorgebildet, bezog Ostern 1798 die Universität Greifswald, setzte von Michaelis ab seine Studien in Jena fort und kehrte 1800 nach Greifswald zurück. Die beiden folgenden Jahre verlebte er auf Reisen und ließ sich dann nach seiner Vermählung mit einer Tochter des sächsischen Kanzlers Brandt v. Lindau zu Gera im Voigtlande häuslich nieder. Im J. 1805 zog er nach Veräußerung des väterlichen Erbgutes Wostewitz auf Rügen mit seiner Familie nach Berlin, kaufte 1806 das Gut Neu-Cladow bei Potsdam und wohnte daselbst, von den Kriegslasten schwer heimgesucht, bis 1811. In diesem Jahre kehrte er nach Rügen zurück und übernahm sein Erbgut Varnkewitz, lebte in der Folge aber von 1817—25 zu Greifswald und Cammin in Hinterpommern, wo er sich mit großem Eifer schriftstellerischer Thätigkeit, insbesondere der Erforschung pommerscher und rügenscher Geschichte, Geographie, Topographie und Statistik zuwandte. Außer einigen Gelegenheitsschriften, Beiträgen zur Zeitschrift „Hammonia“, zu der „Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber“ und zum „gelehrten Teutschlande“ und Recensionen in der „Hallischen Literaturzeitung“ veröffentlichte er als historiographischen Versuch den ersten Theil der „Rügenschen Geschichte“, Greifswald 1819, und „Blüthen der Muße“. Von diesen gibt das erste umfangreiche Werk (350 Seiten), wenn es auch mancher kritischen Berichtigung durch die neuere Forschung bedarf, zum ersten Male eine systematische Darstellung der rügenschen Geschichte und des Hauses Putbus in anmuthiger Form und lebendiger Sprache. Im J. 1830 richtete er zur Feier der Ueberreichung der Augsburgischen Confession „Auch ein paar Worte an die lieben Landsleute in Pommern“, welche Schrift wegen ihrer volksthümlichen Fassung die Aufmerksamkeit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm sowie des Staatsministers v. Altenstein und des Oberpräsidenten v. Sack auf sich zog. Beide hohe Staatsbeamte würdigten seine Vorschläge zur Hebung des Kirchen- und Schulwesens und legten sie bei späteren Anordnungen auf dem betreffenden Gebiete zu Grunde. Sein Plan, „ein Volksblatt für den heimathlichen Bauernstand“ zu begründen, war der Ausführung nahe gerückt, als der Tod seiner Thätigkeit ein unerwartetes Ziel setzte.

Biederstedt's Nachrichten von den jetzt lebenden Schriftstellern in Neu-Vorpommern und Rügen, Stralsund 1822, S. 70 u. 71, ergänzt und vervollständigt durch archivalische Mittheilungen des Regierungsrathes G. v. Rosen.

Häckermann.

Lankisch: Friedrich L., Buchdrucker und Buchhändler zu Leipzig in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Ueber sein äußeres Leben fehlen alle Nachrichten, seine Thätigkeit aber fällt zwischen die Jahre 1617 bis gegen 1630, denn um das Jahr 1632 findet sich auf Büchertiteln „Lankischens Erben“. Wichtiger ist sein Sohn gleichen Vornamens, der den 10. März 1618 zu Leipzig geboren wurde. Von seinem Vater den höheren Studien gewidmet, zeichnete er sich durch Anlagen und Fleiß so sehr aus, daß er bereits in seinem 16. Jahre das philosophische Baccalaureat erlangte. Hierauf besuchte er, um Theologie zu studiren, die Universitäten zu Wittenberg, Jena, Erfurt und Helmstädt und endlich wieder Leipzig, wo er auch Magister der Philosophie wurde. Da er jedoch schwächlichen Körpers war, so übernahm er auf Wunsch seiner Mutter, die eine Tochter des Leipziger Buchdruckers Valentins am Ende (geb. 1557, † 1614) war und welche bis dahin als „Erbe“ das Geschäft fortgeführt hatte, den väterlichen Buchhandel. Dieser erhielt von jetzt an eine größere Bedeutung,

weil L. 1652 eine Tochter des Buchhändlers Henning Große (Bd. IX. S. 748) geheirathet hatte, wodurch auch des letzteren Handlung mit der seinigen vereinigt wurde. Doch stand er selbst dem Geschäfte nicht vor, sondern ließ dasselbe durch Factoren verwalten und die Verlagsartikel erschienen, wie früher, so auch ferner unter dem Titel „Lankisch S. Erben". Eine seiner Töchter war an den Theologen Joh. Benedict Carpzow (Bd. IV. S. 20) verheirathet. Sein Tod erfolgte den 22. October 1667 (nicht 1669: Jöcher und Rothscholtz). Unter den Druck- und Verlagsartikeln der Handlung führen wir der Kürze wegen blos zwei an: Das geistliche Liederbuch des Johann Hildebrand „Krieges-Angst-Seufftzer", mit einer Stimme, sampt beygefügter Basso continuo ...", 1645, 8° und „Desid. Erasmi Rot. Proverbiorum Epitome retractata ab M. Jo. Chr. Messerschmid. Lips. Hered. Lankisian." 1659, 8° (nicht 1759: Duplessis), eine Ausgabe der Adagia, welche mit einer guten, eine kurze Nachricht über Erasmus und sein Werk enthaltenden Vorrede versehen ist. Als Schriftsteller ließ der jüngere L. in eigenem Verlage erscheinen: „Concordantiae germanico-hebraico-graecae" und „Concord. bibliorum hebr.-graeco-germanicae". Sein Bildniß findet sich in Rothscholtz's Effigies II. Nr. 25.

Geßner, Buchdruckerk., I. 108. 115 (mit Bildniß des Lankisch zu S. 119). Jöcher, II. 2236. Duplessis, Bibliogr. parémiolog., p. 17. Weller, Ann., II. 97. J. Franck.

Lanna: Adalbert L., geb. am 23. April 1805 zu Budweis, † am 15. Januar 1866 zu Prag, einer der Bahnbrecher der neuen wirthschaftlichen Aera in Oesterreich. Geboren an der Oertlichkeit, wo die Moldau schiffbar zu werden beginnt und die Fahrzeuge für dieselbe gezimmert werden, auf „dem k. k. Schiffsbauhof", als Sohn des „k. k. Schiffmeisters", erhielt er sozusagen von seiner Geburt an die Hinweisung auf seinen künftigen Beruf. Mit Ernst und Eifer bereitete er sich auf denselben nach dem Studium der Grammatikalklassen und der Technik vor, erst als Schiffszimmermann und nachher als Schiffmann. Im J. 1825 zum Steuermann aufgestiegen, unternahm er, während früher die Budweiser Schiffer im besten Falle blos bis Leitmeritz gekommen waren, mit Bau- und Nutzholz die erste directe Fahrt nach Hamburg, an welche sich mit steigendem Erfolge bald weitere Fahrten anschlossen, wodurch der Kredit des jungen Mannes ungemein gehoben wurde. Nach dem Tode seines Vaters im J. 1828 zur selbständigen Leitung des Geschäftes berufen und das Jahr darauf als k. k. Schiffmeister bestallt, wendete er neben der Versorgung Böhmens mit Salz aus dem Salzkammergute, die ihm als k. k. Schiffsmeister insbesondere oblag, nunmehr seine Thatkraft vornehmlich der besseren Verwerthung des Holzreichthums im südlichen Böhmen zu, was ihm auch in überraschender Weise gelang, namentlich seitdem der Fürst Johann Adolph von Schwarzenberg in richtiger Würdigung der seinen eigenen Interessen als größten Waldbesitzers von Böhmen entgegenkommenden Intentionen Lanna's dieselben unterstützte. An diesem hochsinnigen Fürsten fand L. zugleich einen Förderer seines Planes, die Flößbarkeit und Fahrbahn der Flüsse zu verbessern. Diesen Plan verfolgte L. bis an sein Lebensende mit Ausdauer; wenn es von ihm abgehangen wäre, würden auch die Schifffahrtshindernisse durch und bei Prag beseitigt worden sein, zu welchem Ende er u. a. 1857 die Erweiterung des unter Rudolph II. angelegten Stollens durch den Belvedererücken zu einem unterirdischen Schifffahrtskanale projektirt hatte. Doch dazu kam es nicht; dagegen wurden die anderweitigen Regulirungsarbeiten an der Moldau und Elbe, deren Ausführung ihm unter Controlle der Landesbaubehörde und nach deren Plänen übertragen ward, allgemach umfassender und systematischer in Angriff genommen und für die Flößbarmachung der Nebenflüsse der Moldau that nach seinen Rathschlägen

Fürst Schwarzenberg sehr viel. „Es war ein günstiger Moment, als Großgrundbesitz und bürgerlicher Unternehmungsgeist sich begegneten und sich verstanden“. Der Verbindung Lanna's mit dem Fürsten Schwarzenberg und bald auch mit anderen Herrschaftsbesitzern verdankte das Holzgeschäft einen großartigen Aufschwung, doch nicht blos nach den Nordseehäfen hin, sondern auch in der Richtung nach Linz mittelst der Budweis-Linzer Pferdebahn. Zu Salz, Holz und Getreide gesellte sich bald als ein neuer Hauptartikel der Graphit, von welchem L. schon auf seiner ersten Hamburger Fahrt Proben mitgenommen hatte. Der erleichterte Absatz steigerte auch die Ausbeute, und auch diese ließ sich L. angelegen sein, indem er zu Mugrau ein neues Bergwerk neben dem älteren Schwarzenberg'schen erschloß. Durch den Erfolg seiner Unternehmungen war Lanna's Stellung im Laufe der Zeit eine so ansehnliche geworden, daß man ihn wol auch den Admiral der Moldau zu nennen pflegte. — Wie in einem Vorgefühle, daß die Herrlichkeit der Flußschifffahrt nicht ewig dauern würde, hatte L. frühzeitig seinen Blick zugleich auf das neue Vehikel gerichtet, von welchem eine Umwälzung des gesammten Verkehrswesens ausgehen sollte. Schon an dem Zustandekommen der ersten größeren Eisenbahn des Continentes, der Pferdebahn von Budweis nach Linz, hatte er sich betheiligt und eine Zeit lang auch deren Betrieb pachtweise geführt. Da mehrere größere Bauten, namentlich die Kettenbrücke und der Franzensquai in Prag, ihn als Bauunternehmer vortheilhaft bekannt gemacht hatten, so wurde ihm in Compagnie mit der bereits im Eisenbahnbau rühmlichst bekannten Firma „Gebrüder Klein“ der Bau der Prag-Dresdener Bahn, deren Trace er schon 1840 entworfen hatte, übertragen. Darauf folgten die Buschtiehrader Bahn, die süd-norddeutsche Verbindungsbahn (in Gesellschaft mit den Gebrüdern Klein und Johann Liebieg), die Kralup-Turnauer und die böhmische Nordbahn. Die Franz-Josephs-Bahn projectirte er nur; gebaut wurde sie erst nach seinem Tode von dem Sohne Adalbert Ritter v. L., abermals in Compagnie mit den Gebrüdern Klein. Auch die von ihm entworfene Fortsetzung der Buschtiehrader Bahn, einerseits an die sächsische Grenze, andererseits nach Eger, kam erst nach seinem Tode zur Ausführung.

Wol die Voraussicht, daß in Folge des Zusammentreffens steigender Preise des Holzes, welches in Folge des angebahnten Exportes jetzt vorwiegend als Nutz- und Bauholz Verwendung fand, mit durch die Eisenbahnen und die erhöhte Industriethätigkeit verursachtem steigenden Consum an Brennstoff der Bedarf an Mineralkohle bedeutend zunehmen würde, war es, was L. veranlaßte, sich mit dem Geologen Zippe behufs Auffindung von Kohlenfeldern in Verbindung zu setzen. Doch nicht diesem Gelehrten, sondern einem schlichten Bergmanne, Namens Wania, war der glückliche Fund beschieden. In Gemeinschaft mit dem Prager Bürger Wenzel Nowotny und den Gebrüdern Klein wurde nun an die rationelle Ausbeutung des entdeckten Kohlenfeldes von Kladno geschritten, welches seit jener Zeit sammt dem angrenzenden Complexe der Staatsbahn und der Buschtiehrader Bahn das mittlere Böhmen mit dem nothwendigen Brennstoff versieht.

Lanna's Geist hielt aber dabei nicht stille. In der Erkenntniß, daß die Entwickelung des Eisenbahnwesens und der Industrie auch eine erhöhte Nachfrage nach Eisen wachrufen würde, hatte er die reichen Nuczitzer Eisenerzlager in der Nähe der Kladnoer Kohlenwerke erworben und war nun darauf bedacht, auch in Oesterreich das Problem, die Erze mit Kohlen zu schmelzen, zu lösen. Sobald er sich durch den Besuch englischer und schottischer Eisenwerke, dann jener von Seraing und in Oberschlesien die nothwendigsten Erfahrungen angeeignet, ging er mit gewohnter Thatkraft ans Werk. Bereits Anfang 1855 wurden die zwei ersten Coakshochöfen Oesterreichs angeblasen. Noch waren aber unsägliche Schwierigkeiten, theils technische, theils finanzielle, zu überwinden. Lanna's

Energie überwand dieselben; er trieb das nöthige Kapital auf, um durch zweckmäßige und ausgedehnte Einrichtungen den Betrieb zu verbessern und zu verwohlfeilen und brachte auch im Wege der Association einen Complex ineinandergreifender, sich gegenseitig unterstützender Werke zusammen. Es ist das die heute einen maßgebenden Factor im Eisengeschäfte der Monarchie bildende „Prager Eisenindustriegesellschaft“. — Die Belebung der Flußschiffahrt, der Bau von Eisenbahnen, die Fürsorge für Kohle und Eisen, sind die Hauptrichtungen, in welchen L. schaffend und reformatorisch selbstthätig war; nach anderen Seiten wirkte er anregend. Um aber sein Bild zu vervollständigen, müßten noch manche bedeutsame Züge eingefügt werden. So seine väterliche Fürsorge für die in seinen Diensten stehenden Personen, seine großartige Förderung gemeinnütziger und humaner Zwecke, sein öffentliches Wirken als langjähriger Präsident der Handels- und Gewerbekammer in Budweis; nicht minder müßten auch die Schwierigkeiten, namentlich die damals noch herrschende bureaukratische Schwerfälligkeit, in Betracht gezogen werden, mit denen er zu kämpfen hatte. Da sein Blick immer auf das Große und Ganze gerichtet war, so mußten ihm zur Umschiffung der Klippen und zur Ausführung der Details andere hülfreich zur Hand sein, unter welchen insbesondere sein Jugendfreund Dr. Walther zu nennen ist. Wollte man sein Wesen kurz charakterisiren, so könnte man nur sagen, L. war eine geniale, schöpferische und, trotz autokratischen Anwandlungen, gute und edle Natur. Von seiner Popularität gab sein Leichenbegängniß Zeugniß, das unter außerordentlicher Theilnahme aus allen Ständen, von Nah und Fern stattfand. Von der Regierung war er 1835 durch die goldene Medaille und kurz vor seinem Lebensende durch den Orden der eisernen Krone ausgezeichnet worden. Seine zahlreichen Freunde und Verehrer setzten ihm ein würdiges Denkmal in einem von Professor Pönninger in Wien modellirten, überlebensgroßen Standbilde aus Bronzeguß, dessen Sockel Andeutungen auf seinen Lebensgang, ebenfalls in Bronze ausgeführt, schmücken. Dieses auf einem öffentlichen Platze in seiner Vaterstadt Budweis deren Wohlthäter und größtem Bürger errichtete Denkmal wurde am 25. Mai 1879 feierlich in Anwesenheit der Kinder und Enkel des Verewigten, des Fürsten Schwarzenberg, der Geistlichkeit und Behörden, vieler Gäste und einer großen Volksmenge enthüllt.

Adalbert Lanna von Dr. A. Peez, Oesterreichische Revue, 1867.

Schebek.

Lanner: Joseph Franz Karl L., Tanzcomponist, geb. am 11. April 1802 zu Oberdöbling bei Wien, zeigte schon in jungen Jahren eine bedeutende Anlage im Violinspielen, komponirte auch ohne weitere Anleitung kleine Stückchen, vereinigte sich mit einigen anderen jungen Leuten zu einem kleinen Orchester, componirte und arrangirte aus beliebten Opern die nöthigen Musiken dazu und sie zogen nun von Garten zu Garten, ihre Künste producirend. Die Art und Weise, wie L. spielte und dirigirte, die reizenden kleinen Tanzstückchen, die er zum besten gab, zogen bald ein großes Publicum zu seinen Productionen und aus dem Miniaturorchester entstand nach und nach ein großes Orchester. Die Besitzer der ersten Kaffeehäuser und Vergnügungslocale Wiens stritten sich um das Vorrecht, L. mit seiner Kapelle zu engagiren. Bald machte er auch Reisen ins Ausland und überall fand er eine gleich enthusiastische Aufnahme, doch suchte man ihn an Wien zu fesseln, indem man ihn zum Kapellmeister bei dem zweiten Bürgerregimente machte. L., der echte Wiener Vorstädtler, ausgestattet mit dem naiven Empfindungsvermögen des Wiener Volkslebens, aus dessen Mitte er hervorgegangen war, hatte von der Natur den leichten Sinn und die Sorglosigkeit erhalten, die in Musik und Tanz das höchste Genußleben findet. Diese beiden Factoren ergaben die Quintessenz seiner künstlerischen Individualität. Der Ländler, der echte Wiener Volkstanz, fand in L. den Vertreter, der ihn

aus dem Volksleben in den Salon verpflanzte und die vornehme Welt damit berauschte. Doch L. selbst trug ihn zugleich zu Grabe; nicht allein, daß er ihm eine Ausdehnung und ein Gepränge mitgab, die das einfache Volksgebilde nicht vertrug, sondern er wurde ihm auch später ungetreu und taufte ihn in den Walzer um. Eigentlich mit Recht, denn Ländler waren es schon lange nicht mehr. — Ein mit Sachkunde und Geist geschriebener Feuilletonartikel über die Wiener Tanzmusik, in dem auch L. seine Stellung angewiesen wird, findet sich aus der Feder E. Schelle's im Februarheft 1883 der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer", S. 579. Mitten im vollen Genusse des Lebens entriß L. der Tod am 30. März 1843. Außer den Tänzen hat er noch eine große Anzahl Pantomimen geschrieben; über diese schreibt der Verfasser des Artikels im Schilling'schen Tonkünstlerlexikon (Bd. VI. S. 519): „sie sind wirklich geistreich, voll Leben, Anmuth, Lieblichkeit, Humor und Grazie; neu, eigenthümlich, originell und meist wahrhaft interessant, mit hinreißender Genialität instrumentirt, daher auch von überraschender Wirkung, besonders wenn sein feuriger Bogenstrich das Losungswort angibt". Wer dies schrieb, kann nur ein Wiener gewesen sein, denn kein anderer Mensch der Erde versteht so seinen L. zu loben als der Wiener. Rob. Eitner.

Lansbergen: Philipp à L., Theolog, Arzt und Astronom, als Sohn angesehener Eltern geboren zu Gent 1560. Sein Vater, Daniel L., ein großer Grundbesitzer zu Meulenbeke, war schon frühe der Reformation zugethan, mußte aber bei der Annäherung Alba's mit den Seinigen auswandern, da seine Güter confiscirt wurden. Wir finden den jungen L. nun in Frankreich und England, wo er Theologie und Mathematik studirte. 1582 war er jedoch schon wieder im Vaterlande und trat eine Predigerstelle zu Antwerpen an. Als aber 1585 die Stadt an die Spanier übergegangen war, mußte er diese Stelle aufgeben und ward im folgenden Jahre Prediger zu Goes. Mehrere Jahre wirkte er dort auf das löblichste, präsidirte 1597 der zu Goes gehaltenen Provinzialsynode, war 1610 Assessor auf der Synodalsynode zu Veere und erwies sich als tüchtiger Theolog durch seine „Catechesis religionis christianae, quae in Belgii et Palatinatiis ecclesiis docetur, sermonibus 52 explicata", Middelburg 1594 und Neustadt 1595, nachgedruckt zu Hanau und Frankfurt 1620 und 1621 und noch 1645 von S. Ghys ins Holländische übersetzt. Daher war er nicht nur bei seiner Gemeinde beliebt, sondern ward auch von den hervorragendsten Familien seiner Provinz und den Vertretern der Wissenschaft, wie Joh. Scaliger, Petrus Bertius und anderen, hochgehalten. Die Stadtregierung zu Goes stellte ihm um 1610 seinen Sohn Petrus als dritten Prediger zur Seite. Um 1613 aber mischte er sich in die politischen Angelegenheiten der Stadt, indem er mit seinen Collegen die Wahl eines Arztes zum Rathsmitglied zu hindern suchte, dessen frühere Betheiligung an der Stadtregierung sich durch Unterdrückung der Reformirten gekennzeichnet hatte, wiewol er diesen jetzt wohlgesinnt schien. Als diese Bemühungen scheiterten, wußte der ihnen zum Trotz gewählte seine Mitregenten dahin zu bringen, sich des Abendmahles bei den L. zu enthalten, und demnächst auf Grund solcher Enthaltung ihre Entfernung vom Amte bei der im October 1613 zu Goes versammelten Coetus zu bewirken, vermöge des 17. Artikels der seeländischen Kirchenordnung von 1591, welcher ausdrücklich erlaubte einen Prediger zu entlassen, falls er der Gemeinde zuwider geworden. Geduldig ertrug der Vater diesen Beschluß und zog nach Middelburg. Der Sohn aber und viele Gemeindeglieder appellirten dawider auf der Synode zu Zierikzee 1618. Ihr Vorsatz, die Sache auch bei der Nationalsynode zu Dordrecht anhängig zu machen, blieb unausgeführt. 1648 erschien aber von Petrus L. zu Middelburg noch eine Vertheidigungsschrift „Index errorum coetus Zelandiae". Philipp L.

erhielt nach seiner Entlassung von den Staaten Seelands ein Jahrgeld und widmete sich jetzt den medicinischen, mathematischen und astronomischen Studien, wobei er sich als ein tüchtiger Kämpfer für das damals noch von den meisten Theologen angefochtene System des Copernicus und Galilei erwies. Die neue Methode, welche er in seinem Buch „Chronologiae sacrae libri sex, in quibus annorum mundi series, ab orbe condito ad eversa per Romanos Hierosolyma“, Amsterd. 1626, Mediob. 1645, befolgte, deutete schon darauf hin. Vorzüglich gingen aber seine „Commentationes in motum terrae diurnum et annuum“, Mediob. 1630, darauf hin, die Bewegung der Erde zu erläutern, wurden deshalb auch von Libertus Fromondus (Bd. VI. S. 145), Phocylides und Anderen heftig angefochten. Besondere Erwähnung verdienen auch seine „Uranometriae libri tres“, Mediob. 1631, die „Fabulae motuum coelestium perpetuae“ und „Observationum astronomicarum thesaurus“, welche sich nebst mehreren kleineren Schriften in seinen „Opera omnia“, Mediob. 1663, finden. Mehrere davon sind durch D. Goudard ins Französische übersetzt. — Philipp à L. war mit Sara Lievaerts verheirathet und hinterließ, als er am 8. Novbr. 1632 zu Middelburg starb, sechs Söhne und vier Töchter.

Vgl. Glasius, Godgel. Nederl. van der Aa, Biogr. Woordenb. und die daselbst verzeichneten Quellen. van Slee.

Lansius: Thomas L., Sohn des Oberrichters Leonhard L., wurde zu Bergen im österreichischen Kreise am 16. Februar 1577 geboren, bezog mit 17 Jahren die Universität Tübingen, in den verschiedensten Gebieten Wissensschätze sammelnd, seit 1598 besonders juristischen Studien sich widmend. Nach zweijährigem Besuche der Universität Marburg beendete er seine Studien in Tübingen, unternahm große Reisen mit einem österreichischen Edelmann, wobei er viele Gelehrte und namentlich die Pariser Universität kennen lernte, wurde 1604 Dr. juris und 1606 ordentlicher Rechtslehrer am Collegium illustre, mit Rathscharakter, auch Visitator und Commissarius der Universität. Sehr bald erlangte L., der einen ausgedehnten Briefwechsel nach den verschiedensten Ländern unterhielt, großen Ruhm wegen ausnehmender Geschicklichkeit in Rechtsangelegenheiten. Völlig befriedigt durch sein Lehramt und seine geachtete Stellung, lehnte er glänzende Berufungen, u. a. des Kaisers Ferdinand III., ab, gleichfalls die Würde eines Kanzlers, welche ihm sein Landesherr zugedacht hatte. Außerordentlich mäßig in seinen Genüssen, erreichte L. ein hohes Alter. Er starb am 22. Decbr. 1657. Der Herzog Eberhard ließ ihm eine feierliche Leichenrede halten, was ganz gerechtfertigt war, da L., abgesehen von seinen wissenschaftlichen Leistungen, Tübingen in den schweren Zeiten des 30jährigen Krieges vor den schlimmsten Verwüstungen zu retten verstanden und mit freigebiger Hand vieles Elend gemildert hatte. Von seinen, bei Jugler aufgezählten, Schriften interessiren jetzt höchstens noch die „Diss. de lege Regia“, 1602 (Dissert. jurid. Basileens. tom. IV) und das eigenthümliche, aus einzelnen Reden und Gegenreden bestehende Werk „Orationes seu Consultatio de principatu inter provincias Europae“, Tub. 1613, 1620, 1626, 1635, 1678, Amstel. 1637 mit Zusätzen. Dieses Werk wurde von der Kurie auf den Index gesetzt. Die erste Ausgabe enthält eine Dedication des Herzogs Friedrich Achilles an den Kaiser Matthias. — L. war zweimal verheirathet. Seine erste Frau, die Tochter des Professors Theodoricus Schnepf, verlor er 1620 („Lacrimae in obitum Susannae Snepfiae“, 1622). Seine Tochter zweiter Ehe war die erste Frau (1648) von Wolfgang Adam Lauterbach.

Jugler, Beyträge zur juristischen Biographie, III. (1777), S. 72—82. — Freheri theatrum, p. 1146. — Zeller, Ausführl. Merkwürdigkeiten der Univ. Tübingen, 1743, S. 454. — v. Stintzing, Gesch. d. deutschen Rechtswissenschaft, 1880, I. 689, 690. Teichmann.

Lantz: Johann L., Mathematiker, geb. (wann?) in Tettnang (Württemberg), † 1638 in München (nach anderer Angabe in Mainz). L. trat frühe in den Jesuitenorden und kam 1601 als Professor der Mathematik und Astronomie an die Universität Ingolstadt, welche Stelle er — entgegen der sonstigen Sitte des jesuitischen Studiendirectoriums — längere Zeit hindurch bekleidete. Er gab 1617 die ersten vier Bücher des Euklides zu Ingolstadt heraus, und aus seinem Nachlasse erschienen 1648 die ersten sechs Bücher des nämlichen Klassikers. Außerdem hat man noch von ihm „Institutiones arithmeticae“ (München 1616, 2. Aufl. 1619).

Sotvellus, Bibliotheca scriptorum Societatis Jesu, Romae 1676. — v. Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München, 2. Bd., 1872. Günther.

Lantzenberger: Michael L., Buchdrucker zu Leipzig im 16. und dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Geboren 1552 zu Scheibenberg, einem Städtchen bei Annaberg in Sachsen, erlernte er seine Kunst bei Joh. Steinmann zu Leipzig und starb in dieser Stadt 1612, nachdem er seine typographische Wirksamkeit mit dem J. 1588 begonnen hatte. Ein weiteres über sein äußeres Leben ist bis jetzt nicht bekannt geworden. Sein Insigne war der den Drachen mit einer Lanze erlegende Erzengel Michael und über dessen Haupt mit hebräischen Buchstaben das Wort Jehova. Unter den Erzeugnissen seiner Officin, welche zumeist biblischen und kirchlichen Inhalts sind, verzeichnen wir: „Christoph. Meureri D. De Anatomiae utilitate .. oratio“, 1595, 4°; „Precationum formulae ex singulis Euangeliis ... delibatae. Graece et Latine“, 1596, 8°; „Bibelbüchlein. Deutsche Monosticha auff alle Capitel .. heil. Schrift“, 1601, 8° mit 74 Holzschnitten. Der Verfasser war Magister Vincentius Schmuck, Diakon zu St. Niclas zu Leipzig; „Der Psalter Davids Gesangweis .. mit vier Stimmen abgesetzet durch Sethum Calvisium“, 1605, 8°. Als das weitaus wichtigste Erzeugniß seiner Presse aber muß, weil es den Reigen zu vielen anderen ähnlichen Schriften eröffnete, angesehen werden des Doctors der Theologie Simon Gediccus „Defensio sexus muliebris Opposita futilissimae Disputationi recens editae, qua ... contenditur Mulieres homines non esse“, 1595, 4° (auch Hagae Com. 1638, 8° und Par. 1693, 12), eine Gegenschrift gegen die parodistische Satire des Valens Acidalius (Bd. I, S. 31–32): „Disputatio nova contra mulieres, qua probatur homines non esse“, 1595 und zwar o. O. 4°, der ungenannte Verleger aber war der Buchhändler Heinrich Osthaus zu Frankfurt a. M. Diese letztere Schrift (auch Hagae Com. 1638, 1641, 1644, 12°, Par. 1693, 12°, 1695, 8°) hatte sogleich nach ihrem Erscheinen ein kolossales Aufsehen erregt und weil man ihre Tendenz verkannte, nicht nur die ernsthafte des Gediccus, sondern auch eine weitere Zahl großentheils scherzhafter und in der Regel anonymer oder pseudonymer Nachahmungen hervorgerufen, die sogar bis in die neueste Zeit sich erstrecken. Eine meines Wissens erstmalige vollständige Zusammenstellung derselben wird hier nicht ohne Interesse sein: „Facultatis theolog. in Acad. Wittenberg. Admonitio contra disput. in mulieres ...“, Witteb. 1595, 4° (Bibl. Thomas. 688. 4830): „Balth. Wendel Tractat, Daß die Weibsbilder ebensowohl zu Gottes Ebenbilde geschaffen als die Mannspersonen“, Leipz. u. Halle 1597, 4° (Klessius II. 11); „Disputatio: Mulier malus.“ o. O. u. J. (Jahn, Bücher-Verz., IV. 3555); „Die Frag, ob die Weiber Menschen seyen oder nicht“, o. O. 1618, 1640, 4°, 1660, 12° (Serapeum 1863, 154), 1671, 12° (Jahn, IV. 3590); „Joach. Eberh. Hannow Disputatio: Bonus Mulier“, o. O. 1627, 4° (Zu Dresden); „Fr. H. Höltich und Joh. Casp. Waltz Disputatio: Foemina non est homo“. Witteb. 1671, 4° (Jos. Baer, Auctions-Catal. 1866, 2), ibid. 1672, 4° (In Zweibrücken); „Mulier Homo!“ o. O. 1690, 4° (Dresden); „Mulier non Homo!“

o. O. 1690, 4° (Dresden); „Justus Wallfisch, Beweis, daß die Frauenzimmer eigentlich keine Menschen sind“, 35. Aufl., Leipz. o. J. (1861), kl. 8°; dagegen: „Was sind die Männer? Unmenschen — also keine Menschen!“ 5. Aufl., ebendaselbst o. J. (1862), kl. 8°; „Beweis, daß die Frauenzimmer wirklich Menschen sind“, ebendas. o. J. (1863), kl. 8° (diese drei letzten Schriften in Petzholdt's Anzeiger, 1864, 317—319). Vgl. auch Chr. Spangenberg, Adelsspiegel, II. 415 b, Joh. Erh. Michaelis, Gotteslästerl. Sprichwörter, 1705, S. 36, Talitz, Reißgespan (Ulm 1663), S. 240—41, W. X. Al. Kreitmayr, Rechtsregeln, S. 133—34 und über französische und italienische Uebersetzungen der Schrift des Acidalius: Gräße, Trésor, II. 409 b. — Ob die Druckerfamilie Johann und Katharina L. zu Nürnberg im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts Nachkommen des Leipziger Typographen war, läßt sich ohne Einsicht der betreffenden Archive nicht feststellen, die Druckerzeichen aber der beiden letzteren sind von jenem des Leipziger völlig verschieden. Ueber einen Leipziger „Artium iuriumque Scholaris“ Johannes L. zu Ende des 15. Jahrhunderts ist Panzer, Ann. typ. V. 279 zu vergleichen.

Geßner, Buchdruckerkunst, I. 102. Clessius, Elenchus, I. 29, 36, 255. Goedeke, Gr., I. 172, 256. Weller, Ann., II. 168, 399, 447, 449, 557.

J. Franck.

Lantzius-Beninga: Bojung Scato Georg L.-B., Botaniker, geboren den 12. August 1815 zu Stickelkamp in Ostfriesland, † den 6. März 1871 zu Göttingen. — Nachdem L.-B. in Berlin und Göttingen studirt, wurde er im Sommer 1844 von letztgenannter Hochschule auf Grund einer Dissertation „De evolutione sporidiorum in capsulis muscorum“ zum Dr. phil. promovirt, bald darauf Privatdocent und 1870 außerordentlicher Professor der Botanik. Seiner Erstlingsarbeit folgte bereits im J. 1847 eine ähnliche, in den Abhandlungen der Leopoldina und in der Bot. Zeitung veröffentlichte Schrift: „Beiträge zur Kenntniß des inneren Baues der ausgewachsenen Mooskapsel, insbesondere des Peristoms“, während in der späteren Zeit seine litterarische Thätigkeit nachließ und, von kleineren Aufsätzen abgesehen, nur noch zwei bemerkenswerthe Arbeiten systematischen Inhalts hervorbrachte: „Beiträge zur Kenntniß der Flora Ostfrieslands“, 1849 und „Die unterscheidenden Merkmale der deutschen Pflanzenfamilien und Geschlechter“, 1. Abth. 1866. Die erstgenannten beiden anatomisch-morphologischen Arbeiten, die ihrer Natur nach ein zusammenhängendes Ganze bilden, fielen in eine Zeit, während welcher die Kryptogamenkunde sich einer lebhaften Theilnahme seitens der Botaniker zu erfreuen hatte und auch sie liefern werthvolle Beiträge zur Erkenntniß der Entwickelung des damals noch sehr verschieden gedeuteten Organes der Mooskapsel. Nach einer historischen Darlegung der verschiedenen Ansichten über die Reproductionsorgane der Laubmoose, schildert L.-B. in seiner Dissertation die Resultate seiner eigenen Beobachtungen über den Bau der Kapselwand, der darauf folgenden Zellschichten und des, das Innere der Kapsel erfüllenden Zellencomplexes, der sogen. columella und kommt zu dem Resultate, daß die Parallele, welche man zwischen der Bildung der Pollenkörner der Phanerogamen in den Mutterzellen der Antherenfächer einerseits und der Sporen im Innern der Mooskapsel andererseits habe ziehen wollen, nicht der Natur entspräche, daß man vielmehr, gemäß der Ansicht H. v. Mohls, die innere Kapselmembran und die beiden äußeren Zellenschichten der columella als ein eigenthümliches inneres Organ der Mooskapsel, von ihm mit dem älteren Namen „Sporensack“ benannt, anzusehen und von der äußeren Kapselwand sowol, wie von der columella zu trennen habe. Nachdem L.-B. in seiner zweiten Arbeit dann die letztere Ansicht noch durch weitere Untersuchungen bestätigt gefunden, gibt er in derselben, unterstützt durch treff-

liche Abbildungen, verschiedene Darstellungen des anatomischen Baues des Peristoms und der Ablösung des Randes an den Kapseln von zahlreichen Laubmoosarten. Es ließen beide Arbeiten noch manche bedeutende Leistung des Verfassers auf dem betretenen Gebiete erwarten; indessen ist eine Fortsetzung derselben, wenn auch wohl geplant, doch nie zur Thatsache geworden und es muß einigermaßen befremden, daß, nicht gar lange darauf, sich Lantzius-Beninga's Thätigkeit einem ganz anderen Gebiete botanischer Forschung zuwandte. Was zunächst das oben angeführte systematische Werk über die Flora Ostfrieslands betrifft, so verdankt es sein Entstehen als selbständiges Buch der Anregung des hannöverschen Ministeriums, welches die ursprünglich in Form eines Berichtes dem Universitätscuratorium eingereichte Arbeit zu einer Ergänzung der von Meyer seit 1836 veröffentlichten Chloris Hannoverana verwendet wissen wollte. Im übrigen enthält das Buch neben einer ziemlich ausführlichen Charakteristik der eigenthümlichen Bodenverhältnisse der Provinz Ostfriesland eine, den Fleiß des Sammlers, wie die kritische Sorgsamkeit des Beobachters gleich ehrende, recht erschöpfende Darstellung der an Zahl der Arten verhältnißmäßig armen Flora, welcher dennoch durch L.-B. allein 403 Species zugeführt worden sind. Man kann sagen, daß durch dieses Werk die Flora eines bis dahin zum größten Theil botanisch noch unbekannten Gebietes in ihren Hauptzügen festgestellt worden ist. Die letzte Arbeit Lantzius-Beninga's: „Die unterscheidenden Merkmale 2c." ist dem Bedürfnisse entsprungen, den Studirenden der Botanik behufs besserer Einprägung des im Colleg Gehörten einen praktischen Leitfaden an die Hand zu geben. Als solchen eignet sich denn auch das Buch in hervorragendem Maße. In Tabellenform werden zuerst die unterscheidenden Merkmale der Pflanzenfamilien Deutschlands, darauf die der genera in scharfer Begrenzung und durchaus allgemeinverständlicher Darstellung gegeben, meist in engem Anschluß an die Eintheilung des Jussieu'schen Systems. Vor allem sind die auf 21 Tafeln beigefügten, zum größten Theil vom Verfasser selbst unmittelbar nach der Natur auf Stein gezeichneten Abbildungen lobend hervorzuheben, deren Werth noch durch die mit großem Geschick getroffene Auswahl erhöht wird. So ist denn auch dieses Buch selbst jetzt noch Lernenden und Lehrern der Botanik auf wärmste zu empfehlen. Leider bleibt auch hier zu bedauern, daß nur die erste Abtheilung erschienen ist, welche blos die Dialypetalen und von den Gamopetalen nur diejenigen mit oberständiger Blumenkrone, im ganzen 62 Familien, enthält.

Wunschmann.

Lapicida: Erasmus L., ein Componist, am Anfange des 16. Jahrh. lebend, von dem schon der erste Notendrucker mit beweglichen Typen, Ottavio Petrucci in Venedig, Tonsätze in seine Sammelwerke aufgenommen hat, darunter ein flamländisches Lied „Taubernacken" (1503), ein italienisches und geistliche Sätze. Doch noch bis weit ins 16. Jahrhundert hinein finden sich in deutschen Druckwerken Tonsätze von ihm, und hier ist es besonders Georg Forster, der eine Anzahl deutsche Lieder um 1539 veröffentlicht, sowie Georg Rhau in Wittenberg ein „Veni sancte spiritus" zu 4 Stimmen 1538 aufnimmt (s. meine Bibliographie der Sammelwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, Berlin 1877). L. ist jedenfalls ein Niederländer und die deutschen Lieder im Forster dürfen uns nicht irre leiten, da die deutschen Texte aller Wahrscheinlichkeit nach nur untergelegt sind, wie man ja auch von Obrecht und Josquin deutsche Lieder findet. Die beiden Sätze Nr. 2 und Nr. 37 in Forster's Liedersammlung, 1. Thl. von 1539 sind sehr schön, sowol in der Erfindung, als in der durchsichtigen Behandlung der contrapunktisch geführten Stimmen. Fast aber möchte man Ambros (Gesch. d. Musik, 3. Bd., S. 187) Recht geben, wenn er sagt: einige der im Forster unter Lapicida's Namen aufgenommenen Lieder scheinen

von einem ganz mittelmäßigen Componisten zu sein, denn die Nr. 96 und 115 obiger Sammlung sind in der That sehr unbedeutende Leistungen, die von obigen Liedern sich so wesentlich unterscheiden, daß sie schwerlich von ein und demselben Componisten herrühren können. Rob. Eitner.

Lapide: Hippolytus a L., s. **Chemnitz**, Boguslav Philipp, Bd. IV. S. 114.

Lapide: Johann a L., s. **Heynlin**, Bd. XII. S. 379.

Lappe: Karl L., wohl der begabteste unter den lyrischen Dichtern Pommerns, wurde geb. den 24. April 1773 zu Wusterhusen, einem Kirchdorfe zwischen Greifswald und Wolgast, als jüngster Sohn des Predigers daselbst und starb den 28. October 1843 zu Stralsund. Schon im 7. Jahre verlor er den trefflichen Vater, und so entwickelte sich in dem talentvollen Knaben früh eine größere Selbständigkeit und der Drang, sich durch eigene Thatkraft den Weg durchs Leben zu bahnen. Nachdem er in Wolgast unter Kosegarten's Leitung, der wol zunächst die in ihm schlummernde Liebe zur Poesie geweckt und sein dichterisches Talent genährt, für die gelehrten Studien herangebildet war, bezog er im 17. Lebensjahre die Universität Greifswald, woselbst ihn eine innige Jugendfreundschaft mit seinem später so gefeierten Landsmanne Ernst Moritz Arndt verband. Nach Vollendung seiner theologischen und philosophischen Studien wirkte er acht Jahre meistens als Hauslehrer, zuletzt bei seinem Gönner Kosegarten, der als Propst nach Altenkirchen auf Rügen versetzt war, bis er endlich 1801 an dem Gymnasium zu Stralsund eine Anstellung fand, und wenige Monate später durch die Vereinigung mit dem Mädchen seiner Wahl ein mehr denn 40 Jahre dauerndes, an Freuden und Leiden reiches Familienleben begründete. Mit ganzer Seele seinem Berufe ergeben und ein pflichtgetreuer Führer der Jugend, mußte er nach 16jähriger verdienstvoller Wirksamkeit dem Lehrfache entsagen, da seine durch eine tödtliche Krankheit und manches Familienunglück tief erschütterte Gesundheit unabweisbar Ruhe von aufreibenden Amtsgeschäften erheischte. In der erfrischenden Landluft fand er die gewünschte Kräftigung und, um seine und seiner zahlreichen Familie Existenz zu erleichtern, erwarb er in dem Kirchdorfe Pütte, welches unsern Stralsund malerisch zwischen dem Pütter- und Borgwallsee in anmuthiger Gegend liegt, eine kleine Besitzung, die er selbst bebaute. Wie froh und zufrieden er sich hier im Genuß der freien Natur, in heiterer Familiengeselligkeit, seine Zeit zwischen dem Feldbau und den Musen theilend, fühlte, zeigen mehrere seiner Gedichte, in denen er gleich dem „alten Vater Gleim" seine „Hütte" und sein ländliches Glück besang. 24 Jahre verbrachte er hier in stiller, beschaulicher Einsamkeit, hauptsächlich mit der Erziehung und geistigen Ausbildung seiner zahlreichen Kinder, nebenher schriftstellerisch fort und fort beschäftigt. Nur einmal brach das Verhängniß in dies idyllische Stillleben erschütternd ein, als am Abend des 10. März 1824 seine „geliebte Hütte" zugleich mit der Bibliothek und den im Selbstverlag erschienenen Schriften durch ruchlose Brandstiftung eines unentdeckt gebliebenen Widersachers ein Raub der Flammen ward. Bei dieser Gelegenheit gab sich die regste und thätigste Theilnahme für den heimathlichen und echt volksthümlichen Dichter kund; von allen Seiten durch Rohmaterial, durch Hand- und Spanndienste und Geldmittel unterstützt, vermochte er, wie er selbst in einem Gedichte sagt, ein „Haus" zu bauen, in welches er nunmehr mit einem schönen Liede die zerstreut gewesene Familie heimrief. Noch eine ganze Reihe von Jahren hat er glücklich in seinem verschönten Tusculum verlebt und litterarisch eine reiche Schöpferkraft bewährt. Während seiner amtlichen Wirksamkeit hatte er ein auch anderweitig vielfach gebrauchtes poetisches Magazin für seine Schüler

zusammengestellt, hinterher aber 1818 seine „Mitgabe nach Rügen, den Reisenden zur Begleitung und Erinnerung“ und 1820 sein „Pommerbuch, ein vaterländisches Lesebuch für die Provinz Pommern“, welches auch der heimathlichen Jugend zugeeignet ist, folgen lassen. Seitdem er den Sorgen des Schulamtes entrückt, ganz sich selber angehörte, sproßte seine litterarische Thätigkeit immer voller und reicher auf. In dem friedlichen Stillleben gediehen jene duftigen Blüthen seiner Muße; und wie des Dichters Leben, von dem erwähnten Mißgeschick abgesehen, ohne große Schicksalsschläge und erschütternde Herzenskämpfe verfloß, so rinnt auch der klare Quell seiner Poesie rein und ungetrübt dahin, widerspiegelnd das Bild eines beschaulichen Geistes mit tiefer Weisheit und Lebenserfahrung und einer liebenswürdigen, schönen Seele, welche sich dem Ewigen und Wahren zugewandt hat. Nur nebenbei erwähnen wir von seinen poetischen Erzählungen den „Froschmäuseler“, „Klimms und Gullivers wunderbare Reisen“, „Die Insel Felsenburg“, von seinen anderweitigen litterarischen Arbeiten „Kellgren's prosaische Schriften aus dem Schwedischen“. Den Hauptkern seiner eigenen dichterischen Production enthalten die „Blätter von Karl L.“ in drei Heften, 1824—29, später 1836 und 1840 bei Oeberg in Rostock in erster und zweiter Auflage als „Sämmtliche poetische Werke“ in fünf Bänden erschienen, denen auch eine ganze Reihe kleinerer Aufsätze in Prosa beigefügt ist; und nach ihnen zumeist wird man die Werthschätzung seiner poetischen Schöpferkraft zu bemessen haben. Halb der klassischen, halb der romantischen Periode angehörend, hat der Dichter folgerecht die Vorzüge der einen mit den Mängeln der anderen vereinigt; erstere liegen in der schlichten und einfachen Naturwahrheit seiner Lieder — letztere in den hin und wieder bemerkbar werdenden Anklängen und Reminiscenzen theils an Ossian's einst so hochgeschätzte Nebel- und Mondscheinpoesie, theils an die besonders von Fouqué so vielfach verherrlichte altnordische Sagen- und Götterwelt. Gleichwol zeichnen sich die letzteren durch poetische Kraft und Fülle, wie durch Wohlklang der Sprache aus. Dieselben Eigenschaften lassen sich seinen freien Nachbildungen englischer, schwedischer und dänischer Lieder und Balladen nachrühmen. Höheren Werth aber haben die rein lyrischen, wie didaktischen und episch gefärbten Gedichte der ersteren Gattung, aus denen man herausfühlt, daß des Dichters innerster Drang sie als den getreuen Ausdruck wahrer und wirklicher Seelenstimmungen geschaffen hat. In mancher Beziehung erinnert er an Johann Heinrich Voß, überragt ihn jedoch bei weitem an poetischer Kraft und Innigkeit. Besondere Hervorhebung verdienen die Lieder, welche theils den hohen Werth eines von aller Welt abgetrennten Daseins besingen, theils das trauliche Glück der Selbstbescheidung und der Ergebung in das einmal vom Himmel dem Menschen zugefallene Loos. In seinem schönsten, von vielen Tonkünstlern, besonders von Beethoven, trefflich componirten Lied „So oder So“ gab er diesem Gedanken den vollendetsten Ausdruck. In enger Beziehung zu dieser Gattung steht eine Reihe von Gedichten, die das Landleben oder die selige Freie und Frische der Natur oder das schattige Dunkel der heimathlichen Wälder feiern. Mit Glück ist hier und dort z. B. in der bekannten Frostnacht: „Friede dir, freudiger Frost der Nacht, Blinkende, blanke Blume des Schnees“ der alte Stabreim angewandt. Durchweht sind alle diese Gedichte von dem Hauche echter, tief innerer Frömmigkeit und nicht selten durchzogen von einem höchst wohlthuenden feinen und schalkhaften Humor, der auch in den verschiedenen Hochzeitsliedern, sowie in den prosaischen Schriften, welche aus anziehenden Novellen, Novelletten, Skizzen, Märchen, kurzen Aphorismen und Gedankenspänen bestehen, zur Geltung kommt. Mitunter nimmt seine Muse aus diesem gemüthlichen Stillleben heraus einen höheren, freieren Flug und weiß auch die größten und erhabensten Ideen des menschlichen Geistes in voll-

klingenden Rhythmen zu feiern. Davon zeugen auch seine Zeitgedichte, in deren vollendetsten er Ereignisse des Jahres 1813 besang; mit diesen, besonders seinen Oden, hat er sich der glänzenden Reihe vaterländischer Freiheitssänger würdig angeschlossen. Seine epische Erzählung „Miranda“ behandelt einen höchst wirksamen Stoff aus dem Zeitalter der Entdeckungen und speciell aus dem Zuge Kabots nach Paraguay; die Schönheit der Darstellung gipfelt in der Schilderung von der erwachenden Gluth der Liebe und Eifersucht des wilden Mangora, die schließlich zur Alles verzehrenden Flamme wird. Endlich ist noch eine Seite der Dichtungen hervorzuheben, die das bedeutsamste Licht auf den Verfasser wirft und ihn am treuesten charakterisirt, das ist die glühende Liebe und Begeisterung für seine engere Heimath. So besingt er bald die verschiedenen Gegenden und Oertlichkeiten Vorpommerns und weiß dabei mit scharfer und dennoch poesievoller Beobachtungsgabe auch bei den kleinsten Fleckchen eine specifische Eigenthümlichkeit herauszufinden und dichterisch zu gestalten, bald besingt er die Naturschönheiten der Insel Rügen, dieser schönsten Perle des deutschen Nordens, zu der ihn gleich dem älteren Freunde Ernst Moritz Arndt immer wieder die unbezwingliche Sehnsucht zieht, so oft er am Strande der Pommernküste weilt, daß er auf Vogelschwingen hinüberdringen möchte nach den dunklen Buchenwäldern, den Kreidefelsen und romantischen Hügeln und Seen, den stillen, dunkelumthürmten Uferauen, bald endlich den ewig neuen und doch ewig gleichen Reiz des die Insel umgürtenden Meeres. In der Schilderung heimathlicher Naturschönheiten ist L. ein vollendeter Meister, besonders in der Zeichnung der wechselnden Erscheinungen der See, mag er nun der Brandung lautes Toben malen, wie sie grollend ans Gestade schlägt, daß die Kreidepfeiler dröhnen und die Dünen Schonung flehen, den überirdischen Klang der Wellenstimmen, die bald schauertragend, bald sehnsuchtweckend, wie Kriegestöne und Liebesgeflüster, wie Prophezeiung von seligen Welten oder wie Todtenruf erschallen, oder den Genuß des Bades in der lauen Fluth, die erquickend die versengte Brust umbrandet und festen Sinn und leichten Muth den Menschen leiht, oder in anmuthigen Weisen die Schönheiten des Winterstrandes und die Reize des Fischergewerbes besingen, welches rüstigen Muth gibt und zum Erbe die Güter der Fluth hat, oder die Wonne der Schiffer, die mit wallendem Wimpel und hüpfendem Kiel auf der rollenden Woge fröhlich dahinschweben, oder endlich das majestätische Hinabsinken des Sonnenballs in den feuchten Meeresschooß. Auch wirft er Cypressen auf die Gräber verdienter und berühmter Heimathgenossen und ebenso hat er in den „Blüthen des Alters“, Stralsund 1841, die letzte Spende seiner Muse gleichsam auf den Altar der engeren Heimath gelegt. Auch darin finden sich wahre Perlen poetischer Didaktik in echt volksthümlicher Fassung; wir nennen nur das Gedicht: „Ducke dich“. Mittlerweile hatte er sich, nachdem seine beiden Söhne in ihren Lebensberuf, seine zahlreichen Töchter als Erzieherinnen in fremde Familien eingetreten waren, in jener ländlichen Abgeschiedenheit zu vereinsamt gefühlt und nach Verkauf der kleinen Besitzung seinen Wohnsitz nach Stralsund im Spätherbst 1842 zurückverlegt, um dort einen heiteren Lebensabend zu verbringen. Auf dem Frankenkirchhofe daselbst fand er bald darauf die letzte Ruhestätte. Sein Grabkreuz zieren die Schlußworte seines schönsten Liedes „Schlaf oder Tod, hell strahlt das Morgenroth“.

Biederstedt's Nachrichten von den jetzt lebenden Schriftstellern in Neuvorpommern und Rügen, Stralsund 1822, S. 72 ff.; Zober, Bericht des literarisch-geselligen Vereins zu Stralsund, IV. S. 16—28. Hermann Ethé, Münchener Propyläen, 1869, Nr. 33 u. 34 (Stralſ. Zeitg. 1869, Nr. 216 bis 218): „Ein Dichter des Pommerlandes“. Lappe's Werke; eigene Erinnerung und Privatmittheilung.

Häckermann.

Lappe: Nicodemus L., geb. den 20. October 1582 zu Stadtremda, † den 8. Novbr. 1663 als Superintendent zu Arnstadt. Nachdem er sowol in seinem Geburtsorte, wie zu Ohrdruff einen guten Grund in den Wissenschaften gelegt hatte und durch Privatunterricht von seinem Bruder, dem nachmaligen Sondershäuser Kanzler, Dr. L., zu den akademischen Studien gut vorbereitet worden war, studirte er in Jena Theologie, wurde 1606 Magister und 1609 auf des Dr. Major Empfehlung vom Herzog Johann zu Sachsen zum Diakonus nach Weimar berufen. 1615 erhielt er den Ruf nach Thanne im Stift Fulda und 1618 einen solchen als Diakonus nach Arnstadt. Hier 1635 zum Superintendenten bestellt, wirkte er in den durch Theurung und Krankheit ausgezeichneten Jahren in seinem Amte höchst segensreich bis zu seinem im Jahre 1663 erfolgten Tod. Seine Thätigkeit und seinen Eifer für Aufrechthaltung der reinen lutherischen Religionslehren erkennen wir nicht nur aus seinen die praktische Theologie betreffenden theologischen Schriften, sondern auch aus denen, welche die schwarzburgische Geschichte berühren und welche ihm auch im Auslande einen damals bedeutenden Namen erwarben. Er war ein Begründer der „Ordnung und Gesetze, wie es bei den Kirchen der Graifschaft Schwarzburg, sondershäuser Linie, hinfüro gehalten werden soll" (Arnstadt 1649, 4°). Von ihm werden 43 Schriften aufgeführt.

Die ausführlichste Biographie über ihn besitzen wir von J. A. Robst, Merkwürdiges Leben des ehemal. Superintendentens zu Arnstadt, Herrn M. Nicodemus Lappens mit verschiedenen beigefügten und noch niemals gedruckten Urkunden erläutert. Nebst einer Vorrede Ihro Hochehrwürden Herrn J. Fr. Ernesti, Jena 1753, 8°. Außerdem vgl. Jöcher, II. 2276; Rotermund, III. 1298; Treiber, De Superintendentibus Arnst., Progr.; Hesse, Verzeichniß schwarzb. Gel. u. Künstler aus dem Auslande, Rudolstadt, Schulprogr. 1836, 4°. Auch in Zedler's Universallex., Bd. LV. 1299, wird er unter den Geistlichen Weimars — nur fälschlich Luppius genannt — erwähnt (auch ist daselbst Thanne statt Tonna zu lesen). Anemüller.

Lappenberg: Johann Martin L., Archivar und Geschichtsforscher, geb. zu Hamburg am 30. Juli 1794, † ebenda am 28. Novbr. 1865, stammte aus einer hannoverisch-bremischen Familie. Sein Großvater, Samuel Christian L., hatte zuerst als Subrector der Domschule zu Bremen und dann als Pastor zu Hamelwörden im Lande Kedingen, seit 1759 zu Lesum, nördlich von Bremen, gewirkt und sich als Mitbegründer der bremischen Deutschen Gesellschaft durch einige Dichtungen, durch eine Controverse mit Lavater, durch Schriften über den Kreuzzug gegen die Stedinger, über die Geschichte des Herzogthums Bremen und die Reformation desselben bekannt gemacht. Sein Vater, Valentin Anton L., 1759 zu Lesum geboren, wurde Arzt in Hamburg, ein fein gebildeter Mann, der mit dem Astronom Olbers, dem Mediciner Hufeland, dem Geschichtschreiber Heeren befreundet war und in dem Kreise der Büsch, Reimarus, Perthes, Speckter, Sieveking verkehrte, in welchem seit Lessing's Tagen das geistig rege Leben der alten Hansestadt weiter pulsirte, ein während der guten und bösen Tage, welche die französische Revolution und das Kaiserreich über dieselbe brachte, durch gemeinnützige sanitärische Schöpfungen, wie auch schriftstellerisch hoch verdienter Praktiker, der bei seinem Tode 1819 seiner Frau, einer Tochter des Syndicus G. Sillem, welche erst 1840 starb, nur einen Sohn, Johann Martin, hinterließ. Derselbe, in der Jugend kränkelnd und in sich gekehrt, besuchte während der französischen Occupation das unter der Leitung des trefflichen Philologen J. G. Gurlitt blühende Johanneum und ließ auf seine junge reizbare Seele die namhaften Freunde des Vaters einwirken, vor allem Spekter, einen Verehrer Kant's und Goethe's, der die Liebe zum Vaterlande, zu Kunst und Wissenschaft

in ihm wecken half. Indeß als der Jüngling bei der vorübergehenden Befreiung Hamburgs durch Tettenborn im März 1813 diesem gleich anderen jungen Leuten als Freiwilliger folgen wollte, widersprach der Vater wegen seines schwachen Körpers, gestattete ihm aber nicht ohne Fährnisse über Helgoland nach London, wohin die Hamburger auch während der Continentalsperre ihre alten Beziehungen aufrecht zu erhalten wußten, und weiter nach Edinburgh zu reisen, um an diesem Sitze der Wissenschaften, der einige Zeit vorher schon den jungen Niebuhr angezogen, nach des Vaters Wunsche mit dem Studium der Arzenei den Anfang zu machen. Da ihn jedoch Davoust's Schreckensherrschaft von der Heimath absperrte, hatte er sich in der Fremde, so gut es ging, durchzuschlagen, kam aber, indem er Schotten und Engländer unterrichtete, auf selbständige Beschäftigung mit deren Litteratur und Geschichte, die ihn sofort mehr anzogen als die Naturwissenschaften. Er wurde alsbald schriftstellerisch thätig, indem er einen Aufsatz des Vaters über afrikanische Sprachen für Constable's Edinburgh Magazine 1813 ins Englische übersetzte und 1815 in London eine Uebertragung von J. B. Say De l'Angleterre et des Anglais mit eigenen Anmerkungen herausgab. Gleichzeitig empfing er tief nachhaltige Eindrücke des eben von Walter Scott mit romantischem Zauber umwobenen nordbritischen Landes, bei einem Aufenthalte in London der dortigen Kunstsammlungen, der großartigen wirthschaftlichen und politischen Organe des öffentlichen Lebens der Britten. Es wurde ihm freundliche Aufnahme bei geistigen Größen zu Theil, bei Dugold Stuart, dem Edinburgher Philosophen, Sir James Macintosh, dem liberalen Politiker und Geschichtschreiber, bei Sir Walter Scott selber, bei Wordsworth, dem dichterischen Haupte der Seeschule, James und John (Christopher North) Wilson u. a. m. Endlich gar durch die zarte Neigung zu einer jungen Dame guter Herkunft gefesselt, war er rasch entschlossen, die vom Vater gewünschte ärztliche Laufbahn fahren zu lassen und eine staatsmännische einzuschlagen. Mit der sanguinischen Hoffnung zur Zeit der allgemeinen Neubildung im Jahre 1815 gar in englische Dienste zu gelangen, hat er sich, freilich vergeblich, bei Lord Castlereagh und Graf Münster um Verwendung bemüht. Erfüllt mit so hochfliegenden Lebensplänen, bezog er im October die Universität Berlin, um Rechts- und Staatswissenschaften zu studiren. Wie empfindlich ihn auch die Ernüchterung in der ihm wenig zusagenden preußischen Hauptstadt berührte, wie sehr er auch fernerhin litterarischem Genuß und der eigenen wehmüthig schwärmerischen Stimmung nachhing, er hatte doch auch hier sich an der Gesellschaft edler und bedeutender Männer zu erfreuen, setzte aber seit Sommer 1816 seine Studien mit Eifer in Göttingen fort. Neben dem römischen Recht erwärmte er sich durch eingehende Beschäftigung mit Justus Möser für deutsches Recht und deutsche Geschichte. Noch immer aber hatte der Magnet in Schottland seine Anziehung nicht verloren. Nachdem L. am 23. October die Würde eines Doctors beider Rechte erworben, eilte er noch einmal über den Kanal, um durch eine persönliche Empfehlung an den Prinzen Leopold von Koburg, den Gemahl der Erbin des brittischen Thrones, sein Glück zu versuchen, kehrte aber tief erschüttert und um die Erfahrung reicher zurück, daß seine Stelle nicht in der Fremde, seine Braut nicht in Schottland zu holen war. Obwol sein Schmerz durch Eintritt in das Vaterhaus und die Advocatur, durch Beschäftigung mit dem lebendigen Rechte der Heimath, über welches er Beiträge in das Handelsrechtliche Archiv, Band I, lieferte, durch Verkehr in einem Kreise, aus welchem der spätere Geschichtsverein hervorgehen sollte, durch eine Schweizerreise und durch gelegentlichen Besuch der Falck, Hegewisch, Dahlmann in Kiel einigermaßen gelindert und zerstreut wurde, so erhielt sein Leben doch erst eine andere Wendung, als er bald nach dem Tode des Vaters zu Anfang 1820 als erster hamburgischer Geschäfts-

träger nach Berlin geschickt wurde. Hier folgte er fortan mit offenen Augen und ernster Arbeit den großen Gegensätzen und Verwickelungen der Restaurations- und Revolutionsepoche, ohne freilich je eigentlichen Geschmack weder der Politik, noch dem Diplomatenleben abzugewinnen. Liefen auch seine politischen Ideen den Wandlungen der Zeit parallel, so gewannen sie doch bereits einen festen conservativen Untergrund. Er beschäftigte sich immer noch viel zu sehr mit sich selber und hing einem unbefriedigten Ehrgeiz nach. Eine leidenschaftliche Neigung machte ihn nochmals tief unglücklich. Sein Thun und Treiben aber wurde wie bisher durch emsiges Eindringen in Poesie und Litteratur der verschiedenen Zeiten und Völker veredelt und festigte schließlich den längst vorhandenen sittlichen und religiösen Halt seines Wesens. Ueber alle Lectüre, über den Verkehr mit den Arnims, Varnhagen, dem Mendelssohn'schen Hause hinaus jedoch übte, wie er gern dankbar bekannte, auf seine Geistesbildung und Thätigkeit der nähere Umgang mit Savigny den bedeutendsten Einfluß. Das Interesse an rechtshistorischen und allgemein geschichtlichen Studien schlug tiefere Wurzeln. Er fand Freude an den sprachwissenschaftlichen Arbeiten Jakob Grimm's und Schmeller's und trug sich mit dem Gedanken an eine Handelsgeschichte. Als er dann im Frühling 1823 nicht ohne Widerstreben von der Hamburger Regierung die Ernennung zu ihrem Archivar annahm, gelang es ihm endlich, das Ringen mit den Idealen zurückzudrängen und einen fruchtbringenden Beruf anzutreten, der ihm in engen Grenzen bald eine Welt eröffnete. Allmählich lernte er sich in das Loos fügen der Bürger, der Diener eines kleinen Freistaats zu sein, an dessen altem Ruhme und weiten überseeischen Beziehungen sich zu begeistern. In der Folge erhielt auch sein an sich bescheidenes Amt dadurch höhere staatsmännische Bedeutung, daß der Senat ihn als Regierungssecretär zu den Sitzungen heranzog und wiederholt mit praktischen oder diplomatischen Aufträgen betraute. Nachdem er sich im J. 1825 mit der ältesten Tochter des reichen Kaufmanns G. F. Baur in Altona verheirathet, dieselbe aber schon nach wenigen Monaten durch den Tod verloren hatte und damit noch einmal in trostlose Einsamkeit zurückgeschleudert wurde, bereitete ihm seit 1827 die Ehe mit der jüngeren Schwester das Glück, das er lange vergeblich ersehnt, das sich dann neben anderen Vorzügen seiner Lebensstellung in mancher Beziehung zu einer im deutschen Gelehrtenstande beneidenswerthen gestalten sollte. Mittlerweile hatte er rüstig zu schaffen begonnen. Er kostete die erste Freude am Ordnen der in wüstem Zustande vorhandenen reichen Schätze des Archivs, versenkte sich in ihren Inhalt, entdeckte bedeutende Bestandtheile des erzbischöflich hamburg-bremischen Archivs, die Urkunden der alten Seerechte und Schifffahrtsgesetze, deren sich die Vorfahren bedient hatten, eine Fülle unschätzbaren Materials aus der Blüthezeit der Hanse. Aus solcher Thätigkeit entsprangen außer Sammlungen von Hamburger und Bergedorfer Verordnungen allerlei rechtsgeschichtliche und litterarische Beiträge für verschiedene Zeitschriften. Die erste größere Arbeit erschien in höherem Auftrage zum 29. September 1828 als Programm zur dritten Säcularfeier der bürgerschaftlichen Verfassung Hamburgs, das zwar in streng erhaltendem Geiste die bisherigen Institutionen abspiegelte, aber in der geschichtlichen Ausführung und Begründung echt wissenschaftlichen Sinn bekundete und den herkömmlichen Anschauungen über hamburgische Geschichte eine neue Bahn eröffnete. Aber weder die Natur seiner Studien, noch der Inhalt seines Archivs gestattete Beschränkung auf die Vaterstadt. Im J. 1829 als Anhang zu Rotermund's Geschichte der Petrikirche zu Bremen, stellte er das Register von Einkünften der Propstei bei dem Dom zu Bremen zusammen und schrieb er „Ueber ältere Geschichte und Rechte des Landes Hadeln“. Eine kleine Schrift „Ueber den ehemaligen Umfang und die alte Geschichte der Insel Helgo-

land“ war zur Begrüßung der im Sommer 1830 in Hamburg tagenden Naturforscherversammlung bestimmt und erwies aus den Quellen ein für allemal, daß die Insel, was vielfach bezweifelt worden, in historischer Zeit kaum größer gewesen als in der Gegenwart. Von seinen Funden und Entdeckungen theilte er stets freigebig anderen mit, Jakob Grimm, an dessen Forschungen er immer größere philologische Sicherheit gewann, Pardessus für seine Sammlung der Lois Maritimes, Professor Warnkönig in Gent für seine flandrische Staats- und Rechtsgeschichte, vor allem aber dem um die Geschichte hochverdienten Göttinger Gelehrten Sartorius. Als dieser, der durch seine Geschichte des hanseatischen Bundes, 1802—8, den alten Ruhm desselben zuerst wieder zu Ehren brachte, über seiner Hauptarbeit starb, hat L., der ihr die werthvollsten Documente zugewendet, sie als „Urkundliche Geschichte des Ursprungs der Deutschen Hanse“ in 2 Bänden, 4°, 1830 herausgegeben, ein Werk, das bis 1870 zugleich das erste, immer noch dankenswerthe Urkundenbuch bot, vor allem aber L. das Verdienst sicherte, durch eingehende Untersuchung die Verbindungen der deutschen Kaufleute im Auslande als die eigentlichen Keime zu Entstehung und Wachsthum des Bundes nachgewiesen zu haben. Aus derselben arbeitsamen Zeit stammten die Anfänge nicht minder umfassender Leistungen. Durch Niebuhr und Dahlmann als Mitarbeiter für die Monumenta Germaniae Historica gewonnen, begann L. sich mit einer hochwichtigen Gruppe von Geschichtschreibern des norddeutschen Mittelalters zu beschäftigen, und 1829 bestimmte ihn F. Perthes desgleichen für die große Sammlung der Staatengeschichten von Heeren und Ukert die Geschichte Englands anzugreifen. Die Aufgabe, eine der dankenswerthesten auf dem weiten Gebiete der Historie, fesselte ihn in den nächsten Jahren vorzugsweise und brachte ihn mit dem Lande seiner Jugendliebe, an dem das Interesse nie erkaltete, in um so engere Beziehung. Das früh Erlernte, die gemeinsamen Bande des Stammes, der Sprache, Hamburgs centrale Stellung in Nordwesteuropa, die auf Reisen und durch kleinere Arbeiten — „Ansprache an die Alterthumsforscher Deutschlands und des nördlichen Europa“, Hamburg 1834 und „Dänische Annalen“, ein Nachtrag zu Langebek, SS. rerum Danicarum, Altona 1834 — erworbene Bekanntschaft mit dänischen, norwegischen und schwedischen Zuständen, die fleißig fortgesetzten rechtsgeschichtlichen, seerechtlichen und linguistischen Studien, namentlich eifrige Beschäftigung mit dem Angelsächsischen, die ihn, von Grimm angeregt, früher noch als englische Gelehrte auf die von Anbeginn bestehenden litterarischen Unterschiede aufmerksam machte, ein in kritischer Untersuchung von Quellen geübtes Auge, Alles traf zusammen, um ihn recht eigentlich zu befähigen, einen der werthvollsten Beiträge zu der Sammlung der europäischen Staatengeschichte zu liefern. „Er brachte“, wie sich Ranke in einem Nachruf ausdrückt: „die Anschauungen deutscher Wissenschaft in der älteren Geschichte einer nahe verwandten Nation zuerst zur Geltung“, indem zuerst der erste Band, der 1834 die angelsächsische Periode abschloß, grundlegend für das germanische Alterthum überhaupt wurde und in England selber nicht nur von den ersten Sachverständigen freudig aufgenommen und übersetzt wurde, sondern auch in späteren Arbeiten, wie denen von Stubbs und Freeman bis heute segensreich weiterwirkt. L. schuf in der That ein Meisterwerk weniger der Darstellung, denn sein Stil blieb trotz fein gebildetem Geschmack ungelenk und gewunden, als der gediegensten Untersuchung. Angesichts der unendlich angewachsenen Schwierigkeiten, Geschichtsforschung und Geschichtschreibung in vollendeter Harmonie zu vereinen, gelang es ihm durch Kritik der Texte die Quellen mit objectiver Sicherheit auszuschöpfen und zu beseelen und namentlich auch durch systematische Beurtheilung der alten englischen Geschichtschreibung diejenigen Grundsätze in Anwendung zu bringen, welche gleichzeitig bei der kritischen

Beurtheilung der deutschen Geschichtsquellen durchdrangen. Außerdem bot die gründliche Erörterung der angelsächsischen Rechts- und Verkehrsverhältnisse allen Nachfolgern auf diesem Gebiete die beste Richtschnur. Ehe 1837 der zweite, die Normannenkönige bis 1156 behandelnde Band erschien, unternahm er noch einmal eine ausgedehnte Reise nach England und Irland, um den persönlichen Zusammenhang mit Land und Leuten aufzufrischen, mit C. F. Cooper, dem Secretär der Record-Commission, dessen Nachforschungen in Deutschland Niemand wirksamer unterstützte, als L., mit Sir F. Palgrave, dem Rivalen auf dem Gebiete der älteren englischen Geschichte, der wegen mangelnder Kenntniß deutscher Rechtsinstitutionen vielfach abweichender Meinung war, mit Sir T. Philipps, dem großen Handschriftensammler, auf dessen Schloß Middlehill in Worcestershire gar mancher werthvolle Codex für die von Pertz geleiteten Monumente eingesehen wurde, näher zu verkehren. Als eine weitere Frucht jener Reise erschien nachträglich 1845 in der Encyklopädie von Ersch und Gruber eine der besten Arbeiten über Irland, seine Geschichte, Statistik, Sprache und Litteratur, über Vieles, was gewöhnlich am Wege liegen bleibt, geradezu eine unschätzbare Fundgrube. Wenn die Beschäftigung mit dem großartigen, fremden Stoff ohne eigentlich je wieder abgebrochen zu werden, fernerhin vor deutschen Aufgaben auch mehr zurücktrat, so hat sie doch diesen wesentlich einen allgemeinen weiteren Gesichtskreis und L. selber vor dem Schicksal bewahrt sich ausschließlich in die engeren Quellengebiete seines Archivs zu versenken. Wohl hat er sich in dem kaufstädtischen Hamburg mit seinen materiellen Interessen als Gelehrter von europäischem Namen recht einsam gefühlt und bisweilen Versuche gemacht, geistige Kräfte, wie selbst die Grimm's, nach ihrer Vertreibung aus Göttingen an sich heranzuziehen, einen festen Zusammenhang mit den tüchtigsten Vertretern der historischen Wissenschaften hatte er längst, wie im brieflichen Verkehr und auf häufigen Reisen, so ganz besonders durch seine lebhafte Betheiligung an der Herausgabe der Geschichtschreiber des deutschen Mittelalters geknüpft. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen über eine ganze Reihe der wichtigsten Schriftwerke, ihre Quellen, Verbindungen und Ableitungen legte er seit 1838 im achten und in späteren Bänden des Archivs der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde nieder. Als erste Frucht derselben erschien 1839 im dritten Bande von Pertz' Scriptores die einzige kritische Ausgabe der großen Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg. Im siebenten Bande folgten 1846 Adams Geschichte der Hamburger Erzbischöfe, auf deren Herausgabe schon vor längerer Zeit Dahlmann hatte verzichten müssen, im 16. Bande 1859 die Annales Stadenses. Gandenses und als hocherfreulicher Nachtrag zu den alten karolingischen Jahrbüchern aus einem von ihm drei Jahre vorher in Petersburg wieder aufgefundenen Codex die Annales Mosellani. Die Slavenchronik des Helmold und sein Fortsetzer Arnold von Lübeck wurden erst nach seinem Tode in mustergiltiger Behandlung als werthvollster Bestandtheil des 21. Bandes des Scriptores im J. 1869 herausgegeben. Die dort ebenfalls wieder abgedruckte Holstenchronik des Presbyter Bremensis, sowie die Chronik der nordelbischen Sachsen edirte er selber im ersten und dritten Band der Quellensammlung der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte, 1862 u. 1865. Mit dem Chronicon Rastedense und der Braunschweiger Reimchronik kam er über die Abhandlungen im Archiv nicht hinaus. Anderes eignete sich wegen der vorwiegend localen Beziehungen nicht für die große vaterländische Sammlung der Monumente, ein Band Geschichtsquellen des Erzstifts und der Stadt Bremen, 1841, als Beitrag zur quellenmäßigen Begründung der Geschichte derselben dem Senate der Stadt gewidmet, mit der niederdeutschen Chronik von Rynesberch und Schene als Hauptbestandtheil und sprachlichen Bemerkungen von Jakob

Grimm, Hamburgische Chroniken in niedersächsischer Sprache für den Verein für hamburgische Geschichte herausgegeben, 1861, und eine neue Ausgabe der Hamburgischen Chronik des Syndicus Adam Tratziger, des ältesten wissenschaftlichen Geschichtschreibers der Stadt Hamburg, 1865. Sämmtliche Arbeiten dieser Art zeichnen sich durch ungemeine Sorgfalt der Vorbereitung, kritische Sichtung des handschriftlichen Materials, philologische Behandlung des Textes und praktische Sacherklärung aus. Neben dieser den weiteren und engeren Gebieten deutscher, niederdeutscher und nordisch-englischer Vergangenheit gewidmeten Thätigkeit lief seit jenen ersten Hamburg und seine Nachbarschaft betreffenden Publicationen ein immer breiterer Strom von kleinen Arbeiten, welche nach allen Richtungen des rechtlichen, corporativen, öffentlichen, wirthschaftlichen und geistigen Lebens die Geschichte der Vaterstadt durchforschten und begründeten. Da fesselte ihn selbst das Unscheinbare und Geringe, indem er es mit den großen und allgemeinen Grundzügen städtischer Entwickelung überhaupt und namentlich mit den weiter außen liegenden hansischen Verbindungen zusammenzufassen wußte. Zumal nachdem im J. 1839 der Verein für hamburgische Geschichte entstanden, dessen eigentlicher Begründer er zwar nicht war, dessen Seele er aber alsbald durch eifrige Betheiligung an der Zeitschrift wurde, hat er zwischen 70 und 80 größere und kleinere Beiträge beigesteuert, die sich mit Sammlung und Kritik localer Quellen, mit Kirchen-, Kunst-, Litteratur-, Gelehrten-, Beamten- und Familiengeschichte, mit biographischen Mittheilungen über Jürgen Wullenweber, Marx Meyer und viele andere Persönlichkeiten, mit Mittheilung historischer Lieder, urkundlichen Nachrichten über Ansiedlung der Niederländer, Engländer, Juden in Hamburg bis herab zu Grabreden und Grabsteinen befaßte. Als daher am 27. October 1864 der Verein, dessen Verdienst durch seinen Vorgang die meisten anderen historischen Gesellschaften in Deutschland weit überragte, seine 25jährige Jubelfeier beging, gestaltete sie sich von selbst zu einem Ehrenfest seines langjährigen ersten Vorstehers, dem durch eine Denkmünze ein besonderer Dank ausgesprochen wurde. In Verbindung mit diesen Studien gedieh nicht nur zur 400jährigen Jubelfeier ein für die niederdeutsche Litteratur höchst werthvoller Beitrag zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg 1840, nicht nur im J. 1847 die treffliche Erläuterung der Elbkarte des Melchior Lorichs vom Jahre 1568, sondern eine Reihe strengerer Arbeiten. Davon ist leider bis heute das nach dem Frankfurter Muster seines Freundes J. F. Böhmer angelegte „Hamburgische Urkundenbuch“ unvollendet geblieben. Das Material zu einem folgenden Bande, so wie bis auf hundert Exemplare die ganze Auflage des ersten, welcher die Urkunden der Stadt bis zum Jahre 1300, sowie der Anfänge des Bisthums enthält, gingen in den Flammen auf, durch welche im Mai 1842 das alte Hamburg sammt dem Rathhause und den werthvollsten Bestandtheilen des von L. gehüteten Archivs zerstört wurde. Aber wie ihm Grimm schrieb: „Große Verluste haben den Vortheil, daß sie den Sinn für das Gebliebene schärfen und erhöhen“, so stählte auch L. unter Ruinen den entschlossenen Muth, die erhaltenen Schätze um so liebevoller zu pflegen und das Andenken des Verlorenen nun vollends zu fertigen. Noch unter den rauchenden Trümmern seiner Umgebung verfaßte er eine kleine Schrift: „Der große Brand von London im J. 1666“. Dann brachte er bis 1845 die Frucht langjähriger Studien: „Hamburgische Rechtsalterthümer I. Die ältesten Stadt-, Schiffs- und Landesrechte“ zu Stande, deren Quellen auf die Soester und Lübecker Statuten und den Sachsenspiegel zurückgeführt wurden. Daran schlossen sich Erläuterungen zu den von Otto Spekter reproducirten Miniaturen des alten Hamburger Stadtrechts von 1497. Es folgten „Die milden Privatstiftungen zu Hamburg“, 1845, in zweiter umgearbeiteter und veränderter Ausgabe 1870, und im Auftrage des

Senats die für die Rechtsgeschichte nicht minder werthvolle Abhandlung „Historischer Bericht über Hamburgs Rechte an die Alster", 1859 und der „Archivalbericht über den Ursprung und das Bestehen der Realgewerbs-Rechte in Hamburg", 1861. Auch als seit 1848 die Erblindung des linken Auges seinen rastlosen Fleiß empfindlich hemmte, entschloß er sich zwar mit schwerem Herzen, die Fortsetzung der englischen Geschichte einem jüngeren Freunde zu übertragen, aber nur um die verschiedenen Richtungen seiner Studien um so eifriger zu verfolgen. In einer Arbeit, die im Auftrage der Senate der drei Hansestädte unternommen wurde, trafen sie gewissermaßen alle zusammen. Die „Urkundliche Geschichte des hansischen Stahlhofes zu London", 1851, obwol nicht im Buchhandel erschienen, eine Art Fortsetzung und Ergänzung der „Urkundlichen Geschichte der Hanse", konnte nur von ihm verfaßt werden, der es zu einer Lebensaufgabe gemacht hatte, der Geschichte des großen Bundes einen sicheren Grund zu legen. Wol stand er mit seinem Wunsche allein, die alte Factorei an der Themse in eine neue Gildhalle aller Deutschen verwandelt zu sehen und konnte Verkauf und vollständige Umwandlung von Grund und Boden nicht hindern, aber durch Beleuchtung ihrer Vergangenheit mittelst seltener, bisher unbenutzter Urkunden, die zu einer Geschichte des hansischen und deutschen Handels in England verwoben wurden, gab er einen Anstoß zu weiteren umfassenden Forschungen. In der historischen Commission zu München, deren Mitglied er seit ihrer Begründung 1859 war, und deren Jahressitzung er im Herbst regelmäßig besuchte, befürwortete und leitete er lebhaft die Vorarbeiten zu einer Ausgabe der „Hanserecesse" und eines großen „Hansischen Urkundenbuchs". Dr. W. Junghans, der ihm in Hamburg zur Hand ging, führte er persönlich in die Archive der wendischen Städte, sowie das Public Record Office und das Archiv der städtischen Gildhalle zu London ein. Als der viel versprechende junge Gelehrte schon nach wenigen Jahren als Professor in Kiel und bald darauf auch L. starb, begannen jüngere Kräfte die von ihm ins Leben gerufenen Unternehmungen auszuführen. In den Publicationen der historischen Commission und des seit 1870 bestehenden hansischen Geschichtsvereins wirkt sein Andenken segensreich weiter. Viele Spuren der Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit seiner Arbeit begegneten nebenher seit Jahren in verschiedenen Zeitschriften. Den Bericht des Sido und andere Nachrichten über Vicelin und das Kloster Neumünster gab er schon 1829 im neunten Bande des Staatsbürgerlichen Magazins für Schleswig-Holstein und Lauenburg heraus. Zahlreiche Recensionen über Städtegeschichte, Stadt- und Seerecht, angelsächsische, englische und deutsche Geschichte und Litteratur schrieb er in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, der Jenaer, der Allgemeinen Litteratur-Zeitung, vor allen den Göttinger Gelehrten Anzeigen, in W. A. Schmidt's Allgemeiner Zeitschrift für Geschichte. Kleinere Beiträge auf allen diesen Gebieten finden sich von ihm in Hugo's Civilistischem Magazin, im Archiv für Staats- und Kirchengeschichte von Michelsen und Asmussen, im Rheinischen Museum für Jurisprudenz. Im ersten Bande des Vaterländischen Archivs für das Herzogthum Lauenburg handelte er 1857 von den Schlössern der Sachsen-Lauenburgischen Raubritter. Einen trefflichen Artikel über Hamburgs Verfassung, Geschichte und Handelsentwickelung der Gegenwart hat er noch 1862 zu dem bei Brockhaus verlegten Staatslexikon beigetragen. Endlich aber ist noch eine Gruppe litterarischer Arbeiten zu erwähnen, zu der er sich frühzeitig anschickte, für die er aber Zeitlebens die alte Neigung bewahrte. Abgesehen von dichterischen Uebersetzungen aus den Engländern, wie des ihm einst befreundeten Wordsworth, wovon nichts im Druck erschienen, stammte die Anregung zu diesen Leistungen sowol aus der Berührung mit den romantischen Kreisen während seines Aufenthalts in Berlin, wie aus der starken Anziehungskraft seiner nieder-

deutschen Heimath. In den schweren Tagen des Jahres 1849 erquickte ihn, wie einst 30 Jahre früher Susanna Katharina von Klettenberg, Religion nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele, die er zum hundertjährigen Gedenktage Goethe's erscheinen ließ. Nach langer Vorbereitung veranstaltete er 1854 eine überaus sorgfältige, gelehrte Ausgabe von Thomas Murner's Ulenspiegel, die er dankbar den Freunden Savigny und Grimm widmete. Im J. 1861 erschienen, wie alles übrige, sprachlich und sachlich trefflich erläutert die niederdeutschen Scherzgedichte von Johann Laurenberg, 1863 die lateinischen und 1865 die deutschen Gedichte des in Hamburg begrabenen Paul Fleming, der von jeher sein Liebling gewesen, sämmtlich in der Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart. Die Briefe von und an Klopstock, an denen er viele Jahre gesammelt, wurden erst nach seinem Tode 1867 herausgegeben, gleich der Geschichte des Hamburger Rathhauses, welche Hauptmann Gaedechens besorgt hat. Die Sammlung der Briefe Hagedorn's, des Hamburger Dichters, der nach London verschlagen wurde, harrt, wie die Vorarbeiten zu einer Geschichte der Dominicaner und Minoriten in Hamburg, noch auf eine sachkundige abschließende Hand. L. sind, wie in der Jugend, so auch im späteren Alter harte Schicksalsschläge und empfindliche Einwirkungen der allgemeinen Hergänge nicht erspart worden, in die sich sein reizbares Gemüth schwer zu finden vermochte. Vor der Erblindung des linken Auges wurde das rechte allerdings bewahrt, so daß er mit Vorsicht und fremder Beihülfe noch Jahre lang in gewohnter Weise weiter arbeiten konnte. Den Tod seiner zweiten Frau am 2. April 1849 hat er nie verschmerzt, wie später ebenso wenig den Verlust einer Tochter und eines Sohnes in hoffnungsreichstem Alter. Dazu dann die Erschütterung aller bisherigen Verhältnisse in Deutschland, wie in Hamburg, in die er, der Erforscher der Vergangenheit, sich mit allen seinen Anschauungen eingelebt hatte. Er hatte 1846 und 47 die beiden Germanistenversammlungen in Frankfurt a. M. und Lübeck besucht und auf der ersten einen folgenreichen Anstoß zu der Sammlung deutscher Ortsnamen im Mittelalter gegeben, dem mächtigen Andrange neuer Kräfte im öffentlichen Leben aber, der sich immer stärker regte, blieb er fremd. Sein Liebe zum deutschen Volk und Vaterland war von der Besorgniß getrübt, daß ihm staatliche Einheit und Größe nicht beschieden sei, wie er es 1847 in dem Vorwort zu einer Uebersetzung der unbedeutenden Geschichte Englands von Keightley aussprach. Im Sturmsommer von 1848 veröffentlichte er eine kleine Flugschrift „Ueber die Privilegien der Parlamentsmitglieder“, worin er sich für Beschränkung der Redefreiheit nach englischem Muster aussprach. Die große Bewegung nach einer deutschen Flotte und Flagge dagegen hatte seine ganze Theilnahme. Als sich im Sommer 1850 der Hamburger Senat im Gegensatz zur preußischen Union der Wiederherstellung des Bundestags zuneigte, wurde L. als sein Vertreter nach Frankfurt geschickt. Er hat dann in dieser Restitution seine politische Befriedigung zu finden gesucht. Auch die russische Reise im J. 1856, auf der er jenen wissenschaftlichen Fund that, wurde nicht nur zum Besuch einer nach Petersburg verheiratheten Tochter unternommen, sondern noch einmal in diplomatischer Sendung, indem er als Vertreter Hamburgs der Krönung Kaiser Alexanders II. beizuwohnen hatte. Wol noch die Abrechnung mit Dänemark, aber nicht mehr den deutschen Krieg von 1866, die Auseinandersetzung mit Oesterreich, die Neugestaltung Deutschlands in sich und nach außen hat er erlebt. Schwerlich hätte er sich als Mann der alten Schule in die Resultate gefunden. Er blieb dagegen, was sein Leben aus ihm gemacht, was Jakob Grimm einst treffend in einem Trinkspruch ihm zurief: ein halber Engländer, ein ganzer Deutscher und ein eingefleischter Hamburger. Nachdem er Ende 1863 seine amtliche Stellung niedergelegt, im folgen-

den Jahre noch die wohlverdiente Huldigung von Seiten des hamburgischen Geschichtsvereins angenommen, nachdem ihm theuere Freunde fern und nah im Tode vorausgegangen, erkrankte er im September 1865 auf einer nach Sachsen unternommenen Reise, von der er sich gewohntermaßen nach München zu begeben gedachte. Genöthigt, nach Hamburg zurückzukehren, starb er daselbst am 28. November. Als auswärtiges oder correspondirendes Mitglied gehörte er den Akademien und gelehrten Societäten zu Berlin, Stockholm, Göttingen, München und St. Petersburg, sowie zahlreichen historischen, archäologischen und linguistischen Vereinen in Deutschland, England, Schottland, den Niederlanden, Schweden, Dänemark, Rußland und Griechenland an.

Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart, IV. 356 bis 372. G. Waitz, Zum Andenken an J. M. Lappenberg, Nachrichten von der k. Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg-August-Universität, Göttingen 1865, S. 496 ff. J. v. Döllinger, Sitzungsberichte der k. baier. Akademie der Wissenschaften zu München, 1866, I. 408 ff. Nachrichten von der historischen Commission zu München, v. Sybel's Historischer Zeitschrift beigelegt seit 1859. Johann Martin Lappenberg. Eine biographische Schilderung von Elard Hugo Meyer, Hamburg 1867, mit Benutzung von Briefen und Tagebüchern. Pauli.

Lappenberg: Samuel Christian L., geb. am 17. August 1720 zu Bremen, als des späteren Pastors zu Verden L. Sohn, starb als Pastor zu Lesum am 15. Mai 1788, zu welcher Pfarre er vor Juli 1758 von seiner früheren zu Hamelwörden im Lande Kedingen versetzt war. Vorher war er von 1747—54 Subrector an der Bremer Domschule, dem Athenäum, welches kurhannöverisch war, aber meist „königlich“ genannt wurde. Von Lesum ab hatte er seine wissenschaftlichen Verbindungen in Bremen wieder aufgenommen, und so kann er geradezu zu den Bremer Gelehrten gezählt werden. Er hat die verdienstvolle „Bremische deutsche Gesellschaft“ mit begründet und an ihren Bestrebungen sich mit betheiligt. In seinen Gemeinden hat sich sein Andenken lange erhalten, da er es verstand, sich in die Leute zu finden, ihrem Denken gemäß auf ihre Verhältnisse einzugehen, und er dem wegen der gemischten Bekenntnisse an der Weser dort verhaßten Zelotismus fern war. Wie weit er von heutiger kirchlicher Orthodoxie und Förmlichkeit abwich, zeigt einerseits seine Gewohnheit, auf der Kanzel das Vaterunser umschreibend zu variiren, und seine Stellung der Lavater'schen Richtung gegenüber. Seine Theilnahme für das Volk trieb ihn zu antiquarischen Nachforschungen und zum Studium der Geschichte des bremischen Stiftes, welches ihn dann zu einem kritischen Entwurfe veranlaßte, der noch immer seinem Namen Ehre macht. Er hat ihn als „Grundriß“ ꝛc. in der Pratje'schen Sammlung „Die Herzogthümer Bremen und Verden“, Bd. I, II und VI drucken lassen, ebenda, Bd. I, erschien „Vom Anfange der Reformation im Herzogthum Bremen“, Bd. III: „Vom Kreuzzuge wider die Stedinger“ ꝛc. ꝛc. Von seinen mannigfaltigen Schriften sind dieses die bedeutendsten; im vorigen Jahrhundert hielt man aber dafür seinen „Vernünftigen und christlichen Unterricht in der Religion für Jünglinge von reiferem Verstande“. Er meinte, daß der Geistliche auch auf der Höhe der Litteratur sich praktisch halten müsse. Dahin zielt sein Aufsatz „Von den ästhetischen oder schön denkenden, schön redenden und schön schreibenden Gottesgelehrten“ in den Hannöv. Beitr. z. Nutzen und Vergnügen, 1760. Er selbst lebte in der Litteratur und betheiligte sich auch daran mit schlagfertiger und scharfer Satire, theils allgemein nach Sitte der Zeit gegen Stände oder deren Personificationen, aber auch speciell, wie gegen Lucchesini; zum Theil sind ihm auch Arbeiten seines Sohnes D. P. L. zugeschrieben. Wie er das Volksleben zu fassen verstand,

zeigte: „Hermann und Ide oder die nußbraune Dirne", die 1770 in Bremen als freie poetische Umbildung von Prior's Heinrich und Emma erschien. Auch in die landwirthschaftliche Litteratur mischte sich der energische, strebsame Mann, wie damals viele niederdeutsche Pastoren. Gegen die Verketzerung, in welche jener Zeit (z. B. bei J. H. Voß) die Lavater-Schwärmerei umschlug, trat er in Freundeskreisen kurz vor seinem Lebensende brieflich auf. Dieser Briefe bemächtigte sich der Lehrer an der Bremer Domschule Joh. Ge. Schilling, glossirte sie feindlich und gab sie so unter dem Pseudonym Jocosus Gerontodidascalus Serius und dem Titel: S. C. Lappenberg's Apologie des Herrn Lavaters heraus. Von seinen Söhnen war D. P. L. schon 1772 schriftstellerisch thätig. Aufsätze und Fabeln von ihm finden sich im Hannoverschen Magazin. Einer war später Apotheker in Dorum, dessen Tochter der Sohn des Pastors Johann Kobbe (s. Allg. d. Biogr. Bd. XVI. S. 344), der spätere Bürgermeister und Landrath Kobbe in Stade heirathete. 1759 ferner wurde Valentin Anton L., der bekannte hamburgische, ebenfalls litterarisch genannte Arzt, geboren, dessen Sohn der bedeutende Historiker Johann Martin L. war.

Elard Hugo Meyer, Johann Martin Lappenberg, Hamburg 1867. Zerstreute Nachrichten aus den Pratje'schen verschiedenen Sammlungen, Annalen der braunschw.-lüneburgischen Churlande; auch Familiennachrichten.

Krause.

La Roche: Georg Michael Frank von La R., kurtrierischer Kanzler, † zu Offenbach im J. 1788, Gemahl der nachfolgenden Sophie von La R. Er kam als fünfjähriger elternloser Knabe in das Haus des kurmainzischen Kanzlers Grafen Friedrich von Stadion, welcher seinen eigentlichen Namen von Lichtenfels in von La Roche umwandelte. Der Graf Stadion nahm sich des jungen La R. sehr an und zog ihn zum Diplomaten heran, indem er ihn frühzeitig mit Abfassung und Chiffrirung von Depeschen betraute. Als er sich im J. 1762 von den Geschäften am kurfürstlichen Hofe zu Mainz zurückzog, war ihm La R. bereits so unentbehrlich geworden, daß er denselben auf seine Güter mitnahm und ihm die Verwaltung seiner Güter anvertraute. La R. heirathete im Frühjahr des Jahres 1754 Maria Sophie Gutermann von Gutershofen, die Tochter des aus Augsburg gebürtigen Arztes Gutermann von Gutershofen, die Jugendliebe Wielands und wohnte mit seiner jungen Gattin in Warthausen, unweit des schwäbischen Federsees, nach dem Tode seines Gönners, des Grafen Stadion, im J. 1768 auf dem Gute Bönigheim. Er war schon von Warthausen aus mit dem Freiherrn von Hornstein bekannt geworden, und als dieser 1771 Conferenzminister des letzten Kurfürsten von Trier, Clemens Wenceslaus, wurde, erhielt La R. auf dessen Betrieb einen Ruf als geheimer Rath an den Hof von Kurtrier, welchem er Folge leistete. In Ehrenbreitstein, seinem neuen Wohnsitze, bildete sein Haus längere Zeit den Sammelplatz der gefeiertsten Namen unserer Litteratur, unter denen Goethe, Wieland und die beiden Jacobi besonders erwähnt werden müssen. Goethe schildert das Leben im Hause des Kanzlers La R. im 13. Buche seiner Biographie. Im October 1775 wurde La R. zum geheimen Staatsrath und Regierungskanzler erhoben und beherrschte mit den Ministern von Hornstein und Hohenfeld das kurtrierische Cabinet vollkommen; im J. 1779 erhielt er auch noch die Würde eines Directors des Hofkriegsraths und die einträgliche Stelle eines Zollschreibers zu Boppard, welche letztere er bis zu seinem Tode behielt. Als im J. 1780 Hornstein und Hohenfeld von Wien aus gestürzt wurden, fiel auch La R., der sich übrigens durch seine kurz vorher erschienenen freisinnigen Briefe über das Mönchwesen mißliebig gemacht hatte. Er verließ Ehrenbreitstein und ging nach Speier und Offenbach, in der letzteren Stadt nahm er seinen dauernden Aufenthalt. Es ist übrigens unrichtig, wenn all=

gemein behauptet wird, La R. habe nach seiner Entlassung in so ungünstigen Verhältnissen gelebt, daß die litterarischen Erzeugnisse seiner Frau die Familie vor Mangel und Noth hätten schützen müssen. Dem ist nicht so, denn La R. hatte nicht allein die sehr einträgliche Zollschreiberstelle in Boppard behalten, sondern war auch im Genuß einer Pension geblieben. Im trierischen Staatskalender wird La R. bis an seinen Tod als geheimer Staatsrath aufgeführt. Er starb am 21. Nov. 1788 zu Offenbach. Er war ein guter Verwaltungsbeamter, aber unbedeutend als Diplomat. Sein einziger Sohn Franz starb bald nach ihm, seine Tochter Maximiliane heirathete P. A. Brentano und wurde Mutter des Clemens und der Bettina Brentano.

v. Stramberg, Rheinischer Antiquarius, II. 1. S. 89—107.

Irmer.

Laroche: Johann L., Schauspieler, † 1807 zu Wien. Dieser unter dem Theaternamen Kasperle bekannte Darsteller, von dem biographisch nichts bekannt ist als sein Todesjahr, hat mehrere Jahrzehnte auf der Wiener Bühne eine so außerordentliche Rolle gespielt, daß er auch hier zu erwähnen ist. Er war der unmittelbare Nachfolger des Hanswursts in Wien, von dem er in Lazzi's und Körpergestaltungen noch Vieles an sich hatte. Castelli, der in seinen Memoiren, I. 249—252, eine gute Charakteristik des seltsamen Menschen gegeben hat, nennt ihn die personificirte populäre Komik und erklärt sich dadurch seine ungeheure Popularität. Nach ihm extemporirte L. viel, aber meist nur Spaßiges, niemals Witziges, der Beifall galt nur dem Gesichterschneiden, den Lazzis und den geschickten Unbehilflichkeiten, womit er sich zu benehmen wußte. Sein Gesicht war die „wahre komische Pöbelphysigonomie“, seine Mundart ein breit gesprochener gemeiner Wiener Dialekt. Sein Theatername Kasperle (in Zauberstücken Käsperle) wurde auf das Leopoldstädter Theater, in dem L. spielte, wie auf das Geldstück angewandt, welches das Eintrittsgeld fürs erste Parterre ausmachte und der Zulauf zu seinen Vorstellungen war unerhört, besonders bei seinen Benefizien, für die er die von Unsinnigkeiten und Albernheiten strotzenden Stücke selbst schrieb. Wie der alte Hanswurst drängte er sich auch in ernste Stücke und auf dem Leopoldstädter Theater wurde aus dem Leporello in Don Juan ein Kasperle. Viele Stücke trugen gleich im Titel seinen Namen, so gab er einen „Kasperle, der Mäusefallen- und Hechelkrämer“, „Kasperle's Schelmereien“, „Kasperle Herr und Diener“, „Kasperle der Hausherr in der Narrengasse“, „Kasperle unter den Menschenfressern“, „Kasperle als Mahomet“, „Kasperle der Plauderer“, „Kasperle der Nachtwächter“, „Kasperle das Original-Genie“, „Kasperle als Amor“, „Kasperle als Fagottist“. Was sich die Wiener um ihren Kasperle bieten ließen, beweist, daß es Marinelle wagen konnte, dem Publicum, als es sich vor einer Kasperlevorstellung mit lautem Lärmen an dem Theater hin- und herdrängte, zuzurufen: „Wenn das Lärmen nicht auf der Stelle aufhört, so laß ich heute gar keine Comödie spielen“ — und das Publicum war ruhig!

Joseph Kürschner.

La Roche: Marie Sophie von La R., Schriftstellerin, geb. zu Kaufbeuren am 6. December 1731, Tochter des in Frankreich und Holland gebildeten Arztes Gutermann von Gutershofen, das älteste von 13 Kindern eines herben strengen Vaters und einer milden, schwärmerischen Mutter, folgte 1743 den Eltern nach Augsburg. Gleich Wieland las und lernte sie erstaunlich früh und viel; nicht zum Vortheil origineller Productionskraft. Dem frühreifen gebildeten und hübschen Mädchen fehlte es nicht an Freiern (Mein Schreibetisch, 2, 131). Als liebende Braut des geistvollen Arztes Bianconi ging sie, 1748 der Mutter beraubt, zu ihrem Großvater Gutermann nach Biberach, die Hochzeit war bestimmt, doch die schon anfangs kaum überwundenen Conflikte des protestantischen Vaters mit

dem Katholiken Bianconi lösten in letzter Stunde die Verlobung. 1750 finden wir Sophie, deren Vater zu einer zweiten Ehe schritt, wieder in Biberach bei Pastor Wieland's, ihren Verwandten. Sie schloß eine empfindsame Seelenfreundschaft mit dem um zwei Jahre jüngeren Haussohn Christoph Martin, wurde dem Scheidenden Geliebte, Ideal, Muse und empfing aus Tübingen und Zürich Klopstockisirende Oden und Briefe. Sie ist die Doris seiner verstiegenen Lyrik, für sie entstand „Die Natur der Dinge“ und der antiovidische „Lobgesang auf die Liebe“, in den „Moralischen Erzählungen“ erscheint sie als Serena, in den „Sympathien“ als Ungenannte ꝛc., noch im „Don Sylvio“ als Felicia. Aber der junge Schwärmer ließ sich durch Klatschereien seiner Mutter zum sachten Rückzug bestimmen. Sophie gab ihm den Abschied und schloß eine Vernunftheirath mit dem kurmainzischen Hofrath Georg Michael Frank von La Roche, einem liebenswürdigen sicheren Mann, der durch tactvolles Benehmen auch den murrenden Wieland gewann. Sie zogen 1754 nach Mainz. Hier im bunten und leichten Treiben wandelte sich die Klopstockenthusiastin an der Seite ihres kühleren Gatten, eines aufgeklärten Katholiken, und seines Gönners, des Ministers Graf Stadion, eines französisch gebildeten Skeptikers, in eine gewandte Weltdame, die fortan auch die geliebte Schwärmerei nicht ohne kokett bewußte Selbstgefälligkeit betrieb. Die spätere Flucht zu Jean-Jacques und den Engländern hat daran nichts geändert. 1762 übersiedelten sie mit Stadion auf Schloß Warthausen bei Biberach. Wieland trat in den angeregten Kreis, neue Freundschaft erblühte, er häutete sich als Mensch und Poet, Sophiens Schriftstellerei regte sich zunächst nur in der Correspondenz mit der klugen Julie von Bondeli, um einen größeren Anlauf im Amthaus von Bönigheim zu nehmen, wo La Roche nach dem Tode des Grafen von 1768—70 wohnte. Sophie würzte auf Rath des Pfarrers Brechter durch Abfassung ihres ersten, berühmtesten und besten Buchs, der „Geschichte der Fräulein von Sternheim“, die Einsamkeit, die ihrer geselligen Natur nicht behagte.

1771 kam ihre Glanzperiode. La Roche wurde kurtrierscher Geheimrath, bald Kanzler mit dem Sitz in der schönsten deutschen Landschaft, zu Ehrenbreitstein nämlich, wo sich nun der bedeutendste deutsche Salon jener Zeit aufthat. Neben der Mutter, die so stattlich die Honneurs machte, stand die reizende „Max“ (Maximiliane Euphrosyne), bei der sich schon der Dichter der „Sommernacht“, J. G. Jacobi, allerdings fast provocirt durch einen anonymen Huldigungsbrief und eine Amorstatuette aus Bönigheim, einen Korb geholt. Auf den Tischen lagen neue Bücher und die gehaltvollen Briefe der Bondeli, neben denen Leuchsenring seine Portefeuilles ausschüttete. Die Brüder Jacobi kamen und waren Zeugen einer in Freytag's „Bildern“ hübsch verwertheten Rührscene zwischen Sophie und Wieland. Merck führte den jungen Goethe ein, der, inzwischen berühmt geworden, einen zweiten Besuch mit Lavater und Basedow abstattete, Heinse erschien, aus der Nähe sprachen häufig vor die Familien v. Stein, Minister Groschlag, Dumeix, Domherr von Hohenfeld als Intimus: alle von Loeper (s. u.) trefflich charakterisirt. Junge Talente, wie Lenz, näherten sich ihr brieflich. Conversirend, correspondirend, reisend gewann die Kanzlerin einen an Zahl und Bedeutung ungemeinen Anhang. An sie richtete der kleine Jacobi ein offenes Schreiben in Sachen Klotz-Hausen, um sich vor der Welt als lieblicher Unschuldssänger zu behaupten. Aber den Darmstädter Damen mißfiel, wie Caroline an Herder berichtet, das anspruchsvolle, pretiöse Gebahren der berühmten Frau, oder wie sie allenthalben hieß: der „Sternheim“.

Der Roman erschien 1771 in zwei Theilen als „Geschichte der Fräulein von Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Originalpapieren und andern zuverläßigen Quellen gezogen“. Sophie ist in die Schule der Engländer ge-

gangen und ihr später Erstling weist auf Richardson zurück. Die Intrigue erinnert an „Clarissa", ist aber reicher, ebenso die stark in Briefen und Tagebüchern arbeitende Composition. Sophie von Sternheim steht neben Clarissa, wie Lord Derby neben seinem Landsmann Lovelace. Dem gewissenlosen Roué sieht man den blassen Schwärmer Seymour und den zweiten Grandison Lord Rich (Hohenfeld) gegenüber. Das Ganze ist die Leidensgeschichte weiblicher Tugend, die aber endlich nach vieler Täuschung, Verfolgung und Mißhandlung an der Seite eines würdigen Mannes belohnt wird. Die Verfasserin liebt die englischen Romane „wegen der Reinheit und Zartheit des Gefühls, auch wegen der schönen Schwärmerey für melancholische Naturscenen". Diese Elemente sind bei ihr selbst reichlich vertreten, aber auch in der Stimmung geht der Roman entschieden über die monotone Richardsoniade hinaus, denn die L. R. contrastirt als Rousseauistin Land und Stadt, Tugend und höfisches Laster, wagt revolutionäre Anklagen gegen die Wollust der Fürsten und wendet sich als liebevolle Pädagogin den Bauerkindern zu. So sprach aus den langathmigen Sätzen des frauenzimmerlichen Romans zugleich schönselige Tugend, patriotischer Freimuth, mannigfaltiger Natursinn, werkthätiger Philanthropinismus. Man begreift den Erfolg. Herder war entzückt, Goethe in den „Frankfurter gel. Anzeigen" nennt den Roman kurzweg „eine Menschenseele"; nur Einer hatte schon dem ersten Manuscript von 1769 keinen Geschmack abgewinnen können, eben der Vertrauensmann und Herausgeber: Wieland, der seine Abneigung gegen die Richardson'sche Richtung, die er mühsam, aber gründlich überwunden, brieflich und in Noten kundgab. Er hatte kein Verhältniß zu dem Buch und, offen gesagt, kein Verhältniß mehr zu der „Sternheim" selbst. Man schalt und höhnte ihn. Sophie setzte ihn ab und erhob Goethe zu ihrem geheimen Secretär, der nun in das handlungsleere zweite Buch „Rosaliens Briefe an Mariane von St.", einen Würzruch seines Fäßleins dämpfte und selbst als schlittschuhlaufendes Genie vorgeführt wurde. Erfindungsarm, im puren Erlebniß schwelgend, bringt Sophie auch in ihren Romanen alle lieben Bekannten, Stadion und Wieland zuvörderst, an und geht später zur breiten intimen Mittheilung von Erinnerungen über, wie das nachmals die Enkelin Bettina auf ihre poesievolle Weise that. Strenge der Technik fehlte schon der „Sternheim", „Rosaliens Briefe" (1791 hinkt „Rosalie und Cleberg auf dem Lande" nach) lassen sich möglichst bequem gehen. Ein paar Episoden geben Facta, sonst bilden „Freundschaftliche Frauenzimmerbriefe" ein „Seelentagebuch" voll Naturempfindung, reich an Volksfiguren, die bereits kleine „Bauernromane", d. h. Dorfgeschichten abspielen. Zu Rousseau und Richardson ist Goethe's „Werther" getreten, aus dessen zweitem Theil uns nicht mehr Lotte und Kestner, sondern die schwarzäugige Max und ihr Gatte anschauen. Die La R. war nicht nur schwärmende Sternheim, sondern auch praktische hausbackene Schwäbin. Sie hatte auch von dem harten Wesen des Vaters etwas geerbt und, wie sie selbst auf Liebe verzichtet, aber doch ein tüchtiges, glückliches Leben gezimmert, so meinte sie jetzt als Mutter heirathsfähiger Töchter rücksichtslos verfahren zu dürfen. Im Frühjahr 1774 mußte die Max den verwittweten Kaufmann Brentano in Frankfurt heirathen. 1779 wurde Luise dem Hofrath Möhn angetraut, den Frau Rath kaum zu ausfallend ein „Ungeheuer" nennt und in dessen Haus der kleine Clemens Brentano trostlose Tage verleben sollte. Drei von acht Kindern Sophiens sind im zartesten Alter gestorben. Fritz, eine Zeit lang bei Wieland in Erfurt, ging in einem Abenteurerleben unter, Karl wurde ein tüchtiger Beamter der preußischen Bergverwaltung, ihr Liebling Franz, Lerse's Schüler, der eben als junger Forstbeamter die Braut heimführen wollte, starb 1791.

Im Herbste 1780 übersiedelte sie nach dem Sturz des Kanzlers nach Speier. Dem sehr geschmälerten Einkommen suchte Sophie mit der Feder aufzuhelfen. Sie hatte spät begonnen und auch dann mit der Veröffentlichung nicht geeilt. Jetzt wird die Dilettantin zur unermüdlichen Berufsschriftstellerin, die Herrin des litterarischen Salons zur Lehrerin der weiblichen Jugend, die Mitarbeiterin an Jacobi's Frauenzimmerjournal „Iris“ zur fleißigen, wortreichen Herausgeberin einer Zeitschrift für „Teutschlands Töchter“, „Sternheim“ zur „Pomona“. Sie gewann einen Stab namhafter Gehilfinnen und ihrer „Pomona“, 1783, gefördert auch durch die Gunst einiger Großen, weite Verbreitung. „Briefe an Lina, ein Buch für junge Frauenzimmer, die ihr Herz und ihren Verstand bilden wollen“, schloß sich an. Wieland stand ihr durch die Aufnahme „moralischer Novellen“ à la Marmontel in den „Merkur“ bei. Noch immer erweiterte sich ihr Kreis, besonders durch die Winteraufenthalte in Mannheim. 1783 stellte sich Schiller ihr vor; „Kabale und Liebe“ fand sie aber „abscheulich“ (an Jacobi, 20 I. 85). Ihren Franz brachte sie zu Pfeffel nach Colmar. Das Alter schien die Energie und auch die Reiselust der Unverwüstlichen nur zu steigern. Hatte man sie früher in Hamburg freundlichst aufgenommen, so feierte sie 1784 wahre Triumphe in der Schweiz, wo sie nicht nur die Landschaft bewunderte und auf Wieland's und Juliens Spur wandelte, sondern eine Menge interessanter Menschen, wie Gibbon, Raynal, Mercier, Tissot, Saussure, Madame Necker kennen lernte; Bonstetten, Matthisson, Salis gehören dann zu ihren Intimen. 1785 besuchte sie Paris und theilte sich zwischen Buffon und Mad. de Genlis, einer ihr verwandten Gouvernantennatur. So verkehrte sie 1786 in England mit Herschel und mit Miß Burney. Ihre Virtuosität im Bekanntschaftschließen, in empfindsamen Begrüßungen, schmeichelnder Conversation und interessanten Anspielungen auf Wieland's Jugendliebe und dazu das süßsaure Verhalten der Colleginnen sind nicht ohne Komik. Von London heimgekehrt, folgte sie dem Gatten nach Offenbach, wo dieser am 21. Novbr. 1788 starb. Sie ist mehrmals in die Schweiz gereist und war 1799 mit ihrer Enkelin Sophie Brentano der Gast Wieland's in Osmannstädt, herzlich aufgenommen, aber ein mehr drückender, als willkommener Besuch. Ihre Wärme fand bei Schiller, Herder und Goethe keine Nahrung. Sie sei eine nivellirende Natur, die das Niedrige empor-, das Hohe herabziehe und alles in derselben Sauce, einer altmodischen Rührseligkeit nämlich, anrichte, lautet Goethe's scharfes, aber nicht ungerechtes Urtheil. Clemens brachte sie nach Offenbach zurück, wo sie im kleinen Haus und Garten der Erziehung ihrer Enkelinnen oblag und die Erlebnisse, besonders ihrer Reisen mit oder ohne romanhafte Zuthat verarbeitete. Eine Gruppe bilden: 1787 „Tagebuch einer Reise durch die Schweiz“, 1788 „Tagebuch einer Reise durch Holland und England“, 1791 „Briefe über Mannheim“, 1793 „Erinnerungen aus meiner dritten Schweizerreise“, 1799 „Reise von Offenbach nach Weimar und Schönebeck“. Es fehlt nirgends an Beweisen vielseitiger und verständiger Antheilnahme, mannigfaltiger Lectüre und feiner Empfindung, aber alles wird zu weich gekocht, sie kann nicht scharf charakterisiren, macht zu viele Worte, kramt in Sentiments und stellt sich etwa in der „Dritten Schweizerreise“ („Meinem verwundeten Herzen zur Linderung, vielleicht auch mancher trauernden Seele zum Trost geschrieben“) aller Welt als Mutter der Max und Luisens, die sie apostrophirt, als des theuren Franz beraubte Greisin vor. Außer den verschiedenen ausdrücklich „moralisch“ genannten Erzählungen veröffentlichte die alternde Pädagogin 1789 „Geschichte von Miß Lony“, das lesbarste ihrer späteren Werke, wieder die Leiden einer schönen Seele behandelnd, bei Reventlows in Richmond entworfen und ein Monument für Gräfin Julie; 1795 „Schönes Bild der Resignation“ und 1797, auf Grund von Mittheilungen

der Schwiegertochter, „Erscheinungen am See Oneida“, mit Beziehungen auf die politischen Stürme; 1794—97 die Fortsetzung der Linabriefe „Lina als Mutter“; als matter Nachzügler seit 1801 „Fanny und Julia“, „Liebehütten“, „Herbsttage“, „Melusiens Sommerabende“ angelehnt an St. Pierre, mit ihrem Porträt und einer Lebensskizze, herausgegeben von Wieland, dem Pathen ihres ersten Versuchs. 1799 hatte sie in dem zweibändigen Sammelwerk „Mein Schreibetisch“ alle Läden dieses treuen Möbels, das ihr seit Biberach überallhin gefolgt war, vor dem Publicum umgekehrt: Lesefrüchte aus allen Ländern und Zeiten mit Bevorzugung der Engländer, Idealisches und Abschnitzel fürs praktische Leben im besondern Hinblick auf Erziehung, Gedichte verschiedener Verfasser, Listen von Bildern, Verzeichnisse zu lesender Bücher, abgerissene Erinnerungen, Schreiben von Jacobi und Schiller, die französischen Briefe Juliens von Bondeli.

Die Greisin mit ihrem vornehmen Wesen, der altmodischen Grandisonschwärmerei und daneben der schwäbelnden Gemüthlichkeit tritt uns am anschaulichsten aus dem Buch „Die Günderode“ ihrer Enkelin Bettina entgegen. Sie starb am 18. Februar 1807.

C. M. Wieland's Briefe an Sophie von La Roche ed. Horn, 1820. — Goethe's Briefe an Sophie von La Roche und Bettina Brentano, Berlin 1879, musterhaft von Loeper herausgegeben, vervollständigten und überholten die Mittheilungen im Anhang des Assing'schen Buchs, im Katalog der Berliner Goetheausstellung und in Frese's Goethebriefen, 1877. — Sophie von La Roche, die Freundin Wieland's. Von Ludmilla Assing, Berlin 1859, hinten ein Quellenverzeichniß, vgl. dazu Loeper, a. a. O. XXXIII f.

Erich Schmidt.

Lasaulx: Amalie v. L., als Schwester Augustine, Oberin der Barmherzigen Schwestern im St. Johannishospital zu Bonn, geb. zu Koblenz am 19. October 1815, † am 28. Januar 1872 zu Vallendar. Sie stammte aus der lothringischen Familie de la Saulx (van der Weyden), welche dort im J. 1611 von dem Herzog Heinrich von Lothringen geadelt wurde. Durch Johann Claudius v. L., der als Jurist um die Mitte des 18. Jahrhunderts in kurtrierische Dienste trat, kam der Zweig der Familie nach Koblenz, welchem A. v. L. entsproßte; sein Enkel, der älteste Sohn seines jüngsten, des Syndikus Peter Ernst v. L., der wie der Großvater Johann Claudius hieß (s. u.), war ihr Vater. Er baute Kirchen, liebte aber nicht äußeres kirchliches Thun, für welches mehr Neigung hatte seine in ihrem Wesen zurückhaltende, tiefernste Frau Anna Maria, geb. Müller, mit welcher er als Student in Würzburg sich vermählt hatte. A. war das jüngste von sechs Kindern, die dem Charakter und dem kirchlichen Sinne nach ebenso verschieden unter einander waren wie die Eltern. Es waren drei Brüder (der älteste Peter Ernst, geb. 1805, der spätere geistreiche Alterthumsforscher [s. u.], ihr Lieblingsbruder) und drei Schwestern (außer ihr Anna, geb. 1810, sanften und selbstlosen Charakters, und Clementine, geb. 1812, schön und geistvoll). Dem Hause von Lasaulx war, dem Geiste des Vaters entsprechend, jeder kirchliche Zwang fern. Aber in dem Freundeskreise begann noch während der Kindheit Amaliens eine kirchliche Luft zu wehen, deren bestimmendem Einflusse die drei Schwestern sich nicht zu entziehen vermochten. Der Mittelpunkt des Verkehrs für diesen Kreis war das Haus der Tante Christine, des Vaters charaktervoller Schwester, welche an den Justizrath Longard verheirathet war. Hier war das Kirchenjahr auch der Rahmen für die häuslichen Feste; hier spielte herein die Romantik, welche damals den Katholicismus den frommen Idealisten und ritterlichen Frommen empfahl, unbewußt dem materialistischen Romanismus den Weg bereitend. Es war eine Art von poetisch-kirchlichem

Leben mit allem Schmucke der Kunst, das von den verschwägerten Familien v. Lasaulx, Longard und Joseph Görres ausging, welche die Familien Diez, Settegast, Brüggemann (Bd. III S. 407), die Brüder Clemens und Christian Brentano und Alle, die am Niederrhein für den romantischen Katholicismus empfänglich waren, auch sympathisch empfindende Protestanten nachgerade in ihren Kreis zogen. Alle Begeisterung, zumal für die Religion und die Kunst in ihrem Dienste fand reichen Zündstoff in A., welche mit der ganzen Innigkeit einer ächt weiblichen Natur bei großer geistiger Begabung den ihr aufleuchtenden Idealen dienstbar wurde, aber zunächst Idealen des Lebens in der Gesellschaft, nicht des Klosters. Sie war lebendig und lebensfroh, in Freud und Spiel fast wild, lief auf Stelzen und übte sich heimlich im Schlittschuhlaufen (damals unerhört bei Mädchen): als Spielgenossen waren ihr Knaben lieber als Mädchen; aber auch den von ihr ausgezeichneten Knaben wußte sie eine gewisse heilige Scheu einzuflößen, so daß sie nie ihre feine, wiederum ganz mädchenhafte Empfindungsweise verletzten. In den ersten 14 Jahren ihres Lebens war der Schulunterricht nach der damaligen Beschaffenheit der Mädchenschulen in Koblenz sehr unvollkommen; seit 1830 genoß sie in der neu gegründeten Stein'schen Schule besseren. Begabt und einflußreich auf ihre innere Entwickelung war als ihr Religionslehrer der Vorsteher des Waisenhauses zu St. Barbara, Seydel, in den Freiheitskriegen Offizier, damals Protestant, dann Convertit und Geistlicher. Viel Schönes lernte sie von ihm, nicht in gelehrten Entwickelungen, sondern in kurzen gewinnenden Aussprüchen, wofür sie ihm bis an ihr Lebensende dankbar blieb; aber seinen Protestantenhaß wollte sie nicht lernen. Aller Unterricht, den sie erhielt, war gering im Vergleich zu den jetzigen Leistungen; aber jedes gute oder anregende Wort weckte ihren Trieb zur Selbstbildung, und dazu that das Meiste der Verkehr im Verwandten- und Freundeskreise. Im Winter 1831—32 hatte sie mit dem etwas jüngeren Karl Cornelius, der als Verwandter im Hause Brüggemann's lebte, gemeinschaftlich Unterricht im Französischen. Zwischen beiden entstand eine Freundschaft reinster Art, die ihr noch bis auf's Sterbebett zur Erhebung und zum Troste gereichte. Die Gründung des Bürgerhospitals zu Koblenz und die Uebernahme der Leitung desselben durch die barmherzigen Schwestern vom heiligen Karl Borromäus (10. Juli 1826), welche Clemens Brentano in den Zauber seiner Poesie hüllte, übte auf die drei Schwestern v. Lasaulx einen tiefgehenden Einfluß; mit den Töchtern anderer angesehenen Familien fanden sie sich dort ein, um Hand an die Werke der christlichen Liebe zu legen. Das hatte bei mehreren den Eintritt in ein Kloster zur Folge. Schon im J. 1828, erst 18 Jahre alt, trat Anna v. L., die älteste, zu Nancy als barmherzige Schwester ein, wurde aber nach einigen Jahren Elisabethinerin zu Luxemburg, was, viel später freilich, auch Clementine wurde; erstere nahm den Klosternamen Hildegard an, letztere Anna.

Amalie indessen wollte, dem Wunsche ihrer Eltern gemäß, sich verehelichen, obgleich ihre selbständige Verlobung mit einem jungen Arzte, den ihre Phantasie idealisirte, nicht nach deren Sinne war. Eine zufällige Aeußerung des Bräutigams ließ das ideale Bild plötzlich in Staub zu ihren Füßen fallen; sie löste das Verhältniß unwiderruflich, fiel durch die Gemüthserschütterung in ein heftiges Nervenfieber und als sie davon genas und erwachte, war die fröhliche Jugend zu Ende und eine Jungfrau voll der Wehmuth und des milden Ernstes stand vor der würdigsten Aufgabe des Lebens, welche sie suchte. Sie war überzeugt, daß sie dem Leid etwas abgerungen, was ihr für die geopferte Freude Ersatz bot. Sie ging auf eine Zeit lang, sich zu zerstreuen und — zu sammeln, zu ihrem Bruder Ernst, der seit 1835 Professor in Würzburg war und verheirathet mit der Tochter des Philosophen Franz v. Baader. Sein Haus lag in der Nähe der Klinik; sie

wurde täglich aufmerksam auf Leid und Tod der Menschen, wollte in christlicher Erbarmung helfen und die barmherzige Schwester wurde das Musterbild ihres künftigen Lebens. Schon 1838 schrieb sie nach Nancy an das Mutterhaus der barmherzigen Schwestern, aber bei dem Widerstreben der Eltern führte sie ihren Entschluß erst 1840 aus, auch da noch, von Diez das Reisegeld nehmend, ihren Eltern entfliehend, denen sie erst aus dem Kloster die vollendete Thatsache berichtete, was der Vater kaum je verzeihen konnte. — Als sie zu Nancy eintrat, lebte noch die heroische Généraloberin Maria Placida Bellanger († am 23. Juli 1841), eine der bewunderungswürdigsten Gestalten in der ganzen Geschichte der barmherzigen Schwestern. Sie erkannte schnell in Amalie, welche den Klosternamen Schwester Augustine erhielt, eine ungewöhnliche Kraft und ließ sie zur Apothekerin ausbilden, was auf die künftige Oberin schon hindeutete; denn die Oberinnen der einzelnen Hospitäler wurden meist aus den Apothekerinnen gewählt. Bereits im J. 1842 wurde sie, nach kurzer Wirksamkeit in Trier, mit dem Amte der Apothekerin in dem Hause der barmherzigen Schwestern zu Aachen betraut, welches sie sieben Jahre inne hatte. Dort war eine Elsäßerin Oberin, die „Mutter Josephine", „eine liebe vortreffliche Seele", welche die Schwester Augustine sehr hoch stellte, ihr innerlich aber in ihrem religiösen Leben fremd blieb. Liebevoll gegen alle, auf mehrere großen Einfluß übend, blieb sie doch in ihren tiefsten Bedürfnissen einsam. Von der Koblenzer Romantik fand sie nichts im Kloster, die romanischen frommen Uebungen und Spielereien blieben ihr äußerlich; aber ihr geistiges Leben wurde in Aachen ein gereiftes und selbständiges. Nicht quälende Gewissensangst, nicht Verbitterung, nicht Menschenscheu, nicht Haß gegen die Welt, kein finsterer Gedanke hatte sie ins Kloster geführt; aber ebensowenig das eigentlich klösterliche Thun, religiöse Aeußerlichkeit, religiöse Sinnlichkeit oder geistlose Uebungen, welchen Furcht und Aberglaube Kraft zuschreiben. Sie hatte das Kloster gesucht der Charitas wegen, eine Genossenschaft für die Thaten der Liebe in Christo und um Christi willen, die leibliche und geistige Noth der Menschen zu lindern. Dies blieb ihr Ziel, wenn sie auch die klösterlichen Regeln und die Vorschriften der Oberin mit musterhafter Treue und tadelloser Gewissenhaftigkeit befolgte. Aber die Charitas verlangt fröhliche Diener; so erkämpfte denn die Schwester Augustine sich wieder „Malchen's" Lebensfrische und Munterkeit, die sie in der Folge nie wieder verließ. Zwar war der Kampf in ihrer inneren Vereinsamung schwer; manchmal wollte sie dem äußeren Mechanismus der Klosterdisciplin und Stundenübung erliegen; dann betete sie „unter heißen Thränen, der liebe Gott möge sie stumpf, gefühllos für alles das machen, was von Jugend auf so groß und edel vor ihrer Seele gestanden habe". Doch sie rettete ihre ganze Denkweise und innere Gefühlswelt, und so sehr ihr und tausend Anderen zu Heil und Frieden, daß sie später jenes Gebet „eine thörichte Bitte" nannte und als Sünde betrachtete. Ihr gesundes, geläutertes, tief innerliches religiöses Wesen gab all' ihrem freudigen Wirken eine Weihe, ja Verklärung, wodurch alle Kranken und Hülfsbedürftigen, die sie einzeln in ihrer Eigenthümlichkeit schnell verstand und demgemäß behandelte, sich unwiderstehlich zu ihr hingezogen fühlten. Bald war, wenn von dem gesegneten Wirken der barmherzigen Schwestern zu Aachen gesprochen wurde, „Soeur Augustine" auf allen Zungen.

In Aachen sah der Verfasser dieser Skizze sie zum ersten Male. Da stand sie vor ihm in der unversehrten Blüthe, voll der fast männlichen Energie und doch sinnig in sich gekehrt, Wohlgefallen und Vertrauen erweckend, jungfräulich ganz und gar, ohne einen Schatten von nonnenhafter Ueberhebung; sie war mittlerer Größe, ihre regelmäßigen Züge belebte eine durchaus gesunde, schöne Gesichtsfarbe; unter den schwarzen Brauen und langen Wimpern leuchteten die

funkelnden Augen wie Blitze hervor, von der Reinheit ihrer Seele zeugend. Der talentvollste Geistliche Aachens, in einflußreicher Stellung, besaß ihr Vertrauen. Durch ihn lernte sie die kirchlichen Verhältnisse besser verstehen und beurtheilen. Noch außerhalb des Klosters, beim ersten verzehrenden Feuer, in welchem der Haß auch eines Theils des Longard'schen Kreises während der Kölner Wirren 1837 aufloderte, hatte sie, dem friedlichen Geiste des Vaters folgend, eine ruhigere Betrachtung der Dinge sich bewahrt. Die zelotische Partei, welche die Oberherrschaft der Hierarchie über den Staat mit allen Mitteln durchsetzen-wollte und eine Kampfesweise hatte, bei der „so viel Liebe unterging und so wenig Licht herausgefördert wurde“, fand keinen Anklang in ihrem erleuchteten religiösen Gemüthe. Durch jenen Verkehr in Aachen wurde ihre Einsicht in die treibenden Kräfte, ihr Verständniß der Ziele und ihre Kenntniß der Personen gefördert.

Bei einem Besuche in Koblenz gelang es ihr den geliebten Vater, der mit ihrem Eintritt ins Kloster sich nicht versöhnen konnte, wieder herzlicher gegen sich zu stimmen. Am 14. October 1848 entschlief er und sie wurde, nachdem sie in seiner von ihr ungeahnten Todesstunde mit einer unerklärlichen namenlosen Betrübniß gerungen hatte, an seinen Sarg gerufen. Koblenz war für sie eine Fremde geworden. —

In Bonn war unter religiöser Begeisterung ein Bürgerhospital gebaut worden; es wurde fertig unter dem Namen Johanneshospital im Herbste 1849 und durch Vertrag vom 7. October den barmherzigen Schwestern übergeben. An einem Novemberabend in der ersten Hälfte dieses Monats stand, den Empfangsfeierlichkeiten ausweichend, die ernannte Oberin, Schwester Augustine, mit zwei anderen Ordensschwestern vor dem stattlichen Hause, weckte den schlafenden Wächter, nahm aus ihrer Tasche ein Stückchen Kerze, steckte dies, nachdem sie Licht gemacht, auf eine entdeckte leere Flasche und besichtigte, umherwandernd, das schöne, aber noch nicht eingerichtete Haus. Schon am anderen Tage strömten die Gaben in das Haus, welches, als sie nach 22 Jahren hinausgestoßen wurde, an Werth nahezu 300 000 Mark repräsentirte, und, wo immer in und außer der Kapelle ein Plätzchen dazu geeignet war, von Schönheitssinn und Kunstverstand zeugte, aber auch der Zeuge von tausend Liebesthaten war. Zu allen Kranken und Leidenden hatte sie bald eine Art von persönlichem Verhältniß: sie war Jedem Mutter oder Schwester, je nach seinem Bedürfen. Selbst für die Draußenstehenden, welche des Rathes, des Trostes, der christlichen Hülfe ermangelten, wurde ihr Ansprachzimmer ein Refugium, eine Zufluchtsstätte, die Niemand ohne geistige Erquickung verließ. Dort verkehrten auch Männer, wie Hilgers und Perthes, welche den rechten Weg des Friedens der Confessionen kannten; durch sie und andere blieb sie im Zusammenhange mit den kirchlichen Ereignissen. Der Ruhm der Oberin im St. Johannishospital überschritt schnell die Grenzen der Provinz; sehr hohe fürstliche Personen zollten ihr bewundernde Anerkennung. Im ganzen Vaterlande aber leuchtete ihr Name auf während der Kriegsjahre 1864 und 1866, als sie in Schleswig-Holstein und Böhmen ihre staunenswerthe Wirksamkeit entfaltete. Ihr organisatorisches Talent wie ihre selbstvergessene rastlose Liebe fand die Bewunderung der Offiziere und der Aerzte. Daher wurde sie 1864 auch von Lazareth zu Lazareth gerufen; hatte sie hier der Liebe „Räderwerk in Gang gebracht“, so hieß es: dorthin, wo größere Noth und Arbeit war, bis man sie in den Feldlazarethen dicht hinter dem Kampfplatze hatte, zuletzt in Rinkenis, wo die Fenster vom Kanonendonner zitterten. Oft sah sie „eine Welt voll Kummer und Sorge in den Gesichtszügen“, und wenn sie den Bekümmerten den Händedruck erwiederte, wollte es ihr fast nie gelingen, dies „mit trockenen Augen“ zu thun. Und dennoch war sie voll Freudigkeit, wollte ihr Loos mit keinem anderen vertauschen und flößte überall den Leidenden

Muth, oft Heiterkeit ein. Ihre Thränen des Mitleids riefen Thränen des Dankes hervor und heiße Gebete für sie: sie fand sich in dieser Zeit „beneidenswerth". Sechs Nationen gehörten die Verwundeten an und verschiedenen Confessionen; das Herz der Schwester Augustine war allen gleich weit aufgethan. Meist weilte sie aber bei den Schwerverwundeten, wie sie denn auch in Rinkenis, vor einem Gasthof an der Landstraße, nach dem heißen Tage von Düppel auf die Wagen der Schwergetroffenen stieg, die Lebenden von den Leichen befreite und sie erquickte, wobei es ihr „das Herz zerriß", wenn sie den jammernden Leidenden sagen mußte, sie könnten bei ihr nicht bleiben, da sie kein Plätzchen mehr habe.

Der evangelische Feldpropst brachte ihr den Dank der Königin. Sie war 49 Jahre alt. An Gottinnigkeit hatte sie gewonnen; aber an ihrer körperlichen Kraft waren die Gemüthserschütterungen, die Tagesstrapazen und die schlaflosen Nächte nicht spurlos vorübergegangen; die volle Frische ihrer Gesundheit kehrte nie wieder; sie war herzleidend geworden. Doch mit übermächtiger sittlicher Kraft, mit dem Heldenmuth vollendeter Nächstenliebe erhob sie sich über ihr körperliches Leiden und eilte im Sommer 1866 auf den Kriegsschauplatz in Böhmen mit fünf Schwestern aus Andernach und Trier. Es war in den letzten Tagen des Juni. Vom 26. Juni bis 3. Juli (incl.) war ein Schlachtenschlagen und Siegen für Preußen, wie es bis dahin unerhört war in der Geschichte; aber indem das Sanitätscorps großentheils dem siegenden Heere folgte, ließ es hinter sich viele Tausende von Verwundeten zurück, unermeßliche Arbeit für unzureichende Hände der Liebe. Schon in das Elend der ersten drei blutigen Tage kam die Schwester Augustine mitten hinein, und zwar auf dem Schlachtfelde von Gitschin. Sie meinte, sie müßte immer sein, wo „die am unglücklichsten Zerschossenen" seien, und das dachten auch Andere. Nach drei Tagen (4. Juli) wurde sie telegraphisch auf das Schlachtfeld von Königgrätz gerufen. Hier war der Hauptschauplatz ihrer Wirksamkeit auf dem in ein Lazareth umgewandelten Schlosse Hradek, dem Professor Busch aus Bonn als Generalarzt vorstand; von der Reitbahn bis zum Speicher waren alle Räume des Schlosses mit Schwerverwundeten angefüllt. Sie wollte nicht in den Prachtsälen pflegen; sie wählte sich die Reitbahn, wo das größte Elend und die äußerste Armuth war. Auch hier war ihr Herz an dem Schmerze der ankommenden Verwundeten wie an dem der Verstümmelten und Sterbenden voll und ganz betheiligt. Sie erfüllte Alles, Arzt und Seelsorger und Soldat, mit Ehrfurcht gegen sich, ohne es zu ahnen, da sie nur ihre Pflicht zu thun glaubte. Zwei Monate dauerte dort Tag und Nacht ihre Liebesarbeit. Ihre moralische Kraft schien selbst den Krankheitsstoff in ihr verzehrt zu haben; sie schrieb aus Böhmen über ihr Befinden manchmal, als sei sie völlig gesund geworden. — Im September war sie wieder im Hospital zu Bonn. Sie meinte, sie könnte noch einen dritten Feldzug mitmachen; aber sie täuschte sich, das Herzleiden trat wieder hervor und nahm bedenklich zu. Sie konnte während des deutsch-französischen Krieges nur in Bonn selbst, wohin seit dem 8. August 1870 Verwundete gebracht wurden, ihre Liebesarbeit für die Verwundeten wieder aufnehmen, was sie denn auch mit aller geistigen Energie that und so noch viel Leid und Noth linderte. —

Bis zum Jahre 1870 war nach der Rückkehr aus Böhmen ihr Leben wieder gleichmäßig in selbstloser Arbeit und Gottesfurcht dahin geflossen. Nur daß „die Athemsnoth", ein Hauptsymptom ihrer Krankheit, sie mehr und mehr quälte und am Schaffen des Guten hinderte. — Aber es gab noch etwas anderes, das ihre Brust peinlicher beklemmte: das war der Gang der Dinge in der inneren Entwickelung der katholischen Kirche, der sie wie einer geistigen Mutter mit heißer Liebe anhing. Schon daß der Geist im Mittelpunkte ihres Ordens schwand und in den Jesuitenexercitien der Maßstab einer „verkrüppelten Frömmigkeit" ergriffen

wurde, that ihr namenlos wehe; aber mehr noch erschütterte sie die in Rom angestrebte Umwandlung der Herrschaft des Geistes in die der Knechtschaft für die ganze katholische Kirche. Als der Kampf um und gegen die kirchliche Allgewalt und Unfehlbarkeit des Papstes begann, nahm dieser ihr volles Interesse in Anspruch. Sie durchlebte die Ereignisse vor Allem mit Hilgers, der in seiner religiösen Innigkeit, Klarheit, Reinheit und Vornehmheit ihr ein Freund und Führer geworden, vor dem sie kein Geheimniß mehr hatte; dann mit den Professoren Reusch und Langen und durch eingehende Correspondenz mit ihrem Jugendfreunde Karl Cornelius in München, der sie mit den erscheinenden Schriften bekannt machte und außerdem ihr besondere Aufschlüsse gab. Anfangs freute sie sich „an so manchem Echo einer besseren und edleren Welt", aber bald verlor sie die Hoffnung, da sie die Feigheit der Bischöfe erkannte und sah, daß „das Salz der Erde schal geworden". „Hielte mein schöner und lieber Beruf mich nicht gefangen", schrieb sie schon am 28. August 1869, „gewiß, ich hätte auf irgend einer Bergkuppel meine Behausung aufgeschlagen." Döllinger's „wirklich köstliche, so klar und bestimmt gefaßte Erwägungen" waren für sie durchschlagend. Die Nachrichten vom Concil brachten ihr „das düstere Bild der kirchlichen Zukunft täglich näher". Die Gewaltthätigkeit und Rohheit, mit welcher die neuen Dogmen der Kirche aufgezwungen wurden, empörte ihr ganzes Wesen; dennoch sprach sie nie vor Unberufenen und nie vor den ihr untergebenen Ordensschwestern darüber. Als ihre Spannung und Besorgniß wegen des Ausgangs des Concils am höchsten stieg, wurde sie im Mai 1870 nach Nancy zu Exercitien gerufen, die 10 Tage dauerten und mit einem Knalleffect, dem Vorzeigen des Todtenschädels einer früheren beliebten Schwester, als deren getreuen Porträts, durch die Generaloberin endeten, nachdem die Schwestern täglich vier Predigten angehört und die übrige Zeit mit Betrachtung und Gebet zugebracht hatten. — Zurückgekehrt, war sie leidender als zuvor; der Gang des Concils machte ihr das Herz immer schwerer; sie sah zu Rom nur noch „ein Zerrbild des Katholicismus". Es kam die Abstimmung vom 13. Juli, die Verschärfung des Decrets, der Kniefall des Bischofs v. Ketteler, Protest und Flucht der Oppositionsbischöfe am 17. Juli und die Proklamation der eigenen Unfehlbarkeit Pius IX. am 18. Die deutschen Bischöfe fielen ab von der Wahrheit, welche sie in Rom bezeugt hatten und verfolgten, excommunicirten ihre früheren Mitzeugen im Klerus. Schwester Augustine sah mit Schrecken „die grauenhaften Folgen des neuen Dogma's", „ein Gericht über die Kirche, das uns blutige Thränen expressen könnte". Wenn die Zeugen der Wahrheit nun alle stumm würden, sei es „zum Verzweifeln". „Nicht wahr", schrieb sie an Frau Cornelius, „wir wollen in der alten Kirche bleiben, damit uns Gott helfe und sein heiliges Evangelium!" Gott und sein heiliges Evangelium halfen ihr. Als sie Freunde rechts und links aus Charakterschwäche fallen sah und sie im Schmerze rief: „Ich glaube an keinen Einzigen mehr!" gelobte sie, sich alsbald sammelnd, dem Herrn unwandelbare Treue. Als ihre Bonner Freunde suspendirt wurden, rief sie „Gott sei Lob und Dank!" Sie war damals schon so krank, daß sie seit lange nur in sitzender Haltung schlafen konnte; im Frühjahr 1871 hatte sie einen Anfall von Husten und Beklemmungen, in dem sie zu sterben glaubte; der Zustand milderte sich, doch waren ihr nur noch Monate beschieden und in diesen die härteste Prüfung ihres Lebens. Im August machte ein Ruhranfall, der mehrere Wochen sie ans Bett fesselte, sie schwächer, in den Füßen zeigte sich das Wasser; sie dachte an den nahen Tod, fühlte aber auch des Herrn „Nahesein", den sie finden werde, wenn auch „die jetzige Kirche nicht mehr den Weg zu zeigen vermöge".

Die Novizenmeisterin aus Trier erschien auf Denunciation Ende October zu Bonn und forderte ihr Glaubensbekenntniß in Bezug auf die Unfehlbarkeit

des Papstes und die unbefleckte Empfängniß. Sie verneinte beides als Dogma. Am 7. November drangen unangemeldet die Oberinnen von Nancy und Trier in ihr Krankenzimmer, ungestüm ihr Glaubensbekenntniß fordernd. „Ich habe es abgelegt nach Wahrheit, Pflicht und Gewissen; Gott sei Dank dafür!“ schrieb sie am anderen Tage. Sie wurde sofort als Oberin abgesetzt; die neue war mitgebracht und die treueste Gefährtin der edlen Bekennerin, die Schwester Gertrud, mußte in den Krankensälen die Absetzung der „Mutter“ verkünden; sie that es unter Thränen und die Antwort war Jammern und Schluchzen der Armen und Kranken. Die Generaloberin wollte nun die dem Tode nahe Schwester Augustine über Trier nach Nancy schleppen, um sie dort in klösterlicher Sicherheit als Ketzerin zu bearbeiten. Dem trat der Arzt entgegen und ein Verwandter, der mit dem Staatsprocurator drohte. Diese Drohung bewog die Französin zur eiligen Abreise. Darnach wurde die Behandlung etwas freundlicher; aber das dargebotene Wunderwasser von Lourdes nahm sie nicht an. In dem Hause, dessen Ruhm sie begründet und gewesen, konnte sie, wie die Generaloberin am 7. November hart gesagt, nicht bleiben; das Angebot eines Asyls in Freundeshaus lehnte sie ab, bis man sie aus dem Orden stoßen würde. Da dies zunächst nicht geschah, bat sie, man möge sie nach Vallendar ins dortige Hospital, wo ihre Freundin Schwester Hedwig Oberin war, bringen lassen. Es wurde erlaubt. Schwester Gertrud durfte mitgehen; am 14. November ertrug sie den Abschied „aus dem Hafen ihres Glücks“ und die Fahrt, welche die schon hochgradige Wassersucht ihr höchst schmerzlich machte. Dort, zu Vallendar, in einem Thurmzimmerchen mit herrlicher Aussicht nach Koblenz und über das Rheinthal bis zu den Andernacher Bergen, auch nach Weißenthurm, wo ihr Familiengrab war, bereitete sie sich vor auf den Tod. Den Gedanken an die letzten Vorgänge im Bonner Hospital, die ihr „sittlichen Ekel“ erregten, mied sie; nur vorwärts blickte sie, den Herrn erwartend. Mit Nancy und Trier war jedes innere Band gelöst, ihrem „Berufsleben wollte sie mit fröhlicher Begeisterung bis zum Grabe angehören“. Sie durfte viele Besuche empfangen, nur nicht „die suspendirten Priester!“ Römische Geistliche kamen ungebeten, um sie zu „bekehren“. Aber auch die Kaiserin und Königin sandte von Koblenz ihre Palastdame Gräfin Hacke mit Grüßen und ihren Leibarzt Velten. Der zweimalige Besuch ihres Jugendfreundes Karl Cornelius war eine ihrer letzten Freuden.

Verschiedene Bekehrungsversuche, auch durch ihren alten Religionslehrer Seydel und durch ihre leibliche Schwester Clementine (Anna) veranlaßten sie, der Schwester Gertrud das Versprechen abzunehmen, nach ihrem Tode einer etwaigen Lüge, sie habe „sich bekehrt“, mit dem Zeugniß der Wahrheit entgegenzutreten. Sie empfing die Sterbesacramente ohne Ahnung des Hauspersonals von einem Geistlichen, Dr. Hochstein, der Gesinnungsgenosse war, aber damals nicht suspendirt, weshalb er zum Besuche zugelassen wurde. Je näher der Todestag herannahte, desto friedlicher und gottinniger erschien sie. Sonntag, den 28. Januar 1872, sagte ihr der Arzt Dr. Köchling kurz vor 12 Uhr, eine Lungenlähmung sei im Anzug, sie habe voraussichtlich noch eine Stunde zu leben. Sie ergriff seine beiden Hände mit den Worten: „Ich danke, danke Ihnen!“ Nun beobachtete sie das Kommen des Todes. Unter Eingeständniß, als der Todesschweiß eintrat und sie eisige Kälte empfand, daß die Todesstunde schwer sei, betete sie mit den weinend niederknieenden Schwestern Hedwig und Gertrud. Mit den Worten „Herr Jesu, komme bald!“ schied sie 12 Uhr 45 Minuten, wie einschlafend. Der Eindruck auf die Oberin war so mächtig, daß sie noch am folgenden Tage sagte: „sie ist so fromm gestorben, sie ist gewiß im Himmel!“ Trotzdem mußte sie, dem Befehle der Generaloberin gehorchend, die Leiche des Ordenskleides berauben und sie in einem Nachen einsam rheinab schwimmen

lassen nach Weißenthurm, wo sie, verlassen ausgesetzt, von der edlen Fürstin von Wied zuerst geehrt wurde. Ein kleiner Kreis von Damen und Herren aus Bonn fand hernach sich ein. Das Begräbniß leitete ein angeheiratheter, dem Papste unterworfener Verwandter, welcher den altkatholischen Geistlichen die Vornahme eines kirchlichen Begräbnisses untersagte. Professor Reusch sprach nur die sonst üblichen drei Vater Unser, fügte aber dem letzten den Wunsch bei, daß Jeder der Anwesenden, wenn für ihn der Herr komme, so vorbereitet wie die Heimgegangene sein möge. Die Freundinnen bedeckten das Grab mit Kränzen und Thränen. Den unverwelklichen Kranz einer heldenmüthigen Bekennerin, welche ein schuldloses Opfer auf dem Altar der göttlichen Prärogativen des Papstes geworden, wird ihr die Nachwelt nicht versagen können.

Vgl. Erinnerungen an Amalie v. Lasaulx, Schwester Augustine, Oberin der Barmh. Schwestern im St. Johannishospital zu Bonn. Gotha 1878. — Amalie v. Lasaulx. Eine Bekennerin. Von J. H. Reinkens, kath. Bischof. Bonn 1878. Beide Schriften erschienen unabhängig von einander im Zwischenraum von wenigen Wochen. — Die französische Schrift: Une Sainte de la Réforme catholique. Courte notice sur Amélie de Lasaulx, Soeur de Charité (1815 1872). Par H. Lecoultre. Avec une introduction de M. Hyacinthe Loyson, Prêtre. Paris 1879, stützt sich auf die beiden angeführten Biographien. Selbständig ist der Nekrolog im „Deutsch. Merkur" 1872 S. 65—67.

Reinkens.

Lasaulx: Peter Ernst v. L., geb. am 16. März 1805 zu Koblenz, † in München am 9. Mai 1861, Sohn eines Architekten, besuchte seit 1817 das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog zu Ostern 1824 die Universität Bonn, wo er bei A. W. Schlegel, Niebuhr, Brandis und Welcker hörte, worauf er seine Studien in München unter Franz v. Baader, Görres und Schelling fortsetzte. Angezogen von den christlichen Mystikern durchsuchte er im J. 1830 um der Schriften Eckhart's willen die Bibliotheken in St. Florian, Kremsmünster, Mölk und Kloster-Neuburg, hielt sich dann in Wien auf, wo er mit Günther, Veith und Pabst verkehrte, und reiste im Sommer 1831 über Steiermark, Kärnthen und Venedig nach Rom, wo er sich mit den Kirchenvätern und Scholastikern beschäftigte und durch näheren Umgang mit Bunsen, Platner, Cornelius, Koch, Overbeck und Letellier vielfache Anregung empfing; im J. 1833 begab er sich über Neapel und Sicilien nach Griechenland, Konstantinopel, Smyrna, dann über Rhodus und Cypern nach Palästina (später erzählte er gerne seinen Bekannten, daß er auf der Seefahrt in der Nähe der Cykladen einmal Abends wirklich die Harmonie der Sphären gehört habe). Ueber Rom nach München zurückgekehrt, promovirte er daselbst 1835 mit einer Abhandlung „De mortis dominatu in veteres", worauf er noch im gleichen Jahre zum außerordentlichen Professor in Würzburg ernannt wurde, wo er sich mit einer Tochter Franz v. Baader's vermählte und 1837 zum Ordinarius befördert wurde. Ein Ergebniß seiner Reise war die Schrift „Jerusalem und die Hüter des heiligen Grabes" (1838 in den Historisch-politischen Blättern) und als glühender Katholik veröffentlichte er bezüglich der sogenannten Kölner Wirren „Kritische Bemerkungen über die Kölner Sache" (1838); dann folgten: „Das pelasgische Orakel des Zeus zu Dodona" (1840); „Der Sinn der Oedipus-Sage" (1841); „Die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältniß zu dem Einen auf Golgatha" (1841); „Die Gebete der Griechen und Römer" (1842); „Die Linosklage" (1842); „Der Fluch bei Griechen und Römern" (1843); „Die Prometheus-Sage und ihr Sinn" (1843); „Der Eid bei den Griechen und den Römern" (1844). Im J. 1844 kam L. als ordentlicher Professor der Philologie (an Hocheder's Stelle) an die Universität zu München, wo er auch alsbald als Mit-

glied in die Akademie gewählt wurde; da er aber im Februar 1847 im Senate der Universität den Antrag stellte, an das abgetretene Ministerium Abel (s. Allg. d. Biogr. Bd. I S. 15) eine Dankadresse zu richten, wurde er in Ruhestand versetzt. In das Frankfurter Parlament gewählt kämpfte er auf der äußersten Rechten heftig und bitter sowol gegen die demokratische als auch gegen die kleindeutsche Partei. Im März 1849 wieder in seine Lehrstelle eingesetzt, wurde er auch in die Abgeordnetenkammer gewählt, wo er durch seine eigenthümlichen Anschauungen den Widerspruch förmlich herausforderte und in der kurhessischen Frage (1851) eine schwere Niederlage erlitt. Seit der Umsiedlung nach München, von wo er 1852 eine zweite kürzere Reise nach Griechenland machte, erschienen: „Ueber das Studium der griechischen und römischen Alterthümer“ (1846); „Ueber den Entwicklungsgang des griechischen und römischen und den gegenwärtigen Zustand des deutschen Lebens“ (1847); „Ueber die Bücher des Königs Numa“ (1848); „Die Geologie der Griechen und Römer“ (1851); „Zur Geschichte und Philosophie der Ehe bei den Griechen“ (1852); „Joseph v. Görres“ (1853 in den Hist.-polit. Blättern); „Der Untergang des Hellenismus“ (1854); „Neuer Versuch einer Philosophie der Geschichte“ (1856); „Ueber die theologische Grundlage aller Systeme“ (1856); „Des Sokrates Leben und Lehre und Tod“ (1857); „Ueber die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Denkern und Dichtern“ (1858); „Die Philosophie der schönen Künste“ (1860); „Zur Philosophie der römischen Geschichte“ (1861). L. war ein feurig überzeugungstreuer, sittlich reiner, ritterlicher Charakter, und auch wer von ihm als Gegner geschieden war, mußte seiner energischen Offenheit Achtung zollen; durch seine Persönlichkeit übte er auch als Lehrer mittelst seiner sittlichen Wärme und phantasievollen Redegabe eine bedeutende Anziehungskraft auf die Studirenden aus, welchen er allerdings keine Anleitung zu wissenschaftlicher Methode zu geben vermochte, da es ihm selbst an jeder methodischen Schulung gebrach, daher er auch nicht in Heranbildung jüngerer Philologen sich bethätigte. Seine Schriften, deren mehrere er theils in „Antiquarische Abhandlungen“ (1844), theils in „Studien des classischen Alterthums“ (1854) gesammelt herausgab, haben weniger eine wissenschaftliche als eine persönliche Bedeutung, insoferne sie dazu dienen können, einen Romantiker der classischen Philologie kennen zu lernen, welcher auf dem Standpunkte Baader'scher Theosophie stehend eine große Belesenheit im Dienste der Ansicht verwerthete, daß alle christlichen Wahrheiten bereits substantiell in der vorchristlichen Welt sich finden und das Heidenthum nur eine Verzerrung der Offenbarung sei, daher er z. B. in der Linosklage den Sündenfall, im Prometheus einen Typus des Erlösers erblickte, Sokrates und Jesus in eine mystische Parallele brachte, oder z. B. in der Worttändelei mit ῥώμη, Roma, Amor eine tiefsinnige Wahrheit nachweisen wollte.

Allg. Zeitung, 1861, Nr. 139 Beil. Fr. Seitz, Rectoratsrede v. 26. Juni 1861. H. Holland, Erinnerungen an E. v. Lasaulx. 1861.

Prantl.

Lasaulx: Johann Claudius v. L. (Lassaulx, die Schreibung des Namens schwankt), Baumeister, stammte aus der alten Lothringer Familie van der Weyden, welche 1611 als de la Saulx geadelt wurde. Geboren am 27. März 1781 zu Koblenz, wo sein Vater als Landsyndikus lebte, bezog L. 1798 die Universität Würzburg, wo er zuerst die Jura, dann die Medicin studirte, dann aber, um einen Hausstand zu begründen, in Koblenz eine Branntwein- und Essigbrennerei begründete und seiner von früher Jugend an gehegten Neigung zu mechanischen Unternehmungen folgend, allerlei Holz- und Metallarbeiten (insbesondere durch das Vorbild des Blechwaarenfabrikanten und Stadtraths Hermann Joseph Dietz) übernahm. Eine in Ehrenbreitstein angelegte Nassau'sche Münz-

stätte gab Veranlassung sich auch in diesem Gebiete zu bethätigen, so daß bei Erledigung einer anderen rheinischen Münzmeisterstelle L. zu derselben in Vorschlag gebracht wurde; nur ein Zufall vereitelte seine Ernennung. Da er bei seiner universellen Begabung für Technik aller Art vielfach mit Steinmetzen und Zimmerleuten verkehrte, so wurde ihm 1812, bei großem Mangel der dazu Befähigten, die Stelle eines Landbaumeisters angetragen, welche L. erst nach langem Zureden, insbesondere seines Freundes Joseph Görres, annahm. Nun hatte er freilich noch nie ein Haus weder gezeichnet noch gebaut, allein seinen genauen Kenntnissen mancher Gewerke, seinem angebornen Geschick, sowie dem Rathe und der versprochenen Hilfe eines benachbarten, ihm befreundeten Architekten vertrauend, wagte er jene Stellung zu übernehmen. Schwierige Bauten waren gerade nicht im Werk, da unter den damaligen politischen Verhältnissen nur das Allerdringlichste gebaut wurde; es blieb ihm also Zeit genug übrig, um sein neues Fach mit der ihm eigenen Energie zu studiren. Die Art und Weise wie L. sich in die Kunst vertiefte und die Genialität, welche er bei seinen eigenen Schöpfungen bewährte, erwarben ihm Anerkennung und Bewunderung. Nach dem 1814 erfolgten Regierungswechsel vermehrten sich natürlich die Bauten; 1816 vertraute man ihm die Stelle eines königlichen Bauinspectors, welche er bis zu seinem am 14. October 1848 in Koblenz erfolgten Tode bekleidete. L. errang im Theoretischen wie im Praktischen seiner Kunst tiefe Einsicht und offenbarte in seinen Arbeiten und Schöpfungen einen durch das Studium der besten Werke aller Stilarten geläuterten Geschmack. Während der Dauer seiner Amtsführung schuf L. an 60 öffentliche und Privatbauten, dazu 12 Kirchen. Die bedeutenderen zu Boos, Kapellen, Kobern, Güls (1833—40), Vallendar (1837—41), Valwig, Waldesch und Weißenthurm (insgesammt auch durch lithographische Abbildungen bekannt) liefern den Beweis, daß L. den Rundbogenstil in seinen Elementen ganz erfaßte und zu dessen Wiederbelebung in wirksamster Weise beitrug. Er baute die kleinere Kirche zu Valwig schon 1824 im Rundbogenstil, also früher als Andere darüber geschrieben haben. Mit gleichem Erfolg bediente er sich auch des Spitzbogenstils, z. B. an der 1824—1830 erbauten Kirche zu Treis (vgl. Crelle, Journal für Baukunst, I. 4). Außerdem unternahm L. viele Restaurationsarbeiten, z. B. des Königstuhls bei Rhense und der schönen Burg Rheineck. Als sachwissenschaftlicher Schriftsteller sammelte er unter dem Titel „Bausteine“ seine Abhandlungen über Gewölbeformen, über das Wölben aus freier Hand, über die Kapelle von Ramersdorf (welche auf den Kirchhof nach Bonn versetzt wurde), über die Größe der bekanntesten Kirchen, über Wasserbeschaffung bei Feuersbrünsten &c. Ferner schrieb L. über die Wölbungsweise der Alten (im ersten Bande von Crelle's Baujournal; übersetzt im Journal of the royal Institute, London 1831 und im Journal du génie civil, Paris 1833), gab Aufsätze in die Verhandlungen des Berliner Gewerbvereins, in die Rhein. Provinzialblätter, in das Kölner Domblatt und die Allgemeine Bauzeitung. Bahnbrechend für die Geschichte der mittelalterlichen Baukunst waren die „Architektonisch-historische Berichtigungen und Zusätze zu der Klein'schen Rheinreise“, Koblenz 1835 (vgl. Kugler im Museum 1835, Nr. 45 und dessen Kleine Schriften 1853, I. 416) und (mit Ernst Dronke) die Beschreibung der Matthiaskapelle auf der oberen Burg bei Kobern an der Mosel (Koblenz 1837). Auch war L. betheiligt an Sulp. Boisserée's „Denkmalen der Baukunst vom 7. bis zum 13. Jahrhundert am Niederrhein“ und besorgte nach Fr. Hoffstadt's Ableben (1846) die Schlußlieferung von dessen „Gothischem ABC-Buch“. — L. war von einer forschenden und erfinderischen Liebe zu seinem Fache erfüllt. Selten hat wol ein Baumeister so genau wie er jedes kleine Denkmal seines Baubezirkes gekannt und in seinem eigenthümlichen Werthe geehrt. Ebenso bemüht war er aber auch im Großen

wie im Kleinen, die Eigenthümlichkeit des in jener Gegend durch die härtesten Mühl- und die leichtesten Tuffsteine ausgezeichneten Baumaterials geltend zu machen und durch Wiederbelebung alter, sowie durch Erfindung neuer Vortheile das Zweckmäßige, Feste und Zierliche zu erzielen und zu vereinen. Die von ihm errichteten Kirchen und Kapellen und anderen Gebäude in und um Koblenz werden noch lange Zeugniß geben von dem sinnvollen Eifer und dem bei beschränkten Mitteln oft überraschenden Erfolge, mit welchem L. die ihm gewordenen Aufgaben zu lösen pflegte. Eine besondere Eigenthümlichkeit bilden bei seinen Bauten die Treppen, für welche er die mannigfaltigsten Formen und Zusammensetzungen zu finden wußte. — L. war der Vater der vorgenannten Augustiner Schwester Amalia und des geistvollen Aesthetikers und Philosophen Ernst v. L.

Vgl. Nagler 1839, VII. 322. Neuer Nekrolog der Deutschen (von F. A. Schmidt), 26. Jahrg. f. 1848, Weimar 1850, Nr. 163, S. 655 ff. E. Förster, Gesch. der dtsch. Kunst, 1860, V. 415 ff. Müller-Klunzinger 1860, II. 558. Seubert 1878, II. 412. Hyac. Holland.

Lasch: Wilhelm Gottfried L., Apotheker, geb. am 28. Januar 1787 zu Berlin, † am 1. Juli 1863 zu Driesen in der Neumark, hat sich durch seine floristischen Studien in der botanischen Welt vortheilhaft bekannt gemacht. Nachdem er in Neu-Brandenburg, Dresden und Berlin als Apotheker conditionirt, erwarb er sich 1814 zu Driesen in der Mark ein eignes Geschäft, das er nach zehnjährigem Besitze aufgab, um von nun an seine Zeit völlig botanischen Forschungen zu widmen. Er that es mit großer Ausdauer und reichem Erfolge. Seine zahlreichen, in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Arbeiten gehören sämmtlich der beschreibenden Botanik an und sind die Resultate jahrelanger und sehr gründlicher Beobachtungen. Außer der durch ihn erforschten interessanten Flora von Driesen hat sich L. namentlich um die Kenntniß der Bastardformen sehr vieler einheimischer Gewächse höchst verdient gemacht und werthvolle Arbeiten darüber im vierten, fünften und sechsten Bande der Linnaea veröffentlicht. Nicht minder erfolgreich waren seine auf die Kryptogamenkunde seiner Heimath gerichteten Forschungen, welche durch Milde's treffliches Werk „Die Gefäßkryptogamen Schlesiens“ (Nova acta Acad. Carol.-Leop. Bd. XXVI) für die Wissenschaft nutzbar gemacht wurden. Dem von Klotzsch begonnenen, von Rabenhorst fortgesetzten herbarium mycologicum hat L. viel Zeit und Kraft gewidmet und er war der erste, dem es gelang, ein mehr naturgetreues Bild von getrockneten Pilzen zu liefern. Dem Andenken des unermüdlichen Forschers hat Fries die in Guinea heimische Pilzgattung Laschia aus der Familie der Tremellinen gewidmet und auch eine Art der Gattung Agaricus trägt durch Rabenhorst seinen Namen. Es folge nunmehr ein Verzeichniß seiner größeren Abhandlungen: In der Linnaea sind veröffentlicht: „Ueber verschiedene Formen bei den einheimischen Arten der Gattungen Circaea, Linnaea, Scorzonera und Veronica“ (Bd. II); „Ueber die Pulsatillen der Mark Brandenburg, nebst Bemerkungen über Salix viminalis und mollissima“ (Bd. III); „Beitrag zur Kenntniß der Varietäten und Bastardformen einheimischer Gewächse“ (Bd. IV, V und VI); „Ueber die um Driesen wildwachsenden Weidenformen“ (Bd. VIII). In Rabenhorst's botanischem Centralbatt für Deutschland (1847): „Ergänzende Bemerkungen über einige deutsche Equiseten und eine neue Art derselben“; „Zur Flora Deutschlands, besonders der Mark Brandenburg“; „Notizen über Senecio paludosus“. In der Botanischen Zeitung: „Drei Xanthium-Arten mit ihren Bastarden“ (1856); „Ueber Bastarde unter den wildwachsenden Farnen“ (ibid.); „Die Eichenformen der märkischen Wälder, hauptsächlich um Driesen“ (1857); „Aufzählung der in der Provinz Brandenburg, besonders in der Gegend um Driesen wildwachsenden Bastardpflanzen, nebst kurzen Notizen zur Erkennung solcher Gewächse“ (ibid.).

In den Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg: „Aspidium spinulosum (Retz) Sev. mit seinen in der Provinz Brandenburg vorkommenden Unterarten und Varietäten“ (1861); „Ueber einige Verbascum-Arten und ihre Formen“ (1862).

Nekrolog v. C. Baenitz in Verhandl. d. bot. Vereins d. Provinz Brandenburg, 1863. E. Wunschmann.

Lasinsky: Johann Adolf L., Landschaftsmaler, geb. am 16. October 1808 zu Simmern im Regierungsbezirk Koblenz, † am 6. September 1871 zu Düsseldorf. Er besuchte bis zum 17. Jahre das Gymnasium zu Koblenz, widmete sich dann der Architektur, seit 1827 aber, seiner Neigung und Begabung folgend, der Malerei, die er auf der Akademie zu Düsseldorf studirte. Neben Lessing und Schirmer gehörte er dort zu den ersten, welche die Landschaft selbständig pflegten und diesem Kunstzweig Anerkennung verschafften. Schon seine ersten Bilder fanden eine äußerst günstige Aufnahme. Ihre Motive waren meist den wildromantischen Felsgegenden der Eifel entnommen, wo er mit Lessing mehrfach Studien malte. Besonders wurden sein „Schloß Elz an der Mosel in Abendbeleuchtung“ (1831), „Der Oberstein an der Nahe“ (1834 und 1836 wiederholt) und „Ein alter Wartthurm am zugefrorenen See bei Mondschein“ (1835) gerühmt. Ganz besonderes Aufsehen aber machte sein „Wasserfall bei Pyrmont“ auf der großen Berliner Ausstellung des Jahres 1835, in Folge dessen er eine Einladung erhielt nach Berlin überzusiedeln. Doch lehnte er dieselbe ebenso wie spätere, wiederholte ehrenvolle Berufungen nach St. Petersburg ab und kehrte 1837 nach seiner Verheirathung nach Koblenz zurück, wo er mehrere große Bilder im Auftrag des Großfürst-Thronfolgers von Rußland, späteren Kaiser Alexander II. ausführte, von denen er den „Engpaß mit Zigeunern bei Abendbeleuchtung“ für verschiedene Höfe und Galerien des In- und Auslandes wiederholen mußte. Später zog er nach Köln, wo er u. A. das Panorama der Stadt malte. Seit 1850 lebte er wieder dauernd in Düsseldorf. Hier vollendete er zunächst eine große „Niederländische Landschaft“, die sehr gefiel und dann führte er einen Cyclus von großen Gemälden auf Bestellung des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern aus, Ansichten aus dessen Erblanden darstellend, die als Geschenke nach Portugal und Rumänien gingen. Nach dem Tode seines hoffnungsvollen Sohnes Paul 1865, eines begabten Malers, bemächtigte sich seiner eine tiefe Hypochondrie, die ihn dem Leben und der Kunst immer mehr entfremdete und seine letzten Jahre durch qualvolle Leiden trübte. L. offenbarte in all' seinen Werken eine poetische Auffassung, vielleicht als Erbtheil seiner Mutter, die sich als Dichterin bekannt gemacht (Gedichte von A. M. Lasinsky geb. v. Knapp, Koblenz 1827); er blieb aber stets den Ueberlieferungen der Romantik treu, die bei seinem Eintritt in die Oeffentlichkeit in voller Blüthe stand, und da der Zeitgeist allmählich in ganz andere Bahnen lenkte, so fanden seine späteren Bilder lange nicht mehr die gleiche Anerkennung wie die ersten, was ihn um so mehr verstimmte, als er selbst empfand, daß er auch mit der fortschreitenden Technik nicht mehr Schritt zu halten vermochte. Manche seiner Gemälde erinnern an die phantastischen Landschaften Lessing's aus dessen erster Periode, alle aber zeichnen sich durch die Gabe aus, dem Gegenstand durch eine interessante charakteristische Stimmung erhöhte Wirkung zu geben.

M. Blanckarts, Düsseldorfer Künstler-Nekrologe aus den letzten 10 Jahren (Stuttgart 1877). Wiegmann, Die königliche Kunstakademie zu Düsseldorf (Düsseldorf 1856). Wolfgang Müller, Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren (Leipzig 1854). M. Blanckarts.

Lasinsky: Gustav L., Historienmaler, geb. am 27. October 1811 in Koblenz, † am 21. April 1870 in Mainz, Bruder von Adolf L., folgte demselben

1829 nach Düsseldorf, wo er bis 1838 auf der königlichen Kunstakademie seine Ausbildung genoß. Dann lebte er abwechselnd in Koblenz, Köln, Mainz, wieder in Düsseldorf und vielfach auf den adligen Schlössern Rheinlands und Westfalens, wo ihn Aufträge, meistentheils kirchlichen Inhalts, beschäftigten. Er trat zur katholischen Kirche über und führte, unverheirathet, ein ziemlich abgeschlossenes Leben. In seinen Gemälden behandelte er die verschiedenartigsten Stoffe, bald biblische, wie die „Befreiung Petri aus dem Kerker" und „Paulus und Jakobus", bald romantisch-geschichtliche, wie „Kreuzfahrer", „Tell's Tod" nach Uhland's Gedicht, bald kleine Gefechts- und Reiterscenen, Kosaken u. A., oder größere Momente aus der Geschichte, wie „Gustav Adolfs Abschied von den Reichsständen in Stockholm" (1840), „Tod des Prinzen Ludwig in der Schlacht bei Belgrad" (im Museum zu Mainz), auch Landschaften und Thiere. Als Porträtmaler war er ebenfalls thätig, in letzter Zeit aber hatte er sich fast ausschließlich der streng kirchlichen Richtung in der Kunst zugewandt und im Mainzer Dom einige Fresken nach den Compositionen von Philipp Veit ausgeführt. Seine vielen, von ernstem Streben zeugenden Arbeiten sind im Ganzen weniger bekannt geworden als sie es verdienen.

Wiegmann, Die königl. Kunstakademie zu Düsseldorf (Düsseldorf 1856). M. Blanckarts, Düsseldorfer Künstler, Nekrologe aus den letzten 10 Jahren (Stuttgart 1877). M. Blanckarts.

Lasius: Christoph L., lutherischer Theolog, geb. zu Straßburg, † zu Senftenberg 1572. Er studirte in Straßburg und Wittenberg; von Melanchthon 1531 an Bucer empfohlen, widmete er seine Thätigkeit als Prediger und Schriftsteller ganz dem Kampfe gegen Flacius, was ihm ein unstätes Leben und öftere Absetzungen eintrug. Er war Rector in Görlitz (1537—43), Pfarrer zu Greußen im Schwarzburgischen (1543—45), Pfarrer in Spandau, Superintendent in Lauingen, lebte dann eine Zeit lang in Augsburg und wurde schließlich Superintendent in Cottbus. Unter seinen Schriften nennen wir: „Güldenes Kleinod" (Nürnberg 1550); „Fundament wahrer Bekehrung wider die flacianische Klotzbuße" (Frankfurt a. O. 1568); „Grundfeste der reinen evangelischen Wahrheit, verfasset mit wichtigen Ursachen des verworfenen Papstthums und aller abgelegten Greuel" (Wittenberg 1568).

Vgl. Unschuldige Nachrichten (1723, S. 540); Jöcher's Gelehrten-Lexikon (I, S. 2183) und Iselin's Historisches Lexikon (II, Supplementband S. 283 und 3. Aufl. IV, S. 624). Holtzmann.

Lasius: Georg Sigmund Otto L., Director des topographischen Büreau's in Oldenburg, bekannt durch seine vortreffliche geognostisch-mineralogische Beschreibung des Harzgebirges, war am 10. September 1752 als Sohn eines Geistlichen zu Burgdorf in Hannover geboren und trat nach vollendeten Studien 1770 in das hannoveranische Ingenieurcorps ein, in dem er 1775 zum Lieutenant und 1780 zum Hauptmann befördert wurde. In dieser Stellung fand L. von 1779 an eine Verwendung bei der allgemeinen Landesvermessung, bei welcher ihm die topographische Aufnahme des Harzgebirges übertragen war. Der mehrjährige Aufenthalt auf dem Harze hatte L. reichlich Gelegenheit zu eingehenden mineralogisch-geognostischen Studien gegeben, deren Resultate in der zweibändigen Schrift „Beobachtungen über die Harzgebirge nebst petrographischer Karte" (1789—1790) der Oeffentlichkeit übergeben worden sind. Diese Beschreibung gilt als eine nach dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft mustergiltige Darstellung der geognostisch-mineralogischen Verhältnisse des Harzes. Fr. Hoffmann bezeichnet noch 1838 dieses Werk als das bis auf die neuesten Zeiten Beste, was wir über den größten Theil dieses Gebirges besitzen. Die beigegebene petrographische Karte kann als eine der ersten dieser Art, welche in Deutschland

erschienen sind, bezeichnet werden. Auch war es L., welcher in dem genannten Werke zuerst die bergmännische Bezeichnung „Grauwacke“ als ein aus zerkleinerten Quarzkörnchen und durch Beischwemmungen der Wasserfluthen aus zerstörtem Granit erzeugtes Gestein in die Wissenschaft einführte. Eine reiche bei dieser Gelegenheit angelegte und später ansehnlich vermehrte Sammlung von Mineralien und Gesteinsarten ging (1821) durch Kauf an das kaiserlich russische Berginstitut in Petersburg über. In den 1790er Jahren war L. mit der Erbauung des Fort George der Festung Hameln und bei der Wegebauinspection zu Hameln beschäftigt. Aus dieser Zeit stammen mehrere kleinere Abhandlungen in den Schriften der Societät der Bergbaukunde zu Leipzig und in den kleinen Schriften der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde, wie „Beschreibung der Mannichfaltigkeit in den Krystallen des Sedativspaths“; „Mittheilung von einer Ausartung der Würfelform der im Kalkberge bei Lüneburg vorkommenden Boracitkrystalle“ u. A. Daran reiht sich an: „Mineralogische Reise in die Pfälzischen Quecksilberbergwerke“ 1792. Im J. 1804 wurde L. von dem Herzog Peter von Oldenburg zur Specialvermessung der diesem Lande durch den Lüneburger Frieden zugefallenen Gebietstheile berufen, in welcher Arbeit er aber bald in Folge der Besitzergreifung des Landes durch Napoleon unterbrochen wurde. Hierauf leistete L. als Ingénieur des ponts et chaussées dem Königreiche Westphalen Dienste, wobei L. sich namentlich mit dem Plane eines Canal de la Seine à la Baltique zu beschäftigen hatte. Nach der Rückkehr des Landesfürsten trat er 1813 wieder in den oldenburgischen Dienst zurück, in dem er nach zahlreichen ausgeführten Baugeschäften am 4. Februar 1833 in Oldenburg starb.

Origin. Mitth. Poggend., Biogr. I. 1380.

Gümbel.

Lasius: Hermann Jacob L., verdienter Philologe und Schulmann, nach Kosegarten's Urtheil „ein vorzüglicher Gelehrter“, ward zu Greifswald am 15. November 1715 geboren und starb am 4. August 1803 zu Rostock. Auf der Rathsschule der Heimathstadt vorgebildet, an welcher sein Vater als Baccalaureus wirkte, studirte er vom Jahre 1733—38 an der Universität daselbst; hier hatten namentlich Stenzler, dessen Unterricht er schon als Schüler unter seinem Conrectorate genossen, sowie Peter Ahlwardt Einfluß auf seine philosophische Bildung, in der Geschichte waren Westphal, in der Theologie und den orientalischen Sprachen Rusmeyer, Balthasar und Köppen, in der Physik Lembke seine Lehrer. Vom Jahre 1738—40 setzte er seine Studien in Jena fort und hörte u. A. Reusch, Hamberger, Corvin und Pfeifer. Im Frühling des Jahres 1740 begab er sich nach Halle, wo er sich, nachdem er auf Grund seiner Inauguraldissertation „De bonarum malarumque actionum effectibus naturalibus post hanc vitam“ zum Magister und Doctor der Philosophie promovirt war, für dasselbe Fach habilitirte, jedoch schon 1742 einem Rufe nach der Vaterstadt Greifswald folgte, dort seine Vorlesungen fortsetzte und Mitglied der von Augustin Balthasar begründeten deutschen Gesellschaft wurde. Im J. 1745 berief ihn der Magistrat zum Conrector und 1749 zum Rector an der Stadtschule, an welcher er sowol durch seine Gelehrsamkeit und seine feine Satire, als auch durch die Festigkeit und Hochherzigkeit seines Charakters einen segensreichen Einfluß gewann, welcher zwischen ihm und seinen Schülern auch für die Folge des Lebens die innigsten Bande knüpfte. Außerhalb des Schulamts wirkte er fortgesetzt als Docent neben seinem früheren Lehrer Peter Ahlwardt, erhielt auch 1752 die Berufung zum Professor der Logik, welcher jedoch Hindernisse in den Weg traten; darum entschloß er sich 1764 zur Annahme einer Professur der griechischen Litteratur in Rostock. Seiner litterarischen Thätigkeit wurde die Auszeichnung zu Theil, daß ihn die gelehrte Gesellschaft zum Nutzen und Vergnügen der Wissenschaften und

Künste in Frankfurt a/O. am 23. September 1766 zum Assessor in der historischen und schönen Wissenschaftklasse der ersten Ordnung ernannte. Eine noch höhere Anerkennung erfuhr seine praktische Wirksamkeit als Lehrer, indem ihm die Universität Rostock, nachdem er die einjährige Verwaltung des Rectorats abgelehnt hatte, diese Würde auf längere Zeit, von 1771—1789, übertrug und zugleich das gesammte Schul- und Lehrwesen des Landes seiner Leitung und Aufsicht anvertraute. Unter seinen historischen und philologischen Schriften sind namentlich „Xenophon's Cyropädie nebst Agesilaus' Leben", 1761; „Kaiser Julian's Apostata Spottschriften", 1770; „De Marci Junii Bruti daemone malo", 1770; „Prodigium de Attio Naevio editum", 1779, sowie mehrere Universitätsprogramme von 1792—93 zu erwähnen, von denen die letzteren sich auf die Verlegung der Universität Rostock nach Greifswald im 15. Jahrhundert beziehen. Unter den Schriften, welche er als Mitglied der deutschen Gesellschaft verfaßte, sind außer seinen Aufsätzen in Dähnert's Zeitschrift „Beiträge zum Nutzen und Vergnügen" seine „Satirischen Abbildungen", 1746, zu nennen. Erschöpfung seiner körperlichen Kräfte zwang ihn, der akademischen Amtsthätigkeit zu entsagen und den Schluß seines Lebens seit 1789 bis zu seinem Tode 1803 in Ruhe zu verbringen.

Gesterding, Pomm. Magazin I, 1775, S. 106. — Schlichtegroll's Nekrolog der Teutschen für das 19. Jahrh., Bd. III, S. 63—100. — J. Ch. Koppe's jetztlebendes gelehrtes Mecklenburg, St. I, Rostock 1783, S. 107 bis 116. — Krey's Andenken an die Rostock'schen Gelehrten, St. I, Rostock 1814, S. 62—64. — D. H. Biederstedt's Nachrichten von dem Leben und Schriften neuvorpommerisch-rügenscher Gelehrten, 1. Abth., Greifswald 1824, S. 106—108. — Breithaupt, Der Greifswald. Schulgeschichte zweites Stück (1829), S. 8—10. — Vgl. Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald I, 292. — Lehmann, Gesch. d. Greifsw. Gymn., 1861, S. 100. — Dähnert's Kat. d. Greifsw. Univ.-Bibl. — Zober, Kat. d. Stralf. Rathsbibl.

Häckermann.

Lasker: Ignaz Julius L., geb. am 20. Januar 1811 zu Breslau, studirte daselbst und in Berlin Philosophie und Medicin, wurde 1832 in Berlin zum Doctor promovirt und ließ sich dann nach absolvirten Staatsprüfungen in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Ausgeprägte Vorliebe zu schriftstellerischer Thätigkeit, die sich bereits während seiner Studienjahre durch Herausgabe eines Bändchens „Gedichte" (1832) offenbart hatte, ließ ihn in Breslau Zeit gewinnen, neben seinem Berufe noch litterarisch wirken zu können. Er redigirte 1836 die „Schlesischen Blätter" und die Kunst- und Litteraturartikel der „Breslauer Zeitung", gab 1837 unter dem Pseudonym Julius Sincerus, das er auch für mehrere Jahre beibehielt, die „Nachtwandlerin; eine Zeitschrift für Scherz und Ernst" heraus und führte dann von 1838—1844 die Redaction des Danziger „Dampfboots". Inzwischen hatte L. seinen Wohnsitz in Krotoschin und Posen gehabt und war 1843 nach Berlin übergesiedelt, wo er die Redaction des „Freimüthigen. Journal für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben" und 1845 auch die des „Volksfreundes" übernahm. Nach einigen Jahren ging er nach Breslau, wo er von 1848 bis 1852 als Dramaturg des Breslauer Stadttheaters fungirte und die „Morgenzeitung" redigirte, und kehrte dann nach Berlin zurück, wo er zuletzt Secretär und Dramaturg des Victoriatheaters war und am 16. November 1876 starb. Er schrieb noch „Taschenbuch der Novelletten und Humoresken" (Danzig 1838); „Ungeheure Heiterkeit. Taschenbuch des Frohsinns und der heiteren Laune [Gedichte]" (Danzig 1838); „Schmetterlinge. Tag- und Nachtfalter des Lebens [Gedichte]" (1839); „Fidibus. Schelmen-Lieder" (1843); „Das Auge der Polizei. Aus dem Leben Berlins [Roman]" (1844);

„Berliner Lichtbilder und Schattenspiele“, 2 Hefte (1843). Von seinen dramatischen Arbeiten gelangten zur Aufführung die Posse „Weiberlist“, das Drama „Stibor“, die Lustspiele „Die Industrielle“ und „Verwechselungen“ und ein Festspiel zur Säcularfeier Schiller's „Schiller für alle, alle für Schiller“. Vgl. Koner, Gelehrtes Berlin im J. 1845. — Pierer's Jahrbücher III.

Fr. Brümmer.

Lasko: Johann L. (Laski Jan, wie der Name polnisch lautet, Johannes a Lasco, wie er selbst gewöhnlich lateinisch sich nennt), polnischer Edelmann, Humanist und Theolog des 16. Jahrhunderts, Reformator von Ostfriesland, ist zwar in Polen geboren und gestorben (geb. 1499, † 1560), hat aber so lange in Deutschland gelebt und auf die Reformation und Organisation deutscher Kirchen einen so bedeutenden, zum Theil bis heute dauernden Einfluß geübt, daß ihm auch in einer deutschen Biographie eine Stelle gebührt. Abstammend aus einem der reichsten und vornehmsten polnischen Adelsgeschlechter, Sohn des Wojewoden Jaroslaw, Erbherrn auf Lask, Palatin von Sieradz († 1523), Neffe des Erzbischofs Johannes von Gnesen († 1531), wurde er als mittlerer von drei Brüdern um 1499, wahrscheinlich auf der Stammburg seiner Väter, zu Lask bei Petrikau in Großpolen (nach anderen Angaben 1496—97 zu Warschau oder Krakau) geboren. Frühe schon für eine geistliche Laufbahn bestimmt, genoß er seine erste Erziehung und Bildung unter den Augen seines Oheims zu Krakau, begleitete denselben 1513 auf einer Reise zum Lateranconcil in Rom, trieb dann 1514 ff. mehrere Jahre lang humanistische, theologische und kanonistische Studien auf der Universität Bologna, wurde in seiner Heimath mit verschiedenen geistlichen Pfründen begabt und 1521 zum Priester geweiht. Von entscheidendem Einfluß aber auf seine geistige Entwickelung und Lebensrichtung wurde eine zweite Studienreise, die er 1524 unternahm: erst nach Basel, wo er des Erasmus Schüler und Hausgenosse wird und von ihm „den ersten Unterricht in der wahren Religion“ erhält, und von wo aus er auch mit Zwingli, Oekolampad, Amorbach, Pellikan, B. Rhenanus, Glareanus und andern Männern des Erasmischen und Zwingli'schen Kreises persönlich bekannt wird, — dann nach Paris und Venedig, von wo er 1522 nach $2^1/_2$jähriger Abwesenheit nach Polen zurückkehrt. Nachdem er durch einen feierlichen Reinigungseid vor dem Bischof von Krakau (bei Kuyper II, 547) von dem auf ihm ruhenden Verdacht ketzerischer Meinungen sich gereinigt und dem heiligen Stuhl in allen erlaubten und ehrbaren Dingen lebenslänglichen Gehorsam gelobt hatte, eröffnete sich ihm eine glänzende kirchliche Laufbahn in seinem Vaterlande: er wurde zum Decan und Propst in Gnesen, zum Archidiakonus in Warschau ernannt, ja noch 1528 vom polnischen König Sigismund zum Bisthum Cujavien vorgeschlagen. Unterdessen aber hatte sich ganz allmählich in ihm eine längst vorbereitete religiöse Wandlung vollzogen: plötzlich verließ er sein Vaterland 1538 mit Urlaub und Empfehlungsbriefen des polnischen Königs, aber zugleich in der bestimmten Absicht, unter Verzicht auf alle seine Titel, Würden und Pfründen aus der römischen Kirche zu scheiden, um hinfort als armer Knecht seines Herrn Christus die Lehre des Evangeliums zu verkündigen und der Kirche Christi nach seinem ganzen Vermögen zu dienen (Kuyper II, 569, 583). Er lenkte seine Schritte zuerst nach Frankfurt a. M., wo er mit Albert Hardenberg (s. Bd. X, 558) bekannt wurde, dann über Mainz, wo beide eine Zeitlang verweilten, nach Löwen, wo er an eine evangelische Gemeinde sich anschloß und mit einem braven Mädchen bürgerlichen Standes sich verheirathete. Um ein stilles Asyl zu finden, wandte er sich 1540 nach Ostfriesland und ließ sich zuerst in Emden, dann auf einem kleinen Landgut Abbingwehr in der Nähe von Emden nieder. Nachdem er hier eine Zeitlang als Privatmann gelebt, übernahm er auf den dringenden Wunsch der verwittweten Gräfin Anna, der damaligen Regentin von Ostfriesland (Bd. I,

S. 468) im J. 1543 die Leitung aller Kirchen des Landes. In dieser Stellung als erster Generalsuperintendent in Ostfriesland, verhalf er der evangelischen Lehre in der ganzen Grafschaft zum Sieg theils durch Kämpfe mit den Franziscanern und anderen Vertheidigern der alten Kirche, theils durch Verhandlungen mit den aus den Niederlanden gekommenen Wiedertäufern und ihren beiden damaligen Häuptern Menno Simonis und David Joris, theils durch Einführung neuer kirchlicher Ordnungen für die unter eigenthümlichen Verhältnissen entstandene, der einheitlichen Organisation noch ermangelnde evangelische Kirche Ostfrieslands (Anordnung einer Kirchenvisitation, Einführung von Gemeindeältesten, Errichtung des sog. Coetus oder der Predigersynode, Abfassung eines Katechismus, Entwurf einer Lehrordnung unter dem Titel „Epitome doctrinae eccl. Frisiae Orient.“). In Folge des Interims aber sah er sich 1549 genöthigt, sein Amt wenigstens zeitweilig aufzugeben und Ostfriesland zu verlassen. Er begab sich zuerst nach Bremen zu seinem Freund Hardenberg und von da 1550 nach England, wo er bei Erzbischof Cranmer und den andern Freunden der evangelischen Lehre, die er schon zuvor bei einem Besuch kennen gelernt hatte, offene Aufnahme fand. Sein vornehmstes Streben ging dahin, die damals in London zahlreich vorhandenen Protestanten fremder Zunge (Franzosen, Niederländer und Deutsche, Italiener und Spanier ꝛc.) zu einem kirchlichen Organismus zusammen zu schließen und ihnen zu einem geordneten Gottesdienst und Kirchenwesen zu verhelfen. Durch königlichen Erlaß vom 4. Julius 1550 wurde ihnen eine Kirche in London, die des alten Augustinerklosters Austin Friars, zugewiesen und an derselben L. als Superintendent mit 4 Geistlichen angestellt (Superintendens et Minister ecclesiae Germanorum et aliorum peregrinorum in civitate London). Ueber die Einrichtungen dieser Gemeinde berichtet L. in einer ausführlichen Denkschrift („Forma et ratio tota eccl. ministerii etc.“ bei Kuyper II, 1—277), deren Abfassung er noch in England kurz vor dem Tode König Eduards VI. begann, aber erst später c. 1556 beendete (s. Dalton S. 377 ff.). 1553 nöthigt ihn die Thronbesteigung der blutigen Maria, England mit seiner Fremdlingsgemeinde zu verlassen (17. Septbr.). In Dänemark, wohin er zuerst sich wandte, und ebenso in den strenglutherischen Seestädten Wismar, Lübeck, Rostock, Hamburg wegen Ketzerei, d. h wegen Annahme der schweizerischen Abendmahlslehre abgewiesen, ging er wieder nach Ostfriesland, um hier bei seiner früheren Gönnerin, der Gräfin Anna, und in der Stadt Emden, „der Herberge der Lieblinge Gottes“, für sich und seine Flüchtlingsgemeinde eine Zufluchtsstelle zu finden. Er selbst trat in seine frühere kirchliche Stellung wieder ein und suchte mit dem alten Feuereifer für die Sache des Evangeliums zu wirken. Aber nicht Allen, zumal am gräflichen Hofe, war der kraftvolle Mann genehm: sie wünschten einen schmiegsameren Superintendenten. Während Lasko's Abwesenheit war eine Partei mächtig geworden, der theils aus politischen Rücksichten, theils aus dogmatischen Gründen sein Einfluß ein Dorn im Auge war und die schließlich auch die Gräfin gegen ihn einzunehmen oder wenigstens soweit einzuschüchtern wußte, daß sie in seine Entlassung willigte. Er verließ Emden im April 1555, wenn auch vorerst noch in der Hoffnung, zu günstigerer Zeit nach Ostfriesland, an dessen Kirche er sich gebunden fühlte, zurückzukehren. Zunächst reiste er mit Zurücklassung seiner Familie über Köln nach Frankfurt a. M., wo ein Theil seiner früheren Londoner Fremdlingsgemeinde (Engländer, Franzosen und Niederländer) sich niedergelassen und vom Rath eine Kirche zu gemeinsamer Benutzung erhalten hatte. Unterdessen aber war der Abendmahlsstreit zwischen deutschen und schweizerischen Theologen mit erneuter Heftigkeit ausgebrochen: lutherische Eiferer wie Westphal in Hamburg und Timann in Bremen suchten die calvinische Lehre als schriftwidrig darzustellen und den Anhängern derselben als im Wider-

spruch mit der Confessio Augustana stehend das Recht auf Duldung innerhalb des deutschen Reiches zu bestreiten. Dagegen lag nun L. Alles daran, sein und seiner Gemeinden wesentliche Uebereinstimmung mit dem Augsburgischen Bekenntniß zur Anerkennung zu bringen. Zu diesem Zweck schrieb L. 1555 seine „Purgatio eccl. peregrinorum“. Francof., die er an Calvin übersandte und dem Frankfurter Rath überreichen ließ. Im Mai 1556 aber reiste er, einer Einladung des Herzogs Christoph von Württemberg folgend, nach Stuttgart, um hier mit Johann Brenz ein Religionsgespräch zu halten. Dieses fand am 22. Mai statt in Gegenwart der Stuttgarter Geistlichen und zweier weltlichen Räthe. Es kam zu keiner Einigung, da Brenz auf seiner Ubiquitätslehre beharrte und erklärte, daß L. im Artikel vom Abendmahl von dem Augsburger Bekenntniß vollständig abweiche. Unverrichteter Dinge, aber vom Herzog mit freundlichen Versprechungen entlassen (s. Kuyper II, 730), kehrt L. nach Frankfurt zurück. Hier fand er eine Botschaft aus Polen, die ihn dringend in seine Heimath zurückrief. Da auch weitere Versuche Lasko's, unter den deutschen Protestanten eine Einigung über die Abendmahlslehre herbeizuführen, erfolglos blieben, so verläßt er endlich Frankfurt den 21. Octbr. 1556 und reist über Kassel, wo er mit Landgraf Philipp, und über Wittenberg, wo er mit Melanchthon verhandelt, nach Polen, wo er im December 1556 nach 18jähriger Abwesenheit anlangt — ein 60jähriger Greis, aber voll jugendlicher Schaffenslust. — In Polen hatte unterdessen während der Regierung des Königs Sigismund August seit 1548 die reformatorische Bewegung unter dem Volk wie beim Adel große Fortschritte gemacht. Trotz der Gegenwirkung des päpstlichen Nuntius Lipomani, des Bischofs Stanislaus Hosius von Ermeland und einer von ihnen geleiteten römischgesinnten Partei findet L. Eingang, wird 1557 zum Superintendenten der reformirten Gemeinden in Kleinpolen gewählt und ist bis zu seinem Tod unermüdlich thätig für Ausbreitung der reformirten Lehre, Leitung der Gemeinden, Herstellung einer polnischen Bibelübersetzung, Bekämpfung der sich dort einnistenden Antitrinitarier, vor Allem aber für friedliche Einigung der drei evangelischen Religionsparteien, der Reformirten, Lutheraner und mährischen Brüder, — eine Einigung, die dann freilich erst 10 Jahre nach Lasko's Tod durch den Vergleich von Sendomir 1570 erreicht wurde. — Wir besitzen von L. mehrere Bilder: die kräftige, gedrungene Gestalt, das ernste und doch milde Gesicht mit dem tief auf die Brust herabwallenden Bart zeigen den würdigen Gottesmann wie den polnischen Edelmann; die Rechte hält die Bibel, die Linke ein Blatt Papier mit seinem Wahlspruch: Nulla piis patria in terris superna quaerentibus. Und in der That hat sein Leben und Wirken in einem Maß wie kaum bei einem andern der Reformatoren etwas Internationales und Interconfessionelles: fast alle europäischen Culturländer hat er lernend oder lehrend durchwandert, Einigung der Bekenntnisse oder doch friedliches Sichvertragen auf dem gemeinsamen Fundament der apostolischen Lehre war das Ziel seines Strebens und Hoffens. In seinem Heimathland Polen sind, wie sein Geschlecht, so auch die Spuren seines Wirkens untergegangen; dagegen haben in Deutschland, besonders in Ostfriesland, die Früchte seiner kirchlichen Thätigkeit zum Theil bis in die Gegenwart sich erhalten: durch seine Kirchenordnungen, die auch anderen Kirchen zum Vorbild dienten, sowie durch seinen Emdener Katechismus, eine wichtige Vorarbeit für den Heidelberger, ist er einer der Hauptbegründer der deutschreformirten Kirche, durch seine irenische Stellung innerhalb der confessionellen und theologischen Gegensätze und Kämpfe ist er ein Vorläufer der Union geworden. Lasko's Schriften, die zum Theil zu den größesten litterarischen Seltenheiten gehören, sowie seine Briefe an viele der hervorragendsten Persönlichkeiten des 16. Jahrhunderts sind zum erstenmal gesammelt und mit werthvollen Einleitungen herausgegeben von dem holländischen Prediger Kuyper

unter dem Titel: „Joannis a Lasco Opera tam edita quam inedita“, Amsterdam 1866 in 2 Bänden. Sie zerfallen in drei Sektionen: I. Opuscula dogmatica et polemica: 1) de coena 1544, 2) epitome doctrinae 1544, 3) de incarnatione adv. Mennonitas 1545, 4) de fugiendis papisticis sacris 1546, 5) Summa controversiae de coena 1551, 6) de Sacramentis 1552, 7) Confessio de communione Christi 1554, 8) de recta ecclesiarum instit. ratione 1556, 9) purgatio ministrorum 1556, 10) resp. ad Hosium 1559, 11) resp. ad Westphalum 1560; II. Opuscula liturgica et symbolica: 1) Confessio Londinensis 1551, 2) Catechismus Londin. 3) brevis fidei exploratio 1553, 4) Catechismus Emdenus 1554, 5) Forma et ratio eccl. ministerii in peregrinorum ecclesia Londinensi 1555; III. Epistolae ad diversos, 126 Briefe aus den Jahren 1526—60.

Monographische Darstellungen seines Lebens haben gegeben Schwekendiek 1847, Bartels 1860, Thelemann in der theol. RE. 2 A. VIII. 1881, besonders aber H. Dalton, Johannes a Lasko. Beitrag zur Reformationsgeschichte, Gotha 1881 (wo auch ein ausführliches Verzeichniß der übrigen Quellen und Bearbeitungen S. XXI—XXVII gegeben ist). Wagenmann.

Laspeyres: Ernst Adolf Theodor L., Jurist, wurde am 9. Juli 1800 zu Berlin, wo sein Vater Fabrikbesitzer und Kaufmann war, geboren. Die Familie L., ursprünglich spanischer oder portugiesischer Abstammung, gehörte zu der von den „Refugiés“ nach Aufhebung des Edicts von Nantes in Berlin gegründeten „französischen Colonie“ und war 1696 aus Nérac im südlichen Frankreich nach Preußen geflüchtet. Bis zum Herbst 1812 besuchte L. eine Privatschule, von da ab bis zu Ostern 1818 das Friedrich-Werder'sche Gymnasium, welches schon damals unter der Leitung von A. F. Bernhardi eines großen Rufes sich erfreute. Die dort erhaltene vorzügliche, aber streng historisch-humanistische Bildung bedingte seine ganze Lebensanschauung, seinen durchaus conservativen Sinn, die Wahl seines Berufes und die historische Richtung seiner Studien, und man erkannte dieselbe auch an dem älteren Manne noch in der sorgfältig gepflegten Latinität und in der Vorliebe, mit welcher er bis in die letzten Lebensjahre die Lectüre classischer Schriftsteller fortsetzte. L. widmete sich dem Studium der Rechte und studirte vom 24. März 1818 bis 9. October 1821 in Berlin, wo ihn die geistvollen Vorlesungen Savigny's ganz besonders fesselten. Mit Vorliebe nannte sich L. einen Schüler dieses berühmten Gelehrten, mit dem er seit seiner Studienzeit in persönlicher Beziehung blieb. Um sich für den akademischen Beruf auszubilden, besuchte L. vom 22. October 1821 bis 3. October 1822 noch die damals in ihrer größten Blüthe stehende Georgia Augusta in Göttingen. Zur Ableistung seiner Militärdienstpflicht kehrte er nach Berlin zurück und trieb nach derselben umfassende Privatstudien für seine Promotion und Habilitation. Am 23. December 1824 wurde er mit der Dissertatio inauguralis canonicae computationis et nuptiarum propter sanguinis propinquitatem ab ecclesia christiana prohibitarum sistens historiam, Berolini 1824. 104 S., in Berlin promovirt und habilitirte sich schon am 15. Januar 1825 in der juristischen Facultät der Universität in Berlin, an der er hauptsächlich Kirchenrecht und deutsches Privatrecht las. Zugleich wurde er an Lancizolle's Stelle Lehrer des Forstrechts an der 1821 errichteten und mit der Universität eng verbundenen Forstlehranstalt, bis dieselbe 1830 nach Neustadt-Eberswalde als selbständige Akademie verlegt wurde. Am 23. Januar 1830 wurde er zum Prof. extraordinarius in Berlin ernannt und durch Cabinetsordre vom 22. März 1831 nach Abgang von Fr. Bluhme aus Halle a/S. als Prof. ordinarius für deutsches Privat- und Kirchenrecht an diese Universität berufen, wo er 13 Jahre lang Vorlesungen über deutsche Rechtsgeschichte, deutsches Privatrecht, Kirchenrecht und preußisches Landrecht hielt.

Daß sich der Mecklenburger Adel in seinen 1838 ausgebrochenen Streitigkeiten mit den bürgerlichen Gutsbesitzern ein Gutachten (s. u.) 1844 von L. geben ließ, beweist dessen Autorität in lehnrechtlichen Fragen. Mittelst Cabinetsordre vom 8. April 1844 schied L. aus dem preußischen Staatsdienste, um an Stelle des verstorbenen E. Feuerbach die Professur für deutsches Recht an der Universität Erlangen zu übernehmen, wo er bis zum Frühling 1846 deutsches Privat-, Lehn-, Handels- und Wechselrecht, sowie deutsche Staats- und Rechtsgeschichte las. Um einem Rufe an das zu Lübeck bestehende gemeinsame Oberappellationsgericht der vier freien Städte Deutschlands Folge leisten zu können, erhielt er durch allerhöchstes Rescript vom 8. April 1846 die nachgesuchte Entlassung aus baierischen Diensten. In Lübeck trat er in Folge der dem Senat von Frankfurt a/M. zustehenden Präsentirung an die Stelle des dienstunfähig gewordenen Rathes Goll, in welche L. am 12. August 1846 eingeführt und verpflichtet wurde. Nicht blos in seinen Berufsgeschäften zeigte L. ein warmes Interesse für seine neue Heimath, sondern auch in der Wahl der litterarischen Früchte seiner Mußestunden und in seiner Betheiligung an dem öffentlichen und Privatleben Lübeck's nach allen Seiten hin. (Reformirte Gemeinde, Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit, Verein für Lübecker Geschichte, Kunstverein &c.) In Folge des Kummers über den frühen Tod seines ältesten Sohnes und der geistigen Ueberanstrengung erkrankte L. im Frühling 1862 an einem Schlaganfalle, von welchem er sich nicht wieder soweit erholen konnte, um die Anstrengungen des Amtes zu wagen. Die Senate der freien Städte gaben L. unter Belassung in seiner amtlichen Stellung einen Stellvertreter. Am 15. Februar 1869 starb L. zu Halle a/S., wohin er sich 1865 zurückgezogen hatte. Selbständige Schriften von L. sind außer der vorhin schon genannten Dissertation: „Ueber die Entstehung und älteste Bearbeitung der libri feudorum“, Berl. 1830, 468 S. — „Lex salica ex variis quae supersunt recensionibus“, Halis Sax. 1833, 4°, 173 S. — „Geschichte und heutige Verfassung der katholischen Kirche Preußens“, 1. Thl. (nicht mehr erschienen), Halle 1840, 895 S. — „System des preußischen Privatrechts zum Gebrauche bei Vorlesungen, im Grundriß entworfen“, Halle 1843, 297 S. — „Die Rechte des eingebornen Mecklenburgischen Adels“, Halle 1844, 4°, 320 S. — „Bernardi Papiensis Faventini episcopi summa decretalium“, Ratisbonnae 1860, 366 S. — „Die Bekehrung Nordalbingiens und die Gründung des wagrischen Bisthums Aldenburg-Lübeck“, Bremen 1864, 219 S. — „Chronicon Slavicum quod vulgo dicitur parochi Suselensis, niedersächsisch und lateinisch auf Grund der auf der Lübecker Stadtbibliothek erhaltenen Exemplare der edd. princ. s. l. et a. herausgegeben“, Lübeck 1865, 380 S.

H. Laspeyres.

Lassalle: Ferdinand L. wurde am 11. April 1825 in Breslau von jüdischen Eltern geboren. Gegen den Willen seines Vaters, der ihn zum Kaufmannsstande bestimmt hatte, wandte er sich mit Eifer gelehrten Studien zu. An den Universitäten Breslau und Berlin trieb er Philologie und Philosophie. In Berlin wurde er mit Humboldt, Savigny, Böckh bekannt, die alle eine große Meinung von seinen Fähigkeiten hatten und ihn auch persönlich lieb gewannen. Während eines Aufenthalts in Paris verkehrte er mit Heine, der in seinen Briefen eine begeisterte Schilderung von den Talenten, der Energie und dem sichern selbstbewußten Auftreten des jungen L. entwarf. Mitten im Beginn einer Gelehrtencarrière lernte er 1846 in Berlin die damals noch schöne Gräfin Hatzfeldt kennen, die in einen Ehescheidungsproceß mit ihrem Mann verwickelt war. L. warf sich mit aller Leidenschaft zum Anwalt dieser Frau auf, führte durch acht Jahre ihre Processe, wurde dazwischen sogar der intellectuellen Miturheberschaft eines Cassettendiebstahls angeklagt, welchen Freunde der Gräfin verübt hatten, um in den Besitz wichtiger Documente zu kommen, wurde aber nach einer glänzenden

Vertheidigungsrede von der Anklage freigesprochen. Schließlich setzte er einen sehr günstigen Vergleich mit dem Gegner durch. Von seiner Jugend bis zu seinem Tode hat dieses Verhältniß zur Gräfin Hatzfeldt gedauert, das ihm für sein ganzes Leben seine sociale Position verdarb. Wenn er es auch in seiner Vertheidigungsrede nicht Wort haben mochte, so wird es doch ursprünglich die Liebe des jungen Mannes für die imponirende ältere Frau, und nicht blos, wie er es in seiner letzten Gerichtsrede kurz vor seinem Tode nannte, ein praktisches ritterliches Pathos gewesen sein, das ihn für die Verlassene und Verfolgte einnahm. Die Gräfin war eine begabte und leidenschaftliche Frau, welche ihm nicht blos für die ritterliche Vertheidigung, sondern wohl auch für die Liebe, die sie in ihren späten Jahren noch bei ihm erweckt hatte, zeitlebens dankbar war. Sie hat viel Einfluß auf ihn gehabt und ihn in seiner späteren Agitation immer ermuthigt und vorwärts gedrängt. L. bewahrte ihr bis zuletzt eine große Anhänglichkeit.

Im J. 1848 trat er mit den rheinischen Demokraten in Verbindung, nachdem er während des Hatzfeldt'schen Processes seinen Wohnsitz nach Düsseldorf verlegt hatte. Als die preußische Regierung im November 1848 die Nationalversammlung gewaltsam auflöste, forderte er das Volk zu bewaffnetem Widerstand auf. Dafür wurde er verhaftet und vor die Geschworenen gestellt. Hier hielt er als 23jähriger junger Mann seine erste politische Rede, hier nennt er sich offen einen Revolutionär aus Princip, einen entschiedenen Anhänger der socialdemokratischen Republik. Die Rede strotzt von jugendlichem Selbstbewußtsein und leidenschaftlichen Ausdrücken. Die Geschworenen sprachen ihn frei, aber der Gerichtshof verurtheilte ihn wegen eines verwandten geringeren Delicts zu sechs Monaten Gefängniß, welche Strafe er auch wirklich abbüßte, da er sich gegen jedes Gnadengesuch sträubte.

Der langwierige Fortgang des Hatzfeldt'schen Processes, welchen er ohne eigentlich Rechtsanwalt zu sein thatsächlich führte, unterbrach seine gelehrten Studien. Er hatte früh mit der Philosophie begonnen. Sein constructiver Geist und seine dialektische Anlage führten ihn bald zur Hegel'schen Philosophie. Der Kant'sche Kriticismus war damals ganz verschollen und hatte seine Wiederauferstehung erst vor sich, allein er hätte Lassalle's Geist, der nach positiven Lösungen verlangte, auch niemals erfüllt. Für Naturwissenschaften hatte er wenig Sinn, und sie erhoben sich auch gerade damals wenig über eine Sammlung von Kenntnissen. Wie die besten jungen Gelehrten griff er zu einem schwierigen und abseits liegenden Gegenstand zunächst um seine Energie in der Bewältigung der Schwierigkeiten zu bethätigen. Die erschöpfende Behandlung eines eng begrenzten Gegenstandes, die Meisterschaft im Detail erzeugt ein Gefühl der Herrschaft im jungen Schriftsteller, das er bei weit ausgreifenden Arbeiten nicht so bald erreichen kann; durchdringt er dann geistig den Stoff mit seiner allgemeinen Weltanschauung, so glaubt er mit Recht ein Werk geschaffen zu haben. So wählte L. sich die verhältnißmäßig wenig untersuchte Philosophie Heraklits des Dunkeln von Ephesus für seine erste Arbeit, die er übrigens während des Hatzfeldt'schen Processes mehrmals unterbrach, so daß das Buch erst 1857 in zwei Bänden erscheinen konnte.

Der Grundgedanke des Werkes ist die Aufzeigung des Werdens als das eigentlich Absolute, als Grundprincip aller Dinge. Die Ausführung ist eigentlich eine Illustration Hegel'scher Sätze durch Heraklitische Aussprüche. L. dringt durchgängig auf den einheitlichen speculativen Charakter seines Autors. Die verschiedenen oft dunkeln Ausdrucksweisen des Heraklit über den Kampf und die Gegensätze in der Welt sollen nicht einzelne thatsächliche Gegensätze bezeichnen, sie sind nach ihm nur Namen und Formeln für den einen großen Gegensatz des Seins und des Nichtseins beide „als processirend gefaßt“ (I. 129). Das ewige

Werden ist der Fluß aller Dinge. Ebenso will L. die physikalischen Vorstellungen Heraklits, welche dem Gedankenkreis der alten Komosgonie angehörten, in metaphysische Formeln auflösen, welche den dialektischen Weltprozeß erfüllen. Das Feuer des Heraklit ist nach ihm nicht das sinnliche Feuer, auch nicht einmal das kosmische Feuer, sondern nur die Bewegung des Seins, rastlos in sein Gegentheil umzuschlagen, der Weltbrand ist keine Zerstörung der Welt im empirischen Sinne, er bedeutet die Ewigkeit des Werdens (II. 127). L. identificirt sich nicht gerade ausdrücklich mit den von ihm dem Heraklit in den Mund gelegten Sätzen Hegels, aber überall kommt das warme Interesse zum Ausdruck, das auf innerer Zustimmung beruht. In der Ethik wird diese Theilnahme begreiflicherweise noch lebhafter. Das Einzelwesen tritt in die Existenz durch die Individuation, die Entäußerung des Göttlichen, des Allgemeinen von sich selbst, seine Existenz ist selbst schon eine ἀδικία, eine Unbill gegen die allgemeine Einheit des Werdens, die nur durch Rückkehr des Einzelnen in das Allgemeine gesühnt wird. Die Ethik des Heraklit ist daher zugleich der ewige Grundbegriff der Sittlichkeit selbst, „Hingabe an das Allgemeine“ (II. 431), darum wird Willkür und Uebermuth verdammt, Sinnlichkeit und Egoismus verurtheilt. Darum ist der Ruhm, der erst nach dem Tode dem Menschen zu Theil wird, das wahre Sein der Menschen in ihrem Nichtsein (II. 436). So strenge Heraklit die Unterwerfung unter die Gesetze des Staates fordert, so geschieht dies doch immer unter der Voraussetzung, daß sie das Gemeinsame Aller und das Eine Göttliche enthalten, das ist ihre wahre Sanction, und wenn sie diese großen Grundsätze nicht enthalten, dann haben sie eben nicht den Charakter von Gesetzen (II. 392, 439). Ein Gedanke, der in seinen erworbenen Rechten in wenig geänderter Form wiederkehrt. Jenes Gemeinsame aber ist nicht blos die subjective Meinung der Masse, sondern nur das absolute Allgemeine im Staate, und darum war Heraklit kein Anhänger der jonischen Demokratie, ihm ist es auch Gesetz, wie L. mit besonderem Behagen hervorhebt, „auch dem Rathschluß eines Einzigen zu folgen, nämlich eines solchen, den jenes waltende Göttliche, das objectiv Allgemeine erfaßt hat“ (II. 440), und so erhebt sich L. bei Erzählung des politischen Lebens Heraklit's in Begeisterung an der Figur seines philosophischen Helden. Er sieht in ihm das platonische Ideal des überlegenen Genius, welcher als Verkörperung des Allgemeinen für das Volk wirkt, welcher die Vorurtheile und kleinen Interessen der Menschen verwirft, die Scheelsucht und den Neid der Mittelmäßigen überwindet und welcher der geborene Führer des Volkes ist, zur Herrschaft fähig und dazu berufen, so wie die allgemeine Vernunft siegreich über den Meinungen des gemeinen Verstandes waltet. Das war sein Ideal, die Dictatur des überlegenen Geistes, der seine bedeutende Persönlichkeit einsetzt für das gemeine Wohl.

In demselben Jahre übersiedelte L. mit der Gräfin Hatzfeldt nach Berlin, wo er das angenehme Leben eines wohlhabenden Privatgelehrten führte und mit allen literarischen Größen Berlins, insbesondere mit Böckh, viel verkehrte Er beschäftigte sich damals mit der Zeit der Bauernkriege und als Frucht dieser Studien entstand ein Drama, „Franz von Sickingen“, das kein eigentliches Bühnendrama ist und auch die Probe der Aufführung nicht bestand. Es ist eine geschichtsphilosophische Dichtung, eine begeisterte Schilderung der Ideen Ulrichs von Huttens und der Auflehnung des deutschen Geistes in der Reformationszeit. Die kraftvolle Persönlichkeit und Willensstärke des großen deutschen Humanisten feiert L. mit Schwung und Pathos. Die Sprache ist nicht unpoetisch, allein überladen und oft blos rhetorisch.

Allein L. war keine blos literarische Natur. Seine Energie drängte immer zur Politik. Als der österreichisch-italienische Krieg die öffentliche Meinung Deutschlands tief aufregte, schrieb er eine Brochure gegen jede Unterstützung

Oesterreichs. Die Sache der Demokratie stehe auf der Seite der italienischen Bewegung, das Nationalitätenprincip Napoleon III. sei berechtigt soweit es sich um Culturnationen handele, die eine staatenbildende Fähigkeit besitzen, und müsse dann auch zur nationalen Einigung Deutschlands führen. Wenn Preußen seine Mission verstünde und ausführte, so würde die deutsche Demokratie selbst sein Banner tragen. Eine so klare und bestimmte Sprache zu Gunsten der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung, wie damals, hat er später nie geführt. Er kam zwar in seinen späteren politischen Aeußerungen oft darauf zurück, allein sein späteres Auftreten gegen die preußische Regierung in der ersten Zeit der Militärconflicte, sowie sein späterer Kampf gegen die liberale Partei, welche im großen Ganzen doch die preußische Spitze wollte, führte ihn in der Folge oft zu entgegengesetzten Aeußerungen und zu der Meinung, als ob allein durch eine revolutionäre demokratische Bewegung die deutsche Einheit herzustellen sei. Aber Unitarier war und blieb er unter allen Umständen, den deutschen Föderalismus hat er stets bekämpft und als seine demokratischen Freunde 1860 eine Zeitschrift herausgaben, so glaubte er, da er schon mit der Arbeit an seinen „erworbenen Rechten“ beschäftigt war, keinen besseren Beitrag für den ersten Band der demokratischen Jahrbücher liefern zu können, als eine Zusammenstellung von Fragmenten Fichte's über die deutsche Einheit. Er beklagte, daß das deutsche Volk seine besten und größten Denker nicht mehr kenne und lese. Ein Volk entstehe erst durch Einheit des Geistes. Neben dem großen Gegensatz zwischen Föderalismus und Volkseinheit sinke sogar der Gegensatz zwischen Monarchie und Republik zu einem relativ unbedeutenden herab. Das erbliche monarchische Kaiserthum mit Cassirung aller Untersouverainitäten steht noch immer auf einer höheren Stufe der Intelligenz und politischen Weisheit als die föderative Republik. Aber die deutschen Fürsten sind dazu unbrauchbar, sie sind in ihre Besonderheit so vertieft, das sie ein wohl erworbenes Recht auf die Zertheilung des deutschen Volksgeistes zu haben glauben. Darum ist die Freiheit nöthig und das nationale Dasein des deutschen Volkes ist nicht gesichert, so lange es im Innern nicht zur Freiheit gekommen ist. Die Erziehung zur Freiheit muß selbst mit Zwang geschehen. Ein paar Jahre darauf feierte er wieder Fichte in einer Festrede in der Berliner philosophischen Gesellschaft. Fichte war in einem gewissen Sinne auch eine revolutionäre Natur und zugleich der philosophische Vorläufer des deutschen Socialismus. Er ging wie L. von der stärksten Willenssubjectivität aus und kam dann zu einer äußerst starken Ausdehnung des Staatszweckes, der für ihn zuerst Recht, später die ökonomische Wohlfahrt und zuletzt auch die sittliche Cultur und Erziehung war. Im zweiten Band der demokratischen Jahrbücher veröffentlichte L. einen Aufsatz über Lessing, den er übrigens schon 1858 geschrieben hatte. Die literarische Epoche des vorigen Jahrhunderts bedeute ein neues Leben des deutschen Volkes und die beiden Hauptfiguren seien Friedrich der Große und Lessing. Die Bedeutung Friedrichs ist seine Auflehnung gegen das alte Reich, eine Insurrection gegen die alte Ordnung, im Inneren Aufklärung, aber auch diese ist nichts anderes als die zum Bewußtsein gekommene Ueberlegenheit des Subjects über die Welt seiner Ueberlieferung. Alles Revolutionäre in der äußeren Wirklichkeit aber verläuft im Sande, wenn das neue Princip nicht geistig durchgeführt wird und dieses Princip der lebendigen Präsenz des Selbstbewußtseins durch das ganze innere geistige Leben herbeizuführen, war die That Lessing's. Er ist nichts anderes als der weltliche Luther. Er ist der Dichter der humanen Idee, aber auch des deutschen Patriotismus. In seiner Kunstkritik durchbricht er den äußerlichen Formalismus, führt das Schöne in die Innerlichkeit des Denkens zurück und entreißt es der Sphäre der Sinnlichkeit und des Gefühls. Und gerade so verfährt er in der Religion, nicht auf zufällige

Geschichtswahrheiten, nur auf Vernunftwahrheiten könne die Religion basiren. Das Christenthum ist nach Lessing nur der Vorläufer eines neuen Evangeliums, wo der Mensch das Gute thut weil es das Gute ist. So wird Lessing der Begründer der philosophischen Ethik, welche die Tugend als die Realisirung des eigenen Begriffes auffaßt (S. 491). Die eigene innere Selbstentwicklung, das eigene Streben ist aber nicht nur für den Einzelnen der Weg zur Wahrheit, auch in der Geschichte gilt die innere Entwicklung des subjectiven Selbstbewußtseins, damit trennt sich Lessing von den französischen Philosophen, welche in der Geschichte nur Unsinn und Zufall sahen, aber erreicht noch nicht Hegel für welchen die Geschichte die Entwicklung des objectiven Geistes ist. Am Schlusse kommt er auf die politischen Ansichten Lessing's zu sprechen und citirt statt weiterer Ausführung mit Hinweisung auf die französische Revolution eine Stelle aus dem Fragment Spartacus, der nachdem er vergeblich philosophirt hat, ausruft: wir wollen fechten!

Der Hatzfeldt'sche Proceß hatte ihn zu juristischen Studien geführt, mit Rechtsphilosophie hatte er sich immer beschäftigt und so kam sein Hauptwerk, das „System der erworbenen Rechte" (1861 in zwei Bänden) zu Stande. Es gehört ebenso wie sein Heraklit dem Kreis der Hegel'schen Philosophie an, im einzelnen ist er aber hier viel weniger abhängig von Hegel, dem er im Heraklit fast bis auf einzelne Sätze folgte. Hier wie dort liegt die große Anschauung zu Grunde, daß alle Dinge eigentlich nur ein Proceß sind, daß die Welt eine Einheit der Natur und eine Einheit des Geistes ist, daß die Entwicklung der Geschichte und der Institutionen mit der Entwicklung der Ideen zusammenfällt. Aber diese Entwicklung soll nicht mehr ein blos dialektischer Proceß eines allgemeinen Satzes sein, sie soll Leben und Körper haben. Darum wendet er sich mit Recht gleich im Anfang gegen die hohlen Abstractionen der Hegel'schen Schule, welche den Reichthum des concreten Details und die Anschauung des Lebens vernachlässigten und darum mit logischen Formeln das Wesen der Dinge unmöglich erfassen können. Darum stellt er mit Recht die Relativität der einzelnen Institutionen voran. Alles Recht entwickelt sich historisch bei verschiedenen Völkern und unter verschiedenen socialen Verhältnissen. Die einzelnen Rechtsinstitute, welche die überaus ausgebildete moderne Rechtswissenschaft zu dogmatischen, absoluten Kategorien gemacht hat, sind nur historische Kategorien, nur der Ausdruck des geistigen Inhalts der verschiedenen historischen Volksgeister und Zeitperioden (I. XVI), er anticipirt hier bereits die Terminologie, welche er später auf das Capital anwendet. Aber nicht blos die einzelnen Institutionen, auch die Anschauungen der Menschen über das Recht sind der historischen Entwicklung entworfen, das Naturrecht selbst ist „historisches Recht, eine Kategorie historischer Natur und Entwicklung, denn der Geist selbst ist nur ein Werden in der Historie" (I. 70). L. führt übrigens diesen richtigen Gedanken zu wenig aus. Er konnte leicht das Naturrecht des vorigen Jahrhunderts als eine Reaction gegen die Zustände der damaligen Zeit, gegen die Reste der Feudalität, als den Beginn einer neuen Auffassung und zugleich als Vorbereitung einer neuen geschichtlichen Periode aufzeigen, er konnte nachweisen wie die dogmatischen Sätze, welche auf der Freiheit und Rechtsgleichheit der Individuen aufgebaut wurden, nur der Ausdruck neuer socialer Ordnungen waren. Darin wäre eine neue und gerade für seinen Gegenstand zutreffende Bestätigung der Relativität und der Entwicklung aller Institutionen und Rechtsideen gelegen. Statt dessen verfällt er selbst in den von ihm gerügten dogmatischen Fehler der Construction der Institutionen aus einem absoluten Princip, wiederholt den Satz des alten Naturrechts, daß das Privatrecht nichts anderes sei als die Realisation der Freiheit des Individuums (I. 57) und übersieht offenbar absichtlich die An-

schauung der historischen Schule, daß das Recht ein System der Ordnung der Lebensverhältnisse, eine Reihe von Herrschaftsformen ist, so daß sein ganzer Umfang mit jener rationalistischen Formel nicht gedeckt werden kann.

Von diesem Satz des Naturrechts aus nennt er nun erworbene Rechte jene, welche durch freie Willensaktionen vermittelt sind (I. 85), die das Individuum ganz zu seiner That gemacht, „verseinigt" hat (I. 142). Auf solche Rechte sollen spätere Gesetze nicht zurückwirken, die Aufrechterhaltung der individuellen Willensfreiheit bildet den alleinigen Träger des Nichtrückwirkungsgedankens (I. 166). Im asiatischen Alterthum, wo die Willensfreiheit des Individuums nichts galt, konnten alle Gesetze rückwirken, seit dem Entstehen und Erstarken der individuellen Freiheit entwickelt sich erst der Begriff der Nichtrückwirkung, der Schutz und die Achtung erworbener Rechte. Mit dieser auf den Begriff der individuellen Willensaction gestellten Definition der erworbenen Rechte vertieft L. zunächst die herrschende Lehre über Rückwirkung von Gesetzen, welche die Rückwirkung auf erworbene Rechte, d. i. auf die Verbindung eines Rechts mit einer einzelnen Person ausschließt, sie dagegen Gesetzen über das Dasein von Rechten, Rechtsinstituten zuspricht (Savigny), für welche er die weitere Formulirung wählt, „Gesetze, welche das Individuum ohne Dazwischenschiebung eines freiwilligen Actes treffen, welche das Individuum also unmittelbar in seinen unwillkürlichen, allgemein-menschlichen oder natürlichen oder von der Gesellschaft ihm übertragenen Qualitäten treffen, oder es auch nur dadurch treffen, daß sie die Gesellschaft selbst in ihren organischen Institutionen treffen" (I. 55). Im Einzelnen weicht er aber vielfach von der herrschenden Doctrin ab. Mit großem Scharfsinn und häufig sogar mit Spitzfindigkeit geht er zunächst die einzelnen Institute des Privatrechts durch und sucht überall nach dem subjectiven Willen; ist von diesem die Handlung sicher gesetzt worden, oder muß dieser ganz bestimmt vorausgesetzt werden, dann ist ein erworbenes Recht vorhanden, dann kann keine Rückwirkung späterer Gesetze stattfinden, ob es sich nun um Obligationen-, Status- oder Erbrecht, ja sogar um formelle Rechte handelt, denn nicht das Gesetz macht ein Recht zu einem erworbenen, sondern das Individuum muß das aus dem Gesetz stammende Recht durch eine Handlung seines Willens ergreifen und „erwerben". Aber jedem Vertrag und jedem individuellen Willensact ist von Anfang an die stillschweigende Clausel hinzuzudenken, daß das gesetzte Recht nur auf solange Geltung habe, solange die Gesetzgebung ein solches Recht überhaupt als zulässig betrachten wird (I. 194). Denn die alleinige Quelle des Rechts ist das gemeinsame Bewußtsein des ganzen Volkes, der allgemeine Geist (195). Der subjective Willen erhält erst seine rechtliche Substanz durch seine Einheit mit der allgemeinen Willensgemeinschaft (Briefe an Rodbertus S. 30). Nimmt diese eine andere Gestalt an, so kann sich das Individuum nicht mehr dagegen auf seine früheren Handlungen berufen, denn das hieße die Trennung vom allgemeinen Rechtsbewußtsein zur Rechtsquelle machen. Das ist der Grund der Einwirkung prohibitiver, absoluter Gesetze auf bestehende Verhältnisse. Das Rechtsbewußtsein selbst faßt er ziemlich unbestimmt. Der früheren Rechtsordnung wirft er vor, daß sie gar kein öffentliches Recht sei, sondern alles öffentliche Recht nur als Privateigenthum der besitzenden Classe ansehe (I. 248). Aber immer wird der Staatswille durch das Rechtsbewußtsein der herrschenden Classe oder der maßgebenden Mehrheit des Volkes bestimmt werden und dieses wieder von bestimmten socialen und historischen Voraussetzungen abhängig sein. L. verweilt übrigens bei der Frage der Relativität des Rechtsbewußtseins nicht lange, er faßt das neue Rechtsbewußtsein ganz voraussetzungslos auf und polemisirt nun mit der logisch immer zwingenden Kraft radicaler Principien gegen Stahl, welcher bekanntlich seinen Conservativismus nicht so weit trieb, daß er nicht

doch der Fortbildung der Rechtsordnung und der Idee des Gemeinzustandes einen rechtsumbildenden Einfluß auch auf sog. erworbene Rechte einräumte, also gegenüber der starren Unbeugsamkeit eines Haller eine Mittelstellung einnimmt, die natürlich von einer radicalen Logik am leichtesten als widerspruchsvoll angegriffen werden kann. Durch diese ganze Darstellung, welche den größten Theil des ersten Bandes in Anspruch nimmt, weht durchweg jener „jacobinische Hauch“ den nach L. „jeder der modernen Philosophie Nahende empfängt“ (I. 214). Den Ausgangspunkt bilden die Decrete der berühmten Nacht vom 4. August 1789, durch welche die Constituante das Feudalsystem aufhob. L. sucht allerdings die Sache zuerst begrifflich zu deduciren und constatirt dann zum praktischen Beleg die Uebereinstimmung jener Decrete mit dem Resultat seiner Deduction, allein seine Construction ist doch nur eine Vertiefung der Formel jenes Gesetzes, welches bekanntlich alle jene Feudallasten und Giebigkeiten, die auf der öffentlich-rechtlichen Grundlage der Feudalität, der persönlichen Oberherrlichkeit und Unterthänigkeit beruhten, einfach ohne jede Entschädigung aufhob, aber Entschädigung für jene Abgaben versprach, welche auf onerosem Titel von Grundverleihungen der Grundherrn an ihre Unterthanen beruhten. Er faßt nun die Frage so: prohibitive Gesetze, wie jenes Decret eines war, verbieten entweder absolut ein bestimmtes Rechtsverhältniß, setzen gewisse Rechte aus der Sphäre der privatrechtlichen Erwerbung heraus und bestimmen, daß gewisse Rechtsverhältnisse überhaupt nicht mehr Eigenthum sein können, heben also, wie die gewöhnliche Sprache lautet, das ganze Institut auf. Solche Gesetze wirken sofort und den früheren Berechtigten gebührt keine Entschädigung, weil der objective Rechtsgrund, das Rechtsbewußtsein ein anderes geworden ist. Oder das neue Gesetz untersagt nur eine bestimmte Form der Ausübung eines Rechts, das selbst intakt bleibt, und schreibt nur die Bedingungen der Verbindung des Individuums mit jenem Rechte vor, dann wird das ganze Rechtsverhältniß nicht außerhalb des Privatrechts gesetzt, dann gebührt für solche Rechte, z. B. Zehnten, neben welchen ähnliche Reallasten fortbestehen, Entschädigung. Ihre Natur als ewige Rechte verlieren sie, sie werden als ablösbar erklärt, aber nach Entkleidung der alten Form respectirt und wie andere bestehende Rechte behandelt (I. 224—255). Ebenso bleibt aber auch unter allgemeinen prohibitiven Gesetzen der ersten Art das einzelne Privatrecht erworben, so weit es sich um dingliche Rechte handelt, welche, wenn auch ursprünglich auf einem nunmehr verbotenen Erwerbungsgrund beruhend, in das Eigenthum bereits übergegangen sind, wie z. B. bei Grundstücken; die obligatorischen Forderungen aus dem frühern Erwerbsgrund werden hingegen sofort hinfällig. Wenn die Grundentlastungsgesetzgebungen anderer Länder diese grundlegenden Principien der französischen Revolution verlassen haben, so war dies immer nur eine Anmaßung der bisher privilegirten Classen, wie in Preußen bei der Grundlastenregulirung im J. 1850, wo auch für ungemessene Giebigkeiten Entschädigung gewährt wurde, oder bei der Entschädigung für Aufhebung der Grundsteuerfreiheit (1861), welche L. auf das heftigste angreift.

Allen diesen socialen Gesetzen liegt jedoch nicht, wie man gewöhnlich glaubt, der Gedanke der Befreiung und Verstärkung des Privateigenthums zu Grunde. Der culturhistorische Gang aller Rechtsgeschichte geht nach L. vielmehr dahin, die Eigenthumssphäre des Privatindividuums immer mehr zu beschränken (260), immer mehr Objecte außerhalb des Privateigenthums zu setzen. Gebundenes Eigenthum, Fideicommisse, Leibeigenschaft, Monopol, Zunftordnung sind alles Formen, wo der menschliche Wille selbst noch als Privateigenthum gesetzt werden kann, diese ausschließlichen Rechte sind eben eine Potenzirung des Privateigenthums, eine Verstärkung der Besonderheit im Recht. Die französische Revolution

hat diese besonderen Privateigenthumsformen gebrochen (nach allen drei Richtungen der Hegel'schen Logik), einmal nach der Richtung der „Allgemeinheit", indem sie die Vorstellung von der privatrechtlichen Patrimonialgewalt der Fürsten über den Staat zerstörte, dann in Bezug auf die „Einzelheit", indem sie durch Aufhebung der Unfreiheit, der Unterthänigkeit die Persönlichkeit, den individuellen Willen freisetzte von dem Privatrechte Einzelner und endlich in Bezug auf die „Besonderheit", indem sie durch Aufhebung der Zunftverfassung und Realgerechtigkeiten bestimmte Formen des wirthschaftlichen Lebens, bestimmte Productions- und Consumtionsgarantien der Herrschaft Einzelner entzog. Diese Entwicklung ist heute noch nicht abgeschlossen. Dieses Werk der Revolution setzt der Liberalismus nur scheinbar fort, denn er will in der Gewerbefreiheit die freie Bethätigung der Arbeitskraft nicht für das Individuum überhaupt, sondern nur für das in besonderer Lage befindliche, so und so viel Steuer zahlende, mit Capital ausgerüstete, also immer noch für ein besonderes Individuum; was übrigens grundfalsch ist, denn die Gewerbepolitik der französischen Constituante und des späteren mitteleuropäischen Liberalismus sind ganz identisch. Europa, fährt L. fort, stehe gegenwärtig (d. i. 1861) vor zwei sehr interessanten Eigenthumsfragen, einmal ob der öffentliche Wille einer Nation Eigenthum einer Familie sei, d. i. ob in Frankreich sich eine Dynastie erhalten kann und ob in Deutschland die Zertheiltheit des Volksgeistes Eigenthum und verbrieftes Recht der deutschen Fürsten bleiben könne, dann in socialer Beziehung vor der Frage, „ob die freie Bethätigung und Entwicklung der Arbeitskraft ausschließliches Privateigenthum des Besitzers von Arbeitssubstrat und Arbeitsverhältniß (Capital) sein und ob folgeweise dem Unternehmer als solchem und, abgesehen von der Remuneration seiner etwaigen geistigen Arbeit, ein Eigenthum an fremdem Arbeitswerthe (Capitalprämie, Capitalprofit, der sich bildet durch die Differenz zwischen dem Verkaufspreis des Products und der Summe der Löhne und Vergütungen sämmtlicher auch geistiger Arbeiten, die in irgendwelcher Weise zum Zustandekommen der Producte beigetragen haben) zustehen solle" (264). Hier haben wir bereits den Socialisten vor uns, hier steckt der Marx'sche Mehrwerth, die capitalistische Plusmacherei der socialistischen Agitation bereits drinnen, und mit Recht druckt L. diese Stelle im Vorwort seines späteren socialistischen Hauptwerkes wieder ab. Die ganze spätere große Thätigkeit Lassalle's arbeitet an der Lösung dieser hier von ihm offenbar mit Bedacht aufgeworfenen Frage. Es soll kein Eigenthum an der unmittelbaren Benutzbarkeit eines andern Menschen, kein Recht auf Ausbeutung geben, die Arbeitskraft soll emancipirt werden und zwar im guten alt-römischen Sinne des Worts e mancipio, außer dem Eigenthum der Capitalisten gesetzt werden.

Der Satz, daß prohibitive Gesetze sofort auf alle Verhältnisse, die auch von früher her datiren, einwirken, beruht nur auf der Veränderung des Rechtbewußtseins, hat die Sitte früher schon gegen ein Institut entschieden, so ist es nicht mehr haltbar und das formelle Gesetz vollzieht nur das Urtheil der Volksanschauung, das ist die Bedeutung der mores im alten römischen Recht, deren Gegenwirkung gegen das strenge alte Civilrecht erst Ihering recht aufgezeigt hat. Für die moderne Zeit fordert L. zwar bestimmte Gesetze, welche das veränderte Rechtsbewußtsein explicite constatiren, behauptet aber, daß die Veränderung des Rechtsbewußtseins selbst sich bereits früher nicht durch Gesetze, sondern durch bestimmte Thatsachen vollzogen haben kann, darum ist die Zurückdatirung des Verbots der Testirung in absteigender Linie, der Fideicommisse und Erbverträge auf den Tag des Bastillesturmes, wie es das Gesetz vom 17 Nivose II (6. Januar 1794) verfügte nicht eine ungerechte Rückwirkung, sondern blos der legale Ausdruck dafür, daß jener 14. Juli 1789 die alte Welt der Privilegien gebrochen

und die neue Aera der Rechtsgleichheit herausgeführt hatte, jenes Ereigniß war der Wendepunkt des Rechtsbewußtseins, die Zeit nach jenem Tage gehört dem neuen Rechtsbewußtsein, darum müssen alle seitdem eröffneten Erbschaften nach den Grundsätzen der Gleichheit behandelt werden (35. 452). Also ein revolutionärer Act genügt um das neue Rechtsbewußtsein zu constatiren und die Gesetzgebung kann dann nach Belieben mehrere Jahre hinterher erst an die Arbeit gehen, die Bürgschaft einer gerechtfertigten Rückwirkung hat ihr jener Act schon gegeben; übrigens giebt L. selbst zu, daß sogar der Convent kein anderes Gesetz auf jenen Tag habe zurückwirken lassen und davor zurückschreckte, von jener schrankenlosen Freiheit der Revolution auf dem Gebiete des Privatrechts den weiteren Gebrauch zu machen, welcher nach seiner Theorie consequent und gerechtfertigt gewesen wäre.

Im zweiten Theile seines Werkes kehrt L. wieder zum Privatrecht zurück und versucht eine neue Construction des Erbrechts oder wie er sagt, entdeckt er das Erbrecht erst überhaupt, das bis dahin gar nicht verstanden worden sei. Auch das Erbrecht des Hegelianers Gans erfaßt nach ihm nicht das Wesen dieses Rechtsinstituts. Soll das Erbrecht ein erworbenes Recht sein, dann muß es aus der eigenen individuellen Willensaction des Berechtigten entspringen. Es genügt nicht der Wille des Erblassers, es muß der identische Wille des Erben hinzutreten, um Erbrecht überhaupt zu begründen. Die bisherige Theorie läßt nur die vermögensrechtliche Persönlichkeit des Erblassers auf den Erben übergehen, das ist aber nur eine Fiction für die von Savigny gezogene Consequenz dieses Standpunktes, daß nämlich die Identität zwischen Erblasser und Erben eigentlich nur im Vermögen liege, daß der Uebergang des Vermögens das eigentlich Substantielle der Succession sei. Das Wesen des römischen Erbrechts aber liegt nach L. in der Fortsetzung der subjectiven Persönlichkeit, es liegt in seiner charakteristischen Epoche nicht im Intestaterbrecht, sondern im testamentarischen Erbrecht und dieses ist nichts als die Unendlichkeit des Subjects, die Unsterblichkeit des Willens, wie Leibnitz schon gesagt habe. Die Fortdauer des auf die Außenwelt bezogenen endlichen subjectiven Willens erschöpft überhaupt den römischen Begriff der Unsterblichkeit, während für das Christenthum die „Unsterblichkeit des Geistes gilt, der alle Außenwelt und jeden Willen abgestreift hat" (II. 224). Soll aber der subjective Wille sich unendlich setzen, so kann er die Endlichkeit nur dadurch überwinden, daß er die Gewalt hat aus seiner freien Innerlichkeit heraus eine andere Person zu seinem Fortsetzer und Träger zu ernennen (II. 25). Darum ist das Testament im alt-römischen Recht das Principale und die Intestaterbfolge nur subsidiär (27). Den alten Römern erschien das Testament nicht als bloße Vermögensdisposition, sondern nach der bekannten Etymologie Cicero's als eine testatio mentis, eine „Kundgebung des geistigen Innern", darum setzten die alten Römer in ihren Testamenten zugleich ihren Feinden ein Denkmal der Schande (59), und selbst der spätere kaiserliche Despotismus respectirte diese schrankenlose Licenz der Testamente, darum endlich konnte der alte Testator Strafen gegen die Entweihung seines Grabes verhängen (181). Das römische Testament darf nicht blos eine Vermögenszuwendung, es muß die formelle Einsetzung eines Erben enthalten (62), es muß vor Allem ein Willenscontinuator bestellt werden, der selbst wieder den Willen hat, den Willen des Erblassers fortzusetzen. Der Erbe soll nicht etwas haben, sondern etwas sein (63), darum keine Beschränkung auf Dauer, keine Resolutivbedingung, semel heres semper heres, so daß nach dem Zwölftafelrecht der Erbe wegen der alles aufzehrenden Legate auch gar nichts erhalten konnte (91). Gegen dieses civile Erbrecht reagirt das wirthschaftliche ius gentium in der bonorum possessio, welche nichts anders als die Nachfolge in die Vermögensmaterie dar-

stellt (66), und ebenso die spätere Gesetzgebung, welche das freie Recht der Vermächtnißerrichtung durch die leges Furia und Voconia im Sinne einer Vermögenszuwendung an den Erben beschränkt; dieser enterbte Erbe des alten Civilrechts, welcher nichts als das Willensorgan des Testators sein soll, wollte eben nicht ohne persönliches Interesse diese Function übernehmen, und seinen schließlichen Sieg nicht so sehr über die Legatare als über den despotischen Willen des Erblassers bezeichnet die lex Falcidia, welche erst erlassen wird zur Zeit des Untergangs der Republik, als der ursprüngliche Volksgeist auch selbst dem Untergang nahe war (93). Aber selbst dann noch wehrte sich die alte Idee der Willensfortsetzung ohne vermögensrechtliche Betheilung der Erben und schuf als Gegenmittel gegen die egoistischen Ansprüche des Erben das Universalfideicommiß, welches den Fiduciarerben zwang, nicht mehr einzelne beschwerende Legate, sondern die ganze Erbschaft herauszugeben (81. 100). Anfänglich mußte der Fiduciar als Willensfortsetzer des Erblassers alle Lasten übernehmen, erst durch das S. C. Trebellianum wird dann der Fideicommissar als Erbe angesehen und der Fiduciar entlastet. Allein mitten in diese Entwicklung hinein schlägt wieder das S. C. Pegasianum, welches den Erbcharakter des Fiduciar wieder herstellt, ihm aber nach der veränderten Anschauung von den vermögensrechtlichen Ansprüchen der Erben die Wohlthat der falcidischen Quart gewährt; so kämpfen diese zwei Vorstellungen fortwährend miteinander, bis erst durch Justinian der Unterschied zwischen Fideicommiß und Legat verwischt wird (II. 120—145). Sowie dieser Fiduciar nur der eigentliche Willenserhalter des Erblassers war, so hatte das alte Testament per aes et libram auch eine solche Figur im familiae emptor, welcher durch die Form eines Geschäftes unter Lebenden, bei dem die Willensübertragung noch prägnanter ist, zum wahren civilrechtlichen Erben wurde und selbst gar kein Vermögen erhielt. Er war aber nicht etwa ein moderner Testamentsexecutor, denn auf ihn gingen die sacra und die Schulden über (107—115).

Das Legat verhält sich zum Erbrecht nicht wie ein Theil zum Ganzen, sondern wie das Object zum Willen. Es ist die sachliche Vermögenszuwendung ohne Willenssuccession. Die Macht des Erblassers zeigt zunächst das Vindicationslegat, welches Eigenthum auf den Legatar überträgt, ohne dessen Wissen und Wollen, die entgegengesetzte Ansicht der Proculejaner gehört eben der Zeit der Abschwächung des alten Rechts an. Die verschiedenen älteren Formen des Legats werden nun mit scharfsinniger Dialektik untersucht und in der schwankenden Entwicklung dieser Formen der dialektische Proceß des Erbbegriffes und seiner Widersprüche aufgezeigt. Ist das Vindicationslegat die stärkste Willensäußerung des Testators, so hat wiederum durch die Abtrennung der Sache aus der Erbschaft der Wille in Bezug auf sie fortzugelten, gewissermaßen zu rasch aufgehört, die Sache ist sofort Eigenthum der Legatare geworden. Soll aber der Wille fortdauern und im Legat erhalten werden, so muß die Sache auf Grund des noch fortdauernden Willens des Erblassers und daher auch des Erben in den Besitz des Legatars übergehen, so entsteht das Legat per damnationem mit einer bestimmten Handlung des Verabreichens seitens des Erben, der Erbe handelt hier und handelt interesselos, darum nennen die Römer dieses Legat optimum ius legati, weil es der Idee des Erbrechts am meisten adäquat ist. Es ist die subjective Willensunsterblichkeit, welche hier am stärksten hervortritt, darum kann der Erblasser eine Sache legiren, die gar nicht sein, sondern nur des Erben Eigenthum ist, ja sogar eine die res aliena ist, d. h. weder ihm noch dem Erben gehört, die dieser erst herbeischaffen muß, und endlich eine, welche res futura ist. Ist so dieses Legat die stärkste Gewaltäußerung des Erblassers, so liegt in der Intervention des Erben doch wieder ein Widerspruch.

Dieser muß die mancipatio vornehmen, es kommt daher zur Verfügung des Verstorbenen noch ein Act unter Lebenden. Diese kräftige Intervention des Erben nun scheint wieder den erblasserischen Willen zu verdunkeln und damit in das Gegentheil der Willensfortsetzung umzuschlagen. Diesen neuen Widerspruch zu lösen, versucht das legatum sinendi modo, welches wieder den Testator activ und der Erben passiv auftreten läßt, damit fällt aber dieses Legat wieder in den Widerspruch des Vindicationslegats zurück und darum beginnt mit dieser Legatform eine Reihe von Controversen, die ihren wahren Grund in dem inneren Widerspruch der gesammten Legats- und Testamentsbegriffe, in dem Widerspruch zwischen der Fiction der Willensfortdauer und Willenseinheit und der Verfügung von bestimmten realen Handlungen hat (II. 171 – 223).

Neben dieser gebietenden Stellung des Erblassers steht nun die Figur des Erben und hier tritt mit Recht zunächst der suus heres in den Vordergrund. Dieser als in der Gewalt des Erblassers befindlich, repräsentirt die Willensidentität mit dem früheren Gewalthaber, denn die civilrechtliche Familie stellt eine Willenseinheit getrennter Persönlichkeiten dar. Der Erblasser braucht hier keinen Fortsetzer seines Willens besonders einzusetzen. Die sui sind die ersten Intestaterben nicht in dem Sinn, daß sie vom Gesetz dazu gemacht waren, sondern weil sie unmittelbare Fortsetzer der erblasserischen Willenssubjectivität sind (229). Die Nothwendigkeit, den suus einzusetzen oder zu enterben, ist nicht ein Sieg des Familiensystems über die erblasserische Willkür, sondern nur „die logische Nothwendigkeit, daß das Unmittelbare, wenn es nicht sein soll, thätig aufgehoben werden muß“ (255). Der suus gehört noch nicht dem Intestaterbrecht an, er ist ein lebendiges Testament (403), das gesetzliche Erbrecht tritt erst ein, wenn weder ein selbstgesetzter (testamentarischer), noch von selbst unmittelbar daseiender Willensperpetuirer (suus) existirt (265). Wegen dieser Mittelstellung des suus gilt hier nicht jener Gegensatz zwischen testatus und intestatus. es kann daher nach altem Civilrecht der präterirte suus dem fremden Testamentserben adcresciren. Das alte Civilrecht kannte weder Notherbenrecht noch Pflichttheil, daraus folgt, daß das Intestaterbrecht keine selbständige Instanz gegenüber dem Testator bildet, sondern daß es nur subsidiarisch Platz greift, wenn der individuelle Wille des Erblassers nicht gesprochen hat (385), es ist nur eine Ergänzung des eigenen, nicht ausgesprochenen Willens des Individuums. An Stelle dieses nicht ausgedrückten Willens des Einzelnen tritt der allgemeine Wille des Volkes. Die Basis der römischen Gesellschaft, die Personengemeinschaft der Agnaten ist darum die Basis des Intestaterbrechts (388). Damit fällt nicht die Inofficiositätsquerel zusammen, diese steht auf dem natürlichen Boden der Cognation und gehört nicht zum civilen Intestatserbrecht. Das Zwölftafel-Erbrecht stellt diese Reihenfolge des Erbrechts (Testamentserbe, suus, Intestaterbe) auf und ausdrücklich nennt es als Object der Erbschaft, nicht als Subject die familia. Diese ist nicht Vermögen, sondern die Willensherrschaft des Subjects und das ihr Unterworfene (405), dieses Herrschaftsgebiet erhält der Agnat, welcher gar nicht zur familia im römischen Sinne des Worts gehört (408. 410). Das alte Erbrecht ist daher kein Familienerbrecht in unserm Sinn, darum gibt es keine successio graduum, es ist ein Suchen des Individuums und wenn es dieses bei den Agnaten nicht findet, so greift es auf den Stamm, wo es die Willensgemeinschaft zu treffen hofft. Findet es auch hier nicht den Willensfortsetzer, so nimmt es einen Quiriten überhaupt und das ist die Bedeutung der alten usucapio pro herede, die selbst wieder dem Intestaterbrecht subsidiär ist, sowie dieses dem Testamentserbrecht. Das Wesen des Todten schreit nach Fortsetzung, nimmt der Testamentserbe nicht an, so ruft es das Intestaterbrecht auf, und zögert der Intestaterbe, so wird der erste beste angerufen, daß er ihm Forterixistenz gebe (472).

Dieser rechtsphilosophische Gedanke des alten Erbrechts hatte seinen tiefen Ursprung in den religiösen Vorstellungen des römischen Volkes und insbesondere im alten Manen- und Larencultus, welcher die Individualitäten der Verstorbenen möglichst erhalten wollte (521). Der Grundgedanke Lassalle's, daß zu keiner Zeit und bei keinem Volke ein so stark ausgeprägter Begriff der Willensindividualität bestanden habe als im alten Rom, und daß darauf der Primat des Testamentserbrechts beruhe, ist unzweifelhaft richtig. Diese harten, willensstarken Römer waren Herrscher über Leben und Tod ihrer Kinder, ihrer Hausgenossen, ja selbst ihrer Schuldner, unumschränkt geboten sie über ihr Vermögen; Selbstsucht und Herzenshärte charakterisiren den alten Römer und erklären die Testirfreiheit und die Bevorzugung des Testamentserbrechts besser als die gemüthvolle Auffassung, als ob die Testamente die Form gewesen wären, um die gegen die alte civilrechtliche Herrschaftseinheit der patria potestas und manus zurückgesetzte natürliche Familie der Blutsverwandten zu begünstigen, als ob also die Familienliebe und nicht die Willkür die Testamente hervorgerufen habe (Ihering, Geist des R. R. I. 207). Diese Weichheit des Gefühls, welche zwar die spätere Inofficiositätsquerel anzurufen scheint, bestand bei den alten Römern nicht und wir dürfen nicht die Vorstellungen des späteren abgeschwächten Römerthums, oder die überwiegend familienrechtlichen Anschauungen der Deutschen oder gar die utilitarisch-ökonomischen Anschauungen der modernen Zeit heranziehen, um ein altes Rechtsinstitut zu erklären. Aber nicht blos die culturhistorische Stufe des alten Rom, sondern auch die Rechtsphilosophie muß das Testament als den Ausdruck der freien Selbstbestimmung, als einen Sieg des privaten Willens über Familie und Verwandte erscheinen lassen, der später zwar durch Notherbenrecht im Interesse der Erhaltung des Familienvermögens eingeschränkt wird, aber selbst auch dann noch über die nächsten Grade hinaus frei und rücksichtslos gegen alle übrigen Verwandten sich den Erben seiner Wahl aussuchen kann. Das alte Naturrecht, das aller Subjectivität im Recht immer günstig ist, sieht daher vor allem das Willensmoment im Testament, die unter dem Einfluß des Naturrechts stehende neuere Gesetzgebung hat immer das Bestreben möglichst den Willen des Erblassers zur Geltung zu bringen, und Kant spricht in seinen metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre eigentlich die Lassalle'sche Formel schon aus: Die Beerbung ist die Uebertragung der Habe und des Gutes eines Sterbenden auf den Ueberlebenden durch Zusammenstimmung des W i l l e n s B e i d e r (§ 34). Es kommt also ebensosehr auf den Willen des Erben an und L. muß darauf besonderes Gewicht legen, weil er nur durch diese Willensaction des Erben das Erbrecht zu einem erworbenen Recht werden lassen kann. Darum liegt der zweite gleichwerthige Theil des Erbrechts in der aditio. Nur der suus und necessarius erwirbt ipso jure, alle andern Erben müssen ihren Willen Erbe zu sein erklären (voluntarii heredes). Der Wille des Erben muß aber bestimmt und klar sein, er muß von seiner Erbeinsetzung wissen, weil nur so die geistige Beziehung zwischen seiner und der Willenssubjectivität des Erblassers hergestellt werden kann (308). Ein Irrthum über die Höhe der Erbschaft schadet nicht, wohl aber hindert die Adition ein Irrthum, ein Zweifel oder ein Nichtwissen über die Testirfähigkeit des Erblassers, über die Giltigkeit des Testaments, über den Eintritt einer Bedingung, ja selbst eine unwissentliche Erfüllung einer Bedingung, weil dies kein bewußtes Wollen ist, darum gilt von der Antretung der Erbschaft der sonst schwer verständliche Satz plus est in opinione quam in veritate (321, 328). Dagegen macht ein Zweifel über die eigene Erbfähigkeit die Adition nicht wirkungslos, wohl aber muß der Erbe wissen, ob er necessarius heres oder voluntarius, weil beim ersten die Willenseinheit schon besteht, beim zweiten erst gesetzt werden muß und auf diesen selbständigen Willensact des Erben kommt alles an, so daß er nicht je nach Um-

ständen und Belieben ausbleiben kann. So lange dieser Willensact nicht gesetzt ist, so lange ist er nicht Erbe und kann daher vor der Adition die Erbschaft auf seine Erben nicht transmittiren (368). Ganz anders ist die Stellung des Erben im germanischen Erbrecht, welches L. zum Schlusse mit einigen Strichen zu charakterisiren sucht. Hier erwirbt der Erbe ipso iure, ja das Erbrecht stellt sich hier als ein schon zu Lebzeiten des Erblassers bestehendes Eigenthumsrecht an dem Familienerbe dar (584), darum hier ursprünglich nur Intestaterbrecht. Hier wird es nun L. begreiflicherweise schwer, das Erbrecht auf einen Willensact der Erben zurückzuführen, welcher nach seiner Theorie es erst zu einem erworbenen Recht macht, er sucht diesen Willensact „des Erben in seiner Geburt und in der sittlichen Personenidentität der germanischen Familie, wo der Vater bei der Zeugung die Willensaction für das Kind will" (585), jedenfalls eine merkwürdige Personenrepräsentation! Das Testament bringt erst später ins germanische Recht, aber ohne den geistigen Gehalt des römischen Rechts und hat bei seiner ersten Reception viel mehr den Charakter einer Schenkung unter Lebenden (590), die weitere Entwicklung des deutschen Testamentsrechts ist der Kampf der alten germanischen Familienvorstellung gegen das eindringende römische Juristenrecht, darum ist das moderne Testamentsrecht aus Widersprüchen zusammengesetzt und ist nichts als ein „großes Mißverständniß, eine compacte theoretische Unmöglichkeit" (593). Hier wendet sich L. plötzlich gegen das Testament überhaupt, das nach Ueberwindung der alten römischen Rechtsidee keine innere geistige Basis mehr habe, als bloße Vermögenszuwendung krankt es an dem Widerspruch, daß der subjective Wille, der mit dem Tod erlischt, der als Persönlichkeit rechtlich nicht mehr fortlebt, doch noch nach seinem Untergang Dispositionen trifft (598). Das Naturrecht habe Unrecht, dieses moderne Testament für ein naturrechtliches auszugeben, der französische Convent habe ganz Recht gehabt, das damalige Testamentsrecht möglichst einzuschränken, auf den Volksgeist zurückzugehen und alle Fähigkeit in directer Linie zu testiren aufzuheben. Damit ist zwar nicht das alte germanische Erbrecht völlig wiederhergestellt, denn dieses erkannte dem Intestaterben schon bei Lebzeiten des Erblassers ein Recht auf das Familienerbe zu. Die französische Gesetzgebung läßt den Erblasser bei seinen Lebzeiten durch Schenkungen über das Vermögen frei verfügen, das ist die Concession an die individuelle Freiheit, die Intestaterbfolge beruht also nicht mehr auf dem Recht des Intestaterben, sondern auf dem die „Vermögenshinterlassenschaft regelnden Willen des Staates", sie beruft die Familie, aber nicht mehr aus eigenem Recht, sondern als „Staatsinstitution". Innerhalb der Grenze bis zur quotité disponible ist es der Staat, welcher die Erbschaft vertheilt. Das ist richtig, die Willkür des Erblassers wird erheblich beschränkt, allein L. irrt, wenn er darin ein „Rückgreifen auf den eigenen Gehalt des germanischen Geistes" sieht. Die Testirfreiheit wird beschränkt, aber nicht zur Erhaltung des alten gebundenen Familienguts, sondern im Namen der Gleichstellung aller Kinder. Die Parcellirung des Grundbesitzes und Vermögens, die Reaction gegen das germanische Fideicommiß und Erstgeburtsrecht, das sind die Ideen und Tendenzen der neuen französischen Erbrechtsgesetzgebung.

Eine weitere Kritik des modernen Erbrechts unterläßt L. Er schließt die Entwicklung des Erbrechts mit der neueren französischen Gesetzgebung und läßt die bekannten socialistischen Angriffe auf das Erbrecht überhaupt, oder doch wenigstens auf jenes der Collateralen und Testamentserben unberührt, und zieht nicht die Consequenzen seiner früheren Verurtheilung des modernen Testamentsrechts, wie er auch in seiner spätern socialistischen Agitation niemals die Institution des Erbrechts selbst angegriffen und wie er denn überhaupt es oft vermieden hat, das letzte Wort seiner Gedankenreihe auszusprechen. Mit

den erwähnten kurzen Bemerkungen über das germanische Erbrecht schließt der zweite Theil seines rechtsphilosophischen Werkes, welcher viel mehr durchgearbeitet und viel wirksamer als der erste über die erworbenen Rechte ist. Einzelne Darstellungen sind oft überraschend und verblüffend, die geschichtliche Entwicklung des Legats ist glänzend und geistreich. Der Grundgedanke von der Fortsetzung des Willens des Erblassers ist für das alte Civilrecht sicher richtig und L. hat keine Mühe gespart, um diesen Gedanken durch alle Rechtsformen emsig zu verfolgen, die Nachweisung der Willensrequisite beim Erblasser ist natürlich leichter und darum auch mehr gelungen, als die schwierigere Suche nach dem bewußten Willen des Erben. Sowie das Erbrecht auf den subjectiven Willen des Erblassers und des Erben zurückgeführt wird, so bildete im ersten Theil die individuelle Willensaction das eigentliche Requisit des erworbenen Rechts. Dies Princip des subjectiven Willens gehört recht eigentlich dem Jung-Hegelianismus an. Die revolutionäre Richtung dieser Schule ging vom Individualismus aus, hier wurde der Subjectivismus auf die Spitze getrieben, hier wurde nach den Worten des Meisters die Welt auf ihren Kopf, das heißt auf die Vernunft gestellt. Die kühne Construction, die geniale Weltanschauung, die rücksichtslose Behandlung hergebrachter Meinungen und Einrichtungen hat L. ganz mit jener Schule gemein und wenn er auch fast immer den wissenschaftlichen Ton einhält, so erinnern doch manche Stellen an Max Stirner, der in seinem „Einzigen und sein Eigenthum" den Subjectivismus der Junghegelianer bis in's Paradoxe gesteigert hat. Mit dieser objectiven Vergötterung des Subjectivismus geht aber in dieser Schule und auch bei L. eine Ueberhebung der eigenen schriftstellerischen Subjectivität Hand in Hand. Die Sprache ist häufig anmaßend und voll übermüthigen Selbstbewußtseins. So ist es gekommen, daß sich dieses merkwürdige Buch keinen dauernden Platz in der juristischen Litteratur erobert hat. Aber nicht diese äußerlichen Mängel, oder die durch Wiederholungen und Dialektik oft ermüdende Darstellung sind es, welche die ruhigen und vorsichtigen Juristen abgeschreckt haben. Es ist die philosophische Methode selbst, welche unsern Juristen, die alle in der historischen Schule aufgewachsen sind und mühsame Detailforschung und Quellenkritik am höchsten stellen, antipathisch ist. Sie wittern gleich einen Rückfall in das alte Naturrecht. Der Scharfsinn unserer Civilisten, und sicher findet sich kaum in einer andern Disciplin so viel Schärfe der Argumentation beisammen, ist mehr nach Art der Mathematiker, es wird auch construirt, aber die grundlegenden Sätze liegen nicht wie philosophische Sätze vorne am Anfang der ganzen Reihe, sondern sind gewissermaßen nur Exponenten zwischen einzelnen Gliedern, es ist Construction, aber auf engerer Basis, es sind Theilstücke der großen Curve, welche der speculative Kopf dagegen gleich im ganzen mit kühnem Schwunge projiciren will. Solche philosophische Versuche gehen allerdings oft fehl, und im Einzelnen werden sie immer eine Menge Irrthümer begehen, aber man möge darum nicht zu gering von ihnen denken. Sie vertiefen doch die positiven Wissenschaften; nicht blos die Summe der Kenntnisse, auch das innere geistige Band gehört zur Wissenschaft. Phrasenhaftes Herumreden mit einigen oberflächlichen Schlagworten, geistreiches Dilettiren ohne gründliche Detailkenntniß soll allerdings von der strengen Wissenschaft unerbittlich gestraft werden, aber das Buch Lassalle's kann mit vollem Recht Anspruch auf den Namen einer wissenschaftlichen Leistung machen. Seine civilistische Gelehrsamkeit ist zum mindesten auf dem Durchschnittsniveau der strengen juristischen Litteratur, sein Scharfsinn in der Interpretation einzelner Stellen ist oft ungewöhnlich, so bleibt als sein angeblicher Hauptfehler eben nur die philosophische Construction zurück, welche Leben und Bewegung in das ermüdende Gleichmaß der Pandektenstellen bringen will. Und nützt denn das

scharfsinnige Ausdeuten eines grundlegenden Gedankens durch alle Einzelcombinationen hindurch der Wissenschaft nichts? Ist denn das berühmte Buch Ihering's über den Geist des römischen Rechts nicht auch eine rechtsphilosophische Construction? Freilich hat diesem Werk sein umfassender historischer Standpunkt, aber auch sein Eklekticismus die großen Sympathien erworben, welche die schroffe Einseitigkeit und der logische Absolutismus Lassalle's nicht erwecken konnten. Aber das speculative Bedürfniß liegt beiden Werken zu Grunde und solche Versuche müssen immer wieder erneuert werden, um eine von Detail strotzende Wissenschaft geistig aufzurütteln und sie vor der Gefahr einer bloßen Summe angehäufter Kenntnisse zu bewahren.

Bald nach den erworbenen Rechten veröffentlichte L. eine außerordentlich heftige Kritik gegen die Literaturgeschichte von Julian Schmidt, in Form von Anmerkungen zu einzelnen Stellen des Textes. Er hatte eine besondere Vorliebe für diese Form der Polemik, die er später in seinen gerichtlichen Reden und Berufungsschriften häufig anwandte. Der Ton der Schrift ist roh und geschmacklos, die Nachahmung des Anti-Götze mißlang gänzlich. Die Tendenz wäre nicht zu tadeln gewesen, denn er will insbesondere Schiller, Fichte, Hegel gegen die absprechenden Urtheile des modernen Literarhistorikers vertheidigen und überhaupt den großen Classikern und Denkern gegenüber dem neuen Literatenthum ihren berechtigten Platz sichern, allein er hat sich jede gute Wirkung durch die maßlose Grobheit verdorben.

Diese Schrift ist trotz ihres rein literarischen Charakters doch der Vorläufer des großen Feldzugs, welchen L. später gegen die liberale Presse und die Fortschrittspartei führte. L. hatte von 1848 her gewisse Beziehungen zu den Resten der alten demokratischen Partei erhalten und die demokratischen Jahrbücher, an denen er auch Mitarbeiter war, sollten den Kern für eine größere Parteigruppirung abgeben. Das schlug fehl; in Preußen hatte sich indessen insbesondere seit der sogenannten neuen Aera ein constitutionelles Leben entwickelt, das unmöglich mehr einfach an 1848 anknüpfen konnte. Zu Beginn der Sechziger Jahre kam der Conflict über die neue Armeeorganisation. Das öffentliche Interesse wurde im allgemeinen lebendiger, bis in die untern Schichten drang die Theilnahme an Politik. Gerade damals entstand die gute Sitte, daß hervorragende Gelehrte und Schriftsteller in populären Vereinen Vorträge hielten. L. hielt im Frühjahr 1862 einen Vortrag über Verfassungswesen. Das waren aber nicht die gewöhnlichen Redensarten über Constitutionalismus, über Staatsrecht, er griff an den lebendigen Kern der politischen Dinge. Alle Verfassungen sind nur der formelle Ausdruck thatsächlicher, socialer und realer Machtverhältnisse. Nicht die Paragraphen der Verfassung, nicht die sogenannten constitutionellen Gewalten erschöpfen das Leben der Verfassung, alles was im Staat Macht hat, ist ein Theil der Verfassung, weil es den Staatswillen zu bestimmen vermag. Der König ist ein sehr wesentlicher Theil der Verfassung, nicht weil ihm die Gewalt durch die Verfassung ertheilt wird, sondern weil er die Gewalt thatsächlich ausübt, weil ihm die Armee gehorcht. Der Adel ist mächtig, weil er Einfluß bei Hof und auf den König besitzt, die Bourgeoisie, weil sie die Production und den Credit in der Hand hat, nur die arbeitende Classe ist politisch schwach, weil sie auch ökonomisch machtlos ist, darum ließ sie sich 1848 auch so leicht das allgemeine Wahlrecht wieder entreißen, aber eine gewisse Widerstandsfähigkeit besitze die arbeitende Classe doch noch auch heute, wollte man ihre persönliche Freiheit angreifen, die Leibeigenschaft wieder herstellen, dann würde sie sich so wehren, daß man ihre Widerstandskraft sofort respectiren müßte. Die ganze constitutionelle Geschichte ist nur ein Kampf verschiedener Classen mit dem Königthum und untereinander um Erringung politischer Macht. Die

Bourgeoisie, welche 1848 momentan das Königthum niedergeworfen zu haben schien, verstand es nicht die günstige Lage festzuhalten. Wollte sie ihren Sieg behaupten und ausnützen, so mußte sie das Hauptmachtmittel des Königthums, die Armee, schwächen oder in ihre Gewalt bringen, die Militärdienstzeit auf sechs Monate herabsetzen und vor allem die Kanonen, dieses wichtige Stück der Verfassung, in die Verwahrung der städtischen vom Volk gewählten Behörden bringen. Statt dessen ließ sie sich durch Octroiirung des Dreiclassenwahlgesetzes die Revision der Verfassung gefallen, obwohl die Verfassung vom 5. December 1848 vom König angenommen, also geltendes Recht war. Seitdem ist die preußische Verfassung fortwährend im reactionären Sinne geändert und gehandhabt worden, sie ist so gut wie todt und die liberale Partei ist einfach lächerlich, wenn sie sich noch um diese durchlöcherte Verfassung schaart. Das war eine neue Sprache, das war wieder die Sprache von 1848, die rücksichtslose Sprache der revolutionären Partei, die gleich die Hand auf die Kanonen legen will und keinen Deut auf constitutionelle Doctrinen gibt. Hier wie in den spätern Reden Lassalle's herrscht, wie er selbst einmal sagt, die Voraussetzungslosigkeit des politischen Denkens. Es ist der philosophische Radicalismus, welcher die mühselige constitutionelle Arbeit der mittleren Classen, die Nothwendigkeit von Compromissen mit der Monarchie geringschätzt, die historische Berechtigung eines allmäligen Uebergangs vom absoluten Königthum zum parlamentarischen System nicht gelten läßt, mit grausamer Hand höhnisch auf die geringen Erfolge des Liberalismus hinweist und mit den abstracten Sätzen der französischen Revolution die volle Herrschaft des Volkes verlangt.

Dieser Vortrag erregte Aufmerksamkeit. Die Fortschrittspartei hörte diese Sprache nicht gern, die Regierung sah aber solche Diversionen außerhalb des Rahmens der parlamentarischen Opposition nicht ungern, zeigten sie doch, daß im Volk noch ganz andere Tendenzen beständen als die ihr gerade augenblicklich unbequeme Strömung. Der Militärbudgetconflict ging weiter. Die Kammer verweigerte die Genehmigung der Ausgaben der neuen Organisation, das Budgetgesetz kam nicht zu Stande, aber die Regierung organisirte die Armee ruhig weiter. Die Lage war gereizt, allein ein wirklicher Bruch, ein Auflehnen trat nicht ein. Da hielt L. einen zweiten Vortrag „Was nun?“ Die liberale Partei sei in ihren Reden bis zum äußersten gegangen, sie habe die Regierung für die ungesetzlichen Ausgaben criminalrechtlich verantwortlich gemacht, statt aber das Tafeltuch zwischen sich und der Regierung für immer zu zerschneiden, sitze sie ruhig mit ihr an demselben Tische und führe die parlamentarischen Geschäfte weiter. Es müsse zum Bruch kommen. Eine Steuerverweigerung wäre ein solcher Schritt, allein die königliche Gewalt sei so groß, die Autorität des Staates so mächtig, daß die Bevölkerung die Steuern ruhig weiter zahlen und der ganze Beschluß ein Streich in die Luft sein würde. Soll aber die Volksvertretung diesen Absolutismus und das sei das jetzige Regime noch mit dem Mantel der constitutionellen Fiction bekleiden, ist das der Kammer und der Wähler würdig? Da gebe es nur ein Mittel, sich und die Ehre des Volkes zu wahren, nämlich die Abstinenz. Die Kammer beschließe, ihre Sitzungen auf unbestimmte Zeit und zwar auf so lange auszusetzen, bis die Regierung den Nachweis liefert, daß die verweigerten Ausgaben nicht länger fortgesetzt werden. Das könne die Regierung nicht aushalten, sie müsse doch den Schein einer constitutionellen Finanzwirthschaft haben, sie könne sich nicht als nackten Absolutismus vor dem Volke hinstellen lassen. L. täuschte sich mit seinem Vorschlag vollständig, die damalige preußische Regierung hätte auch diese Form des Conflictes ruhig ertragen und es ist sehr fraglich, ob bei Neuwahlen die Wähler die Abstimmung ihrer Abgeordneten ratificirt hätten. Mit diesem Vortrag ver-

schärfte sich die feindselige Stellung Lassalle's zur Fortschrittspartei, welcher er Großsprecherei, Furcht und Kleinmüthigkeit vorwarf.

L. aber ging weiter. Die constitutionellen Controversen, welche innerhalb der liberalen Partei bezüglich der Militärausgaben bestanden, ließ er bei Seite und drang tiefer auf den untern Grund aller populären und revolutionären Bewegungen. Am 12. April 1862 hielt er vor dem Berliner Handwerkerverein der Oranienburger Vorstadt einen Vortrag über den „Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes", welchen er mit Recht Arbeiterprogramm betitelte. Diese Rede war wirklich ein Programm. In gedrängter conciser Darstellung gibt er eine geschichtsphilosophische Entwicklung der europäischen politischen Ideen. Vielfach im Anschluß an das Buch von L. Stein über die französische sociale Bewegung, das auch auf Hegel'scher Grundlage geistreich construirt und das auch sonst auf L. vielfach Einfluß geübt hat, sagt er nun: Eine neue Periode in der Geschichte muß die Geltung einer neuen Idee bedeuten. Der Wendepunkt zwischen einem alten und einem neuen historischen Princip ist eine Revolution. Revolutionär in diesem wahren Sinne des Wortes sind daher jene Umwälzungen und Erschütterungen nicht, welche ein bestehendes Princip nur kräftigen oder verschärfen wollen, darum war der deutsche Bauernkrieg trotz seiner revolutionären Maßregeln reactionär, denn er wollte nur den ritterlichen und bäuerlichen Besitz politisch berechtigt machen, den einzelnen Menschen aber als Menschen nicht, und darum mußte er scheitern. In seinem „Franz von Sickingen" hatte er die Coalition der Ritter und Bauern nicht so abfällig behandelt. Viel eher, fährt er fort, war das neue Landesfürstenthum revolutionär, das die Idee einer vom Grundeigenthum unabhängigen Staatssouverainität, also die von Privatbesitzverhältnissen unabhängige Staatsidee vertrat, und darum siegte dieses Landesfürstenthum nicht blos gegen Ritter und Bauer, sondern auch gegen das ohnmächtig gewordene Kaiserthum. Eine wirklich revolutionäre Bewegung, die auf einem wahrhaft neuen Gedankenprincip steht, ist noch niemals untergegangen, mindestens nicht auf die Dauer (S. 7). Aber das neue Gedankenprincip darf nicht der Einfall eines Menschen, sondern muß wirklich eine neue historische Idee sein, die sich bereits thatsächlich in den realen Verhältnissen vollzogen oder vorbereitet hat, darum kann man nie eine Revolution machen, man kann immer nur einer Revolution, die sich schon in den socialen Verhältnissen vollzogen hat, die äußere rechtliche Anerkennung und consequente Durchführung geben, aber so thöricht es ist, eine Revolution machen zu wollen, ebenso unweise ist es, eine Revolution, die bereits die Gesellschaft ergriffen hat, zurückdämmen zu wollen. Alle großen geschichtlichen Perioden bezeichnen so das Zusammentreffen neuer realer socialer Ordnungen mit neuen Ideen. So war der Fortschritt der Industrie und der bürgerlichen Production, die Entwicklung des Capitalreichthums und der Theilung der Arbeit ein revolutionäres Princip. Beim handwerkmäßigen Betrieb war die nächste Nachfrage bestimmend für die Production, jetzt geht die Production dem Angebot voraus und sucht die Bedürfnisse zu erzwingen, jetzt wird mit Massenproduction und Wohlfeilheit der Weltmarkt erobert. Der Charakter dieser geschichtlichen Periode ist die Bedeutung der Bourgeoisie, des dritten Standes und die Anerkennung seiner Macht im Staate ist die französische Revolution von 1789, die die Herrschaft der feudalen Grundaristokratie zerbricht. Aber dieser tiers état, von welchem Siéyès glaubte, er sei alle Welt, ist eben nur die capitalbesitzende Classe geblieben, sie will politisch herrschen auf Grund des Besitzes, darum will sie durch Wahlcensus, Dreiclassenwahlsystem die Masse des Volks von der Macht ausschließen und darum legt sie das Hauptgewicht auf die indirecten Steuern, an denen unter ihrem Einflusse in Preußen das arme Volk 85 Millionen Thaler liefern müsse,

während die wirklich directen Steuern, der Maßstab des politischen Wahlrechts nur 12 Millionen einbrächten. Hier fällt L. plötzlich aus seiner im getragenen Stile gehaltenen geschichtsphilosophischen Construction in die rein agitatorische Sprache. Um zu diesem überraschenden Mißverhältniß der beiden Steuergattungen zu kommen, rechnet er einfach die ganze Grundsteuer zu den indirecten Steuern, da sie ja auf den Getreidepreis umgewälzt und daher definitiv von den Consumenten bezahlt werde. Die Grundsteuer wirkt also nach ihm wie eine Mahlsteuer, während heute nach Wissenschaft und Praxis der Getreidepreis durch die internationalen Marktverhältnisse bestimmt wird und vielfach mit Recht angenommen wird, daß die Grundsteuer gerade die Grundrente trifft und einer Werthverminderung des Grundes um den Capitalbetrag der Steuer gleich kommt. Er wiederholt übrigens diesen Satz in seiner Rede über die indirecten Steuern. Von der Gewerbesteuer, sagt er, gelte die gleiche Abwälzbarkeit, aber ohne irgend eine nähere Ausführung zu geben und auch die Gebäudesteuer zählt er stillschweigend zu den indirecten Steuern, so wie er auch ganz übersieht, daß alle diese drei directen Steuern gerade so wie die Classen- und Einkommensteuer die Basis des Wahlcensus bilden. Aber wie er theoretisch Unrecht hat mit der Ueberwälzung jener directen Steuern, ebenso historisch unrichtig ist es, die Auflegung der indirecten Steuern der Bourgeoisie zur Last zu legen. Im alten Regime des feudalen Frankreichs war es, wo die indirecten Steuern die größte Ausdehnung erfuhren, während die besitzenden Classen in England, welche er auch Bourgeoisie nennen würde, eine Reihe von Consumtionssteuern aufgehoben und die Einkommensteuer eingeführt haben. Und ebenso falsch ist es, daß die Bourgeoisie das Dreiclassenwahlsystem in Preußen zur Beseitigung ihrer Herrschaft eingeführt habe, wie er denn auch selbst mit merkwürdiger Inconsequenz in der Vertheidigungsrede in dem Processe, welchen ihm dieser Vortrag zuzog, sofort erklärte, daß es die preußische Regierung war, welche aus allgemeinen reactionären Gründen jenes Wahlsystem octroiirte, während die deutsche Bourgeoisie im J. 1848 in Frankfurt das allgemeine Wahlrecht proclamirte (Die Wissenschaft und die Arbeiter S. 42). Aber in seinem Vortrage steht er zu sehr unter dem Einfluß der Stein'schen Construction der französischen Verhältnisse, die er gerade so wie dieser als allgemein typische Entwicklungsformen annimmt und nennt das Jahr 1848 die Morgenröthe einer neuen Geschichtsperiode, eine Revolution für die Arbeiter, für die gesammte Menschheit. Das ist die Bedeutung des vierten Standes, Arbeiter sind wir alle, die Freiheit des Arbeiterstandes ist die Freiheit der Menschheit selbst. Der Ruf nach seiner Befreiung wird ein Schrei der Liebe sein, selbst wenn er als Schlachtruf des Volkes ertönt. Soll nun das Princip des Arbeiterstandes als das herrschende Princip der Gesellschaft verwirklicht werden, so ist das einzige Mittel hierzu das allgemeine und directe Wahlrecht. Dieses neue Princip ist aber ein eminent sittliches. Die obere Classe ist nicht an sich unsittlich, aber weil sie sich als privilegirt ansieht oder als solche zu erhalten wünscht, ist ihr die Hebung des Volkes antipathisch, sie ist wie in Feindesland und der Feind ist die Masse des eigenen Volkes, so ist die Selbstsucht der oberen Classen im nothwendigen Gegensatz gegen die Culturentwicklung der untern Classen. Diese Fehler hat die untere Classe nicht, hier fallen persönliches Interesse, Classeninteresse und allgemeines Interesse zusammen, darum wird die Herrschaft des vierten Standes die Blüthe der Sittlichkeit und Cultur bedeuten (S. 38). Damit wird auch eine andere Auffassung vom Staat selbst entstehen. Die Bourgeoisie verlange vom Staate nur die Sicherung der ungehemmten Selbstbethätigung des Einzelnen, sie verlange vom Staat nur Schutz für persönliche Freiheit und Eigenthum, das aber ist eine Nachtwächteridee (S. 39). Die neue Idee verlange die Solidarität der Interessen, die

Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit in der Entwicklung. Der Staat soll das menschliche Wesen zur positiven Entfaltung und fortschreitenden Entwicklung bringen, er soll durch Vereinigung die Einzelnen in Stand setzen, solche Zwecke, eine solche Stufe des Daseins zu erreichen, die sie als Einzelne nie erreichen könnten. Und in einer schwungvollen Peroration läßt er am Schluß den Purpursaum der neuen Morgenröthe bereits am Horizont aufsteigen.

Mit diesem Vortrag trat er positiv mit seinen Ideen hervor. Die Sprache ist im ganzen maßvoll, meistens wissenschaftlich gehalten, allein hier und da schwillt der agitatorische Ton schon vernehmlich an. Das ist keine Kritik der Fortschrittspartei mehr, kein Rath mehr für die Opposition zur Durchführung des Budgetconflictes, das ist ein neuer Boden für eine ganz andere Bewegung, als für den Streit um die Armeeorganisation. Hier wird in der Sprache der alten Demokratie von 1848 an die Massen appellirt. Der nationale Standpunkt der Broschüre von 1859 wird nicht mehr aufgenommen. Die Staatsanwaltschaft fand in dem Vortrag den Thatbestand des Delicts der Aufreizung der besitzlosen Classen zum Hasse der Besitzenden. In dem Processe vor dem Berliner Criminalgericht zeigte L. eine neue Form seines Talents. In seiner Vertheidigungsrede, die er unter dem Titel „Die Wissenschaft und die Arbeiter" veröffentlichte, ist eine ungewöhnliche Verbindung von Vehemenz der Sprache mit Schärfe der Argumentation. Die Vertheidigung ist selbst wieder eine Agitationsrede und auf die Wirkung nach außen berechnet. Der incriminirte Vortrag sei ein wissenschaftlicher gewesen und daher entrollt er eine Fülle von glücklich gewählten Citaten aus allen Zeiten für die Freiheit der Wissenschaft. Sein Leben sei der Wissenschaft und den Arbeitern geweiht, seine Wissenschaftlichkeit sei allein eine Bürgschaft gegen eine wüste Demagogie. Wenn sich die Gebildeten und Edeln einer Nation vom Volk ganz zurückziehen, dann kommt die Führung an die Rohesten. Voll Eitelkeit hebt er seine wissenschaftliche Bedeutung hervor und mit grausamem Humor führt er seine Sache gegen den Staatsanwalt, der ein Sohn Schelling's war. Er läßt nun den Vater, den Philosophen, gegen den Sohn, den Staatsanwalt, sprechen, citirt Stellen von Schelling über die Freiheit des Geistes und des Wortes, über den Revolutionsbegriff, die trefflich für seine Vertheidigung sprechen. Zum Schluß aber reicht er wieder der Bourgeoisie die Hand, gegen die Reaction kämpfe er mit ihr. Bourgeois und Arbeiter, sind wir Glieder eines Volkes und ganz einig gegen unsere Unterdrücker. Das Gericht verurtheilte ihn zu vier Monaten Gefängniß (16. Januar 1863).

Diese Vorträge und der Verlauf des Processes brachten die Figur Lassalle's stärker vor das große Publicum und namentlich vor die Arbeiterkreise. In diesen begann es sich zu jener Zeit etwas mehr zu rühren. Die Fortschrittspartei hatte mit den Arbeitern Fühlung gefaßt und theilweise auch gefunden, sie empfand das Bedürfniß, in ihrem constitutionellen Conflict die Sympathien der Massen für sich zu haben, wollte sie aber doch nicht direct in die politische Arena bringen. In Leipzig hatte sich ein Centralcomité für Arbeiterinteressen gebildet, welches eine Verbesserung der wirthschaftlichen Lage der arbeitenden Classen und das allgemeine Stimmrecht anstrebte, ein rechter Führer fehlte und nach verschiedenen Versuchen bei leitenden politischen Persönlichkeiten wandte sich das Comité an L. um Rath. Bisher war er erst als ein Einzelner, als ein Mann der Wissenschaft, als ein philosophischer Radicaler aufgetreten, wirklich praktische Ziele hatte er nicht verfolgt. Die Anerkennung seiner Vorträge durch Gelehrte und selbst hohe Beamte schmeichelte ihm, allein nach außen hin bedeutete sie nichts, zu einer wirklichen Action war sie nicht brauchbar. Der Brief der Leipziger Arbeiter aber war der erste volksthümliche Wiederhall seiner

Berliner Vorträge, er fühlte, daß er Anklang gefunden und daß er eine Action beginnen könne. Er wollte die Ideen, die er seit Jahren im Kopfe getragen, die er wissenschaftlich in seinen erworbenen Rechten vorbereitet, die er mit Rodbertus, Bucher, Ziegler discutirt, die er in den ersten Flugschriften für das große Publicum mundgerecht gemacht hatte, in die Wirklichkeit setzen. Er zögerte nicht lange und schrieb „das offene Antwortschreiben“ an das Leipziger Comité, das vom 1. März 1863 datirt ist. Diese Schrift ist die Stiftungsurkunde des deutschen Socialismus. Auf die Frage, wie sich die Arbeiter politisch verhalten sollen, antwortet er, sie sollen sich als selbständige politische Arbeiterpartei constituiren, einen Anhang der Fortschrittspartei zu bilden, sei ihrer nicht würdig, die Fortschrittspartei habe durch Schwäche und Kleinmuth die Sache der Freiheit preisgegeben und hänge noch immer an dem Dogma der preußischen Spitze, wo doch die preußische Regierung die reactionärste aller deutschen Regierungen sei. Was die Arbeiter vor allem angeht, sei die sociale Frage, die Aufgabe, die Lage des gesammten Arbeiterstandes zu verbessern. Wenn man zu diesem Zweck noch über Gewerbefreiheit, Freizügigkeit debattire, so sei dies einfach thöricht, darüber discutire man nicht, das wird lautlos decretirt. Sparkassen, Invaliden-, Hülfskassen machen das Elend der Arbeiterindividuen erträglicher, leisten aber auch nicht mehr (S. 9). Die Schulze-Delitzsch-Associationen, die Credit-, Vorschuß-, Rohstoff- und Consumvereine sind nicht im Stand, die Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes zu bewirken. Die Credit- und Rohstoffvereine sind nicht für die Arbeiter, sondern nur für den kleinen Gewerbstand bestimmt, diese Betriebsform muß aber gegenüber der Großindustrie verschwinden, es ist nutzlos und grausam, ihren Todeskampf zu verlängern (S. 14). Die Consumvereine sollen wol den ganzen Arbeiterstand umfassen, sind aber auch unfähig, seine Lage wirklich zu verbessern. Einmal fassen sie den Arbeiter als Consumenten und nicht als Producenten, legen also die helfende Hand nicht da an, wo er leidet und wo reformirt werden muß, dann aber wird ihre Wirkung, wenn sie allgemein eine Verwohlfeilung der Lebensbedürfnisse herbeiführen sollten, gerade eine Verminderung des Lohnes sein, denn dann tritt sowie überhaupt immer jenes eherne ökonomische Gesetz in Wirksamkeit, daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den nothwendigen Lebensunterhalt reducirt bleibt, der in einem Volk gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist (S. 15), und mit agitatorischem Ruf apostrophirt er die Arbeiter: Fragen Sie jeden, der zu Ihnen spricht, ob er dieses Gesetz anerkennt und wie er dasselbe beseitigen will (S. 17). Die Folge dieses Gesetzes ist, daß von dem Arbeitsertrag dem Arbeiter nur die bare Nothdurft als Arbeitslohn zukommt, der ganze Ueberschuß aber auf den Unternehmerantheil fällt, und mit der steigenden Productivität der Arbeit vergrößert sich dieses Mißverhältniß zum Nachtheil des Lohnes (S. 17). Man möge dagegen nicht die besseren Einkommens- und Lebensverhältnisse unserer heutigen Arbeiter mit den Lohnverhältnissen der älteren Zeit vergleichen, solche Vergleiche sind werthlos, was zu vergleichen ist, ist die Lage der arbeitenden Classe mit der Lage ihrer anderen Mitbürger in der Gegenwart (S. 19). Der heutigen Lage aber ist nur abzuhelfen durch Association der Arbeiter für fabrikmäßige Großproduction. Der Arbeiterstand muß sein eigener Unternehmer werden (S. 22), damit fällt die Scheidung in Lohn und Unternehmergewinn weg und an ihre Stelle tritt als Vergeltung der Arbeit der Arbeitsertrag. Den Weg dazu aber können nicht bloße private Productivassociationen mit Erfolg für die ganze Classe beschreiten. Solche Versuche fallen in der Regel in die capitalistische Productionsweise zurück, wie das Beispiel der so viel gerühmten Pioniere von Rochdale zeigt, die zuletzt eine gewöhnliche Actiengesellschaft geworden sind, wo die Nichtmitglieder als gewöhnliche Lohn-

arbeiter für die Arbeiteractionäre arbeiten. Das ist dann kein Unterschied gegen die heutige Vertheilung des Arbeitsertrags, keine Aufhebung des Unternehmergewinns als solchen (S. 33). Dem ganzen Arbeiterstand kann nur der Staat helfen. Der Staat hat die Aufgabe, die Culturfortschritte durch positive Förderung zu erleichtern. Hat der Staat denn nicht intervenirt bei Abschaffung der Sklaverei in den englischen Colonien, bei Gewährung von Zinsgarantien für Eisenbahnen zu Gunsten der Capitalisten? Und warum sollte der Staat nicht den Arbeitern seinen Credit leihen können zur Bildung von Productivassociationen, welche anfänglich einzelne Industriezweige umfassen, dann in Creditverbände mit einander treten würden. Die Führung der Geschäfte bliebe den Arbeitern überlassen, denen L. während des Jahres den üblichen Lohn entrichten und am Schlusse des Jahres den Geschäftsgewinn als Dividende zutheilen ließe. Aber diese Staatshülfe wäre ja eine Belastung der Steuerträger, wendet man vielleicht ein. Ja, wer sind denn die Steuerträger, wer ist denn das Volk, ja wer ist denn der Staat, wenn nicht die arbeitende Classe? Die preußische Einkommensteuerstatistik weist nach, daß 89 oder sogar 96 Procent der Bevölkerung in gedrückter Lage sind. Ihnen, der nothleidenden Classe, gehört der Staat, aus Ihnen besteht er, Ihre große Association ist er selbst (S. 31). Die Staatshülfe für die Productivassociationen ist aber nur durchzusetzen, wenn die gesetzgebenden Körper Deutschlands aus dem allgemeinen und directen Wahlrecht hervorgehen. Das allgemeine Stimmrecht von 96 Procent der Bevölkerung als Magenfrage aufgefaßt, das ist das Zeichen, in dem Sie siegen werden! (S. 38).

In dieser meisterhaft geschriebenen Broschüre hat L. alle seine Ideen über die sociale Frage niedergelegt, alle seine späteren Schriften sind nur Ausführungen, Wiederholungen, Berichtigungen dieser Gedanken. Mit der Forderung nach Abschaffung des Lohnsystems und des Unternehmergewinns, mit der Forderung auf Zutheilung des vollen Arbeitsertrags an die Arbeiter war die socialistische Formel wieder in Deutschland ausgesprochen. Wenn sich L. auch dabei gegen Socialismus und Communismus verwahrt, da die individuelle Freiheit und die individuelle Arbeitsvergütung fortbestehen soll, so war das nur eine Redensart. Die alte rein politische Demokratie war schwach geworden; um sie wieder zu neuer Kraft zu erwecken, mußte, wie L. später einmal sagte, ein Classeninteresse hinter sie geworfen werden. Im „Arbeiterprogramm" sind die Arbeiter noch das ganze Volk und alle Welt ist Arbeiter, hier aber wird der Arbeiter schroff dem Besitzenden entgegengestellt, sein Classenbewußtsein aufgerufen, sein Classeninteresse ihm geschildert und er aufgefordert, die Hand nach der Befriedigung seiner Ansprüche auszustrecken. So hatte man seit langem nicht mehr zu den Arbeitern gesprochen, die Ricardo'sche Lohntheorie, die L. den Leipziger Arbeitern als unbestrittenes Dogma der Wissenschaft hinstellte, war bisher nur in der Literatur der Nationalökonomie bekannt gewesen, er schrie sie auf den Markt hinaus. Er wollte, wie er sagte, aussprechen das, was ist, alles, was in der Wissenschaft zu Gunsten der Arbeiter und gegen die heutigen Verhältnisse der Produktion und Gütervertheilung zu finden war, das verwendete er zur praktischen Agitation.

Der Erfolg war zwar nicht unmittelbar der, den L. erwartete, sein Antwortschreiben erregte nicht einen Sturm, wie die Thesen an der Wittenberger Schloßkirche, aber doch vermochte es gleich wenigstens in Leipzig eine Gemeinde zu bilden. Das Leipziger Comité nahm sein Programm an und schrieb eine größere Arbeiterversammlung aus, zu welcher L. eingeladen wurde. In der Presse erhob sich eine heftige Discussion über die Schlagworte Staatshülfe und Selbsthülfe, um welche L. den politischen Sprachschatz bereichert hatte. Fast die ganze liberale Presse erklärte sich gegen ihn, nannte seine Vorschläge eine Nach-

ahmung der Louis Blanc'schen Nationalwerkstätten, welche 1848 in Frankreich kläglich gescheitert seien, sein Lohngesetz wurde angegriffen, sogar Professor Rau trat mit einem Schreiben gegen ihn auf. So stand L. gleich mitten in heftiger Polemik, er antwortete, er wies nach, daß die Nationalwerkstätten der französischen Regierung im J. 1848 von Gegnern Louis Blanc's, wie Minister Marie, für Erdarbeiten und ähnliche nutzlose Arbeiten eingerichtet wurden, um die Louis Blanc'schen Projecte ad absurdum zu führen, verschwieg aber bei der Anführung dieser historischen, thatsächlichen Berichtigung, daß seine Vorschläge doch eine große Aehnlichkeit mit den Projecten Louis Blanc's an sich trugen. Rau wies er nach, daß er in seinem Lehrbuch ungefähr dasselbe, wie die Ricardo'sche Lohntheorie lehre. In Arbeiterkreisen jedoch war damals der Name Schulze's so stark, daß sich eine große Anzahl von Arbeitervereinen und -Versammlungen gegen L. erklärte. Diese anfängliche Abneigung eines großen Theils der deutschen Arbeiter gegen Lassalle's Lehren ist nicht so unverständlich, als sie auf den ersten Blick aussieht. Die Arbeiter waren damals noch so nahe an der Polizeibevormundung der Reactionszeit, daß ihnen zunächst die Worte Selbsthülfe, Selbstverantwortlichkeit gefielen, die Consumvereine hatten im einzelnen wirklich wohlthätig gewirkt, sodaß sie vielfach mißtrauisch gegen die neue Lehre waren. Mehrere Vereine am Rhein sprachen sich zwar für ihn aus. In einzelnen Berliner Zeitungen dagegen wurde L. persönlich auf das schmählichste angegriffen, ja sogar mit dem Mord einer alten Frau, der in seiner Nachbarschaft stattgefunden hatte, in Verbindung gebracht. Im Berliner Arbeiterverein stellte ein Beamter der Borsig'schen Maschinenfabrik die Persönlichkeiten Lassalle's und Schulze's einander gegenüber, warf die Anhänger Lassalle's über den Haufen und ließ für Schulze und Selbsthülfe votiren. In gelehrten Kreisen fand er Zustimmung, die sich aber nicht öffentlich aussprechen mochte. Von seinen beiden Genossen in der Vorberathung seines Antwortschreibens, gab Bucher eine vage Zustimmungserklärung zu Lassalle's Ansichten von den allgemeinen Aufgaben des Staates, Rodbertus dagegen, den er in seinen Briefen um Unterstützung bestürmte, erklärte sich zwar für das Lohngesetz, aber gegen alle praktischen politischen und socialen Folgerungen Lassalle's, ebensowol gegen die Productivassociationen als völlig unwirksam, als gegen die Forderung des allgemeinen Stimmrechts und gegen jede politische Agitation. Die Arbeiter sollen eine wirthschaftliche, sociale Partei bilden, auf friedlichem Wege werde im Einvernehmen mit den übrigen Classen der Gesellschaft eine andere Vertheilung des Arbeitsertrags gesetzlich beschlossen werden, wie aber eine solche herbeigeführt werden und wie sie aussehen solle, darüber schwieg Rodbertus. L. ging nun nach Leipzig zur Arbeiterversammlung, führte dort seine Grundsätze und Vorschläge aus, und brachte einen Beschluß auf Erlassung eines Aufrufs an die deutschen Arbeitervereine zur Gründung eines allgemeinen Arbeitervereins auf Grundlage der Principien seines Antwortschreibens zu Stande. Nun mußte er weiter persönlich eingreifen, denn die Fortschrittspartei ließ überall Versammlungen gegen ihn abhalten. In Rödelheim bei Frankfurt hielt sie eine Versammlung, wo L. Büchner, M. Wirth und Sonnemann gegen L. sprachen. Als dort einer seiner Anhänger den Rednern vorwarf, sie hätten vielleicht weniger heftig gegen L. gesprochen, wenn dieser anwesend wäre, beschloß man, L. zu einer großen Versammlung zugleich mit Schulze-Delitzsch einzuladen. Schulze lehnte wegen parlamentarischer Geschäfte ab, L. ging hin. Er schrieb an Rodbertus, er halte zwar auch nichts von solchen Disputationen, allein er brauche einen Eclat, er wolle seine alte revolutionäre Mähne schütteln, er müsse hin und müsse siegen. Und er siegte. Die Versammlung war hauptsächlich aus Anhängern Schulze's zusammengesetzt, Sonnemann legte ein Referat und den An-

trag vor, die Versammlung möge in Erwägung, daß die deutschen Arbeiter an dem männlichen Princip der Selbsthülfe und Selbstverantwortlichkeit festhalten, die Beschickung der Leipziger Gründungsversammlung ablehnen. L. hatte also einen schweren Stand. Aber hier vor diesem fremden und zuerst unsympathischen Publicum legte er seine Probe als Agitator ab. Ein Unbekannter, ein Berliner Jude, mit einer gewissen falschen Eleganz gekleidet, trat er vor die Frankfurter Arbeiter, die immer gerne zum Spotte aufgelegt sind. Und er sprach nicht wie ein Arbeiter, der selbst das Mühsal der Arbeit kennt und darum leicht die Instincte der großen Masse aufrüttelt, nein, er kam mit schwerfälligem literarischen Rüstzeug, um die wissenschaftliche Wahrheit der Sätze seines Antwortschreibens zu beweisen. Er las den Arbeitern eine Reihe von Citaten aus A. Smith, Say, Mill, Rau, Zachariä, Roscher vor, um ihnen die Richtigkeit des Ricardo'schen Lohngesetzes darzuthun, aber mitten zwischen diese für jede Versammlung ermüdenden Citate warf er aufreizende Worte, die direct den Arbeitern ihre Nothlage recht deutlich ins Bewußtsein bringen sollten. Er wiederholte seine Berechnung über die Zahl der kleinen Leute und Arbeiter in Preußen nach den Ergebnissen der Classen- und Einkommensteuer, wegen welcher er in eine Polemik mit Wackernagel verwickelt war, und wenn er auch in den Ziffern von seiner ersten Berechnung etwas abwich, so bewies er doch an der Hand der Schriften des preußischen Statistikers Dieterici, daß er Recht habe, zu behaupten, daß nur 1,3 Procent der Bevölkerung über 1000 Thaler Einkommen, 3 Procent ein Einkommen von 500—1000 Thaler und der große Rest von 95,7 Procent der Bevölkerung unter 500 Thaler Einkommen besitze (Arbeiterlesebuch, S. 26). Die arbeitende Classe sterbe nicht plötzlich aus Hunger, aber wegen schlechter und ungenügender Nahrung ist der Proceß des Hungersterbens ein permanenter (S. 27). Mit englischen statistischen Zahlen beweist er die geringere Lebensdauer der arbeitenden Classe überhaupt und die größere Sterblichkeit ihrer Kinder. „Ihr deutschen Arbeiter seid merkwürdige Leute!" rief er, „vor französischen und englischen Arbeitern, da müßte man plaidiren, wie man ihrer traurigen Lage abhelfen könne, Euch aber muß man erst noch beweisen, daß Ihr in einer traurigen Lage seid. So lange Ihr nur ein Stück schlechte Wurst habt und ein Glas Bier, merkt Ihr das gar nicht und wißt gar nicht, daß Euch etwas fehlt. Das kommt von Eurer verdammten Bedürfnißlosigkeit. Möglichst viel Bedürfnisse haben, aber sie auf ehrliche und anständige Weise befriedigen, das ist die Tugend der heutigen Zeit" (32). Dann entwickelte er seine Vorschläge, die Productivassociationen mit Staatscredit sind nur ein erster Schritt, keineswegs noch die Lösung der socialen Frage. Die Discussion über geeignete Mittel gehöre in den aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgehenden gesetzgebenden Körper. Einstweilen könne man 100 Millionen Thaler dazu verwenden, die mit 5 Procent zu verzinsen wären, der Capitalzins sei nicht mit dem Unternehmergewinn zu verwechseln. Diese Zinsen würden, wieder zu 5 Procent ausgelegt, in 14 Jahren das Capital verdoppeln, so daß man dann 200 Millionen hätte und jährlich 10 Millionen an Associationen austhun könnte. Die Associationen würden unter einander in Creditverband stehen (S. 43). Die Versammlung war oft unwillig und ungeduldig, und L. griff zu den stärksten Ausdrücken, um die Arbeiter aufzustacheln. „Ich würde es begreiflich finden, wenn auch tadeln, wenn Ihr die Maschinen zerstörtet, wenn Ihr Gewalt brauchtet, aber daß Ihr Euch gegen mich, der ich Euch helfen will, erklärt, wäre unnatürlich. Ihr solltet votiren: nein? Ihr solltet wie gezähmte Hausthiere Euch gegen Euch selbst wenden? Das wäre eine nationale Schmach". Vier Stunden hatte er so gesprochen, als die Ungeduld und der Lärm der Versammlung den Schluß seiner Rede herbeiführte. Er gab sich aber nicht ge-

schlagen. Zwei Tage darauf wurde die Versammlung wieder aufgenommen, die Stimmung war merklich günstiger geworden und er konnte mit mehr Selbstvertrauen und Pathos sprechen. Er wolle keine Gewalt, er fühle keinen Haß gegen die Besitzenden, er wolle den Triumph für den deutschen Namen, daß die Initiative in der socialen Frage von den Besitzenden selbst ausgeht, als ein Product der Wissenschaft und der Liebe (S. 55). Er will keine proletarische Revolution, er will die Ventile öffnen, um der Explosion vorzubeugen. Aber am Schluß erhebt er die leidenschaftlichsten Anklagen gegen die liberale Presse, die liberalen Philister und die ohnmächtige Fortschrittspartei. Als es zur Abstimmung kam, verließen die Anhänger Schulze's, die nunmehr in der Minderheit waren, den Saal und 400 Stimmen gegen eine nahmen den Antrag Lassalle's auf Beschickung der Leipziger Versammlung an. Ein so glänzendes Resultat hatte er selbst nicht erhofft. Diese Frankfurter Rede ist seine größte agitatorische Leistung. Die Rede selbst ist nicht einheitlich, sie leidet an der Verschmelzung vorbereiteter, ausgearbeiteter Theile mit Improvisationen, daher ist der Gedankengang oft unterbrochen und sind Wiederholungen häufig. Allein wirksam ist sie trotzdem in großem Maße. Die Lage der arbeitenden Classe wird mit ergreifenden Farben geschildert, ihre Leidenschaften, ihr Ehrgefühl wird aufgestachelt und darum ist sie unter dem Namen Arbeiterlesebuch eine Art Grundtext für die nachfolgende socialistische Agitation geworden. Einen Tag später sprach L. in Mainz zwei Stunden und siegte mit 800 Stimmen gegen zwei. Jetzt war der Feldzug praktisch eröffnet. Die Erfolge im Maingau thaten ihre Wirkung. Am 23. Mai 1863 traten Delegirte von Hamburg, Dresden und vielen rheinischen Städten in Leipzig zusammen und gründeten den allgemeinen deutschen Arbeiterverein, „welcher von der Ueberzeugung ausgehend, daß nur durch das allgemeine gleiche und directe Wahlrecht eine genügende Vertretung der socialen Interessen des deutschen Arbeiterstandes und eine wahrhafte Beseitigung der Classengegensätze in der Gesellschaft herbeigeführt werden kann, den Zweck verfolgt auf praktischem und legalem Wege, insbesondere durch den Gewinn der öffentlichen Ueberzeugung für die Herstellung des allgemeinen gleichen und directen Wahlrechts zu wirken“. Das Programm war also äußerlich fast ganz politisch auf Wahlreform gerichtet, und enthielt kein Wort über die socialen Reformpläne. L. wurde zum Präsidenten gleich auf fünf Jahre gewählt und mit einer fast dictatorischen Gewalt ausgestattet. Die übrigen Vorstandsmitglieder waren ziemlich unbedeutend, einige revolutionäre Schriftsteller und Arbeiter. Die Werbung von Mitgliedern ging langsam und mühselig vorwärts. Im August 1863 waren nicht mehr als 1000 Mitglieder im Verein. Die Gegner Lassalle's versuchten eine Gegenagitation, erzielten aber auch keinen rechten Erfolg, sie gründeten in Coburg eine eigene Arbeiterzeitung, hielten im Juni und im August in Frankfurt einen Congreß verschiedener Arbeitervereine, bei der zweiten Versammlung sprach Schulze, allein die Massen waren auch nach der anderen Seite nicht in Fluß zu bringen. Auch L. benützte den Sommer nicht recht zu weiterer Agitation.

Im Herbst 1863 hatte er die Appellverhandlung wegen seines Arbeiterprogramms zu bestehen. Die Verfolgung dieser Berliner Rede war der wichtigste Proceß seiner von den Gerichten so vielfach beunruhigten Laufbahn und er pflegte diesen Proceß mit besonderer Sorgfalt. Sowie das erstrichterliche Urtheil erschienen war, versah er es mit kritischen Randnoten (Criminalproceß, 3) in der Art, wie er Julian Schmidt glossirt hatte. Er hatte eine merkwürdige Vorliebe für diese Art der Kritik, welche immer kleinlich und wortfängerisch ist und durch Ausrufungszeichen und Interjectionen nicht an Bedeutung gewinnt. Sein lebendiger Geist, dem gleich beim Lesen der glückliche Einfall kam, sein besonders

entwickelter Widerspruchssinn, der in einem solchen Falle, wo es gegen ihn persönlich ging, besonders geschärft war, führten ihn zu dieser Form von Polemik die aber auch unter seinen Händen oft ermüdend und läppisch wurde. Dagegen ist seine Vertheidigungsrede in zweiter Instanz vor dem Berliner Kammergericht die bedeutendste Rede, die er vielleicht überhaupt gehalten hat. Die Rede enthält anläßlich der Vertheidigung einiger incriminirter Stellen seines Vortrags einen allgemeinen Angriff gegen die indirecten Steuern und insbesondere den Nachweis, wie schwer diese Steuern auf der großen Masse des Volkes, also auf der ärmsten lasten. Zuerst führt er eine ganze Reihe sehr glücklich gewählter Citate, insbesondere aus der älteren französischen Litteratur über den unerträglichen Druck der indirecten Steuern an, und weist dann mit Kraft und Beredsamkeit nach, daß die indirecten Steuern nicht nach Capital und Einkommen sondern nach den Bedürfnissen umgelegt sind, daß sie im umgekehrten Sinn Progressivsteuern sind, die um so stärker jeden treffen, je ärmer er ist. Diese Ausführungen gehören zu dem besten, was überhaupt in der Literatur über die Nachtheile indirecter Steuern geschrieben wurde. Dann aber will er seinen Satz, daß die Grundsteuer eigentlich auch eine indirecte Steuer und daher auf den Getreidepreis überwälzbar sei, beweisen. Der Beweis des ersten Satzes gelingt ihm eigentlich gar nicht, denn nach einigen Citaten von Hoffmann, die aber gegen ihn sprechen, weiß er nichts anderes dafür anzuführen, als daß Ricardo jede Steuer auf Getreideproduction, welche nicht blos die Grundrente in seinem Sinne trifft, d. h. welche nicht die Acker schlechtester Qualität freiläßt, auf den Getreidepreis überwälzen läßt. Selbst von diesem Standpunkt müßte von dem Gesammtbetrag der Grundsteuer jener Betrag, welcher selbst nach Ricardo als Besteuerung der Rente anzusehen ist, auszuscheiden sein, und nur von dem übrigen Betrag, welcher auch den schlechtesten Boden träfe, könnte diese leichte Ueberwälzbarkeit gelten. Diese ganze Ueberwälzbarkeit beruht bei Ricardo nur auf dem Schluß, daß wenn die Ackerbauer die Steuer im Getreidepreis nicht vergütet erhielten, sie die Landwirthschaft aufgeben würden, dadurch würde das Getreideangebot vermindert und der Getreidepreis bis zu jener Höhe gesteigert, daß auch die Steuer ersetzt wird. Diese Voraussetzung wird nun thatsächlich fast nie eintreten, und sollten einige Landwirthe ihren Beruf aufgeben, so ist die ausländische Getreideeinfuhr da, um die Preise nicht um den Betrag der Grundsteuer steigen zu lassen. Die heutige Theorie, wie schon früher erwähnt wurde, hat diese Ricardo'sche absolute Ueberwälzung der Grundsteuer schon längst aufgegeben und nimmt eine Belastung der Grundrente durch einen großen Theil der Steuer und eine Grundcapitalentwerthung um den capitalisirten Betrag der jährlichen Steuer an. L. geht natürlich mit Ricardo so lange, als dieser die Belastung der Arbeiter als Consumenten durch die Grundsteuer behauptet und spricht von der Grundsteuer als von einer Getreidekopfsteuer. Nun ist aber Ricardo in seiner Ueberwälzungstheorie noch weiter gegangen und nimmt die Fortwälzung der Preiserhöhung der Lebensmittel auf den Lohn und damit auf den Capitalgewinn an, sodaß die Arbeiter effectiv gar keine Last von der ganzen Steuer zu tragen hätten und jede Steuer auf die arbeitende Classe zuletzt eine Steuer auf den Unternehmergewinn ist. Das paßt natürlich L. nicht, allein wer, wie er, so streng an der Ricardo'schen Lohntheorie festhält, daß der Lohn nach den Kosten des nothwendigen Lebensunterhalts sich richtet, muß die Ricardo'sche Consequenz zugeben, daß, wenn die nothwendigen Lebensmittel durch Steuern vertheuert werden, der Lohn um diese Vermehrung der Productionskosten der Arbeit auch erhöht werden muß. Für seine Steuerargumentation aber verläßt er hier die Ricardo'sche Lohntheorie und läßt den Lohn durch Angebot und Nachfrage bestimmt werden, begeht aber hier einen Irrthum, der fast wie

eine absichtliche Irreführung aussieht. Er meint, durch die Getreidepreissteigerung werde der Arbeiter zwischen zwei Feuer genommen (S. 40), einmal leide er darunter als Consument, der den Lohn um den Betrag der Preissteigerung nicht erhöhen kann und dann deshalb, weil nach Ricardo die Steuer den Lohnfond, den Betrag des Nationalcapitals, der zu einer bestimmten Zeit auf Lohnzahlung zu verwenden ist, verringert. Nun soll dies allerdings nach Ricardo geschehen, aber nur deshalb, weil Ricardo alle Steuern, die auf unentbehrliche Lebensbedürfnisse gelegt sind, alle Lohnsteuern in letzter Linie auf den Capitalprofit fallen läßt, der die Steuer nur schwer im Productenpreis abwälzen kann, daher durch die Steuer in seinem natürlichen Wachsthum unterbunden wird und darum weniger Arbeitsnachfrage leisten kann. Wenn man aber, wie L. diese Fortwälzung der Arbeitssteuern auf den Capitalprofit leugnet, dann kann man nicht plötzlich der Steuer zugleich auch noch einen Einfluß auf die Größe des Lohnfonds zuschreiben. Es kann immer nur eins von beiden geschehen, entweder leidet der Arbeiter als Consument der besteuerten Artikel, wie L. zuerst annimmt oder er leidet wegen Verringerung des Lohnfonds, wie Ricardo annimmt, beides zugleich ist aber unmöglich. Viel geschickter ist er bei seiner anderen Argumentation gegen Ricardo. Die Preissteigerung des Getreides im Lohn wird nach L. nur dann sich im Lohn ausdrücken, wenn das Getreide das einzige Nahrungsmittel ist, hat aber die arbeitende Classe noch andere Consumtionsartikel, wie Fleisch, Kaffee, Getränke &c., so wird sie sich an diesen abbrechen, um das theuere Brot zu bezahlen, der Lohn aber wird derselbe bleiben. Der standard of life wird also herabsinken und mit Recht führt er nationalökonomische Schriftsteller und statistische Daten dafür an, daß erfahrungsgemäß der Lohn immer nur sehr langsam der Preissteigerung der Consumartikel folgt, daß dazwischen eine lange Zeit der Entbehrung und Noth liege. Die indirecten Steuern müssen aber auf Massenartikeln liegen, wenn sie etwas einbringen sollen, und mit Leichtigkeit entkräftet er die Behauptung des Staatsanwalts von der finanziellen Bedeutung der Luxussteuern und dem Umfang des Consums der oberen Classen selbst an besteuerten Massenartikeln. Was die obere Classe verzehrt und dafür steuert, ist nur unbedeutend; ja selbst an directen Steuern worunter L. immer nur die Classen- und Einkommensteuer versteht, zahlt die wohlhabende Classe weniger als die unbemittelte. Die classificirte Einkommensteuer beträgt 2,9 Millionen Thaler, die Classensteuer für alle Steuerträger mit einem Einkommen unter 1000 Thaler 9,9 Millionen Thaler, zieht man aber selbst die Grenze bei 650 Thaler Einkommen, so zahlen die unteren Classen noch immer mehr als das Doppelte der oberen. Denn die obere Classe ist ja außerordentlich wenig zahlreich. Hier wiederholt er seine Statistik nach den preußischen Einkommensteuerausweisen. Nicht mehr als 44 000 Personen haben ein Einkommen von über 1000 Thalern und davon nur 11 000 über 2000 Thaler (natürlich berücksichtigt er hier nicht die notorisch niedrige Einschätzung), und diese „lächerlich kleine Handvoll Menschen mit ihren Familien, die in allen Städten alle Theater, alle Concerte, Gesellschaften, Restaurationen, Weinstuben füllen, vermöge ihrer Ubiquität den Schein einer Wunder wie großen Anzahl erregen, nur an sich denken, nur von sich sprechen, die sich dünken, die Welt zu sein, bringen durch ihre Zeitungen auch die anderen dahin, es zu glauben. Und unter dieser Handvoll Menschen windet sich in stummer, unaussprechlicher Qual in wimmelnder Zahl das unbemittelte Volk von 17 Millionen, producirt alles, was das Leben verschönt, macht uns die unerläßliche Bedingung aller Gesittung, die Existenz des Staates möglich, schlägt seine Schlachten, zahlt seine Steuern und hat Niemand, der an es dächte und es verträte" (S. 57). Er malt dann an der Hand amtlicher Publicationen ein lebendiges Bild von der

Nothlage, nicht blos der gewerblichen, sondern auch der ländlichen Arbeiter. Die Rechtfertigung seiner Behauptung, daß die Bourgeoisie die indirecten Steuern zu einem unerhörten System entwickelt habe, gelingt ihm weniger, einmal bringt er eine Reihe historischer Citate, insbesondere aus Frankreich, um zu zeigen, daß im feudalen Mittelalter kein System der indirecten Steuern bestanden habe, aber seine prächtigen Citate aus Boisguillebert und Forbonnais über die unerträgliche Last der französischen indirecten Steuern, die er am Anfang seiner Rede im allgemeinen ins Treffen führt, beziehen sich auf die Zeit des absoluten Königthums und des alten Regimes und doch sicher nicht auf eine Zeit der Herrschaft der Bourgeoisie. Geschickter ist die Anführung der Thatsache, daß das preußische Ministerium Manteuffel im J. 1849 eine allgemeine Einkommensteuer einführen und dafür die Mahl- und Schlachtsteuer in Wegfall bringen wollte, daß aber der Reformplan an dem Widerstand der Kammern und der sogen. öffentlichen Meinung gescheitert sei. Die Gesammttendenz seines incriminirten Vortrags war nachzuweisen, daß mit dem Jahre 1848 eine dritte und neue Weltperiode eingetreten sei, bestimmt, um die sittliche Idee des Arbeiterstandes, das Princip der Arbeit zum herrschenden Princip der Gesellschaft zu erheben, er sollte die theoretische Grundlage liefern für eine gesetzliche und friedliche Agitation zu Gunsten des allgemeinen Wahlrechts. Er verwahrt sich gegen jede Sympathie mit dem Sansculottismus. „Wie?" ruft er aus, „es hat sich Jemand in einem faustischen Trieb mit der zähesten und ernstesten Mühe durchgearbeitet von der Philosophie der Griechen und dem römischen Rechte durch die verschiedensten Fächer historischer Wissenschaft bis zur modernen Nationalökonomie und Statistik und Sie könnten im Ernst glauben, er wolle diese ganze lange Bildung damit schließen, dem Proletarier die Brandfackel in die Hand zu drücken?" Aber die Revolution wird kommen. „Sie wird eintreten in voller Gesetzlichkeit und mit allen Segnungen des Friedens, wenn man die Weisheit hat, sich zu ihrer Einführung zu entschließen bei Zeiten und von oben herab — oder aber sie wird innerhalb irgend eines Zeitraumes hereinbrechen unter allen Convulsionen der Gewalt mit wild wehendem Lockenhaar, erzene Sandalen an den Sohlen (S. 131). Dem Staate schreibe ich die hohe gewaltige Aufgabe zu, die Keime zu entwickeln, wie er dies, seitdem die Geschichte steht, gethan hat und für alle Ewigkeit thun wird, und, als das Organ, das für alle da ist, an seiner schützenden Hand die menschliche Lage aller herbeizuführen, diese Doctrin ist keine Theorie der Zerstörung und Barbarei, es ist im höchsten Grade eine Staatsdoctrin. Die modernen Barbaren sind jene, welche am liebsten den Staat abschaffen, Justiz und Polizei an den Mindestfordernden verganten und den Krieg durch Actiengesellschaften betreiben lassen möchten, damit nirgends im ganzen All noch ein sittlicher Punkt sei, von welchem aus ihrer capitalbewaffneten Ausbeutungssucht ein Widerstand geleistet werden könne. Diesen gegenüber stehe ich mit den Richtern Hand in Hand, das uralte Vestafeuer aller Civilisation, den Staat vertheidige ich mit Ihnen gegen jene modernen Barbaren!" Nie mehr hat L. so groß und so glänzend gesprochen. Die Rede ist lehrreich, überzeugend und erhebt sich am Schlusse zu einem wahrhaft edeln Pathos. Die Richter scheinen selbst unter dem Eindruck der Rede gestanden zu haben und wandelten die vier Monate Gefängniß der ersten Instanz in eine Geldstrafe von 100 Thalern um.

Aber er konnte diesen vornehmen Ton nicht immer einhalten. Die Noth der gemeinen Agitation drängte und er mußte wieder zu den Massen sprechen. Er war an den Rhein gegangen, um „Heerschau zu halten". In Barmen, Solingen und Düsseldorf hielt er Ende September 1863 eine Brandrede, die er dann unter dem Titel „Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordneten-

tag" als Broschüre herausgab. Sein Hauptangriff galt der Presse, die der Hauptfeind der Entwickelung des deutschen Geistes und des deutschen Volksthums sei. Sie sei verlogen, corrupt und feige. Die Presse müsse vom Capital emancipirt werden und das Mittel dazu sei das Verbot für die Zeitungen, Annoncen aufzunehmen. Gewiß ein thörichter Vorschlag. Dann goß er die vollen Schalen seines Zornes auf die Fortschrittspartei aus, welche trotz des rücksichtslosen Vorgehens der Regierung noch immer im Landtag sitze und den Muth habe, nach einer Reihe von beispiellosen Niederlagen noch Feste zur eigenen Verherrlichung zu feiern, und welche im Frankfurter Abgeordnetentag auf die Frankfurter Reichsverfassung zurückgreifen wolle. Die Frankfurter Reichsverfassung ist eine reactionäre und föderalistische Utopie, die für immer todt sei, rief er aus und vergaß, daß er vor einem halben Jahre noch die Frankfurter Reichsverfassung wegen der Aufnahme des allgemeinen Wahlrechts in dieselbe gepriesen hatte. Die deutsche Einigung sei nur im einheitlichen Nationalstaat möglich. Die liberale Opposition coquettire zugleich mit dem von Oesterreich einberufenen Fürstentag und mit dem Gedanken der preußischen Spitze. Bismarck habe Recht, wenn er sagte, sie verrathe Preußen, und die Großdeutschen haben Recht, wenn sie sagen, sie verrathe die große Einheitsidee. Die Fortschrittspartei behauptet und verleugnet alles in demselben Athem. Bismarck fürchte sie darum nicht, und wenn wir Flintenschüsse mit Hrn. v. Bismarck wechselten, so würde die Gerechtigkeit fordern, noch während der Salven einzugestehen, er ist ein Mann, jene aber sind alte Weiber. Der ganze Verfassungsconflict habe für das Volk kein Interesse, die preußische Verfassung hat gar nie zu Recht bestanden, alle Kammern waren seit der Octroyirung nur Usurpatorenhausen, welche ab und zu im Namen der Bourgeoisie einen Pakt mit der Regierung schlossen. Das war nicht mehr die vielgerühmte wissenschaftliche Sprache, das war die rohe Diatribe. Und als er am Schluß einen Bericht über die bisherigen Erfolge der Agitation gab, machte er übertriebene Angaben, aber selbst seine Ziffern waren nicht weniger als imponirend. Welch ein Abstand zwischen diesen zwei Reden. Und doch ist auch dieser andere Ton begreiflich, denn das ist die Unerbittlichkeit einer demokratischen Agitation, daß das Niveau des Redners immer niedriger, die Sprache immer heftiger werden muß. Jeder praktische Politiker, der von der Wissenschaft herkommt, wird am vornehmsten im Beginn seiner Laufbahn sprechen. Will er in seiner Partei Einfluß gewinnen oder gar erst eine Partei und sogar eine demokratische Partei gründen, so muß er herabsteigen zu den Vorurtheilen und Leidenschaften der Menge und muß ihre Sprache sprechen. So kommt er zu Beifall, und Beifall muß der politische Parteimann und noch mehr der Agitator haben, einmal seiner selbst willen, um aufrecht zu bleiben, und dann wegen seiner Anhänger, denn der Beifall der Einen gewinnt die Anderen. Die Aufnahme Lassalle's am Rhein war immer herzlicher als anderswo, die Arbeiter strömten in Masse herbei, jubelten ihm zu, allein dauernden Effect hatte auch diese Rede nicht. In Solingen kam es zu einem Auflauf, die Versammlung wurde vom Bürgermeister geschlossen, L. beschwerte sich direct beim Ministerpräsidenten Bismarck, allein die Behörde bestätigte hinterher den Auflösungsbefehl und gegen die Rede selbst wurde sofort vom Staatsanwalt die Anklage erhoben.

Aber vor allem mußte Berlin gewonnen werden, das sich bisher ziemlich kühl verhielt. Im October 1863 hielt L. eine „Ansprache an die Arbeiter Berlins", um sie zum Eintritt in seinen allgemeinen deutschen Arbeiterverein aufzufordern. Wieder bringt er ganz unnützer Weise die heftigsten Angriffe gegen die preußische Verfassung vor und verlangt das allgemeine Stimmrecht, nicht so sehr aus allgemein demokratischen Gründen, als weil es dem Volk durch

die Reaction widerrechtlich entrissen sei. Er selbst, welcher an den Ereignissen von 1848 einen, wenn auch unbedeutenden, Theil genommen und gerade gegen die Octroyirung sich erhoben hatte, und dessen politisches Rechtsgefühl verletzt war, empfand noch immer lebhaft jene Gewaltmaßregel, allein die Arbeiter hatten 15 Jahre später nicht einmal eine Erinnerung an jene Vorgänge von 1848. Er rühmte sich immer, daß die Verbindung des Politischen und des Socialen seine Stärke sei, allein im J. 1863 die Arbeiter Berlins an das Unrecht mahnen, das ihnen im J. 1848 widerfahren, war nicht praktische Politik, auf dieses politisch unreife Publikum wirkt nur die Schilderung seiner Classenlage und der Hinweis auf Abhülfe. Er verwahrte sich in seiner Rede gegen die Verdächtigung, als ob er der Reaction diene, die Fortschrittspartei hasse ihn vielmehr als Revolutionär. Die rheinischen Arbeiter gehen mit ihren Sympathien für den deutschen Arbeiterverein allen voran, so wie im J. 1848. Damals handelte es sich darum, Barricaden zu bauen, heute durch eine imposante Demonstration das allgemeine Wahlrecht zu erobern. Er ließ die Rede in einer großen Anzahl von Exemplaren verbreiten, allein er brachte in Berlin keine rechte Bewegung zu Stande. Nur wenige Arbeiter traten in seinen Verein. Das wirksamste Agitationsmittel in großen Städten, einige Massenversammlungen zu halten und so wieder ein paar große Reden ins Publicum zu schleudern, konnte er nicht anwenden, weil ihm die Polizei solche Volksversammlungen entweder verboten oder sofort aufgelöst hätte, und weil ihm selbst in seine kleinen Versammlungen lärmende Störenfriede eindrangen, welche eine große Versammlung bald durch Scandal gesprengt hätten. So las er während des Winters in schwach besuchten Vereinsversammlungen seine älteren Reden und Broschüren vor, sicher von allen Agitationsmitteln das unwirksamste. Er war ermüdet, die ganze Last der Agitation ruhte allein auf seiner Person, er mußte Reden halten, reisen, in Zeitungen schreiben, die Vereinsangelegenheiten verwalten, nach allen Seiten correspondiren. Seine großen Reden waren sehr sorgfältig ausgearbeitet, nahmen daher viel Zeit und Mühe in Anspruch, dann regte der Tag der Rede seine Nerven sehr auf, sodaß er nicht, wie der berufsmäßige socialdemokratische Agitator der siebziger Jahre fortwährend auf der Platform stehen konnte. Dabei wurde er von der liberalen Presse unanständig angefeindet und als Werkzeug der Reaction hingestellt. Beeinflußt war L. sicher nicht von der Regierung, allein daß er durch seine Agitation der Regierung einen Dienst erwies, darin hatten die liberalen Zeitungen vollkommen Recht. Wenn eine liberale Partei mit einer halbabsolutistischen Regierung um die Erweiterung des Rechtes der Kammern, um den politischen Einfluß der Mittelclassen kämpft, dann ist jede demokratische Diversion im Rücken der Liberalen, vorausgesetzt, daß sie nicht wirklich zur Macht kommt, was in der Regel nicht der Fall ist, nur ein Schlag für die Liberalen und ein Dienst für die Regierung, welche darauf hinweisen kann, daß sich die Masse des Volks um die constitutionellen Streitpunkte, ja um das ganze parlamentarische System gar nicht kümmere, daß also die ganze liberale Opposition nur das Streben einer ehrgeizigen Clique sei, daß also das Königthum Recht habe, nicht nachzugeben. So wird in solchen Zeiten jeder demokratische Agitator ein Verbündeter der reactionären Regierung, beide kämpfen gemeinsam, wie sie sagen, gegen die Macht der Bourgeoisie, aber in der Regel wird der demokratische Alliirte bald der Dupirte der Regierung, den gebildeten Mittelclassen wird der Einfluß auf die Staatsgewalt entzogen, aber das Volk erhält auch nicht den geringsten politischen Einfluß und die absolutistische Regierung wird allein gekräftigt. Diesen Kreislauf der Carrière demokratischer Agitatoren, der mit der Uebermacht der Regierung und der Niederlage der Agitation endet, will aber der selbstbewußte Volksführer niemals zugeben, er

träumt von einer Macht, die hinter ihm stehe und die ihn berechtige, mit der Regierung, wie von Macht zu Macht zu verhandeln. Dabei fühlte sich L. zur Person Bismarck's hingezogen. Die Rücksichtslosigkeit und Ausdauer Bismarck's im Conflicte erregte seine Bewunderung und der gemeinsame Gegensatz gegen die Fortschrittspartei ließ ihm den Wunsch nach einer persönlichen Annäherung als nicht unberechtigt erscheinen. Der Ministerpräsident empfing L. auch einige Male und hat viele Jahre später in der Debatte über das Socialistengesetz im deutschen Reichstag selbst einige treffende Bemerkungen über seine Unterhaltungen mit L. und über dessen Persönlichkeit gemacht. Bismarck fand Gefallen an der geistreichen Manier Lassalle's, den er, wie er sagte, ganz gern als Gutsnachbar gehabt hätte. L. wäre ganz national und monarchisch gesinnt gewesen, wobei es freilich offen blieb, ob die nationale Monarchie mit einer Dynastie Hohenzollern oder Lassalle abschließen solle. Aber eine Abmachung fand nicht statt, auch nicht einmal eine moralische Unterstützung wurde gewährt. Bismarck wußte zu gut, wie wenig wirklichen Erfolg Lassalle's Agitation hatte, L. konnte ihm nichts bieten, er unterhielt sich mit ihm wie mit einer Curiosität, scheint ihn aber für die praktische Politik nicht einmal ganz ernst genommen zu haben. Hatte L. auch hier nur einen Mißerfolg zu verzeichnen, so nahmen ihn dazwischen die gerichtlichen Verfolgungen fortwährend in Anspruch. Seine letzte rheinische, seine letzte Berliner Rede wurden verfolgt und gegen die gerichtlichen Vertheidigungsreden nach ihrer Veröffentlichung auch wieder die Anklage erhoben.

Hatte so die praktische Agitation eigentlich nur einige vorübergehende glänzende Momente, aber keinen dauernden Erfolg gehabt, so mußte sie doch weitergeführt werden, wollte man nicht die ganze Bewegung als gescheitert erklären. L. fühlte das Bedürfniß, seine Gedanken, die er bisher nur zerstreut in Reden und Broschüren veröffentlicht hatte, in einer wissenschaftlichen Form zu vertiefen und theoretisch zu begründen. Er wollte einen theoretischen Codex seiner Lehre für Anhänger und Gegner schaffen und trotzdem er von allen Seiten gehetzt und geistig abgespannt war, schrieb er im Laufe des Winters 1863/64 ein größeres Buch: „Herr Bastiat-Schulze oder Capital und Arbeit". Die Form dieses Buchs trägt die Unruhe und Hast seiner Entstehung an der Stirn. Zunächst enthält es eine Kritik gegen den Arbeiterkatechismus von Schulze und wiederholt jene kleinliche und geschmacklose Form der Polemik, die L. schon gegen Julian Schmidt auf die Spitze getrieben hatte. Es wimmelt von persönlichen Angriffen und Grobheiten, von prahlerischem Selbstlob der eigenen Gelehrsamkeit und ist auch in seinen übrigen Theilen schriftstellerisch schlecht gemacht. Schulze gebrauchte in jener populären Broschüre allerdings eine etwas nachlässige Ausdrucksweise und dringt in die methodische Deduction nationalökonomischer Begriffe nicht ein, so daß es L. manchmal leicht wird, einzelne Stellen ab absurdum zu führen. Schulze ging in seiner Schrift allerdings zunächst vom privatwirthschaftlichen Standpunkte aus, L. betont dagegen mit aller Einseitigkeit den socialen Charakter der ganzen Volkswirthschaft, das Ineinandergreifen und die Solidarität der Production. Wenn Schulze den alten Satz von A. Smith wiederholt, daß der Producent erst für seinen eigenen Bedarf producire und erst den Ueberschuß abgebe, so seien solche kleinbürgerliche Anschauungen bei der Theilung der Arbeit und der Massenproduction für den Weltmarkt einfach lächerlich, wenn Schulze jene Güter Capital nennt, welche nicht sofort verzehrt werden, so wendet L. ein, es gebe ja für die Nationalökonomie ein umlaufendes Capital, welches für Löhne, also zur augenblicklichen Verzehrung ausgegeben wird, wobei er die Sache offenbar verdreht, denn Schulze meinte und mit ihm die ganze Nationalökonomie, dabei die Nichtverzehrung durch den Eigenthümer des Capitals, nicht aber eine fremde Consumtion. Mitten durch die ermüdende und

oft geschmacklose Polemik, welche häufig nur eine Wortfängerei ist, und in dem zweiten mehr positiven Theil des Buches entwickelt L. seine eigenen Ideen über einige Hauptfragen der Nationalökonomie, ohne aber ein eigentliches socialistisches System aufzustellen. Vor allem wendet er sich gegen die von Schulze theilweise aufgenommene Werththeorie Bastiat's, welcher im Gegensatz zur englischen Nationalökonomie den Werth der Güter nicht durch die zu ihrer Hervorbringung nöthige Arbeit bestimmen läßt, sondern nach dem Dienst mißt, welcher dem Nachfragenden dadurch erwiesen wird, daß ihm die Arbeit zur Production des Gutes erspart wird. Die Theilung der Arbeit, erwiedert L., bringt es vielmehr mit sich, daß niemals die durch den Dienst ersparte Arbeit, sondern nur die unendlich geringere und immer geringer werdende positive Arbeit, die zur Production des Gegenstandes erforderlich war, den Werth bestimmt. Die alte englische Auffassung, daß aller Werth auf Arbeit beruhe, sei unanfechtbar. Die einzige Einwendung, die L. sich selbst macht, wäre nur die, daß unter den heutigen Productionsverhältnissen durch technische Fortschritte der Betrag der Productionskosten, d. i. das zur Production nöthige Arbeitsquantum plötzlich sinken kann und damit der Werth des Productes sinkt oder daß durch Aenderungen im Geschmack oder in den Bedürfnissen oder durch Ueberproduction plötzlich der Preis der Waare fällt, sodaß das auf ihre Herstellung wirklich verwendete Arbeitsquantum nicht mehr der Maßstab ihres Werthes ist. Diese Widersprüche gegen die Arbeitstheorie des Werthes sind nun nach L. nur durch die Marx'sche Formel der allgemein gesellschaftlichen Arbeitszeit zu lösen. Wenn durch Fortschritte in der Production nur weniger Arbeit zur Herstellung des Gutes nöthig ist, dann verliert die individuell zu viel geleistete Arbeit ihren Werth. Ein Satz, der vollkommen richtig ist, aber nicht nur in der privatwirthschaftlichen Praxis längst bekannt war, sondern von Hermann schon ganz bestimmt deducirt worden ist. Nach diesem scharfsinnigsten deutschen Nationalökonomen sind die sog. anderweitigen Anschaffungskosten, welche die Production jener Güter erfordert, die noch zur Versorgung des Marktes nöthig sind, bestimmend für den Preis aller Güter; werden nun diese Kosten niedriger, so werden sie wieder die normalen Kosten sein und als solche den Preis herabdrücken. Auf der anderen Seite der Werthsverminderung durch Geschmackveränderung oder Ueberproduction aber fällt Marx und mit ihm L. plötzlich aus seiner Arbeitstheorie des Werthes in die entgegengesetzte von ihnen bekämpfte Bedürfnißtheorie. Hier ist es nicht die geringer gewordene gesellschaftlich nothwendige Arbeit, welche den Preis herabdrückt, sondern wie Mehring sehr richtig gegen L. bemerkt, der veränderte gesellschaftliche Bedarf nach dem Gute, also das von der socialistischen Werththeorie bekämpfte Preiselement der Nachfrage, welches den Preis erniedrigt, und damit ist die Arbeit des Unternehmers, welcher den Zweck der Arbeit, die Befriedigung der gesellschaftlichen Bedürfnisse durch Anpassung der Production an die Nachfrage regelt, nicht mehr werthlos und wenigstens ein Theil des Unternehmergewinns gerechtfertigt. Die ganze Werththeorie Lassalle's und der Socialisten hat immer die praktische Tendenz, die Unrechtmäßigkeit des Unternehmergewinns zu beweisen. Der Werth eines Products wird bestimmt durch sein Arbeitsquantum, der Arbeiter aber erhält nur den Lohn, welcher geringer ist als der Werth seines Arbeitsquantums und dieser Abzug vom vollen Arbeitsertrag bildet den Capitalprofit. In den Falten dieses Unterschiedes zwischen Arbeitsertrag und Arbeitslohn steckt nach L. die ganze sociale Frage (S. 125) und es sei ein Verdienst der englischen Nationalökonomie, daß sie zum Unterschied gegen die Franzosen, welche Capitalzins und -Profit als constituirende Preiselemente der Güter durch die Consumenten bezahlen lassen, den Capitalzins und -Profit nicht als Preisfactor anerkennen, und er beruft sich dabei

auf Ricardo, ohne aber eine bezügliche Stelle von ihm anzuführen, während Ricardo im Capitel über Capitalprofit ausdrücklich den Werth der Waaren aus zwei Elementen, dem Capitalgewinn und den Löhnen nebeneinander bestehen läßt (Principles, p. 60). Ueberhaupt folgt L. Ricardo nur soweit es ihm gerade paßt. Der Satz von Ad. Smith, daß Arbeit die „Quelle aller Werthe" sei, wird von Ricardo dahin erweitert, daß nicht blos die zur Hervorbringung des Gutes nothwendige Arbeit, sondern auch jene Arbeit, welche auf Arbeitsinstrumente, Gebäude rc. verausgabt worden, theilweise in den Werth des Products übergeht und daher den Preis bestimmt (s. III. p. 16). Und diese zweite Art von Arbeit ist nichts anderes als Capital, d. i. das Product früherer Arbeit, das für einen späteren Arbeitsproceß Hülfsstoff, Instrument oder Productionsmittel im allgemeinen ist. Damit hat Ricardo vorweg auch die Productivität des Capitals gesichert, darum läßt er auch von allem Anfang an Capitalformen bestehen. L., wie die meisten Socialisten, will nun die alte Herkunft und die in der Natur des Productionsprocesses liegende berechtigte Productivität des Capitals nicht zugeben, ihm ist das Capital nur eine historische Kategorie (S. 199, 201), gerade so wie das Eigenthum. Seine Productivität ist kein Naturgesetz, sondern eine Wirkung von ganz bestimmten historischen Zuständen, die mit anderen historischen Zuständen wieder verschwinden kann und muß (S. 201). Der Bogen in der Hand des Indianers ist kein Capital, wenn auch Arbeitsinstrument, weil er in jenem primitiven Zustande nicht werbend angelegt werden kann. Die selbständige Productivität des Capitals ist nur möglich bei seiner Trennung von der Arbeit und bei einem allgemeinen System der Theilung der Arbeit (S. 161). Die Production unter Theilung der Arbeit, welche allein einen Ueberschuß über den Tagesbedarf giebt, setzt um möglich zu sein, immer schon wieder einen vorhergegangenen Ansatz von Capitalansammlung und somit immer wieder eine schon vorhergegangene Theilung der Arbeit voraus, welche allein diesen der individuellen Arbeit unerschwinglichen Ueberschuß über den Tagesbedarf beschaffen kann (S. 99). Aber um selbst bei dem Beispiele Lassalle's vom Bogen des Indianers zu bleiben, ist gar kein Zweifel, daß durch die Benützung der Waffen mehr Wild erlegt wird, als ohne sie, daß daher das Arbeitsproduct um so viel größer ist, daß also ein Theil dieses Arbeitsproductes auf die Arbeit des Jägers, ein anderer Theil aber auf die Abnützung und den Gebrauch der Waffe entfällt. Dies gilt ebenso wenn die Arbeit getheilt ist oder nicht, ist der Besitzer des Werkzeugs und der Arbeiter in einer Person vereinigt, so kommt ihm beides zu Gute, sind es verschiedene Personen, so muß der Besitzer des Werkzeugs für dessen Ueberlassung eine Gebrauchsmiethe erhalten. Die verhältnißmäßige Größe dieser beiden Theile gehört in die Frage der Vertheilung und kann verschieden bemessen werden, ändert aber gar nichts an der Richtigkeit des Satzes daß das Capital in allen seinen Formen, als Rohstoff, Werkzeug u. s. w. einen Theil des Products erzeugt, also unter allen Umständen productiv ist. Um die Productivität des Capitals nur als ein Phänomen der heutigen Productionsweise darzustellen, geht L. die Geschichte durch und nimmt mit Rodbertus an, daß ursprünglich alle Arbeit nur Sklavenarbeit war. Derjenige, welchem nicht nur das Arbeitsinstrument, sondern auch der Arbeiter als rechtliches Eigenthum gehört, könne nicht Capitalist sein, wobei er gleich von Rodbertus abweicht, dem er sonst in der historischen Darstellung folgt, indem dieser gerade die Sklaven das hauptsächlichste antike Capital genannt hat. Die antike Hauswirthschaft war Naturalwirthschaft, aber selbst L. muß zugeben, daß in nicht allzu später Zeit des Alterthums der Handel und die Production von Tauschwaaren in fast capitalistischer Weise sich entwickelten (S. 167). Ebenso war die Wirthschaft der mittelalterlichen Adeligen nur Naturalwirthschaft, er meint

aber, daß im Mittelalter wegen der Einschränkung der Zünfte auf einen bestimmten Betriebsumfang auch das Gewerbe nicht im Stande war, den Productionsertrag zu capitalisiren (S. 178). Er übersieht dabei völlig, einmal daß es Gewerbe vor und neben den Zünften gegeben hat, dann daß sicher der größte Theil des mittelalterlichen Handelscapitals und damit auch die Anfänge des großen industriellen Capitals durch Ersparnisse des mittelalterlichen Gewerbes entstanden sind, weil er überhaupt nicht zugeben will, daß individuelle Arbeit sparen oder daß Capital durch Sparen entstehen könne (S. 86. 100). In seinen Briefen an Rodbertus gibt er übrigens vom privatwirthschaftlichen Standpunkt die Möglichkeit dieser Capitalbildung zu (S. 53) und damit ist aber auch die allgemeine nationalökonomische Bedeutung des Sparens und Ansammelns für künftige Productionszwecke zugestanden. Aber in seinem Bastiat-Schulze beginnt die Capitalbildung erst mit der französischen Revolution, mit der freien Concurrenz, den Vorschüssen zur Production, der organisirten Theilung der Arbeit und der Massenproduction (S. 101. 203). Woher diese Vorschüsse zur Production stammen, wird natürlich nicht untersucht, weil er sonst sicher auf ihre Entstehung durch Sparen hätte kommen müssen. Für ihn springt das große Capital plötzlich wie eine politische Revolution in die Welt und gegen diese Großproduction setzt er nun seine volle Kritik ein. Ihr Wesen und Gedeihen ist nur möglich bei der Speculation und Conjunctur (S. 29), aber der Arbeiter ist von diesem Glücksspiel ausgeschlossen, sein Rücken ist der grüne Tisch, auf welchem die Speculanten würfeln (S. 32). Die Position des Capitals ist eine so günstige, daß es vom Consumenten immer die ganzen Erzeugungskosten, Arbeitsquanta oder Arbeitszeit bezahlt erhält, privatwirthschaftliche Verluste durch Preissturz und mißlungene Speculation können Einzelne treffen, das Capital als Unternehmerstand kann niemals zu Schaden kommen, als ob nicht bei großen Krisen die Preise aller Artikel weit unter die Kosten fallen könnten und als ob sich das Volkscapital nicht aus der Summe der einzelnen Privatcapitalien zusammensetzte. In der Vertheilung des Productionsertrags liegt unter den heutigen Productionszuständen die privilegirte Stellung des Unternehmers. Der durchschnittliche Arbeitslohn ist durch das eiserne Lohngesetz auf den volksüblichen nothwendigen Lebensunterhalt beschränkt. An Stelle der menschlichen Beziehungen, die das Arbeitsverhältniß selbst zu Zeiten der Sklaverei und Leibeigenschaft hatte, steht heute die kalte unpersönliche Beziehung des Unternehmers auf den Arbeiter wie auf eine Sache, die wie jede andere Waare auf dem Markte nach dem Gesetz der Productionskosten erzeugt wird. Wird es üblich, auch Kinder in den Fabriken zu beschäftigen, so fängt der Markt von neuem an zu rechnen, er findet daß der Vater nicht mehr die volle Lebensnothdurft für eine durchschnittliche Familie zu erhalten braucht, sondern mit weniger vorlieb nehmen kann, da ja die Kinder zu ihrem eigenen Unterhalt beitragen (S. 188). Er wiederholt hier womöglich mit noch größerer Schroffheit als in seinen früheren Schriften das Ricardo'sche Lohngesetz, das man in Deutschland und Frankreich mit mehr Recht das Lassalle'sche Lohngesetz zu nennen pflegt. Denn Ricardo, der doch in dogmatischer Formulirung alle deductiven Nationalökonomen übertrifft, sagt hier selbst, daß unter der Herrschaft des Bevölkerungsprincipes (von Malthus) jenes Gesetz nur von den Löhnen der niedrigsten Art gelte, und man nicht annehmen dürfe, daß jener natürliche Preis der Arbeit, selbst in unentbehrlichen Nahrungsmitteln geschätzt, absolut fix und constant sei, er wechsele nach Zeit und Ort und hänge wesentlich von den Lebensgewohnheiten des Volkes ab, daher müsse der standard of life erhöht werden, um die Gefahren der allzu großen Fortpflanzung abzuwenden und das Lohnniveau im allgemeinen zu heben (Principles 52. 54. 93). Dazu kommt, daß die ganze

Ricardo'sche Lohntheorie auf der Annahme eines sog. Lohnfonds beruht. Das zu einem bestimmten Zeitpunkt für Lohnzahlungen disponible Capital der Unternehmer durch die jeweilige arbeitende Bevölkerung dividirt gebe den Marktpreis der Arbeit auf den einzelnen Kopf. L. hat zwar in seiner Rede über die indirecten Steuern die Lohnfondtheorie ohne Kritik gegeben, spricht sich aber in seinem Briefwechsel mit Rodbertus (S. 53) entschieden gegen diese Theorie aus, wie er dies als Socialist auch thun muß. Die alte englische Lohnfondtheorie hängt mit der Auffassung zusammen, daß nur Rente und Capitalprofit Reineinkommen seien, der Lohn aber nur als ein Theil der Bruttoauslagen der nationalen Production anzusehen sei, und die Lohnfondstheorie selbst ist eigentlich von den englischen Nationalökonomen erfunden worden, um den Arbeitern die Wirkungslosigkeit von Arbeitseinstellungen einzureden. L. hält sich aber trotz seiner vielgerühmten Wissenschaftlichkeit bei all' diesen schwierigen Fragen nicht auf, er läßt jede Einschränkung bei Seite und in der Polemik wird bei ihm der gewohnheitsmäßige volksübliche Lohn sehr häufig zum absoluten, natürlichen Lohn, der unerbittlich nur die Lebensfristung gestattet. Die Thatsache, daß es den Arbeitern durch strengere Lebenshaltung und geschlossenes Vorgehen wie in den englischen Gewerkvereinen gelungen ist, sich aus der ohnmächtigen Stellung des Lohnfondsdivisors zu einem sehr selbständigen Factor bei der Feststellung des Lohnsatzes zu machen und den Lohn dauernd zu erhöhen, verschweigt L. natürlich. Ebenso wendet er sich wieder gegen die Vergleichung jetziger Lohnsätze mit jenen der Vergangenheit und verlangt wie in seiner Frankfurter Rede die Vergleichung der heutigen Lage der Arbeiter mit jener der oberen Classen der Gegenwart. Das mag agitatorisch wirksam sein, ist aber für seine Lohntheorie nicht ausreichend. Die Vergleichung früherer und jetziger Lohnsätze zeigt die Verbesserung des Lebensfußes der Arbeiter in vielen Gewerbszweigen, allein wenn schon L. durchaus nur gleichzeitige Einkommenverhältnisse mit einander vergleichen will, so sollte er den Lohn der gelernten widerstandsfähigen Arbeiter mit dem der schwachen unwissenden Tagelöhner vergleichen, da wird sich zeigen, daß innerhalb des verderblichen Lohnsystems durch Kraft, Tüchtigkeit sich ein ganz anderes Niveau als die bare Nothdurft erreichen läßt. Und dieser höhere Lohn, den sich die Arbeiter allmählich erzwingen, wird im Preise der Producte von den Consumenten bezahlt, was dem Standpunkt Lassalle's, welcher im Productenpreis nur Vergütung von Arbeitszeit und Arbeitsquantum sehen will, ganz entspricht. Wenn er aber sein Lohngesetz immer nur als Naturgesetz hinstellt, damit also auch dessen Voraussetzung, die Bevölkerungstheorie von Malthus als unbestreitbar annimmt, dann wird die Regel, daß jede Verbesserung der Lage den Arbeiter sofort zur vermehrten Fortpflanzung führe, auch unter anderen Einkommensformen als unter dem Lohnsystem gelten und die arbeitenden Classen wieder gleich hart treffen. Treibt er so die Lehre Ricardo's, die dieser selbst nur als eine Tendenz der untersten Lohnstufe bezeichnet hatte, auf die Spitze, so acceptirt er hinwiederum die weitere Behauptung Ricardo's nicht, daß mit dem Fortschreiten des Nationalwohlstandes, der Bevölkerung und der Lebensmittelpreise ein immer größerer Antheil der Gesammtproducte auf Rente und Löhne und ein geringerer auf den Capitalprofit fällt. Hier folgt L. ganz Rodbertus, welcher ihn ja so vielfach beeinflußte und behauptet mit diesem die beständige Abnahme des verhältnißmäßigen Arbeitslohnes, d. h. bei steigender Productivität der gesellschaftlichen Arbeit wird der Lohn der arbeitenden Classe ein immer geringerer Theil des Nationalproducts, weil, wie Rodbertus sagt, die Arbeiter vermöge des Lohngesetzes gezwungen sind, sich sofort mit der niedrigsten Lebensnothdurft abfinden zu lassen, wenn auch die Arbeit productiver geworden ist. Diese sehr schwierige Frage des relativen Arbeitslohns ist nicht ohne Beziehung auf die Größe des

stehenden Capitals zu lösen. Nimmt in großen Productionszweigen das stehende Capital, namentlich der Gebrauch selbstthätiger Maschinen zu, dann wird allerdings die Arbeitsquote am Gewinn geringer werden, allein nicht vermöge des Lohngesetzes, sondern wegen der geringeren Leistung der Arbeit gegenüber der Leistung der Maschinen. Carey meint, daß in diesem Falle wegen der massenhaften Production ein immer geringerer Werththeil der einzelnen Producte auf die Reproduction des Capitaleinsatzes entfällt, daher der Arbeitsantheil mit steigender Productivität steige. Aber von der menschlichen Arbeit geht in einem solchen Falle ein noch viel geringeres Werththeilchen auf das einzelne Product über, auf sie kann daher keine steigende Entlohnung vom einzelnen Stück entfallen. Die weitere Folge wird die Verringerung der Arbeiterzahl in diesem Gewerbszweige sein, wo aber der Einzellohn der wenigen, die selbthätigen Maschinen überwachenden Arbeiter wohl höher sein kann und wird, als der Einzellohn der zahlreichen Arbeiter, welche früher das Product mit wenig oder gar keiner Maschinerie, also mit viel mehr Arbeit hergestellt haben. Ist dagegen das stehende Capital gering wie bei Bergwerken, in der Landwirthschaft, im Kleingewerbe, so wird mit der steigenden Civilisation der Arbeiter mehr leisten, und auch der Arbeitsantheil am Product zunehmen. L. geht in ähnliche Unterscheidungen nicht ein, er führt überhaupt den Rodbertus'schen Satz von der Abnahme des relativen Arbeitslohnes nicht aus, untersucht auch niemals im Detail das Verhältniß zwischen Capitalzins und Capitalprofit, er wendet sich nur gegen den Capitalprofit in allen seinen Formen. Niemals sei der Capitalprofit als Lohn für die geistige Arbeit des Unternehmers aufzufassen und zu rechtfertigen. Eine Entlohnung gebührt den Leitern allein, diese ist aber gering und mit Recht so gering, wie dies der relativ geringe Betrag der Directoren- und Beamtengehalte einer Actiengesellschaft im Verhältniß zum Betrag der Capitaldividende beweist (S. 197). Der Capitalprofit beruht auf der Productivität des Capitals und diese wieder auf der Theilung der Arbeit. Mit Rodbertus bezeichnet er die Theilung der Arbeit als die Quelle aller Kultur und Productivität; aber vermöge der heutigen socialen Ordnung, vermöge des Privatbesitzes an Capital ist jetzt das vom Arbeiter getrennte Arbeitsinstrument productiv und der lebendige Arbeiter zum todten Arbeitsinstrument herabgesetzt (S. 203). Vermöge dieses socialen Gesetzes bemächtigen sich die Capitalisten des Arbeitsproducts anderer. Die Herrschaft des Capitals als solchen ist unter dieser socialen Ordnung um so mächtiger als sie auch innerhalb des Capitalistenstandes selbst immer zum Siege des großen über das kleine Capital führt (S. 208), und wenn man den Socialismus Vertheilung des Eigenthums von Gesellschaftswegen nennt, so ist gerade der heutige Zustand ein anarchischer Socialismus. Das Eigenthum ist Fremdthum geworden (S. 209). Die ganze Kritik der capitalistischen Productionsweise von Rodbertus und L. beruht darauf, daß sie ihren Fundamentalsatz, daß alle Producte Arbeitsproducte sind, immer nur in nationalwirthschaftlichem Sinne auffassen; weil alles Arbeitsproduct ist, darum soll der ganze Arbeitsertrag der Arbeit gehören, darum ist Capitalgewinn ein Unrecht. Solange es aber selbständige Wirthschafts- und Rechtssphären giebt, so lang es individuelle Arbeiter und nicht blos die Arbeit schlechthin als nationalökonomische Kategorie geben wird, so lange reicht diese ausschließlich nationalwirthschaftliche Auffassung, die alle privatwirthschaftlichen Vorgänge gerade der Arbeitstheilung übersieht, nicht aus. Zugegeben daß das Product Arbeitsertrag ist, kann man denn, wie L. in einem Brief an Rodbertus es will, den Arbeitern einer Fabrik den ganzen Gewinn, also den ganzen Arbeitsertrag zutheilen? Selbst wenn alle Rohstoffe, Arbeitsinstrumente, welche die Arbeiter dieser Fabrik gebrauchen, auch nur Arbeitsproduct anderer Arbeiter sind, so ist das Arbeitsproduct dieser früheren Arbeiter

Capital für den Arbeitsproceß der nachfolgenden Arbeiter, welcher ohne diese vorgethane Arbeit gar nicht vollzogen werden könnte. Vom Werth ihres neuen Products entfällt daher ein Theil auf die vorgethane Arbeit und die ersten Arbeiter haben daher Anspruch auf einen Theil des Arbeitsertrages der nachfolgenden Arbeiter. Und dabei ist es gleichgiltig, ob die ersten Arbeiter den nachfolgenden Arbeitern diese Arbeitsinstrumente, Rohstoffe, dieses Capital dargeliehen haben, oder ob eine Mittelsperson diese Producte im privatrechtlichen Verkehr an sich gebracht und den nachfolgenden Arbeitern zur Benützung überläßt, oder ob die nachfolgenden Arbeiter selbst durch Credit, oder Geschenk, oder Ersparniß diese Capitalien erworben haben. Immer muß ein Theil des Arbeitsertrages zur Vergütung für dieses capitalistische Element der Production verwendet werden, weil die bloße menschliche Arbeit des letzten Arbeitsprocesses das Product ohne Maschinen und Hilfsstoffe niemals allein herstellen kann. So lange nicht alle Productionsmittel außerhalb des Privateigenthums sowohl der Arbeiter als der dazwischen tretenden Capitalisten gesetzt werden, so lange muß es einen individuellen Capitalgewinn geben, mögen ihn nun individuelle Arbeiter oder individuelle Capitalisten erhalten. Das letzte Ziel des Socialismus muß daher die Einziehung aller Capitalien durch den Staat sein und L. sagt in einem Briefe an Rodbertus selbst ganz bestimmt, daß seitdem er ökonomisch denke, der innere Kern seiner Ansichten sei, das Grund- und Capitaleigenthum abzulösen, aber dem Mob dürfe man das heute noch nicht sagen (S. 46). In seinem Bastiat-Schulze deutet er diesen Gedanken übrigens ziemlich deutlich an. Theilung der Arbeit sei bereits gemeinsame Arbeit, gesellschaftliche Verbindung zur Production, es sei also nur erforderlich in der gesammten Production die individuellen Productionsvorschüsse aufzuheben und die ohnehin gemeinsame Arbeit der Gesellschaft auch mit den gemeinsamen Vorschüssen derselben zu betreiben und den Ertrag der Production an alle die zu ihr beigetragen haben nach Maßgabe dieser ihrer Leistung zu vertheilen (S. 211). Das leichteste und mildeste Uebergangsmittel hiezu sind die Productivassociationen der Arbeiter mit Staatscredit, die zwar noch keineswegs die Lösung der socialen Frage sind, die aber für jeden Productionszweig einer Stadt die Concurrenz innerhalb dieses Productionszweiges und damit auch das Risico beseitigen würden (S. 217), als ob sich die Associationen von Stadt zu Stadt nicht Concurrenz machen würden und als ob das Risico in der industriellen Production hauptsächlich in der Concurrenz bestände. Ueber die Art der Ablösung der bestehenden Fabriken spricht sich L. nicht aus und doch mußte er eine Expropriation derselben annehmen, da er wenigstens für eine Stadt der neuen Productivassociation den ausschließlichen Betrieb eines bestimmten Industriezweiges übertragen will. Rohstoffe seien durch Credit den Associationen zu gewähren und auch stehendes Capital durch eine Staatsbank, doch wohl nur mittelst Papiergeld, vorzuschießen (S. 220). Detaillirte Vorschläge über die Art der Vertheilung des Gewinnes an die Arbeiter sind ebenso wenig enthalten, als die wichtige Frage untersucht wird, wem denn das stehende Capital einer solchen Associationsfabrik nach der Amortisation der dazu gewährten Staatsvorschüsse gehören soll, den Arbeitern welche die Rückzahlung durch ihre Arbeit aufgebracht haben, oder den künftigen Arbeitern, welche mit dem stehenden Capital den künftigen Arbeitsertrag herstellen oder der Arbeit überhaupt, d. h. dem Staat, welcher dann der Monopolcapitalist wäre und die Arbeiter mit fixen Beträgen entlohnen würde wie bisher. Nach der jeweiligen Beantwortung dieser Fragen können die Productivassociationen nach Rückzahlung des Vorschusses entweder ganz wohl eine Arbeiteractiengesellschaft werden, also die capitalistische Productionsweise fortsetzen, statt sie, wie die Socialisten wollen,

zu beseitigen, oder zum communistischen Eigenthum des Staates an allen Productionsmitteln führen. In seinen früheren Schriften will L. die Arbeiter durch Association zu eigenen Unternehmern, Großproducenten machen, wobei allerdings der Uebergang in eine Arbeiteractiengesellschaft mit bloßer Lohnbehandlung der künftigen Arbeiter naheliegt, also die socialistische Umwandlung nicht eintritt. Im Bastiat-Schulze berührt er diesen Kernpunkt der Frage nicht mehr und so lange er nicht den Muth hatte, offen die Erwerbung aller Productionsmittel für den Staat auszusprechen, so lange diese Associationen selbständige Rechts- und Wirthschaftssubjecte bleiben, so lange bleiben sie auf capitalistischem Boden, und die einzelnen associirten Arbeiter können die Ersparnisse aus ihren Gewinnantheilen wieder capitalistisch anlegen. Er wollte vielleicht den Marx'schen Gedanken, man müsse die Capitals- und Productionskraft der zu Expropriirenden erst noch mehr vergrößern und ihre Zahl noch mehr verringern, um die Enteignung dann um so leichter vornehmen zu können, nicht aussprechen, und schildert nur den großes Aufschwung, welchen die Production überhaupt durch die staatlich subventionirten Productivassociationen nehmen würde, gewisse große wohlthätige Unternehmungen, wie z. B. die Verwerthung des Fleisches der südamerikanischen Rinder, seien heute unmöglich, weil sich das nöthige Privatcapital nicht dazu finde. Hätte L. ein paar Jahre länger gelebt, so hätte ihn die Liebig'sche Fleischextractcompagnie eines Besseren über die Leistungsfähigkeit des associirten Privatcapitals belehren können.

Wenn dieses Buch auch kein eigentliches socialistisches System enthält, ja auch seine Kritik nicht immer scharf durchgearbeitet ist, so hat es doch mit den übrigen socialistischen Schriften Lassalle's die Bedeutung eines Wendepunktes in der wissenschaftlichen und praktischen ökonomischen Entwicklung Deutschlands. Der deutsche Socialismus war seit 1848, wo er übrigens neben der rein politischen und der unitarischen Bewegung nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte, ganz in Vergessenheit gerathen. Die Bücher von Marlo blieben ganz unbeachtet, Rodbertus hatte zwar durch seine Controverse mit Kirchmann ein gewisses Interesse erregt, wurde aber im Laufe der fünfziger Jahre vergessen. Die kleine Schrift von Marx „Zur Kritik der politischen Oekonomie" machte gar keinen Effekt und sein Communistenmanifest von 1848 wurde höchstens hie und da wie eine längst abgethane Curiosität erwähnt. Auf den deutschen Universitäten herrschte ein bequemer Eklekticismus mit historischer und statistischer Gelehrsamkeit, der die dialektische Schärfe von Hermann nicht fortsetzen mochte. Höchstens Stein in Wien und Hildebrand in Jena hielten das Interesse für sociale Fragen nicht blos in dogmengeschichtlicher Beziehung, sondern auch mit Rücksicht auf wirkliche Gegenwart und Zukunft wach. In dieser Zeit trat nun L. auf. Zunächst zwang er die Presse sich mit socialen Fragen zu beschäftigen, diese suchte Hilfe und Auskunft bei der Wissenschaft, und damit hat L. die kritische Bewegung in der deutschen Nationalökonomie und zum Theil auch ihre neuere socialistische Richtung eingeleitet. Wenn er auch größtentheils Gedanken von Marx und Rodbertus benützt hat, so ist der äußere Anstoß doch von ihm gekommen und Rodbertus wäre ohne L. wahrscheinlich vergessen geblieben und Marx hätte ohne L. vielleicht sein „Capital" gar nicht geschrieben. L. griff die Grundbegriffe der alten Nationalökonomie an, oder stellte sie als bloß historische, rechtliche Ordnungen ohne allgemeine gesetzmäßige Geltung hin und that dies mit solchem Nachdruck vor aller Welt, daß man auf ihn hören mußte. Und gerade erst mit seinem Auftreten in der Mitte der sechziger Jahre beginnt in der deutschen Nationalökonomie eine neue kritische Bewegung. Die alten Dogmen der classischen englischen Nationalökonomie und die bloßen culturhistorischen und statistischen Kenntnisse

genügten auf einmal nicht mehr, man sprach wie L. von der Relativität der ökonomischen Begriffe, von der geschichtlichen und willkürlichen Entstehung aller großen Rechtsinstitute, acceptirte für Eigenthum und Erbrecht mit großer Gelehrigkeit den Begriff der historisch rechtlichen Kategorie und verwahrte sich gegen alle absolute Lösungen. Aber am meisten hat er auf Freund und Feind durch seine Auffassung von der socialen Aufgabe des Staates gewirkt. Bis vor ihm herrschte in der Theorie und den Journalen die liberale nationalökonomische Schule, welche den Staat auf wirthschaftlichem und socialem Gebiet fast gar keine positive Thätigkeit zuerkannte. L. war es, welcher ausgehend von der deutschen Philosophie dem Staat als die Gesammtpersönlichkeit aller für berufen erklärt, positiv die Cultur, die Wohlfahrt und die Sittlichkeit seiner Bürger zu fördern. Diese Richtung ist seitdem in Deutschland immer stärker geworden, aber vor ihm bestand sie nicht und die besten Argumente des Kathedersocialismus wie des neuen deutschen Staatssocialismus lassen sich mit Citaten aus L. belegen. Es ist richtig, diese Ideen haben in Deutschland einen besonders günstigen Boden gefunden und darum griffen sie durch. Das starke Staatsbewußtsein, das in Preußen sowohl auf Hegel'scher Philosophie als auf der Militärorganisation beruht, das pflichttreue aber auch ausgreifende Beamtenthum, das eine höhere Bildung und eine bessere sociale Position hatte als das ungleich wohlhabendere Bürgerthum, die gesellschaftliche Unbedeutendheit gerade der Mittelclasse, sowie ihre geringe Fähigkeit im constitutionellen Leben politischen Einfluß zu erwerben, die lange Gewöhnung des Volks an absolutistische Regierungsform und endlich die starke königliche Gewalt, alle diese Momente trugen dazu bei, die neue Auffassung von den Aufgaben des Staats vorzubereiten. Wenn L. so auf die Gebildeten, auf die öffentliche Meinung der oberen Classen nachhaltig eingewirkt hat, so gewinnt er noch mehr an Bedeutung als Begründer der ganzen großen socialdemokratischen Bewegung in Deutschland. Die Geschichte wird den deutschen Socialismus immer an sein Auftreten anknüpfen. Vor ihm bestand das, was man jetzt Arbeiterbewegung nennt, gar nicht. Er war der erste wirkliche Agitator, er war es, der das Classenbewußtsein der Arbeiter wachrief, ihren socialen Gegensatz gegen die besitzenden Classen ihnen in's Bewußtsein brachte und die ganze jetzige Productionsweise und Vertheilung der Güter angriff. Damit war die ganze Tonleiter der künftigen socialdemokratischen Agitation gegeben. Wenn er auch mit seiner ersten Agitation wenig äußeren Erfolg erzielte, wenn auch sein Verein und seine Anhänger nach seinem Tode den Anhängern der Internationale Platz machen mußten, so hat trotz dieser etwas abweichenden späteren Richtung die ganze Bewegung doch ihren Ausgangspunkt in seinem Auftreten. Er hat wie keiner vor ihm die socialistischen Sätze nicht blos theoretisch ausgesprochen, er hat sie unter die Massen geschleudert, praktischer deutscher Socialismus besteht erst seit L.

Es könnte fast scheinen, als ob die Gewährung des allgemeinen Stimmrechts wenige Jahre nach der Lassalle'schen Bewegung ein Erfolg seiner unermüdlichen Agitation für dasselbe gewesen wäre In seinem Hochverrathsproceß, den man gegen ihn wegen seiner Ansprache an die Berliner Arbeiter angestrengt hatte, sagte er fast prophetisch die Dinge voraus, wie sie kommen würden und kamen. Er vertheidigte sich gegen die Anklage, als habe er zu gewaltsamem Umsturz der Verfassung aufgefordert, seine Agitation für das allgemeine Wahlrecht sei zunächst eine friedliche, gerade so wie jene Cobdens gegen die englischen Korngesetze, und sie werde ebenso zum Ziele führen. Es vergehe vielleicht nicht mehr als ein Jahr und Hr. v. Bismarck werde dieser Agitation nachgeben, wie es Peel gegenüber Cobden that und das allgemeine und directe Wahlrecht octroiiren. Der gegenwärtige Zustand sei unhaltbar, das Königthum kann einer

Clique nicht weichen, aber andererseits auch nicht die unregelmäßigen Zustände verewigen. Der Ausweg ist nur das Volk selbst auf die Bühne zu rufen, große auswärtige Conflicte stehen bevor, die nationale Existenz stehe auf dem Spiele und darum müsse man, was man thut, gestützt auf das Volk und getragen vom Volk thun (Hochverrathsproceß S. 65). Es wäre irrig zu glauben, als habe die preußische Regierung das allgemeine Stimmrecht im Jahre 1867 wegen des Drängens der Lassalle'schen Agitation eingeführt, dazu war seine Agitation nicht kräftig genug, allein die Motive der Regierung waren dieselben die er klar vorgezeichnet hatte. Man wollte über die unangenehmen Traditionen der Conflictzeit hinweg an das Volk appelliren und für die große nationale Politik nach dem Krieg die Massen gewinnen.

Aber auch wenigstens diesen Triumph seiner Ideen sollte er nicht erleben. Die letzte Zeit seines Lebens war angefüllt mit Mißerfolgen, Enttäuschungen, inneren Zwistigkeiten im Schooße seines Vereins, die Mehring in seinem ausgezeichneten Buche über die deutsche Socialdemokratie anschaulich schildert. Die Mitgliederzahl des Vereins nahm nicht zu, die Vereinscasse war leer, ein eigenes Organ war nicht zu Stande zu bringen, die große Bewegung blieb aus. L. sah das alles ganz klar ein und in seinen Briefen zu Beginn des Jahres 1864 klagt er über die Erfolglosigkeit der bisherigen Arbeit und über die Abnahme der eigenen Kraft. Aber nach außen hin durfte er das nicht zugeben. Noch einmal raffte er sich auf, um am Rhein eine zweite Heerschau zu halten. Er wurde wie früher stürmisch begrüßt, mit Jubel aufgenommen; aber es war immer nur ein Tageserfolg, der Eindruck einer einzelnen Rede, nachhaltig war selbst dort auf dem günstigsten Terrain die Bewegung nicht. Das Stiftungsfest seines Arbeitervereins feierte er mit einer großen Rede in Ronsdorf am 22. Mai 1864. Noch einmal ließ er die Fanfaren schmettern, nicht blos unter den Arbeitern wachse die Bewegung, auch andere Kreise können sich nicht mehr ablehnend verhalten, der Bischof von Mainz sei auf seine Seite getreten und schließlich habe der König in seiner Antwort an eine schlesische Weberdeputation die Nothwendigkeit der Regelung der Arbeiterfrage durch die Gesetzgebung anerkannt. Das sei sein Erfolg. Die Rede coquettirt entschieden mit der Idee des socialen Königthums. Seine zunehmende Erbitterung gegen die liberale Partei, sein starkes Staatsbewußtsein mußte ihn zum Gedanken einer Allianz des Volkes mit dem Königthum gegen die Bourgeoisie führen. Es sind aus dieser Zeit Aeußerungen von ihm über den socialen Beruf des Königthums vorhanden, welche arg contrastiren mit den Reden seines ersten Auftretens und welche die Richtung anzeigen, in welche er wol nach den Ereignissen von 1866 und 1871 hätte treiben können. Er war darum kein Abtrünniger, er war nur ein leidenschaftlicher Politiker, der sein Ziel erreichen wollte, konnte er es allein nicht, so mußte er um einen mächtigen Bundesgenossen aussehen. So schilderte er jetzt auch das Königthum als im Bann seiner Ideen. Er sprach noch stolz und voll Vertrauen in seine Sache, aber der Schatten des baldigen Todes trat bereits über die Stirne des Redners. Der letzte Erfolg seiner Sache sei die unermüdliche Verfolgung seiner Person. Den Berliner Hochverrathsproceß habe er zwar vernichtet und seine Freisprechung durchgesetzt, aber während ihn die Sorge und Arbeit aufreibe, werde er fort und fort angeklagt, werden immer neue Freiheitsstrafen über ihn verhängt. „Ich habe", rief er aus, „dieses Banner nicht ergriffen, ohne ganz genau voraus zu wissen, daß ich dabei persönlich zu Grunde gehen kann, aber wenn ich beseitigt werde, exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor". Das war seine letzte Agitationsrede. Vier Wochen darauf mußte er noch seine Berufung vor dem Düsseldorfer Appellgericht gegen seine Verurtheilung wegen der vorjährigen rheinischen Agitationsrede führen. Paul Lindau hat uns

eine interessante Aufzeichnung über diesen letzten rednerischen Waffengang Lassalle's geschenkt. Er sprach wie immer vor Gericht mit Verve und Wirkung. Er wiederholte so ziemlich die Argumente seiner Ronsdorfer Rede, betonte seine Erfolge bei Gebildeten, Volk und König, und sagte mit Stolz: In fünfzig Jahren werde man anders als das Düsseldorfer Gericht über diese große und gewaltige Culturbewegung denken, die aus dem Gewissen eines Mannes hervorging, der die Wissenschaft und die Arbeiter zugleich vertrete. Das Appellgericht setzte die Strafe der ersten Instanz von einem Jahr auf sechs Monate herab.

Mit zerrütteten Nerven ging er nach der Schweiz, wo ihm ein Liebeshandel sein Ende bereitete. L. hatte oft Liebesverhältnisse unterhalten und war ziemlich heftig in seinen Neigungen gewesen, allein er war nicht, was die Franzosen einen homme à femmes nennen. Ein solcher hätte das jahrelange Verhältniß mit der alten Gräfin Hatzfeldt unmöglich ausgehalten. Seine Beziehungen zu den Frauen entsprangen mehr der Eitelkeit und nervöser Laune. Seine aufregenden Kopfarbeiten ließen die animal spirits nicht recht aufkommen. Auf Rigi Kaltbad traf er mit der Tochter des bairischen Gesandten Dönniges zusammen, für die er sich schon in Berlin interessirt hatte. Eine heftige Leidenschaft ergriff ihn für die extravagante und schöne Person, die mit einem Rumänen bereits verlobt war. Die Eltern wollten eine Verbindung mit L. nicht zugeben, da erschien eines Tags Helene Dönniges bei L. und warf sich ihm an den Hals. Er begriff die Situation nicht und führte die Geliebte in das elterliche Haus, um nach allen Regeln der Wohlanständigkeit um sie zu freien. Die Eltern verschlossen L. das Haus und bestimmten die Tochter ihm einen Absagebrief zu schreiben. L., wüthend über die Blamage, forderte Vater und Bräutigam zum Duell. Am 28. August 1864 schoß er sich mit dem Rumänen, der ihn tödtlich traf. Drei Tage darauf starb er.

So fand dieser merkwürdige Mann ein unrühmliches Ende In der Geschichte wird er als der Vater des deutschen Socialismus fortleben. Ob er die socialistische Bewegung auf den von ihm eingeschlagenen Bahnen hätte halten können, ist zweifelhaft; er wäre wahrscheinlich im Verlaufe der Dinge vor die peinliche Wahl gedrängt worden, entweder mit der staatsfeindlichen Strömung der Internationalen zu gehen oder in irgend eine Beziehung oder Abhängigkeit zu der späteren Socialpolitik des deutschen Reichskanzlers zu treten. Sein früher Tod hat ihm diese schwere Prüfung erspart. Aber nicht blos seine geschichtliche Stellung wird immer eine bedeutende sein, auch seine Persönlichkeit wird noch lange Interesse erregen. Er ist nur recht zu verstehen, wenn man die zwei hauptsächlichen Triebfedern seines Charakters sich vor Augen hält. Einmal war er eine revolutionäre Natur und dann stand er zeitlebens unter dem Einfluß der deutschen Philosophie. Seine kräftige Individualität, sein Selbstbewußtsein, vielleicht auch sein Ursprung, wie dies selbst sein begeisterter Biograph Brandes annimmt, und seine sociale Stellung ließen ihn von Jugend an auf die Seite der Auflehnung gegen alle Ueberlieferung treten. Ein Feind aller bloßen Erhaltung, des bequemen philiströsen Quietismus, des flachen Raisonnirens suchte er immer nach neuen Ideen und neuen Ordnungen. Dieses zum Theil regellose Streben erhielt seine geistige Form durch den Idealismus der deutschen Philosophie. Ein starkes metaphysisches Bedürfniß und eine speculative Auffassung aller Dinge hat ihn immer beherrscht. Auch in der deutschen Philosophie liegt eine Auflehnung nicht blos gegen die hergebrachten Lehren, sondern gegen den gemeinen Verstand überhaupt. Die kräftige geistige Individualität, die sich eins fühlt mit der absoluten Idee, die von einem grundlegenden Princip aus die Welt geistig durchdringen und neu construiren will, war das Ziel und der Inhalt seines Lebens. Er hatte etwas Genialisches in sich im

Sinne der Kraftgenies des Anfangs dieses Jahrhunderts. Es war Sturm in seiner Natur, wie er von seinem philosophischen Helden Heraklit einmal sagte. Er wollte herrschen, er wollte die Dictatur der Einsicht über die Meinungen des gemeinen Verstandes. Er war eine leidenschaftliche Natur und wendete den Hegel'schen Satz, daß nichts Großes in der Welt ohne Leidenschaft geschehen könne, gern auf sich an. Aber es war mehr die Leidenschaft des Kopfes als die Leidenschaft des Herzens. Es war der heftige Wille seine Ideen durchzusetzen, die geistige Ueberlegenheit zur wirklichen Uebermacht zu machen. Darum hat man selbst im Kreise seiner Anhänger oft die Frage aufgeworfen, ob er es denn auch wirklich ehrlich mit den Arbeitern meine, ob er ein Herz für das Volk habe. Gewiß meinte er es ehrlich, denn es waren seine Ideen, seine Persönlichkeit, die er dafür eingesetzt hatte, und diese bethätigen und zur Herrschaft bringen konnte er nur mit Unterstützung der Massen. Jener breite gemüthliche Zug des Volksführers, welcher selbst mit dem Volke gearbeitet und gelitten hat und aus der Tiefe des Gefühls heraus seine Mission beginnt, fehlte ihm allerdings, gerade so wie ihm auch die physischen Eigenschaften eines Massenredners abgingen. Er hatte nicht die breite Brust und die dröhnende Stimme eines O'Connell. Schlank und hoch aufgeschossen sprach er mit einer hohen Kopfstimme. Er fand nicht aus sich selbst die eigenthümlichen Accente populärer Leidenschaft. Seine heftigsten Reden waren das Werk theoretischer Ueberzeugung und Denkarbeit, sein Pathos war darum oft blos rhetorisch und er berauschte sich an den eigenen Worten. Es war etwas gemachtes nicht blos in seinem Auftreten, sondern auch in der ganzen Methode seiner Agitation, aber um so mehr ist ihr relativer Erfolg anzuerkennen. Das Bewußtsein seiner geistigen Kraft erfüllte ihn ganz. Sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit waren überaus groß. Er konnte nicht Maß halten, darum war er oft tactlos, herausfordernd und seine vis intemperata wandte sich oft gegen unbedeutende Objecte, wo sie wirkungslos verpuffte. So trug er in sich den Widerstreit großer Anlagen und kleinlicher Ueberhebung. Er hatte ein Werk begonnen, das er mit Recht als eine der größten Bewegungen dieses Jahrhunderts bezeichnete, das er aber mit seinen Kräften nicht durchführen konnte. So brach er zusammen, aber die Bewegung wird an ihrem Ausgangspunkt immer seinen Namen tragen und seine merkwürdige Persönlichkeit wird lange fortleben als eine der interessantesten Figuren dieses Jahrhunderts. E. Plener.

Laßberg: Joseph Maria Christoph Freiherr v. L., aus oberösterreichischem Geschlecht, wurde am 10. April 1770 in Donaueschingen geboren, wo sein Vater Oberjägermeister des Fürsten von Fürstenberg war. Mit zwei Brüdern und zwei Schwestern wuchs er auf, streng im katholischen Glauben erzogen, an Arbeit und Enthaltsamkeit gewöhnt. Frühzeitig erwachte in ihm die Freude an alten Büchern, die er als Knabe schon zu sammeln begann. Gefördert wurde dieses Interesse, als er (mit sieben Jahren) in die Schule des Cistercienserklosters Salmansweiler, dann in das Gymnasium zu Donaueschingen kam; in den alten Sprachen machte er wackere Fortschritte. Kaum 15 Jahre alt, wurde er nach Frankreich gesandt, um Sprache und Sitten dieses Landes gründlich zu erlernen. Zu Landau trat er als Cadett in ein Husarenregiment, bei welchem ein Bruder seiner Mutter, Freiherr v. Malzen, Major war. Bald darauf wurde er zum Offizier im Regiment des Herzogs von Orleans befördert und erhielt als solcher im Juni 1786 in der nahen Burg von Trifels den Ritterschlag des Johanniterordens. Sein Vater aber wünschte, daß er sich lieber für den Civildienst ausbilde. Er bezog daher zunächst die Universität Straßburg (1786), siedelte aber bald an die Hochschule Freiburg im Breisgau über. Er trieb juristische und nationalökonomische Studien, namentlich Forstwissenschaft. Von hier aus wol

unternahm er einen längeren Ausflug nach der Martinsburg bei Colmar im Elsaß, wo eine unverheirathete Schwester seiner Mutter, Hofdame der Gemahlin Karl Eduards von Stuart, wohnte. L. weilte dort zur nämlichen Zeit, als sich auch der italienische Tragiker Alfieri im Gefolge der Fürstin daselbst befand. Um sich im Forstwesen auszubilden, kam er 1788 an den Hof des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, kehrte aber im nächsten Jahre nach Hause zurück und wurde hier als fürstlich-fürstenbergischer Jagdjunker angestellt. 1792 zum Oberforstmeister auf Schloß Heiligenberg ernannt, vermählte er sich (1795) mit der Konstanzer Freiin Maria Anna Ebinger von der Burg († 1814 zu Donaueschingen). 1804 wurde er zum Landesoberforstmeister in Donaueschingen befördert und das gesammte Forstwesen des Fürstenthums ihm untergeben. In demselben Jahre starb die schwäbische Linie des Hauses Fürstenberg aus; die böhmische Secundogenitur gelangte zur Nachfolge. Für den unmündigen Fürsten Karl Egon (1799—1854, vgl. Bd. VIII S. 227) übernahm die Mutter Elisabeth, geb. Fürstin von Thurn und Taxis (geb. zu Regensburg am 30. November 1767) die Regierung, eine edle Frau, wohlgestaltet, ohne gerade blendend schön zu sein, eingenommen von der romantischen Litteratur, den aufklärerischen Ideen des Zeitalters Friedrichs des Großen und Josephs II. nicht abhold, reich an Kenntnissen, geschmückt mit Gerechtigkeitssinn und Milde. Am 24. Mai 1805 zog sie in ihr Ländchen ein, an der Donaubrücke zu Geisingen begrüßt von L. und seinem Jägercorps. Innige und unverlöschliche Zuneigung kettete von nun an die beiden an einander. In späteren Zeiten (nach dem Tode von Laßberg's Gattin) sprach man sogar von einem durch Priesterhand geweihten Bund zwischen ihm und der Fürstin. Zwölf Jahre lang war L. in der That der Vormund des jungen Fürsten und der eigentliche Regent des Ländchens, soviel nach dem Verlust der Landeshoheit (November 1805) dem Fürstenhause noch von der Regierung übrig blieb. 1806 wurde er zum geheimen Rath, 1813 zum Oberjägermeister ernannt. Er begleitete die Fürstin auf Reisen nach der Schweiz, Oberitalien und England, die seinem Kunstsinn reiche Nahrung boten. In ihrem Gefolge begab er sich zum Wiener Congreß, wo er neben anderen Gelehrten Jakob Grimm kennen lernte. Als der junge Fürst volljährig wurde (1817), zog sich L., seines Dienstes in Donaueschingen entbunden und dort nicht ganz gern mehr gesehen, theils nach Heiligenberg zurück, theils nach Eppishausen, einer Herrschaft im Kanton Thurgau, die er 1813 gekauft hatte, viel mit der Landwirthschaft, hauptsächlich aber mit germanistischen Studien beschäftigt. Auch der Fürstin flößte er dieses Interesse ein. Auf seine Zusprache förderte sie die Herausgabe der „Monumenta Germaniae“, für welche L. die Minnesinger der Manessischen Handschrift bearbeiten wollte; sie ermöglichte den Ankauf jener Nibelungenhandschrift, deren zweite Hälfte Bodmer 1757 als „Chriemhilden Rache und die Klage“ hatte abdrucken lassen, und welche in der Folge den Namen der Laßbergischen Handschrift (C) führte. Dankbar widmete darum ihr, „der Fürstin deutscher Frauen“, L. 1821 seine Ausgabe des Nibelungenliedes, das er mitsammt der „Klage“ genau nach seinem Codex abdruckte, die Lücken desselben aus der St. Gallener Handschrift (B) ergänzend. Das Gedicht füllte den vierten Band seines größten Werkes „Liedersaal, das ist Sammlung altdeutscher Gedichte aus ungedruckten Quellen“. 1820 war der erste Band davon erschienen; der zweite folgte erst 1822, der dritte 1825. In diesen drei Bänden theilte L. nach eigner sorgfältiger Copie eine mittelhochdeutsche Handschrift des 14. Jahrhunderts, die er erworben hatte, mit. Es waren 261 Gedichte, „Minnelieder, Mähren, Sagen, geistliche und weltliche Lieder, Bispel und allerlei Schwänk“, bunt „wie des Menschen Gedanken in seinem Herzen“ durch einander gemischt, „kurz und lang, fröhlich und trurig, geistlich und weltlich, neu und

alt Lieder". Jedem Stück setzte er eine kurze Inhaltsangabe vor; eine alemannisch geschriebene Vorrede an seinen Freund Professor Leonhard Hug in Freiburg, welche den ersten Band des „Liedersaals" einleitet, gewinnt durch ihre rührende Einfalt und herzliche Wärme. L. fügte dieser Vorrede eine kurze Uebersicht der Minnesinger ein, deren Sitze er in das alemannische Land verlegte. Er hatte seit Jahren eingehend nach dem Herkommen und Leben der mittelalterlichen Dichter geforscht, und manche hübsche Ergebnisse lohnten seine Mühe, wenn er sich gleich durch seinen Eifer für den Ruhm seiner Heimath nur allzu oft verleiten ließ, die Stammburgen der alten Sänger auf alemannischem Boden zu suchen. Noch hatte L. die Ausgabe seines „Liedersaales" nicht vollendet, als er den herbsten Verlust erlitt: am 21. Juli 1822 starb Fürstin Elisabeth zu Heiligenberg. Lange spottete sein Schmerz jedes Trostes; fast noch ein Jahr nach dem Tode der Geliebten fühlte er sich zur Arbeit unfähig; nur Codices abschreiben konnte er „wie ein frommer Mönch". Alljährlich wallfahrtete er an ihrem Todestag zu ihrem Grabe nach Heiligenberg, das er sonst vermied. Als Einsiedler hauste er nun auf seiner Herrschaft. Zu wissenschaftlichen Zwecken unternahm er wiederholt längere und kürzere Ausflüge in die Nachbarschaft, oder er suchte die Freunde in der Nähe auf, die sich von Jahr zu Jahr mehrten. 1820 knüpfte Uhland den Bund mit ihm, den erst sein Tod löste; 1824 suchte Lachmann, 1825 Gustav Schwab ihn heim. Zahlreiche andere Forscher in unserer nationalen Litteratur, ältere wie jüngere, folgten und traten mit L. in persönlichen oder brieflichen Verkehr. Alle konnten freundlichen Entgegenkommens gewiß sein; selbst solche, deren Charaktere und wissenschaftliche Leistungen ihm wenig behagten, wie v. d. Hagen, unterstützte er „um der guten Sache willen". Wie sein „Liedersaal", so waren auch seine späteren — kleineren — Arbeiten auf dem Gebiete der altdeutschen Philologie zunächst nur für diese Freunde bestimmt. Auf Neujahr 1826 sandte ihnen „Meister Sepp von Eppishusen" das Gedicht vom „Littower", das er gleich darnach mit ausführlichem Vorwort und neuhochdeutscher Uebersetzung auch in den Buchhandel gab. Zu Neujahr 1830 folgte der „Sigenot", 1832 das „Eggenlied", beide aus derselben Handschrift des 13. Jahrhunderts abgedruckt, 1842 „Ein schön alt Lied von Grave Friz von Zolre, dem Oettinger, und der Belagerung von Hohenzolren nebst noch etlichen andern Liedern", das erste Gedicht von längeren geschichtlichen und sprachlichen Anmerkungen begleitet. Außerdem lieferte er einige Beiträge zu germanistischen Zeitschriften; viele tausend Verse schrieb er aus seinen Membranen ab für befreundete Fachgenossen, die sie dann herausgaben. Gern hätte er eine neue Handschrift der Abhandlung Friedrichs II., „De venandi arte", die 1844 in Paris aufgefunden wurde, edirt, um als alter Waidmann mit einem frischen Jägerstücklein zu schließen. Ebenso trug er sich lange mit dem Gedanken, im Alter eine Geschichte des Schlosses Heiligenberg zu schreiben; doch begrüßte er freudig die Arbeit Fickler's, der ihm in der Ausführung des Planes zuvorkam. — In vorgerückten Jahren führte er noch einmal eine junge Gattin in sein Haus. 1831 lernte er auf einer Schweizer Reise, die er in Gesellschaft der verwandten Familie v. Haxthausen unternahm, die Stiftsdame Maria Anna (gewöhnlich Jenny genannt) Freiin v. Droste-Hülshoff kennen, die ältere Schwester der 1797 gebornen Dichterin Anna Elisabeth Franziska v. Droste-Hülshoff (Bd. V S. 415). Er gewann ihr Herz und nach ausdauerndem Harren trotz des anfänglichen Widerstandes der Mutter 1834 ihre Hand. Sein Glück schien vollkommen, als ihm im März 1836 Zwillingstöchter bescheert wurden und nur vorübergehend konnte es ein bedenklicher Unfall trüben, der ihn persönlich wenige Wochen darnach traf, ein gefährlicher Sturz aus dem Wagen, wobei er ein Bein brach. Trotz verschiedener Bäder, die er brauchte, erholte er sich nie wieder ganz von

den Folgen desselben; Zeitlebens blieb ihm eine Lähmung. Aber ein schwereres Leid drohte ihm.

Von den vier Söhnen, die ihm seine erste Frau geboren hatte, waren ihm zwei noch geblieben, Karl, der in Böhmen als österreichischer Offizier lebte, und sein älterer Bruder Friedrich Leonhard Anton, der dem Vater am meisten glich, geb. am 13. Mai 1798 zu Lindau. In Donaueschingen und (seit 1812) in Freiburg i. Br. hatte er das Gymnasium besucht und 1813 die Universität Freiburg, 1815 Heidelberg, 1817 Göttingen und zuletzt Jena bezogen, wo er am 3. August 1819 auf Grund der (1821 gedruckten) Dissertation „Commentatio exhibens observationes ad jus sui heredis praesertim ratione nepotis“ die juristische Doctorwürde erlangte. 1820 trat er als Praktikant bei dem hohenzollerischen Oberamt Sigmaringen, sodann als Accessist bei der fürstlichen Landesregierung und bei dem Hofgericht ein 1821 wurde er zum Assessor mit berathender Stimme, 1822 zum wirklichen stimmgebenden Mitglied beider Collegien, 1823 zum Hof- und Regierungsrath befördert. 1824 vermählte er sich mit einer Hofdame der Fürstin, Helene Freiin v. Schatzberg. Von 1825 bis 1828 war ihm die Leitung des Oberamtes Sigmaringen übertragen; 1834 wurde er zum wirklichen geheimen Conferenzrath, 1836 zum Director des Hofgerichts und der Landesregierung ernannt. Im Besitz des vollen Vertrauens seines Fürsten, auch von auswärtigen Regenten mit Ehren überhäuft, wirkte Friedrich v L. überaus segensvoll für Sigmaringen, namentlich durch Hebung des dortigen Schulwesens. Nicht minder rege war er in seiner eigenen wissenschaftlichen Ausbildung. 1831, als er, von schwerer Krankheit erstanden, ein Jahr lang im südlichen Frankreich weilte, hatte die Muße von Berufsarbeiten ihn zum litterarischen Studium geführt, das er nun nicht wieder aufgab. Aus dem Französischen des G. de Felice übersetzte er „Fragmente über Frankreichs religiösen Zustand“, die nachmals zu Berlin von anderer Hand herausgegeben wurden; Aufsätze historischen, antiquarischen und kirchenrechtlichen Inhalts lieferte er für verschiedene Zeitschriften. Bleibendes Verdienst aber erwarb er sich durch seine Ausgabe des „Schwabenspiegels“ nach einer Handschrift vom Jahre 1287, welche sein Vater besaß. Schon war der Druck des Textes nahezu vollendet und eine zum Theil recht ausführliche Beschreibung von fast 200 Handschriften des alten Rechtsbuches, die als Einleitung dienen sollte, ausgearbeitet, als ein Nervenfieber am 30. Juni 1838 den Emsigen im kräftigsten Mannesalter dahin raffte. Sein bis auf die Vorrede fertiges Buch wurde 1840 von dem Tübinger Professor Dr. A. L. Reyscher herausgegeben.

Den alten Freiherrn traf die Trauerkunde doppelt schmerzlich, weil er eben im Begriff stand, für sein künftiges Leben auch räumlich dem geliebten Sohne näher zu rücken. Er verkaufte Eppishausen und siedelte 1838 wieder nach Schwaben über, auf die alte Meersburg am Bodensee, die er in alterthümlicher Weise mit altdeutschen Glas- und Holzgemälden, Wappen, Waffen und Möbeln ausschmückte. Hier saß er inmitten seiner reichen Bibliothek, die schließlich 273 Handschriftennummern und gegen 12000 Druckbände umfaßte (nach Laßberg's Tod der fürstlich-fürstenbergischen Bibliothek in Donaueschingen einverleibt), sich labend am Duft des Alterthums, den er arbeitend aus den alten Schriften sog, von Freunden und Forschern viel aufgesucht, zehrend von der Erinnerung an die frischeren Jahre schöner Jugend und neu beglückt im Kreise der Seinigen. Zu ihnen durfte er einige Jahre auch seine geistvolle Schwägerin zählen, die am 24. Mai 1848 bei ihm starb, tief betrauert von dem alten Jägermeister und seiner Familie. Geistig frisch fühlte er sich bis in sein hohes Alter; die Kräfte des Körpers ließen in den letzten Jahren nach, doch blieb ihm auch jetzt noch eine gewisse Rüstigkeit und Munterkeit. Fast 85 Jahre alt, starb er schmerzlos

auf seiner alten Burg am 15. März 1855, fromm und heiter und bis zum letzten Athemzug von treuer Liebe zu seinem deutschen Vaterland erfüllt. —

Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland, herausgegeben von Franz Pfeiffer. Wien 1870. — Briefe von Laßberg an Fräulein L. v. Haxthausen (Freundesbriefe von Wilhelm und Jakob Grimm, herausgegeben von Alexander Reifferscheid. Heilbronn 1878, S. 235 ff.). — Briefe von Benecke, Jakob und Wilhelm Grimm, Lachmann, Schmeller und Meusebach an Laßberg (Pfeiffer's Germania, Neue Folge, 1. Jahrg., Wien 1868). — Nekrolog auf Laßberg in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 13. Juli 1855. — Erinnerung an Joseph Freiherrn v. Laßberg auf der alten Meersburg (Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland, Bd. 53, München 1864, S. 425 ff., 505 ff.). — Wilhelm Scherer's glänzender Aufsatz in den „Badischen Biographien“, herausgegeben von Friedrich v. Weech, II, 8 ff., Heidelberg 1875. — Reyscher's Vorrede zu Friedrich v. Laßberg's Ausgabe des „Schwabenspiegels“, Tübingen 1840. Franz Muncker.

Lassen: Christian L., Begründer der indischen Alterthumswissenschaft, geb. zu Bergen in Norwegen am 22. October 1800 (so nach sämmtlichen uns zugänglichen Quellen, nur J. Kraft, Norsk Forfatter-Lexicon, Christiania 1863, S. 727 und ihm folgend Oettinger, Mon. des dates haben den 22. December), † zu Bonn am 8. Mai 1876. Trotz seiner Geburt in Norwegen hat Deutschland Anspruch auf L., da er, abgesehen von seiner ersten Jugend, sein Leben in Deutschland zugebracht, dort gewirkt und seine zweite Heimath gefunden hat. Er besuchte die Kathedralschule seiner Vaterstadt, studirte darauf in Christiania, begab sich aber bald nach dem Tode seines Vaters, des Rechtsgelehrten Nicolai Christian Vendelboe L. († 1818) in Begleitung seiner Mutter, die ihrer Gesundheit wegen ein milderes Klima aufsuchte, nach Altona. 1822 bezog er die Universität zu Heidelberg und später die zu Bonn. Auf letzterer durch A. W. v. Schlegel den damals ganz neuen indischen Studien zugeführt und durch desselben Vermittlung von der preußischen Regierung mit einem Reisestipendium versehen, sammelte er von 1824—26 in London und Paris durch Abschreiben und Vergleichen von Sanskrithandschriften das Material für seine künftigen Studien. In Paris veröffentlichte er mit Eugen Burnouf zusammen sein erstes Werk „Essai sur le Pali, ou langue sacrée de la presqu'île au-delà du Gange“, Par. 1826. 8⁰, die erste wissenschaftlich methodische Darstellung des Pali, der heiligen Sprache der Buddhisten, von welcher an die Kenntniß dieser Sprache eigentlich erst datirt. Nach Deutschland zurückgekehrt, habilitirte er sich am 11. August 1827 als Privatdocent in Bonn mit der „Commentatio geogr. atque hist. de Pentapotamia Indica“, Bonn 1827, 4⁰, welche die alte Geographie und Geschichte des Pendschab auf Grund der griechischen und indischen Nachrichten, welche letzteren er zum ersten Male erschloß, zum Gegenstande hat, eine Schrift, die man schon als einen Vorläufer der indischen Alterthumskunde ansehen kann. Sein nächstes Werk war ein philologisches, die von ihm und Schlegel gemeinschaftlich besorgte Ausgabe der bekannten indischen Fabelsammlung „Hitopadesas id est institutio salutaris, P. I, text. sanscrit., P. II, comm. crit.“, Bonn 1829, 31, 4⁰. Die lateinische Uebersetzung, welche Schlegel übernommen hatte (p. XVI), ist nicht erschienen. Durch dieses Werk wurde er zusammen mit Schlegel Begründer der Sanskritphilologie in Deutschland, da es die erste nach den Regeln der philologischen Kritik veranstaltete Ausgabe eines größeren, und zwar profanen Sanskrittextes war. Es ist auch jetzt noch immer die beste Ausgabe des Hitopadeça. Neben der kritisch-historischen Schule der Sanskritphilologie, deren Sitz Bonn war, bestand damals die sprachvergleichende Schule, die in Berlin ihren Sitz und in Bopp ihren Repräsentanten hatte. Ueber des letzteren „Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache“ schrieb L. eine eingehende

Recension in Schlegel's „Indischer Bibliothek" 1830, III, 1—113. Es folgten zwei weitere philologische Arbeiten, die Ausgabe des ersten Actes des indischen Drama's Mâlatîmâdhava („Malatimadhavae fabulae Bhavabhutis actus primus", Bonn 1832, 8°) und die Ausgabe nebst Uebersetzung der Sânkhyakârikâ, eines Textbuches der Sânkhya-Philosophie („Gymnosophista sive Indicae philosophiae documenta. Vol. I, fasc. I, Isvaracrishnae Sankhya-Caricam tenens", Bonn 1832, 4°). Diesem ersten Hefte sollten die Haupttexte der anderen philosophischen Systeme der Inder folgen (p. IV), was indessen aus Mangel an Geldmitteln unterblieben ist. Zu der letztgenannten Schrift gehört auch eine Abhandlung über die Namen, welche die indischen Philosophen bei den Griechen führen, im Rheinischen Museum für Philologie, I. 171—90, 1833. Doch nun verließ L. für einige Zeit den indischen Boden und versuchte sich zunächst in der Erklärung der umbrischen Inschriften („Beiträge zur Deutung der eugubinischen Tafeln": Rhein. Mus. f. Philol., I. 360—91; II. 141—66, 1833, 34. Auch sep.: Beitr. I, Bonn 1833, nicht weiter erschienen), darauf in der Entzifferung der altpersischen Keilinschriften („Die altpersischen Keilinschriften von Persepolis. Entzifferung des Alphabets und Erklärung des Inhalts", Bonn 1836, 8°), welche letztere Schrift ihm theils großen Ruhm, theils auch eine schwere Anklage einbringen sollte. Mit der genialen Combination, durch welche Grotefend in den altpersischen Keilinschriften die Namen Hystaspes, Darius und Xerxes entdeckt und damit eine Anzahl Buchstaben richtig bestimmt hat, läßt sich annähernd vergleichen der neue fruchtbringende Gedanke, in einer Inschrift des Darius Völkerverzeichnisse zu vermuthen, von welchem sowol L. in der eben erwähnten Schrift, als auch Burnouf in seinem nur einen Monat später erschienenen Mémoire sur deux inscriptions cunéiformes, Par. 1836, 4°, bei ihren Entzifferungsversuchen ausgingen. Burnouf schrieb in dem Vorwort dieser Schrift (p. V), daß er die Existenz seines Mémoire schon vor drei Jahren an einer anderen Stelle (im Comment. sur le Yaçna) angezeigt habe. L. dagegen äußerte sich im Vorwort seines Werkes (Mai 1836), daß er erst, als der Druck schon über die Hälfte vollendet war, von dem Vorhaben Burnouf's Kenntniß erhalten habe, und S. 15, daß die Angabe Herodot's (IV. 87) ihn auf den Gedanken gebracht habe, Völkerverzeichnisse in den Keilinschriften von Persepolis zu suchen. Dem widerspricht nun allerdings ein Passus in einem im November 1835 an Bohlen geschriebenen Briefe Lassen's, welcher nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war und nur durch Indiscretion von den Freunden Bohlen's nach dem Tode desselben veröffentlicht worden ist (in P. v. Bohlen, Autobiographie, 2. Aufl., S. 154 f.): „Unter den vielen Reisenden ... war Burnouf, mit dem ich zendisirt habe, wie Sie denken können ... Was Burnouf für Entdeckungen gemacht hat nicht nur im Zend, sondern auch in den Keil-Inschriften, ist zum Erstaunen. So hat er die Namen aller alt-persischen Provinzen aus einer der größeren Keil-Inschriften entziffert". A. Holtzmann, dessen „Indravidschaja" von L. in schonungsloser Weise beurtheilt worden war (Neue Jenaische Allg. Lit.-Ztg. 1842, 1127—32), erhob auf diese Briefstelle hin gegen L. den Vorwurf, sich den Ruhm der Entdeckung Burnouf's angeeignet zu haben (Beiträge zur Erklärung der persischen Keilinschriften, Heft I, Karlsruhe 1845, S. 7—10). In neuester Zeit hat P. de Lagarde von neuem „Lassen's großen Diebstahl" an die Oeffentlichkeit gezogen (Symmicta, II, Gött. 1880, S. 124), worauf A. Weber in seiner Erwiderung (Zeitschr. d. Deutsch. Morgenl. Ges. XXXIV. 405, Note 1) diesen Angriff gegen den bereits Verstorbenen rügte, „den todten Löwen an der Mähne zausen, sei kein Heldenstück"; vgl. ferner de Lagarde, Aus dem deutschen Gelehrtenleben, Gött. 1880, S. 97 f. und A. Weber, Zu weiterer Klarstellung (Beilage zum 35. Bande d. Ztschr. d. D. Morgenl. Gesellschaft,

S. 7—9). Jedoch der beste Beweis, daß die Sache von Holtzmann und de Lagarde nicht richtig aufgefaßt worden ist, ist wol der Umstand, daß das Freundschaftsverhältniß zwischen L. und Burnouf unverändert blieb. L. widmete Burnouf im folgenden Jahre seine Prakrit-Grammatik, und aus der Art und Weise, wie Burnouf z. B. im Journ. asiat. III. Sér., VIII. 21 (Juli 1839) die Verdienste Lassen's anerkennt, geht deutlich hervor, daß er keinen Groll irgend welcher Art gegen L. hegte. Weder L. noch Burnouf haben sich jemals über Holtzmann's Angriffe geäußert. Wir glauben, bei der Lauterkeit der Gesinnung, die aus allen Werken Lassen's hervorleuchtet, ihm keine unedle Handlungsweise zutrauen zu dürfen, abgesehen davon, daß er ein Mann war, der selbst genug besaß, um nicht einem Anderen sein Eigenthum zu rauben. Er beschäftigte sich noch wiederholt mit den altpersischen Keilinschriften in der Ztschr. f. d. Kunde d. Morgenl., Bd. II, III u. VII, besonders aber VI: „Die altpersischen Keilinschriften nach Hrn. N. L. Westergaard's Mittheilungen" (S. 1—188, 467 bis 580, 3 Tafeln, 1845), auch in Ersch und Gruber's Encyklopädie, Artikel „Persepolis" (1842). Nachdem wir diese keilschriftlichen Studien Lassen's vorweggenommen haben, fahren wir in der Aufzählung seiner übrigen Schriften fort. Der Buchhändler Koenig in Bonn wurde sein neuer Verleger, bei dem die meisten seiner folgenden Werke, darunter auch die beiden ersten Bände seiner „Indischen Alterthumskunde" (ed. I) erschienen, während seine früheren Werke bei dem Buchhändler Weber gedruckt worden waren. Das nächste war die Ausgabe des Gitagovinda, einer der schönsten Dichtungen der Sanskritlitteratur („Gita Govinda, Jayadevae poetae Indici drama lyricum", Bonn 1836, 4°), darauf folgte eins seiner Hauptwerke, die Prakrit-Grammatik („Institutiones linguae pracriticae", Bonn 1837, 8°), zwar nicht der Zeit nach das erste Werk, da die Grammatik des verdienten Hoefer schon 1836 erschienen war, aber auf weit umfassenderes Material, namentlich auch die indischen Grammatiker gestützt und die Resultate jahrelanger Studien enthaltend, während Hoefer's Schrift eine Erstlingsarbeit war, übrigens noch immer das maßgebende Werk, da, soviel auch seitdem für das Prakrit geschehen ist, doch noch kein neuer Versuch einer Grammatik gemacht worden ist. Eine Vorarbeit zur indischen Alterthumskunde wurden ferner die „Beiträge zur Kunde des indischen Alterthums aus dem Mahâbhârata", in der Ztschr. f. d. Kunde des Morgenlandes, Bd. I—IV, 1837 bis 1842, fortgesetzt unter dem Titel: „Untersuchungen über die ethnographische Stellung der Völker im Westen Indiens", ebend. Bd. IV u. V, 1842 u. 44. In diesen Abhandlungen, die sich an die Calcuttaer Ausgabe des Mahâbhârata anschlossen, legte L. den Grund zur Kritik des indischen Epos, für welches erst in neuester Zeit A. Holtzmann wieder thätig geworden ist, knüpfte daran historische Untersuchungen über das alte Indien und zwei sprachwissenschaftliche Abhandlungen über die Sprache der Balutschen und der Brahuî (in Balutschistan). Letztere erkannte er schon ganz richtig als verwandt mit den drâvidischen Sprachen Südindiens, doch ist die genauere Vergleichung, die er sich für eine Schlußabhandlung vorbehalten hatte, nicht mehr erschienen. Die „Anthologia Sanscritica", Bonn 1838, 8°, leistete während vieler Jahre den Universitätsstudien gute Dienste, und hätte noch bessere geleistet, wenn L. nicht durch den Wunsch, möglichst viel Ungedrucktes zu geben, verleitet worden wäre, einige für Anfänger ziemlich ungeeignete Stücke aufzunehmen. Nachdem diese Stücke in Gildemeister's neuer Bearbeitung (ebend. 1865) durch geeignetere ersetzt worden waren, erlebte das Buch schon nach drei Jahren eine neue Auflage (ebend. 1868); doch behält die erste Ausgabe wegen des Dhûrtasamâgama ihren selbständigen Werth. Im Anschluß an James Prinsep versuchte sich L. mit Glück in der Entzifferung der baktrischen Münzlegenden („Zur Geschichte der griechischen und indoskythischen

Könige in Baktrien, Kabul und Indien durch Entzifferung der altkabulischen Legenden auf ihren Münzen", Bonn 1838, 8°; ins Englische übersetzt von E. Roer, Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal, N. S. IX, 1840). In das Jahr 1839 fallen zwei kleine Abhandlungen Lassen's „Objects of Research in Affghanistan": Journ. As. Soc. Beng., N. S. VIII. 145 ff., und: „Ueber den Gebrauch der Buchstaben zur Bezeichnung der Zahlen bei den Indischen Mathematikern": Ztschr. f. d. Kunde des Morgenlandes, II. 419 ff.). Nachdem L. schon unterm 15. Juni 1830 zum außerordentlichen Professor mit einem Gehalt von 300 Thalern ernannt worden war, erhielt er am 19. Aug. 1840 eine für ihn neu geschaffene Professur der altindischen Sprache und Litteratur mit einem Gehalt von 700 Thalern. Im folgenden Jahre wurde ihm von der Universität Kopenhagen eine Professur der orientalischen Sprachen angetragen, welche er indessen ablehnte, da er es vorzog, in dem ihm lieb gewordenen Bonn zu bleiben. Ein darauf bezüglicher Brief Lassen's an den Geheimrath Schulze in Berlin befindet sich auf der Berliner königl. Bibliothek, s. Verzeichniß der von dem verstorbenen preuß. Generallieutenant J. v. Radowitz hinterlassenen Autographen-Sammlung, II. Gelehrte, Berl. 1864, S. 419, Nr. 5693. Die Vorlesungen, die L. an der Bonner Universität ankündigte, waren abwechselnd Sanskrit-Grammatik, Erklärung indischer Schriftsteller, vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen, indische Alterthümer, Neupersisch und Privatissima über Sanskrit und Zend. Für den Unterricht im Sanskrit bediente er sich theils seiner eigenen Sanskrit-Anthologie, theils später der Chrestomathien von Böhtlingk und Benfey. Den Vorgerückteren interpretirte er folgende Texte: Manu, Bhagavadgitâ, Hitopadeça, Pañcatantra, Bhartrihari, Vedântasâra, Raghuvança, Gîtagovinda, Mudrârâkshasa, Mâlatîmâdhava, Prabodhacandrodaya, Çakuntalâ, Mâlavikâgnimitra, Mricchakatî, ausgewählte Upanishads, Rigveda. Eine Zeit lang las er auch über altpersische Grammatik und die altpersischen Keilinschriften. Statt der indischen Alterthümer kündigte er zeitweilig Alterthümer der wichtigsten Völker des Orients und Alterthümer der vorderasiatischen Völker an. In der ersten Zeit las er auch über alte Geographie und allgemeine Sprachenkunde. Als ordentlicher Professor war er außerdem verpflichtet, Vorlesungen über englische Litteratur zu halten. Bonn war damals der eigentliche Sitz der Sanskritphilologie. Unter Schlegel und L. florirte dort das Studium der indischen Sprache und Litteratur so, daß begeisterte Schüler von einem „zweiten Benares an den Ufern eines zweiten Ganges" sprechen konnten. Wohl die meisten von den Sanskritanern, die jetzt an den deutschen Universitäten die Stellen einnehmen, haben bei L. ihre Ausbildung erhalten. Seine Antrittsvorlesung als ordentlicher Professor hielt er über das alte Ceylon nach den griechischen und indischen Berichten („De Taprobane insula veteribus cognita ...", Bonn 1842, 4°, auch als Pars I bez., nicht weiter erschienen). Die Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, zu deren Begründern L. gehört hatte, ging, nachdem 3 Bände derselben in Göttingen bei Dieterich erschienen waren, an den Verleger Koenig in Bonn über, und L. übernahm die Redactionsgeschäfte und wurde zugleich der eifrigste Mitarbeiter der Zeitschrift, ließ sie aber nach einigen Jahren, als seine Kränklichkeit zunahm und außerdem die Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft und Weber's Indische Studien zu erscheinen begonnen hatten, eingehen (Bd. IV—VII, Bonn 1842—50). Die wichtigeren Abhandlungen, die er zu der Zeitschrift beigetragen hat, sind außer den schon erwähnten folgende: „Ueber eine alte Indische Inschrift der königl. Satrapen von Surâshtra ...", IV, 146—202; „Ueber den Ursprung und das Alter des Indischen Thierkreises von C. M. Whish. Bemerkungen dazu", IV, 302—48; „Eine auf einer Kupfertafel in Sattâra gefundene Inschrift Naravarma's aus dem

Jahre 1104", VII, 294—352. Von sonstigen Arbeiten Lassen's sind zu erwähnen die zweite Ausgabe von Schlegel's Bhagavadgîtâ („Bhagavad-Gita id est θεσπέσιον μέλος sive almi Crishnae et Arjunae colloquium de rebus divinis. Textum rec., adn. crit. et interpr. lat. adj. Aug. Guil. a Schlegel. Ed. II . . . cura Chr. L." Bonn 1846, 8°), die Ausgabe der fünf ersten Capitel des Vendidad zum Gebrauch bei Vorlesungen („Vendidadi capita quinque priora", Bonn 1852, 8°), die Abhandlungen „Ueber die Lykischen Inschriften und die alten Sprachen Kleinasiens": Ztschr. d. Deutschen Morgenl. Gesellschaft, X, 329—88, 1 Taf., 1856, „Ueber die Altindische Handelsverfassung": ebend., XVI, 427—37, 1862, und schließlich das Hauptwerk seines Lebens, die „Indische Alterthumskunde", Bd. I, Geographie und die älteste Geschichte, Bonn, London 1847 (Heft I erschien bereits 1843). Bd. II, Geschichte von Buddha bis auf die Vallabhi- und jüngere Gupta-Dynastie, ebend. 1852. Bd. III, Geschichte des Handels und des griechisch-römischen Wissens von Indien und Geschichte des nördlichen Indiens von 319 n. Chr. Geb. bis auf die Muhammedaner, Leipzig, London 1858. Bd. IV, Geschichte des Dekhans, Hinterindiens und des indischen Archipels von 319 n. Chr. Geb. bis auf die Muhammedaner und die Portugiesen, ebend. 1861. Anhang zu Bd. III u. IV: Geschichte des chinesischen und des arabischen Wissens von Indien, ebend. 1862. Die ersten beiden Bände erschienen in zweiter Ausgabe, Leipzig, London 1867, 74. Die Inder selbst haben ja nie daran gedacht, ihre Geschichte zu schreiben, und auch auf europäischem Boden gab es nur wenige Vorarbeiten, es galt vielmehr diese Wissenschaft erst zu begründen. Die gelegentlichen Andeutungen in den Werken der indischen Litteratur, die indischen Inschriften, die Nachrichten der Griechen, Araber, Chinesen und ähnliche Elemente hatte er zu einem Ganzen zu verarbeiten. Schon jetzt bedarf manches in dem Werke der Ergänzung, und je schneller die Wissenschaft von Indien vorschreiten wird, desto eher wird Lassen's Werk veraltet sein, aber der Ruhm wird ihm bleiben, den Grund zur indischen Alterthumskunde gelegt zu haben. Leider ist das Namen- und Sachregister, von dessen Anfertigung in der Vorrede zu Bd. II, Aufl. 2 die Rede war, doch nicht erschienen. Schon in der Jugend wurde L. von einem Augenleiden heimgesucht, welches er sich in Paris bei der Collation einer Telingahandschrift des Râmâyana zugezogen haben soll, s. Ramayana ed. Schlegel, Vol. I, Pars I, Bonn 1829, p. XXXIX. Seit 1840 nahm das Leiden zu, bis er schließlich nur noch einen schwachen Lichtschimmer sah, außerdem wurde seine Sprache undeutlich, und diese Leiden machten es ihm in den letzten Lebensjahren unmöglich, Vorlesungen zu halten und behinderten ihn in seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Seit 1860 scheint sein körperliches Befinden sich besonders verschlimmert zu haben, er kündigte seitdem meistens nur eine Vorlesung an und seit Winter 1868/69 gar keine. Verheirathet hatte er sich erst im 50. Lebensjahre, am 15. September 1849, mit Karoline Auguste Wiggers aus Altona. Nach einwöchentlicher Krankheit erfolgte sein lang erwarteter Tod am Abend des 8. Mai 1876.

Vgl. die Nekrologe, Trübner's Record, X. 82 sq.; Journ. of the R. Asiat. Soc. N. S. IX. Ann. Rep. p. VII—X; Proceed. of the Asiat. Soc. of Bengal, 1876, 101 sqq.; Athenaeum No. 2534, p. 697. Ferner die Conversationslexika, das neueste Encycl. Brit. 9. ed. XIV, 1882, p. 322 sq.; A. De-Gubernatis, Cenni sopra alcuni Indianisti viventi: Rivista Europea, Anno III, Vol. IV, 1872, p. 449 sq. Ein Bild Lassen's: Ill. Nyhedsbl. 1859, No. 46.

J. Klatt.

Lassenius: Johann L., berühmter Prediger und ascetischer Schriftsteller, war geboren zu Waldau in Pommern am 26. April 1636, wo sein Vater derzeit

Prediger war, nachher in Danzig. Die Familie leitete ihre Abstammung her von einem adligen polnischen Geschlecht v. Laczinsky. Von Privatlehrern vorbereitet, bezog er 1650 die Schule in Stolpe, nachher die Gymnasien in Danzig und Stettin. Aus dieser Zeit sind schon drei lateinische Disputationen von ihm gedruckt. Hierauf studirte er von 1655 an auf der Universität Rostock, wo er sich besonders angezogen fühlte von dem bekannten Verfasser der geistlichen Erquickstunden, des himmlischen Liebeskusses ꝛc., Dr. Heinrich Müller, dessen Schüler er im eigentlichen Sinne Zeit seines Lebens geblieben ist. Nach Absolvirung des akademischen Trienniums führte er einen Danziger Patriziersohn auf Reisen durch Holland, Frankreich, England. In Paris erwarb er sich die Gunst des Cardinals Mazarini, in England ward er mit Milton bekannt. Nach Beendigung dieser Reise trat er in derselben Weise eine zweite an, die ihn auch nach Portugal, Spanien und Italien führte. In Rom ward Cardinal Farnerio sein Gönner. Aus dieser Zeit stammen u. A. seine „Adelige und bürgerliche Tischreden“, Nürnberg 1661 und 1662. Er fand nun Anstellung als Custos an der kurfürstlichen Bibliothek in Berlin, aber schon nach einem Jahr erlangte er ein kurfürstliches Stipendium, um seine Studien auf verschiedenen Universitäten fortzusetzen. In Straßburg promovirte er zum Magister artium und ließ sich dann in Nürnberg nieder. Er sah es jetzt als seine Lebensaufgabe an gegen die Papisten und namentlich gegen die Jesuiten in Wort und Schrift zu wirken. Dadurch zog er sich natürlich den Haß dieser zu und sie brachten es auch dahin, daß er gefangen genommen und vor den Kaiser gestellt wurde. In dieser Gefangenschaft hat er viel gelitten. Er wurde, da er seinem evangelischen Glauben treu blieb und nicht widerrufen wollte, immer strenger behandelt. Endlich da er nahe der türkischen Grenze gebracht, gelang es ihm die Flucht zu ergreifen. Er pilgerte nun umher und nach einer Nachricht soll er während dieses Wanderlebens eine Zeitlang selbst als Schauspieler der Traul'schen Gesellschaft angehört haben (vgl. Dr. H. Schröder, Versuch eines Beweises, daß Johann Lassenius doch Schauspieler gewesen, Schleswig-Holstein-Lauenburgische Provinzialberichte 1834, 168). Nach allerlei Umzügen war er nach Helmstädt gekommen und hier durch den bekannten Calixt auf dessen engeres Vaterland Schleswig-Holstein aufmerksam gemacht. Hier fand er endlich in der Stadt Itzehoe 1666 Anstellung als Rector an der Stadtschule und Prediger an der St. Nicolaikapelle. Er verfaßte hier eine Menge Schulschriften und erwarb sich den Grad eines Licentiaten der Theologie auf der Universität Greifswald. Besonders trat hier seine Begabung als Prediger hervor und als der König von Dänemark Friedrich III. ihn auf der Reise hier hatte predigen hören, wünschte er ihn zu seinem deutschen Hofprediger. Doch lehnte L. diese Ehre ab. Als aber der königliche Statthalter Detlev Rantzau ihn zum Hauptpastor in Barmstedt und Propst seiner Reichsgrafschaft berief, glaubte er dem Rufe folgen zu müssen und hat er hier mit großem Segen gewirkt. 1676 folgte er, nachdem er erst abgelehnt, dem an ihn ergangenen Ruf als Prediger an die deutsche Petrikirche in Kopenhagen. Im folgenden Jahre ernannte ihn die Universität Greifswald zum Dr. theol. und im darauf folgenden Jahre ward er zugleich zum Professor an der Universität in Kopenhagen ernannt. (Die Vorlesungen wurden in lateinischer Sprache gehalten.) Er hat hier einen großen Wirkungskreis gefunden. Die Petrikirche mußte wegen des Zudrangs der Zuhörer durch einen Anbau erweitert werden. Spätere Vocationen hat er abgewiesen und verblieb hier bis an sein Ende, das am 22. August 1692 erfolgte, da er erst 56 Jahre alt war. L. besaß eine außergewöhnliche äußere Beredtsamkeit, wodurch er immer mehr Zuhörer anzog. Er rügte freimüthig die Fehler seiner Zeit und war ein starker Bußprediger. Dem König selbst sagte er: Wollt Ihr ein Herodes

sein, so bin ich Johannes. Es ist eine große Reihe von Predigten und Erbauungsschriften von ihm gedruckt und werden noch immer wieder gedruckt. Lober's Auszug aus seinen Predigten: „Sonn- und festtägliche Frühglocke“, 1714, ist wiederholt abgedruckt, zuletzt bei Wohlgemuth in Berlin 5. Auflage. Seine Passionspredigten 1696 sind von Dr. Kahnis Leipzig 1857 neu herausgegeben. Der Herausgeber bemerkt in der Vorrede: daß der Verfasser bewundernswürdig in der Schrift heimisch, in der Lehre fest und treu, im Herzen warm und tief, an Gedanken reich, in der Darstellung kernhaft sei, wird jeder Leser inne werden. Weit verbreitet, zum Theil noch, ist sein Andachtsbuch „Biblischer Weihrauch“, neu gedruckt Herrmannsburg 1878. Von dem christlichen Verein im nördlichen Deutschland ist veranstaltet: „Perlen aus J. Lassenius' Perlenschatz“, neu geordnet von J. M. Schubert 1858, 2 Bde. Auch als geistlicher Liederdichter hat L. sich bekannt gemacht, von seinen 56 Liedern sind nach Koch 26 in Gesangbücher aufgenommen. Auch A. Knapp (Liederschatz) und Pressel (Die geistliche Dichtung) geben Proben derselben. Großartig war seine Wohlthätigkeit und Freigebigkeit, schon in Itzehoe und nachher auch in Kopenhagen, so daß er selbst oft entbehren mußte. Insbesondere verstand er es auch Andere zum Geben zu bringen und seine Kirchencollecten waren immer reichlich, haben mitunter Tausende gebracht.

Vgl. Molleri Cimbria litt. II, 459. Knickbein in Schlesw.-Holst.-Lauenb. Provinzialberichte 1834, 3, 396. Koch, Gesch. d. Kirchenliedes, 3. Aufl. 1868, V. 536. Carstens, Erinnerung an Dr. J. Lassenius in Beweis des Glaubens, 1876, Bd. XII. S. 449—60. Carstens.

Lasser: Johann Baptist L., Sänger und Componist, geb. am 12. Aug. 1751 zu Steinkirchen in Niederösterreich, † am 21. October 1805 zu München. Er hatte zunächst in Linz das Seminar besucht und war dann nach Wien gegangen, wo er, mit guten musikalischen Kenntnissen ausgerüstet, den Beruf eines Musiklehrers ergriff. Seine schöne Stimme veranlaßte ihn 1781, nachdem er sich mit einer Sängerin vermählt hatte, in Brünn als Tenorist zu debütiren. Der Erfolg rechtfertigte sein Verbleiben bei der Bühne, bei der er sich 1784 bis 1788 in Linz auch als Director bethätigte, um dann wieder in Graz als Sänger aufzutreten. 1791 kam L. als Hof- und Kammersänger nach München und wirkte daselbst seit Juni 1802 ebenso wie seine Frau auch an der Hofbühne mit. L. besaß eine ebenso biegsame wie umfangreiche Stimme und viel Schule, von der auch seine Schrift „Vollständige Anleitung zur Singkunst sowol für den Sopran, als auch für den Alt“ (München 1798) Zeugniß ablegt. Als Componist hat er sich namentlich auf dem Gebiete des Singspiels hervorgethan u. u. a. „Das wüthende Heer“, „Die glückliche Maskerade“, „Der Kapellmeister“, „Die kluge Wittwe“, „Die unruhige Nacht“, „Die Modehändlerin“ und „Der Jude“ geschrieben, die mit mehr oder minderem Beifall zur Aufführung gelangten. Außer diesen in Graz componirten Operetten sind von ihm die in München entstandenen Werke „Cora und Alonzo“, Oper, und „Die Huldigung der Töne“, Vorspiel. Als Componist von Kirchenmusik, der er sich in München fast ausschließlich zuwandte, hatte er wegen des durchaus weltlich dramatischen Gepräges seines Compositionsstils kein Glück.

Joseph Kürschner.

Lasser: Josef Freiherr L. von Zollheim. Aus einem alten salzburgischen Rittergeschlechte entsprossen, widmete sich L., geb. am 30. September 1815, den juristischen Studien an der Wiener Universität und trat nach erlangtem Doctorgrad in den Dienst bei der Hofkammerprokuratur. Das Jahr 1848 rief ihn in die parlamentarische Laufbahn. Er wurde von einem salzburgischen Wahlbezirk in den österreichischen Reichstag, kurz darauf auch für das

Frankfurter Parlament gewählt, optirte jedoch für den ersteren. Bei der Unklarheit und dem Mangel an politischer Bildung, welche diese erste österreichische Reichsversammlung charakterisirte, ward L. vielfache Gelegenheit, seine überwiegende Begabung und sein vielseitiges praktisches Wissen in glänzender und gemeinnützlicher Weise zu bewähren. Seinem verständigen und maßvollen Benehmen war es insbesondere zu danken, daß die durch Kudlich's Antrag im September 1848 in Anregung gebrachte Frage der Aufhebung des Unterthansverbandes und der Grundentlastung, in der er mit überlegenem Wissen in einer meisterhaften Rede eingriff, in einer, den Rücksichten der Billigkeit gegen die bisher Bezugsberechtigten entsprechenden und praktisch durchführbaren Weise gelöst wurde. Auch in den darauf folgenden stürmischen Tagen bildete er stets das versöhnende und die schroffen Parteigegensätze ausgleichende Element. Während der Verlegung des Reichstages nach Kremsier blieb er unbestritten einer der einflußreichsten Führer der centralistischen Partei. Vom Minister Grafen Stadion in das engste Vertrauen gezogen, widerrieth er auf das Entschiedenste die Auflösung des Reichstages und die Octroirung der Verfassung. Nach der Durchführung des Staatsstreiches trat er jedoch als Ministerialrath in das Ministerium des Innern, in welcher Stellung ihm die Durchführung der gesammten neuen Organisation der Verwaltung zufiel. Seine hervorragende administrative Befähigung machte ihn zu einer unentbehrlichen Kraft, welche auch nach dem Rücktritt des Ministers Bach von allen nachfolgenden Regierungen mit Eifer benutzt wurde. Er wurde bei dem Eintritte des Grafen Goluchowski in das Ministerium des Innern im August 1859 zum Sectionschef befördert und bei der Errichtung des Staatsministeriums am 20. October 1860 unter Verleihung der Geheimen Rathswürde und des Ministerranges zur Leitung des Justizministeriums berufen. Nach der Entlassung Goluchowski's übernahm L. an der Seite Schmerling's die Leitung der Geschäfte der politischen Verwaltung als Verwaltungsminister. Bei dem Rücktritte Schmerling's im Juli 1865 trat L. in den Ruhestand, den er bis in das Jahr 1867 in Graz verlebte. Unter dem Bürgerministerium wurde er zum Statthalter von Tirol ernannt, auf welchem Posten er als ein unbeugsamer Wächter der Verfassung sich erwies und die Angriffe der Klerikalen gegen die Staatshoheit mit Erfolg zurückzuschlagen wußte. Die klerikale Partei, über das Lasser'sche Regime aufs tiefste erbittert, versuchte vergeblich die Position des Statthalters zu erschüttern, der mit unerschütterlicher Consequenz auf dem von ihm betretenen Wege beharrte, um die Verfassung und insbesondere das Reichs-Volksschulgesetz in Tirol zur vollen Durchführung zu bringen. Als im Frühjahre 1870 das Bürgerministerium zurücktrat, erkannte L., daß seine Stellung in Tirol unhaltbar geworden und bat unter dem Ministerium Potocki wiederholt um seine Enthebung; sie wurde ihm versagt. Am 20. September 1870 erfolgte nun plötzlich durch den neu eingetretenen Minister Graf Hohenwart die Amovirung Lasser's und zweier anderer Länderchefs (des Statthalters Baron Poche in Mähren und des Landeschefs Baron Pillersdorf in Schlesien) aus Anlaß ihrer Abstimmung im Abgeordnetenhause in der Frage der Constituirung des letzteren ohne Rücksicht auf die noch ausständigen czechischen Reichsrathswahlen. L. blieb Abgeordneter und bekämpfte aufs Entschiedenste die föderalistischen Tendenzen des Ministeriums Hohenwart. Nach dem Sturze des letzteren trat er (am 25. November 1871) als Minister des Inneren in das Ministerium Auersperg, dessen geistiger Leiter er bis zu seinem definitiven Ausscheiden blieb. Sein nächstes und zugleich wichtigstes Ziel war die Durchführung der Wahlreform durch Einführung der directen Reichsrathswahlen. Diesem Ziele, das nur durch Zustandebringung einer Zweidrittelmajorität im Reichsrath zu erreichen war, widmete er die Macht seiner ganz ungewöhnlichen Popularität und mancherlei

Mittel, deren Gefährlichkeit er gar wohl erkannte und zu denen er sich wol nur mit Rücksicht auf ihre Unentbehrlichkeit entschloß. Zu letzteren gehört insbesondere die durch die Umtriebe der Czechenpartei ihm aufgenöthigte Bildung eines Gegenchabrus, einer Gesellschaft zur Acquirirung von Gütern in Böhmen zur Versicherung der Stimmmajorität in der Wahlcurie des böhmischen Großgrundbesitzes, zu deren Durchführung L. sich vielfach der Mitwirkung neu gegründeter Schwindelbanken und der Unterstützung der letzteren durch Gelder der Sparkassen bediente, ein Unternehmen, wodurch späterhin der Ruin vieler der gedachten Banken und eine beträchtliche Beschädigung der ins Mitleid gezogenen Sparkassen herbeigeführt wurde, und das in der Folge zu einer sehr bitteren Kritik in der Broschüre „Ministerium Auersperg genannt Lasser" und zu sehr gehässigen Anträgen des klerikalen Abgeordneten Lienbacher im Reichsrathe Anlaß gab. Im Uebrigen verliefen die Tage des letzten Ministeriums Lasser's ziemlich resultatlos und jedenfalls sehr unbefriedigend. Die reactionären Tendenzen von Oben nahmen fortwährend zu, die Abhängigkeit der westlichen Reichshälfte von dem Dictate des ungarischen Ministeriums trat insbesondere bei Gelegenheit des Bankausgleiches und bei den Debatten über die Revision des Zolltarifs immer mehr hervor. Die Ohnmacht oder das Uebelwollen des cisleithanischen Ministeriums, die Interessen der westlichen Reichshälfte Ungarn gegenüber kräftig zu wehren, brachten in dem bis dahin festgeschlossenen Kreis der Verfassungspartei eine Spaltung und Erbitterung hervor, welche die Wirksamkeit des Ministeriums gründlich bedrohte und dadurch noch mehr zunehmen mußte, daß das Ministerium nicht selten zu dem unparlamentarischen Mittel griff, die eigne Partei durch die gegnerischen Fractionen, die selbstverständlich stets durch Gegenconcessionen gewonnen werden mußten, niederstimmen zu lassen. Unter solchen Umständen konnte sich L., dessen Gesundheit in letzterer Zeit durch einen Schlaganfall ohnehin gelitten hatte, von seiner ferneren ministeriellen Thätigkeit keinen Erfolg versprechen. Er erbat sich seine Enthebung, die ihm auch am 5. Juli 1878 unter Verleihung des Großkreuzes des Stephansordens und Berufung als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus gewährt wurde. Er genoß aber seine Ruhe nur kurze Zeit, indem er schon am 18. November 1879 einem neuerlichen Schlaganfalle erlag.

Vgl. Springer, Geschichte Oesterreichs, II. Rogge, Oesterreich seit der Katastrophe Hohenwart-Beust, 1879. Wurzbach, Biographisches Lexikon, 14. Bd. Augsburger Allg. Ztg. 1879, Nr. 325. Sommaruga.

Laßgallner: Johann Karl Freiherr v. L., k. k. Feldmarschalllieutenant, geb. in Ungarn im J. 1714, † zu Oedenburg am 20. August 1798, trat 1732 in die kaiserliche Armee, machte im vierten Dragonerregimente, in welchem er bis zum Major vorrückte, den Türkenkrieg und die Feldzüge des österreichischen Erbfolgekrieges mit. Sein kühnes Verhalten bei Kollin (18. Juni 1757) wurde durch die Ernennung zum aggregirten Oberst im Kürassierregimente Buccow gelohnt. — Nach der Schlacht bei Leuthen (5. December 1757) fand L. erneut Gelegenheit sich rühmlich hervorzuthun, indem er starke Colonnen des preußischen Heeres, welche der retirirenden österreichischen Armee den Weg nach Landshut verlegen wollten, durch geschickte Manöver an ihrem Vorhaben verhinderte. Ein besonderes Schreiben des Feldmarschalls Karl von Lothringen anerkannte diese verdienstvolle Leistung Laßgallner's, in Folge welcher er zum wirklichen Obersten im Kürassierregimente Anhalt-Zerbst befördert wurde. Mit diesem Regimente errang er bei Hochkirch (13. und 14. October 1758), bei Maxen (20. und 21. November 1759), bei Torgau (3. November 1760) die öffentliche Belobung seiner Tapferkeit, sowie jener seines Regiments. — Ganz besonders ehrenvoll gestaltete sich aber sein Wirken am 16. August 1762, als er nach dem versuchten Entsatze von Schweidnitz aus eigenem Antriebe die Deckung der retirirenden, stark

bedrängten Armee übernahm und die wiederholten feindlichen Angriffe so lange zurückschlug, bis er vollkommen umringt worden war. Jetzt zeigte L. seine unerschütterliche Geistesgegenwart und Entschlossenheit; er forderte sein Regiment zum Durchbrechen des Gegners auf, stellte sich an die Spitze desselben und befreite dasselbe mit geringem Verluste aus einer sehr gefährlichen Lage. L. selbst wurde hierbei verwundet, stürzte mit dem Pferde und entging der Gefangenschaft nur dadurch, daß mehrere Leute seines Regiments herbeisprengten und ihren Commandanten aus Feindes Hand heraushieben. In Würdigung dieser Waffenthat sowie seiner früheren kriegerischen Leistungen ernannte das Ordenskapitel L. zum Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens. — 1764 wurde L. zum Generalmajor, 1775 zum Feldmarschalllieutenant befördert; seine letzten Lebensjahre verlebte er im Ruhestande.

Wurzbach, Biograph. Lexikon ꝛc., 14. Bd., Wien 1854. Hirtenfeld, Der Milit. Maria-Theresien-Orden ꝛc., Wien 1857. Schinzl.

Lassota: Erich L. von Steblau, † 1616. Aus einem in Oberschlesien alt angesessenen Adelsgeschlechte stammend, besuchte L. 1567 das Gymnasium zu Görlitz und bezog 1573, in welchem Jahre auch sein Vater Wenzel starb, mit seinem etwas älteren Bruder Friedrich die Universität Padua, von der er 1576 nach dem väterlichen Gute Bleischwitz bei Leobschütz zurückkehrte. Als er einige Jahre später in Prag am Königshofe verweilte, lockten ihn die auch in Deutschland vorgenommenen Werbungen des spanischen Königs Philipp; begleitet von einem jüngeren Vetter Ludwig als Pagen zog er 1579 den Werbeplätzen in der Lombardei zu, half als „Doppelsöldner" in dem deutschen Regimente den Spaniern Portugal erobern, machte in deren Solde wiederholt Expeditionen nach den Azoren mit und ward endlich 1584 mit dem Rest seiner Genossen auf italienischem Boden abgelohnt. Nicht lange aber duldete es ihn in seiner oberschlesischen Heimath; bereits 1585 treffen wir ihn wieder am Hofe Kaiser Rudolfs II., und im Interesse des Erzherzogs Maximilian, der bei dem Tode Stephan Bathoris sich um die polnische Königskrone bewarb, unternimmt er wiederholte Reisen durch Schlesien nach Polen, ja in dem kurzen Kriege, welcher am 24. Januar 1588 mit dem Treffen bei Pitschen und der Gefangennehmung des Erzherzogs endete, war L. einer der Hauptleute. Er folgte seinem Herrn in die polnische Gefangenschaft, der seine Treue durch die Ernennung zum Truchseß lohnte. In dessen Dienste ward er dann 1590 auf einer diplomatischen Mission nach Rußland geschickt, gerieth jedoch, nachdem er unweit von Narwa gelandet, in die Gewalt der Schweden, ward dann zum Theil in sehr harter Haft gehalten, von einem schwedischen Schlosse aufs andere geführt und erst im April 1593 wieder losgelassen. Das folgende Jahr finden wir ihn dann schon wieder auf einer neuen Sendung zu den Zaporogischen Kosaken, die Kaiser Rudolf in seinen Dienst zu nehmen gedachte. Er entledigte sich dieser schwierigen Mission mit dem besten Erfolge und erhielt in Folge dessen 1595 die wichtige Stellung eines Mustermeisters von Oberungarn mit dem Wohnsitz in Kaschau. Hier brachte ihn dann im J. 1604 die Einnahme der Stadt durch die Rebellen unter Bocskay in große Gefahr und um seine ganze Habe, doch hat er jene Stellung bis an seinen Tod im J. 1616 bekleidet. L. hat die Ereignisse seines vielbewegten Lebens wenigstens innerhalb der Jahre 1573 bis 1594 in einem Diarium beschrieben, das, obwol es zuweilen nur kurz die Reiseroute notirt, dann doch gerade die wichtigeren Erlebnisse eingehender und anschaulich schildert. Ueber einen Punkt bezüglich des Autors läßt uns das Tagebuch in einem gewissen Zweifel, nämlich über seine Confession. Wenn seine Feldzüge im spanischen Solde, seine nahen Beziehungen zu dem Breslauer Bischofe Johann Sitzsch, sowie sein Bericht darüber, wie er in St. Jakob von Compostella ge-

beichtet, für den Katholicismus sprechen, so steht dem die Bemerkung des Tagebuchs, der König von Schweden habe vermeinet, er sei ein Katholischer, sehr entschieden entgegen.

Lassota's Tagebuch ed. R. Schottin. Halle 1866. Einige wichtigere Notizen über den Verfasser und seine Familie theilt dann Welzel mit in der Zeitschrift für Geschichte und Alterthum Schlesiens, XI. 501.

Grünhagen.

Lalaing *): Philipp Graf von L., Baron von Escornaix, Herr von Waurin, Sohn Karls II., Grafen von Lalaing und Margaretha de Croy, war Seneschall von Flandern, Großbaljeuv von Hennegau, welcher Provinz sein Geschlecht entstammte, und Befehlshaber des wichtigen Valenciennes, das im Aufstande gegen Spanien mehr als einmal eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Als im J. 1576 auf Veranlassung der in Gent versammelten Generalstaaten zur Vertreibung der Spanier und zur Abwehr der von den Meuterern in Aalst zu befürchtenden Excesse Truppen geworben wurden, als deren Befehlshaber der Herzog von Aerschot angestellt wurde, wurde L. dessen Generallieutenant. Als solcher commandirte er das staatische Fußvolk, war einer der Unterhändler, die dem Herzog von Anjou die Statthalterschaft über die Provinzen anboten und trug zum Zustandekommen der näheren Union von Brüssel viel bei. Später als die Scheidung zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen eine greifbare Gestalt anzunehmen begann, folgte auch er, wie der ganze Adel der südlichen Niederlande, dem Aufruf des Herzogs von Aerschot, zum Gehorsam gegen den König von Spanien zurückzukehren, ein Entschluß, der durch den Einfluß seines Halbbruders Emanuel von Lalaing beschleunigt wurde (1579). Nach seiner Versöhnung mit Philipp II. wurde er Mitglied des Staatsrathes in Brüssel und als Truppenführer fand er bald Gelegenheit, sich durch die Eroberung von Landrecies (October 1579) um die Sache, zu der er übergetreten war, verdient zu machen. Er starb im J. 1582, wie man erzählt, durch einen Schlag seines eigenen Pferdes tödtlich getroffen.

Bor, Nederl. Oorl. IX. X. u. XI. de Jonge, Unie van Brussel p. 96.

Wenzelburger.

Zusätze und Berichtigungen.

Band IV.

S. 35. Z. 13 v. u.: Die Nachrichten über Carstens' Jugendgeschichte und seine früheste künstlerische Entwickelung erfahren auf Grund urkundlicher Quellen wesentliche Berichtigungen durch Dr. Aug. Sach: „Asmus Jakob Carstens' Jugend- und Lehrjahre“, Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1881.

S. 575. Z. 14 v. u. l.: Joh. Crecceliūs (st. Creceliūs).

Crecelius.

---

*) Zu S. 530 oben.

Band IX.

S. 163. Z. 8 v. u.: Das Kirchenbuch von Petershagen bestätigt das Jahr 1792 als Gieseler's Geburtsjahr.

S. 678. Z. 4 v. o.: Die Briefe der Kaiserin Katharina II. an Grimm sind inzwischen (mit russ. Einleitung und Notizenapparat) von Grote im 23. Band der kais. Ges. für russ. Geschichtsforsch. veröffentlicht.

S. 730. Z. 25 v. o. l.: Pick's (st. Patt's).

Band XI.

S. 348. Z. 9 v. o.: Am gleichen Tage (20. Februar) 1883 ward Mathilde Heine hier neben ihm begraben.

Band XIII.

S. 44. Z. 16 v. o.: Ueber E. Chr. Homburg ist jetzt zu vgl. die Biographie und liter. Würdigung von Mitzschke in Nathusius u. Oertzen, Allg. konservat. Monatsschrift f. d. christl. Deutschland, 1882 Halbb. I S. 354 ff.

S. 266. Z. 6 v. u. l.: Auch in Augsburg hat er sich aufgehalten.

A. Stern.

„ Z. 3 v. u. l.: Lichtenstein (st. Lübtenst.).

Band XIV.

S. 583. Z. 29 ff. v. o.: Nach den Untersuchungen des P. Odilo Rottmann in Bd. 30 der Mittheilungen des histor. Ver. f. Steyermark, 1882, S. 95 ff. war Irimbert in Michaelsberg bis 1172; darauf Abt von Admont 1172—76 und starb am 26. December 1176.

Band XV.

S. 14. Z. 21 v. o.: Briefe von Charlotte v. Kalb an Jean Paul u. seine Gattin, herausgeg. von Dr. Paul Nerrlich, Berlin, Weidm. Buchh., 1882.

S. 643. Z. 7 v. o.: Vgl. hierzu Ad. Wohlwill: Zur Biographie G. Kerner's. In: Mittheilungen des Ver. f. hamb. Gesch. 1882 Nr. 12.

S. 680. Z. 5 v. o.: Gotthard Kettler's Eltern waren Gotthart K. und Sibylla, Tochter Wilhelms v. Nesselrode. Margaretha v. Batenburg war seine Großmutter. Die Aufeinanderfolge der zahlreichen Kinder jenes Paares und die Geburtsjahre der einzelnen lassen sich kaum bestimmen. Durch Sibylla ward Ritter G. K. Pfandinhaber von Burg und Amt Elberfeld. Crecelius.

Band XVI.

S. 22. Z. 8 v. o. l.: 19. (st. 18.) Mai. So gibt das Kirchenbuch der Münstergemeinde in Herford den Geburtstag an. Hölscher.

S. 112. Z. 8 v. u.: Gerhard Kleinsorgen's Kirchengeschichte von Westfalen wurde von den Minderbrüder-Conventualen zu Münster 1779 f. in 8° in 2 Bänden herausgegeben. Das Werk über den Truchsessischen Krieg findet sich handschriftlich in mehrfachen Exemplaren verbreitet. Crecelius.

S. 162. Z. 7 v. o.: Zu Klenkok vgl. ferner Anz. f. K. d. D. Vorz. 1883, Sp. 80.

S. 184. Z. 9 v. o.: Den hier besprochenen Mann hat das Mißgeschick, in der Litteratur seinen richtigen Namen zu verlieren, bis in die „Allgem. deutsche Biographie" verfolgt. Poggendorff wie Rotermund (in seiner Fortsetzung des Jöcher'schen Lexikons) nennt ihn Klimm. Es ergibt sich aber aus Brückner's „Schul- und Kirchenstaat" (III, Stück 6), der uns bei Abfassung jenes Artikels leider nicht vorlag, auf den auch bei der sonstigen Zuverlässigkeit der benützten Quellen kein Anlaß war zurückzugreifen, daß der Mann in Wahrheit Klein hieß.

Günther.

S. 195. A. Klingler war von 1688 bis zu seinem Tode — 1713 — Antistes der zürcherischen Kirche und nimmt als solcher in der Geschichte Zürich's eine nicht zu unterschätzende, aber sehr fragwürdige Stellung ein. Wie schon die Bilder des Mannes beweisen, ein von seiner Gewichtigkeit überzeugter, geistig beschränkter Zelot, hat K. den traurigen Ruhm, daß während seiner Kirchenleitung nochmals, 1701, ein Hexenproceß großen Zuschnittes durchgeführt wurde (mit einer Verbrennung, sieben Enthauptungen, sämmtlich von Angehörigen des Dorfes Wasterkingen, aus der Landvogtei Eglisau). Nachdem er sich dann durch Geisterspuk von Hausangehörigen, die freche Unzucht damit verdeckt hatten, lange Zeit hindurch hatte verhöhnen lassen, mußte K., der zwar auch jetzt noch in Predigten seine Auffassung des Uebernatürlichen in diesen Vorgängen nicht ganz preisgab, seinen eigenen Pedellen, den Veranstalter des Ganzen, das Schaffot besteigen sehen. Während sich der Dünkel dieses Wächters einer geistlos gewordenen Orthodoxie bis zur Anmaßung des Titels Excellenz verstieg, wurden ächtere Kundgebungen religiöser Ueberzeugung, mystischer, pietistischer Färbung, verfolgt. Mit der hervorragendsten geistigen Capacität des damaligen Zürich, dem Polyhistor Scheuchzer (s. d. Art.), lebte K. auf durchaus gespanntem Fuße. Doch auch ein jüngeres politisches Talent, Joh Kaspar Escher (vgl. Bd. VI S. 357—359), zeigte 1709 als neugewählter weltlicher Beisitzer der Synode in seinen Postulaten an den allerdings hochmüthig abweisenden K., daß Zeiten besseren Segens nach einem solchen Antistes möglich seien.

Vgl. G. R. Zimmermann, Die Zürcher Kirche von der Reformation bis 1819 in der Reihenfolge der zürcherischen Antistites, 1878 (S. 230—256). Meyer von Knonau.

S. 274. Z. 16 v. u.: Das „seer schön v. nützlich Spiel von der lieblichen Geburt vnsers Herrn Jesu Christi" gab Friedländer, Berlin bei Hertz 1862 heraus, mit Einleitung.

S. 450. Z. 17 v. o.: Zu Kohlhase ist noch zu vgl. Gropius, Beiträge zur Geschichte Berlins, 1840, S. 61—81, wo auch einige Actenstücke aus Berliner Archiven abgedruckt sind.

S. 451. Z. 10 v. u. l.: Coesfeld (st. Crefeld).

S. 569. Z. 25 v. o. l.: Karl (st. Konrad).

S. 648. Z. 9 v. u.: Nach der Abfassung des Artikels über Konrad von Marburg erschien: Balth. Kaltner, K. v. M. u. die Inquisition in Deutschland. Prag 1882.

S. 671. Z. 7 v. o. l.: Karl Hasselbach, vgl. Bd. X S. 761 (st. Karl K.).